Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

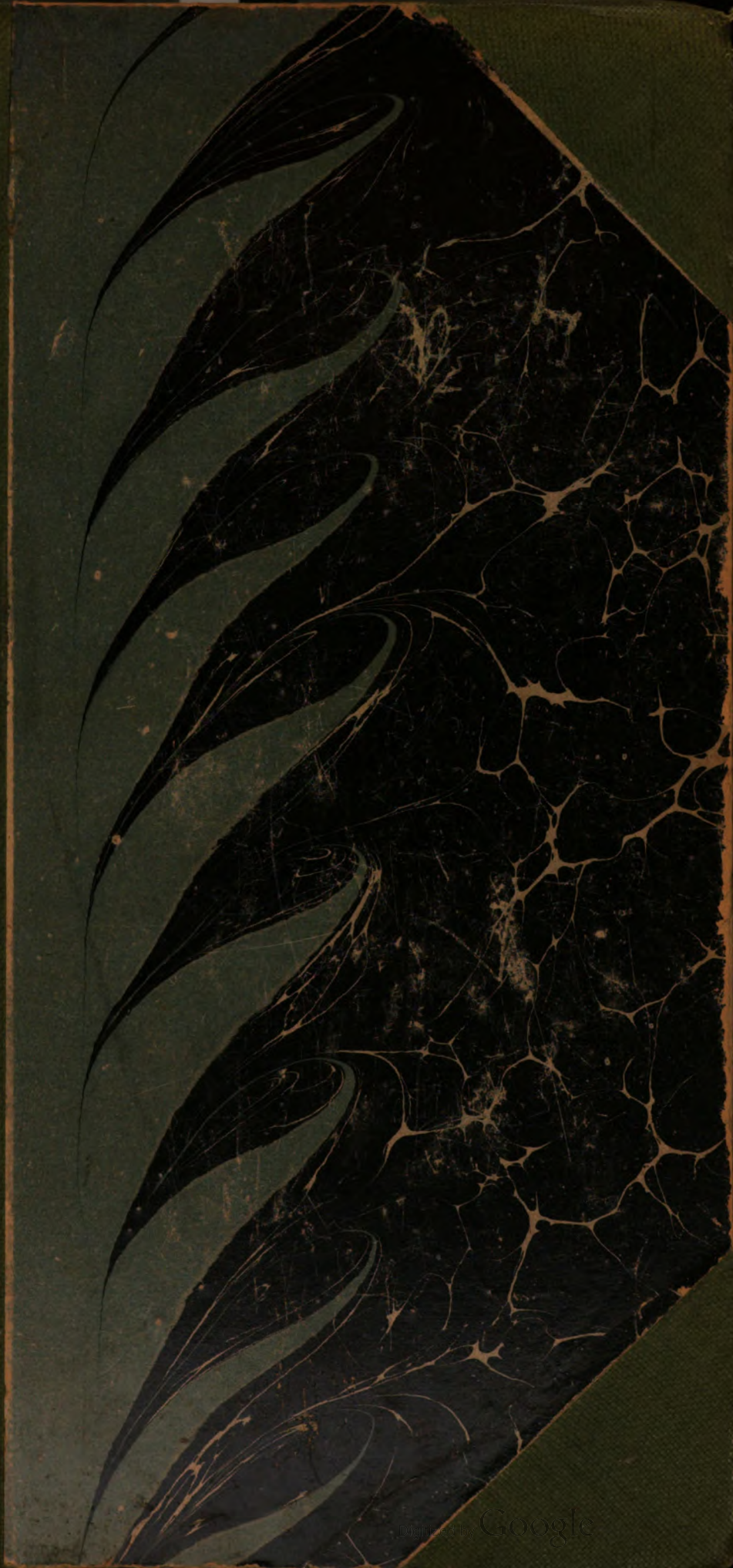
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,575,859



Digitized by Google

LETTE VEREIN
Buchbinderei
BERLIN

Digitized by Google

Digitized by Google

PROPERTY OF
University of Virginia Library
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Neue Deutsche Rundschau

(Freie Bühne)

XIV. Jahrgang 1903

Drittes und viertes Quartal

S. Fischer, Verlag
Berlin W.

Digitized by Google

830.6
N48
R9
1903
v.2

Digitized by Google

GL
Gotha
Finanz
4 28 55
92063

Inhaltsverzeichnis

zum zweiten Halbband des vierzehnten Jahrgangs der „Neuen Deutschen Rundschau".

Romane, Novellen, Dramen, Gedichte.

	Seite
Gustaf af Geijerstam, Frauenmacht	693
Bernad Shaw, Der Schlachtenlenker	737
J. J. David, Ruzena Capek	785
August Strindberg, die Quarantäne	854
Stephane Mallarmé, Herodias	884
Anatole France, Crainquebille	902
A. de Wit, Orpheus in der „Dessa"	963
Otto Erich Hartleben, Aus dem Halkyonier	996
Hermann Hesse, Peter Camenzind	1024, 1143, 1259
Gabriele d'Annunzio, Francesca da Rimini	1063, 1167
Hermann Stehr, Drei Gedichte	1114
August Strindberg, Jubal ohne Ich	1306
Stijn Streuvels, Totentanz	1318

Kultur, Philosophie, Memoiren, Briefe.

Wilhelm Bölsche, Wirklichkeitspoesie	673
Paul Kipper, Christentum und Religion	810
Das Drama zweier Operntexte, Briefe von G. Verdi	831
Franz Oppenheimer, Die Gartenstadt	897
Georg Simmel, Soziologie der Konkurrenz	1009
Henriette Geerling, Der Kulturbesitz	1102
Ungedrucktes aus den Tagebüchern Fr. Hebbels	1164
H. v. Gerlach, Die Sozialdemokratie von heute	1213
Paul Mongré, Sprachkritik	1233
Albrecht Wirth, Heutige Geschichtsschreibung	1287

Rundschau:

Ein neuer Sombart	780
Memoiren eines Proletariers	889
Reichstagszauber	895
Kunst und Recht	1004
Skepsis und Mystik	1117
Der indische Heilige	1228
Sentenzen von George Meredith	1339

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Seite

Hermann Bahr, Dialog vom Tragischen 716
Max Osborn, Moderne Plastik 770
Felix Poppenberg, Dehmel-Demiurgos 873
Oscar Bie, Der Gesellschaftstanz in der Renaissance 920
Richard Muther, Die jüngere Belgische Malerei 947
Felix Poppenberg, Grillparzers Inferno 1054
Erwin Kircher, Romantischer und Historischer Sinn 1121
Alfred Kerr, Der Sturmgeselle Sokrates 1223
Alfred Kerr, Rose Bernd und Elektra 1311
Arthur Eloesser, Neue Romane 1326

Rundschau:

Österreichische Kunst 781
Hugo Wolfs Biographie 784
Französische Malerei 1903 891
Dresdener Ausstellungsgänge 1001
Das Tagebuch von Delacroix 1006
Das neue Botticellibuch 1116
Die Wohnung 1116
Bühnenbilder 1227
Bücherhaufen 1230
Jean Paul-Raritätenkasten 1344

Digitized by Google

Wirklichkeitspoesie.

Von **Wilhelm Bölsche.**

So oft ist versucht worden, das neunzehnte Jahrhundert gegen das achtzehnte durch ein scharfes Ereignis abzugrenzen. Durch die französische Revolution. Oder durch Goethes Tod. Man gab hier, dort ein Jahrzehnt, ein paar Jahrzehnte zu. Immer vergebens.

Mit eigentlichen Ereignissen im gewöhnlichen Sinne glücken wahre weltgeschichtliche Trennungen überhaupt nie. Die Antike schließt so wenig mit der Absetzung des Romulus Augustulus, wie das Mittelalter wirklich endet mit der Entdeckung Amerikas. Man muß den Begriff „Ereignis" in einer tieferen, einer verfeinert geistigen Bedeutung fassen. Ein tiefstes innerliches Erleben, eine langsame Geistesströmung der Menschheit, lange im Unzulänglichen gehalten, wird endlich „Ereignis" im Faustischen Sinne. An solchem Ereigniswerden gehen dann in der Tat Weltalter auseinander, an ihm gliedert sich die Geschichte zu Epochen voneinander wie ein grandioses Kunstwerk. Aber diesen Vollzug bezeichnet kein Name einer Person, keine Staatsaktion, keine Explosion und kein Landruf aus dem Mastkorbe eines Entdeckerschiffs. Wir finden dafür immer nur eines jener begrifflichen Worte, ein ideelles Leitwort aus dem begrifflichen Denken heraus, das uns allerdings in solchem Moment daran mahnen mag, wie dieses begriffliche Denken des Menschenhirnes selber eine Art geheimnisvollen Sinnesorgans sei, das gerade da in den innersten Säulenbau der Weltendinge und Geschichtsdinge schaut, Zusammenhänge, Umfassungen, Trennungen sieht, wo das gewöhnliche Auge versagt.

Auch das neunzehnte Jahrhundert hat sein begriffliches Leitwort.

Es lautet: Wirklichkeit.

Das Ereigniswerden dieses Wortes in der Menschheitsseele bildet den eigentlichen Leib, das eigentliche Individuum dieses Jahrhunderts — die Kristallisationsform der Menschheit, die immerhin der äußeren Ziffer von achtzehnhundert Jahren seit Christi dunkler Geburt am nächsten steht.

In diesem Wörtchen Wirklichkeit liegt auch alles, was das neunzehnte Jahrhundert vom achtzehnten trennt. Um dieses Leitwortes willen erscheint es dem raschen Blick so stark als „Tat" zu dessen „Gedanken".

Es lag dieser Tat aber doch in Wahrheit ein anderer, ein eigener Gedanke zugrunde.

Das achtzehnte Jahrhundert (in diesem Sinne immer jetzt nur als eine lose Annäherung gefaßt an die Jahresziffer) philosophierte abstrakt, träumte, dichtete, phantasierte, lebte und schwelgte in Gefühlswelten. Alle seine Maßstäbe waren ästhetische. Seine Naturgeschichte war Naturphilosophie. Seine soziale Besserungssehnsucht wandelte in Utopien, versenkte sich in mystische Gründe, konstruierte sich eine romantische Geschichte, die nie existiert hat, und baute darauf in die Wolken hinein eine märchenhafte Zukunft. Immer hat dieses Jahrhundert einen Stich ins Ungemessene, ein Überfliegen der Dinge durch den Gedanken, eine naive Befreiung von der Schwere.

Digitized by Google

Das neunzehnte Jahrhundert kennt nur einen Maßstab, den technischen. Sein Blick ist auf einmal kurz, aber auf diese kurze Spanne mikroskopisch scharf. Sein Boden, seine eigentliche Erdwissenschaft, aus der Antäus Kraft schöpft, ist die Naturgeschichte, aber sie ist jetzt im echten Sinne Naturwissenschaft und nur solche. Auf ethischem, auf sozialem Gebiete ist es das Jahrhundert der kurzen Programme, die nicht die Welt neuschöpfen wollen, sondern einen einzigen nächsten besseren Schritt eisern ins Auge fassen, ganz nüchtern — für diese Menschheit, für dieses Leben, für diese Prozentziffer Schlechtigkeit weniger und für diesen konkreten Laib Brot mehr.

Hinter allen Taten dieses Jahrhunderts scheint obenan der Gedanke zu stehen: beschränken wir uns.

Beschränkung ist aber keine Beschränktheit. Man nimmt dem Worte die Spitze, wenn man sich das Wesen jenes Beschränkens aus seinem Kern heraus klar macht. Das neunzehnte Jahrhundert hat alle seine Siege erfochten im Zeichen der Wirklichkeit. Dieser Begriff gerade in dem Sinne, wie ihn das Jahrhundert am meisten im Munde geführt hat, kommt aber selbst nur zustande durch eine Beschränkung. Das muß erfaßt werden, wenn man den Dingen gerecht werden will.

Wir gebrauchen das Wörtchen „wirklich" gewöhnlich in einer Auffassung, über die ein Zweifel nicht möglich scheint.

Wirklich ist das Blatt, ist der Tisch, auf denen ich diesen Satz schreibe. Wirklich ist die Tapete meines Zimmers, der Ahornbaum vor meinem Fenster, der Schornstein der Fabrik, der darüber vorlugt, der Blitzableiter auf diesem Schornsteine, und der Vogel, der eben darüber hin fliegt. Wirklich ist der Atlantische Ozean, ist Amerika, ist die Stadt New-York. Wirklich war einmal im neunzehnten Jahrhundert, einige siebzig Jahre lang, der Darwin, dessen Bild dort an der Wand hängt.

Nicht wirklich ist dagegen die Hallucination des Fieberkranken, die sich als Gestalt ihm dort im Zimmer bewegt, einen bestimmten Teil der Tapete dort ihm verdeckt, menschliche Worte zu ihm spricht. Nicht wirklich sind die Sirenen und Cyklopen der homerischen Gesänge. Niemals wirklich war die Traumlandschaft, in der ich heute Nacht im Schlafe unwirkliche Abenteuer ausgefochten habe. Niemals wirklich waren Faust und Gretchen.

Es ist diese Wirklichkeit sans phrase, auf deren Ergründung, deren Wiedergabe die ganze Forschung, die ganze Naturforschung beruht. Und es ist jene Unwirklichkeit, deren Ausmerzung bis in den heikelsten Schlupfwinkel hinein ebenso sehr Ziel und Bedingung dieser Forschung ist.

Gleich diese erstbesten Beispiele zeigen aber auch aufs klarste, daß und was für eine Voraussetzung hierbei stillschweigend gemacht ist. Eine Voraussetzung, die eine Beschränkung ist.

In einem umfassenderen Sinne sind auch die Sirene und das Fieberphantom „Wirklichkeiten". Die Sirene hat vor zweieinhalb Jahrtausenden in der Phantasie von kleinasiatischen Schiffern gelebt. Der redende, raumfüllende, schattenwerfende Unhold des Fiebernden lebt mindestens einen Augenblick lang in dieses Einzelnen Phantasie. Die Landschaft meines Traumes war für mich Realität, solange ich träumte.

Es ist aber zur Klärung gut, das Wort hier zu ändern.

Beides, das sogenannte Wirkliche und das sogenannte Unwirkliche lösen sich tatsächlich auf vor einem höheren Begriff.

Vor dem Begriff des Erlebnisses.

Ganz zweifellos: der Ahornbaum da draußen, der Tisch hier vor mir, die Tapete neben mir, der Atlantische Ozean, Amerika und die Sirene, der

Digitized by Google

Cyklop, der Fieberkobold und Fausts edle Denkerstirn: sie sind alle gleichermaßen Erlebnisse. Ich habe meinen Wald im Traum heute Nacht erlebt; und der Kleinasiate von soundsoviel hundert vor Christi hat seine Sirene erlebt; und Goethe hat Faust und Gretchen erlebt — ganz genau so, wie Kolumbus Amerika erlebt hat, als er den Schaft seiner spanischen Fahne in den Ufersand von San Salvador stieß, oder wie ich jetzt und wachend den Ahornbaum mit seinen gelben Herbstblättern dort draußen erlebe. Erlebnis ist einfach alles.

Aber nun in diesem Erlebnisse die Unterscheidung, die Einschränkung.

Die Hallucination sehe ich als Fieberkranker allein. Wenn ich andern beweisen will, daß dort vor der Wand jetzt eine schreckhafte Gestalt stehe, so lachen sie mich aus und erklären mich für krank. Wenn ich erzähle, daß ich heute Nacht in einem bunten Märchenwalde spazieren gegangen bin, so halten mir andere entgegen, daß sie mich zu dieser Zeit haben im Bette liegen und schlafen gesehen.

Umgekehrt, den Ahornbaum und den Schornstein da draußen sehen alle Menschen mit normalen Augen genau so gut wie ich. Wenn wir zu mehreren sprechen, so rechnen wir mit ihm als etwas Gemeinsamem. Es liegt eine Identität unseres Erlebens vor. Mag sie auch keine absolute sein, da jeder schließlich doch den Ahornbaum etwas subjektiv anders sieht als der zweite und dritte. Aber diese Differenz ist zu gering, um ein ernstes Hemmnis abzugeben.

Kein Zweifel: es ist in diesem zweiten Falle ein soziales Moment berührt. Die „Wirklichkeit" des Ahornbaumes wird bestimmt durch das identische Urteil vieler, sie fußt auf einem Kollektiverlebnisse, sie kommt zustande, man möchte sagen, durch eine Abstimmung, einen Majoritätsbeschluß. Bei der Hallucination fehlt dieser Beschluß vollständig.

Das soziale Moment beginnt ja schon in mir selbst. Jeder einzelne von uns ist doch in sich schon eine Art sozialen Wesens hinsichtlich seiner Erlebnisse. Bloß kein räumliches, sondern ein zeitliches. Ich löse mich zeitlich rückwärts in Tausende und Tausende von Personen auf, die etwas erlebt haben. Diese Tausende verknüpft allerdings ein Gemeinsames, Identisches. Schon das Gedächtnis ist ja ein solches Identisches. Aber hinsichtlich der Erlebnisse stellt sich gleichwohl eine Kette von Personen dar. Auch diese Personen legen nun schon ihre Erlebnisse zusammen und erzielen in mir selbst ähnliche Majoritätsbeschlüsse. Ich selbst werde schon zu einer Unterscheidung genötigt zwischen dem Ahornbaum und dem Traumwald. Die tausendfache Prozentziffer des immer erneuten Ahornbaum-Erlebnisses mit allem, was darum und daran hängt, erhebt sich mit einer schweren Majorität gegen das einmalige Traum- oder Fiebererlebnis. So arbeitet aus mir bereits etwas jenem Sozialbeschlusse der vielen Menschen entgegen.

Aber die innere Unterscheidung des Einzelnen würde in unzähligen Fällen doch nicht ausreichen. Man denke an den Zustand eines Irrsinnigen, der subjektive fixe Ideen, hallucinatorische Erlebnisse viele Jahre lang ebenso regelmäßig haben kann wie den Anblick des Ahornbaumes. Die eigentliche Entscheidung fällt erst die soziale Gemeinschaft mehrerer, schließlich, als Idealziel, aller Menschen.

Die schrankenlose Flut der Erlebnisse wird durchgesiebt auf das Identische, das Gemeinsame hin. Und so erst entsteht das, was wir konventionell Wirklichkeit oder Wahrheit nennen.

Durch ein Filtrieren, ein Ausschließen. Durch einen Akt der Beschränkung!

Je mehr Gleichartigkeit, je mehr Stäte für möglichst viele Menschen in den Erlebnissen, desto stärker anwachsend der Schatz an „Wirklichkeiten", der Wahrheitsschatz der Menschheit in ganz bestimmtem Sinne.

Digitized by Google

Es liegt wahrlich nichts in dieser Herkunft, was den Wirklichkeitsbegriff herabsetzen könnte. Jene schlichte Tatsache, daß ein gewisser Kreis von Erlebnissen sich bei mehreren oder gar allen Menschen deckt, ist eine Grundtatsache überhaupt zum Zustandekommen jedes sozialen Zusammenschlusses der Menschen gewesen von Anfang an. Auf Grund davon haben sie sich verständigen können. Diese „Wirklichkeit" ist das eigentliche Band der Zersplitterten geworden, die große Identität, in der sie sich zusammenfanden. Zusammenfanden zu gemeinsamer Arbeit.

Dieses Herausheben einer gewissen Reihe von Erlebnissen aus dem regellosen Andrange als „Wirklichkeit" war der erste große Schritt zu einer Ordnung der Dinge, die dem Menschen eine neue Stellung in der Welt verhieß. Denn an diese Ordnung schloß sich die Beherrschung, die Herrschaft über die Natur, über die „Wirklichkeit".

In diesem Begriffe, der sozial gedacht war, konnte die Menschheit ihre Einzelarbeit summieren, vor ihm konnte sie gemeinsam vorgehen, wo der einzelne ohnmächtig versagte.

Das ganze Wort Kultur hat eine Wurzel hier.

Vielleicht gibt es kein schärferes Trennungszeichen zwischen einem Naturvolke und einem Kulturvolke, als das Steigen im Wertmesser einer für alle im Volke gemeinsamen „Wirklichkeit". Wo der Begriff mit Bewußtsein erfaßt wird in der Gesamtgeschichte, da ist es, als überschreite die Kultur eine Wasserscheide ihrer Entwickelung. Die Vorstellung einer „objektiven Wahrheit" wird in dem Augenblicke geboren und damit eigentlich das Fundament gelegt für alle höhere Wissenschaft und Forschung.

Ungeheuer freilich ist die Arbeit, die fort und fort getan werden wollte, um die rechte Auswahl zu treffen und zu wahren zum Zwecke dieser objektiven Wahrheit.

Je mehr Völker in den Kulturkreis hineinwachsen, je mehr diese Kultur sich inhaltlich erweitert, desto strenger die Auslese des Gemeinsamen. Es gilt nicht mehr bloß das Objektive, das Gemeinsame fort und fort zu fixieren gegenüber dem bloß Subjektiven, dem Traum, der Hallucination, kurz alledem, was das Individuum einsam erlebt ohne Uebereinstimmung mit seinen Genossen in der Kultur. Es müssen auch, wenn das Wort erlaubt ist, ganze Hallucinationsgenossenschaften immer wieder ausgemerzt werden. Ein Volk, ein Kreis, eine Zeit einigt sich, daß dieses oder jenes für sie Wirklichkeit sei. Aber dieser Glaube hält vor einer umfassenderen Einheit, einer vorgeschrittenen Zeit nicht stand, sinkt ins Subjektive, muß wieder ausgesiebt werden aus dem wahren Bestand. Wo immer ein Ding auf Majoritätsbeschlüssen ruht, da zeigt sich ja dieser Verlauf als natürliche Folge fortschreitender Entwickelung: die Majorität wird gelegentlich abgelöst durch eine höhere Majorität.

Aber soviel schwere Arbeit, soviel Erfolg.

Von Jahrhundert zu Jahrhundert wächst den Menschen ihr gemeinsamer Erfahrungsbestand — ein eiserner Bestand, in dem sie eine immer solidere Einheit über alles Schwankende des Individuums hinaus bilden. Unablässig fallen Millionen von Individuen ab. Aber das Gemeinsame scheint unsterblich, diese ideale Einheit paralleler Erlebnisse in soviel Köpfen in soviel Jahrhunderten. Immer mehr streckt sich ihr Gigantenleib, der Einzelne scheint nur noch wie ein Punkt in ihr zu schwimmen, — in der „Wirklichkeit", diesem kolossalen Komplex aller gemeinsamen Erlebnisse der Kulturmenschen von sieben oder acht Jahrtausenden.

Diese Wirklichkeit ist es, die das neunzehnte Jahrhundert beherrscht.

Digitized by Google

Und zwar stärker beherrscht als irgend ein Jahrhundert zuvor, — als sei ein durch die Jahrtausende rollender Schneeball endlich zur Lawine geworden.

Zwei Linien der Entwicklung arbeiteten sich dazu in die Hände.

Seit rund nun vier Jahrhunderten war die eine in ein verstärktes Tempo geraten. Man muß über das achtzehnte Jahrhundert noch weit zurück, um sie in ihren Urstamm zu fassen.

Es ist in den Tagen des Columbus, und von denen zunächst heraufwachsend bis auf die Zeit etwa, da Galilei beobachtet. In dieser Epoche vollzieht sich für die Menschheit ein grundlegend Neues. In der Gruppe der Menschheit, die sich als europäische Kultur zusammenfassen läßt, erfolgt ein großer Ruck hinsichtlich des Werkzeuges. Die Buchdruckerkunst ersetzt die Schrift. Das Schiff wird zu einem Werkzeug, das nicht mehr bloß die menschenbewohnten Küsten eines Flusses, eines Binnenmeeres verknüpft, sondern Weltmeere zur Brücke nach fernsten Erdteilen macht und eine halbe Erdkugel neu erschließt. Das Fernrohr schiebt sich zwischen Mensch und Mond, zwischen Padua und den Jupitertrabanten steht es plötzlich wie eine wahre Himmelsleiter. Das Mikroskop löst den Schleier über dem Infusorium, also über einer Welt, die bisher eingeschachtelt lag wie in einer uns unerreicharen Dimension.

Ein Ruck hinsichtlich der Werkzeugtechnik bedeutet aber nichts anderes als einen unmittelbaren Fortschritt gewisser menschlicher Körperorgane. Es ist der Körper des Menschen mit seinen Organen und Sinnen, der sich eine Stufe weiter entwickelt.

Seit prähistorischen Zeiten, seit das erste roheste Werkzeug von einem Menschen hergestellt wurde, hat dieses gerade Verhältnis bestanden. Die Keule war nur eine Fortsetzung des schlagenden Armes. Das Kleid ein höheres Fell. Der Einbaum, aus dem das Schiff geworden ist, ein künstlicher Wasserleib mit Anpassung hinsichtlich der Schwere an das Wasser. Das Neue war bloß, daß diese Werkzeuggestaltung des Urmenschen nicht mehr am lebendigen Zellenleibe herumformte, sondern zweckmäßige Projektionen schuf in fremdes, totes, bloß angeeignetes Material hinein. Der Mensch entwickelte sich keinen zermalmenden Elephantenfuß, festgewachsen an seinem Leibe. Er behielt die kleine, einfache, gelenkige Hand bei, wie er sie vom Affen überkommen hatte. Doch mit dieser Hand faßte er Keule und Streitaxt und zermalmte damit den Schädel des Gegners. Mit dieser Hand hat er in den späteren Tagen, von denen wir sprechen, gelernt, ein Fünkchen an das Pulver einer Kanone zu bringen, und diese Kanonenkugel fällt den stärksten Elephanten. Die Schiffe des Columbus, Vasco da Gama und Magelhaens waren nichts anderes als solche projizierten Schwimmorgane, mit denen der Mensch jetzt endlich sogar den Walfisch überbot und Weltmeere durchquerte. Das Fernrohr Galileis und das Mikroskop des Leeuwenhoek waren verschärfte Augen, gebaut nach dem gleichen Linsenprinzip unseres leiblichen Auges, wie wir es als Säugetier mitbekommen haben — bloß soviel besser, daß wir jetzt in die Krater des Mondes und das Spiel der Samentierchen und der roten Blutkügelchen schauten.

Aber damals schon lag und immer liegt in dieser Art des Organfortschrittes, den wir Werkzeug nennen, etwas besonderes unlösbar mit enthalten.

Was hatte die Menschheit, oder sagen wir die Tierheit in ihr, gezwungen, überhaupt diesen Schritt zum Werkzeug über das angewachsene Körperorgan hinaus zu tun?

Zwei entscheidende Faktoren der Nützlichkeit drängten dazu.

Wenn ich bloß mit der Faust zuschlage, und der Gegenstand, nach dem ich schlage, ist zu hart: so bricht mir der Knochen im Fleische. Ich empfinde einen ungeheuren Schmerz, weil Fleisch und Knochen unmittelbar im Bereiche

Digitized by Google

meines subjektiven Nervensystems liegen. Und mehr: die Faust ist mindestens für lange Zeit, vielleicht für immer gelähmt — ich bin mit einem Schlage in einen Abgrund von Wehrlosigkeit gestürzt.

Umgekehrt: die Keule zersplittert. Ich empfinde den Bruch des toten Werkzeuges nicht als Nervenruck in mir. Ich werfe die Trümmer einfach fort und greife eine andere auf. Holz wächst ja genug. Ich habe schon welche auf Reserve geschnitzt. Oder kann sie doch jederzeit schnell beschaffen. Und dazu jetzt und gleich hier anknüpfend ein zweiter, unsagbar großer Vorteil.

Ich verteidige als Mensch der Steinzeit meine Höhle gegen einen grimmen Bären. Meine Keule zerspällt auf seinem harten Schädel. Jetzt stürzt er zu. Aber ehe er mich wehrlos findet, hat mir ein Genosse, ein zweiter Mensch, der hinter mir steht, seine unversehrte Keule gereicht. In meiner Hand ist sie sogleich meine jetzt, ein vollkommener Ersatz der früheren. Doch der Kampf dehnt sich. Mein Arm, der die Keule schwingt, erlahmt. Ich lasse den Freund vor mich treten, gebe ihm meine Keule. Nun schwingt er sie mit frischer Kraft wieder als seine. Und diesmal erliegt der Feind.

Das Werkzeug ist einfach ein soziales Organ.

Eine Fortentwickelung des Organs mit einem sozialen Zug.

Ich mag ein Menschenleben damit verbringen, eine besonders gute, eine schier unverwüstliche Keule herzustellen. Aber wenn ich sie nun geschaffen, so mag meine ganze Familie, mag mein ganzer Stamm damit wirken. Ich kann zu Hause auf der Bärenhaut liegen, während andere mit der Keule einen lebendigen Bären fern im Forst bezwingen. Ich kann sterben und die Keule bleibt. Meine Kinder und Enkel werden sie führen. Ich bin längst vergessen — und diese künstliche Faust, die ich mir geschnitzt, lebt, schützt immer wieder lebendige Menschen, ist eine soziale Faust geworden, die Generationen überdauert.

Ein solches Sozialorgan ist aber ebenso das Schiff des Columbus: trägt es doch charakteristischerweise schon ein ganzes Häuflein tapferer Menschen als gemeinsames Schwimmorgan. Ein solches soziales Sinnesorgan ist das Fernrohr Galileis. Man wird dem Meister die Sternwarte verbieten. Er wird erblinden. Aber auf seinen Turm steigen andere und ihr Auge kriecht in dasselbe Glas, mit dem er die Sichelgestalt der Venus und die Monde des Jupiter entdeckt hat. Und wenn diese vergrößernden Linsen hier ihm zerbrechen, so wird Spinoza in Holland andere schleifen. Das Werkzeug übertrumpft die Vereinsamung und die Vergänglichkeit des Individuums, — es ist ein Organ am sozialen Leibe des Kollektivwesens „Mensch", erhaben über den Zusammensturz des einzelnen in der Zeit, erhaben über die zerspaltende Schranke unserer Zellenleiber.

Ist nun die „Wirklichkeit" nur ein grober Ausdruck für das Gemeinsame in den Erlebnissen der Menschen, so gehört das Werkzeug, dieses ins Gemeinsame verlegte Organ, zweifellos aufs engste zu ihr.

Jeder Fortschritt im Werkzeug war ein Siebenmeilenschritt zu ihr, in ihr.

Als die Holländer zuerst durchs Mikroskop schauten, die Italiener durch das Fernrohr, stutzten sie einen Moment: sollten die Dinge da drinnen nicht bloß Hallucinationen sein? Teufelsspuk nannte man das damals. Aber es war gerade umgekehrt.

Diese neuen Augen waren um einen ganzen Schritt weiter gesichert vor individueller Hallucination: das Sinnesorgan selbst gehörte ja jetzt schon der Allgemeinheit an. Tausende konnten die gleiche Linse benützen. Ein Mittel der Forschung wurden diese Gläser sofort — der objektiven Forschung, die sich grundsätzlich nur noch zu den gemeinsamen Menschheitswerten, also zu der sogenannten Wirklichkeit, bekannte.

Digitized by Google

So mußte von hierher eine Welle steigen und steigen. Mußte steigen mit der neuen Epoche der Technik. Eine Welle, die auf die Wirklichkeit, auf ein ungeheures Übergewicht dieser Wirklichkeit loseilte.

Denn die Werkzeugtechnik begann mit jenen Tagen einen Siegeslauf, der schlechterdings nicht mehr zu hemmen war. Das ganze achtzehnte Jahrhundert ist nur eine leichte Kurve in ihm. Im neunzehnten bricht ein Triumph aus, so überwältigend, daß die Geschichte der Technik von soundsoviel Jahrtausenden sich auseinander zu spalten scheint in zwei Perioden: alles bis dahin — und dieses neunzehnte Jahrhundert. Technische Fortschritte wie die Verwertung der Dampfkraft und der Elektrizität lassen sich in der gesamten Kulturgeschichte an Größe nur noch vergleichen mit den uralten gigantischen Türhütern der Werkzeugerfindung überhaupt: mit dem ersten Steinmesser, dem ersten selbst gegossenen Stück Bronze, oder mit jener Tat aller Taten, mit der künstlichen Erzeugung der roten Herdflamme.

Im eigentlichsten Sinne durchsponnen erscheint dieses ganze letzte Jahrhundert mit Fäden, mit Netzen der Technik. Ein Geräusch kommt von ihm herauf wie ein großes Summen, Klirren, Sausen — ungezählte Räder, wirbelnde Schwungriemen, stöhnende Metallwände, hinter denen eine Kraft eingekerkert ist. Eine weiße Dampfwolke liegt darüber, in die blaue Lichtbänder fließen.

Was aber da rasselt und rauscht und glüht, das sind neue Nerven, neue Muskeln des Menschen, soziale Muskeln, die als Dampfhammer niederdröhnen, als Dynamit den Granitberg sprengen, soziale Nerven, die als Kabel von Kontinent zu Kontinent durch schwarze Meeresschlünde leiten, das sind Leuchtorgane des millionenköpfigen Kollektivwesens Mensch, Blitzorgane, ins Erdumwälzende vergrößert aus jener schwachen Kraft, die den Zitteraal Venezuelas seine elektrischen Schläge austeilen läßt. Im Zeichen des Sozialorgans wehen bis in jeden Winkel die Fahnen dieses Jahrhunderts, und alles, was in ihm lebt, von der steilsten Schneehöhe des reinen Denkens bis in den tiefsten Meeresazur der Kunst: es füllt das Fächeln dieser Fahnen über sich.

Und dazu nun eine zweite Welle, auch sie sich rapid steigernd auf das neunzehnte Jahrhundert zu. Der anderen parallel, oft zum Verschmelzen eng.

Der soziale Zusammenschluß der Menschheit als solcher.

Auch das rauscht durch die Jahrtausende.

Zuerst die einfacheren Hilfszusammenschlüsse bis zum Volke. Dann der Begriff des auserwählten Volkes: des Kulturvolkes, der Kultur überhaupt. Im Orient zuerst, dann bei den Griechen, dann das Mittelmeer umfassend, endlich im Lichtfelde ganz Europas, als liege hier allein fortan das Aufmerksamkeitsfeld des Menschenbewußtseins im großen. Eine bevorzugte Menscheninsel, die Kulturinsel. Unabsehbar um sie, die Erdscheibe überflutend, der rohe Ozean des Halbmenschentums, des Barbarentums. Aber kaum, daß sich das konstituiert hat, so gebiert auch diese Kultureinheit schon mit innerer Notwendigkeit das Ideal einer noch höheren Umfassung: die Idee einer wirklichen „Menschheit". Jener ganze Ozean saugt die Kultur wie eine Farbe, die von einem Fleck ausgeht, in sich ein, durchfärbt sich damit. „Menschheit" fällt zusammen mit „Kultur".

Das letzte ist nun schon ein Begriff, den wir selbst erst werden, erst wachsen sehen, blaue Berge vor uns, halb im Nebel noch. Aber in die große Linie ordnet sich die Arbeit von Jahrtausenden auch hier stufenweise ein.

Im Grunde ist dieser soziale Gesamtzug die umfassendere Leistung gegenüber der Technik, der Ausbildung bloß des sozialen Organs. Dieser allgemeine Sozialverband der Menschen zum Zweck gemeinsamen Wirkens, gemeinsamer Behauptung, gegenseitigen Schutzes, gegenseitig gewährten Glückes, umspannt

Digitized by Google

viel mehr als bloß den Sozialanteil an technischen Erfindungen — viel mehr Säulen des Menschengeistes. Das sagt ja das Gesamtwort Kultur schon, das zugleich das Gemeinsame und das Tiefe ausspricht.

Aber in bestimmter Betrachtung ist doch auch wieder jede große technische Fortschrittsepoche ein Ausgangspunkt dieser allgemeinen Sozialfortschritte. In den Tagen zwischen Columbus und Galilei ist es, als lege sich eine ganze neue Quader unter den Begriff Kultur. Der Kulturmensch ist fortan der, der gedruckte Bücher besitzt, mit Fernrohr und Mikroskop beobachtet. Noch ist das im wesentlichen damals der europäische Mensch. Man denkt an den Spanier, den Portugiesen, der über Meer fährt und zu nackten Wilden kommt. Aber eben solche Fahrt, ermöglicht durch technische Hilfen, wie Schiff und Kompaß, ist zugleich eine Geburtshelferin jenes erweiterten Kulturbegriffes, der an keinem Erdteile mehr haftet. Indem die Kultur Europas nach Amerika überfließt, geht in jenem Bilde ein Farbstreifen quer durch den Ozean. Eine halbe neue Erdkugel wird die Kultur einsaugen. Auf den Schiffen der Columbus und Magelhaens steuert der Idealbegriff einer Kulturmenschheit, in der es überhaupt keine Wilden, keine Barbaren mehr gibt, als blinder Passagier mit.

Mit seinem Triumph der Technik war dem neunzehnten Jahrhundert schon ganz von selbst vorgezeichnet, daß es auch ein *soziales* Jahrhundert ersten Ranges werden mußte.

Immer bewußter, hell wie die blauen elektrischen Lichtbänder dieses Jahrhunderts, tritt die Kultureinheit hervor. Schon seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts mindestens geschieht kein größeres Werk mehr, ohne daß wir uns direkt mit Worten dieser Einheit dabei erinnerten. In einer Welt, die noch unter Kriegsschrecken bebt und in tausend Ketten knirscht, klingt das Wort wohl oft wie eine Phrase. Aber in solcher Phrasenform sind alle großen Ideale auf Erden millionenmal und siebenmillionenmal aufgetaucht — bis sie endlich doch ein Lebenswert wurden.

Es ist aber eben jenes achtzehnte Jahrhundert gewesen, daß dem neunzehnten noch ein weiteres soziales Ferment übermittelt hat.

Jenes Bild der älteren Kultur, die auf einer Insel sitzt, weithin um sich das finstere Meer der Barbarei, des kultur-sozial noch nicht angeschlossenen menschlichen Rohstoffes, hat noch eine andere Bedeutung als bloß eine geographische, bei der Europa die Insel ist. Es findet sich zum zweitenmal wieder innerhalb unserer Kulturvölker selbst.

Da ist ein enger Stand zunächst, der die Bildung, das soziale Werkzeug, all das Andere, Tiefere, Vergeistigte, was die Kultur sonst noch ausmacht, besitzt und die Glückssonne dieser Errungenschaften über sich leuchten läßt. Um diesen Sonnenstand aber nach unten wogt abermals ein ungeheures Meer nackter, hilfloser, isolierter Feuerländer und Australneger unseres eigenen Volkes.

Auch nach hier hinab hebt nun eine Mischströmung an, auch in diesen Ozean stößt Schiff um Schiff allmählich ab, um Farbströme hinter sich her zu ziehen, bis eines Tages auch diese ganze Barbarensee die Kultur aufgesaugt haben wird und ihrer Vorteile teilhaftig ist.

Wir haben uns gewöhnt, die Arbeit nach dieser Richtung im engeren Sinne als das soziale Problem zu bezeichnen. Und es braucht nicht mehr gesagt zu werden, mit welcher wachsenden, orkanartigen Intensität das neunzehnte Jahrhundert das Jahrhundert *dieses* sozialen Problems gewesen ist. Und es braucht auch nicht das Allbekannte erzählt zu werden: wie gerade das soziale Organ, die Maschine, auch hier die Felsblöcke in krachenden Sturz gebracht hat, allerdings in besonderer Weise. Nicht die Geschichte dieser Dinge berührt uns ja hier, sondern das Gesamtantlitz, daß sie dem Jahrhundert geben.

Digitized by Google

Auf das Soziale deutet dieses Antlitz im neunzehnten, wo immer es uns anstarrt.

Es sieht nicht den Menschen, sondern die Menschen.

Und wo sich ein einzähliges Wort ihm dennoch auf die Lippe drängt, da ist es ein Idealwort, geschmiedet aus fünfzehnhundert Millionen Köpfen: — Menschheit.

Wo dieses sozial bis in jede Faser durchfärbte Jahrhundert Weltenwerte, Erlebniswerte wog und für seine Bedürfnisse aussonderte: da war es, da mußte es sein jene Auslese der Erlebnisse, die sozial gemacht werden — also der „Wirklichkeit" in Anführungszeichen.

Das Blut, von dem es trinken mußte, um zu leben, um nicht ein leerer Schatten zu sein, rann ihm hier zu.

Wirklichkeit! Wirklichkeit!

Aus den Myriaden individueller Sondererlebnisse durchgesiebt die übereinstimmenden, die sozial brauchbaren, die, bei denen man Mensch mit Mensch packen konnte.

Und als brächte der Ruf, das Verlangen danach selber das Blut zum Strömen, so strömte und strömte dieses rote, nahrhafte, verbindende Blut der Wirklichkeit nun auch diesem Jahrhundert tatsächlich wie aus unerschöpflicher Ader zu.

Dem neunzehnten Jahrhundert glückt es, Dinge in das Bereich der Wirklichkeitswerte ganz oder nahezu hineinzuziehen, an deren Wirklichkeitsmöglichkeit selbst die aufgewecktesten Kulturepochen in sechs Jahrtausenden nicht in kühnster Hoffnung gedacht hatten.

Ein prachtvoller Eroberungszug bemächtigt sich des Menschen selbst.

Zum erstenmal entsteht eine eigentliche Naturgeschichte des Menschen. Und im Rahmen dieser Naturgeschichte eine erste auf Tatsachen, auf Wirklichkeiten gestützte „wahre" Geschichte.

Über den Ursprung der Menschheit enthüllen sich schlechterdings neue Dinge, die jeder fortan greifen kann. Es ist das Problem aller Probleme, die Wirklichkeit aller Wirklichkeiten, die mit diesem Punkte berührt ist. Das Centralgeheimnis aller Erlebnisse, der Blick ins eigene Sein.

Seltsam genug: gerade die Geschichte, der Ursprung des Menschen hatte bis in dieses Jahrhundert hinein mit einer zähen Hartnäckigkeit außerhalb der sozial kontrolierbaren „Wirklichkeiten" gelegen. Der biblische Mensch, der Mensch der uralten babylonisch-jüdischen Schöpfungslegende herrschte für diesen Punkt, und er beherrschte von hier aus das Bild des Menschen überhaupt. Dieser biblische Mensch reichte seiner eigenen Schöpfung im Menschengeist nach aber in Zeiten zurück, die an Wirklichkeitswerten und an Sehnsucht nach solchen noch unendlich viel ärmer gewesen waren als auch nur etwa das Jahrhundert des Kolumbus.

Einzelne objektive, von vielen erlebte Tatsachen mögen ja immerhin bei seinem Uranfang mitgewirkt haben. Der Glaube an die Sintflut hat zweifellos an die versteinerten Muscheln auf Berghöhen angeknüpft, die man anders nicht zu erklären wußte. Die Entstehung des Menschen aus einem Lehmkloß schloß sich an die angebliche Beobachtung, daß kleine Tiere, Flöhe und Mäuse, unmittelbar aus toter Substanz hervorzukommen schienen.

Aber diese Erfahrungen traten später so gut wie ganz in den Hintergrund. Der biblische Schöpfungsmythus lebte fort einfach als Überlieferung. Irgendeinem, etwa Moses, mochte das so offenbart worden sein. Dieses innere Erlebnis wurde aber sozial gemacht, zu einem Erlebnis für alle, also zu einer „Wirklichkeit" gemacht nur durch eine Art Machtgebot, eine künstliche Sanktion.

Digitized by Google

Glaube wurde verlangt, Beweise nicht mehr für nötig erachtet. Und anderthalb Jahrtausende hielt sich das wirklich so in einer notdürftigen Balance.

Aber jene innere Logik der Dinge, die alle Sozialwerte, auch die scheinbar festerrungenen, immer wieder durchsiebt, mußte langsam endlich durchsickern lassen, wie sehr in diesem überlieferten Glaubenswerte die Gefahr eben doch einer bloß subjektiven Annahme, sagen wir: einer Hallucination, steckte. Mochte es die Hallucination einer ganzen Kulturepoche sein. Auch solche werden, wie gesagt, schließlich ausgemerzt, wenn die Kultur weiter steigt.

Um den Sozialwert der biblischen Menschengeschichte und Menschenauffassung dauernd und in immer wirklichkeits-energischere Zeiten hineinzuretten, mußte man ihn schließlich doch mit gewöhnlichen Wirklichkeitswerten wieder zu stützen versuchen. Der Glaube suchte endlich doch einen Halt bei der Forschung. Es ist aber im ganzen achtzehnten Jahrhundert schon ein öffentliches Geheimnis der besten Köpfe, daß dieser Rettungsversuch scheitern müsse.

Es war unmöglich, wirkliche Tatsachengründe, die jeder greifen konnte, für die Bibeltradition zu finden. Der biblische Gott in seiner Gestalt eines bloß vergrößerten Übermenschen, Adam und Eva, das Paradies, der Sündenfall, Noahs Arche in der Flut, sie verschwebten im Blau, unfaßbar, ohne Akten und Siegel im Sinne sonstiger greifbarer Tatsachengeschichte, im Sinne von „Wirklichkeit."

Dieses Ergebnis war ja zunächst ein rein negatives. Und im Zeichen dieses Negativen steht das ganze achtzehnte Jahrhundert. Die Bibel sinkt in die Rolle eines subjektiven Erlebnisses ohne Sozialwert, ohne Gebrauchswert für viele, hinab. Die wahre Geschichte des Menschenursprunges ist jetzt ein nacktes weißes Blatt. Das Jahrhundert geht ins nächste mit Stimmen, die jede Möglichkeit anzweifeln, daß je noch Schrift der Wirklichkeit auf dieses Blatt kommen werde. Ist all das bunte Märchenspiel seiner biblischen Wiege dem Menschen ins Blaue verdampft — so scheint sein Ursprung, scheint er selbst in seiner zeitlichen Dehnung rückwärts erst recht jetzt im Nebelblau des absolut Unbekannten.

Das hier einsetzende neue Jahrhundert aber bringt gerade das Unerwartete: den Bruch grade dieses Geheimschlosses nun d o c h durch die Wirklichkeit.

Die Technik wieder ist es, die den Spaten gibt. Der Spaten wird eingesetzt — und jetzt kommen Erlebnisse realster Art zustande, Erlebnisse für alle, die der Kultur angehören. Ein solcher Spaten ist das künstliche Auge des Fernrohres, das in die Nebelflecke schaut. Das Thermometer, das die Wärmeverhältnisse des Alles mißt, eine verfeinerte Haut gleichsam des Menschen. Das Spektroskop, ein nochmals neues, chemisches Auge, das Sternenlicht in seine Elemente zerspaltet.

Jedes dieser erweiterten Sinnesorgane eröffnet erweiterte Wirklichkeitswerte.

Im unendlichen Raume erscheint die Urmaterie nebelhaft zerstreut. Sie glüht auf als Fixsterninsel. Als Sonne. Diese Sonne entläßt feurige Reifen, die sich zu Planetenkugeln aufrollen. Eine solche Kugel saust Trillionen Jahre lang im eiskalten Raume und sie erstarrt. Ein metallischer Eisblock, läßt sie sich nur noch von der Sonne erwärmen. Aber ihre Rinde wird das Spiel unzähliger chemischer Prozesse. Im milden Sonnenatem erhält sich der Sauerstoff, gemischt mit andern Gasen, als Luftschicht, verbunden mit Wasserstoff dauert er als flüssiges Meer. Dieses Meer umwogt Länder. Und so baut sich, schon eine Folge von Aeonen, die Urerde auf, noch einmal herausgesehen aus der heutigen Wirklichkeitswelt mit Hilfe jener gesteigerten Wirklichkeitsorgane der Technik.

Diese Technik wandelt aber wieder einen anderen Weg. Zu den Gemeinsamkeitserfahrungen der Menschheit gehören gewisse Gesteinsmassen der

Digitized by Google

Erde. In diese Gesteinsmassen dringen technische Organe vor, sie bohren Tunnels hinein für einen künstlichen Muskel- und Nervenstrang des Kolossalwesens Mensch, sie bauen die Steinkohle heraus, damit sie selber ein Leuchtorgan, ein Wärmeorgan dieses Menschen werde, sie tragen Schiefer Platte um Platte davon ab, um eine Form ihres sozialen Gedächtnisses, die Bilderschrift des lithographischen Druckes, damit herzustellen.

Dabei aber kommen neue Erfahrungen zustande: versteinerte Baumstämme, Abdrücke und Knochen seltsamer Tiere. Handgreiflich gemeinsame Erfahrungen, die, in öffentlichen Museen aufbewahrt, durch photographische Platten jenseits aller Halluzinationsmöglichkeit fixiert, von allen fünfzehnhundert Millionen Menschen der Erde gesehen werden können und den nachgeborenen Generationen ebenso unverändert erhalten bleiben.

In die Jahrmillionen der Urwelt auf dem erkalteten Planeten zeichnen sich damit neue Bilder ein. Am Ufersande entlegenster Zeit regt sich gallertiges Gewürm. Durch die blaue Flut ziehen Schwärme bunter Medusen. Der Wind knattert durch die Schachtelhalmwälder sumpfiger Inseln. In diesem Sumpfe kriechen gepanzerte Molche auf dem feuchten Moosboden. Der Farrnwald wird zum Nadelgehölz. Gigantische Saurier, turmhoch auf den Hinterbeinen, watscheln hindurch. Der erste Vogel, noch mit einem langen Eidechsenschwanz hinter sich, flattert darüber. Dann ein Palmenwald in Sachsen, mit Affen und Antilopen. Urwaldfichten, deren Harzthränen zu Bernstein werden. Groteske Dinotherien mit Walroßhauern bei Mainz. Ein Menschenaffe auf der schwäbischen Alb. Endlich Eisgletscher über ganz Norddeutschland, auf denen schwedischer Granit, als Moräne verfrachtet, bis nach Berlin rutscht.

Und jetzt in diese nie geahnten Wirklichkeitspanoramen eingehend — der Mensch.

Eines jener neuen gemeinschaftlichen Werkzeugaugen, das Mikroskop, löst ihn in winzige Urelemente des Lebens, die Zellen, auf. Aus solchen Zellen baut sich auch jedes Tier, baut sich jede Pflanze. Aus einer einzigen Zelle, der Eizelle, entsteht geschichtlich als einzelner jeder Mensch. Auf Wesen, nur aus einer Zelle bestehend, läßt sich auch die ganze Fülle des Tier- und Pflanzenlebens auf Erden zurückführen, wenn man zu ihren geschichtlichen Wurzeln zurückgreift. Die Fülle der Gesichte, über jene ganze Urwelt ausgebreitet, ordnet sich dann hintereinander. Aus dem Niederen das Höhere. Einzellige Urwesen am ersten Strand. Niedrige Pflanzen, später niedrige Tiere. Doch der Stammbaum wachsend, Ast um Ast, bis zur Rose, bis zum Säugetier. Und dieses Säugetier wird an einer letzten Stelle Mensch. Mensch nach oben — nachdem es nach unten Eidechse, Molch, Fisch, Wurm wie Häute seiner Entwickelung durchgemacht und abgestreift hat. Noch im Säugetier steigt eine ganze Scala an, Schnabeltier, Beuteltier, zuletzt gibt es eine Gabelung, die hier den Affen entläßt, dort unaufhaltsam in den Menschen empor sich steigert. Nicht in einen Paradieses-Adam, sondern einen harten Kämpfer. Unter Eis stöhnt die Erde, als er eben da ist. Der Höhlenlöwe brüllt vor seinem Versteck. Aber in diesem Versteck entzündet er sich die Herdflamme und bei ihrem Schein schlägt er sich den Stein zur Waffe. Hier hebt das andere, höhere Epos an: die Kultur.

Immer aber, in jedem Zuge, ist diese neue Schöpfungsgeschichte getragen von gemeinsamem Erfahrungsmaterial, von „Wirklichkeiten".

Noch jetzt leben Tierformen vor jedermanns Blick, die bis zu jenen Einzellern hinunter seinen Ahnen gleichen. Sein Embryo im Mutterleibe, der heute noch die Kiemen des Fisches, das Wollkleid, die spitzen Ohren und den Schwanz des niederen Säugetieres wiederholt, steht im Museum. Greifbar zieht ein Forscher aus einem Flußbett Javas die Hirnschale und den Schenkel-

Digitized by Google

knochen des Pithekanthropus, der halb noch Gibbonaffe und halb schon Mensch vor mehreren hunderttausend Jahren gewesen ist. An der Stätte, wo Goethe gewandelt ist, dicht bei Weimar, in den Kalktuffen der Ilm, speit der Boden uranfänglichste Steinwerkzeuge aus, gemischt mit den von Menschenhand bearbeiteten Knochen des Elephanten und des Rhinoceros. Auf dem Felsen von Rüdersdorf folgt die Hand der Glättung und Ritzung des Gesteines, die dem alten Riesengletscher jener Eiszeit verdankt werden.

Nicht eine Hand bloß, von der dann die Tradition allein bleiben müßte wie einst von den Gesichten des mosaischen Schöpfungsdichters. Hundert, millionen Hände, immer wieder, wenn sie sich bloß die Mühe machen wollen.

Von „Wirklichkeiten" ist diese neue Schöpfungsgeschichte umspannt, umklammert wie von einer Eisenhand.

Von Wirklichkeiten in eine ganz bestimmte, nicht mehr erschütterbare Gestalt gepreßt, schreitet der Mensch aus dem neunzehnten Jahrhundert. Eine Kette klirrt hinter ihm her aus diesen Wirklichkeiten, eine eherne Nabelschnur, die ihn, wohin er auch schreite und was er nun sei, fortan rückwärts angeschmiedet hält an einem ungeheueren weltallsschweren Granitblock übereinstimmender Erlebnisse der Menschheit selbst über ihren Ursprung.

Ein Jahrhundert, das einen solchen Triumph mit der Wirklichkeit erlebt — ist es ein Wunder, wenn es allmählich wie in Ekstase geriet vor diesem Begriffe?

* * *

Es läßt sich sehr gut verfolgen, wie das Jahrhundert zwei Phasen in sich durchläuft, was diesen Punkt anbelangt.

Grob kann man es genau auf seine Mitte, auf den Umschwung zu den Fünfzigerjahren, durchschneiden, um sie zu erhalten.

In der ersten Hälfte ist es, als seien Zwerge schweigend bei einer Nachtarbeit. Blöcke werden noch geräuschlos aufgetürmt. Die Technik wächst langsam empor. Die erste Lokomotive dampft. Der erste Telegraphendraht spannt sich. Das zusammengesetzte Mikroskop beginnt zu arbeiten. Neue Wissenschaften blühen auf, alle mit der Färbung nach der naturwissenschaftlichen Seite. Das allgemein Soziale reckt sich und zeigt mehr und mehr Fühlung mit der Technik. Der alte Goethe stirbt schon mit dem Gefühle, daß eine neue Zeit dabei sei, sich zu erfüllen, eine Zeit der sieghaften Realwerte.

Aber bei alledem haben diese ersten fünf Jahrzehnte im ganzen doch noch etwas Intuitives, etwas dumpf im Mutterleibe Wachsendes, etwas bloß im dunklen Drange geradeaus Gehendes ohne Nachdenken.

Das eigentliche Bewußtsein all der Dinge blitzt erst mit der Wende zur zweiten Hälfte auf. Die Nebel fallen über dem Zwergenschlosse und es steht auf einmal da, vor aller Welt Augen, und es zwingt diese Augen zu sich.

Nach fünfzig Jahren stillen aber steten Ringens um die „Wirklichkeit" kommt in den ersten beiden Jahrzehnten der zweiten Phase mit Übergewalt gerade jetzt auch jener stolzeste Eroberungszug wie eine reife Frucht: die neue Lehre vom Menschen, das neue Weltbild, aufgebaut auf Wirklichkeit. Lange schon hat diese Frucht ungesehen im dichten Laube gehangen. Jetzt fällt sie, und ihr Poltern zieht die ganze bewußte Aufmerksamkeit auf sich. Soundsoviel noch fest Schlafenden fällt sie auf den Kopf — und sie müssen aufwachen, müssen begreifen.

Um das Ende der Fünfziger und den Anfang der Sechziger erfolgt nach dieser Seite ein Hauptschlag um den anderen. Die Spektralanalyse, die die

Digitized by Google

Gestirne enträtselt. Darwin. Das Gesetz von der Erhaltung der Energie fest begründet. Boucher de Perthes' prähistorische Funde bestätigt. Zum erstenmal läßt sich der Faden einer Kosmogonie auf Grund von lauter Wirklichkeiten spinnen, wie es Haeckel genial versucht.

Der Kampf gegen die Bibel, zuerst durch Strauß angebahnt, nimmt unter dem Druck dieses positiven Ersatzmaterials den Charakter eines Vernichtungskampfes an. Alles, was mit dogmatischer Religion zusammenhängt, kommt ins Bröckeln. Die Autorität der Tradition wankt in ihr im Verhältnisse, wie die Autorität der Wirklichkeit, das Vertrauen zur Wirklichkeit überall wächst.

Andererseits ist dieser gleiche Zug gegen die alte Autorität bloßer Überlieferungen im allgemein Sozialen wie ein Frühlingssturm merkbar. Wie in der Philosophie, so in der Politik: Abkehr vom Phantastischen zugleich und minderer Glaube an alte Bücher, alte Verträge, zweifelhafte Dokumente von lediglich traditioneller Heiligkeit. Die wachsende soziale Bewegung sucht sich auf greifbare Realwerte hin neu, solider, weltgerechter zu ordnen.

Scheinbar fliegt eine ungeheuere Masse Pietät über Bord. Aber in Wahrheit nur, weil eine einzige ganz bestimmte Pietät überwiegend, erdrückend, alles verschlingend geworden ist: die Pietät vor den „Tatsachen", vor der „Wirklichkeit". Der darwinistische Mensch und der sozialistische Mensch reichen sich in diesem Pietätsgefühl brüderlich die Hand.

Und all diese Dinge, dieser ganze Zug der Zeit hat einen so greifbaren Glücksinhalt.

Es liegt wie ein großes Aufatmen in der Entlastung von soviel schweren Berglasten der Illusionen, Glaubenssätze, Vertröstungen, Subjektivitäten mit Autoritätsmacht, das Feld für neue Entwickelungen scheint endlich wieder frei, und das Bewußtsein davon gießt junge Kraft in alle Adern.

Wo immer die Wirklichkeit resolut erfaßt wird, philosophisch, technisch, sozial — es fließt und fließt ein überwältigender Strom von Glück zu. All sein körperliches Glücksbedürfnis eines ungeheuer sinnlich kräftigen Organismus wirft das Jahrhundert nach dieser Seite, all seine brennende Seelensehnsucht.

Die Religion sank, der Himmel schloß sich mit seinen Belohnungen, seiner außerweltlichen Bestimmung des Menschen, seiner unmittelbaren Gotteshilfe. Das ganze alte Gefüge der Autoritäten, Traditionen, Moraltafeln, privilegierten Stammbäume krachte. Aber die Wissenschaft schenkte einen neuen Himmel mit Millionen Sternen. Sie schenkte einen neuen Menschen, der in ganz neuer, solider Weise auf der Erde stand. Und die Technik, Schöpferin zugleich und Kind dieser Erkenntnis, würde Brot und Muße für alle aus diesem Boden zaubern, hier auf dieser Erde — eines Tages. Noch verwirrten ja ihre Maschinen eher, als daß sie halfen. Aber das war nur der letzte Nebel vor Sonnenaufgang. Die soziale Neuordnung und Gesamtkonstituierung der Menschheit würde ein irdisches Reich der Liebe und Gerechtigkeit gründen, aufgebaut auf Arbeit im richtigen Maße. Keine Herrschenden und Unterdrückten mehr, nur der freiwillige Arbeiter triumphierend. Und das alles schließlich verdankt dem großen Umschwunge in der Wertschätzung der Wirklichkeit. Sie war der Fels endlich im Meer, wo die Arche landen konnte . . . .

Man kann die Dinge bis hierher ruhig in ihrem ganzen Königsmantel rauschen lassen, ohne auch nur ein Wort einschränkender Kritik hinzuzusetzen.

Die vollkommene Größe des neunzehnten Jahrhunderts erscheint wirklich so, die ihm nie wieder irgendeine Zukunft entreißen wird. Das Jahrhundert der Dampfmaschine und des Telegraphendrahtes, Darwins und der beginnenden Umwandlung des alten Christuswortes von der Nächstenliebe in reale soziale Tat — es hat mit seiner „Wirklichkeit" in Wahrheit Berge versetzt, Berge, an

Digitized by Google

denen sich der Strom der Menschheitsentwickelung gestaut hätte, wenn nicht eine Hand sie endlich wegriß und die Wasser schäumen ließ.

Aber es wird kein Kind geboren, auch kein Heiligenkind, ohne daß edles Mutterblut dabei verströmt.

Jede große Entwickelungserweiterung der Menschheit, bei der ein neues Flußbett sich gräbt, hat seine gewissen Züge auch des Dammbruches, der Überschwemmung, der entfesselten Gewalt, die Fruchtbäume bricht und Ackerboden verschüttet. Auch in der größten Tat des Genius erscheint unabänderlich der Erdenrest bestimmter Unterdrückungen, Vergewaltigungen, Übertreibungen.

Im Grunde, wenn man tiefer blickt, ist dieser scheinbare dunkle Fleck eigentlich nichts anderes als der schwarze Schnittpunkt der Entwickelung selbst, die auch in der erhabensten Leistung nicht ganz erfüllt, nicht ganz zum Stillstand gebracht sein darf, sondern ihre Ecke behalten muß, wo sie auch diese Leistung wieder zersetzen, wieder überwinden wird — zum Nutzen des unablässigen Weiterganges.

Auch das neunzehnte Jahrhundert hat diesen Schnittpunkt. Und es hat ihn genau mitten in dem, was seine Größe ausmacht: in dem Begriffe der „Wirklichkeit". *Dieser Begriff ist seine Sonne — aber es ist auch sein größter Sonnenfleck darin.*

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts treten mit dem wachsenden Bewußtsein von jener großen Fügung auch ganz allgemach die Spuren einer gewissen Verschiebung auf. Der Begriff Wirklichkeit nimmt in einer Menge von Köpfen eine eigentümliche Schwere an. Er bekommt etwas von einem Block, der sich nicht mehr recht bewegen lassen will, der lastet, drückt.

Die Wirklichkeit hatte zu solchem Triumph geführt, eröffnete solche Glücksbilder. Wie nahe lag es, sie für das einzige zu erklären, was für den Menschen überhaupt in Betracht kam, was *Wert* für ihn besaß.

Wir erinnern uns jener Grunddefinition: daß „Wirklichkeit" eine Auslese der für viele, eventuell alle Menschen gemeinsamen Erlebnisse darstelle. In dieser Definition ist noch kein Werturteil enthalten, was besser sei: diese sozialen Erlebnisse in ihrer Ganzheit oder der Rest des tausendfältig Subjektiven, der daneben schwimmt, ohne in ihr aufgelöst zu werden, all der individuellen Erlebnisse, die jeder zunächst für sich hat ohne Parallelen bei andern. Höchstens konnte man sagen: die Wirklichkeit wurde jedenfalls etwas zweiten Grades, eben als Auslese.

Jetzt aber wird der Spieß genau umgekehrt.

Die Frage taucht auf, ob das Subjektive nicht bloß ein wertloser Rest, etwas Überzähliges ohne Sinn sei. Die Wirklichkeit allein das echte Erlebnis, das erlebenswerte. Das Subjektive dagegen, das mit ihr nicht zusammenfiel, bloß ein gleichgültiges Schaumgekräusel — Schnitzelwerk des Erlebens, das nebenherlaufend nicht immer zu vermeiden ist, aber jedenfalls eine *Luxusproduktion* darstellt.

Ja, war es bloß die?

Der Schritt in der Logik ist äußerst klein vom Wertlosen zum Widerwärtigen, zum Schändlichen.

Man hatte so deutliche Beweise, wo das Subjektive geschadet hatte, indem es das Wirkliche fälschte, zum Beispiel in religiösen Dogmen. Der eigentliche Schaden hatte zwar strenggenommen in solchen Fällen immer in der blinden Tradition bestanden, in der Nachlässigkeit, die Subjektives für allgemeine Wahrheitswerte einfach leichtfertig hinnahm, und in der Autorität, die solche Verwirrungen heiligte und gewaltsam durchdrückte.

Aber war es nicht doch die nackte Existenz des Subjektiven in der großen

Digitized by Google

Menschheitsrechnung gewesen, die den Anlaß gab, daß dergleichen überhaupt in Szene treten konnte?

Jede Zeit hat ihren Versucher, der als kleines Schlänglein hinter dem Apfelbaume hervorkriecht. Für das neunzehnte Jahrhundert steckte er in dieser harmlosen Frage. Es kroch eigenthümliche Wege, das Schlängelchen, aber mit der ganzen geraden Teufelslogik.

Alles Subjektive, das nicht in das Gemeinsame paßte, war also tauber Schuß, Rankenwerk, das besser abgeschnitten wurde. Man vergaß, daß das Subjektive tatsächlich der große Nährboden war, aus dem alles zunächst einmal wuchs und gewachsen war, auch das „Wirkliche". Man vergaß, daß dieses Wirkliche in keinem Moment etwas Absolutes war, sondern unablässig nur ein schwankendes Lichtfeld innerhalb der subjektiven Erlebnisse bildete, in das beständig Neues aus der subjektiven Masse einwuchs und aus dem schon Aufgenommenes beständig wieder austrat. Man vergaß, daß man im Subjektiven den wahren seelischen Boden berührte, der dem Antäus die Mutterkraft gab — während das „Wirkliche" sich immerzu einem rein objektiven Werte näherte, für den man in dem Denken wenigstens, das das neunzehnte Jahrhundert nach seiner großen Religionskrisis beherrschte, keinerlei höhere seelische Einheit zur Verfügung hatte.

In der ganzen zweiten Hälfte des Jahrhunderts sinkt in der allgemeinen Auffassung des Menschen überall das Individuum. Die „Wirklichkeit", dieses Gemeinsame der Individuen, gewinnt einen Zug, bei dem das Einzelne als das sozusagen Überflüssige erscheint. Sie umfaßt es. Eine Null ist es schließlich vor ihr. Seit man seine Geschichte mit Werten in ihr belegen kann, scheint sie von allen Seiten ganz um ihn herumgewachsen zu sein.

Philosophisch kräuselte sich das zu dem Gedanken aus: sie ist überhaupt bloß. Der einzelne Mensch ist lediglich eine Welle in ihr. Sie dauert, er vergeht. Allerdings ist sie bloß eine ungeheuere Maschine, gleich den Sozialorganen des Menschen. Aber diese Maschine eben ist das eigentlich Seiende. Die Menschen sind nur in ihr geborene und wieder zerstörte Spiegelplättchen.

Allmählich sinkt das ganze Aktive der Welt mehr und mehr in diese gemeinsame Wirklichkeit. Der Mensch ist nur noch Passives. Er liegt in einer ungeheueren Maschine. Sie treibt heute ihren Dampf in ihn und läßt ihn laufen. Morgen wirft sie ihn auf den Schwungriemen und wirbelt ihn gegen die Decke.

In diesem Jahrhundert grandioser technischer Werkstätten nimmt auch dieses Bild grandiose, monumentale Formen an. Aber in seiner philosophischen Konsequenz muß es zu einem Pessimismus der schärfsten Färbung führen: dem Pessimismus, der in allen Kulturjahrtausenden immer wieder die Reaktion des Individuums gewesen ist, das von einer Weltanschauung wie eine Schnecke im Weinberg zertreten wird. Und dieser Pessimismus wird tatsächlich doch nur verdankt einem falschen erkenntnistheoretischen Schachzuge. Das Jahrhundert beginnt sich seinen schönsten Zauberstab, die „Wirklichkeit" in Anführungszeichen, zu versteinern, zu entwerten, zu einer Geißel gegen sich selbst umzuübertreiben.

Das aber einmal in voller Gährung, fließen die Wellen jetzt unaufhaltsam auf der schiefen Ebene ab, den Rest des Jahrhunderts mit ihrem Rauschen durchhallend.

Aus dem wundervollen neuen Menschen, den uns das Jahrhundert aus Nebelflecken und Urzellen gezogen hatte, diesem Menschen, der einen Kosmos um ein Paradiesgärtlein eingetauscht hatte, der auch in der schlichtesten Arbeiterblouse fortan ein Sonnensohn war, dessen Adelsbaum bis in die Milchstraßen ragte: aus diesem unsagbar prächtig vergrößerten Menschen ging in der Logik

Digitized by Google

der falschen Doktrin auf einmal der „Normalmensch“ hervor, ein kleines spaßhaftes Philisterlein mit einer Nummer vor der Stirn, der nicht zu mucken, sondern nur zu folgen hatte. Dieses Menschen-Maschinlein war der Mensch, ausgemünzt bloß noch auf die bestehenden Allgemeinwerte hin, unter absolutem Niedersäbeln jedes subjektiven Lebens als einer „Schädlichkeit“. Von einer blinden Vergottung der heute gerade errungenen Wirklichkeitswerte aus wurde dieses Menschlein zurückgezahlt als erstarrte Schablone, die jetzt in die Praxis allenthalben hineingepreßt werden sollte.

Es war die Entwickelung, die sich selber den Ast absägte, die Quelle verstopfte, den ewigen Jungbrunnen zuschüttete.

Denn mit der Nichtigkeitserklärung den ganzen rein subjektiven Werten gegenüber erstickten alle die Keimkrystalle des Fortschrittes in der Erweiterung des Wirklichkeitsbildes, die unabläßig in dieser großen Mutterlauge des Subjektiven anschossen. Jede große Allgemeinwahrheit war einmal in einem einzelnen Kopf als heterogene, als ketzerische Subjektivität geboren, jede Allgemeinnützlichkeit an einem subjektiven Leibe zuerst erprobt worden. Aber was sollte das, wenn man alles Aktive in diesem nachgeborenen Produkt, in der schon bestehenden „Wirklichkeit“ selbst suchte, anstatt in den Individuen mit ihren Subjektivitäten, die unabläßig neues Material aus ihrer Aktivität heraus zur Auslese des sozial Passenden ins Feld warfen?

Der Normalmensch wuchs wirklich für die Theorie sieghaft auf, soundsoviel tausend und tausend Spiegelplättchen, alle auf dieselbe omnipotente „Wirklichkeit“ eingestellt und nur gemessen auf die Korrektheit dieser Einstellung. Wer im genauesten Winkelmaß ziffermäßig eingerenkt stand, — der war „gesund“. Jede subjektive Abweichung aber war — Krankheit.

Obwohl alle letzten Gedankengänge, die hierher geführt hatten, falsch oder wenigstens übertrieben waren, so tritt doch auch darin noch die Größe des Jahrhunderts hervor, daß die Verfolgung dieser Dinge jenseits des schiefen Punktes eine so gewaltige Logik entwickelte, daß schon das allerstärkste Bollwerk nötig wurde, um sie endlich doch zum Falle zu bringen.

Es liegt aber ein solches Bollwerk tatsächlich inmitten des unendlich schwankenden Halbdunkelgebietes des „Subjektiven“ — und zwar sind seine Zinnen von alters in ihrer ganzen Cyklopenkraft bekannt.

Es ist die Kunst.

Auf einem Höhepunkte der Verwickelung mußte die Kunst das Ilion werden, vor dessen Mauern der Kampf zum Stillstande der Entscheidung kam. Der Kampf zwischen der versteinerten, vergötzten „Wirklichkeit“ und dem Aktiven in der Subjektivität, das neue Werte schuf und den ewigen Fluß, die ewige Relativität, die ewige Entwickelung vertrat jenes Ausschnittes aus dem grundlegendem Gesamtergebnisse der Menschheit, den wir „Wirklichkeit“ nennen.

Die Kunst nimmt in dem Gegensatze zwischen Subjektivem und Sozialem, zwischen der großen Erlebniswirklichkeit und der engeren, gemeinsamen „Wirklichkeit“ in Anführungszeichen eine so schlechterdings besondere Stellung ein, eine so raffiniert verwickelte Grenzstellung, daß jede Übertreibung hier ein Zwist auf Tod und Leben werden muß.

Nichts ist seltsamer, ist von gewissem Boden aus unwahrscheinlicher und ist doch tatsächlich wahrer als der Satz, daß in der Kulturgeschichte jede Welle, die vergewaltigend gegen die Kunst anbrandete, schließlich zerbrochen und verschäumt ist, — als sei hier der feinste Kernwert der Menschheit berührt, dessen Antastung jäh alle Alarmsignale auslöst und zum generalen Widerstande blasen läßt.

Auch in der Auffassung des Ästhetischen läßt sich das Jahrhundert ziemlich

Digitized by Google

gut auf seine zwei Hälften trennen. Die erste Hälfte steigt herauf geradezu aus einer ästhetischen Hochblüte. Ästhetisch ist förmlich aufdringlich zuerst noch ihre Grundstimmung. Während die Naturforschung, die Technik, der Realitätssinn in der Stille schon die ganze Unterströmung beherrschen, liegt das Bewußtsein doch noch hell im ästhetischen Felde. An den ästhetischen Begriffen wird zunächst noch gemessen, was aus jener engeren Wirklichkeitswelt zufließt. Noch kann man von einer ästhetischen Weltanschauung reden, die selbst Naturforscher ersten Ranges beherrscht. Aber in dieser Vorherrschaft ist sie allerdings schon in einer absteigenden Linie. Und der Umschwung wird in der zweiten Hälfte vollständig sichtbar.

Aus einem ästhetischen Wellenkamm ist nunmehr ein Tal geworden. Jene Wirklichkeitsstimmung hat die Lichtgrenze des Bewußtseins allenthalben erobert. An ihr, an Wirklichkeitswerten wird das Ästhetische des Tagesgebrauches jetzt umgekehrt gemessen. Und da alsbald noch mehr als das.

Indem die „Wirklichkeit" in den Brennpunkt der Übertreibung tritt, erfolgt etwas, wovor am Ende des achtzehnten Jahrhunderts gegraut hätte wie vor der Sünde wider den heiligen Geist.

Die Existenzfrage der Kunst wird gestellt. Die Berechtigungsfrage aus jenen Gedankengängen heraus. Die Welle auf der schiefen Ebene hat die Mauer erreicht und platzt.

Von der einen Seite kommt eine Strömung, die sich wissenschaftlich nennt. Sie wird eingeleitet durch eine gewisse allgemeine Stimmung. Man weiß von bestimmten Kreisen her mit dem Aesthetischen nichts Rechtes mehr anzufangen. Naturforscher einer ganz bestimmten Färbung, Techniker, Realpolitiker aller Art, echteste, auf beiden Beinen, wie sie glauben, unerschütterlich fest stehende Jahrhundertkinder, rufen nach Tatsachen, immer nur wieder Tatsachen. Tatsachen helfen, Tatsachen machen frei, gut, glücklich. Künstler geben keine Tatsachen in diesem Sinne. Ob die Kunst also nicht etwas ist, was sich auslebt, wie die Religion, etwas Sanfteres, Ungefährlicheres, aber doch auch Epigonenhaftes, Abblassendes, eine Kinderei der Menschheit?

Man hörte ab und zu sagen, daß der Mensch jetzt endlich, glücklicherweise, aus den losen Kinderspieltagen und Phantasiezeiten heraus und in der Schule sei, wo es lesen, schreiben, rechnen und stille sitzen gelte. Wer auf die nützliche Schiefertafel dort, statt Rechenexempel zu schreiben, Männchen mit humoristischen Nasen malte, bekam Arrest.

So grob ist das allerdings nur vereinzelt ausgesprochen worden. Aber in der Zeitstimmung lag es. Man las es zwischen den Zeilen, wohin man sah. Und man wird die ganze Realperiode des neunzehnten Jahrhunderts nie verstehen, wenn man es da nicht mitliest.

Aus der Stimmung erwächst dann ein Angriff.

Ein altes Aperçu Diderots, daß die Narren, Lumpen und Genies aus demselben Topf kämen, wird eines Tages zur naturwissenschaftlichen Kunsttheorie. Zum Kunsturteil.

Man hatte jetzt das Gesetzbuch dazu. Jener famose Normalmensch gab die Grundlage. Alle subjektiven Werte, die über ihn hinaus fielen, waren krankhafte Hallucinationen. Hallucination war etwas Delirisches, etwas Pathologisches.

Das ästhetische Schauen und Schaffen etwas Krankhaftes! Genie im ganzen, also auch Künstlergenie, eine Krankheit. Eine Spezialform des Wahnsinnes!

Man behielt die Wahl, ob man den ästhetischen Menschen bloß als eine Spezies des Epileptikers auffassen wollte, oder ob man wenigstens eine besondere Irrsinnsgattung ihm zugestand. Lombroso bevorzugte den Epileptiker, doch blieb

Digitized by Google

das noch Problem. Es war auch möglich, daß das Genie bloß eine Vererbungserscheinung im Alkoholismus war. Eine Erbsünde von Vater Noah! Der Zwist der Forscher hierüber ist im neunzehnten Jahrhundert nicht beigelegt worden.

Gestützt wurde die Debatte mit einem Anekdotenkram ungefähr vom Standpunkte jenes treuen Schulpedanten, der auf die Frage, ob unter seinen Zöglingen auch einmal ein Dichter gewesen sei, antwortete: er habe wohl einmal ein solches Monstrum dabei gehabt, es sei aber wegen Faulheit zum Glück bald wieder aus der Klasse geflogen.

Dabei waren es äußerst ehrenwerte Männer, die diesen Weg gingen, ehrliche Sucher, die eine Versöhnung zwischen der Idee des Jahrhunderts und diesem wiederspenstigen Dinge, Kunst genannt, ernstlich anzubahnen glaubten. Eine Versöhnung durch die Guillotine!

Alles in allem war dieser Kreuzzug doch eine kleine Sache. So klein, daß man ihn eine Mode nennen könnte, obwohl auch er schon das ganze Jahrhundert in seiner Art in der Sackgasse hatte. Ein Windstoß der echten, souveränen Kunst, und die Splitter stoben. Diese Lombrosos waren keine Graalsritter. Sie waren nicht einmal edle Don Quixotes. Sie waren Hampelmännchen, Liliputchen, die den schlafenden Riesen zu fesseln meinten, indem sie an jedes Haar ein spinnwebedünnes Seil banden. Nicht ihre Handlung gab den Ausschlag, sondern die des Riesen selbst.

Es war ein ungeheuerlich viel größeres Schauspiel, als eines Tages *die Kunst selber sich ergriffen zu zeigen schien von den neuen Schätzungen, den neuen Werten*. Sie paktierte nicht mit den Lombrosos der Theorie — aber sie paktierte mit der Zeit, mit der Praxis, die diese Lombrosos trug. Der Riese, dessen Befreiung von den lächerlichen Haarseilchen nur ein Ruck war, ein ärgerliches Kopfschütteln — er öffnete auf einmal selbst seine Jacke und bot sein Herz.

Die Kunst selber stellte sich Auge in Auge mit der „Wirklichkeit" und allem, was daran hing.

Und das jetzt wurde ein wirklich entscheidender Moment in der Kunstentwickelung dieses Jahrhunderts selbst.

Die Kunst stand praktisch am Ende einer Krisis damals. Es ist gar kein Zweifel, und ich finde, daß es auf alle Kulturländer im großen trifft: jenes langsame allgemeine Absinken der ästhetischen Epoche im neunzehnten Jahrhundert war Hand in Hand gegangen mit einem Wellental auch der unmittelbaren künstlerischen Kraft selbst. So etwas ist schwer in einem Satze zu beweisen. Im Detail lassen sich hundert kräftige Sachen aus allen Kunstgebieten dagegen stellen. Aber es ist doch etwas daran wahr, das jeder sehen muß, der Höhenschau hat. *Vor* der Kunstepoche, die überall, in der Malerei so gut wie in der Dichtung, die Epoche des Naturalismus heißt, liegt eine Einbiegung der Kurve, eine Epoche der Lähmung, des Tastens, des Zweifels, des bewußten teil und teils des unbewußten Epigonentums. Die Kraft versagt natürlich nicht ohne weiteres. Aber sie erscheint verzettelt, es fehlt die Frische des Entwickelungsbewußtseins, es fehlen alle die lieben, grünen, aber triebkräftigen Symptome der Jugend.

In unserer deutschen Dichtung war es die Zeit, die sich gedrückt fühlte durch Goethes Riesengestalt, wie sie sagte, die sich um Goethes Größe willen als Epigonenzeit fühlte — und doch ebendadurch charakterisiert war, daß sie Goethe am wenigsten kannte und seine „Nachfolge" völlig vergessen zu haben schien. Es war eine kunstvergeudete Zeit, und es war ein Segen, als sie, dank einer neuen Generation, aufhörte.

Digitized by Google

Aber nun kam das ganz Sonderbare.

Diese neue Generation, geschwellt von frischer Tatkraft, war gesäet und aufgesproßt schon mitten im neunzehnten Jahrhundert. Dieses Jahrhundert in seiner ganzen Glorie wuchs über ihr. Es hatte sie und es ließ sie nicht.

Und im Moment, da sie die nackten Prachtarme recken wollte, schmetterte es sie nieder mit seinem Generalworte: Wirklichkeit!!!

In ihrem ganzen Königsmantel stand die Zeit da. Eine neue Zeit, mit Erfolgen, von denen der ganze uralte Palmbaum der Menschheit bis in seine Wurzel bebte. Und das vor einer Kunst, die nach Neuem sich mit der Sehnsucht erwachenden Lebens sehnte. Was tun?

Die Kunst hat Somnambulenaugen. Sie sah nicht bloß schwirrende Räder, sie sah den Dingen ins Herz. Sie sah die neue Weltanschauung. In dieser Weltanschauung raste ein furchtbares seelenloses Grundwesen dahin, eine menschenfressende Maschine: die „Wirklichkeit". Die einzelnen Menschen waren blos noch Glasplättchen, die diese Maschinerie spiegelten, nichts weiter. Heute herausgestellt, daß sie blitzen; morgen zersplittert. Was war in diesem Schauspiele die Kunst?

In dieser jungen Künstlerschaft voll gärender Kraft war von Anfang an gewiß keine Stätte für Lombroserei. Man glaubte hier an die Größe der Kunst, wenn je. Groß war sie, wie der Mensch selbst. An der Spitze der Menschheit ging der schaffende Künstler, mit dem Banner dieser Menschheit in der Faust.

Aber wenn nun der Mensch, wenn die ganze Menschheit nichts anders war als ein bloses Spiegelplättchen eines objektiven Mechanismus? Ein Spiegelchen vor einer ungeheuren kollernden, keuchenden Maschine . . .?

Mochte die Kunst triumphieren im Menschen von Pol zu Pol seiner Existenz: mehr als der Mensch konnte sie doch nicht sein. Und so sank auch der Genius der Kunst in dem Augenblicke, wo er seine Flügel ganz herumwarf um diesen Menschen, ihn umfing, durchdrang wie eine Geliebte im äußersten Besitze: so sank auch er herab zur Rolle bloß noch eines Spiegelchens vor diesem Allmechanismus.

In dieser Stunde und vor diesem Gedanken ist die Idee geboren worden, daß die Kunst sich zu erschöpfen habe in der einfachen Wiedergabe der Wirklichkeit.

Die Kunst ist degradiert worden zu einer Copistin dieser „Wirklichkeit". Aus einem Schöpfer, einem Entwickelungsfaktor der Welt zu einem Spiegel.

Nicht liliputische Männlein wie Lombroso standen an der Wiege dieser Idee. Stolze Hochgeister der Kunst beugten sich in der brennenden Liebe zu ihrem Jahrhundert einem versteinernden Gorgonengedanken dieses Jahrhunderts. In der tiefsinnigen griechischen Sage schwingt sich der Pegasus aus dem Blute der Gorgo. Diesmal versank er darin.

Es macht die Betrachtung dieser Dinge so verzweifelt schwer, daß sich eben jene beiden Fäden ineinander verspannen: eine neu ansteigende Kunst überhaupt — und eine falsche Theorie.

Jedesmal, wenn der Kunstgenius der Menschheit sich besinnt, sich aufrafft, seine Kräfte zusammmennimmt — jedesmal dann erscheint das ganz von selber wie ein Ruck, wie eine Rückkehr zur Wahrheit. Die innere Logik des Kunstwerkes scheint verstärkt, die Suggestion wird unvergleichlich gewaltiger, ein Gefühl der Reinheit des Schaffenden als eines innerlich Gebundenen, auf die innere Wahrheit Verpflichteten strömt wie von einer reifen Blüte aus. Schleier des Nachgeahmten fallen, äußere Motive, mit denen jede Epigonenzeit die Kunst überwuchert, dorren plötzlich als lächerliches Unkraut ab. Und ein Gefühl der

Digitized by Google

Kraft, des Kraftstrotzens gibt unter allen Umständen einen realistischen Zug, die Kunst tritt wieder jung als Eroberer auf und wagt sich mit dem kecken Mute dessen, dem die Welt verheißen, in neue Provinzen dieser Welt.

Alle diese Symptome werden immer merkbarer in der Kunst des letzten Viertels auch des neunzehnten Jahrhunderts. Von hier aus blühte ein „Naturalismus" in ihr auf, der aber tatsächlich nichts anderes war als ein Zurückbesinnen der Kunst einfach auf sich selbst, auf ihre echtesten, urältesten Rechte, auf ihren inneren Wahrheitsgeist im Gegensatze zu Pseudokunst, die bildet um äußerlicher, kunstfremder Zwecke willen.

Einen Triumph der Kunstnatur möchte man in diesem Sinne hinter das Wort deuten.

Die gesamte Kunstgeschichte seit grauen Tagen wandelt empor auf solchen Triumphen, die immer und immer wieder den Erdenstaub durchbrechen und das unsterbliche Leben der Kunst neu proklamieren auf dem dürren Acker einer Epigonenzeit.

Aber das alles hat ganz und gar nichts zu tun mit jener spezifischen Wirklichkeitstheorie des Jahrhunderts, die eben nur dieses Jahrhundert so aus sich gebären konnte.

Wohl läßt sich sagen, daß so heroische Irrtümer, wie diese Wirklichkeitslehre, selbst als Irrtum einer kraftlosen Epigonenzeit nicht gelingen konnten. Es bedurfte selbst zur Grundlage dieses großen Irrtums einer großen Kunst. Nur eine Kunst, die den Weg ins Herz großer Weltanschauungsfragen wiederfand — und das ist immer Zeichen echter, ansteigender Kunst — konnte sich so tief verwickeln, in eine Übertreibung, einen Irrgarten eben der modernen Weltanschauung.

Aber darum bleibt Irrweg Irrweg.

. . . . . Ich glaube aber, daß die Kunst auch hier eine tiefe Mission erfüllt hat. Gerade, indem die Kunst die brausende Welle dieser Wirklichkeitsidee eine Weile tief und scheinbar bis ins Herz hinein aufnahm, meine ich, daß sie die Augen hat öffnen helfen für die kolossale Übertreibung, die überhaupt in die ursprünglich so fruchtbare Idee der Wirklichkeit verheerend hineingeraten war.

Und so hat sie sich doch als die alte, stärkste Schutzmauer bewährt.

Hat sie —? Ich weiß es nicht, inwiefern das schon irgendwie hinter uns liegt. Wir stehen noch mitten im Kampfe, und streng genommen kann man doch nur von einzelnen Anzeichen reden. Aber eine Anzahl Menschen fangen doch entschieden schon an, darüber nachzudenken, ob man nicht über eine Kunsttheorie, deren Schwächen man nur zu deutlich empfindet, eine Schicht tiefer zurückgehen müsse auf eine Revision gewisser Voraussetzungen in der Weltanschauung, die uns das neunzehnte Jahrhundert überliefert hat.

Eine Revision, die natürlich nicht wieder zu den Torheiten zurückführt, die dieses prachtvolle Jahrhundert glücklich antiquiert hat.

Sondern, die uns noch einmal wieder um ein Stück freier macht und dabei allerdings auch noch mit einigen Spezialgespenstern aufräumt, die dieses Jahrhundert selbst hinzugebracht hatte.

Digitized by Google

Frauenmacht.

Roman.

Von **Gustaf af Geijerstam.**

(Schluß.)

XIX.

Die Erinnerungen, die nun folgen, stehen mir näher. Von nun an kann ich kaum die Jahre auseinander halten. Es drängt sich soviel in einem kurzen Zeitraum zusammen, mir ist, als könne ich kaum das eine Jahr vom anderen unterscheiden. Was ging voraus und was kam hinterher, von den Ereignissen, die ich berichte? Ich weiß es nicht mehr. Ich weiß, daß alles mal gewesen und jetzt vorüber ist. Was macht es mir aus, wie oder wann es geschah?

Es war an einem Nachmittage im Februar. Dessen erinnere ich mich jetzt, weil einige Tage später Elisens Geburtstag war. Strahlend und glücklich war Gretchen mit einigen Freundinnen ausgegangen. Auf Nybroviken war Eisbahn und die Musik spielte. Ich war also allein in diesen Räumen, als Elise kam.

Sie setzte sich hier auf mein Sofa, wo sie immer zu sitzen pflegte. Und für mich war es ein Fest wie immer, wenn sie kam.

„Was ist dir?" sagte ich.

Denn ich sah sofort, daß sie nicht wie sonst war.

„Was sollte mit mir sein?" sagte sie und versuchte das Gespräch auf andere Dinge zu lenken.

Aber je länger ich sie betrachtete, je deutlicher sah ich, daß etwas geschehen war. Oder richtiger — ich sah es nicht. Denn ihr Gesicht war nicht blaß und es trug keine Spuren von Tränen. Aber ich fühlte es so gewiß und sicher, wie ich ohne Worte alles fühlte und verstand, was sie betraf — sie und mich.

Plötzlich sagte Elise:

„Ist es nicht sonderbar, daß du und ich uns wiedergefunden haben? Während all der Jahre, da wir uns nicht sahen, warst du eigentlich ganz und gar verschollen für mich. Ich wunderte mich nicht einmal darüber, daß du nie geschrieben hast. So sicher war ich, daß es nicht aus Gleichgültigkeit geschah, oder weil du mich vergessen hattest. Jetzt bin ich so froh, daß ich dich habe. Denn es gibt so wenig Menschen, an denen ich wirklich mit dem Herzen hänge."

Es wurde warm und ruhig in mir. Und wenn sie sprach, konnte niemand mehr hinter ihren Worten suchen, als was sie selber meinte. So rein, so frei von aller Künstelei war ihr Wesen. Nicht einmal ich, der doch schon jetzt keinen höheren Wunsch hatte, als mehr hinter diesen Worten zu suchen, als was sie selbst meinte, nicht einmal ich mißverstand sie auch nur einen Augenblick.

Digitized by Google

Hätte ich es getan, so zweifle ich nicht daran, daß sie es mir verziehen hätte. Aber ich wußte auch, daß ich mir in meinen eigenen Augen lächerlich vorkommen würde.

Und doch konnte ich ihr sagen:

„Weißt du, weshalb wir beide es am meisten genießen, wenn wir uns allein haben? Und nur dann genießt man ja in Wahrheit einen Menschen. Ich glaube es kommt daher, weil wir uns einander nichts vorzuwerfen haben. Vor allem nicht, daß wir uns noch jung fühlen."

Sie lachte und nickte mir zu. Ich hatte eine Flasche Wein herbeigeholt und nun trank ich ihr zu.

„Und doch sind wir alt, Hugo," sagte sie. „Besonders ich. Du bist viel jünger als ich, obgleich du es nicht glauben willst."

Als sie dies sagte, lachte sie und sah ganz glücklich aus.

So saßen wir zusammen, bald plaudernd, bald schweigend, und es wurde licht und heiter um mich her. Gretchen kam nach Hause und setzte sich auf Elisens Schoß. Ich weiß nicht wie es kam, aber es glückte mir Elise zum Bleiben zu bewegen, und beim Abendessen saß meine Tochter zwischen meiner Freundin und mir. Elise machte den Thee.

Ich sah das alles, wie ich es jetzt sehe. Ich sah es wie ein Traum, in mir waren keine aufrührerischen Gedanken, die darüber grübelten, was gewesen, oder trübe färbten, was war.

Gretchen ging zu Bett und Elise ging mit ihr hinein. Als sie zurück kam, lachte sie vergnügt und nahm ihren Platz auf dem Sofa wieder ein. Keiner von uns sprach es aus. Aber wir fühlten beide, wie wir es genossen, gleichsam Papa, Mama und Kind zu spielen.

Elise saß lange bei mir, und als sie ging, begleitete ich sie.

Als ich zurück kam, leuchtete ich einen Augenblick mit der Lampe in Gretchens Zimmer hinein. Ich tat es nur, weil alles in mir so licht war. Mein ganzes Heim war wie beseelt von ihr, von der, so schien es mir, noch immer etwas hier weilte.

Da sah ich zu meinen Erstaunen, daß Gretchen noch wach lag. Und als ich näher kam, merkte ich, daß sie geweint hatte.

Ich wurde ganz erschrocken. Aber das Kind wollte meine Fragen nicht beantworten, und ich konnte verstehen, daß es etwas gewesen, was sie tief ergriffen hatte, denn sie verschloß es in sich und schwieg.

„Wir sind ja alle so vergnügt gewesen, heute abend," sagte ich.

„Ja," murmelte sie.

„Bist du betrübt, weil etwas mich froh macht?" wagte ich zu sagen.

Da schlug sie die Arme um meinen Hals, so daß ich fühlen konnte, wie das Herz in ihrem feinen, unentwickelten Körper hämmerte. Und sie schluchzte, als solle ihr Herz zerspringen.

„Weshalb kannst du nicht ebenso froh sein, wenn du mit mir allein bist?" kam es unter Schluchzen hervor.

Wie ich mich dessen jetzt erinnere! Wie genau ich mich erinnere! Als ich aber diese Worte hörte, verbitterten sie meine Freude, und es wurde wieder dunkel in meinem Innern.

XX.

In der Erinnerung sehe ich die Sonne scheinen, die trügerische, lockende Februarsonne, die den Schnee schmilzt und den Himmel deshalb so blau macht, weil man ihn so lange mit Wolken bedeckt gesehen hat. An einem solchen

Digitized by Google

Tage traf ich Elise zum ersten Mal wieder nach diesem Abend. Und sie machte einen Spaziergang mit ins Freie hinaus.

Ein wenig berauscht von der Frühlingsluft, die so schnell gekommen, gingen wir durch den Hagapark, wo die Bäume feucht und glänzend standen, und der Schnee um uns herum schmolz.

Da sagte Elise plötzlich:

„Du hast mir neulich so wohl getan."

Damit nahm sie meinen Arm, und ihr Gesicht bekam einen zugleich traurigen und glücklichen Ausdruck.

„Habe ich das?"

„Ja," antwortete sie still. „Du tatest mir wohl, schon dadurch, daß ich bei dir sein durfte. Du bist mir an dem Abend eine Stütze gewesen, ohne es zu wissen."

Also hat mein Gefühl mich nicht betrogen, also war etwas gewesen, das sie niedergedrückt hatte, als sie kam. Aber wir hatten es beide vergessen, bevor sie wieder ging.

„Elise," sagte ich, „Alles was ich denke, was ich fühle und will, vertraue ich dir an."

„Ich auch," antwortete sie. „Ich habe es ja eben getan."

Da wurde mein Gefühl übermächtig, und mit einer Stimme, die mir selber fremd klang, fing ich an zu sprechen. Ich sah sie nicht an, sprach nur gerade in die Luft hinaus, und ich war ruhig und dachte nicht daran, daß meine Worte etwas anrichten würden, ich sprach nur, weil ich nicht anders konnte, weil ich mußte.

„Willst du, daß ich dir alles sagen soll, Elise?" sagte ich. „Ich bin krank gewesen, denn alles, was gewesen ist, war zu furchtbar. Das Alte kam zurück; und ich glaubte eine Zeit lang, daß ich niemals die Sonne leuchten und das Gras grünen sehen würde, wie andere Menschen. Zumal gegen mein Kind, das mich mehr liebt als ihr Leben, mehr vielleicht als du und ich begreifen, war ich kalt, ich fühlte wie mein Herz reden wollte, es aber nicht konnte. Da tröstete es mich, daß du da warst, Elise. Ich kann es auf keine andere Weise sagen. Denn es war nur das Gefühl, daß du da warst. Kannst du es wohl verstehen? Oder willst du es nicht? Kannst du dich da hineindenken, was es heißen will ein Mann zu sein und in der Ehe gelebt zu haben, sogar Vater zu sein, und doch nie geliebt zu haben. Hätte ich nur je eine Frau geliebt und Liebe empfangen, wenn diese Liebe mir auch allen Kummer der Erde gebracht und mein Innerstes zermalmt hätte, ich würde es mit Freuden ertragen haben, ja mit Stolz hätte ich hingenommen, was das Leben mir zugeteilt. Dann wärest du mein Freund und meine Schwester gewesen, und ich hätte mir ein Heiligtum aus meinen Erinnerungen errichtet, ich hätte dich bitten können einzutreten und mit mir die Kniee zu beugen. Dann wäre ich nie dazu gekommen so für dich zu empfinden, wie ich es jetzt tue. Aber ich habe nie wieder geliebt, seitdem ich mich in meiner Jugend von dir trennte. Und nun begegnest du mir wieder. Ist es denn so wunderlich, daß sich alles plötzlich änderte. Ich lebe ja nur durch dich. Und ich besitze keine Erinnerungen, Elise, ich besitze keine Erinnerungen, aus denen ich mir einen Tempel aufbauen könnte. Ich weiß nur, daß ich nur einmal etwas Gutes wollte. Aber was ich damals wollte, hat sich gegen mich gewendet, hat sich in Schmutz verkehrt, in Widerwillen und Ekel. Meine einzigen Erinnerungen sind die, welche ich vergessen muß."

Sie hörte mich an und entzog mir ihren Arm nicht. Sie suchte meine Hand und drückte sie, aber ich mißverstand sie doch nicht.

Digitized by Google

„Ich habe dir dieses gesagt," sagte ich mit erstickter Stimme. „Nicht weil ich etwas zu gewinnen hoffe, sondern weil ich will, daß du es wissen sollst, wie du alles von mir weist. Versteht du mich?"

Sie nickte abermals und wieder gingen wir weiter. In ihren Augen aber lag ein Ausdruck, den ich nicht deuten konnte.

„Ich habe dich so innig lieb," sagte sie, „daß ich dich niemals verlieren kann."

„Aber doch nicht so sehr wie einen andern," antwortete ich, und bereute augenblicklich, was ich gesagt hatte.

Da sah sie weg und antwortete nicht.

Und da ihr Blick mir auswich, kam mir ein Gedanke, an den ich nicht glaubte, der aber doch Macht über mich erhielt. Es war als lege ein etwas hoch über mir oder außer mir, die Worte auf meine Lippen. Und ich sagte, hart, kalt, fast zwischen zusammengebissenen Zähnen:

„Wenn du mich liebst, Elise, oder wenn du mich lieben würdest, könntest du dann alles verlassen und mir folgen?"

Da blickte sie mir voll und klar in die Augen und sagte:

„Nein, Hugo, so bin ich nicht. Das könnte ich niemals tun."

Als ich diese Worte hörte, wußte ich, daß ich sie verstanden hatte, ehe sie ausgesprochen wurden. Deshalb fühlte ich keinen Schmerz. Und wie Elise nun zu reden anfing, begriff ich auch, daß sie alles gewußt hatte, daß ich nichts gebeichtet hatte, was sie nicht schon im voraus ahnte.

Wir gingen lange schweigend neben einander, um uns her schlummerte noch der Wald. Aber zwischen den Tannen begann es sich zu regen, und ein einsamer Vogel zwitscherte im Sonnenschein.

„Ist es nicht schön trotz alledem Nichts verbergen zu müssen?" sagte Elise.

Und wie sie mir in die Augen sah, fühlte ich, ohne daß ich wüßte wie, daß ich fast glücklich sei. Nichts hatte sich zwischen uns verändert, alles war wie vorher. Ich brauchte nicht danach zu fragen. Denn ich wußte es sicherer, besser, als Worte es ausdrücken können.

„Hast du bemerkt, daß mit Gretchen eine Veränderung vor sich gegangen ist?" sagte ich plötzlich.

„Nein,"

„Sie ist eifersüchtig."

Ich lachte, indem ich es sagte, aber Elise zog ihren Arm aus den meinen und wurde plötzlich ernst.

„Auf wen?" sagte sie.

„Auf dich natürlich."

Ich erwähnte dieses hauptsächlich um einen anderen Gesprächstoff zu finden. Zwischen uns beiden war ja alles gesagt, und etwas hinzuzufügen gab es nicht.

Sie ging in Gedanken und sagte leise:

„Armes Kind."

Ihre Worte gingen damals an mir vorüber, und ich dachte daran, wie wunderlich es war, daß ich jetzt zum ersten Mal zu einer Frau von Liebe gesprochen. Ich sollte diese Frau niemals besitzen, und niemals war zwischen mir und jener anderen Frau, die ich einst die meine genannt hatte, ein solches Wort gewechselt worden.

Ich hatte das Gefühl, als sei mein ganzes Leben hilflos in Fetzen zerrissen.

Digitized by Google

XXI.

Als ich mich am selben Tage um die Mittagszeit von Elise trennte, begegnete mir auf dem Wege nach meinem Heim Karl Bohrn. Mit zugeknöpftem Rocke, die Handschuhe in der Hand, ging er das Trottoir entlang. Als er näher kam, merkte ich, daß er zerstreut aussah. Und als wir ein Weilchen neben einander dahingegangen, schlug er mir vor, unser Mittagsessen draußen in einem Restaurant einzunehmen.

„Ich glaube, Elise ist froh, wenn sie heute die Wohnung für sich hat," fügte er hinzu. „Sie läßt rein machen."

„Davon hat sie mir nichts gesagt," war meine Antwort. „Ich habe sie getroffen."

Er sah mich von der Seite an und fragte:

„Sprachst du sie lange?"

„Ja, wir begegneten uns zufälligerweise und machten einen Spaziergang."

Wie gut entsinne ich mich dieser nichtssagenden, alltäglichen Worte. Es ist mir, als könne ich sie noch hören, und die Doppelstimmung, die sie in mir weckten, empfinden. Sie schnitten wie ein Mißton in meine Erinnerungen hinein, in die Stimmung dieses ereignisvollen Tages.

Karl Bohrn wiederholte indessen seinen Vorschlag, und ich war froh, daß ich nicht heimzugehen und allein mit Gretchen zu sitzen brauchte. Ich fürchtete ihre forschenden Blicke mehr als die seinen.

So saßen wir denn an einem der Fenstertische in „Lilla Rydberg" wie es damals hieß, dem engen Lokal im Erdgeschoß mit seinen grünen Möbeln, den kleinen Tischen und der Tropfsteingrotte, mit der farbigen Gasbeleuchtung. Hier saßen wir hinter niedergelassenen Vorhängen, weil die Sonne schon fort war. Und während die Mahlzeit fortschritt, war es mir ganz kuriös zu spüren, wie die Nachwirkung der ersten Frühlingsempfindung und der Gemütsbewegungen, die ich durchgemacht hatte, langsam vor der Einwirkung des Essens und der Weine dahinschwand. „Ich bin ein alter Mann," dachte ich. „Und ich bin zur Ruhe gekommen. Jetzt kann mich nichts wieder stören."

Dann blickte Karl Bohrn auf von seinem Teller und sagte mit einer Miene, die er so unbefangen wie möglich zu machen suchte:

„Worüber sprachst du mit Elise heute? War es etwas Besonderes?"

„Nein," antwortete ich. Und im selben Augenblick kam mir der Gedanke, daß ich falsch war gegen ihn, meinen Freund, ohne daß mein Gewissen mir Vorwürfe darüber machte. „Wir sprachen über Dinge, die wir lange wußten."

Karl Bohrn schwieg ein Weilchen, und ich konnte es seiner Miene ansehen, daß er sich genierte, weitere Fragen zu stellen. Zuletzt sagte er aber trotzdem:

„Sprach sie nicht von mir?"

„Von dir?" rief ich.

Und ich mußte dabei an die Gemütsbewegung denken, die ich Elise angemerkt hatte, als sie mich in meiner Wohnung besuchte, und an ihren Dank neulich vormittags.

„Ich dachte auch eigentlich nicht, daß Elise es getan hätte," fuhr Karl fort. „Denn es sähe ihr nicht ähnlich. Aber ich weiß ja, daß sie dir sonst alles sagt. Und selbst eine Frau wie sie mag mitunter wohl eines Vertrauten bedürfen. Dieses Mal hätte sie Grund genug gehabt," fügte er hinzu.

Er sagte dieses in einem ungewöhnlich ernsten Ton, und sein Blick bekam einen verschleierten und nach innen gewendeten Ausdruck, den ich bei ihm nie erwartet hätte. Und als ich ihn bestürzt fragte, was es sei, das ihn augenscheinlich so stark beschäftigte, sagte er still:

Digitized by Google

„Dir will ich's gern sagen. Denn du hast sie lieb und mich auch. Einem anderen würde ich's sicher nicht sagen."

Er schwieg und lenkte plötzlich das Gespräch auf andere Dinge. Erst später, als wir gemütlich im Sofa in der dämmerigen Grotte saßen, fing er wieder an:

„Du wirst wohl manches von dem gehört haben, was man über mich redet," sagte er. „Man erzählt sich, Elise sei zu gut für mich. Ich gebe es zu. Ich bin nicht in allen Stücken der Gatte, der ich sein müßte. Ich bin ein Mann wie tausend andere, und ich habe meine Junggesellengewohnheiten beibehalten, wie tausend andere. Weshalb man mehr über mich redet als über Herrn so und so, das weiß ich nicht. Vielleicht verstehe ich die Kunst der Verstellung weniger gut. Aber wenn du glaubst, daß ich mir diese Sache nicht zu Herzen nähme, so irrst du dich. Ich will mich nicht verteidigen, aber ich kann dir vielleicht erklären, wie mir zu Mute ist und wie alles gekommen ist.

„Ich war jung zu einer Zeit, da man es ebenso unmöglich hielt für einen jungen Mann ohne Frau zu leben, wie für einen Fisch, nicht im Wasser zu schwimmen. Diese Meinung sog ich ein mit der Luft, die ich atmete. Sie war von meinen Kameraden als Axiom angenommen, und sie galt als eine von allen anerkannte Wahrheit, die nur den einen Fehler hatte, daß sie verschwiegen werden mußte. Sie sollte verschwiegen werden vor Frauen und Kindern — stets. Selbst vor Kindern vom genus masculinum — bis sie das reife Alter erreicht hatten. Dann, gerade zur Zeit, wenn die Leidenschaft den höchsten Grad von Selbstberauschung besitzt, wird plötzlich die Binde von ihren Augen genommen, und sie entdecken, daß kaum Einer jene Tugend, die man sie als Kinder gelehrt im Ernst von einem jungen Manne fordert. Froh, den unerhörten Kampf wider das eigene Fleisch los zu werden, sucht er Befreiung auf den Wegen, wo das Laster seine Nester gebaut. Anfangs ist die rein physische Erleichterung so groß, daß er nur die Befreiung empfindet. Später kommt die Zeit, wo er zu reifen beginnt und sich von dem Greuel wegsehnt. So gründet er sich denn eines Tages ein eigenes Heim, und mit Jubel beginnt er das neue Leben, das ihn befreit. Jahre hindurch lebt er glücklich, weil er liebt, er glaubt dann an das Alte nie mehr denken zu brauchen. Aber das ist eben das Furchtbare, niemand wird seine Vergangenheit los. Was wir einmal getan haben, ist unsere Hölle, die während einer Zeit schlafen mag, die aber immer wieder erwacht. Es gibt nur Wenige, die dann Kraft und Beharrlichkeit genug besitzen, um sich zu Herren über ihre Triebe zu machen. Es ist aber eine grauenvolle Entdeckung, wenn man als erwachsener Mann sieht, daß man wieder durch sich selbst und durch andere betrogen worden ist. Von Neuem fällt die Binde von den Augen des Mannes, und er begreift, daß die Ehe kein sicherer Hafen ist, in dem man sich ohne Kampf zur Ruhe legen kann. Seit früher Jugend ist er in seinem innersten Wesen zersplittert, denn er hat sich daran gewöhnt, seinen Körper ohne seine Seele zu geben. Und in der Fieberhitze der Großstadt, im entnervenden Kampf der Arbeit, im Wirbel des Ehrgeizes und aller Reize des Genusses, erwachen die Triebe aufs neue und machen ihn so unglücklich und zerrissen — wie ich es jetzt bin."

Er schwieg einen Augenblick und schien nachzusinnen.

„Ich bin ein praktischer Mann," fuhr er fort. „Und ich bekümmere mich im allgemeinen nicht um Theorien. Über dieses aber habe ich mehr als einmal gegrübelt. Liebte ich Elise nicht, wie ich es tue, würde ich weniger leiden."

Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß es mir bei dieser Beichte wie Feuer vor den Augen loderte. Für mich war alles dieses aus dem Leben der beiden Gatten neu, und die Kenntnis davon zerschmetterte mich, weil ich mich sonderbar genug, gerade dieser Beichte gegenüber, als ein Verbrecher fühlte.

Digitized by Google

„Hast du niemals versucht mit deiner Frau darüber zu reden?“ fragte ich. „Vielleicht würde sie dich verstehen und dir helfen können.“

„Glaubst du?“ erwiderte er sinnend, und seine Stimme wurde leise. „Dann hätte ich es früher tun sollen. Jetzt ist es zu spät.“

Er schwieg ein weilchen und fuhr dann in seinem gewöhnlichen Ton fort:

„Ich fragte dich neulich, ob Elise dir etwas gesagt hätte über mich. Gerade in diesen Tagen nämlich ist etwas vorgefallen. Eine dumme Geschichte natürlich. Ich weiß, daß Elise sie kennt. Sie hat nichts gesagt. Aber es ist ganz klar, daß sie alles weiß. Es wäre tausendmal besser, wenn wir sprechen könnten.“

Ich schwieg, erfüllt von dem Gedanken an die wunderbare Macht des Schweigens, die bald trennt, bald vereint. Und Karl schien meinen Gedankengang zu ahnen.

„Woran denkst du?“ sagte er.

„An nichts besonderes,“ war meine leere Antwort.

„Siehst du,“ fuhr er fort mit seiner gewohnten Lebhaftigkeit. „Ich tat nicht mit zu der Zeit, als eine solche Aufrichtigkeit gebräuchlich war. Bei jüngeren Männern, habe ich mir es sagen lassen, ist es allerdings wohl der Fall. Vielleicht kann es ihnen helfen. Ich weiß es nicht. Aber so viel weiß ich: Selbstbeherrschung in der Jugend ist nützlicher als die moderne Literatur glaubt. Wenn meine Jungens aufwachsen, will ich es sie lehren, ehe es zu spät wird. Und ich werde mich keinen Augenblick besinnen, mich selbst als warnendes Beispiel hinzustellen. Vielleicht wird dadurch das Vertrauen zwischen uns besser befestigt, als wenn ich ihnen einzureden versuchte, daß ich ein Muster gewesen sei.“

„Sicher,“ antwortete ich. „Meine Erfahrung ist freilich eine ganz andere. Vielleicht war mein Blut ruhiger, vielleicht waren meine Versuchungen geringer. Solche Jugenderfahrungen, wie du meinst, habe ich wenige in Erinnerung. Aber, wenn ich nicht so unerfahren gewesen wäre, würde mein Schicksal möglicherweise ein anderes gewesen sein.“

Karl Bohrns Augen leuchteten, wie vom Blitze getroffen, und mit dem plötzlichen Stimmungswechsel, der ihm eigen war, rief er aus:

„Ja, das ist gerade das kuriose, diese ganze Frage ist wie ein zweischneidiges Messer. Wie man das Ding auch dreht, man riskiert sich die Finger abzuschneiden. Gott mag wissen, was man eigentlich seinen Jungens sagen soll!“

Es lag etwas vom klugen Humor des Weltmannes in seinem Blick, als fände er sich selber und die ganze Welt diesem ironischen Gesetze des Fleisches unterworfen, daß so viel Farcen und Tragödien schafft. Und wie ich die stämmige, kraftvolle Gestalt mit dem wohlgebildeten Kopf und offenen, guten Gesichte ansah, empfand ich für ihn eine Sympathie, die ich kaum beschreiben kann. Mag sein, daß es die ungeschminkte Menschlichkeit seines ganzen Wesens war, welche in diesem Augenblick, ungeachtet seiner großen Schwäche, mich zwang ihm sogar das Glück zu gönnen Elisens Mann zu sein.

Als wir ein Weilchen von anderen Dingen geredet, und ein leichterer Ton die Beklemmung des ernsten Gesprächs abgelöst hatte, sah Karl Bohrn auf seine Uhr und äußerte:

„Ich will heute abend in die Oper gehen und die „Zauberflöte“ hören. Ich habe ein Bedürfnis nach Musik. Ich werde gehen und Elise hertelephonieren.“

Ohne meine Antwort abzuwarten stand er auf und ging hinaus. Durch die offene Tür konnte ich der Telephonunterredung folgen. Ich hörte, daß Elise Einwendungen machte, die nach einer Weile siegreich bekämpft wurden.

Digitized by Google

Als mein Freund wiederkam, sah er strahlend aus, als hätte er eine wirkliche Erleichterung erfahren.

„Ich sehnte mich nach ihr," sagte er. „Das ist die ganze Sache."

Elise kam auch, und als Karl hinausging um die Billetts zu besorgen, sah Elise mich mit ihrem offenen, hellen Blick an und sagte:

„Karl hat mit dir gesprochen."

„Ja," antwortete ich, über ihren natürlichen, ruhigen Ton erstaunt.

„Mit mir tut er es niemals."

Ihre Augen wurden feucht, und ihre Stimme bekam einen Klang von Wehmut, so voll und reich, wie ich ihn nie in einer Menschenstimme gehört.

„Niemals, wenn es sich um solche Dinge handelt. Er weiß es nicht wie gut ich ihn verstehen würde. Ihm helfen vielleicht, auch — jetzt."

Das letzte Wort fiel weich und still und erzählte eine ganze Geschichte.

Als Elise es aussprach, fielen ein paar Tränen aus ihren Augen, ohne daß sie wegsah oder es zu hindern suchte, und ihr ganzes Gesicht wurde in einer wunderbaren Weise lebendig.

Ich faßte ihre Hand, glücklich daß sie doch zu mir reden konnte.

Da lachte sie, und indem sie ihre Hand zurückzog, sagte sie:

„Anfangs war es nicht so leicht."

Darauf gingen wir mit einander hinaus, wo die Gasflammen über den nassen Straßen flackerten. Ich ließ die beiden Gatten allein und ging heim. Trotz ihrer Proteste fand ich, daß ich nicht das Recht hatte sie zu stören. Ich selber war zu erfüllt von dem, was ich erlebt hatte, um mich nicht nach der Einsamkeit zu sehnen, die von diesem Tage an mehr und mehr das große Glück für mich wurde.

XXII.

Als ich heimkam, war es dunkel im Korridor und dunkel in meinem Zimmer. Niemand hieß mich willkommen, und in der kleinen Wohnung war es so still, daß ich beklommen stehen blieb und nach irgend einem Laut horchte, der dies Schweigen stören könnte, das mir unglückverheißend schien.

„Bist du da?" sagte ich.

Aber es kam keine Antwort. Als ich in mein Arbeitszimmer eingetreten war, merkte ich, daß die Tür nach Gretchens Zimmer angelehnt stand, und daß durch die offene Ritze ein schmaler Lichtstreifen auf den Boden vor mir fiel. Vor diesem Lichtstreifen blieb ich stehen, und ich fühlte einen Stich ins Herz, als ob mein Gewissen mich angeklagt, daß ich in einer unerklärlichen Weise mein Allerheiligstes vergessen, versäumt oder verwahrlost hätte. Was war geschehen? Was konnte es wohl sein? Weshalb antwortete mir niemand? Und weshalb war es so still hier? Ich stand noch immer wie gelähmt, und in diesem Augenblick war ich so sicher, daß ein Unglück geschehen war, daß ich Kraft gebrauchte, um hineinzugehen. Ich weiß jetzt, daß ein Unglück wirklich geschehen war. Aber welches und wie konnte ich mir damals nicht erklären. Ich dachte an Gretchen, an ihre kleine, lebhafte Gestalt und ihre großen, liebevollen Augen. Ich entsann mich ihres Schmerzensausbruchs darüber, daß ich nicht froh sein könne allein mit ihr. Wie ein Stoß durchfuhr der Gedanke meine Seele, wie ich sie während der letzten Tage allein gelassen. Wie war ich doch meine eigenen Wege gegangen und hatte sie vergessen! Und am aller empfindlichsten hatte ich sie allein gelassen, wenn ich still und verschlossen, in meine Gedanken versunken, sie vergessen hatte, trotzdem sie in meiner Nähe war.

Digitized by Google

Woher mir diese Gedanken kamen, weiß ich nicht. Sie kamen mit dem schmalen Lichtstreifen, der durch die angelehnte Tür fiel. Und als ich, von einem wundervollen Gefühl der Reue erfüllt, endlich die Tür leise aufstieß, sah ich Gretchen, den Rücken halb der Tür zugewendet, an ihrem kleinen Tisch sitzen. Sie hörte mich nicht, als ich kam, und von dem Platze, wo ich stand, konnte ich den Tisch und einen Teil von ihrem Gesicht sehen. Es war traurig und sanft, und der Mund regte sich, als hätte sie für sich gesprochen. Vor sich auf dem Tische hatte sie einen kleinen Schrein, einen altertümlichen roten Schrein mit altertümlichen Bronzebeschlägen und mit Leder überzogen. Das war ihr Erinnerungsschrein, in dem sie alle Kleinigkeiten aufbewahrte, die ihr Freude gemacht. Jetzt hatte sie sie hervorgenommen und auf dem Tische ausgekramt und war nun damit beschäftigt, sie langsam und ordentlich wieder hineinzulegen. Beklommen dachte ich daran, daß alles Sachen waren, die sie von mir im Verlauf der Jahre bekommen hatte, und ich erinnerte mich, wie sie mir einmal gesagt hatte, daß zwischen den Reliquien niemals etwas, das sie von anderen bekommen, je einen Platz erhalten würde. Ich konnte alles von der Tür aus, wo ich stand, übersehen. Es waren Blumen und allerlei Kleinigkeiten, Miniaturspielsachen und Bonbons, Papiere, auf die ich hin und wieder einen Vers geschrieben. Da war eine kleine Broche und eine Nadel, unbedeutende Dinge, die ich selber schon seit langem vergessen, die sie aber aufbewahrt hatte. Und wie sie dort saß, glich sie weniger einem vierzehnjährigen Mädchen, als einem geprüften Weibe, das sie niemals werden sollte.

Zuletzt schlug sie die Augen auf und gewahrte mich. Aber sie erschrak nicht und rührte sich nicht. Sie lächelte mich nur an und fuhr fort ihre Kostbarkeiten mit ihren kleinen Mädchenhänden umständlich wegzukramen.

„Ich habe hier gesessen und an dich gedacht," sagte sie.

Ich versuchte zu lächeln während ich näher kam, ich wußte aber, daß es mir nicht glückte. Denn ich fühlte mich arm und gering, weil ich mehr empfangen, als ich je hatte geben können. Und die Tränen waren mir nahe, als ich dort stand, die Hand auf ihrem Kopfe und zusah, wie sie ihren Schatz behutsam einschloß.

Sie stellte den kleinen Schrein an seinen Platz, folgte mir langsam und zündete die Lampe an. Aber als ich sie in unsern Zimmern umhergehen sah wie eine kleine Hausfrau, die sie ja war, da fragte ich mich, wie ich das Versprechen gehalten, das ich einst mir selbst gegeben, als wir beide in unserer Wohnung einzogen: nur für sie zu leben, nur an sie zu denken, um ihr Ersatz dafür zu bieten, daß ich ihr zur Mutter ein Weib gegeben, daß wir beide vergessen mußten.

Aber während mein Gewissen zu mir redete, war ich zugleich in Aufruhr und hatte die Empfindung, als ob das Leben von mir größere Opfer fordere als von anderen.

XXIII.

Um diese Zeit hatte ich eine kleine Summe geerbt von einem entfernten Verwandten, welcher starb ohne direkte Erben zu hinterlassen. Von allem, was mir in meinem ganzen Leben passiert ist, glaube ich, ist dieses das Einzige, das direkt überraschend auf mich wirkte. Dieser Umstand gab mir übrigens die Mittel, meiner Tochter dann und wann eine Freude zu machen, was ich früher nicht gekonnt hatte. Und so viel ist sicher, das an sich unbedeutende Erbe kam zur rechten Zeit.

Digitized by Google

Das erste was ich tat, als ich das Geld in die Hände bekommen, war Gretchen ein Pianino zu kaufen. Ein Pianino gehört zu den wenigen Möbeln, die die Macht haben, ein Heim in Grund und Boden umzugestalten. Es erhielt seinen Platz in Gretchens Zimmer, und es ließ sich nicht vermeiden, daß seine Nähe mich hin und wieder irritierte, wenn ich bei meiner Arbeit saß. Aber wenn ich jetzt daran denke, möchte ich wünschen, daß ich oft so gestört werden könnte, wie damals.

Schon seit ihrer frühesten Kindheit war für Gretchen nämlich die Musik das Beste gewesen, was sie auf Erden wußte. Ich erinnere mich, wie sie zum ersten Male, als kleines Kind, ein Orchester zu hören bekam, da wurde sie blaß, ergriff meine Hand und drückte sich an mich, indem sie am ganzen Körper wie vor einer Gefahr erzitterte. Solche zufällige Augenblicke des Genusses machten indessen ihre einzigen Erinnerungen von Musik aus, bis wir unser neues Heim einrichteten, und sie ihr elftes Jahr erreicht hatte. Da durfte sie neben mir sitzen und Elise spielen hören. Und während solcher Stunden wurde es mir klar, daß ihr Wesen Musik war, und daß sie daher am schönsten redete durch eine Bewegung oder einen Blick. Das erste, was sie in der Oper hörte, war „der Freischütz," und die Wirkung davon war so groß, daß ich es lange nicht wagte, ihre Bitte zu gewähren und sie noch einmal hinzuführen. Die ganze Nacht darauf lag sie wach, und als ich sie des morgens ganz erschrocken fragte, ob sie nicht müde sei, antwortete sie nur, daß es nichts mache. „Ich habe so viel Schönes gehört, als ich wach lag." Was mir dabei auffiel war, daß sie mit wirklich musikalischem Geschmack begabt zu sein schien. Was man sonst Kindern vorzuspielen pflegt, um sich ihrem Standpunkt anzupassen, ließ sie häufig unberührt, und sie wurde ergriffen, erst wenn sie solche Musik hörte, von der wir anderen im voraus annehmen mußten, daß sie sie nicht verstehen würde. Wenn sie ergriffen wurde, erblaßte sie stets; sie äußerte sich dann niemals über ihr Gefühl. Erst wenn es vorbei war, holte sie tief Atem, als ob sie von einer Verzauberung erlöst wurde, das Blut schoß ihr in die Wangen und machte sie schön. Elise und ich konnten sie dann ansehen und Blicke austauschen, ohne daß sie es merkte. Auf ein paar Worte von mir antwortete sie nur, flüsternd: „Es ist so wunderlich."

Karl Bohrn liebte meine kleine Tochter ganz besonders, und zwischen ihnen entwickelte sich eine Art von heiterer Freundschaft, indem er den aufmerksamen Kavalier spielte nnd sie es genoß, nicht als Kind behandelt zu werden. Er versuchte sie einmal dazu zu bewegen, von ihm ein Klavier als Geschenk anzunehmen. Aber sie lehnte es ab, ohne einen Grund dafür zu geben. Ich tat meinerseits alles um sie zu überzeugen, daß es auf keine Weise etwas Verletzendes für mich enthalte, oder daß ich überhaupt etwas dagegen haben könne. Aber sie blieb bei ihrer Meinung. Und als ich selber nun ihr endlich ein Pianino gab, genoß sie das Geschenk doppelt, weil sie gewartet hatte, bis sie es von mir bekommen konnte.

Alles dieses wird in den Ohren Fremder wunderlich klingen, und sicherlich war es das auch. Sie zog mich unmerklich in einen Zauberkreis von Zärtlichkeit hinein, und ohne es zu wissen, war sie es, die den letzten Rest meiner eigenen Natur besiegte, die verlangte für sich und ihre Entwickelung zu leben. Es war mein Kind, das schließlich mein Erstes und Letztes wurde, und sie selbst war es, die sich diesen Platz eroberte, weil ihre Liebe die größte war. Mit wie starken Banden ich auch an Elise und ihren Mann gefesselt war, das Verhältnis zu ihnen wurde doch immer mehr und mehr ein sekundäres. Eine hoffnungslose Liebe kann in ihrer eigenen Flamme nicht ein Leben hindurch brennen, und was uns drei zusammenband — Elise, Karl Bohrn und mich —

Digitized by Google

und was darin groß war — das war gerade, daß keiner von uns dreien mit kaltem Blute sein eigen Glück auf Kosten der anderen hätte haben mögen.

Zuweilen schien es mir geradezu, als müsse Gretchen etwas davon fühlen und verstehen. Sie empfand, daß sich ein Umschlag zu ihren Gunsten vollzogen hatte und lebte auf in diesem Gefühl. Mit jedem Tage wurde sie zärtlicher, froher und heller, immer mehr sie selbst. Eine Nuance von Zurückhaltung, die sie früher Elise gegenüber hatte, und die ein Weib, wenn es liebt, immer hat, wo sie eine Rivalin ahnt aber es nicht glauben möchte, verschwand, und machte einer Anbetung ohne Grenzen Platz, die sich auf alles erstreckte, was Elise sagte, dachte oder tat. Selbstverständlich war dieses Gefühl auch vermischt mit der rein mädchenhaften Schwärmerei für eine schöne Frau. Am glücklichsten fühlte sie sich aber doch, wenn sie mit mir allein war. Und sie war vor allem eifersüchtig in Bezug auf unsere Abende.

Im übrigen war sie ganz erfüllt von dem Glück ein Klavier zu besitzen.

Sie liebte das Instrument, glaube ich, fast wie ein höheres Wesen. Ich hatte ihr eine Anzahl Noten verschafft, darunter auch einige Sammlungen von leichteren Gesängen und Volksliedern. Von diesen sang sie viele und lernte sie auswendig, während sie allein war. Als ich sie einst zufällig dabei überraschte, war sie dem Weinen nahe und bat mich, es gegen niemand zu erwähnen. Es dauerte sehr lange, ehe ich sie zu hören bekam. Aber als es geschah, kam es unerwartet und impulsiv wie alles, was sie vornahm. Sie ging einfach ans Klavier, zündete Licht an, setzte sich und fing an zu singen. Als sie aber erst angefangen, sang sie alle ihre Lieder.

Sie sang klar, rein und einfach, ohne eine Spur von Kunst, mit einem Gefühl aber, das unbeschreiblich war.

Als sie zu Ende war, kam sie zu mir und kroch auf meine Knie.

„Sage es keinem," bat sie. „Nur für dich singe ich."

Ich versprach es ihr heilig, und ich hielt mein Versprechen auch. Später sang sie mir öfters vor mit ihrer hübschen, kleinen Stimme, und ich wurde nie müde sie anzuhören. Immer wenn sie zu Ende war, leuchteten ihre Augen wie von einer heimlichen Freude. Niemand auf der ganzen Erde wußte dieses. Niemand außer ihr und mir. Und eben darin lag ihr Glück.

XXIV.

Es gab einen dunklen Punkt in unserem Dasein. Ohne zu wissen weshalb, beunruhigte mich Gretchens Gesundheit. Sie war niemals direkt krank, aber in ihrer Gesichtsfarbe lag etwas, womit ich mich nicht versöhnen konnte. Und eines Tages konsultierte ich einen Arzt. Er untersuchte Gretchen sehr genau. Als die Untersuchung beendet war, äußerte er einige nichtssagende Worte, daß sie der Stärkung bedürfe und forderte mich auf, ihn am nächsten Tage wieder zu besuchen.

Als ich zu ihm kam, sah ich sofort, daß mir etwas ernstes bevorstand. Der Mann fragte mich nämlich mit auffallender Ausführlichkeit über alles aus, was das Kind betraf, über ihre persönlichen Erfahrungen und was sie erlebt hätte, über ihr Naturell und ihre Eigenschaften, kurzum: über alles. Als ich zu Ende war, sah er bekümmert aus und sagte in einem freundlichen Ton, der mir in die Seele schnitt: „Es tut mir leid, es Ihnen sagen zu müssen. Aber Sie müssen darauf gefaßt sein, Ihre Tochter nicht lange zu behalten. Sie leidet an einem schweren Herzübel. Das einzige, was getan werden kann, ist sie zu stärken. Wir wollen hoffen, daß die Gefahr nicht zu nahe bevorsteht.

Digitized by Google

Sie tun am besten alles zu vermeiden, was sie darauf aufmerksam machen könnte. Und vor allem: jede Gemütsbewegung, welcher Art sie auch sein mag, kann eine Katastrophe hervorrufen."

Er schrieb ein Rezept für den Fall, daß sie einen „Anfall" bekäme. Und ich verließ ihn, ohne ihm auch nur danken zu können für das Mitgefühl, daß er einem Fremden erwiesen.

In meiner Sorge ging ich direkt zu Bohrns und fand sie beide zu Hause. Mit kurzen Worten teilte ich ihnen mit, was geschehen war, und ich blieb dort sitzen während der Stunden, deren ich bedurfte um Kräfte zu sammeln, ehe ich es wagen konnte heimzugehen. Viel Güte habe ich von ihnen beiden empfangen, aber niemals mehr als in dieser Stunde. Niemals ist es mir auch fremder, unnatürlicher und unwahrscheinlicher vorgekommen, daß ich einst, um mir das Glück zu ertrotzen, daran hatte denken können in das einzugreifen und ändern zu wollen, was das Leben bereits zwischen zwei anderen aufgebaut hatte.

Nur während eines Augenblicks freilich empfand ich das. Es durchbrach meinen Kummer wie ein plötzliches, vorübergehendes Erstaunen. Von einem anderen Gefühl ganz erfüllt ging ich heim, es schien mir, als traure ich eigentlich nicht über das, was ich so plötzlich erfahren, sondern als sehne ich mich nur danach, bei meinem Kinde zu sitzen, sie zu sehen und ihr nahe zu sein.

Als ich heimkam war es mir, als sei alles, was ich sah neu geworden. Mein kleines Mädchen selber schien mir eine andere geworden zu sein. So wunderbar hatte sich meine Auffassung von ihr während dieser zwei Stunden verändert, daß es mir jetzt schien, als hätte ich immer gewußt, was ich jetzt wußte, und als wäre Gretchen gerade deshalb so geworden, wie sie jetzt war.

Wir setzten uns zu Tische, und als der Abend kam, machten wir einen Spaziergang. Wir gingen ganz bis nach Söder, und kamen nach Gegenden, wo wir während vieler Jahre nie gewesen. Wir gingen in Straßen, die wir nicht wieder gesehen, seit der unglücklichen Zeit in unser beider Leben, von der wir niemals sprachen, und die Erinnerungen wurden milder, deshalb, weil sie näher schienen. Gretchen war es, die dorthin wollte, um die vielen Lichter zu sehen. Wir sahen sie auch über dem dunkeln Wasser schimmern, nach dem die Straßen steil hinunterliefen und phantastische Aussichten eröffneten. Wir aßen in einem kleinen Café zu Abend, unter uns lag die Stadt wie in lichtgesättigtem Nebel. Die ganze Zeit dachte ich an all das Böse, das gewesen. Aber ich tat es ohne Bitterkeit. Denn ohne das hätte ich niemals das Wunderbare erreicht, daß jetzt mein Leben erfüllte.

Was Gretchen dachte, weiß ich nicht. Denn sie sprach nur wenig. Aber es war mir, als folgten ihre Gedanken den meinen, und ich genoß es, sie glücklich zu sehen, was sie immer war, wenn sie mit mir allein war.

Sie wußte ja nicht, daß ich diesen ganzen Abend arrangiert hatte, um mich ihr gegenüber beherrschen zu können. Ich tat einen tiefen Atemzug der Erleichterung, als ich sie schließlich schlafen sah und mir keinen Zwang mehr anzutun brauchte.

XXV.

Wie segnete ich in dieser Zeit das Geld, das mir erlaubte alles für mein Kind zu tun! Wie erstaunlich kam es mir vor, daß ich, der während meines ganzen Lebens jeden Pfennig in der Hand umdrehen mußte, gerade jetzt zum ersten Male nicht zu sparen brauchte.

Alle vorhergehenden Sommer hatte ich mich auf Ausflüge ins Freie beschränkt oder auf Besuche während der Feiertage. Gretchen pflegte nämlich einige

Digitized by Google

Wochen bei Bohrns zuzubringen, die dann immer auf dem alten Herrensitz an dem Bergstrom wohnten, wo Elise die glückliche Zeit ihrer Jugend und Kindheit von Neuem durchlebte.

Gretchen hatte sich nie gern von mir getrennt, und diesen Sommer brauchten wir auch nicht daran zu denken. Ich mietete uns ein schönes Landhaus weit draußen in Skärgaarden, und wir waren froh wie die Kinder hinauszukommen. Der Sommeraufenthalt, den ich gewählt hatte, bestand aus einem roten Gebäude mit halboffener Glasveranda, einem alten, zum Teil verfallenem Garten mit bejahrten, moosbewachsenen Apfelbäumen, die längst aufgehört hatten, Früchte zu tragen, und mit großen, verwilderten Stachelbeerbüschen. Das Gebäude lag ganz dicht am Strande, und von der Veranda sah man auf eine große Bucht hinaus, wo die Sonne hinter dem Tannenwalde der Insel unterging.

Zweimal, ehe wir dort hinauszogen, hatte Gretchen einen von den Anfällen gehabt, vor denen der Arzt mich gewarnt, ohne daß ich eine besondere Veranlassung hatte finden können. Diese Anfälle äußerten sich ganz einfach auf diese Weise, daß das Herz aussetzte. Ich hatte sie nach den Anweisungen, die ich erhalten, behandelt und gefühlt, wie das Leben wiederkehrte in ihren Körper, der tot und starr schien. Als Gretchen das erste Mal nach einem solchen Schlafe erwachte, merkte ich, daß sie sich selbst mit Verwunderung betrachtete. Sie sah sich erstaunt um und stellte keine Fragen. Nach dem zweiten Anfall aber wurde es mir klar, daß sie über sich zu grübeln anfing.

„Was ist das, Papa?" sagte sie. „Weshalb habe ich das Gefühl, als ob das Herz still stände."

„Es ist nichts, mein Kind," antwortete ich. „Der Doktor sagt, es sei nur große Schwäche."

Aber ich konnte es dem langen, forschenden Blick, den sie auf mich richtete, anmerken, daß sie meinen Worten nur zur Hälfte Glauben schenkte. Und ich überlegte mir schon damals, ob die Grübelei nicht ebenso gefährlich werden könnte wie der Gedanke sterben zu müssen.

Daran dachte ich, als wir auf dem Verdeck des kleinen Dampfers an dichtbelaubten Ufern entlang unserem neuen Sommerheim entgegen fuhren. Niemals habe ich Gretchen so strahlend glücklich gesehen. Sie saß neben mir mit einer kleinen Reisetasche auf dem Schoß und brach in Entzücken aus über alles, was sie sah. Nur einmal in ihrem Leben hatte sie eine so lange Dampfschiffsfahrt gemacht. Die Mahlzeit an Bord, der Kaffee auf dem Agterdeck, die zurückkehrenden Skärgaardsbewohner, die in der Stadt Geschäfte gehabt, die hinausziehenden Stockholmer mit Hunden, Vogelbauern und vielen Kindern, das alles machte auf sie den Eindruck von etwas Neuem, Ungewöhnlichem und Zauberhaftem. Eine Möve flog über das Schiff hin, der Dampf wurde zu Wolken, die sich an den Baumwipfeln zerteilten, von der Schraube des Dampfers ging ein Wirbel aus, der zu zwei Reihen Schaumwellen wurde, welche sich am Ufer brachen! Alles sah sie, und sie sprach ohne Aufhören, sie redete davon, was wir nun tun wollten, wie sie sich einrichten würde, welche lange Zeit wir da draußen wohnen würden — von Allem, was in ihrer Phantasie kam und ging. Ich weiß kaum, daß ich sie je so viel auf einmal habe sprechen hören. Und ihre Lebhaftigkeit ängstigte mich.

Denn ich mußte an die Worte des Arztes von den Gemütsbewegungen denken. Sie waren zu einem Alp geworden, der mir nun immer auf der Brust lag, und mich daran verhinderte ihre Freude zu genießen. Sie war ja auch nicht wie andere. Bei ihr wurde alles Gemütsbewegung, die geringste Freude wie der geringste Schmerz. Sie glich einem See, den der leichteste Wind zu hohen Wellen emportreiben kann. Und was war denn ihr ganzes Leben? Was war es anders

Digitized by Google

gewesen als eine einzige, andauernde Reihe von Gemütsbewegungen, die hinreichend gewesen wären selbst die Gesundheit eines Erwachsenen zu untergraben, wie viel mehr also die eines Kindes. Mit unsäglicher Bitterkeit erfüllte mich dieser Gedanke, und er wuchs zu einem ohnmächtigen, marternden Zorn an, in dem ich mich sehnte, wieder einmal das Weib von Angesicht zu Angesicht zu sehen, das mich selber einst fast aus dem Geleise gebracht und nun Schuld daran war, daß mein kleines Mädchen an einem unheilbaren Leiden hinsiechte, das ihre zarten Kräfte zerstören würde. Aber zur selben Zeit fühlte ich, daß was Gretchen geworden war, das war sie aus Liebe zu mir geworden, ihre ganze Frühreife — wenn ein solches Wort hier überhaupt am Platze ist — war eine Überverfeinerung, die sie dadurch erhalten hatte, das sie mit mir gelitten und zum Weibe geworden, während ihr Körper noch der eines Kindes war.

Dieses erfüllte mich mit Stolz und mit Glück. Denn es entfernte sie von der Mutter und näherte sie mir mitten im Unglück.

Sie stand am Reeling angelehnt an meiner Seite, und ihr Gesichtsausdruck war der eines jungen Weibes, obgleich ihre Freude die eines Kindes war. Nicht einen Augenblick während der drei Stunden langen Reise hatte ihr Entzücken nachgelassen. Und jetzt, als wir uns unserm Landungspunkt näherten, wurde sie fast betrübt, daß die Fahrt schon zu Ende war.

Aber im nächsten Augenblick war dieser flüchtige Kummer vorbei. Sie stand neben mir auf der Brücke und sah zu, wie das Dampfboot sich langsam wendete und schließlich schnell dahindampfte. Sie lachte mit dem ganzen Gesicht, als die Wellen an der niedrigen Brücke hinaufplätscherten und fast unsere Füße benetzten. Mit einem tiefen Atemzuge und einem Gesichtsausdruck, so seltsam wie ich ihn niemals gesehen, drehte sie sich um und ging neben mir den schmalen Pfad hinauf nach unserem Landhause. Die ganze Zeit sah sie sich um, als wolle sie alles, was sie erblickte in Besitz nehmen, und als wundere sie sich darüber, daß es das alles da gäbe.

„Ist es, wie du es dir gedacht hast?" fragte ich.

Sie schüttelte nur den Kopf und legte die Hand auf meine Schulter. Rings um das Gebäude standen die Apfelbäume in Blüte, und die Luft war erfüllt vom Duft der großen Fliederbüsche. Ich sehe sie in dieser Umgebung, wie sie meinen Arm losließ und allein vor mir herging. Mir schien es, als wäre die Erde unter ihren Füßen heilig, und mit seltsamer Beklemmung verstand ich, daß hier der Ort sei, wo sie sterben würde.

Aber selbst dieser Gedanke störte die Stimmung des Augenblicks nicht, und als wir in die Veranda eintraten, kam uns auch dort der Duft des Flieders entgegen. Wir gingen miteinander aus einem Zimmer in das andere, und als wir uns müde gesehen, und zu Abend gegessen, stand sie eine Weile in der Tür und genoß die schimmernde Abendröte, welche sich in der ruhig daliegenden Bucht spiegelte.

„Ich bin müde," sagte sie und ging zu Bette.

Aber ich konnte nicht schlafen, sondern blieb noch lange auf, rauchte Zigarren und wunderte mich drüber, wie es zuging, daß ich, der in einer Waldgegend geboren bin, und mich nie so recht mit dem nach meinem Geschmack unruhigen Skärgaarden habe versöhnen können, ihn jetzt in einer ganz neuen und überraschenden Beleuchtung sah.

XXVI.

Es war um die Mitte des Sommers, draußen in der Skärgaardsnatur lebten wir beide zum zweiten Male wieder neu auf. Nichts störte uns, und die glückliche Einförmigkeit der Tage wurde nur unterbrochen von den Reisen, die

Digitized by Google

ich wegen meiner Arbeit häufig genug nach der Stadt machen mußte. Niemals habe ich so verstehen gelernt, daß das Glück darin liegt, daß Nichts geschieht. Die Zeit der Sonnenwende, mit ihren hellen Nächten, ging an uns vorüber und der Juli kam, der Monat, den ich immer vor allen geliebt habe, weil er so farbenreich und fruchtbar ist, weil er Fröhlichkeit weckt statt Sehnsucht und Wehmut, weil er reich ist an Wärme und Blumen, Licht und Vogelgesang, an all dem, was die Natur in unerschöpflicher, unbewußter Kraft bieten kann. Noch immer liebe ich diesen Monat, obgleich er mir sehr viel Weh zugefügt hat. Und auf meinem Kalender durchstrich ich jeden Tag mit dem ängstlichen Gefühl, daß auf dem nächsten Blatte nun der August kommen würde, der uns dem Herbste näher brachte. Ich entsinne mich keines einzelnen Vorgangs aus dieser Zeit. Sie ist mir eine einzige Melodie von stillem Glück. Ich entsinne mich der Blumen und des Vogelgesangs, der hellen Abende und der strahlenden Sonnenuntergänge. Ich entsinne mich der Bootfahrten auf dem ruhigen Wasser und der stürmischen Sonntage, wo der Wind die Wellen zu Schaum blies und das Wasser um den Bug des Schiffes spritzte. Auch andere Tage entsinne ich mich, wenn der Regen herabströmte und uns ans Haus fesselte, wenn das Wasser von den Bäumen tropfte und die vertrocknete Erde Nahrung einsog um treiben und Früchte tragen zu können. Ich entsinne mich der ersten Abende, wenn die Lampe angezündet wurde, dann ging ich hinaus nur um das Licht von draußen anzusehen, das in der Dämmerung zwischen den Birken vor unseren Fenstern leuchtete. Und am besten entsinne ich mich der langen, stillen Abende, wenn mein kleines Mädchen schlief, und ich stundenlang allein auf der Brücke oder in dem schmalen Gang, der zur Treppe hinaufführte hin und her ging, und sah wie schön alles wurde, nachdem die Sonne untergegangen und der Tag entwichen war, schön, weil alle Umrisse verschwanden, Bäume und Wasser sich in der Dämmerung abtönten, und selbst die Sterne am Himmel matter leuchteten.

Ich entsinne mich all dieser Eindrücke, aber nicht dessen, was wirklich geschah. Es war auch eben nicht viel. Denn von allem was mich umgab, sah ich nur eine kindliche Jungfrauengestalt mit Haaren, so dunkel wie die meinen einst gewesen, in einer dicken Flechte herabhängend, die doppelt geflochten war, weil das Haar so stark war. Die Augen des jungen Mädchens waren noch tiefer geworden als früher, und in ihrer Stimme lagen Töne, die das Kind früher nicht gehabt hatte. Ihre Hand war weich, wenn sie mich liebkoste, wie ihre Stimme, vor Güte.

Ich wußte ja, daß sie bald gehen und mich verlassen würde. Deshalb schien es mir, daß ich sie nur um so besser verstehen könne. Und wie schwer es mir auch wurde alles zu wissen und nichts sagen zu dürfen, so gewahrte doch mein Auge keinen Schatten auf ihrem Wege. Noch sah ich sie im Sonnenschein, nur wie von einem sanften, stillen Licht umflossen.

Sie war ja ein Kind, aber mir schien, daß alle sie mit meinen Augen ansehen müßten. Wenn ich zu entdecken glaubte, daß jemand das konnte, wurde mir selbst ein Fremder oder Fernstehender wert und lieb. Und ich war glücklich über unsere Einsamkeit, weil keine Kritik anderer die Verehrung stören konnte, die ich ihr darbrachte, und die vielleicht ihre größte Wonne ausmachte.

Meine Gedanken waren erfüllt von dem, was kommen sollte, doch dachte ich selten daran wie an etwas Wirkliches. Ich konnte es mir nicht vorstellen. Zuweilen kam auch die Stimmung über mich, daß es doch eine Barmherzigkeit geben müsse, die sie mir ließe. Aber mehr und mehr verstand ich, was so schwer zu lernen ist, daß sie nicht für mich allein atmete und lebte. Über ihrem Leben schwebte dieselbe bange Frage wie über meinem eigenen Leben und über dem aller anderen Menschen.

Digitized by Google

XXVII.

Dann kam ein Tag, den ich nie vergessen werde. Er begann mit einem Brief, den ich frühmorgens in unserem Briefkasten fand. Er war von Elise und enthielt eine dringende Einladung, ein paar Wochen bei ihr in ihrem Sommerheim zuzubringen. Sie schrieb, in einigen Tagen würde sie sich mit ihrem Manne in Stockholm treffen, sie bat mich mit Gretchen hinzureisen, um dann später in ihrer Gesellschaft nach dem Gute zu fahren.

In dem Glauben, daß die Reise mein Töchterchen erfreuen würde, las ich ihr den ganzen Brief vor und blickte auf, als ich ihn beendet hatte, in der Erwartung, auf ihrem Gesicht ein Lächeln zu finden.

Statt dessen sah ich, wie sie meinem Blick auswich, und wie ihr ganzes kleines Gesicht so traurig wurde, als wäre ein großes Unglück geschehen.

„Möchtest du es gern?" fragte sie.

„Ja," antwortete ich zögernd. „Ich dachte, es würde dir Freude machen."

Da schlang sie plötzlich ihre Arme um meinen Hals und sagte:

„Ich folge dir, wohin du willst."

Erst wußte ich nicht, was ich ihr antworten sollte, oder wie ich dies verstehen sollte, und während des ganzen Vormittags beschäftigte mich diese Szene, ohne daß ich sie mir erklären konnte. Als wir uns am Mittag trafen, lag doch über Gretchens Auftreten ein gewisses Etwas, das plötzlich meine Gedanken auf die rechte Spur brachte. So impulsiv war ihr ganzes Wesen, daß sie mir oft diese Eigenschaft mitteilte, und meine Gefühle zwang gleichsam mit den ihren Schritt zu halten. Es ist mir, als sehe ich sie noch, wie sie da vor mir auf der Veranda saß.

Sie versuchte heiter auszusehen und lachte mich an. Aber in ihrem Blick lag es wie Resignation, als ob sie überwunden und ein großes Opfer gebracht. Ihr Gesichtsausdruck war fest, wie nach einem schweren und anstrengenden Entschluß. Die Augen hielt sie abgewendet, nicht eine Muskel rührte sich in dem kleinen unnahbaren Antlitz. Aber leichte Blutwellen färbten ihre Züge und verschwanden in einem Nu, die Haut bleich hinterlassend. Es war, als leuchtete ihre Seele hindurch und spräche, ihr selber unbewußt, auch wenn sie schwieg.

Und wie ich so dasaß und sie betrachtete, verstand ich plötzlich alles.

Einem richtigen Impuls gehorchend streckte ich meine Hand aus und faßte die ihrige.

„Ich dachte, es würde etwas langweilig für dich werden den ganzen Sommer hier, allein mit mir zu sein," sagte ich.

Ich sagte es lachend, im Scherz, so daß sie mich verstehen mußte. Sie erhob sich und in der nächsten Minute saß sie auf meinem Schoß. Sie zitterte, als fröre sie, und ihre Arme umfaßten meinen Kopf so fest, daß es weh tat.

„Allein mit dir," sagte sie. „Es ist ja gerade das, was mich glücklich gemacht hat."

Ich konnte nicht hören ob sie lachte oder weinte. Wahrscheinlich beides. Aber aus ihren Worten hörte ich, daß ich richtig getan hatte. Ich war ganz glücklich darüber, und was wir zu einander sprachen war wie ein einziges, frohes Lachen.

„So ist es also dein liebster Traum gewesen," sagte ich, „daß wir beide hier allein sein und niemand uns stören sollte. Niemand sollte hierher kommen, und wir sollten zu niemandem gehen. So sollte es den ganzen Sommer bleiben, bis der Herbst käme, und die dunkeln Abende uns in die Stadt zurückscheuchten. Du und ich. Niemand sonst als du und ich. War es so?"

Digitized by Google

Bei jedem Wort schmiegte sie sich dichter an mich heran, und mit den Lippen nahe an meinem Ohr flüsterte sie: „Ja."

„Dann bleiben wir," sagte ich, glücklich sie so froh zu sehen.

Sie tat einen Atemzug, so tief, als hätte ich den Kummer der ganzen Welt von ihren Schultern genommen. Als ich später in meinem alten Lehnstuhl unter den Birken halbliegend ruhte, blieb sie nicht wie gewöhnlich, um mir Gesellschaft zu leisten, sondern ging allein in den Garten, wo sie vor meinen Augen verschwand. Ich las meine Zeitungen und schlummerte halbwegs ein. Es schien mir, als ob ich sie zu mir hingehen, sich über mich beugen und wieder fortgehen hörte. Als ich zuletzt aufblickte, ging sie mit einem Arm voll Blumen über die Veranda in mein Zimmer hinein.

Ich blieb lange draußen, alles, was an dem Tage geschehen, war für mich nur eine natürliche Episode in unserem ganzen, glücklichen Sommerleben. Nichts kam mir ungewöhnlich und nichts neu vor. Alles war still, draußen und drinnen, über die Bucht, deren Wasser kaum vom Winde gekräuselt wurde, sah ich die Sonne schräge, abendliche Strahlen werfen.

Da hörte ich, wie sie auf dem Klavier Töne anschlug — ich hatte das Instrument hinausbringen lassen, ohne ihr Wissen, damit sie nichts entbehren sollte — und zu singen anfing. Es war ein Lied, von dem sie wußte, daß ich es gern hatte, aber sie sang es nicht um mir zu danken. Sie sang, weil sie sich beruhigt fühlte durch meine Worte, daß alles fortgehen sollte, wie es war, und daß niemand uns stören sollte. Ich freute mich darüber, daß sie mit allem so zufrieden war, und nur aus dem Bedürfnis sie zu sehen, erhob ich mich und ging hinein.

Da drinnen war es erst still. Aber dann fing der Gesang von neuem an, ich stand in der Tür, Gretchen gerade gegenüber, und sah ihr ins Gesicht. Es leuchtete wie verklärt, und während des Gesanges lächelte sie mir zu.

Da sah ich wie sie plötzlich erbleichte, und ihre Züge wie im Krampf starr wurden. Sie versuchte die Hände gegen ihr Herz zu pressen, aber sie kamen nicht so weit. Sie blieben wie in der Luft hängen, halb zusammengeballt und steif. Und ehe ich sie erreichen konnte, fiel sie hart auf den Boden nieder.

Ich hob sie auf in meine Arme und trug sie auf mein Bett hinein. Aber nicht einen Laut konnte ich mehr hören, nicht einen Atemzug. Es war alles zu Ende. Zu Ende, alles. — Die Sonne legte goldenen Glanz über die Bucht, und die Schwalben flogen am Fenster vorbei. Ich sah es wohl, aber ich empfand nichts davon. Nur, daß ich allein war, und daß alles vorbei war.

Als mir die Besinnung wiederkehrte, sah ich sie da vor mir. Irgend jemand mußte ihre Augen, die so entsetzlich starrten, geschlossen und ihre Finger ausgestreckt haben. Sie lag da, wie ich sie den ganzen Sommer gesehen hatte. Nicht ein Schatten auf ihren Zügen. Auch nicht der Sonnenschein von draußen reichte an sie heran.

Ihr eigenes, stilles, sanftes Licht begleitete sie auch hier.

Als ich spät abends in mein eigenes Zimmer hineinging, war es mit Blumen geschmückt.

XXVIII.

Alles dieses ist nun lange vorüber. Vorüber aber nicht vergessen. Verblaßt ist es, wie alles, was der Zeit angehört, aber doch steht es deutlich vor mir, wie es damals war. Und ich entsinne mich noch, daß ich das rote Gebäude nicht verließ, so lange mein Kind darinnen war. Trotzdem wurde alles,

Digitized by Google

was getan werden sollte, getan. Wie und von wem weiß ich nicht mehr. Aber ich weiß, daß ich während meines Kummers nichts vergaß, und auch, daß niemand an die Blumen, die sie in mein Zimmer gestellt hatte, rühren durfte. Sie blieben auf dem Platze stehen, wo sie sie selber hingestellt hatte, und sie dufteten noch, als der Sarg über den mit Tannenzweigen bestreuten Abhang zum Dampfschiff hinunter gebracht wurde.

Es wurde dreimal Tag und dreimal Nacht, während der Zeit da sie und ich von einander Abschied nahmen. Ich saß in ihrem Zimmer, wenn es dunkel war, und ich saß auf meinem schönen Platz unter der Veranda. Am liebsten ging ich meinen gewohnten Gang auf der Brücke auf und ab, wo die Wellen im Takt gegen die Steine am Strande schlugen, oder auf dem schmalen Pfad, der zur Treppe hinaufführte. Dort war ich ihr nahe wie früher, wenn sie innerhalb des offenen Fensters schlief, das ich jetzt nicht länger zu schließen brauchte, ehe ich mich zur Ruhe begab. Und während ich hier ging, formten sich meine Gedanken zu wirklichen Worten, die ich nicht laut aussprach, die aber doch so deutlich wurden, daß es mir war, als rede ich. Ich sprach von ihr, die tot war, und von allem, was geschehen war. Ich sprach nicht zu ihr und doch war jedes Wort eine Liebkosung, die, wie es mir schien, ihre Seele treffen mußte. Und davon habe ich nichts vergessen.

„Nun ist der Tod gekommen," sagte ich. „Und nun ist alles verändert. Was früher unbedeutend oder häßlich war, existiert nicht mehr. Was ist groß und was ist klein vor der Liebe oder vor dem Tode? Es geht eine Frau einsam im fernen fremden Lande, wohin ich sie geschickt habe, weil ich sie los sein wollte und Geld hatte es auszuführen. Was hat sie mir getan? Sie hat mir nicht böses getan. Vor den Menschen ist sie eine Verstoßene, vor dem aber, was hier geschehen, ist sie es nicht. Ich handelte recht vor den Menschen, als ich sie schlug und wegjagte. Und ich habe sie gehaßt und sie verflucht, weil sie mein Leben zugrunde gerichtet hat. Aber es macht mir keine Freude mehr zu wissen, daß die Menschen mir recht geben. Das sind nur Worte, die nichts bedeuten. Die wirklichen Worte, die kommen erst hier, wenn alles verklärt wird, wie sie es ist, die mir nicht länger antworten kann.

„Wenn nun das Weib, vor der ich einst meine Tür verriegelte, dort aus dem Walde käme und hier heraus träte, aus der Dämmerung heraus wüchse, so daß ich sie erkennen könnte, wie früher, ich würde sie nicht um Verzeihung bitten. Verzeihen ist unnütz. Überhaupt weshalb haben die Menschen sich einander etwas zu verzeihen? Alles wird ja ausgeglichen, aber deshalb wird nichts, was gewesen ist, unbedeutend. Nein, in das Innere meines schlafenden Kindes würde ich sie führen, und ich würde ihr kein Wort sagen. Aber ich möchte sie dort sehen. Denn sie war die Mutter meines kleinen Mädchens, und sie hat sie mir einst gegeben, damit ich sie behüten sollte.

„Dann möchte ich, daß sie wieder ginge. Und selbst dann würde ich ihr nichts sagen. Denn von allem, was hier geschieht, würde sie ja doch nichts verstehen. Das würde aber nicht wie früher meinen Unwillen hervorrufen. Denn weshalb sollte ich mich durch sie beunruhigen lassen, weil sie nicht so ist wie ich? Nichts kann mich hier beunruhigen. Unwillen ist auch nur ein Wort. Wie alle anderen schweigt es gegenüber dem großen Glück und dem großen Unglück, die da Liebe und Tod heißen. Und wenn die leeren Worte schweigen, sprechen die wirklichen.

„Es ist seltsam, daß die Menschen das Leben alltäglich finden, und daß wir es alle selten so erblicken wie es in Wirklichkeit ist. Im Tode kommt immer etwas neues, das hinüber weist in das Jenseits. Aber mein kleines Mädchen, das hier drinnen schläft, hat sich nicht verändert. Sie ist so jung

Digitized by Google

und glücklich gestorben, daß sie noch während sie lebte, jenseits von dem war, was uns andere stört. Deshalb hat sie die Kleider gewechselt, nur ihre Kleider gewechselt. Auch ich habe andere Kleider angezogen, weil ihre Güte mich dazu zwang. Und ich sehe, daß von allem, was ich im Leben verachtet habe, nichts mir etwas mehr anhaben kann, weder Menschen noch Verhältnisse. Mein Stolz, der mich früher aufrecht hielt, ist verschwunden. Sowohl der Stolz als auch meine Begierden, meine Hoffnungen und mein Streben — alles hat die Kleider gewechselt, und ist zu etwas anderem geworden als es früher war. Ohne einen Seufzer werde ich alles zu Grabe tragen; alles, was ehedem mein war, und was ich einst mit nichts anderem hätte vertauschen mögen." — —

Solche Worte drängen sich hervor, die nicht meine eigenen sind, und ich begrabe meine Freude ohne Murren und ohne lebhaften Schmerz.

XXIX.

Als aber der Sarg an Bord des Dampfschiffes getragen war, und ich selber auf dem Verdeck saß, da sah ich den ganzen Sommer, den ich kürzlich erlebt hatte hinweggleiten. Das Ziegeldach und die Birken verschwanden hinter der Landzunge. Als ich mich aber umwendete, weil ich nichts mehr sehen konnte, fühlte ich mich ruhig und über alles erhaben. Die Menschen betrachteten mich, denn sie sahen meinen schwarzen Anzug, und der Kapitän hatte die Flagge auf Halbmast gehißt. Aber in mir fühlte ich etwas hartes, das mich aufrecht hielt. Ich wußte, daß ich das mit mir führte, was mich einst reich gemacht hatte, und ich fühlte Mitleid mit allen denen, die um mich herum saßen und mich für arm hielten.

Als aber die Reise vorüber war, und der Sarg hier stand, drinnen in dem Zimmer, das jetzt verschlossen ist, da dachte ich daran, daß ich an keinen darüber geschrieben, nicht einmal an Elise oder Karl Bohrn. Niemand wußte was geschehen war, niemand außer mir. Nicht einmal eine Anzeige hatte in einer Zeitung gestanden. Aber das beunruhigte mich nicht. Ich dachte daran, wie an etwas, das ohne mein Wissen geschehen war, und ich erinnerte mich, daß in Elisens Brief — den Brief, welcher den Todestag in meinem Hause einleitete — gestanden, daß sie in der nächsten Zeit nach der Stadt kommen würde mit ihren Kindern, und daß sie dort Karl treffen würden.

Welcher Tag es war, das wußte ich nicht mehr. Und wo der Brief war wußte ich auch nicht. Er mußte wohl noch in irgend einer Schublade liegen, oder war abhanden gekommen. Wo er war wußte ich nicht. Ich wußte nur, daß ich jetzt dorthin gehen müsse, wohin ich während aller dieser Jahre hatte kommen dürfen mit so mancher Freude und so manchem Schmerz, und es fiel mir nicht ein, daß ich vergebens gehen könnte.

Als ich indessen nach Bohrns Hause kam, wurde mir der Bescheid zu teil, daß die beiden Gatten ausgegangen seien, aber bald heimkehren würden. Das Dienstmädchen stutzte, als sie meinen Anzug sah, tat aber keine Fragen, und unaufgefordert ging ich in die Wohnung hinein, um meine Freunde dort zu erwarten.

Ich ging allein in den Zimmern umher, wo ich so Vieles erlebt hatte. Instinktiv suchte ich Elisens Kabinet auf. Dort war es halbdunkel wie in all den andern Zimmern. Die Fenster waren mit Kreide überstrichen, und die Vorhänge herabgelassen. Es war kühl, ein leiser Zugwind drang herein von den offenen Fenstern draußen im Entré. Und hier, in diesem kleinen Zimmer mit

Digitized by Google

seinen weißen Möbeln und der großen Bronzeuhr auf dem Gesims des Kamins, setzte ich mich hin. Hier fühlte ich es wieder, aber milder und stiller wie vorher, daß der Kummer zu erheben vermag, er kann reinigen und uns hoch über alles hinwegtragen, uns zeigen, daß alles wonach wir streben, wofür wir kämpfen Nichts ist, die große Gewißheit dagegen alles. Eines aber vermag er nicht. Er vermag uns nicht als unser einziger, schweigender Freund durch das Leben und seine Schicksale zu folgen, und was angesichts des Todes schwieg, das wacht wieder auf und schlägt mit den Flügeln um an's Licht zu kommen, und wäre es auch auf die Gefahr hin sich die Flügel gegen die Schranken der Unmöglichkeit blutig zu schlagen. Ich fühlte dieses, während ich hier saß und mich der Stunde erinnerte, da ich, den Kopf in Elisens Schoß den ersten großen Kummer meines Mannesalters ausweinte. Ich fühlte es so stark, daß ich mit Erbitterung dachte: Du bist fünfzig Jahre alt und das Leben ist bald dahin. Ja, ich hatte das Gefühl als drohe alles in mir zu zerspringen. Und hier forderte die Natur ihr Recht, die übermenschliche Spannung, in der ich während dieser Tage gelebt hatte, ließ nach, und mein Kummer kam zum Ausbruch, mein zweiter, großer Kummer, gegen den nun alles, was ich vorher durchgemacht, mir geringfügig schien. Mein ganzes Leben glitt an mir vorüber wie Schatten, von denen ich nie einen einzigen hatte greifen können, und vor mir sah ich noch eine Reihe von Jahren, die hingehen sollten wie die bereits verronnenen. Aber ich spannte meine ganze Kraft an in angsterfülltem Gebet, das mir doch etwas noch beschieden sei, in mir spürte ich einen erwachenden Willen, das zu erreichen, was niemals innerhalb meiner Reichsweite gewesen, und ich saß da schließlich ruhig, ich fühlte wie die Minuten vergingen und war mir zugleich bewußt, daß man dasjenige, was man angesichts des Todes zu erreichen glaubt, doch niemals ganz festhält, ehe man selbst dort ist.

So saß ich da in einer Gemütsstimmung, die mir in überquellender Vermessenheit anders und größer, seltsamer und wertvoller erschien, als was mir je ein Mensch, tot oder lebend, in Buch oder Rede, von sich mitgeteilt hatte. Da hörte ich wie eine Tür geöffnet und geschlossen wurde, ich hörte Stimmen und darunter Elisens Stimme. Aber ich saß wie versteinert, bis Elise und ihr Mann vor mir standen. Ich sah, wie sie ihre Hände nach mir ausstreckten, und wie durch einen Nebel hörte ich, daß sie bei mir gewesen, und mein kleines Mädchen gesehen hatten. Sie hatten nichts gewußt, waren nur hereingekommen und hatten sie auf ihrem weißen, blumenbestreuten Lager liegen sehen, still als ob sie schliefe. So hatten wir einander gleichzeitig aufgesucht, und nun brauchte ich, Gott sei gelobt, nichts zu sagen und nichts zu erklären. Sie standen da vor mir, meine Hände haltend, sie standen schluchzend da, an allen Gliedern zitternd, und ich war der einzige, der nicht weinte. Ich empfand nur, wie mein Schicksal ihre Seelen erfüllte, und es war mir, als wäre die schlimmste Schwere von mir genommen, und als fesselten ihre Tränen und ihre Verzweiflung mich an sie, die noch lebten.

Da fühlte ich Elisens Arm um meinen Hals, und ihre Lippen auf den meinen. Ich war schon ein bejahrter Mann, aber ich fühlte, daß dieser Kuß noch stärker sei, als was der Tod mich ahnen ließ.

„Daß ich nicht bei dir sein konnte, wie ich es so gerne gewollt," sagte sie. „Daß du nicht geschrieben hast!"

Da las ich in ihren Augen alles, was sie mir früher nicht hatte sagen wollen. So furchtbar hatte der Tod in ihrer Seele alles durch einander geschüttelt, alles, was sie an ihr eigenes Leben band, daß das Bekenntnis wie Sonnenglanz über ihrer Gestalt, ihrem Antlitz und ihren Worten lag.

Digitized by Google

„Es war dein Letztes, dein Allerletztes," rief sie und alles andere, als ihr eigenes großes Gefühl vergessend, strich sie mir über das Haar, als wäre ich ein Kind gewesen.

Da endlich löste sich das Band meiner Zunge, und ich fing wieder an zu sprechen. Ich sah Elise nicht an, ich fühlte aber ihre Nähe, und obgleich die Worte auf meinen Lippen ersterben wollten, machte ich meinem Schmerze Luft. Ich sah meiner Freundin und ihrem Manne gerade ins Gesicht, und ich sagte ihnen alles, von dem die Menschen glauben, daß ein Freund es dem anderen nicht sagen könne. Ich erinnere mich nicht an alles, was er mir antwortete. Vielleicht war ich noch zu aufgeregt, um jedes seiner Worte zu hören. Aber ich erinnere mich, daß Elise darauf seine Hand faßte, sie küßte und ihm in die Augen sah. Keiner von uns hätte sagen können, wie das alles gekommen, oder wie es eigentlich war. Auch dachte keiner von uns alten Menschen an Trennung oder neue Ehe oder daran, überhaupt etwas an dem zu ändern was unser Schicksal geordnet und zusammengefügt. Sondern wir sprachen wie Kinder, die nicht wissen, was gut und was böse ist. Und habe ich armer Mensch, der nun so allein hier steht, je einen Schimmer vom Paradiese gesehen, so war es damals.

Es kam daher, weil wir um uns her das Flügelrauschen des Todesengels spürten, der in Gestalt eines Kindes über unseren Häuptern schwebte. Es kam aber auch daher, weil Elise ein ganzes Weib war, und ihr Gatte ein ganzer Mann, er sowohl wie ich.

XXX.

So wunderlich sind meine Erinnerungen, so vermischt mit Gut und Böse, vom Geringsten bis zum Höchsten, und ich bin froh, daß ich sie dir bis zu Ende habe erzählen können. Du selber hast uns alle drei beisammen gesehen, und du wirst also jetzt wissen, daß man nicht immer über eine ménage à trois zu lachen braucht.

Die Jahre, welche nun folgten, waren in der Tat von einem seltsamen Glücke für uns drei erfüllt.

Dann kam Karl Bohrns lange Krankheit und zerstörte unseren Kreis.

Ich habe mit Elise am Todtenbette ihres Mannes gewacht, und ich habe ihn mit ihr in allen diesen Jahren betrauert. Und als sie selber starb — doch dies Ereignis liegt zu nahe. Darüber kann ich noch nicht sprechen. In allem, was ich dir erzählt habe, kannst du das Brausen hören von dem letzten Sturm, der mich noch in diesem Leben hat erreichen können.

Aber das will ich dir sagen, niemals hätte ich es über mich vermocht so zu dir zu sprechen, wie ich es getan habe, wärest du nicht gerade zu dieser Stunde gekommen. Denn als du meinen Schatten von draußen gegen die Gardine sahst, ging ich hier auf und ab in meinen Zimmern, wo noch Alles zu weilen schien, was ich im Leben geliebt habe. Die Tür zu meinem Heiligtum stand offen, ich schloß sie, ehe ich dir aufmachte. Ich war schon lange so gegangen, und ganz wie damals, als ich vor vielen Jahren auf dem Pfade draußen vor der Verranda meines ersten und letzten Sommerheims hin und her ging, als mein kleines Mädchen auf ihrem letzten Lager drinnen im Zimmer lag, ganz so ging ich hier und redete mit mir selber. Ganz so erklangen die Worte in mir, ohne daß ich sagen könnte, wer ihnen Leben gab. Es waren nicht dieselben Worte, sie hatten aber denselben Sinn. Von dem Schweigen angesichts jenes großen Unbekannten, vor dem die Stimmen des Lebens ver-

Digitized by Google

stummen, selbst die der Liebe und des Hungers nach Glück, das uns aber den Weg öffnet zu dem einzigen Glück, an dem der Mensch ein unvergängliches Gut besitzt — zur Einsamkeit.

Ich bin alt genug, ich weiß, daß die Stimme, die ich jetzt zum letzten Mal gehört habe, künftig von nichts Anderem mehr übertönt werden kann.

Schluß.

Hugo Brenners Geschichte war zu Ende, und obgleich ich fast atemlos jedem seiner Worte gefolgt war, hatte ich doch staunend beobachtet, wie er sich veränderte, während er sprach. Anfangs sprach er befangen, er unterbrach sich häufig, seine Stimme klang rauh, fast absichtlich kalt, und er lachte dann und wann, als wolle er mich bitten, die Leidenschaft zu vergessen, welche glühend aus diesem Lebensbekenntnis emporflammte.

Es schien, als schäme er sich vor mir oder vor sich selber, und als hätte er gefürchtet, daß ich ihm Mitleiden zeigen würde, das er verschmähte. Aber je länger er in seinem Bericht fortfuhr, desto freimütiger sah er mir ins Auge, und je näher er dem Entscheidenden in seinem eigenen Leben kam, desto weniger zitterte seine Stimme. Als er zu Ende war, saß er lange schweigend, und nachdem er sich eine Cigarre angezündet hatte, ging er nach einem alten Schrank, der in einer Ecke im Dunkel stand. Dort machte er sich ein Weilchen mit etwas zu schaffen, das ich nicht sehen konnte. Darauf kam er zurück mit einer Flasche, die er sich Gott weiß woher geholt, stellte sie auf den Tisch und sagte:

„Dies ist ein seltener, alter Wein. Laß uns diese Flasche leeren auf meine Erinnerungen! Dir hat es ja früher nie etwas ausgemacht, eine Nacht zu durchwachen."

Darauf schenkte er den goldglänzenden, dunkelfarbigen Wein in kleine, schön geschliffene, altertümliche Gläser, hob das seine gegen die Lampe empor, so daß der Wein goldig rot schimmerte, stieß mit mir an und trank es aus.

Wir blieben zusammen sitzen, bis der Morgen anbrach, und die ganze Zeit lag der Glanz der alten Erinnerungen über unserem Beisammensein. Ich hatte ein Gefühl, als wäre ich an einem heiligen Orte, mit hohem Dach und weiten Wänden, und doch war unsere Unterhaltung jetzt so ruhig und alltäglich, als hätten wir nie Gedanken ausgetauscht über das Größte, was einem Menschenleben Farbe verleihen kann. Es erschien mir, als erfreue dies Hugo Brenner. Denn er war während dieses Gespräches so frei und erleichtert, wie ich ihn selten gesehen habe, und dies kam mir um so eigentümlicher vor, als ich von unserer langen Bekanntschaft her wußte, daß er sonst fast verschämt wurde, wenn ihm durch irgend einen Zufall, sei es auch nur ein Wort über sich und seine eigenen Angelegenheiten entschlüpft war. Was mich betraf, so war ich erfüllt von dem Gedanken an alles das, was er mir vor kurzem erzählt hatte, und anfangs konnte ich mich nach dieser langen Beichte nur schwer wieder auf dem Alltagswege der gewöhnlichen Gesprächsgegenstände zurecht finden. Der Übergang war mir gar zu plötzlich.

Schließlich aber begann ich seinem Gefühlsgange ganz instinktiv zu folgen. Wie er da so vor mir saß, halb aufgerichtet und schlank, mit einem jetzt fast unnahbaren Ausdruck in seinem schwermütigen, aufrichtigen Gesicht, verstand ich, daß er dieses Mal — vielleicht das einzige Mal in seinem Leben — einem Fremden wirkliches Vertrauen geschenkt, sei es auch unter Umständen, die natürlich genug gewesen, um die meisten anderen zu einer Fortsetzung zu locken. Für Hugo Brenner aber war dieses Gefühl, daß er sich jetzt selber gegeben, etwas

Digitized by Google

rein überwältigendes, und eben deshalb saß er nun da in dieser fast ein wenig bewußten, vornehmen Ruhe, die mir die Lust und auch die Fähigkeit nahm, ihm den Dank auszusprechen, der mir auf den Lippen schwebte. Ich meine ganz einfach den Dank für die Ehre, die er mir erwiesen, und die ich als eine solche empfand.

So, sagte ich zu mir selber, ist der Dichter. Die Menschen lesen sein Werk und wundern sich zuweilen darüber, daß er sich selbst, so ganz und ohne Vorbehalt, gegeben hat. Sie können ja nicht wissen, daß er an dieser äußersten Aufrichtigkeit, die in seinem Innern brennt, so lange getragen hat, daß, wenn er endlich seinem Innern Luft macht, es mit seinem Willen oder gegen ihn geschieht, mit der Gewalt einer Naturmacht, die nichts hindern kann. Und zu den alltäglichen Menschen gesellen sich dann die Bücherschreiber, die nichts durchlebt haben und nichts kennen. Sie sprechen die Gedanken der alltäglichen Menschen aus, und derer, welche nicht in Versuchung kommen offen zu sein, weil ihre Leere ihnen bewußt ist, sie spielen die Vornehmen den großen Leidenschaften gegenüber, und nehmen die Brutalität der Alltäglichkeit zum Verbündeten, und da sie sich der Sympathie sicher fühlen, die die Banalität verleiht, überfallen sie den Schweigenden, der ein Mal offenherzig gewesen und sagen: Wie kann man sein eigenes Leben preisgeben?

Wenn diese Äußerungen aber fallen, hat die Leidenschaft den Einsamen, der nicht schweigen konnte, schon verlassen, und im scheuen Gefühl seiner Tollkühnheit ist er sich bewußt, daß seine Worte in die Welt hinausgegangen sind, und daß er sie nicht mehr zurückrufen kann. Und wie dankbar er auch für die Sympathie derer ist, denen die Einwendungen der Alltäglichkeit leere Phrasen sind, so krampft sich doch sein Herz in Angst zusammen bei dem Gedanken, daß seine besten Absichten mißdeutet und sein Ich preisgegeben worden ist.

So sah ich Hugo Brenner vor mir sitzen, und so legte ich sein unbewußtes Spiel mit mir und sich selber aus, als er mich mit der Kühle etwa einer angenommenen Maske daran hinderte, mich ihm auch nur mit dem geringsten Worte zu nähern — ihm, der mir vor kurzem so ganz nahe gewesen war.

Ich empfand es so stark, daß ich es nicht über mich vermochte, auch nur den leisesten Versuch zu machen, mich diesem schweigenden Willen zu widersetzen, den ich ebenso sicher herausfühlte, als ob er ihn selber mit seiner alten Überlegenheit ausgesprochen hätte.

Das einzige, was ich nicht unterlassen konnte zu sagen, war:

„Weshalb bist du nicht Dichter geworden?"

Er sah weg, als er antwortete:

„Deshalb, weil ich nie weniger als alles hätte sagen können. Und alles zu sagen, dazu fehlt mir die Kraft. Aus lauter Ängstlichkeit wäre ich ein Dilettant geworden. Und du weißt, daß ich diese verabscheue, auch in der Dichtung, am meisten aber im Leben."

Darauf hob er sein Glas gegen das meine, und schweigend leerten wir die letzten Gläser bis auf den Grund.

Als ich ihm Lebewohl sagte, drückte ich stumm seine Hand, weil ich wußte, daß ich nichts sagen durfte, als ich aber schon in der Tür stand, konnte ich es nicht lassen mich umzuwenden, um ihn noch einmal zu sehen. Er glich einem Kämpen, wie er da stand, und das letzte, was ich von ihm sah, war ein Lächeln.

Digitized by Google

Dialog vom Tragischen.

Von **Hermann Bahr.**

1.

Die Dame sagte: „Komm', wir wollen uns dadurch das Vergnügen nicht stören lassen!" Und sie zog die Freundin fort. Sie entfernten sich ins Theater.

Der Herr des Hauses sah ihnen lächelnd nach. Wir machten es uns behaglich. Nur der Jüngling wäre eigentlich lieber mit den Frauen gegangen. Doch besann er sich, er scheute wohl unseren Spott. Dann sagte er, zum Herrn: „Ich kann es schon begreifen, daß ein Mann von Ihrer Einsicht, von Ihrer Erfahrung in allen menschlichen Dingen die dummen Schwänke hassen muß, die jetzt wieder unsere Bühnen beherrschen. Wenn aber darum allmählich alle Gebildeten sich vom Theater abkehren, wie soll es dann besser werden? Hätten sie nicht eher die Pflicht, ihren reineren Geschmack der Menge aufzuzwingen?"

Der Herr erwiderte: „Sie haben mich mißverstanden. Wenn ich meine Frau auslache, weil sie sich immer noch in den Täuschungen der Bühne gefallen mag, so maße ich mir damit gar nicht an, die Werke unserer Dichter von heute zu tadeln. Ich meine gar nicht die dummen Schwänke, von denen Sie sprechen. Ich meine, erschrecken Sie nur nicht, mein Enthusiast, ich meine das große Drama, die hohe Tragödie. Diese sind mir zuwider und ich finde es abgeschmackt, wenn sich Menschen unserer Kultur aus Gewohnheit immer noch von ihnen betrügen lassen, die es doch gar nicht mehr nötig haben. Wollen Sie also bemerken, daß ich keineswegs ein Gegner der Herren Blumenthal und Kadelburg oder Philippi und Fulda bin, sondern, um ganz aufrichtig zu sein, wie wir es uns ja schuldig sind, der Griechen, des Calderon, besonders aber des Shakespeare. Nicht als ob mir unbekannt wäre, daß diese der Kultur ihrer Zeit gedient haben, ja daß jene Kultur eben durch sie erst möglich wurde und ohne sie vielleicht gar nicht entstanden wäre, gewiß sich nicht erhalten hätte. Aber ich meine, daß wir anders geworden sind, daß uns jene Kultur jetzt nicht mehr genügen kann und daß es darum töricht ist, indem wir nach einer neuen ringen, bei den Mitteln der alten zu verharren. Natürlich spreche ich immer nur von uns, die schon eine höhere Form des Menschen in sich zu spüren glauben. Den gemeinen Leuten mag immerhin das Schauspiel auch ferner unverwehrt sein."

Wir sahen auf, weil es der Meister liebt, uns manchmal durch einen falschen Ernst zu necken, der sich dann nur in den listigen Augen verrät. Sie blickten aber ruhig und er fuhr fort: „Was wird denn in den Dramen dargestellt? Verbotenes. Und keineswegs, um uns abzuschrecken, sondern liebkosend, verherrlichend, schmeichelnd. Diese Helden sind alle so, wie wir nicht sein dürfen, wie wir nicht sein wollen Wir lieben den Hamlet, aber wir würden

Digitized by Google

uns schämen, ihm zu gleichen, und keiner möchte der Orest, keiner Ödipus, keiner ein Herakles sein. Sie befinden sich in Leidenschaften, die wir tadeln und fliehen. Was sie darum erleben müssen, wünschen wir zu vermeiden. Wie kommt es nun, daß es uns freuen oder rühren kann, Menschen von einer bösen Art, mit der wir nichts zu tun haben möchten, Leidenschaften ausgesetzt, welche zu beherrschen unser Stolz ist, in verdienten Leiden zu sehen, die von uns abzuhalten wir Gesetz und Sitte erfunden haben? Im Leben sperrt man solche „Helden" ein und wenn es uns gelüstet, auf der Bühne sie zu bewundern, verrät sich darin nicht eine schlechte Sympathie, deren wir uns eigentlich zu schämen haben?"

„Vielleicht," sagte der Jüngling, zögernd, „vielleicht ist aber dies gerade der tiefe Sinn des Dramas, daß es uns für eine Zeit von Gesetz und Sitte befreit und fühlen läßt, wie diese doch zuletzt nur eine Auskunft unserer Verlegenheit sind, unserer wahren Natur aber immer fremd bleiben werden."

„Es fragt sich nur, was denn unsere wahre Natur sei. Meinen Ahnen ist es ganz wahr natürlich gewesen, Kaufleute anzufallen und auszuplündern. Ich habe eine andere wahre Natur, die sich dagegen sträuben würde, weil eben, einige hundert Jahre hindurch, den Nachkommen jener Raubritter ihre wahre Natur ausgeprügelt und dafür das notwendig gewordene Gesetz, die geforderte Sitte eingebläut worden sind, bis diese sich im Enkel, in mir, endlich schon wieder in Instinkte verwandelt haben, die nun so sicher und unmittelbar wirken, als wären sie der Menschheit angeboren. Ich habe allen Grund, will ich nicht zurückfallen, sie in mir zu hüten und zu hegen, sonst bricht der Räuber wieder aus und wirft mich um. Was aber tut das Drama? Instinkte, die wir stolz sind durch Zucht errungen zu haben, schwächt es ab und weckt die alten auf, die wir stolz sind durch Zucht bezwungen zu haben. In uns ringt der schlechte Mensch, der wir einst gewesen sind, immer noch gegen den guten, der wir mühsam geworden sind. Das Drama stellt sich auf die Seite des schlechten. Nun sagt mir, wer das verteidigen kann! Hat da nicht vielmehr wirklich der heilige Chrysostomus recht, der es ein „Fest des Teufels" nennt, von den entzündlichen Menschen so zu fliehen, wie vom Sklaven mit brennender Fackel Stroh oder Heu?"

Aber jetzt sahen wir es in seinen klugen Augen funkeln. Der Jüngling schwieg betroffen. Unser Arzt sagte: Es ist eine Art Homöopathie, man treibt den Teufel durch Beelzebub aus. Was der freundliche Grammatiker, der immer ein Citat weiß, gleich aus dem Aristoteles bestätigen konnte: Im achten Buche seiner Politik heißt es auch, daß rasende Menschen durch rasende Lieder beschwichtigt und von ihrer Raserei geheilt werden können, während hinwider gesunde durch solche Lieder erst ins Rasen kommen. „Das ließe sich hören," meinte der Meister, „weil es doch für unseren Fall nur bedeuten würde, daß ins Theater blos die Kranken und die Schlechten gehören, die noch an Resten der Barbarei leiden, welche sie also dort gleichsam herausschwitzen sollen; die Gesunden und Guten aber hätte man zu bewahren, daß sie nicht, von den Tollen angesteckt, auch den Verstand verlieren."

Der Grammatiker gab sich aber nicht zufrieden: „Das hieße dann, daß die Griechen toll gewesen sind. Die Tragödie ist doch ihre größte Tat. Es muß also in deiner Meinung etwas falsch sein."

„Gott," sagte der Meister lächelnd, „ihr lest immer die Griechen und bewundert sie und merkt doch gar nicht, was an ihnen so zu bewundern ist. Ja: die Griechen sind toll gewesen und darum haben ihre Weisen die Tragödie erfunden, als Kur, zur Genesung der Nation. Ich will euch gleich sagen, von welcher Tollheit und überhaupt, wie ich es mir denke — es ist nämlich gar

Digitized by Google

nicht so paradox, als es wohl scheinen mag. Kommt mit mir in alte Zeit zurück, zu jenen mythischen Völkern etwa, die als Lapithen, Kentauren oder Phlegyer die Erinnerung der Griechen noch bedroht haben, kriegerischen Wanderern, die durch das Land ziehen, vom Hunger oder durch ihr wildes Blut getrieben, nnd unter ihnen denkt euch nun irgend einen der großen Stifter und Ordner, irgend einen vorgriechischen Theseus, der sich vermißt, das Gesetz aufzurichten. Er stößt auf ungesellige Triebe, die er bändigen muß: durch Furcht vor der Strafe zuerst, bald aber durch einen neuen Begriff, welcher dem Stolze dieser jungen Menschen schmeichelt, den Begriff der Ehre, der es als unmännlich verdammt, jenen alten Trieben der Wildheit nachzugeben, wodurch unser Erzieher denn, sich der Scham bedienend, sein Geschäft der steten Bewachung allmählich dem einzelnen selbst überträgt. Die Barbarei weicht, Sitte beginnt: der Mensch lernt seine Triebe werten, in erlaubte, die der Erzieher brauchen kann, und verbotene, welchen, weil sie der Race schaden oder ihre Pläne stören, Strafe und Schande droht. Jener rühmt, dieser schämt er sich. Jene zeigt er her, diese verbirgt er, will sie beherrschen, ja vernichten. Ich frage nun aber: Was geschieht mit diesen verbotenen, bedrohten und verborgenen Trieben, was wird aus ihnen, wo kommen sie hin? Sie sind doch einmal da, läßt sich die Natur austreiben? Tamen usque recurret. Aber die natürliche Lösung, ihre Entladung durch die Tat, war ihnen genommen, sie mußten nun, wie wir in solchen Fällen sagen, „hinabgeschluckt“ werden; und da sie sich nun unten stauten, tief im Gemüt, das noch von der raschen Empfindlichkeit der reizbaren Jugend war, sah sich unser Theseus bald durch ihre Explosion in Gefahr. Er half sich, indem er mit seinem Stamme aufbrach und weiter zog, nach unbekannten Ländern, durch neue Abenteuer, wieder in den Krieg, für den ja sein Gesetz nicht galt: so konnten sich jene Triebe wieder austoben, bis, waren sie erschöpft, die stille Arbeit der Zucht von neuem wieder begann. Was aber wird aus uns, mochte er sich dann fragen, wenn wir einmal auf keinen Feind mehr stoßen werden, wenn rings alle bezwungen sind, wenn überall Friede geworden sein wird? Was wird dann mit jenen Trieben? Wie lassen wir sie dann heraus, wohin schütteln wir sie ab? Und mit jener wunderbaren Kraft großer Priester, die menschlichen Geheimnisse zu ahnen, mochte er erkennen, vielleicht an sich selbst, daß der verhaltene Trieb, der sich nicht entladen kann, wie schon in der Natur nichts jemals verloren geht, plötzlich seltsam verwandelt wieder erscheint. Der Diener, der eine Wut auf mich hat, aber sie bezwingt, wird tückisch, ein verliebtes Mädchen, das seine Sinne beherrscht, boshaft oder neidisch: der ausgeworfene Trieb schleicht sich in anderer Gestalt wieder ein. Durch alle Beihilfen der Kultur, uns zu überwinden, werden wir, wie Goethe einmal zu Schiller gesagt hat, „nur für einen Augenblick gebessert,“ aber dann „behauptet die Natur durch andere Krisen immer wieder ihr Recht.“ Wir nennen das heute die Konversion der Affekte, der Medicus wird es bestätigen.“

Der Arzt nickte: „Zwei Wiener Kollegen, der Doktor Breuer und der Doktor Freud, haben sie in einem merkwürdigen Buche beschrieben, ihren Studien über Hysterie.“

„Ja, darin wird,“ fuhr der Meister fort, „die Hysterie aus Affekten erklärt, welche ein Mensch, statt sie natürlich zu entleeren und sich dadurch abzuspannen und wieder ins Gleichgewicht zu kommen, unterdrückt und gewaltsam vergessen hat, worauf sie sich entweder wie in meinen Beispielen in eine Trübung, häßliche Verstimmung und Bewölkung seines ganzen Wesens oder oft sogar in ein körperliches Phänomen, eine Lähmung oder irgend einen seltsamen, ja schauerlichen Tic verwandeln. Die Kur, die jene beiden Ärzte versuchen, ist nun, daß sie den Kranken zwingen, sich des Affektes, den er „hinabgeschluckt“ und gewaltsam,

Digitized by Google

meistens aus Scham, vergessen hat, wieder zu entsinnen und ihn dann natürlich ablaufen zu lassen — sie nennen das: einen Affekt, die Kränkung oder den Schrecken, die verhalten worden sind, „abreagieren", wobei es zur Entladung, zur Erleichterung, was auch sehr seltsam ist, gar nicht erst der Tat, einer Rache oder Abwehr, bedarf, sondern schon das bloße Wort genügt: spricht sich der Patient aus, so ist er geheilt. Ich bekenne, daß ich durch dieses Buch die Lebensgefahr, in der jede Kultur schwebt, erst recht verstehen und wieder die ungeheure Kraft der Griechen bewundern gelernt habe, welchen gegeben war, bedenkliche oder unbequeme Leidenschaften, ja Laster des Menschen, statt sie, wie wir tun, abzuleugnen, wodurch sie nicht besser werden, lieber mit weiser Hand allmählich umzubiegen, bis sie aus einer Not so zum Segen ihrer Polis wurden. Wie sie etwa die Eitelkeit, die wir abheucheln, wodurch sie nur feige und falsch wird, in der Agonistik zur φιλοτιμία veredelt und darauf dann ihre höchsten Tugenden gelegt haben, sind sie ebenso der Tücke ihrer eigenen Kultur entronnen und haben ihr noch den höchsten Ausdruck des griechischen Wesens abgewinnen gelernt: die Tragödie."

Der Meister schwieg. Der Arzt sagte: „Ich merke jetzt schon, wohin du willst. Ich habe es ja gleich gesagt: Homöopathie!" Aber der Grammatiker versicherte, fast unwillig: „Die Tragödie ist aus dem religiösen Dienst entstanden, zur Reinigung und Läuterung der Menschen, zur Katharsis, wie es in der Definition des Aristoteles heißt, der doch die Griechen vermutlich besser gekannt hat, als wir sie kennen, mit unserer ganzen Wissenschaft von Hysterie und solchen heillosen modischen Sachen."

„Gewiß, sagte der Herr. Und er hat ja auch ganz recht. Die Katharsis ist ihr Zweck. Es fragt sich nur, was Katharsis ist. Lessing hat sie als „die Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten" verstanden, worauf ihm schon Goethe erwidert hat, daß „keine Kunst auf Moralität zu wirken vermag, auch Tragödien und tragische Romane den Geist keineswegs beschwichtigen, sondern das Gemüt immer nur in Unruhe versetzen." Aber Goethe hat sie dann vom Zuschauer in die tragischen Gestalten selbst versetzt und als eine „Ausgleichung der Leidenschaften" in diesen erklärt, was sehr künstlerisch gemeint ist, aber schon einfach mit dem Texte des Aristoteles nicht stimmt. Dieser erlaubt keine andere Deutung, als Bernays gegeben hat, der — hier ist das Buch, ich habe die Stelle gleich, ja — der also Katharsis in „erleichternde Entladung" übersetzt und sie versteht als „eine von Körperlichem auf Gemütliches übertragene Bezeichnung für solche Behandlung eines Beklommenen, welche das ihn beklemmende Element nicht zu verwandeln oder zurückzudrängen sucht, sondern es aufregen, hervortreiben und dadurch Erleichterung des Beklommenen bewirken will." Dabei ist es denn auch, soviel ich weiß, in der Wissenschaft geblieben. Nur kommen wir dadurch auch nicht weiter, bis uns nicht gewiß geworden sein wird, welche Art von „Beklommenheit" es denn sei, welche die Tragödie „aufregen" und „hervortreiben" und so purgieren soll. Erinnern wir uns doch, was eben um diese Zeit, bevor die Tragödie begann, mit den Griechen geschehen war. Homer hatte die heroische Welt entworfen, das heißt, er hatte Wesen von einer auf der Natur der Griechen ruhenden, aber diese durchaus vergeistigenden oder, wie wir heute sagen würden: stilisierenden Art eine solche Macht über das griechische Gemüt gegeben, daß es kein Mensch mehr ertrug, anders als sie zu sein. Jetzt war nicht mehr, wie von meinem pelasgischen Theseus früher, bei den Horden, nur irgend ein einzelner ungeselliger Trieb durch die Sitte verpönt, sondern indem man jetzt den Jüngling an den Heroen erzog, wurde ihm eine von den Weisen, sei es Priestern, sei es Künstlern, nach ihrer Sehnsucht entworfene und geforderte Natur so suggeriert, als ob sie wirklich

Digitized by Google

wäre, so daß er, fand er sich anders, auf den Tod erschrak. Er wollte nicht sein, wie er war, sondern den Heroen gleich: denn diese höhere Form des Daseins, welche die Weisen ihren Gedanken abgerungen hatten, gaben sie gleich für wirklich aus. Von dieser ungeheuren Lüge, auf der die griechische Kultur ruht, hat sie ihre furchtbare Gewalt. Die späteren haben den Menschen immer nur gesagt: Ihr solltet so sein, oder: trachtet, so zu werden! Die Erzieher der Griechen sagten ihnen: der Mensch ist so! Und wer anders war, hatte nun das Gefühl, unmenschlich und mißgeboren zu sein, und schämte sich, es zu verraten, und log sich so hinauf, bis er wirklich selbst seine eigene Natur vergaß und sich verwandelte und zuletzt der höhere Mensch geworden war, den die Weisen, statt, wie wir es tun, ihn bloß zu fordern, durch jenen unvergleichlichen Betrug dem Glauben der Nation aufgedrängt hatten. Was aber muß dies gekostet haben! Der Einzelne, entsetzlich erregt, weil er sich ertappt, anders zu sein, als der Mensch ist, beschämt, verwirrt, aufgeschreckt, jeder mißtrauisch gegen jeden, daß er ihn erkennen und verraten könnte, dadurch aufgereizt, sich umzubilden, die höchste Tugend von sich zu fordern, ja sich einer edleren Natur so zu bemächtigen, daß endlich doch sein schlechtes Gewissen verstummen müßte — welche Existenz, welche Spannung des Geistes, des Willens, aller Kräfte, welche Erektion dieser durch Scham erbitterten, von Furcht verfolgten, durch Neid aufgestachelten Naturen! Wir haben gesehen, wenn ein einziger Trieb verhalten wird, wühlt er alles um. Hier aber wurde jetzt der ganze Mensch verhalten, der gemeine Mensch der niedrigen Art, der jeder noch insgeheim war und der doch keiner mehr sein wollte, erst öffentlich nicht und dann auch vor sich selbst nicht mehr, ins Herz getroffen vom Ideal, das die Weisen zur Wirklichkeit erhoben hatten. Was wurde nun aus diesem gemeinen Menschen, den jeder bei sich erst verbarg, dann bezwang, um sich über ihn in das höhere Wesen aufzuschwingen? Die ganze Kultur der Griechen war denn auch rings von Hysterie beschlichen und umstellt. Wir sehen sie überall lauern, wir hören sie überall röcheln, die Mythen sind von ihr voll, wir spüren sie aus der traumhaft hellen Sprache durch, ja der ganze Begriff der Polis, in welchem sich der Bürger für den Genuß einer erhabenen Stunde oder für den Wahn des unter den Nachkommen fortschallenden Ruhms mit Lust zerstört, ist hysterisch. Aber da hatte diese Nation noch die Kraft, eine Anstalt zu erfinden, die ihr half, ihre Hysterie auf die größte Art „abzureaggieren". Die Tragödie will in der Tat nichts anderes, als jene beiden Ärzte tun: sie erinnert ein durch Kultur krankes Volk, woran es nicht erinnert sein will, an seine schlechten Affekte, die es versteckt, an den früheren Menschen der Wildheit, der im gebildeten, den es jetzt spielt, immer noch kauert und knirscht, und reißt ihm die Ketten ab und läßt das Tier los, bis es sich ausgetobt hat und der Mensch, von den schleichenden Dämpfen und Gasen rein und frei, durch Erregung beschwichtigt, bildsam zur Sitte zurückkehren kann. Verstehen wir die Tragödie so als eine entsetzliche Kur der Erinnerung an alles Böse, um dieses auszulösen und dadurch zu erschöpfen und abzuspannen, dann begreifen wir ihr Verhältnis zum Mythos erst und begreifen die Formel von „Furcht und Mitleid" auch, die den Gelehrten so schwer wird. Im Mythos allein kann sie sich bewegen, weil sie ja den früheren Menschen in uns, den überwundenen, den bösen der Urzeit aufregen soll. Erblicken wir ihn, den zu verleugnen, zu vergessen unseren ganzen Wert ausmacht, so graut uns, wir erschrecken, wie jene Hysterischen erschrecken, wenn man sie an das Ereignis erinnert, dessen Spur auszuwischen sie vor Scham krank geworden sind. Aber indem die Tragödie stärker als unsere Furcht ist und uns im Verbrechen unseren eigenen Trieb, unseren eigenen Wunsch zu erkennen zwingt, leiden wir mit und dies ist es allein, was uns heilt."

Digitized by Google

„Und so hast du uns zuletzt," sagte jetzt der Arzt vergnügt, „ganz vortrefflich bewiesen, was du zuerst bestritten hast: den Wert und die Bedeutung der tragischen Kunst für unsere Kultur. Es geht dir immer so."

„Meinst du?" sagte der Meister lächelnd. Aber da meldete sich schon der eifrige Jüngling: „Ich finde es wunderbar. Wie eines da sich aus dem anderen ergibt: der schlechte Trieb, den die Sitte verpönt, um den ungeselligen Akt auszuschließen, dann die Arbeit des Gewissens, das aus Scham jenen Trieb zu verdrängen, ja zu vergessen sucht, nun seine Verwandlung in Beklommenheit, aber dadurch eine Verdumpfung und Verstörung des ganzen Wesens, das schließlich nur durch einen Gewaltstreich zu retten ist, eben die tragische Kur, die sozusagen ein tiefes Aufatmen von aller Kultur und ein Austurnen der müßigen Muskeln, ein Abschießen der unverwendbaren Energien ist, dies fühle ich ungemein mit. Daß aber gar das Wort fähig sein soll, die Tat zu ersetzen, ja daß es, an der seelischen Wirkung gemessen, eigentlich ganz gleich ist, ob ich mich räche oder nur von Rache spreche oder endlich sogar bloß Rache sehe und höre, ist mir seltsam neu und ich empfinde doch, daß es wahr sein mag."

„So wahr," erwiderte der Arzt, „daß wir sonst täglich zerplatzen würden. Die Köchin schimpft sich über ihre Frau, der Bürger über den Adel, das Volk über seine Regenten aus, und so wird doch alles wieder gut. Recht dazu sind eigentlich unsere Freiheiten da: man jammert über die Schmähsucht unserer Zeit, die sich in der Presse und in den Kammern laut macht, und vergißt nur, wie oft sie früher, hinabgewürgt und verhalten, zum Dolche griff. Zuletzt sind doch Pasquille immer noch Attentaten vorzuziehen."

„Dies," warf der Grammatiker ein, „haben auch die Griechen schon gewußt und eine eigene Kunst der λοιδορία erfunden."

„Und die Katholiken die Beichte," stimmte der Doktor zu, „die schließlich doch auch nur das beladene Gemüt ausräumen will . . . Wer aber zu feige ist und sich nicht einmal zu schimpfen traut, weiß sich noch anders zu helfen. Er hat gegen Menschen, die durch ihren Wert seinen Neid und Haß erregen, den anonymen Brief bereit, den man sich doch anders gar nicht erklären könnte. Oder glaubt der Schreiber wirklich, daß uns seine Schmähung, wenn sie doch einmal an ihre Adresse kommt, ärgern oder kränken kann?"

„Sie schmeichelt uns eher," sagte der Herr.

„Aber," fuhr der Arzt fort, „darum fragt er auch gar nicht. Er reagiert schmähend seinen Neid ab und macht sich Luft. Erleichtert und befreit, fast ausgesöhnt, reicht er uns dann morgen wieder die Hand. Gerade in Kreisen von sehr strenger Sitte und Zucht ist es ein Mittel, das man fast gar nicht mehr entbehren kann. Die Leute würden sonst ersticken, zerspringen."

„Wie des Midas Barbier dem Schilfe," sagte der Meister, „vertrauen sie sich der Schreibmaschine an." Aber dann wendete er sich an den Künstler, der schwieg. Er fragte ihn: „Und du hast mir gar nichts zu sagen?" Der Künstler besann sich noch ein wenig, dann antwortete er: „Es wird mir schwer, eine Kunst von dieser Seite anzusehen, nämlich auf die Wirkung hin, während ich mich doch sonst auf der anderen bewege, nämlich im Werke selbst, das mir genügt, wenn es nur in sich notwendig und wahr ist, mag es dann den Menschen nützen oder schaden, Staaten begründen oder vernichten helfen, Völker retten oder verderben. So darf es dich nicht wundern, wenn mir deine Meinung doch gar zu sehr nach Polizei riecht. Aber es ist leicht möglich, daß du recht hast und daß die Tragödie in der Tat den Griechen von ihren Ärzten verschrieben worden ist. Nur werden die Dichter hoffentlich nichts davon gewußt haben. Mir aber macht es dabei Spaß, daß, wenn es sich wirklich mit dem Tragischen so verhält, der Schauspieler dann der böse Mensch wäre, einer, der noch nicht so weit

Digitized by Google

ist, als die übrigen sind, einer, in welchem alle verbotenen Triebe der Wildheit noch ungebändigt, ungebrochen leben, einer, der dem Tiere näher geblieben ist, und so ließe sich erklären, warum er den Nationen, solange sie noch auf sich halten und ihr Gewissen noch unbeirrt schlägt, immer verdächtig ist — sie bewundern ihn, fürchten ihn und verachten ihn zugleich, in ihre Gemeinschaft lassen sie ihn nicht ein, es graut ihnen vor ihm. Nur freilich, würde denn dann dasselbe nicht auch vom tragischen Dichter gelten? Es muß doch mit dem Schauspieler noch anders sein, ich habe da so meine Vermutung, die ihr gelegentlich hören sollt. Zuerst mußt du uns jedoch jetzt erklären, wie du es vereinen willst, daß du das Drama nicht leiden und ihm dennoch einen so hohen Sinn geben kannst. Denn da hat der Medicus recht: Ist es, wie du meinst, und hat die tragische Kunst in der Tat die Kraft, daß sie verbotene und darum verhaltene, aber unten wühlende und dadurch gefährliche Affekte einer überwundenen Menschheit, welche als schleichendes Gift, als geheime Hysterie, wie du sagst, die heutige bedrohen, auszulösen und abzutreiben vermag, so kann ich nicht verstehen, wie du sie dennoch verachten darfst."

Nach einer Pause sagte der Meister: „Vielleicht irre ich. Vielleicht haben die recht, welche meinen, daß die Menschen doch immer dieselben bleiben und daß uns heute noch ganz dieselben Leidenschaften bewegen. Rée, Nietzsches Freund, hat gern behauptet, die Menschen würden nicht anders, sie lernten nur sich beherrschen und verstellen, wie wir denn wirklich in Zeiten der Unruhe, wenn die Strenge des Gesetzes und die Furcht vor der Strafe gelockert sind, sogleich das Tier wieder hervorbrechen sehen. Dann freilich könnten auch wir die Tragödie nicht entbehren. Ich denke aber anders. Es gibt gewiß Menschen unter uns, die wild geblieben sind, da die Natur keine Form so schnell aussterben läßt, sondern eher eine Freude hat, die ersten noch neben den reifen zu bewahren, wie um sich ihrer Arbeit besser zu rühmen. Aber ich denke, es gibt, neben diesen fossilen, doch auch andere Menschen unter uns, die Zucht von tausend und tausend Jahren hat doch gewirkt. Es gibt heute Menschen, die nicht mehr wild sind, die sich gar nicht mehr erst überwinden müssen, um gerecht, wohlwollend, neidlos, gütig und liebend zu sein, die gar nicht anders können, die so sind, wie hundert und tausend Jahre lang nur immer geboten wurde, daß der Mensch sei, und die unter den übrigen von der alten Art sich wie zwischen unbegreiflich fremden Tieren in jener neugierigen Verwunderung bewegen, mit der der lächelnde Leonardo auf den wütigen Buonarotti sah. Wie wir hier sitzen, wir wollen uns ja nicht besser machen als wir sind, aber wer unter uns ist denn blutgierig und mordlustig oder auch nur neidisch, wer ist denn wirklich böse, so daß er sich, wenn er den Jago oder den dritten Richard sieht, ertappt fühlen könnte? Daß wir es nicht sind, ist gar nicht unser Verdienst. Wir haben nur das Glück, von Ahnen abzustammen, die tüchtig an sich gearbeitet und sich durch die vielen Geschlechter so weit empor gebracht haben, daß ihre mühsam erworbene, gewaltsam verteidigte, sorgsam behütete Kultur in den Erben dann endlich zur zweiten Natur geworden ist. Und von uns rede ich, von solchen Menschen, welche jene bösen tragischen Triebe gar nicht mehr mitbekommen haben, sondern dafür schon die helleren Neigungen, die in der Region der schönen Sitte allmählich aufgeblüht sind, und frage nun: Was soll uns also das Tragische noch? In uns ist nichts mehr zum „Abreagieren" da, es kann uns mit seinem Tumult erloschener Begierden, die wir nur noch vom Hörensagen kennen, blos langweilig oder lächerlich sein, wir brauchen es nicht mehr — wir haben jetzt ein ganz anderes Bedürfnis. Wie nämlich die Entwickelung sich niemals schließt und die Natur, nimmer ruhend, Ring um Ring in ihrer Stille setzt, hört doch auch mit uns die Menschheit nicht auf und wenn wir gegen jene Vergangenheit freilich

Digitized by Google

ein Ende, ein Ziel, eine Erfüllung sind, müssen wir doch nach der anderen Seite hin, für die Zukunft, selbst wieder ein Anfang, ein Ausgang, ein neuer Versuch sein. Indem unsere Instinkte, unsere Affekte sich allmählich nach dem Geiste umgebildet und seinen Geboten angepaßt haben, ist ebenso dieser selbst schon wieder ein anderer geworden, nun wieder neue Instinkte, neue Affekte verlangend, wie er denn im ewigen Wechsel von ihnen immer verfolgt, niemals eingeholt wird. Wir fühlen uns wieder inkomplet und begehren, uns sozusagen erst fertig zu machen. Wie Nietzsche gesagt hat: „Ein höheres Wesen, als wir selber sind, zu schaffen ist unser Wesen." Mag uns die Fabel von den „guten Europäern" und gar vom „Übermenschen" recht ärgerlich geworden sein, es kündigt sich doch überall in unserer Sehnsucht schon eine neue Art von Menschen an, für die wir selbst nur erst Vorübungen wären: reich geratenen und prunklosen, sublimen und subtilen, zierlichen und zärtlichen, unschuldigen märchenhaften mutwilligen verwöhnten und wohl verwahrten, still leuchtenden, sanft siegenden, alpinen Menschen, Urmenschen einer fernen Menschheit, so hoch über uns, als wir über dem Affen sind. Lächelt nur über mich, daß ich schwärme! Dieselbe Sehnsucht schleicht doch auch euch bis in die Träume nach. Was aber können wir für sie tun, wie zur „Überformung" kommen, von der schon der brave Angelus Silesius weiß?

Du mußt den Leib in Geist, den Geist in Gott versetzen,
Wann du dich, wie dein Wunsch, vollkommlich willst ergetzen.

Wie fangen wir dies an? Die Rahel hat ein tiefes Wort gesagt: „Wir selbst sind uns ein Bild: und werden wir ein anderes vor uns haben, so werden wir anders sein." Darin ist das Geheimnis aller menschlichen Entwicklung und vielleicht auch sogar der tierischen enthalten; vielleicht muß auch dem Tiere die höhere Form, bevor es sich zu ihr erheben kann, erst in einer Vision seiner Begierde erschienen, die neue Kreatur, die es werden soll, vielleicht auch von ihm erst als Bild erblickt worden sein. Es ist an uns, ein Phantom zu bilden, wie jenes Geschlecht des Homer das Phantom der heroischen Menschheit schuf, welches die Nachkommen so zu sich zog, daß sie nach und nach wirklich wurden, was es anfangs nur schien. Soll uns aber dies gelingen, homerisch unsere Sehnsucht so zu gestalten, daß das Bild stärker als die wirklichen Menschen wird und sie nach sich allmählich umzuformen vermag, so haben wir ihnen nicht, wie die tragische Kunst tut, alte Triebe auszureißen, denn diese sind in uns abgestorben, sondern wir haben ihnen jetzt neue einzusetzen, wozu nun eine ganz andere Kunst gehören wird, für die wir noch gar keinen Namen haben und von der wir einstweilen nur das Eine wissen, daß es ihr Wesen und ihre Kraft ausmachen wird, untragisch zu sein, wie ja die neue Kultur, die sie bringen soll, nur in untragischen Menschen möglich ist. Ich möchte sie eine mythische Kunst nennen, weil ich mir nicht denken kann, wie wir anders zum neuen Leben kommen sollen, als wenn wir unsere Wünsche so groß und drohend an den Himmel malen, daß die alte Menschheit entsetzt davor niedersinkt, als wenn wir die Kraft haben, Mythen zu schaffen, nach welchen die Nachkommen leben lernen."

Dann sagte der Künstler: „Mir fällt ein, daß Goethe einmal an Zelter schrieb, er sei zum tragischen Dichter nicht geboren, und so heißt es auch sonst irgend einmal, er erschrecke schon vor dem bloßen Gedanken, eine wahre Tragödie zu schreiben, weil er sich durch den bloßen Versuch zerstören könnte, denn seine Natur sei konziliant. Dies habe ich nie ganz verstehen können. Aber es mag sein, daß er dasselbe meint wie du."

Der Meister sagte: „Die Deutschen tun mit Goethe groß, sie haben sogar eigene Vereine für ihn, aber niemand ahnt ihn noch. Seine Zeit wird erst kommen. Bis einmal mit der alten Menschheit aufgeräumt sein wird, wenn

Digitized by Google

dann die ersten neuen sich frohlockend ergehen, werden sie gewahren, daß schon vor ihnen einer gewesen ist, heiter wie sie, Herr des Lebens, untragisch durch und durch in seiner Sicherheit und Ruhe. Er wußte es nur vor seiner wüsten Nation klug zu verbergen, er war ihr ja so schon verdächtig und unheimlich genug. Übrigens findet sich der untragische Mensch auch noch früher: Horatio, der war „als litt er nichts, indem er alles litt, ein Mann, der Stöß und Gaben vom Geschick mit gleichem Dank genommen," und Prospero, der „dieses grause Zaubern" abschwört und, bei himmlischer Musik, den Stab zerbricht, das Buch ertränkt, viel tiefer, „als ein Senkblei je geforscht," und eigentlich auch Theseus schon, im Herakles des Euripides, und so, wenn ihr wollt, des Sophokles zärtliche Chrysothemis und entsagende Ismene. Neben ihre verruchten „Helden" haben die tragischen Dichter immer gern still lächelnde, tiefe und leise Menschen gestellt, die nur den Finger ein wenig erheben und hinausdeuten, wie weit in die Ferne, vielleicht auf uns — dies wird bei uns stehen: ob wir es wagen werden, sie zu vollenden und solche Statuen der Zukunft aufzurichten, die, später einmal, sich beleben und herabsteigen und auf unserer Erde wandeln sollen."

Der Künstler sagte: „Statuen hast du jetzt genannt, was du vom Dichter verlangst. Da würde ich mich lieber an den Bildhauer halten. Du verstehst, was ich meine?"

„Man sagt auch Goethe nach," erwiderte der Herr, „er habe seinen dramatischen Begriff plastisch gefälscht. Aber laß uns nur, unser Gewissen ist gut. Mag der Dichter nur zum Bildhauer werden, wie Homer!"

2.

Das nächste Mal begann der Arzt: „Laß mich deine Vermutung über die tragische Kunst zuerst wiederholen, ob ich sie recht verstanden habe. Indem in dem Menschen, meinst du, eine Kultur entsteht und allmählich, was jede will, zur zweiten Natur wird, muß sie die erste, die ursprüngliche verdrängen. Für die alten unbrauchbaren Gefühle oder Leidenschaften, die sich mit ihr nicht vertragen, setzt sie neue ein, wie sie ihren Zwecken taugen. Jene werden verboten, aus Furcht oder Scham verleugnet, dann aus Gewohnheit wirklich vergessen und nach einiger Zeit scheint es, daß sie verschwunden sind. Nun berufst du dich aber auf uns, daß ein Affekt, der nicht natürlich entladen wird, sich oft gefährlich verwandle, und fürchtest darum, daß jene erste Natur, aus der Erinnerung verstoßen, zur Hysterie werden muß, wogegen wir dann kein Mittel haben, als den versunkenen Trieb, der giftig geworden ist, wieder, wie es heute meistens durch Hypnose geschieht, aufzurufen, auszulösen und dann, wie wir es jetzt nennen, abzureagieren. Dies sei der Sinn der Tragödie, die also, setzt sich eine Kultur oder eine neue Form der Menschheit durch und stößt sie die Triebe der früheren ab, dafür zu sorgen habe, daß diese, um nicht langsam das ganze Wesen schleichend zu vergiften, von Zeit zu Zeit ausgetrieben werden, bis sie, im nächsten Geschlechte immer schwächer und schwächer, allmählich natürlich absickern und zuletzt versiegen. Wir aber, meinst du, wie wir hier sind, seien Menschen, in welchen dies längst geschehen, in welchen es längst keine Reste jener ersten Natur mehr gibt, die noch abzuführen wären, in welchen sie längst von der zweiten aufgesaugt worden ist, und so findest du es lächerlich, wenn wir, längst genesen, aus Gewohnheit eine Kur noch immer mitmachen, die uns nur quält. An uns sei es vielmehr, jetzt nach einer neuen Kultur, also über jene zweite Natur noch hinaus und in eine dritte hinauf zu streben, in der dann freilich, da sie ja doch wieder manchen Affekt verpönen müssen wird, später

Digitized by Google

erst recht, gerade nach deiner Meinung, wieder die Tragödie notwendig würde, was du nicht gesagt hast, aber was doch wohl in deinen Gedanken liegt. Mir ist aber jetzt zunächst um eine andere Frage zu tun. Mag nämlich die Tragödie immerhin eine solche Kur verhaltener Triebe sein, so weiß ich doch nicht, ob sie nur dies ist. Eine Definition, die alles enthalten will, wird immer unwahr sein. Was du auch von den Dingen sagen magst, sie sind meistens noch etwas mehr. Nicht bloß der Kleinbürger, wie Marx gespottet hat, sondern unser ganzes Leben selbst ist aus einerseits und anderseits vermischt. Machen wir es doch deinem Aristoteles nach, der, wenn er eine Anstalt oder Einrichtung sauber definiert hat, nie vergißt fortzufahren: sie kann aber zweitens auch, und drittens soll sie ferner. Nun hast du mir neulich aber so viel ins Handwerk gepfuscht, daß du es dir schon gefallen lassen mußt, wenn jetzt ich zur Revanche mich einmal am Sittlichen vergreife. Ich frage ganz, wie du gefragt hast: Wie kommt es, daß sich die Menschen freuen, Gräßliches oder Grauslichs mitzumachen? Aber tun sie denn das bloß im Theater? Laß dir einmal, wenn es dir unbekannt wäre, von Masseusen oder galanten Damen erzählen, was von ihnen alles verlangt wird. Dies ist wohl ein heikles Thema, es läßt sich aber nicht mehr vertuschen, daß viele Menschen unserer Bildung, an Gesinnung und Gesittung vortreffliche Menschen vom besten Geschmacke, nicht leben können, ohne sich von Zeit zu Zeit im Schlamm durch Exzesse zu erfrischen, die so schändlich und niederträchtig sind, daß auch wer sie selbst nicht immer entbehren mag, sich doch scheut, sie bloß zu nennen. Nun sagt man jetzt freilich immer gleich: pathologisch. Gewiß, in vielen Fällen. Wir können aber doch nicht behaupten, daß neun Zehntel unserer Gebildeten pathologisch sind, oder das Wort verliert überhaupt seinen Sinn. Nach meiner Statistik ist in unseren Kreisen jetzt ungefähr jeder dritte Mensch ein Flagellant, in irgend einer Form. Wir dürfen nur deswegen nicht gleich erschrecken, es ist zuletzt nicht ganz so arg, als es scheinen mag. Denn die meisten reizt doch eigentlich nur der Gedanke; sie tun es hauptsächlich imaginär ab, vor der Ausführung ekelt sie bald, sie sind nur platonische Sadisten."

Der Meister sagte: „Gewiß ist jedenfalls, daß die meisten so aussehen. Wenn ich auf der Gasse gehe und mir die Passanten betrachte, wundere ich mich oft, wie selten ein reines Antlitz ist. Man begegnet oft stundenlang keinem, der einem Menschen gleicht. Auch anmutige Frauen, schöne Greise selbst haben doch meistens irgend einen fatalen Zug im Gesicht. Aus ihren Blicken schielt das Chaos."

„Du nimmst mir das Wort von der Zunge," sagte der Arzt. Das ist es nämlich: das Chaos lockt uns. Die Franzosen nennen das la nostalgie de la fange und mir fällt da immer eine artige kleine Geschichte ein, die ich glaube Hello einmal erzählt hat. Es war in den letzten Tagen des Empire bei irgend einem Feste in den Tuilerien. Zwischen den Siegern über Europa und den köstlich geschmückten Damen, die den furchtbaren Kaiser umgaben, saß da der kleine König von Rom auf einem üppigen Teppich, während draußen, durch das ungeheure Fenster zu sehen, schmierige Buben, wie es ihre Lust ist, in den Lachen wateten. Und es schien, daß der kleine König traurig war. Der große Kaiser trat deshalb zu ihm und fragte: „Was hast du, mein Sohn?" „Alles das," sagte das Kind, „alles das langweilt mich"; und es zeigte verächtlich auf die Statuen und Bilder im Saale. „Alles das," sagte der Kaiser, „das ist die Kunst." „Alles das," wiederholte das Kind, „langweilt mich;" und es zeigte auf die Helden um den Kaiser. „Alles das," sagte der Kaiser, „das ist der Ruhm." „Alles das," wiederholte das Kind noch einmal, „langweilt mich;" und es zeigte auf die Frauen, die lächelten. „Alles das, das ist

Digitized by Google

die Schönheit. Was will denn dein vermessener Ehrgeiz? Was willst du?" sagte der allmächtige Kaiser und berührte das blonde Gesicht des Knaben. „Vater," antwortete das Kind, indem es den kleinen Arm zum Fenster ausstreckte, „Vater, ich möchte mich lieber auch in diesem schönen Kot wälzen." Ich weiß nun nicht, was da der große Kaiser tat, aber ich hätte mir schon zu helfen gewußt. Ich hätte dem König die Hose ausgezogen und ihn hinausgejagt, er wäre nach einer halben Stunde sehr froh gewesen, wieder seinen warmen Teppich zu finden. Versteht ihr, was ich meine? Wenn den Menschen eine Kultur geläufig wird, fängt sie an, sie zu langweilen. Sie vergessen dann, was sie an ihr haben. Sie wird ihnen fad. Es ist ja wirklich so: denkt nur, wie sich jeder von uns oft ärgert, daß ihn die Sitte zwingt, artig den Hut zu ziehen und freundlich zu grinsen, und es fällt uns nicht ein, welche Arbeit von tausend und tausend Jahren doch in diesem höflichen Gruße steckt. Stellen wir aber das Chaos einmal wieder her, nur für einen einzigen Tag, und erlauben jedem, unbedenklich seiner Laune zu gehorchen und auf uns zu schießen, wenn wir ihm nicht passen, so sollt ihr sehen, wie morgen alles nach Polizei rufen wird, die demokratischen Schreier um Freiheit zuerst. Wären wir uns bei jeder kleinen Sitte, an der wir achtlos zerren, nur immer bewußt, was sie die Menschheit gekostet hat und wie mühselig wir, geht sie heute verloren, sie morgen gleich wieder erfinden müßten, so würden wir erst wirklich frei, weil wir dann erst begreifen würden, warum wir gehorchen. Ich hätte die Tochter des General Gabler einmal in ein Bordell geführt; ich wette sie hätte sich dann selbst in der leichten und dürftigen Kultur des albernen Tesman noch ganz behaglich gefühlt. Man jammert immer, daß elegante Damen für Mörder und Hinrichtungen schwärmen. Ich glaube aber gar nicht, daß sie schwärmen, sie dürsten nicht nach Blut, so wenig als unsere Satanisten im Frack, das sagen ihnen nur dumme Romane nach, sondern wie man kleine Kinder schreckt, damit sie wieder brav und folgsam werden, gelüstet es die Menschen unserer Bildung, manchmal in den Abgrund zu schauen, über dem sie schweben. Entsetzt klammern sie sich dann desto fester und schmiegsamer wieder an das rauhe Seil der Zucht an. Manchmal freilich wird einer schwindlig und stürzt ab, das ist eben dann ein Opfer des Sports, der uns deswegen doch sehr gesund ist. Und so, denke ich, mag es auch mit der Tragödie sein: sie läßt den Menschen fühlen, was er an seiner Kultur besitzt, indem sie ihm diese für einen Moment entzieht und ihn in alle Schrecken der Barbarei stößt, daß er am Ende, gerettet, sich selig preist, nur wieder der frommen Sitte dienen zu dürfen. Ich glaube somit wie du, daß sie eine Anstalt der Polizei ist, was unseren guten Künstler neulich so verdrossen hat. Nur meine ich, daß auch die Menschen der höchsten Kultur sie nicht entbehren können werden, weil es immer notwendig sein wird, auch ihnen bisweilen das Chaos wieder an die Wand zu malen."

Der Herr erwiderte: „Wie wir also in der Heimat oft undankbar sind und unseren Besitz gar nicht zu schätzen wissen, aber auf Reisen, wenn wir ihn entbehren, sogleich schmerzlich vermissen, so führe, denkst du, die Tragödie den Zuschauer gleichsam in ein fremdes Land, das noch vor der Entdeckung der Kultur ist, wo er denn Heimweh kriegen und endlich bemerken soll, was er an der oft unbequemen Sozietät doch eigentlich hat und wie töricht es von ihm ist, sich aus ihr fort zu sehnen. Ich gebe zu, das spielt sicherlich auch mit, ich will mich keineswegs in meiner Definition versperren. Wenn du aber dann weiter meinst, jede Kultur, auch die neue, die sich in uns regt, müsse ein solches Mittel haben, um manchmal den Schleier vom Chaos zu reißen, daß sie sonst ängstlich verdeckt hält, ebenso wie ja auch unsere neue Kultur nach einiger Zeit, gerade wenn sie sich erst recht fest fühlt, wieder die von ihr ver-

Digitized by Google

haltenen Triebe abzureagieren haben wird, so ist mir dies ein Zeichen, daß wir wieder einmal, wie es schon im Reden geht, mit denselben Worten eben nicht dasselbe verstehen. Was nennst du eine neue Kultur? Wie denkst du dir unsere?"

„Wenn ich für den Medicus antworten darf," sagte der Jüngling eilig, „so möchte ich sagen, daß doch das Verhältnis der Menschen, die zusammen leben, unablässig wechselt, nämlich nach den Bedürfnissen der Wirtschaft, deren Bedingungen und Mittel sich ja verändern. —"

„Und manchmal," flocht der Arzt ein, „manchmal wohl auch, mein Herr Marxist, was ihr immer vergeßt, nach neuen Begriffen, die sich in den Menschen bilden, nach irgend einer Erkenntnis, die sie plötzlich finden, nach einer veränderten Ansicht über die Bewegung der Sterne oder über die Entwicklung aller Natur. Manchmal wohl auch vom Kopfe aus, nicht immer nur durch den Magen. Aber weiter."

„Also," fuhr der Jüngling fort, „das Verhältnis der Menschen unter einander wechselt und damit wechselt natürlich, was erlaubt sein kann und was verboten werden muß, und damit wechselt dann allmählich auch das ganze Gefühl, das jeder Mensch vom Leben hat. Seinen Ausdruck aber in allen Beziehungen des Menschen, zu sich selbst, zum Nächsten, zum gestern und morgen, zum hier und dort, diesen nennen wir Kultur. Da nun durch die Veränderungen der Technik unser ganzes Leben neu geworden ist —"

„Und so weiter," unterbrach ihn der Arzt, „wie in jeder sozialistischen Fibel zu lesen. Aber im ganzen stimmt es. Kultur ist die Form unseres Lebens und also mit diesem in ewiger Bewegung, sie kann so wenig ruhen als die Natur und so wird sie gewiß in unseren Nachkommen wieder eine andere sein, als sie in unseren Vorfahren war."

„Eine andere?" sagte der Meister. „Nein. Anders, allenfalls, dem Scheine nach, aber doch zuletzt dieselbe, wenn es doch wieder so sein soll, wie du meinst, daß sie sich auch wieder auf Moral, auf gut und böse gründen wird, wie ja der Jüngling gesagt hat: es wechselt, was erlaubt und was verboten ist, es wird also morgen, meint er offenbar, anderes erlaubt und anderes verboten, immer aber noch das eine erlaubt und das andere verboten sein. So meine ich es aber nicht, denn dann wären wir wieder nicht weiter, als schon Ägypter und Juden waren, und auch diese neue Kultur würde dann noch auf demselben Betruge ruhen, der alle Kulturen bisher getragen hat. Bisher haben sich nämlich die Herrscher immer von ihren eigenen Befehlen narren lassen. Der höhere Mensch, der den geringeren, um ihn für seine Zwecke fügsam zu machen, unter ein Gesetz zwang, wurde sogleich sein eigener Dupe, er fing selbst zu glauben an, was er den Knechten vorgesagt hatte, er nahm allmählich selbst die „Moral" auch für sich an, die doch nur erfunden war, um jene zu bändigen, nun aber auch zu seinem Strick gedreht werden konnte. Vielleicht wird es immer so sein. Möglich. Nur sollen wir uns dann nicht vermessen, eine neue Kultur zu nennen, was ja dann doch wieder bloß eine Deklination der alten würde. Ich aber denke gern, daß, wenn es uns, den paar Menschen, die sich wesentlich anders fühlen, als bisher die Menschen gewesen sind, und die bei sich wissen, daß sie allen alten Formen entwachsen sind, wenn es uns wirklich, und von dieser Hoffnung leben wir, wenn es uns gelingen wird, wie schon Nietzsche gefordert hat, wieder eine regierende Kaste zu bilden, das neue an dieser, wodurch dann in der Tat eine wahrhaft neue Kultur begänne, wäre, denke ich, daß sie sich stark genug fühlen würde, nicht mehr zu lügen, weder gegen die Knechte noch gegen sich selbst. Den Knechten würde sie sagen: Nichts ist gut, nichts ist böse, aber was ich befehle, hat zu geschehen, weil ich es will und weil ihr

Digitized by Google

schwächer seid! Ihren eigenen Leuten würde sie sagen: Nichts ist gut, nichts ist böse, alles ist erlaubt, aber seht, welches Bild des Menschen wir entworfen haben, und wenn ihr kein höheres habt, so helft uns, es so lange zu leben, bis es unter uns wirklich und dann in eurer Sehnsucht schon wieder ein neues sichtbar geworden sein wird! Es würde also in unserer Kaste kein Trieb verpönt, wenn sich auch freilich Triebe denken lassen, die nicht durch die Tat „abreagiert" werden könnten, aber diese würden dann nicht mehr als schimpflich aus Scham unterdrückt, nicht ängstlich „hinabgeschluckt" und gewaltsam vergessen, wodurch eben jene Hysterie der alten Kulturen entsteht, sondern mit der wunderbaren Schamlosigkeit des Freien in allen menschlichen Dingen, die in allem, was irgend ein Mensch spürt, gelassen die Natur erkennt, würden sie ruhig „abgeredet" werden; wir hätten die Tragödie in täglichen Diskussionen. Und so könnten wir auch der Drohung mit dem Chaos entraten, da ich es mir eben als das besondere dieser Kultur denke, daß sie sich mit offenen Augen über dem Abgrund halten wird, den Blick ruhig und fest in die Tiefe hinab, aus der sie nach tausend und tausend Jahren ans Licht gekommen ist. Du hast uns ja selbst erzählt, wie sich die Menschen heute zu helfen wissen: durch das Laster. In jeder Kultur bisher ist das Laster verleugnet worden und keine hat es doch entbehren können. Nun denn, vielleicht werden die Menschen endlich einmal auch diese Wahrheit ertragen lernen: daß sie das Laster brauchen. In den Geschichten der Heiligen lesen wir immer, welcher schrecklichen Frevel und Befleckungen, denen Sodoms gleich, sie sich anklagen, und der Himmel weiß genau, warum er sich über den Gerechten so wenig freut: denn nur der Sünder hat die Demut zur Tugend und die wahre Lust an ihr, weshalb auch Gott vom heiligen Augustinus einmal mit einem merkwürdigen Worte peccatorum ordinator genannt worden ist, als ob er es selbst wäre, der die Laster verordnen würde."

Der Grammatiker sagte: „Vielleicht sind ebenso die Mysterien von Eleusis zu verstehen, zu welchen ja auch nur die regierende Kaste zugelassen wurde; freilich, was dort eigentlich geschah, wissen wir ja nicht."

Der Meister stimmte zu: „Solche Mysterien denke ich mir in der Zukunft, nur ganz unmystische freilich, oder wenn ihr wollt, „schwarze Messen", Feste des Teufels, in welchen der Mensch den Urmenschen, den jeder noch in sich trägt, erblicken soll und, einmal im Jahre, ins Feuer seiner Natur springeu darf, um dann, erschreckt, gelöscht, tief aufatmend in die schöne Sitte heimzukehren."

Der Arzt sagte: „Eigentlich würde ja damit nur öffentlich und wie du dir zu denken scheinst, von Staatswegen geschehen, was jetzt insgeheim verstohlen geschieht."

„Gewiß," erwiderte der Meister, „aber dann eben mit gutem Gewissen; und das ist es ja, woran wir kranken: wir sind viel weniger am Chaos krank, dagegen weiß sich die Natur zu helfen und setzt sich schon durch, als daß wir an bösem Gewissen leiden, weil jeder das Chaos, wenn es sich in ihm regt, als eine Schande empfindet, wie einen ihm und nur ihm von der Natur angetanen Schimpf, wie einen besonderen Makel, den man zu verstecken eilen muß. Würden wir ehrlich sagen: Niemand hält es aus, immer ein anständiger Mensch zu sein, dies wäre wider die Natur, man muß sich manchmal erholen können, es muß Pausen geben, in denen man sich erst wieder etwas sammelt, bis es, in Gottes Namen, wieder angehen mag; würden wir also, ohne so herumzuheucheln, uns geben, wie wir sind, als Tiere, welche nur in den tausend und tausend Jahren gelernt haben, Menschen vorzustellen, aber sich manchmal davon ausrasten müssen, weil sie sonst unter der heißen Maske ersticken; würden

Digitized by Google

wir es wagen, nur endlich unser eigenes Fabelwesen mit den hellen gütigen Augen und dem drohend aufgesträubten Schweife zu erkennen, so wären wir bald von allen Epilepsien geheilt, mit welchen wir jetzt unsere Bildung immer zu büßen haben."

„Was Sie da vom bösen Gewissen gesagt haben," meinte der Jüngling nachdenklich, „das ist mir ein großer Trost. Darunter habe ich nämlich früher oft furchtbar gelitten. Ich kam mir manchmal wirklich schon wie eine Mißgeburt vor, sittlich genommen, bis ich allmählich doch —"

„Bis Sie merkten," sagte der Meister, „daß alle Menschen hinken, nicht blos Sie. Ja, das muß natürlich das Gefühl der Jugend sein, da man ihr ja in der Schule einen Menschen vorgemacht hat, den es nicht gibt. Regt sich nun der wirkliche, so erschrickt sie vor dem Ungetüm. Wird ihr endlich klar, daß auch die anderen ebenso sind, so atmet sie erst erleichtert wieder auf. Meistens wird sie diese Entdeckung in der ersten Liebe machen, deren Reiz es eben ist, daß sich zwei Menschen ins Ohr sagen, wie sie das alles gar nicht sind, was sie vorstellen, sondern arme liebe kleine Tiere, die nur die Prügel fürchten. Daher auch die Gewalt, die manche Männer durch ihren bloßen Blick über die Frauen haben, diejenigen nämlich, welchen es die Frauen an ihren frechen Lippen und Fingern ansehen, daß sie ihnen ihre mühsame Sitte doch nicht glauben, weshalb die guten Kinder sich beeilen, davon wenigstens zu profitieren. Und weil unser ganzes Leben jetzt nur Verstellung ist, geschieht es auch, daß der anständige Mensch, der es ernst nimmt, immer als ein dummer Kerl wirkt, der sich foppen läßt. Nun hat uns aber der Wind unserer Reden weit vom Thema weggeweht!"

Der Künstler sagte, lächelnd: „Es ist mir zu merkwürdig, euch zuzuhören. Ihr redet von der Kunst wie von einer Medizin und fragt nur immer, wie sie wirke. Ich muß euch gestehen, daß ich das gar nicht begreife. Ist denn die Kunst für die Menschen da? Die Kunst ist da, weil es Künstler gibt, die sie ausatmen, um sich Luft zu machen. Was dann daraus wird, Gutes oder Schlimmes, daran denken sie wahrhaftig nicht. Ob wir in unserer neuen Kultur die Tragödie brauchen oder nicht, es wird eine geben, solange es einen tragischen Dichter gibt. Er dichtet doch wahrhaftig nicht, weil die tragische Kur den Menschen notwendig ist, sondern er dichtet tragisch oder eigentlich müßte man ja immer sagen: es dichtet tragisch in ihm und aus ihm, weil seine Natur sich nicht anders zu helfen weiß. Wenn du nun, lieber Meister, kommst und meinst, wir hätten, statt jener dunklen tragischen Gestalten, es jetzt vielmehr nötig, die heroische Welt einer neuen Menschheit zu sehen, so wird er dir sagen: Bedaure sehr, ich liefere nicht auf Bestellung! Was ist das überhaupt für eine Höllenidee, daß der Künstler, deiner Phantasie von höheren Menschen zuliebe, diese nun aus sich erfinden soll! Du bist mir der reine Gregers Werle, mit deiner „idealen Forderung" an die Kunst, die wir eben kaum erst vor den Idealisten gerettet haben. Laß sie nur sich erst wieder von der Natur entfernen und du erschrickst bald selbst, wie es in ein paar Jahren wieder aussehen wird: denn der Künstler, der die Natur verläßt —"

„Rege dich nicht auf," sagte der Meister, „er soll sie gar nicht verlassen. Ich bin der letzte, es ihm zu raten. Der Dichter halte sich nur an die Natur, aber an seine, an unsere, an die Natur der freien und starken Menschen, die er jetzt verleugnet, weil er den feigen und elenden gefallen will. Als ich zuerst mit einigen unser berühmten Autoren bekannt wurde, ist es mir seltsam ergangen. Ich war eigentlich, ihr dürft nicht lachen, aber ich war wirklich ganz paff, wie vernünftig ich sie fand. Und ich frage mich seitdem immer wieder, wie es kommen mag, daß Menschen, statt sich das Höchste ihrer Natur abzufordern, diese vielmehr in ihren Werken ängstlich zu verbergen scheinen und ein gemeines Wesen

Digitized by Google

heucheln, vor dem ihnen doch selbst bei sich manchmal grauen muß. Grillparzer hat einmal gesagt, es sei das Unglück der Deutschen als Schriftsteller, daß keiner sich mit seiner eigenen Natur hervorwage, weil jeder glaube, er müsse mehr sein, als er ist. Heute scheint es mir eigentlich eher umgekehrt zu sein: jeder glaubt, er müsse weniger sein, als er ist. Das Gute, das er in reinen Stunden spürt, hält jeder scheu zurück und will es wie ein böses Geheimnis verwahren. Was er uns zeigt, ist immer nur das Gemeine, worin er sich mit dem Haufen verwandt fühlt; und wenn später unsere Enkel einmal uns nach den Werken unserer Künstler taxieren, so werden wir um unseren ganzen Wert gebracht: denn alles Große, was in unserer Zeit gedacht oder gefühlt worden ist, wird in unserer Kunst verschwiegen. Wenn ich doch noch einmal ins Theater komme, muß ich mir immer wieder denken: dieser Herr, von dem das Stück ist, würde doch, bei mir zum Essen eingeladen, gewiß nicht wagen, sich so banal und lächerlich zu betragen, als er es hier den ganzen Abend tut. Was auf unseren Bühnen zu sehen, was in unseren Romanen zu lesen ist, welcher halbwegs gebildete Mensch denkt denn heute über diese Fragen noch nach? Ich weiß schon, der Künstler wird wieder sagen, es handle sich in der Kunst eben gar nicht um den Inhalt, der schließlich in allen Zeiten derselbe bleibt, sondern hier handle es sich doch immer nur um die Form. Aber gut, nehmen wir die Form. In jedem Gespräche, das wohlerzogene Leute führen, sind sie so höflich, nicht mehr zu sagen als notwendig ist. Wie der Partner merkt, daß ich verstehe, was er meint, insistiert er nicht mehr, weil dies einen schlechten Geschmack verraten würde. Nur im Theater mutet man mir zu, drei Stunden mit einer Angelegenheit zu verbringen, die ich schon nach der ersten begriffen habe. Habt ihr denn nicht auch zuweilen das Gefühl, daß man oft auf die Bühne springen möchte, um ihnen zuzurufen: Plagen Sie sich nicht so, ich bin nicht so dumm, als Sie glauben, Herr Schauspieler und Herr Dichter! Oft sitze ich da und denke in meiner Ungeduld: Gar schrecklich wäre, würde der Schauspieler nun auch noch dies tun, der Dichter auch noch das sagen, und richtig, sogleich wird es gesagt und getan. Deshalb kommt man ja vom Theater immer wie aus einer uralten Zeit zurück, wo die Menschen erst mühsam erfinden mußten, was uns seitdem längst geläufig geworden ist, und man atmet ordentlich auf, daheim auf unserem Sessel, an unserem Tische zu sitzen, mit Messer und Gabel, bis zu deren Entdeckung die dramatische Kunst noch nicht vorgerückt zu sein scheint."

Der Künstler sagte, lachend: „Ich bin nur froh, daß du wenigstens unsere Sessel und Tische gelten läßt. Damit kommen wir auf mein Gebiet. Was du über die Dichter gesagt hast, mag wahr sein. Mich langweilen sie nämlich auch, weil ich auch finde, sie regen sich über Sachen auf, die doch eigentlich alle seit ein paar hundert Jahren schon für uns abgetan sind. Du hast aber Unrecht, wenn du dasselbe von der Musik und von der Malerei meinst. Hier trifft es nicht zu. Es giebt keinen Gedanken, kein Gefühl unserer besten Europäer, das Hugo Wolf oder Klimt nicht ausgedrückt hätten. Nimm nur einfach den Impressionismus und —"

„Und," fiel der Meister ein, „wir sind endlich dort, wo ich euch haben will! Der Impressionismus hat in der Tat einen Begriff des Lebens und der Menschheit ausgedrückt, den jetzt die Denker erst allmählich in Worten nachzuholen beginnen und den sich das Volk vielleicht in fünfzig, in hundert Jahren erst lebendig aneignen wird. Dies aber ist es, was ich von der Kunst verlange: durch sie soll uns der höhere Mensch erscheinen, wie er in seltenen ünd feierlichen Stunden vor unserer Sehnsucht schwebt. Ich denke um Gotteswillen an kein „Idealisieren". Halte sich der Künstler immer nur an die Natur, nur nicht an die trübe und verworrene seiner schlechten und müden und erschlaffenden

Digitized by Google

Momente, sondern an die wahre, die er fühlt, wenn er, ganz einsam und ganz frei, ein seliger Narziß, sich lauschend über seine Seele beugt."

Der Arzt bedachte sich ein wenig, dann sagte er: „Ich sehe aber nur nicht ein, warum dies nicht auch in der dramatischen Form geschehen können soll. Du findest die dramatischen Dichter hinter den Malern zurück. Während diese um einen Geist ringen, den du als den Ausdruck einer neuen Menschheit fühlst, bewegen sich jene noch immer in einer versunkenen Welt. Einverstanden. So fordere, daß sie nachkommen sollen. Du aber willst sie überhaupt nicht mehr gelten lassen."

„Erstens, erwiderte der Meister, „erstens haben wir vom Tragischen gesprochen, nicht vom Dramatischen. Was aber zweitens dieses betrifft, so kann ich mir allerdings auch schwer denken, was es denn noch soll. Es ruht auf dem Begriffe des Charakters. Sein Wesen ist, darzustellen, wie ein Charakter vom Schicksal angefochten wird, sich aber dennoch zu behaupten weiß. Es kann die Fiktion nicht entbehren, daß ein Mensch immer derselbe bleibt. Ich aber meine, daß es der letzte Sinn unserer Sehnsucht sei, uns dies als eine bloße Fiktion erkennen zu lassen. Du bist nicht du selbst, sagt schon der Herzog in „Maß für Maß," du bist nicht stetig, denn du wechselst wundersam je nach dem Mond! Und Nietzsche hat geradezu das „Individuum" einen Glauben, eine Einheit, die nicht standhalte, genannt, und aus der „Phantasterei vom Ich" loszukommen verlangt: „Aufhören, sich als solches phantastisches ego zu fühlen! Schrittweise lernen, das vermeintliche Individuum abzuwerfen! Die Irrtümer des ego entdecken! Den Egoismus als Irrtum einsehen! Als Gegensatz ja nicht Altruismus zu verstehen! Das wäre die Liebe zu dem andern vermeintlichen Individuum. Nein! Über „mich" und „dich" hinaus! Kosmisch empfinden!" Die Worte sind mir unvergeßlich, sie bedeuten mir mehr als alle Forderungen, die er sonst an uns stellt, in ihnen ist schon der ganze Mach, der ja jetzt eben anfängt, der Philosoph der Zeit zu werden. Das Ich ist unrettbar, hat dieser gesagt. Wir haben es erfunden aus Ökonomie, um leichter arbeiten zu können, um die tausend wirren Beziehungen besser zu ordnen, um, wenn wir denken oder tun, das Verfahren abzukürzen. Wir wissen aber jetzt, daß es nur eine Illusion ist, freilich eine, die, wie es die Philosophen nennen, unter unsere „Denknotwendigkeiten" gehört. Fühlen wir dies erst durch und ist es uns gewiß geworden, so haben wir den Mut, ein neues Leben der vollen Illusion zu wagen. Wie ich mir ein Ich, das ich doch gar nicht sein kann, dennoch schaffen muß, weil ich es brauche, so will ich mir auch alles, was ich brauche, schaffen dürfen: ich dichte in die Welt meine Not hinein. Was soll mir da aber das Drama, das immer noch „das Beieinandersein von tausend Leben," wie unser Hofmannsthal gesagt hat, in irgend einen lächerlichen „Charakter" zwängt und, um wirken zu können, uns zumuten muß, uns dümmer zu stellen, als wir vertragen? Ich wenigstens kann nicht begreifen, wie derselbe Mensch, der fähig ist, Rodin oder Klimt mitzufühlen, welchen das einzelne, Mensch, Weib, Fisch, Schlange oder Stein, immer durch Metamorphose gleich ins All zerrinnt, wie ein solcher Mensch, der dies hohe Wunder unserer Ewigkeit einmal bei sich gespürt hat, noch mit den starren Puppen des Theaters spielen mag."

3.

Das nächste Mal sagte der Meister: „Nun wollen wir aber doch auch noch hören, was der Künstler über den Schauspieler vorzubringen hat."

Der Künstler sah verwundert auf. Aber der Meister fuhr fort: „Du schienst doch neulich darüber noch deiner besonderen Vermutung nachzuhängen."

Digitized by Google

Der Künstler erwiderte: „Aber du willst ja vom Theater nichts mehr wissen. Was soll dir also der Schauspieler noch?“

Der Meister sagte lächelnd: „Vielleicht doch. Zier' dich nur nicht!“

Der Künstler begann: „Ich will euch gestehen, früher hab ich nie begriffen, was die Menschen eigentlich im Theater wollen. Mir ist es immer nur lächerlich und langweilig gewesen. Erst als ich zufällig vor ein paar Jahren mit einigen Schauspielern persönlich bekannt wurde und sie dann, nachdem mir ihr Wesen schon im Verkehr vertraut geworden war, auch einmal spielen sah, dies hat auf mich so seltsam und so stark gewirkt, daß ich es jetzt gar nicht mehr entbehren mag. Es wird mir aber nicht leicht sein, euch zu erklären, was ich empfinde. Ein Schauspieler, den ich nicht persönlich kenne, wirkt auf mich gar nicht. Ich sehe dann nur allenfalls die Figur, die der Dichter meint, und sehe sie doch niemals ganz; irgend etwas stört mich immer. Auch gelingt es mir nie, mich täuschen zu lassen. Ich kann nicht glauben, daß das jetzt ein Wald, jetzt ein Zimmer sein soll. Mir bleibt es immer nur ein Brett, mit Figuren darauf, und gar wunderlich ist es mir, vor ihm einen Rahmen und hinter ihm ein Bild zu sehen, dieses aber von jenem getrennt, jenen vorgeschoben und zwischen ihnen lebendige Menschen, welche natürlich durch jede Geberde, jeden Schritt, die sie tun, die Wirkung des Bildes vernichten müssen. Je mehr man sich heute um Illusion bemüht, desto peinlicher wird mir das. Wie wenn aus einem Bilde plötzlich durch ein Loch wirkliche Augen herausschauen oder eine zuckende Zunge oder lebendige Ohren durchgestreckt würden, so zugleich komisch, aber eigentlich auch gräßlich kommt es mir vor und ich muß sogar sagen, es kommt mir schauerlich unzüchtig vor — ich weiß nicht, ob ihr das verstehen könnt, ich muß es aber so nennen.“

Der Arzt sagte: „Das ist ganz charakteristisch für dich. Deine Scham ist Stil. Im Stil verhüllst du dich, wie sich der Bürger mit der Sitte verhüllt, und was dir den Stil verletzt, erschreckt dich mit einer Gewalt, die du dir gar nicht anders als moralisch auszulegen vermagst.“

„Wie dem auch immer sei, fuhr der Künstler fort, ich habe ja nur sagen wollen, daß jede Aufführung, auch geliebter Dramen, deren Abenteuer, deren Gestalten, deren Worte mir beim Lesen viel bedeuten, mich früher immer nur angewidert hat, bis ich zufällig vor einiger Zeit, damals schon seit Jahren des Theaters entwöhnt, in einen Kreis von Schauspielern geriet, deren mir einige zunächst nun bloß menschlich recht sympathisch wurden, so daß ich mich denn später auch einmal entschloß, um ihrer Eitelkeit willen und auch aus einer gewissen Neugier, sie spielen zu sehen. Da geschah es mir nun seltsam. Ich saß da, der Vorhang ging auf und mein Freund erschien, ich erkannte ihn gleich, an der Stimme, am Gang, an seiner ganzen Art, aber indem jetzt das Spiel begann und ich in der Leidenschaft, die er darzustellen hatte, Töne von ihm vernahm, die ich ihm niemals zugetraut hätte, Töne, die ich als wahr empfand, als die wahren Töne dieses Menschen da oben, aber doch eines ganz anderen Menschen, als der sonst abends bei mir im Atelier saß, dies traf mich so, daß ich in einer ganz ratlosen Verwirrung, bestürzt, fast entsetzt, am liebsten fortgelaufen wäre: denn es war zu fürchterlich, daß hier ein Mensch, den ich zu kennen glaubte, plötzlich verschwunden und unter meinen Augen ein fremder, ein neuer, wie aus einer anderen Welt, geworden war. Alle Schauer, die wir als Kinder fühlen, wenn im Märchen plötzlich der Prinz in einen Fisch verzaubert wird, hatte ich da so stark, daß ich das wohl zu den paar ganz großen Erschütterungen meines Lebens zählen muß. Ich kam nun jeden Tag, es ließ mich nicht mehr aus. Es war mir aber ganz gleich, was sie gaben. Nicht der Dichter, nicht sein Stück ergriff mich, sondern das ungeheure Rätsel der

Digitized by Google

menschlichen Verwandlung war es. In jener Zeit wurde ich auch mit einer Schauspielerin vertraut, ihr wißt es ja. Ihr wart da sehr um mich besorgt, weil es ja wirklich schon schien, ich hätte selbst meine Kunst vergessen und würde mich in der unsinnigen Leidenschaft verlieren. Ich habe euch damals reden lassen, es war mir ja selbst noch nicht klar, heute weiß ich erst: was man Leidenschaft oder die große Liebe nennt, ist es wohl gar nicht gewesen, nicht einmal eine sinnliche Betörung, das schon gar nicht, nein, sondern eigentlich rein cerebral, nämlich: daß man eine Frau zu besitzen meint und ihr in der Raserei alles abgepreßt und abgerungen hat, alles, bis auf den letzten Schrei der innersten Natur, aber dann geht sie hin und zieht sich um und ist ein Wesen, mir so fremd, und hat Töne, mir so neu, und gehört in eine Welt, mir so fern, als hätte ich sie niemals noch zuvor erblickt, darüber bin ich damals fast wahnsinnig geworden. Ihr wißt, was es in der heiligen Schrift heißt, wenn sie sagt: Er erkannte ein Weib. Daß man es aber dabei doch niemals wirklich „erkennen" kann, weil ihm gegeben ist, tausend Wesen zu werden und immer schon wieder, während es noch atemlos, von meiner Faust gewürgt, unter meinem Herzen zuckt, ein anderes zu sein, von dem ich nichts weiß, daran habe ich, diese ganzen Jahre her, so grimmig süß gelitten. Doch dies ist es ja nicht, was ich erzählen will, sondern es soll mir nur helfen, euch den bösen Reiz zu schildern, den die Kunst des Schauspielers für mich hat. Habt ihr ihn denn nie gefühlt? Ich wundere mich wirklich."

„Rede nur erst aus, sagte der Meister. Dann wird es an uns sein."

„Was willst du noch mehr?" sagte der Künstler. „Es ist eigentlich schon alles. Wen es einmal getroffen hat, ich denke, der kann es niemals mehr recht verwinden. Die Schauspieler sind ihm wie Zauberer, fast fürchtet er sie und kann doch von ihnen nicht los, fast graut ihm vor Menschen, die sich umtauschen und auswechseln können, und doch locken sie ihn magisch an, weil er tief bei sich dasselbe Wunder walten ahnt. Mir wenigstens ist, als wäre darin, daß es Menschen gibt, die auf Kommando sich verleugnen, sich entäußern, sich verwandeln können, das größte Geheimnis der Menschheit verborgen. Und dies zu spüren werden wir uns nicht nehmen lassen. Es mag sein, wie du sagst, daß wir die tragische Kur nicht mehr brauchen; das geht mir ein. Aber den Schauspieler werden wir nicht entbehren wollen. Mich läßt seine Kunst vernehmen, wie der Stolz des Menschen auf sich selbst verlogen und wie seltsam ungewiß doch unser Schritt ist; dies aber hat mein ganzes Gefühl des Lebens umgestimmt."

Der Künstler schwieg. Endlich sagte der Meister langsam, fast ein wenig feierlich: „Bist du auch schon so weit? Gelobt sei Dionysos! Auf allen Wegen geht es doch immer unserem großen Gott zu."

Nach einer Pause begann der Grammatiker: „Ja, das schon, es ist ja in der Tat das dionysische Gefühl. Ekstasis, sagten die Griechen. Das heißt: der Mensch tritt aus sich heraus, er schüttelt sich ab, er wird um; und wie die Mänade, die in das Fell des Tigers schlüpft, allmählich auch tierisch zu fühlen beginnt, so kann er, in den Gedanken an einen anderen Menschen eingehüllt, mit Leib und Seele dieser werden. Nur muß ich da, bei aller Verehrung der Griechen, doch warnen und fragen: was soll das uns? Gerade uns, die so verlangt, sich abzugrenzen und einzuschließen, fest zu werden und unwandelbar zu sein? Denn was wir „Charakter" nennen und, ob wir nun „Persönlichkeit" oder „Individualität" dazu sagen, als des Menschen höchste Kraft verehren, ist doch gerade ganz undionysisch. Es sieht euch aber gleich, schwärmend vom einen ins andere zu taumeln, wie ihr eben glaubt, daß man von den Methoden aller Weltanschauungen ein bißchen naschen kann, und wie

Digitized by Google

denn wirklich jetzt der richtige Deutsche ein dionysischer Pedant und auch noch dazu ein kleiner Satanist sein möchte. Salz schmeckt, Zucker schmeckt, wie gut, denkt ihr, muß erst Salz mit Zucker schmecken!"

„Nun," sagte der Meister, „das ist eben unsere Kultur und vielleicht wird sich zeigen, daß es gerade dies Naschen an allen Blüten der Vergangenheiten ist, wodurch wir unseren eigenen Honig gewinnen sollen. Ich möchte aber doch zuerst jetzt unserem Künstler antworten. Du hast mit den Schauspielern offenbar Glück gehabt. Du hast nämlich offenbar ein paar gefunden, die wirklich Schauspieler sind, was jetzt in Deutschland unter Hunderten, die dafür gelten, kaum einer ist. Es gibt ein sehr gescheites Buch, das natürlich niemand kennt: „Der Schauspieler, ein künstlerisches Problem", von Max Martersteig. Alles, was von Diderot bis zu Herrn Coquelin über den Schauspieler gefabelt worden ist, trifft das Wesen seiner Kunst nicht, aber hier ist es, nämlich die, wie er es nennt, „Transfiguration". Es gibt drei Klassen von Schauspielern. Die einen wirken nur durch ihre Natur, welche sie in jeder Rolle von einer andern Seite zeigen; am Romeo zeigen sie, wie sie verliebt, am Hamlet, wie sie schwermütig, am Heinz, wie königlich heiter sie sind, was, je nach dem Werte ihrer Natur, sehr schön sein kann, wie es ja auch schön ist, einem verliebten oder schwermütigen oder hohen Menschen im Leben zuzusehen. Dann sind es, wie Martersteig sie nennt, die „gewissenhaften Referenten über die darzustellende Person"; sie erzählen uns von den Gestalten ihrer Rollen und helfen der Erzählung noch durch die Maske, durch Geberden nach. Weder jene noch diese sind Schauspieler, welchen Namen nur verdient, wer fähig ist, sich durchaus umzubilden, die ihm eingeborene Natur abzulegen und eine andere anzunehmen, eine fremde Person nicht etwa bloß nachzuahmen und vorzutäuschen, sondern sie sich geradezu, wie Martersteig drastisch sagt: „einzuverleiben". Das haben schon Goethe und Schiller gewußt. Schon im Wilhelm Meister heißt es, daß, wer sich nur selbst spielen und sich nicht dem Sinn und der Gestalt nach in viele Gestalten verwandeln kann, kein Schauspieler ist, und ein anderes Mal wird es zu den vornehmsten Grundsätzen des Weimarischen Theaters gezählt, daß der Schauspieler seine Persönlichkeit verleugnen und umbilden lerne, wie denn auch Schiller einmal versichert, den Schauspieler am meisten zu bewundern, von dem er sehe oder höre, daß er, der einen wütenden Guelfo meisterhaft spielte, ein Mensch von sanftem Charakter sei. Nun lest bei Martersteig nach, wie er sich dieses „Mysterium" als ein „physiologisches Problem" erklärt, nämlich als eine besondere Art von Hypnose, durch welche im Schauspieler wirklich das eigene Wesen ausgeschaltet und ein fremdes, von dem er selbst, wach, gar nichts weiß, eingeschaltet werde, im Schauspieler natürlich, wie vielleicht Ludwig Devrient einer war, wie Mitterwurzer war, wie Novelli ist. Aber es scheint, daß diese Begabung jetzt häufiger wird, vielleicht weil die Hemmungen, die sie früher zugehalten haben, sich allmählich lockern. Nämlich, seien wir ehrlich: wer in unserer Zeit, der kein Schwindler ist, hat denn noch „Gesinnung", wer hat „Charakter", wer bleibt sich denn, wie das bei den Liberalen hieß, wer bleibt sich denn „treu"? Dieses „Stirb und Werde!" Goethes, daß wir uns gar nicht entwickeln können, ohne uns unablässig zu vernichten, ist uns so geläufig worden, daß wirklich jetzt schon jeder von uns, denkt er an sich um zehn Jahre zurück, sich kaum mehr erinnern kann, wie er damals gewesen sein soll. Wir alle sind Schauspieler, wir verleugnen und verwandeln uns so, daß wir oft selbst vor uns erschrecken, und immer heftiger empfinden wir, daß alles Leben Verwandlung ist und daß wir nichts sein, aber alles werden können. Was uns daran erinnert, uns darin bestärkt, daß auch unser stolzes Ich nur die Illusion einer Erregung ist, die mit dieser gleich wieder verlischt, das hilft uns, unserer neuen

Digitized by Google

Wahrheit bewußt zu werden, die eben erst, langsam und still, in der Menschheit aufzudämmern beginnt. Bis uns nur erst einmal klar geworden sein wird, daß wir niemals zornig sind und niemals verliebt und niemals grausam, sondern immer nur, irgendwie berauscht, einen Zornigen, einen Verliebten, einen Grausamen spielen, von dem doch der ewige Mensch in uns gar nichts weiß, dann werden wir es erst wagen dürfen, nun auch als Künstler das Leben zu gestalten, das jetzt nur immer so über uns hinrauscht. Affekte fliegen an uns vorbei wie der Wind an Bäumen und biegen uns und schütteln uns, und das merkwürdige ist, daß wir aber dann glauben, wir Bäume, wir seien es, die den Wind haben, oder seien wohl gar selbst der Wind. Wir lachen den Schauspieler aus, der sich nachher in der Kneipe immer noch als der König fühlt, den er gespielt hat, und sind ihm doch alle gleich, wenn wir „Charakter" haben: denn „Charakter" ist doch nur der Wahn, die Rolle fortzuspielen, die wir, in der Hypnose einer Leidenschaft, einen Moment einmal gewesen sind. Beim Theater heißt es: um zehn ist alles aus! Wir würden unser Leben ganz anders spielen, mit einer ganz anderen Verwegenheit und einer ganz anderen Freude, wenn uns nur auch endlich klar geworden wäre: um zehn ist alles aus! Und wenn wir nicht, wie schlechte Komödianten der Provinz, um abends besser zu wirken, auch bei hellem Tage noch das finstere oder lächelnde Gesicht unserer Rollen tragen würden! Und wenn wir so wahr wären, in den Pausen lächelnd von unseren Rollen auszuruhen, der König gelassen neben dem Bettler, die Nonne neben der Sünderin! Darum glaube ich wirklich, daß du recht hast: gerade wir können gerade jetzt den Schauspieler nicht entbehren. Wir brauchen seine Kunst, um an ihr leben zu lernen, wie die Griechen an ihren Statuen das Leben gelernt haben. Seine Kunst der ewigen Verwandlung wird uns die Normen geben, nach welchen allein wir über den Menschen gelangen, ins Freie, zur Höhe, wo alles, was an uns geschieht, nur noch ein Spiel der Elemente mit uns ist."

„Die reinen Fregolis willst du aus uns machen," meinte der Arzt.

„Darf ich sagen, fragte jetzt der Jüngling, was ich dabei nicht verstehe?" Und auf den Wink des Meisters fuhr er fort: „Nämlich, es mag sein, das geht mir schon ein, daß wir, wie der Affekt uns bewegt, gar nicht sind, sondern es, unter seiner Suggestion, nur spielen — nicht wahr, das ist es doch, was Sie meinen, da verstehe ich doch recht?"

„Und?" fragte der Herr.

„Und, sagte der Jüngling, da scheint mir nun: es ist gefährlich, wenn wir merken, daß wir es nur spielen, weil das doch die Suggestion stört. Vom Schauspieler verlangen wir, er solle zu vergessen trachten, daß es nur ein Spiel ist, was er treibt. Er soll gar nicht mehr wissen, daß er sich verwandelt hat, daß er vor der Verwandlung ein anderer war, nach der Verwandlung wieder ein anderer sein wird, daß er alles immer nur scheint. Glaubt er nicht, wirklich zu sein, was er scheint, so wird er es gar nicht scheinen und er wirkt auf uns erst, wenn er sich in seiner Maske sicher und fest fühlt. Wenn nun ebenso unser Leben immer nur Spiel und was wir zu sein glauben, immer nur Rolle ist, so müssen wir, um sie zu spielen, selbst doch erst recht glauben, sie zu sein, und mag das Ich oder was wir „Charakter" nennen oder unsere „Individualität", zuerst nur als ein Behelf jener Suggestion erfunden worden sein, so brauchen wir sie doch und —"

„Halt! sagte der Meister. Mischen Sie nur nicht zusammen, was ich eben das eine vom andern lösen will. Merken Sie auf! Wir fühlen uns manchmal wunderbar erregt, dann begreifen wir erst, was es mit uns ist, nun sind wir erst gewiß, was wir zu tun haben, nun wird es in uns hell, nun zögern wir nicht mehr, nun wagen wir, nun ist alles in uns bereit und Kräfte,

Digitized by Google

Gedanken, Wünsche bieten sich uns an, die wir noch niemals gespürt haben. In solchen Momenten allein wachen wir gleichsam erst auf und hier spielt sich unser wahres Leben ab. Aber es gibt keine Erregung, die wir nicht mit derselben Ermattung bezahlen, der hohen Ekstase folgt immer die gemeine Depression. Das ist die Ökonomie der Kultur, von der wir lernen sollen. Wir aber, entsetzt, wenn wir wieder herabgesunken sind, wollen nun durchaus erregt bleiben, auch in der Depression noch. Was wir in der erhabenen Stunde gewesen sind, zwingen wir uns nun künstlich aus uns zu machen und vergeuden unsere Kraft an die Erinnerung, die doch den schönen Augenblick nicht bewahren kann. Das Spiel ist aus, wenn der Moment erlischt. Nun sollen wir ehrlich bekennen: die Pause ist da, ich bin wieder nichts, ich muß warten! Und sollen unsere Kraft ansammeln, für das nächste Mal, nicht aber, indem wir heucheln und fortspielen, sie verderben. Wir zehren uns auf, in dieser lächerlichen Sucht, es uns nicht merken zu lassen, daß uns der selige Moment verlassen hat. Und alles Geheimnis der Helden und der Heiligen ist vielleicht nur, daß sie sich aufsparen, bis der Moment kommt, um dann loszustürzen, inzwischen aber, von der einen Ekstase zur anderen, demaskiert, müssig im Winkel sitzen und gemeine Menschen sind, die, tierisch sich vergnügend, geduldig warten, bis sich ihre Kraft erholt und nun wieder, ausgeruht, zur neuen Verwandlung aufspringt."

„Der Schauspieler als Erzieher," sagte der Arzt, „das mag ja wirklich unserer Zeit gemäß sein. Ich gebe dir auch zu: Jede große Tat, jedes Werk, das wirken soll, geschieht in einer Art Hypnose, die uns den gemeinen Menschen vergessen läßt und einen unbekannten entbindet. Daß wir dann, erwacht, zurückgestoßen, uns abquälen, im täglichen Leben die Hypnose fortzuspielen, ist wirklich dumm. Es wäre menschlicher, uns lieber durch eine Hygiene des Geistes auf den großen Moment zu trainieren, übrigens aber die Pausen achtlos hinzubringen, wie sich's eben trifft. „Stimmung" ist am Ende wirklich alles und keine „Stimmung" läßt sich erzwingen, wir geraten sonst in die Routine."

„Wir leben doch jetzt überhaupt alle nur von der Routine, sagte der Meister: irgend einen großen Moment unserer Jugend äffen wir immer noch nach und indem wir ihn so zu bewahren glauben, verlieren wir ihn, seine Geberde wird uns ja geläufig, aber die Kraft versiegt, uns wieder aufzuschwingen, wieder zu schwärmen, wieder zu rasen, worin allein doch nur das wahre Leben ist. Dies kann uns der Schauspieler lehren. Und darum meine ich in der Tat, daß seine Kunst der Verwandlung, macht sie sich nur erst vom Dichter frei und wird souverän, die tragische der Entleerung ablösen und das neue Geschlecht beherrschen wird, das uns erfüllen soll."

Digitized by Google

Der Schlachtenlenker.

Komödie in einem Aufzug

von

Bernard Shaw.

Personen:

Napoleon.
Ein Leutnant.
Eine fremde Dame.
Giuseppe Grandi, Gastwirt.

Schauplatz der Handlung: Tavazzano, ein kleiner Ort auf dem Wege von Mailand nach Lodi.

Am 12. Mai 1796 in Norditalien, bei Tavazzano, leuchtet die Nachmittagssonne majestätisch über den Ebenen der Lombardei. Sie behandelt die Alpen mit Respekt und die Ameisenhügel mit Nachsicht und wird durch das Grunzen der Schweine in den Dörfern weder belästigt, noch verletzt durch das ablehnende Verhalten der Kirchen ihrem Lichte gegenüber. Verächtlich lacht sie jedoch über zwei Horden schädlicher Insekten, die ihr die österreichische und französische Armee bedeuten. Vor zwei Tagen, bei Lodi, hatten die Österreicher die Franzosen zu hindern versucht, den Fluß zu überschreiten. Aber die Franzosen, befehligt von einem siebenundzwanzigjährigen General, Napoleon Bonaparte, überschritten dennoch die von feindlichem Gewehrfeuer bestrichene schmale Brücke, unterstützt von einer furchtbaren Kanonade, welcher der junge General, der sich auf die Kunst des Krieges schlecht versteht, persönlich beiwohnte. Kanonendonner ist seine technische Spezialität. In der Artillerie unter dem alten Regime erzogen, ist er ein Meister in den militärischen Künsten, sich von seinen Pflichten zu drücken, den Kriegszahlmeister um Reisespesen zu beschwindeln und den Krieg mit dem Lärm und Rauch der Kanonen zu verherrlichen, wie es auf allen militärischen Bildern aus dieser Epoche zu sehen ist. Trotzdem ist er ein origineller Beobachter und hat seit der Erfindung des Schießpulvers als Erster herausgefunden, daß eine Kanonenkugel den Mann, den sie trifft, unfehlbar töten muß. Dieser bemerkenswerten Entdeckung fügte er eine höchst entwickelte Fähigkeit für physikalische Geographie und für die Berechnung von Zeit und Entfernungen hinzu. Er besitzt eine erstaunliche Arbeitskraft und eine klare realistische Kenntnis der menschlichen Natur, die er während der französischen Revolution in seinem Departement für öffentliche Arbeiten reichlich erprobt hatte. Er hat Einbildungskraft ohne Illusionen und schöpferischen Geist ohne Religion, weder Edelmut noch Patrio-

Digitized by Google

tismus, noch irgend eines der landläufigen Ideale, obwohl er dieser nicht unfähig wäre, im Gegenteil: er hat sie alle einmal in seiner Knabenzeit besessen, doch jetzt verlangen seine großen dramatischen Fähigkeiten, daß er mit den klugen Künsten des Schauspielers und Bühnenleiters die Ideale der anderen ausnütze, um das Spiel seines Lebens zu gewinnen. Dabei ist er durchaus kein verzogenes Kind. Armut, Mißgeschick, die Kniffe einer ärmlich zur Schau getragenen schäbigen Eleganz, wiederholte Durchfälle eines Autors, der sich auf der Bühne der Welt gerne behaupten möchte, die Demütigungen eines zurückgestoßenen Strebers, Herabsetzung und Bestrafungen aller Art hatten ihn den Ernst des Lebens zur Genüge gelehrt. Er entging sogar nur mit knapper Not der Strafe, aus dem Dienste gejagt zu werden, die ihn sicher ereilt haben würde, wenn nicht die Auswanderung der Adeligen selbst den Wert des elendsten Leutnants gesteigert hätte: all diese Schicksale hatten ihm jede Selbstüberschätzung ausgetrieben und ihn gezwungen, genügsam zu sein und zu begreifen, daß einem Manne seinesgleichen die Welt nichts geben würde, was er ihr nicht abzuringen wüßte. Die Welt unterstützt aber Feigheit und Narrheit. Einem erbarmungslosen Kanonier des politischen Wirrwarrs, wie Napoleon es war, gibt sie sich zu eigen. Man kann sogar heute noch in England deutlich merken, wie viel dieses Land dabei verlor, daß es nicht von Napoleon ebenso wie von Julius Cäsar erobert wurde.

An jenem Mainachmittag des Jahres 1796 tagt es bereits im Leben Bonapartes. Er ist erst siebenundzwanzig Jahre alt und erst kürzlich General geworden, teilweise mit Hilfe seiner Frau, die das Direktorium (das damals Frankreich regierte) dahin zu bestimmen wußte, und teilweise durch den infolge der Auswanderung erwähnten Mangel an Offizieren. Aber auch dank seiner Fähigkeit, ein Land mit all seinen Straßen, Flüssen, Hügeln und Tälern wie die Fläche seiner eigenen Hand zu kennen, und vor allem dank seines neuen Glaubensbekenntnisses, das darin gipfelt, auf die Leute mit Kanonen zu schießen. Seine Armee war, was die Disziplin betrifft, in einem Zustand, der moderne Historiker, für welche die folgenden Szenen geschrieben sind, so sehr entsetzt hat, daß sie, eingeschüchtert von dem späteren Ruhme des „l'Empereur", sich geweigert haben, an solche Vorkommnisse zu glauben. Aber Napoleon ist noch nicht „l'Empereur", es wurde ihm eben erst der Titel „le petit corporal" verliehen, und er ist im Begriffe, durch Zurschautragen von Mut, Einfluß über seine Leute zu gewinnen. Er ist nicht in der Lage, seinen Willen nach orthodoxer militärischer Art bei ihnen durchzusetzen. Aber die französische Revolution hat die monarchische Gewohnheit, den Lohn wenigstens vier Jahre lang schuldig zu bleiben, durch die Gewohnheit ersetzt, überhaupt keinen zu zahlen. Stattdessen werden die Leute mit Versprechungen und patriotischen Schmeicheleien abgespeist. Napoleon mußte es daher den Alten gleichtun. Auch er war Befehlshaber von zerlumpten Leuten ohne Geld, die nicht aufgelegt waren, sich viel Disziplin gefallen zu lassen, namentlich nicht von emporgekommenen Generälen. Dieser Umstand, der einen idealen Soldaten in Verlegenheit gebracht hätte, ersetzte Napoleon tausend Kanonen. Er sprach zu seinen Soldaten: Ihr habt Patriotismus und Mut, aber ihr habt kein Geld, keine Kleider und kaum etwas zu essen. In Italien gibt es all diese Dinge und Ruhm noch dazu, der zu erringen ist von einer ergebenen Armee, die von einem General, der Plünderung als das natürliche Recht des Soldaten betrachtet, geführt wird. Ich bin ein solcher General. En avant, mes enfants! — Das Resultat hat ihm vollkommen Recht gegeben. Seine Soldaten eroberten Italien, wie die Wanderheuschrecken Cypern erobert haben. Sie kämpften den ganzen Tag und marschierten die ganze Nacht, legten unmögliche Entfernungen zurück, tauchten an allen möglichen Orten auf, — aber

Digitized by Google

nicht etwa, weil jeder Soldat wußte, daß er den Marschallstab in seinem Tornister trägt, sondern weil jeder hoffte, täglich wenigstens ein halbes Dutzend silberner Löffel davontragen zu können. Dabei muß erwogen werden, daß die französische Armee eigentlich nicht mit der italienischen Krieg führte, sondern diese scheinbar nur von der Tyrannei ihrer österreichischen Eroberer zu befreien und ihre republikanischen Einrichtungen wieder herzustellen versuchte, so daß durch Plünderung bloß Italiens Feinde beraubt wurden, wofür es sogar hätte dankbar sein sollen, wenn Undankbarkeit nicht die sprichwörtliche Schwäche der Italiener wäre. Die Österreicher, die sie bekämpfen, haben eine gründlich geschulte regelmäßige Armee, gut disziplinierte, von Edelleuten kommandierte Soldaten, an deren Spitze Beaulieu steht, der die klassische Kriegskunst betreibt und den Krieg von Wien aus leitet, von Napoleon dabei fürchterlich geschlagen wird, weil dieser auf eigene Faust handelt, ohne Rücksicht auf die Vorkehrungen und Befehle aus Paris. Selbst wenn die Österreicher eine Schlacht gewannen, so genügte es oft zu warten, bis sie in ihre Hauptquartiere heimgekehrt waren, um sie dann zurück zu gewinnen, ein Vorgang, den Napoleon später mit glänzendem Erfolge bei Marengo durchzuführen wußte. Mit einem Worte, Napoleon versteht es, ohne heroische Wunder zu vollbringen, einem Feinde gegenüber, der von österreichischer Staatsmannschaft, klassischer Generalsweisheit und den Forderungen der aristokratischen Wiener Gesellschaft geleitet wird, unwiderstehlich zu sein. Die Welt jedoch liebt Wunder und Helden und ist ganz unfähig, die Erfolge solcher Eigenschaften auf akademischen Militarismus und Wiener Boudoirunwesen zurückzuführen. Überdies hat sie schon begonnen, das Wort „l'Empereur" zu prägen und dadurch erschwert sie es hundert Jahre später den Romantikern, diese bis dahin unaufgezeichnete kleine Szene zu glauben, die sich in Tavazzano ereignet hat.

Das beste Quartier in Tavazzano ist ein kleines Gasthaus, das erste, das der Wanderer, der sich auf dem Wege von Mailand nach Lodi befindet, antrifft. Es steht an einen Weinberg gelehnt, und sein größtes Zimmer, ein angenehmer Zufluchtsort vor der Sommerhitze, ist gegen diesen Weinberg so weit geöffnet, daß es beinahe einer großen Veranda gleicht. Die Kinder, die durch Alarmsignale und die Ausfälle der letzten Tage sehr geängstigt worden sind und durch den Einmarsch französischer Truppen seit sechs Uhr wissen, daß der französische Kommandeur sich in dieses Zimmer einquartiert hat, schwanken zwischen dem Verlangen, verstohlene Blicke hineinzuwerfen, und einer tödlichen Angst vor der Schildwache, einem jungen Edelmann-Soldaten, der keinen natürlichen Schnurrbart besitzt und sich deshalb einen sehr martialischen mit der Stiefelwichse seines Korporals ins Gesicht hineingemalt hat. Da seine schwere Uniform, wie alle Uniformen seiner Zeit, ohne die leiseste Rücksichtnahme auf sein Wohlbehagen oder seine Bequemlichkeit, lediglich für die Parade bestimmt ist, schwitzt er fürchterlich und sein gemalter Schnurrbart ist in kleinen Streifen sein Kinn und seinen Nacken herabgelaufen, mit Ausnahme von jenen Stellen, wo er in Flecken getrocknet ist, was ihn unsagbar lächerlich in den Augen der Geschichte der späteren hundert Jahre macht, aber fürchterlich und schrecklich in jenen der zeitgenössischen norditalienischen Kinder erscheinen ließ. Es käme ihnen nur ganz natürlich vor, wenn die Wache die Eintönigkeit dadurch zu beleben versuchte, daß sie ein verlaufenes Kind auf ihr Bajonett spießte um es ungekocht zu verspeisen. Trotzdem hat ein Mädchen von schlechtem Charakter, dessen Sinn für das Vorrecht der Soldaten bereits erwacht ist, sich für einen Augenblick verstohlen an das sicherste Fenster geschlichen, bis ein Blick und ein Klirren der Wache es davon jagt. Was die Kleine zumeist sieht, das hat sie schon früher gesehen: den Weingarten mit dem alten Kelter dahinter und einen

Digitized by Google

Karren bei den Weinstöcken. Die Türe zu ihrer Rechten führt nach dem Eingange des Gasthauses, wo des Wirtes bester Schenktisch weiter rückwärts nun in voller Aktion für das Mittagessen steht. Auf der anderen Seite befindet sich der Kamin mit einem Sofa in der Nähe und einer anderen Türe, die in die inneren Räume zwischen Kamin und Weingarten führt. In der Mitte steht ein Tisch mit den Uberbleibseln von Mailänder Risotto, Käse, Trauben, Brot, Oliven und einer großen, aus Weidenzweigen geflochtenen Flasche Rotwein. Der Wirt, Giuseppe Grandi, ist auch kein Jüngling mehr; er ist ein schwärzlicher, lebhafter, ungemein heiterer, kugelköpfiger, grinsender kleiner Mann von vierzig Jahren. Als ausgezeichneter Wirt, ist er heute Abend in fröhlichster Stimmung über sein gutes Glück, den französischen Kommandeur als Gast unter seinem Dache zu haben. Augenblicklich ergötzt er sich an einem Paar goldener Ohrringe, die er sonst sorgfältig unter der Kelter mit seiner kleinen Einrichtung von Silbergeschirr versteckt hält.

Napoleon sitzt an der hinteren Seite des Tisches, und sein Hut, sein Degen und seine Reitpeitsche liegen auf dem Sofa. Er arbeitet hart, teils an seiner Mahlzeit, die er in zehn Minuten zu verschlingen weiß, indem er alle Gerichte gleichzeitig zu sich nimmt, und teilweise an einer Landkarte, die er aus dem Gedächtnis ausbessert, wobei er gelegentlich die Stellungen seiner Streitkräfte bestimmt, indem er einen Traubenkern aus dem Munde nimmt und mit seinem Daumen wie eine Zündpille auf die Landkarte drückt. Er hat Schreibmaterial vor sich liegen, unordentlich mit den Gerichten und Flaschen vermengt, und sein langes Haar fällt bald herab in den Risottosaft, bald in die Tinte.

1. Szene.

Napoleon, Giuseppe.

Giuseppe: Wollen Exzellenz ....

Napoleon (blickt gespannt auf seine Karte, stopft sich aber mit der linken Hand mechanisch den Mund dabei voll): Stören Sie mich nicht, ich habe zu tun.

Giuseppe (in ungetrübt guter Laune): Wie Sie befehlen, Exzellenz.

Napoleon: Bringen Sie mir rote Tinte!

Giuseppe: Leider habe ich keine, Exzellenz.

Napoleon (mit korsischem Humor): So töten Sie etwas und bringen Sie mir dessen Blut.

Giuseppe (grinsend): Es ist nichts im Hause, als das Pferd Eurer Exzellenz, die Schildwache, die Dame über uns und meine Frau.

Napoleon: So töten Sie Ihre Frau.

Giuseppe: Mit größtem Vergnügen, Exzellenz. Aber unglücklicherweise ist sie stärker als ich — sie würde mich töten.

Napoleon: Ihr Blut wird mir den selben Dienst tun.

Giuseppe: Exzellenz erweisen mir zu viel Ehre. (Seine Hand nach der Flasche ausstreckend.) Vielleicht kann etwas Wein den Zweck erfüllen.

Napoleon (beschützt die Flasche schnell und wird ganz ernst): Wein? Nein — das wäre Verschwendung. Ihr seid alle gleich — Verschwender! Verschwender! Verschwender! (Er markiert die Landkarte mit Fleischsaft, wobei er die Gabel als Feder benützt.) Räumen Sie ab! (Er leert sein Weinglas, stößt seinen Stuhl zurück und benützt seine Serviette, streckt dann die Beine aus und lehnt sich zurück, aber noch immer die Stirn runzelnd und in Gedanken.)

Giuseppe (räumt den Tisch ab und stellt die Sachen auf einen Schrank an der Wand): Ein jeder denkt, wie es für sein Geschäfte taugt, Exzellenz. Wir Wirtshaus-

Digitized by Google

besitzer verfügen über eine Menge billigen Weines: wir finden nichts dabei, ihn zu vergießen, — Ihr großen Generäle verfügt über eine Menge billigen Blutes: Ihr findet nichts dabei, dieses zu vergießen. Hab' ich nicht Recht, Exzellenz?

Napoleon: Blut kostet nichts, Wein kostet Geld. (Er erhebt sich und geht an den Kamin.)

Giuseppe: Man sagt, daß Sie mit allem sparen, außer mit Menschenleben, Exzellenz.

Napoleon: Ein Menschenleben, mein Freund, ist das einzige Ding, das sparsam mit sich selbst umgeht. (Er wirft sich behaglich auf das Sofa.)

Giuseppe (ihn bewundernd): O Exzellenz, wie dumm sind wir alle, mit Ihnen verglichen! Wenn ich nur das Geheimnis Ihrer Erfolge erraten könnte!

Napoleon: Dann würden Sie sich zum Kaiser von Italien machen, was?

Giuseppe: Das wäre für mich zu mühsam, Exzellenz, ich überlasse es lieber Ihnen. Überdies, was sollte aus meiner Wirtschaft werden, wenn ich Kaiser würde? Ich fühle, daß Sie mir gerne zusehen, wie ich mein Gasthaus regiere und Sie bediene. Nun, ich will Ihnen gerne zusehen, wie Sie Kaiser von Europa werden und Italien für mich regieren. (Während er schwätzt, nimmt er das Tischtuch ab, ohne die Landkarte und das Tintenfaß zu bewegen. Er nimmt die Enden in die Hände und die Mitte in den Mund, um es zusammenzufalten.)

Napoleon: Kaiser von Europa? Was? Warum blos von Europa?

Giuseppe: Sie haben wahrhaftig Recht, Exzellenz, warum nicht Kaiser der Welt? (Er faltet und rollt das Tischtuch zusammen, seine Sätze mit seinen Schritten begleitend.) Ein Mensch ist wie der andere — (Faltend) ein Land ist wie das andere — (Faltend) eine Schlacht ist wie die andere — (Er schlägt das Tischtuch auf den Tisch und rollt es geschickt zusammen und fügt dabei als Redeschluß hinzu.) Gewinnt man eine, so gewinnt man alle. (Er geht mit dem Tischtuch an das Buffet und legt es in eine Schublade.)

Napoleon: Und regiere für alle, kämpfe für alle, sei jedermanns Knecht unter dem Vorwande, jedermanns Herr zu sein. Giuseppe!

Giuseppe (vor dem Buffet): Exzellenz —?

Napoleon: Ich verbiete Ihnen, mit mir über mich zu sprechen.

Giuseppe (geht an das Fußende des Sofas): Pardon, Exzellenz sind darin so ganz verschieden von anderen großen Männern, die gerade dieses Thema am meisten lieben.

Napoleon: Reden Sie mit mir über jene Dinge, die große Männer außerdem am meisten lieben, was immer es sein mag.

Giuseppe (unbeschämt): Zu Befehl, Exzellenz. Haben Exzellenz durch irgend einen Zufall etwas von der Dame da oben zu sehen bekommen?

Napoleon (setzt sich sofort auf und sieht ihn mit einem Interesse an, das die Frage vollkommen rechtfertigt): Wie alt ist sie?

Giuseppe: Sie hat das richtige Alter, Exzellenz.

Napoleon: Meinen Sie siebzehn oder dreißig?

Giuseppe: Dreißig, Exzellenz.

Napoleon: Sieht Sie gut aus?

Giuseppe: Ich kann nicht mit Ihren Augen sehen, Exzellenz! jeder Mann muß das selbst beurteilen. Meiner Meinung nach ist sie eine schöne Dame. (Schlau.) Soll ich ihr hier den Tisch für das Frühstück decken?

Napoleon (sich heftig erhebend): Nein! Decken Sie hier nicht mehr, bevor der Offizier, auf den ich warte, zurückkommt. (Er sieht auf seine Uhr und fängt an, zwischen dem Kamin und dem Weingarten auf- und abzugehen.)

Giuseppe (mit Überzeugung): Exzellenz, glauben Sie mir, er ist von den

Digitized by Google

verfluchten Österreichern gefangen worden; er würde es nicht wagen, Sie warten zu lassen, wenn er frei wäre.

Napoleon (kehrt sich im Schatten der Veranda um): Giuseppe! wenn sich herausstellen sollte, daß Sie Recht haben, so wird mich dies in eine solche Laune versetzen, daß es mich nicht einmal besänftigen könnte, Sie und Ihren ganzen Haushalt — die Dame dort oben inbegriffen — aufhängen zu lassen!

Giuseppe: Wir stehen Ihnen alle gerne zur Verfügung, Exzellenz! mit Ausnahme jener Dame. Ich kann für sie nicht bürgen, aber welche Frau könnte Ihnen widerstehen?!

Napoleon: (düster, stehen bleibend): Hm, Sie werden niemals auf dem Galgen enden. Es ist kein Vergnügen, einen Mann zu hängen, der nichts dagegen einzuwenden hat.

Giuseppe (liebenswürdig): Nicht das Geringste, Exzellenz! (Napoleon blickt wieder auf seine Uhr und wird sichtlich unruhig): Oh, man kann gleich erkennen, daß Sie ein großer Mann sind, Exzellenz! Sie verstehen zu warten. Wenn ein Korporal oder ein Unteroffizier an Ihrer Stelle wäre — nach drei Minuten würde er fluchen, drohen und das Haus von oben nach unten kehren.

Napoleon: Giuseppe, Ihre Schmeicheleien sind unerträglich. Gehen Sie und schwatzen Sie draußen. (Er setzt sich wieder an den Tisch, sein Kinn auf die Hände, seine Ellbogen auf die Landkarte gestützt, mit ängstlichem Ausdruck vor sich hinbrütend.)

Giuseppe: Zu Befehl, Exzellenz, Sie sollen nicht gestört werden. (Er nimmt die Serviette und ist im Begriffe, sich zurückzuziehen.)

Napoleon: Sobald er da ist, schicken Sie ihn zu mir herein.

Giuseppe: Augenblicklich, Exzellenz.

Die Stimme einer Dame (von irgend einem entfernten Punkt des Gasthauses rufend): Giuseppe! (Die Stimme ist sehr melodisch, und die zwei letzten Buchstaben werden aufsteigend betont).

Napoleon (stutzig): Was ist das? . . . .

Giuseppe (stützt das Ende seines Servierbrettes auf den Tisch und beugt sich vertraulich vor): Die Dame, Exzellenz!

Napoleon (abwesend): Ja . . . was für eine Dame . . . wessen Dame? . . .

Giuseppe: Die fremde Dame, Exzellenz.

Napoleon: Was für eine fremde Dame?

Giuseppe (achselzuckend): Wer weiß . . . Sie ist eine halbe Stunde vor Ihnen hier angekommen, in einem Mietwagen, der dem „goldenen Adler" in Borghetto gehört. Tatsächlich: sie ganz allein, Exzellenz, — ohne Dienerschaft! Eine Toilettetasche und ein Koffer, das war alles. Der Postillon sagte mir, daß sie im „goldenen Adler" ein Pferd gelassen habe, ein Chargenpferd mit militärischem Sattelschmuck.

Napoleon: Eine Frau mit einem Chargenpferd? — Das ist ungewöhnlich.

Die Stimme der Dame (Die zwei letzten Buchstaben werden jetzt noch deutlicher betont): Giuseppe!

Napoleon (springt auf um zu horchen): Das ist eine interessante Stimme.

Giuseppe: Sie gehört auch einer interessanten Frau, Exzellenz. (Rufend): Ich komme schon! ich komme schon meine Gnädige! (Er eilt zur Türe.)

Napoleon (hält ihn mit starker Hand bei der Schulter fest): Halt! Sie soll hierher kommen.

Stimme (ungeduldig): Giuseppe!

Giuseppe (flehentlich): Lassen sie mich gehen, Exzellenz. Es ist meine

Digitized by Google

Ehrenpflicht als Wirt zu kommen, wenn man mich ruft. Ich wende mich an den Soldaten in Ihnen!

Eines Mannes Stimme (draußen, vor der Tür der Wirtshauses schreiend): Ist jemand hier? Hallo! Wirt! wo sind Sie? (Es wird heftig mit dem Knopf einer Peitsche auf einen Pfosten in der Einfahrt geschlagen.)

Napoleon (der plötzlich wieder kommandierender Offizier wird, stößt Giuseppe fort): Da ist er endlich! (Auf die Wirtshaustüre weisend): Gehen Sie, kümmern Sie sich um Ihr Geschäft und um die Dame, die nach Ihnen ruft. (Er geht zum Kamin und steht mit dem Rücken dagegen mit entschlossen militärischem Gesichtsausdruck.)

Giuseppe (atemlos, sein Servierbrett an sich reißend): Gerne, Exzellenz! (Er eilt durch die Türe hinaus.)

Die Stimme des Mannes (ungeduldig): Schläft hier alles?! (Die dem Kamin gegenüberliegende Türe wird heftig aufgerissen, und ein staubbedeckter Leutnant stürzt in das Zimmer. Er ist ein junger Bursch von vierundzwanzig Jahren mit der schönen, zarten, reinen Haut eines Menschen von Rang und mit jener Selbstsicherheit des Aristokraten, welche die französische Revolution nicht im geringsten erschüttern konnte. Er hat eine dicke, dumme Lippe, ein eifriges, leichtgläubiges Auge, eine hartnäckige Nase und eine laute, vertrauenerweckende Stimme. Ein junger Mensch ohne Furcht, ohne Verehrung, ohne Einbildungskraft, ohne Verstand und hoffnungslos unempfänglich für die napoleonische oder irgend eine andere Idee. Fabelhaft egoistisch, ist er infolge einer heftigen, geschwätzigen Lebenskraft, die ihn in das Gewirr der Dinge stößt, im höchsten Grade dazu geeignet, dort einzubrechen, wo selbst Engel sich fürchten würden, den Fuß hinzusetzen. Er kocht eben vor Wut, weil er empört ist, nicht schnell vom Gesinde des Gasthauses bedient zu werden, aber ein schärfer beobachtendes Auge kann eine gewisse moralische Tiefe und einen andauernden schweren Kummer in ihm entdecken. Als er Napoleon bemerkt, kommt er genügend zu sich, um sich zusammenzuraffen und zu salutieren. Aber er verrät auf keine Weise durch sein Benehmen etwas von jener prophetischen Voraussicht von Marengo und Austerlitz, Waterloo und St. Helena oder der Napoleonbilder von Delaroche und Meissonier, die die moderne Kultur instinktiv bei ihm voraussetzen würde.

2. Szene.

Napoleon, der Leutnant.

Napoleon (scharf): Nun, Herr Leutnant, sind Sie endlich angekommen? Ihr Befehl hat gelautet, daß ich um sechs Uhr hier sein würde und daß Sie mich mit meiner Pariser Post und meinen Depeschen erwarten sollten! Und jetzt fehlen nur mehr zwanzig Minuten auf acht. Sie wurden als guter Reiter für diesen Dienst ausersehen, mit dem schnellsten Pferde im Felde. Sie kommen hundert Minuten zu spät und zu Fuß — wo ist Ihr Pferd?

Leutnant (zieht seine Handschuhe schmollend aus und wirft sie mit seiner Kappe und Peitsche auf den Tisch): Ja, wo ist es? Das gerade wüßte ich selber gar zu gerne, Herr General. (Mit Bewegung.) Sie wissen nicht, wie sehr ich dieses Pferd geliebt habe.

Napoleon (ärgerlich, sarkastisch): Wirklich! (Mit plötzlicher Besorgnis.) Wo sind die Briefe und Depeschen?

Leutnant (eingebildet, eher darüber froh, daß er wichtige Nachrichten hatte): Das weiß ich nicht.

Napoleon (traut seinen Ohren nicht): Das wissen Sie nicht!?

Leutnant: Nicht mehr als Sie, Herr General. Nun werde ich wohl vor ein Kriegsgericht kommen. Ich habe nichts dagegen, standrechtlich behandelt zu werden, aber (Mit feierlichem Entschluß) ich sage Ihnen Herr General, wenn ich diesen unschuldig aussehenden Burschen jemals erwischen sollte, — diesen schmierigen kleinen Lügner! — dann werde ich seine Schönheit zurichten . . . eine Fratze will ich aus ihm machen . . . ich werde — —

Digitized by Google

Napoleon (vom Kamin nach dem Tisch vorkommend): Was für einen unschuldig aussehenden Burschen? Raffen Sie sich zusammen, Mensch — ja? — und berichten Sie militärisch!

Leutnant (blickt ihm von der entgegengesetzten Seite des Tisches ins Gesicht, und stützt sich mit den Fäusten auf): O, ich bin ganz beisammen, Herr General — ich bin vollkommen bereit, Rede zu stehen. Ich werde dem Kriegsgericht gründlich klar machen, wie unschuldig ich bin. Die bessere Seite meiner Natur wurde schändlich ausgenützt, und ich schäme mich dessen nicht. Aber mit allem Respekt vor Ihnen als meinem Vorgesetzten, wiederhole ich, Herr General, daß, wenn ich diesem Satanssohne jemals wieder begegnen sollte, ich ihn — —

Napoleon (ärgerlich): Das haben Sie schon einmal gesagt!

Leutnant (sich aufrichtend): Und ich wiederhole es: warten Sie nur so lange, bis ich ihn erwischt haben werde! — das ist alles! (Er kreuzt entschlossen die Arme und atmet schwer mit übereinander gepreßten Lippen.)

Napoleon: Ich warte auf Ihre Aufklärungen, Herr Leutnant!

Leutnant (vertraulich): Sie werden Ihren Ton bald ändern, Herr General, wenn Sie hören, was mir zugestoßen ist.

Napoleon: Nichts ist Ihnen zugestoßen, Mensch! Sie leben und sind nicht kampfunfähig. Wo sind die Papiere, die Ihnen anvertraut wurden?

Leutnant: Mir ist nichts zugestoßen — nichts? Oho! (Setzt sich zurecht, um Napoleon mit seinen Neuigkeiten zu überwältigen): Er hat mir ewige Bruderschaft geschworen, war das nichts? Er hat gesagt, daß meine Augen ihn an die Augen seiner Schwester erinnerten — war das nichts? Er hat geweint — wirkliche Tränen — über die Geschichte meiner Trennung von Angelica — war das nichts?! Er hat beide Flaschen Wein bezahlt, obwohl er selbst nur Brot und Trauben gegessen hatte — vielleicht war das auch nichts! Er hat mir seine Pistolen und sein Pferd und seine Depeschen gegeben — äußerst wichtige Depeschen — und hat mich damit fortgehen lassen — (triumphierend, da er sieht, daß er Napoleon in sprachloses Erstaunen versetzt hat): war das nichts?!

Napoleon (schwach vor Erstaunen): Warum hat er das alles getan?

Leutnant (als ob der Grund einleuchtend wäre): Um mir sein Vertrauen zu beweisen. (Napoleons Kiefer fällt nicht gerade herunter, aber seine Gelenke werden schlaff. Der Leutnant setzt mit ehrlicher Entrüstung fort): Und ich habe sein Vertrauen auch verdient, ich habe seine Papiere alle ehrlich zurückgebracht. Aber was sagen Sie dazu, Herr General, — als ich ihm meine Pistolen und mein Pferd und meine Depeschen anvertraut hatte . . . .

Napoleon (wütend): Warum, zum Teufel, haben Sie das getan?

Leutnant: Warum? . . . Um ihm auch meinerseits mein Vertrauen zu beweisen, natürlich. Und er hat mich betrogen, ausgenützt, ist niemals wiedergekommen — der Dieb — der Schwindler — der herzlose, verräterische, kleine Schuft! Und das — das nennen Sie „nichts zugestoßen," Herr General! Aber sehen Sie, Herr General — (flüchtet sich wieder mit der Faust an den Tisch, um mit größerer Emphase zu sprechen): Sie mögen diese Beleidigung von den Österreichern hinnehmen, wenn Sie wollen, aber was mich persönlich anbelangt — ich sage Ihnen, daß, wenn ich ihn jemals erwische — —

Napoleon (wendet sich angewidert auf dem Absatz herum, um sein Auf- und Abgehen einzustellen): Ja, ja, das haben Sie schon oft genug gesagt!

Leutnant (äußerst erregt): Oft genug? . . . Ich werde es hundert Mal sagen — und mehr als das: ich werde es tun! Ich werde ihm mein Vertrauen beweisen — das werde ich! Ich werde — —

Napoleon: Ja, ja, Herr Leutnant — gewiß werden Sie das. Was für eine Art Mensch war das überhaupt?

Digitized by Google

Leutnant: Nun, ich glaube, nach seinem Benehmen sollten Sie schließen können, was für eine Art Mensch das war.

Napoleon: Pst! — Wie hat er ausgesehen?

Leutnant: Ausgesehen .... Er sieht aus ... nun ... Sie hätten den Burschen sehen müssen, dann würden Sie eine Ahnung haben, wie er aussieht. Denn, fünf Minuten, nachdem ich ihn erwischt haben werde, wird er garnicht mehr aussehen. Ich wiederhole Ihnen: wenn ich ihn jemals — —

Napoleon (schreit wütend nach dem Wirt): Giuseppe! (Zum Leutnant, am Ende seiner Geduld): Halten Sie jetzt Ihre Zunge, wenn's beliebt!

Leutnant: Ich warne Sie — es hat keinen Zweck, mich zu tadeln. (Klagend): Wie hätte ich wissen sollen, was für eine Art Mensch das ist. (Er nimmt einen Sessel, der zwischen der äußeren Türe und dem Buffet steht, stellt ihn an den Tisch und setzt sich): Wenn Sie eine Ahnung hätten, wie hungrig und müde ich bin, würden Sie Nachsicht mit mir haben.

3. Szene.

Giuseppe, die Vorigen.

Giuseppe (zurückkommend): Was befehlen, Exzellenz?

Napoleon (mit seinem Temperament kämpfend): Nehmen Sie diesen ... diesen Offizier; füttern Sie ihn; wenn nötig bringen Sie ihn zu Bett; und wenn er dann wieder bei Trost ist, trachten Sie herauszubringen, was ihm passiert ist und lassen Sie mich es wissen. (Zum Leutnant): Betrachten Sie sich als Arrestanten, Herr Leutnant!

Leutnant (mit dummer Steifheit): Darauf war ich vorbereitet. Nur ein Edelmann kann einen Edelmann verstehen. (Er wirft seinen Degen auf den Tisch, Giuseppe nimmt ihn und bietet ihn Napoleon höflich an, der ihn heftig auf das Sofa wirft).

Giuseppe (mit liebenswürdiger Teilnahme): Sind Sie von den Österreichern überfallen worden, Herr Leutnant? O Sie Armer!

Leutnant (heftig): Überfallen! Ich hätte sein Rückgrat zwischen meinem Zeigefinger und Daumen zerbrechen können! Wenn ich es nur getan hätte! Nein! ich bin hereingefallen, weil er an die bessere Seite meiner Natur appelliert hat — und darüber kann ich nicht hinwegkommen! Er sagte, daß ihm noch nie ein Mensch so gefallen hätte wie ich, er schlang sein Taschentuch um meinen Nacken, weil mich eine Mücke gestochen hatte und mein Kragen daran rieb — sehen Sie! (Er zieht ein Taschentuch unter seinem Kragen hervor; Giuseppe nimmt und untersucht es.)

Giuseppe (zu Napoleon): Das Taschentuch einer Dame, Exzellenz! (Er riecht dazu): Parfümiert!

Napoleon: Wie? (Er nimmt es und betrachtet es aufmerksam): Hm! (Er riecht dazu): Ha! (Er geht, das Taschentuch betrachtend, nachdenklich durch das Zimmer und steckt es schließlich in seine Brusttasche).

Leutnant: Einerlei, was immer es ist! Ich bemerkte, daß er Weiberhände hatte, als er mein Genick berührte in seiner schmeichlerisch tändelnden Art — dieser gemeine, weibische, kleine Hund! (Seine Stimme mit wachsender Heftigkeit erhebend): Aber glauben Sie meinen Worten, Herr General: wenn ich ihn jemals — —

Die Stimme der Dame (draußen wie zuvor): Giuseppe!

Leutnant (erstarrt): Wer ist das!

Giuseppe: Nur eine Dame über uns, Herr Leutnant, die mich ruft.

Digitized by Google

Leutnant: Eine Dame!

Stimme: Giuseppe! Giuseppe! wo bleiben Sie!?

Leutnant: (mordlustig): Wo ist mein Degen? (Er stürzt an das Sofa, ergreift seinen Degen und zieht ihn):

Giuseppe (springt vorwärts und faßt seinen rechten Arm): Was fällt Ihnen denn ein, Herr Leutnant! Hören Sie nicht, daß es eine weibliche Stimme ist?

Leutnant: Ich sage Ihnen, daß es seine Stimme ist — lassen Sie mich gehen! (Er stürzt fort und will zur Türe hinaus, da öffnet sich diese vor seiner Nase, und die fremde Dame tritt ein. Sie ist eine sehr anziehende Erscheinung, groß und ungewöhnlich graziös, mit einem zarten, intelligenten, ausdrucksreichem Gesicht. Entschlossenheit liegt in ihren Augen, Sensitivität in ihren Nasenflügeln, Charakter in ihrem Kinn: im ganzen sieht sie scharfsinnig, verfeinert und originell aus. Sie ist sehr weiblich, aber durchaus nicht schwach. Die zarte, schlanke Gestalt ist gut gebaut, die Hände und Füße, Genick und Schultern stehen im richtigen Größenverhältnis zu ihrer Statur, die jene Napoleons an Ebenmaaß stark übertrifft, aber der des Leutnant vollkommen gleicht; ihre Eleganz und ihr strahlender Charme bewahren das Geheimnis ihres Willens. Nach ihrem Kleide zu schließen, ist sie keine Bewunderin der letzten Mode des Direktoriums, oder sie nützt vielleicht auf der Reise ihre alten Kleider ab; keinesfalls trägt sie eine Jacke mit auffallenden Umschlägen, kein griechisch unechtes Unterkleid — nichts, wahrhaftig nichts, das die Prinzessin von Lamballe nicht getragen haben könnte. Ihr Kleid von geblumter Seide mit langer Taille ist rückwärts mit Watteau-Falten versehen, die aber, da sie für diese zu groß ist, mit den Panniers zu bloßen Rudimenten verkürzt sind. Es ist im Nacken ein wenig ausgeschnitten und dort mit einem ereme Fichu geputzt. Sie ist schön, mit goldbraunen Haaren und grauen Augen.

Sie tritt mit der Selbstsicherheit einer Frau, die an die Vorzüge von Rang und Schönheit gewöhnt ist, ein. Der Wirt, der sehr gute natürliche Manieren hat, ist von ihr höchst eingenommen. Napoleon, auf den ihre Augen zuerst fallen, wird sofort sehr verlegen, was er selbst unliebsam empfindet. Sein Gesicht färbt sich, er wird steifer und fühlt sich weniger wohl als zuvor. Sie bemerkt dies augenblicklich, und um ihn nicht in Verlegenheit zu bringen, wendet sie sich mit einer unendlich wohlerzogenen Art — um auch ihm die Achtung eines Blickes zu gewähren — zu dem anderen Herren, der auf ihr Kleid starrt, mit Gefühlen, die unaussprechlich und unbeschreiblich sind, als ob der Erde Meisterstück an Verräterei und Verstellung vor ihm stände. Als sie ihn erkennt, wird sie tötlich bleich; ihr Ausdruck kann nicht mißverstanden werden. Eine unerwartete, plötzlich auftauchende, verhängnisvolle Gefahr hat sie jäh erreicht, inmitten ihrer ruhigen Sicherheit und Siegesgewißheit. Im nächsten Augenblick steigt eine Blutwelle das ereme Fichu hinauf und überschüttet ihr Gesicht. Man sieht, wie sie am ganzen Leibe über und über errötet. Selbst der Leutnant, der gewöhnlich unfähig ist zu beobachten, und eben im Aufruhr der Wut den Kopf verliert, kann bemerken, was vor ihm rot angestrichen steht. Da er das Erröten als die unfreiwillige Beichte schwarzer, mit ihrem Opfer konfrontierter Verräterei auslegt, antwortet er darauf mit einem lauten Schrei wiedervergeltenden Triumphes: dann ergreift er die Dame am Handgelenk, stößt sie an sich vorbei in das Zimmer, schlägt die Türe zu und pflanzt sich mit dem Rücken dagegen auf.)

4. Szene.

Die fremde Dame, Vorige.

Leutnant: So habe ich dich doch erwischt, mein Bursche! Du hast dich also verkleidet — was? (Mit Donnerstimme): Zieh diesen Unterrock aus!

Giuseppe (Verwahrung einlegend): Aber Herr Leutnant!

Dame (erschrocken, aber höchst entrüstet, daß er es gewagt hat, sie anzurühren): Meine Herren, ich wende mich an Sie! Giuseppe! (Macht eine Bewegung, als ob sie zu Giuseppe laufen wollte)

Leutnant (stellt sich dazwischen, den Degen in der Faust): Nicht von der Stelle!

Dame (zu Napoleon flüchtend): O Herr, Sie sind Offizier — General — Sie werden mich beschützen — nicht wahr?

Leutnant: Kümmern Sie sich nicht um ihn, Herr General. Überlassen Sie es mir, mit ihm zu verhandeln.

Digitized by Google

Napoleon: Mit ihm? Wit wem, Menſch? Warum behandeln Sie dieſe Dame in ſolcher Weiſe?

Leutnant: Dame? . . . Er iſt ein Mann — der Mann, dem ich mein Vertrauen geſchenkt habe! (Geht drohend vor): Hierher — du — —

Dame (läuft hinter Napoleon und umklammert in ihrer Aufregung ſeinen Arm, den er inſtinktiv vor ihr ausſtreckt, um ſie zu ſchützen): O, ich danke Ihnen, Herr General! Halten Sie ihn fern!

Napoleon: Unſinn! Das iſt ganz beſtimmt eine Frau! (Sie läßt ſeinen Arm plötzlich los und errötet wieder): Und Sie ſind in Arreſt! Legen Sie augenblicklich Ihren Degen nieder, Herr Leutnant!

Leutnant: Herr General, ich ſage Ihnen, er iſt ein öſterreichiſcher Spion! Heute nachmittag hat er ſich mir aufgeſpielt als gehörte er zum Stabe General Maſſenas — und nun ſpielt er ſich Ihnen als Frau auf. Darf ich meinen eigenen Augen glauben oder nicht?

Dame: Herr General — das muß mein Bruder geweſen ſein — der iſt beim Stabe General Maſſenas und ſieht mir ſehr ähnlich.

Leutnant (den Verſtand verlierend): Wollen Sie damit ſagen, daß Sie nicht Ihr Bruder, ſondern Ihre Schweſter ſind . . . die Schweſter, die mir ſo ähnlich ſieht, . . . die meine ſchönen blauen Augen hat? Es war eine Lüge, — Ihre Augen ſind nicht wie die meinen — ſie ſind genau wie Ihre eigenen! Welche Perfidie!

Napoleon: Herr Leutnant, wollen Sie meinen Befehlen gehorchen und dieſes Zimmer verlaſſen, da Sie endlich überzeugt ſind, daß dieſe Dame kein Mann iſt.

Leutnant: Kein Mann, das will ich meinen! Ein Mann würde mein Vertrauen nie ſo ausgenützt — —

Napoleon (Am Ende ſeiner Geduld): Genug, Menſch, genug! Verlaſſen Sie dieſes Zimmer! Ich befehle Ihnen, dieſes Zimmer zu verlaſſen!

Dame: O bitte, ich will lieber gehen.

Napoleon (trocken): Entſchuldigen Sie, Madame — bei allem Reſpekt für Ihren Bruder, begreife ich doch nicht, was für ein Intereſſe ein Offizier aus dem Stabe General Maſſenas an meinen Briefen haben konnte. Ich habe einige Fragen an Sie zu richten.

Giuſeppe (ſchüchtern): Kommen Sie, Herr Leutnant. (Er öffnet die Türe.)

Leutnant: Ich gehe, Herr General — aber laſſen Sie ſich warnen. Hüten Sie ſich vor der beſſeren Seite Ihrer Natur. (Zur Dame): Madame, Sie entſchuldigen, ich hielt Sie für dieſelbe Perſon, nur von entgegengeſetztem Geſchlechte — und das hat mich natürlich verwirrt.

Dame (ſüß): Das war nicht Ihre Schuld! Ich freue mich, daß Sie mir nicht länger böſe ſind, Herr Leutnant. (Sie reicht ihm die Hand.)

Leutnant (beugt ſich galant, um ſie zu küſſen): O meine Gnädige, nicht im Gering . . . . . (fährt zurück und ſtarrt auf ihre Hand) Sie haben die Hand Ihres Bruders und denſelben Ring wie er.

Dame (ſüß): Wir ſind Zwillinge.

Leutnant: Das erklärt alles. (Er küßt ihre Hand.) Bitte tauſendmal um Verzeihung. Um die Depeſchen wäre mir's gar nicht ſo zu tun — das iſt mehr die Sache des Herrn General — aber der Mißbrauch meines Vertrauens, der beſſeren Seite meiner Natur. (Er nimmt ſeine Kappe, Handſchuhe und ſagt gehend): Ich hoffe, Sie entſchuldigen, daß ich Sie verlaſſe, Herr General — ich bedaure unendlich. (Er ſchwätzt ſich aus dem Zimmer hinaus. Giuſeppe folgt ihm und ſchließt die Türe.)

Digitized by Google

5. Szene.

Napoleon, die fremde Dame.

Napoleon (sieht ihnen mit heftiger Erregung nach): Idiot!

Dame (lächelt liebenswürdig. Er geht stirnrunzelnd zwischen dem Tisch und dem Kamin auf und ab. Jetzt, wo er allein mit ihr, ist all seine Verlegenheit geschwunden): Wie kann ich Ihnen für Ihren Schutz danken, Herr General?

Napoleon (sich plötzlich zu ihr umwendend): Meine Depeschen! schnell! (Er streckt die Hand danach aus.)

Dame: Herr General! (Unwillkürlich greift sie mit den Händen nach dem Fichu, als wolle sie dort etwas beschützen.)

Napoleon: Sie haben sie diesem Dummkopf abgedrückt! Sie haben sich als Mann verkleidet! Ich will meine Depeschen haben! Sie sind da in den Brustfalten Ihres Kleides — unter Ihren Händen . . . .

Dame (ihre Hände rasch wegziehend): O wie unliebenswürdig Sie mit mir sprechen! (Sie zieht ihr Taschentuch aus dem Fichu): Sie ängstigen mich! (Sie berührt ihre Augen, als wollte sie eine Träne wegwischen.)

Napoleon: Ich sehe, daß Sie mich nicht kennen, Madame — oder Sie würden sich die Mühe ersparen, so zu tun, als ob Sie weinten.

Dame (tut so, als ob sie zwischen Tränen lächeln wollte): Doch, ich kenne Sie — Sie sind der berühmte General Buonaparte. (Sie gibt dem Namen eine deutlich italienische Aussprache: Buo-na-parr-te.

Napoleon (ärgerlich, mit französischer Aussprache): Bonaparte, Madame, — Bonaparte! . . . Die Papiere, wenn's gefällig ist!

Dame: Aber ich versichere Ihnen — (Er reißt ihr das Taschentuch heftig aus der Hand): Herr General! (Entrüstet.)

Napoleon (nimmt das andere Taschentuch aus seiner Brusttasche): Sie waren so liebenswürdig, meinem Leutnant eines Ihrer Taschentücher zu leihen, als Sie ihn beraubten. (Er betrachtet die beiden Taschentücher): Sie sind einander vollständig gleich. (Er riecht dazu): Derselbe Duft! (Er wirft beide auf den Tisch): Ich warte auf die Depeschen! Ich werde sie Ihnen, wenn Sie mich dazu zwingen, mit ebensowenig Umständen wegnehmen, wie dieses Taschentuch. (Das duftende Taschentuch taucht achtzig Jahre später in Viktorien Sardou's Drama „Dora" wieder auf.)

Dame (mit würdevollem Vorwurf): Herr General, bedrohen Sie wehrlose Frauen?

Napoleon (ungeschliffen): Ja!

Dame (verblüfft, sucht Zeit zu gewinnen): Aber ich begreife nicht — ich . . .

Napoleon: Sie begreifen sehr gut. Sie sind hierhergekommen, weil Ihre österreichischen Arbeitgeber darauf gerechnet haben, daß ich sechs Meilen weit von hier entfernt bin. Ich werde immer dort angetroffen, wo meine Feinde mich nicht erwarten. Sie sind in die Höhle des Löwen geraten. Kommen Sie, Sie sind eine kühne Frau — seien Sie auch eine vernünftige — ich habe keine Zeit zu verlieren — — die Papiere! (Er geht einen Schritt drohend vor.)

Dame (bricht in kindischer, ohnmächtiger Wut zusammen und wirft sich in Tränen auf den Stuhl, der vom Leutnant neben dem Tisch stehen gelassen wurde): Ich — und kühn! Wie wenig Sie wissen! Ich habe den Tag in Todesfurcht verbracht! Ich bekomme Brustschmerzen vor Herzklopfen bei jedem verdächtigen Blick und jeder drohenden Bewegung. Halten Sie jeden Menschen für so kühn, als Sie es sind? O, warum vollbringt Ihr kühnen Männer nicht auch die kühnen Taten? Warum überlaßt Ihr sie uns, die wir gar keinen Mut haben? Ich schrecke vor Gewalt zurück — Gefahr macht mich elend.

Digitized by Google

Napoleon (mit Interesse): Warum haben Sie sich denn in Gefahr begeben?

Dame: Weil es keinen andern Ausweg gab — ich konnte niemandem vertrauen. Und nun ist alles umsonst gewesen — alles, Ihretwegen, der keine Furcht kennt, weil er kein Herz hat, kein Gefühl, kein . . . (Sie hält inne und wirft sich auf die Kniee): O Herr General, lassen Sie mich gehen! Lassen Sie mich gehen, ohne weitere Fragen an mich zu stellen — Sie sollen Ihre Depeschen und Briefe haben — ich schwöre es!

Napoleon (seine Hand ausstreckend): Ja — ich warte darauf. (Sie schnappt Luft. Von seiner unbarmherzigen Schlagfertigkeit zur Verzweiflung gebracht, gibt sie es auf, ihn durch Schmeicheleien zu rühren, aber wie sie starr zu ihm aufblickt, sieht man klar, daß sie ihr Gehirn zermartert, um einen Ausweg zu finden und ihm zu entwischen. Er begegnet ihrem Blick mit unbeugsamer Entschlossenheit.)

Dame (erhebt sich endlich mit einem stillen kleinen Seufzer.) Ich will sie Ihnen holen, sie sind in meinem Zimmer. (Sie wendet sich zur Türe.)

Napoleon: Ich werde Sie begleiten, Madame.

Dame (wendet sich mit einer edlen Geberde bleidigten Zartgefühles um): Ich kann Ihnen nicht gestatten, mein Zimmer zu betreten, Herr General.

Napoleon: Dann werden Sie hierbleiben, Madame, während ich Ihr Zimmer nach meinen Papieren durchsuchen werde.

Dame (boshaft, ihren Plan offen aufgebend): Sie können sich die Mühe ersparen: dort sind sie nicht.

Napoleon: Nein; ich habe Ihnen schon gesagt, wo sie sind. (Zeigt auf ihre Brust.)

Dame (mit hübscher Kläglichkeit): Herr General, ich möchte nur einen kleinen Privatbrief behalten, nur einen einzigen — lassen Sie mir wenigstens diesen!

Napoleon (kalt und finster): Ist das eine vernünftige Bitte, Madame?

Dame (weil er nicht kurzweg abschlägt, ermutigt): Nein — aber gerade deshalb müssen Sie mir sie bewilligen. Sind Ihre eigenen Wünsche vernünftig? Sie verlangen tausende von Menschenleben für Ihre Siege, Ihren Ehrgeiz, Ihr Schicksal . . . und was ich verlange, ist eine solche Kleinigkeit! Und ich bin nur ein schwaches Weib, und Sie sind ein kühner Mann. (Sie sieht ihn mit Augen voll zärtlicher Bitten an und ist im Begriffe, ihm wieder zu Füßen zu fallen):

Napoleon (heftig): Lassen Sie das, lassen Sie das! (Er wendet sich schmollend ab und durchkreuzt das Zimmer, hält einen Augenblick inne, um über seine Schulter zu sagen): Sie sprechen Unsinn und Sie wissen es. (Sie erhebt sich und setzt sich, in beinahe teilnahmsloser Verzweiflung, auf das Sofa. Als er sich umwendet und sie dort erblickt, fühlt er, daß sein Sieg vollständig ist, und daß er sich jetzt zu einem kleinen Spiel mit seinem Opfer herbeilassen kann. Er kommt zurück und setzt sich neben sie. Sie sieht geängstigt auf und rückt ein wenig fort von ihm, aber ein Strahl wiederkehrender Hoffnung erglänzt in ihren Augen. Er beginnt wie Einer, der sich über einen heimlichen Scherz freut: Woher wissen Sie, daß ich kühn bin?

Dame (erstaunt): Sie! General Buonaparte! (Italienische Aussprache.)

Napoleon: Ja, ich — General Bonaparte! (Die französische Aussprache betonend.)

Dame: O, wie können Sie nur so fragen — Sie, der erst vor zwei Tagen an der Brücke bei Lodi stand, um ein Duell mit den Kanonen des jenseitigen Ufers auszufechten, während der Tod durch die Lüfte sauste! (Schaudernd): O, Sie vollbringen Heldentaten!

Napoleon: So wie Sie.

Dame: Ich? (Mit einem plötzlichen seltsamen Gedanken): O, Sie sind also ein Feigling?

Napoleon (lacht grimmig und schlägt auf seine Kniee): Das ist die einzige Frage, die Sie an einen Soldaten nie stellen dürfen. Der Korporal befragt den

Digitized by Google

Rekruten um seine Länge, sein Alter, seinen Atem, seine Knochen — aber niemals um seinen Mut. (Er steht auf und geht, in sich hineinkichernd, mit den Händen auf dem Rücken und vorgeneigtem Kopf, auf und ab.)

Dame (als ob sie nichts Lächerliches dabei finden könnte): Ah, Sie können sich über Furcht lustig machen . . . dann wissen Sie nicht, was Furcht ist.

Napoleon (hinter das Sofa tretend): Sagen Sie mir eines: Nehmen Sie an, daß Sie diesen Brief nur bekommen hätten können, wenn Sie vorgestern über die Brücke bei Lodi zu mir gekommen wären — nehmen Sie an, daß Sie keinen andern Weg gehabt hätten und daß dies ein sicherer Weg war — vorausgesetzt, daß die Kanonenkugeln Sie verschonten. (Sie schaudert und bedeckt ihre Augen einen Moment mit den Händen): Würden Sie Angst gehabt haben?

Dame: O fürchterliche Angst! tötliche Angst! (Sie preßt ihre Hände ans Herz): Die bloße Vorstellung schmerzt schon!

Napoleon (unbeugsam): Würden Sie wegen dieses Briefes gekommen sein?

Dame (überwältigt von dieser entsetzlichen Vorstellung): Fragen Sie mich nicht! Ich hätte kommen müssen!

Napoleon: Warum?

Dame: Weil ich gezwungen gewesen wäre. Weil es keinen andern Ausweg gegeben hätte!

Napoleon (mit Überzeugung): Weil Sie diesen Brief so sehr gewollt hätten, daß Sie, um ihn zu erlangen, jede Angst ertragen haben würden. Es gibt nur eine Schwäche, die allgemein ist: Angst. Von all den tausend Eigenschaften, die ein Mann haben mag, die einzige, die Sie sowohl beim jüngsten Tambour, als auch bei mir finden werden, ist Angst. Die Angst ist es, die die Menschen in den Kampf treibt: Gleichgiltigkeit macht, daß sie davonlaufen. Angst ist die Haupttriebfeder des Krieges — Angst! — Ich kenne die Angst wohl, besser als Sie, besser als irgend ein Weib. Ich sah einst, wie ein Regiment guter schweizer Soldaten vom pariser Mob masakriert wurde, weil ich Angst hatte einzugreifen. Ich fühlte mich als Feigling bis in die Fußspitzen, als ich dabei zusah. Vor sieben Monaten rächte ich meine Feigheit, indem ich diesen Mob mit Kanonenkugeln zu Tode knallte. Nun — was ist Angst? Hat Angst jemals einen Mann von irgend etwas, das er wirklich wollte, zurückgehalten, oder auch nur eine Frau? Niemals! — Kommen Sie mit mir, und ich will Ihnen zwanzigtausend Feiglinge zeigen, die jeden Tag dem Tod ins Auge schauen um den Preis eines Glases Branntwein. Und glauben Sie, daß es keine Frauen in der Armee gibt, die kühner sind als die Männer, weil ihr Leben weniger wert ist? Pah, ich halte garnichts — weder von Ihrer Angst noch von Ihrem Mut. Wenn Sie bei Lodi zu mir hätten kommen müssen, Sie würden keine Angst gehabt haben: einmal auf der Brücke, wäre vor der Notwendigkeit jedes andere Gefühl geschwunden — vor der Notwendigkeit, Ihren Weg an meine Seite zu finden, um zu bekommen, was Sie haben wollten. Und nun nehmen Sie an, daß Sie dies alles getan hätten, nehmen Sie an, daß Sie davongekommen wären mit jenem Brief in Ihrer Hand, und um die Erfahrung reicher, daß in der Stunde der Not Ihre Angst sich in Stärke, Kühnheit und eiserne Entschlossenheit verwandeln könnte, — wie würden Sie dann antworten, wenn Sie gefragt würden, ob Sie ein Feigling sind?

Dame (sich erhebend): Ah, Sie sind ein Held — ein wirklicher Held!

Napoleon: Pah! wirkliche Helden gibt es nicht. (Er schlendert durch das Zimmer, ihren Enthusiasmus leicht nehmend, aber durchaus nicht unzufrieden mit sich, ihn hervorgerufen zu haben.)

Dame: O ja — es gibt solche! Es ist ein Unterschied zwischen dem,

Digitized by Google

was Sie meinen Mut nennen und dem Ihrigen! Sie wollten die Schlacht bei Lodi für niemand andern als für sich selbst gewinnen — nicht wahr?

Napoleon: Selbstverständlich! (Sich plötzlich erinnernd): Nein, nein! (Er rafft sich ehrfürchtig zusammen und sagt wie ein Mann, der einen frommen Dienst verrichtet): Ich bin nur ein Diener der französischen Republik. Ich folge demütig den Fußtapfen der Helden des klassischen Altertums. Ich gewinne Schlachten für die Menschheit — für mein Land — nicht für mich!

Dame (enttäuscht): O, dann sind Sie doch auch nur ein weibischer Held. (Sie setzt sich wieder nieder, den Ellbogen auf die Lehne des Sofas, die Wange in die Hand gestützt; all ihre Begeisterung ist gewichen.)

Napoleon (höchst erstaunt): Weibisch?!

Dame (teilnahmslos): Ja, wie ich. (Mit tiefer Melancholie): Glauben Sie, daß, wenn ich jenen Brief nur für mich brauchte, daß ich mich dann Ihretwegen in eine Schlacht wagen würde? Nein! wenn das alles wäre, ich würde nicht einmal den Mut finden, Sie in Ihrem Hotel aufzusuchen. Mein Mut ist bloß Sklaverei. Ich weiß damit für meine eigenen Zwecke nichts anzufangen. Nur aus Liebe, aus Mitleid, aus dem Instinkt heraus, jemand andern zu retten und zu beschützen, kann ich Dinge tun, die mich entsetzen.

Napoleon (heftig): Pah! (Er wendet sich verächtlich von ihr fort.)

Dame: Aha! nun begreifen Sie, daß ich nicht wirklich mutig bin. (In schmollende Teilnahmslosigkeit zurückfallend): Aber was für ein Recht haben Sie, mich zu verachten, wenn Sie Ihre Schlachten auch nur für andere gewinnen? Für Ihr Land, aus Patriotismus — das ist es, was ich weibisch nenne: das ist der echte Franzose.

Napoleon (wütend): Ich bin kein Franzose!

Dame (unschuldig): Ich glaubte zu hören, daß Sie sagten, Sie hätten die Schlacht bei Lodi für Ihr Land gewonnen, General Bu .... Soll ich es französisch oder italienisch aussprechen?

Napoleon: Sie stellen meine Geduld auf eine harte Probe, Madame. Ich wurde als französischer Untertane geboren, aber nicht in Frankreich.

Dame (faltet ihre Arme am Rande des Sofas und stützt sich darauf mit einem deutlich aufflammenden Interesse): Ich glaube, Sie sind überhaupt nicht als Untertane geboren.

Napoleon (hocherfreut, beginnt einen neuen Spaziergang): Eh, eh! das glauben Sie, wirklich!

Dame: Ich bin davon durchdrungen!

Napoleon: Nun, nun, da mögen Sie vielleicht Recht haben. (Die Selbstgefälligkeit seines Tones erreicht sein eigenes Ohr. Er hält errötend inne und begibt sich in eine den Helden des klassischen Altertums nachgeahmte Stellung und nimmt einen höchst moralischen Ton an): Aber wir dürfen niemals ausschließlich nur für uns leben, liebes Kind. Vergessen Sie nie, daß wir immer an andere denken sollen, für andere arbeiten, um sie zu regieren und zu ihrem eigenen Besten zu lenken. Selbstaufopferung ist die Grundlage aller echten Charaktergröße.

Dame (gibt mit einem Seufzer ihre Stellung wieder auf): Sie sprechen so, weil Sie das selbst nie versucht haben, Herr General.

Napoleon (entrüstet, vergißt alles über Brutus und Scipio): Was wollen Sie mit diesen Worten sagen, Madame?

Dame: Haben Sie nicht beobachtet, daß die Menschen den Wert der Dinge, die sie nicht besitzen, immer überschätzen? Die Armen glauben, daß sie nichts als Reichtümer brauchten, um vollkommen glücklich und gut zu sein. Jedermann betet Wahrheit, Reinheit, Selbstlosigkeit aus dem einzigen Grunde an, — weil er auf diesen Gebieten keine eigenen Erfahrungen hat. O, wenn sie nur wüßten!

Digitized by Google

Napoleon (mit ärgerlicher Verhöhnung): Wenn sie nur wüßten —? Ich bitte Sie, wissen Sie's vielleicht?

Dame (streckt ihre Arme aus und faltet die Hände über den Knieen, gerade vor sich hinblickend): Ja, ich hatte das Unglück, gut auf die Welt zu kommen. (Einen Augenblick zu ihm aufschauend): Und ich kann Ihnen versichern, es ist ein Unglück, Herr General. Ich bin wirklich wahrheitsliebend und selbstlos und alles, was dazu gehört, aber das ist nichts als Feigheit, Mangel an Charakter, Mangel an Mut, stark, echt und sich selbst treu zu sein.

Napoleon: Ha! (Wendet sich rasch zu ihr um, mit einem Aufleuchten starken Interesses.)

Dame (ernst, mit wachsendem Enthusiasmus): Was ist das Geheimnis Ihrer Macht? Nur, daß Sie selbst an sich glauben. Sie können nur für sich fechten und siegen — für niemand sonst. Sie haben keine Angst vor Ihrem eigenen Schicksal, Sie zeigen uns, daß wir alles erreichen könnten, wenn wir den Willen und den Mut dazu hätten, und das (plötzlich vor ihm auf die Kniee fallend) ist der Grund, warum wir Sie alle anzubeten beginnen. (Sie küßt seine Hände.)

Napoleon (in Verlegenheit): Aber — aber — bitte, erheben Sie sich, Madame!

Dame: Weisen Sie meine Huldigung nicht zurück, Sie haben ein Recht darauf — Sie werden einst als Kaiser über Frankreich herrschen. — —

Napoleon (rasch): Nehmen Sie sich in Acht, das ist Hochverrat!

Dame (darauf bestehend): Jawohl — als Kaiser über Frankreich — dann über Europa — vielleicht über die ganze Welt . . . Ich bin nur die erste, die Ihnen Untertanentreue schwört. (Küßt wieder seine Hand): Mein Kaiser!

Napoleon (hebt sie überwältigt auf): Ich bitte Sie — nein, nein, Kind, das ist Wahnsinn! Kommen Sie, beruhigen Sie sich! (Sie streichelnd): So, so, liebes Kind!

Dame (mit Glückstränen kämpfend): Ja, ich weiß, daß es unverschämt ist, Ihnen Dinge zu sagen, die Sie viel besser als ich wissen müssen. Aber Sie sind mir nicht böse — nicht wahr, nein?

Napoleon: Böse? Nein, nein, nicht im geringsten, nicht im geringsten! Kommen Sie, Sie sind ein sehr interessantes, gefühlvolles, kleines Frauchen. (Er streichelt ihre Wangen): Wollen wir Freunde sein?

Dame (hingerissen): Freunde! Sie wollen mir gestatten, Ihre Freundin zu sein? Oh! (Sie reicht ihm ihre beiden Hände mit einem strahlenden Lächeln): Sie sehen, ich beweise Ihnen mein Vertrauen.

Napoleon (mit einem Wutschrei und blitzenden Augen): Was?!

Dame: Was ist geschehen?

Napoleon: Ihr Vertrauen! damit ich Ihnen dafür mein Vertrauen schenke und Ihnen gestatte, mir mit meinen Depeschen davonzugehen — was? Ah, Dalila, Dalila! Sie haben Ihre Künste an mir versucht, und ich war ein ebensogroßer Einfaltspinsel als mein Esel von einem Leutnant. (Er geht drohend auf sie los): Geben Sie die Depeschen — schnell! Ich lasse jetzt nicht mehr mit mir spaßen!

Dame (um das Sofa herumfliehend): Herr General —

Napoleon: Ich sage Ihnen — rasch! (Er geht gelenkig durch die Mitte des Zimmers und vertritt ihr den Weg, als sie sich gegen den Weingarten wenden will.)

Dame (setzt sich zur Wehr, ihm die Stirne bietend): Wie können Sie es wagen, in diesem Tone mit mir zu sprechen?

Napoleon: Wagen?!

Dame: Ja — wagen! Wer sind Sie, daß Sie sich herausnehmen dürfen, mit mir auf so grobe Weise zu verfahren? O, der niedrig geborene, gemeine, korsische Abenteurer tritt sehr leicht bei Ihnen zutage.

Digitized by Google

Napoleon (außer sich): Sie Teufelin Sie! — (Wild): Zum letzten Mal: Wollen Sie mir die Papiere geben oder soll ich sie Ihnen entreißen? — mit Gewalt!

Dame (ihre Hände sinken lassend): Ja, entreißen Sie sie mir — mit Gewalt! (Während er sie anstarrt wie ein sprungbereiter Tiger, kreuzt sie in Märtyrerstellung ihre Arme über der Brust. Diese Geste und Pose wecken augenblicklich Napoleons theatralischen Instinkt. Er vergißt seine Wut, um ihr zu zeigen, daß er ihr auch im Komödienspielen gewachsen ist. Er läßt sie einen Augenblick in Erwartung, dann hellt sich sein Gesicht plötzlich auf, er legt seine Hände mit herausfordernder Kälte auf den Rücken, sieht an ihr ein paarmal hinauf und hinab, nimmt eine Prise Schnupftabak, wischt seine Finger sorgfältig ab und steckt sein Taschentuch ein. Ihre heroische Pose wird indessen immer lächerlicher.)

Napoleon (endlich): Nun?

Dame (verlegen, aber die Arme noch immer in Ergebung gekreuzt): Nun, was wollen Sie beginnen?

Napoleon: Ihre Pose verderben!

Dame: Sie Tier! (Ihre Stellung aufgebend, geht sie an das Sofaende, wendet sich mit dem Rücken dagegen, lehnt sich an und sieht ihm, mit den Händen auf dem Rücken, ins Gesicht.)

Napoleon: So ist's besser. Nun hören Sie mir zu. Sie gefallen mir — und was mehr ist, ich schätze Ihre Achtung.

Dame: Dann schätzen Sie, was Sie nicht besitzen.

Napoleon: Ich werde sie gleich besitzen. Hören Sie: gesetzt den Fall, ich würde mir erlauben, mich vom Respekte, den ich Ihrem Geschlechte schuldig bin, von Ihrer Schönheit, Ihrem Heldentum und von allem übrigen überreden zu lassen, nehmen Sie an, daß — obwohl nichts als solch sentimentaler Kram zwischen diesen Muskeln und jenen mir so wichtigen Papieren, die Sie bei sich haben, stünde, — nehmen Sie an, daß ich mit der Beute vor meinen Augen mit leeren Händen wegstolpern würde, — oder, was noch ärger wäre, daß ich meine Schwäche zu verdecken suchte, indem ich den großen Helden spielte und Ihnen die Vergewaltigung ersparte, die ich noch nicht gewagt habe, — würden Sie mich nicht aus Ihrer tiefsten weiblichen Seele verachten? Würde irgend eine Frau so dumm sein? Nun, — Bonaparte kann zeigen, daß er auch dieser Lage gewachsen ist und wenn nötig unmännlich handeln darf. Verstehen Sie mich? (Ohne ein Wort zu sprechen, steht die Dame aufrecht und nimmt ein Paket mit Briefen aus den Brustfalten ihres Kleides. Einen Moment hat sie das Verlangen, sie ihm ins Gesicht zu werfen, aber ihre gute Erziehung hält sie davon ab, sich auf gemeine Weise Luft zu machen. Sie überreicht sie ihm höflich und wendet bloß den Kopf dabei ab. Im Augenblick, da er sie nimmt, eilt sie an die entgegengesetzte Seite des Zimmers, bedeckt ihr Gesicht mit den Händen und setzt sich, mit dem Rücken gegen Napoleon auf den Stuhl.)

Napoleon (sich an den Papieren weidend): Ah! so ist's recht, so ist's recht! (Bevor er sie öffnet, blickt er nach ihr hin und sagt): Sie entschuldigen . . . . (Er bemerkt, daß sie ihr Gesicht verdeckt hat): Sehr böse auf mich — wie? (Er bindet das Paket auf, dessen Siegel schon erbrochen sind, legt es auf den Tisch, um seinen Inhalt zu untersuchen.)

Dame (ruhig, nimmt ihre Hände herab und zeigt, daß sie nicht weint, sondern bloß nachdenkt): Nein, Sie hatten recht — aber sie tun mir leid.

Napoleon (hält in der Tätigkeit, das oberste Papier vom Paket zu entfernen, ein): Ich tue Ihnen leid — warum?

Dame: Ich werde nun Zeuge sein, wie Sie Ihre Ehre verlieren.

Napoleon: Hm . . . ist das alles? (Er nimmt das Papier ab.)

Dame: Und Ihr Glück.

Napoleon: Glück, meine Liebe, ist mir das langweiligste Ding von der Welt. Wäre ich, was ich bin, wenn ich mich um Glück scheeren würde? Sonst noch etwas?

Digitized by Google

Dame: Nichts — (Er unterbricht sie mit einem Ausruf der Befriedigung. Sie setzt ruhig fort): als daß Sie eine sehr komische Figur in den Augen Frankreichs abgeben werden.

Napoleon (rasch): Was?! (Die Hand, welche die Papiere hält, fällt unwillkürlich herab. Die Dame blickt ihn rätselhaft an und verharrt in ruhigem Schweigen. Er wirft die Papiere hin und bricht in Verwünschungen aus): Was meinen Sie damit — wie? Beginnen Sie Ihre Kunststücke von neuem? Glauben Sie, daß ich nicht weiß, was diese Papiere enthalten? . . . Ich will es Ihnen sagen. Erstens die Verständigung von Beaulieu's Rückzug . . . er hat ja nur die Wahl zwischen zwei Dingen, die er tun kann, dieser Idiot! Entweder sich in Mantua einschließen oder die Neutralität Venedigs durch die Einnahme von Peschiera vergewaltigen. Sie sind einer von den Spionen seines alten Ledergehirnes. Er hat entdeckt, daß er verraten wurde, und hat Sie ausgesandt, um diese Nachricht um jeden Preis zu vereiteln. Als wenn ihn das vor mir retten könnte, den alten Herren! Die andern Papiere enthalten nur meine gewöhnliche pariser Korrespondenz, über die Sie nichts wissen.

Dame (rasch und geschäftsmäßig): Herr General, lassen Sie uns ehrlich teilen: nehmen Sie die Nachrichten, die Ihnen Ihre Spione über die österreichische Armee gesandt haben, und geben Sie mir die pariser Korrespondenz — das soll mir genügen.

Napoleon (verwirrt über die Ruhe dieses Vorschlages): Ehrlich tei . . . . . (Er schnappt nach Luft): Mir scheint, Madame, daß Sie meine Briefe als Ihr rechtmäßiges Eigentum betrachten, dessen ich Sie zu berauben versuche!

Dame (ernst): Nein, bei meiner Ehre, ich verlange keinen Ihrer Briefe — nicht ein Wort, das von Ihnen oder an Sie geschrieben wurde. Dieses Paket enthält einen gestohlenen Brief, einen Brief, den eine Frau einem Manne geschrieben hat, einem Manne, der nicht ihr Gatte ist, — einen Brief, der Schande, Infamie bedeutet — —

Napoleon: Einen Liebesbrief?

Dame (bitter): Was sonst als ein Liebesbrief könnte so viel Haß zur Folge haben?

Napoleon: Warum wurde er an mich gesandt? Um den Gatten in meine Gewalt zu geben — was?

Dame: Nein, nein — er kann Ihnen in keiner Weise nützlich sein. Ich schwöre Ihnen, daß es Sie nichts kosten wird, wenn Sie ihn mir geben. Er wurde Ihnen aus reiner Bosheit zugesandt — einzig und allein, um die Frau, die ihn geschrieben hat, zu kompromittieren.

Napoleon: Warum hat man ihn nicht ihrem Mann geschickt? Was soll ich damit?

Dame (vollkommen erschöpft): O! (Sie sinkt in den Stuhl zurück): Ich . . . weiß es nicht. (Sie bricht zusammen.)

Napoleon: Aha! ich dacht' es gleich, — ein kleiner Roman, um die Papiere zurückzubekommen. (Er wirft das Paket auf den Tisch und mißt sie mit cynisch guter Laune): Per bacco, kleine Frau! ich kann nicht umhin, Sie zu bewundern! Wenn ich so zu lügen verstünde wie Sie, ich könnte mir viele Unannehmlichkeiten ersparen.

Dame (die Hände ringend): O, wie ich wünschte, daß ich Ihnen wirklich blos eine Lüge erzählt hätte, dann würden Sie mir ja glauben! Die einzige Sache, die niemand glauben will, ist die Wahrheit.

Napoleon (mit roher Vertraulichkeit, behandelt sie, als ob sie eine hergelaufene Person wäre): Ausgezeichnet, ausgezeichnet! (Er legt seine Hände hinter sich auf den Tisch und stützt sich darauf; dann setzt er sich mit in die Seite gestemmten Armen und weit

Digitized by Google

von sich gestreckten Beinen): Kommen Sie! In meiner Vorliebe für Romane bin ich ein echter Corse! Aber ich könnte sie besser erzählen als Sie, wenn ich mir's angelegen sein ließe. Wenn man Sie aber wieder einmal fragen sollte, warum man einen Brief, der eine Frau kompromittiert, nicht ihrem Gatten schicken soll, dann antworten Sie einfach: Weil ihn der Gatte nicht lesen würde. — Oder bilden Sie sich ein, Sie kleine Unschuld, daß ein Ehemann von der öffentlichen Meinung gezwungen zu werden wünscht, eine Szene zu machen, ein Duell auszufechten, infolge eines Skandales seinen Haushalt aufzugeben, seine Carrière zu zerstören, wenn er all das verhindern kann, indem er sich hütet, etwas zu wissen?

Dame (empört und angewidert): Und wenn dieses Paket einen Brief über Ihre eigene Frau enthielte?

Napoleon (beleidigt, den Tisch verlassend): Sie werden unverschämt, Madame!

Dame (demütig): Verzeihen Sie mir — Cäsars Frau ist über jeden Argwohn erhaben.

Napoleon (mit behutsamer Überlegenheit): Sie haben eine Indiskretion begangen — ich verzeihe Ihnen. In Zukunft erlauben Sie sich aber nicht, wirkliche Personen in Ihre Romane einzuführen.

Dame (höflich eine Rede mißachtend, die ihr nur eine Vernachlässigung der guten Manieren bedeutet, erhebt sich, um an den Tisch zu gehen): Herr General, — es ist wirklich der Brief einer Frau darunter. (Auf das Paket zeigend): Geben Sie ihn mir.

Napoleon (mit einer heftigen Bewegung, die verhindern soll, daß sie den Briefen zu nahe kommt): Warum?

Dame: Er ist von einer alten Freundin, wir waren zusammen in der Schule; sie hat mir geschrieben und mich angefleht zu verhindern, daß der Brief in Ihre Hände falle.

Napoleon: Warum wurde er mir geschickt?

Dame: Weil er den Direktor Barras kompromittiert.

Napoleon: (die Stirne runzelnd, sichtlich erregt): Barras? (Stolz): Nehmen Sie sich in acht, Madame, der Direktor Barras ist mein treuer, persönlicher Freund.

Dame (nickt unerschütterlich): Ja — Ihr wurdet durch Ihre Frau befreundet.

Napoleon: Schon wieder! Habe ich Ihnen nicht verboten, von meiner Frau zu sprechen? (Sie fährt fort, ihn neugierig anzublicken, ohne den Tadel zu beachten. Mehr und mehr erregt, läßt er seine hochmütige Art fallen, die ihn selbst etwas ungeduldig gemacht hat, und sagt argwöhnisch, mit leiser Stimme): Wer ist diese Frau, mit der Sie so tief sympathisieren?

Dame: O, Herr General, wie könnte ich Ihnen das sagen?!

Napoleon (übellaunig, beginnt er wieder ärgerlich verwundert auf- und abzugehen): Ja, ja — die eine hilft der Anderen — Ihr Weiber seid alle gleich!

Dame (entrüstet): Wir sind durchaus nicht alle gleich — nicht mehr, als Ihr es seid! Glauben Sie, daß ich auch fähig wäre, wenn ich einen andern als meinen Mann liebte, weiter mit diesem zu leben, oder mich fürchten würde, ihm oder der ganzen Welt alles zu sagen? Aber diese Frau ist nicht aus solchem Stoff geschaffen — sie beherrscht die Männer, indem sie sie betrügt und verächtlich): sie lieben das und lassen sich von ihr regieren. (Sie setzt sich wieder nieder, mit dem Rücken gegen ihn.)

Napoleon (sich um sie nicht bekümmernd): Barras! Barras! (Wendet sich drohend

Digitized by Google

gegen sie, sein Gesicht verdunkelt sich): Nehmen Sie sich in Acht! nehmen Sie sich in Acht — hören Sie! Sie könnten zu weit gehen!

Dame (ihm unschuldig ihr Gesicht zuwendend): Was haben Sie?

Napoleon: Auf wen spielen Sie an? Wer ist diese Frau?

Dame (begegnet seinem ärgerlich forschenden Anstarren mit ruhiger Gleichgiltigkeit und bleibt, zu ihm aufsehend, mit übereinandergelegten Knieen sitzen und läßt den rechten Arm leicht die Lehne des Stuhls entlang ruhen): Ein eitles, dummes, verschwenderisches Geschöpf, das einen sehr fähigen und ehrgeizigen Mann hat, der sie durch und durch kennt — der weiß, daß sie ihn über ihr Alter, ihr Einkommen, ihre soziale Stellung, über alles, worüber dumme Frauen Lügen erzählen, belogen hat, — der weiß, daß sie unfähig ist, irgend einem Prinzip oder irgend einer Person treu zu sein und doch nicht umhin kann, sie zu lieben, — dessen männlicher Instinkt ihm sogar erlaubt, sie zu benützen, um mit ihrer Hilfe durch Barras vorwärtszukommen.

Napoleon (mit kaltem, wütend verstohlenem Geflüster): Das ist Ihre Rache, Sie Katze, weil Sie mir die Briefe ausfolgen mußten!

Dame: Unsinn! Oder halten Sie sich selbst für so einen Menschen?

Napoleon (außer sich, schlingt die Hände auf dem Rücken ineinander, seine Finger zucken, und er sagt, während er aufgeregt von ihr fort zum Kamin geht): Dieses Weib wird mich noch um den Verstand bringen! (Zu ihr): Gehen Sie!

Dame (bleibt unbeweglich sitzen): Nicht ohne jenen Brief.

Napoleon: Ich sage Ihnen, daß Sie gehen sollen! (Er geht vom Kamin bis gegen den Weingarten und wieder zurück an den Tisch): Sie werden keinen Brief bekommen — Sie gefallen mir nicht! Sie sind ein unausstehliches Frauenzimmer und häßlich wie der leibhaftige Satan! Ich lasse mich nicht von fremden Weibern belästigen! Machen Sie, daß Sie fortkommen! (Er wendet ihr den Rücken zu. Sie stützt ihre Wange in die Hand und lacht stillvergnügt über ihn. Er wendet sich wieder um, ihr ärgerlich nachahmend): Hahaha! Worüber lachen Sie?

Dame: Über Sie, Herr General. Ich habe schon oft Menschen Ihres Geschlechtes aufgebracht und sich wie Kinder benehmen gesehen, aber ich habe das noch nie zuvor an einem wirklich großen Manne beobachtet.

Napoleon (brutal, ihr die Worte ins Gesicht schleudernd): Pah! Schmeichelei! Schmeichelei! plumpe, unverschämte Schmeichelei.

Dame (springt mit jähem Erröten auf): O, Sie gehen zu weit! Behalten Sie Ihre Briefe, lesen Sie darin die Geschichte Ihrer eigenen Entehrung, und möge sie Ihnen gut bekommen! Leben Sie wohl! (Sie geht entrüstet zur Türe.)

Napoleon: Meine eigene —! Bleiben Sie! Kommen Sie! Ich befehle Ihnen zu bleiben! (Sie mißachtet stolz seinen wilden, befehlshaberischen Ton und setzt den Weg zur Türe fort. Er springt auf sie zu, faßt sie beim Handgelenk und zerrt sie zurück): Jetzt werden Sie mir sagen, was Sie meinen . . . erklären Sie sich! Erklären Sie, sage ich Ihnen, oder —! (Bedroht sie. Sie sieht ihn mit unbeugsamer Herausforderung an.) Rrr! Sie hartnäckiger Teufel Sie! warum wollen Sie eine höfliche Frage nicht beantworten?

Dame (durch seine Heftigkeit tief verletzt): Warum fragen Sie mich? Sie haben ja die Erklärung.

Napoleon: Wo?

Dame (auf den Tisch mit den Briefen zeigend): Dort! Sie brauchen blos zu lesen. (Er reißt das Paket auf, zögert, sieht sie argwöhnisch an und wirft es wieder hin.)

Napoleon: Sie scheinen die Sorge um die Ehre Ihrer alten Freundin vergessen zu haben?

Dame: Jetzt läuft sie keine Gefahr mehr: sie kennt ihren Mann vollkommen.

Digitized by Google

Napoleon: Dann soll ich den Brief also lesen? (Er streckt seine Hand aus, als ob er das Paket wieder aufgreifen wollte, den Blick auf sie gerichtet.)

Dame: Ich sehe nicht, wer Sie jetzt noch hindern könnte, ihn zu lesen. (Er zieht seine Hand sofort zurück.) O! fürchten Sie sich nicht, Sie werden mancherlei interessante Dinge darin finden.

Napoleon: Zum Beispiel?

Dame: Zum Beispiel: ein Duell — mit Barras, einen aufgelassenen Haushalt, einen öffentlichen Skandal, eine zerstörte Carrière — allerlei interessante Neuigkeiten!

Napoleon: Hm! (Er sieht sie an, nimmt das Paket und betrachtet es, spitzt die Lippen und wiegt es in der Hand, sieht sie dann wieder an, nimmt das Paket in seine linke Hand und dreht es nach rückwärts, während er seine rechte erhebt, um sich auf dem Hinterkopf zu kratzen. Dann wendet er sich um und geht an die Schwelle des Weingartens, wo er einen Augenblick stehen bleibt, und in tiefe Gedanken versunken, nach den Weinreben blickt. Die Dame beobachtet ihn schweigend, mit einiger Geringschätzung. Plötzlich kommt er wieder zurück, voll Kraft und Entschlossenheit.) Ich will Ihre Bitte erfüllen, Madame. Ihr Mut und Ihre Entschlossenheit verdienen einen Erfolg. Nehmen Sie die Briefe, für die Sie so gut gekämpft haben, und erinnern Sie sich daran, daß Sie den niedrig geborenen, gemeinen korsischen Abenteurer nach der gewonnenen Schlacht ebenso großmütig gefunden haben, als er vor derselben unbarmherzig war. (Er bietet ihr das Paket an.)

Dame (ohne es zu nehmen, ihn hart anblickend): Ich frage mich, was Sie jetzt im Schilde führen. (Er wirft das Paket wütend auf den Boden.) Aha! mir scheint, diesmal habe ich eine Pose verdorben. (Sie macht ihm eine hübsche nachahmende Verbeugung.)

Napoleon (hebt die Briefe wieder auf): Wollen Sie diese Briefe nehmen und dann gehen! (Geht auf sie los und will sie ihr aufdrängen.)

Dame (um den Tisch herum entwischend): Nein! ich will Ihre Briefe nicht.

Napoleon: Vor zehn Minuten hätte Ihnen nichts anderes genügen können.

Dame (den Tisch sorgfältig zwischen ihm und sich haltend): Vor zehn Minuten hatten Sie mich noch nicht über alles Ertragen beleidigt.

Napoleon: Dann . . . (Seine Wut hinunterwürgend.) dann bitte ich Sie um Verzeihung.

Dame (kühl): Ich danke. (Er bietet ihr mit gezwungener Höflichkeit das Paket über den Tisch an; sie tritt einen Schritt zurück, aus seiner Erreichbarkeit, und sagt.) Aber wollen Sie denn nicht mehr wissen, ob die Österreicher in Mantua oder in Peschiera stehen?

Napoleon: Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich meine Feinde ohne die Mithilfe von Spionen zu besiegen weiß, Madame!

Dame: Und den Brief — wollen Sie den nicht lesen?

Napoleon: Sie haben gesagt, daß er nicht an mich adressiert ist — ich habe nicht die Gewohnheit, anderer Leute Briefe zu lesen. (Er bietet ihr das Paket abermals an.)

Dame: Wenn dem so ist, dann ist dagegen, daß Sie ihn behalten, gewiß nichts einzuwenden. Alles, was ich wollte, war: zu verhindern, daß Sie ihn lesen. (Heiter) Guten Abend, Herr General! (Sie wendet sich kühl nach der Türe.)

Napoleon (das Paket ärgerlich auf das Sofa werfend): Himmel, gib mir Geduld! (Er pflanzt sich entschlossen vor Türe auf und verstellt ihr so den Weg.) Fehlt Ihnen jeder Sinn für persönliche Gefahr, oder gehören Sie zu jenen Frauen, die es lieben, schwarz und blau geschlagen zu werden?

Dame: Ich danke schön, Herr General — das müßte zweifellos eine sehr reizvolle Sensation sein, aber ich verzichte lieber darauf. Ich will einfach nach

Digitized by Google

Hause gehen, das ist alles. Ich war arglistig genug, Ihre Depeschen zu stehlen, aber Sie haben sie zurückbekommen und haben mir verziehen, weil (seinen rhetorischen Ausfall liebenswürdig wiederholend). Sie nach der gewonnenen Schlacht ebenso großmütig sind, als Sie vor derselben unbarmherzig waren. Wollen Sie mir nicht Lebewohl sagen? (Sie reicht ihm süß die Hand.)

Napoleon (das Entgegenkommen mit einer Geberde maßloser Wut zurückweisend, öffnet die Türe und ruft wütend): Guiseppe! (Lauter.) Guiseppe! (Er schlägt die Türe zu und kommt in die Mitte des Zimmers. Die Dame geht etwas gegen den Weingarten zu, um ihm auszuweichen.)

6. Szene.

Giuseppe, die Vorigen.

Giuseppe (erscheint an der Tür): Exzellenz befehlen?

Napoleon: Wo ist der Narr?

Giuseppe: Der Herr Leutnant hat, wie Exzellenz befohlen haben, ein gutes Essen bekommen, und erweist mir nun die Ehre, mit mir zu würfeln, um sich die Zeit zu vertreiben.

Napoleon: Schicken Sie ihn her — bringen Sie ihn herein — und kommen Sie mit ihm. (Giuseppe läuft mit ruhiger Bereitwilligkeit hinaus. Napoleon wendet sich zu der Dame und sagt dabei barsch.) Ich muß Sie bitten, noch einige Augenblicke länger hierzubleiben, Madame. (Er geht zum Sofa. Sie schreitet von der entgegengesetzten Seite des Zimmers an das Buffet, lehnt sich dagegen und beobachtet ihn. Er nimmt das Paket vom Sofa und knöpft es sorgfältig in seine Brusttasche, während er sie dabei mit einem Ausdruck betrachtet, der besagen soll, daß sie den Zweck seines Vorgehens bald herausfinden und nicht gerne sehen werde. Es wird nichts mehr gesagt, bis der Leutnant hereinkommt. Giuseppe folgt ihm, und bleibt bescheiden dienernd vor dem Tische stehen. Der Leutnant, ohne Kappe, ohne Degen und ohne Handschuhe und infolge seiner Mahlzeit in viel besserer Laune und besserem Zustande, wählt die Seite des Zimmers, auf welcher die Dame steht, und wartet sehr behaglich bis Napoleon beginnt.

7. Szene.

Leutnant, die Vorigen.

Napoleon: Herr Leutnant!

Leutnant (ermutigend): Herr General.

Napoleon: Ich kann diese Dame nicht dazu bewegen, mir viel Aufklärungen zu geben, aber es besteht kein Zweifel mehr darüber, daß der Mann, der Ihnen Ihre Botschaften abgeschwindelt hat, wie sie es bereits zugab, ihr Bruder ist.

Leutnant (triumphirend): Was habe ich Ihnen gesagt?!

Napoleon: Sie müssen diesen Menschen finden, Ihre Ehre steht auf dem Spiel, und der Ausgang des Feldzuges, das Schicksal Frankreichs — Europas — der Menschheit vielleicht, mag von den Mitteilungen abhängen, die jene Depeschen enthalten.

Leutnant: Ja, mir scheint, sie sind wirklich ziemlich wichtig. (Als ob er kaum vorher daran gedacht hätte.)

Digitized by Google

Napoleon (energisch): Sie sind so wichtig, Herr Leutnant, daß ich Sie in Gegenwart Ihres Regiments degradieren werde, wenn Sie diese Depeschen nicht wiederfinden.

Leutnant: Uh! ich kann Ihnen versichern, daß dem Regimente das wenig Spaß machen wird.

Napoleon: Persönlich bedaure ich Sie; ich würde die Sache, wenn das möglich wäre, gerne beilegen. Aber ich werde zur Rechenschaft gezogen werden, wenn ich nicht nach den Depeschen handle — ich werde der ganzen Welt beweisen müssen, daß ich sie niemals bekommen habe. Was auch immer für Folgen das für Sie haben mag — es tut mir leid, aber Sie sehen, ich kann mir nicht helfen.

Leutnant (gutmütig): O, nehmen Sie sich die Sache nicht zu Herzen, Herr General, Sie sind wirklich zu gütig. Was mir auch zustoßen sollte, ich werde schon irgendwie durchkommen, und wir werden die Österreicher für Sie schlagen — mit oder ohne Depeschen! Ich hoffe, Sie werden nicht darauf bestehen, daß ich zur Treibjagd nach diesem Burschen sofort aufbreche. Ich habe ja keine Ahnung, wo ich ihn suchen soll.

Giuseppe (verehrungsvoll): Sie vergessen, Herr Leutnant, — er hat Ihr Pferd.

Leutnant (starr): Daran hab' ich ganz vergessen. (Entschlossen): Ich werde nach ihm fahnden, Herr General, ich werde dieses Pferd, wenn es irgendwo in Italien lebt, aufstöbern, und ich werde die Depeschen nicht vergessen — seien Sie unbesorgt! Gehen Sie, Giuseppe, und satteln Sie eines Ihrer schäbigen alten Postkutschpferde, während ich meine Kappe, meinen Degen und die übrigen Sachen hole, — schnell, marsch! fort mit Ihnen! (Stößt ihn hinaus.)

Giuseppe: Sofort, Herr Leutnant, sofort! (Er verschwindet im Weingarten, den der Sonnenuntergang rötet.)

Leutnant (auf dem Wege nach der Tür um sich blickend): Da fällt mir ein, Herr General, habe ich Ihnen meinen Degen gegeben oder nicht? O, ich erinnere mich jetzt — (Aufwallend): Das kommt davon, wenn man einen Menschen in Arrest setzt! Man weiß dann nie, wo man seine sieben Sachen gelassen .... (Er schwänzt sich aus dem Zimmer.)

8. Szene.

Napoleon, die fremde Dame.

Dame (noch vor dem Buffet): Was soll das alles bedeuten, Herr General?

Napoleon: Er wird Ihren Bruder nicht finden.

Dame: Selbstverständlich nicht, weil ich keinen habe.

Napoleon: Die Depeschen werden unwiederbringlich verloren sein.

Dame: Unsinn! sie sind in Ihrer Rocktasche.

Napoleon: Sie werden einsehen, daß es schwer halten wird, diese abenteuerliche Sache zu beweisen. (Die Dame schaut auf; er fügt mit entschlossenem Pathos hinzu): Jene Papiere sind verloren.

Dame (ängstlich an die Kante des Tisches vorwärtsschreitend): Und deshalb soll die Carrière dieses unglücklichen Menschen geopfert werden?

Napoleon: Seine Carrière? Der Bursche ist das Schießpulver nicht wert, das er kosten würde, wenn ich ihn niederknallen ließe! (Er wendet sich zornig ab und geht zum Kamin, wo er der Dame den Rücken kehrt.)

Digitized by Google

Dame (gedankenvoll): Sie sind sehr hart. Männer und Frauen sind Ihnen nichts als Dinge, dazu da, benützt zu werden, selbst wenn sie bei der Benützung zugrunde gehen.

Napoleon (sich zu ihr wendend): Wer von uns beiden hat diesen Burschen zugrunde gerichtet — ich oder Sie? Wer hat ihm die Depeschen abgelockt? Haben Sie dabei an seine Carrière gedacht?

Dame (naiv bestürzt): Nein, daran habe ich nie gedacht! Es war brutal von mir — aber ich konnte nicht anders, nicht wahr? Wie hätte ich sonst die Papiere bekommen sollen? (Flehentlich): Herr General, Sie werden ihm die Schande ersparen!

Napoleon (bitter lachend): Retten Sie ihn, da Sie so klug sind! Sie waren es ja, die ihn ruiniert hat! (Mit wilder Betonung): Ich hasse schlechte Soldaten! (Er geht entschlossen durch den Weingarten hinaus; sie folgt ihm einige Schritte mit einer beschwörenden Gebärde, wird aber durch die Rückkehr des Leutnants aufgehalten, der mit Handschuhen und Kappe und umgegürtetem Degen marschbereit ist. Er durchschreitet die äußere Tür, als sie ihm in den Weg tritt.)

Dame: Herr Leutnant!

9. Szene.

Leutnant, die fremde Dame.

Leutnant (wichtig): Sie dürfen mich nicht aufhalten, die Pflicht ruft — Dienst ist Dienst, gnädige Frau.

Dame (flehentlich): O, Herr Leutnant, was wollen Sie meinem armen Bruder tun?

Leutnant: Lieben Sie ihn sehr?

Dame: Ich würde sterben, wenn ihm etwas zustieße — Sie müssen ihn verschonen! (Der Leutnant schüttelt düster den Kopf): Ja, ja, Sie müssen — Sie werden . . . Er darf noch nicht sterben! Hören Sie mich! Wenn ich Ihnen sage, wo er zu finden ist — wenn ich es unternehme, ihn als Gefangenen in Ihre Hände zu liefern, damit Sie ihn dem General Bonaparte übergeben können — wollen Sie mir dann als Offizier und Edelmann bei Ihrer Ehre schwören, nicht mit ihm zu kämpfen oder ihn auf irgend eine Weise schlecht zu behandeln?

Leutnant: Aber gesetzt den Fall, daß er mich angreift . . . er hat meine Pistolen!

Dame: Dazu ist er viel zu feige.

Leutnant: Davon bin ich durchaus nicht so überzeugt — der ist zu allem fähig.

Dame: Für den Fall, daß er Sie angreifen oder den leisesten Widerstand leisten sollte, gebe ich Ihnen Ihr Versprechen zurück.

Leutnant: Mein Versprechen? Ich habe noch nichts versprochen. — Unglaublich! Sie sind genau so gerieben wie Ihr Bruder. — Sie haben mich auch mittels der besseren Seite meiner Natur übervorteilen wollen. Und wie steht es mit meinem Pferde?

Dame: Es mag ein Teil unserer Abmachung sein, daß Sie Ihr Pferd und Ihre Pistolen zurückbekommen sollen.

Leutnant: Bei Ihrer Ehre?

Dame: Bei meiner Ehre! (Sie reicht ihm die Hand.)

Digitized by Google

Leutnant (erfaßt sie und hält sie fest): Abgemacht! Ich werde mit ihm sanft wie ein Lamm umgehen. — Seine Schwester ist wahrhaftig eine sehr hübsche Frau. (Er versucht, sie zu küssen.)

Dame (ihm entschlüpfend): O Herr Leutnant, Sie vergessen — es geht um Ihre Carrière — um das Schicksal Europas — der Menschheit vielleicht ....

Leutnant: Was scheert mich das Schicksal der Menschheit! (Ihr nachsetzend): Nur einen Kuß!

Dame (sich hinter den Tisch zurückziehend): Nicht, bevor Sie Ihre Offiziersehre wiedergewonnen haben. Bedenken Sie — noch ist mein Bruder nicht Ihr Gefangener!

Leutnant (verführerisch): Sie werden mir sagen, wo er ist — nicht wahr?

Dame: Ich brauche ihm nur ein vereinbartes Zeichen zu senden, und er wird in einer Viertelstunde hier sein.

Leutnant: Dann ist er also garnicht weit?

Dame: Nein — sogar ganz nahe. Warten Sie hier auf ihn; sobald er meine Botschaft bekommt, wird er sofort hierhereilen, um sich Ihnen zu ergeben — verstehen Sie jetzt?

Leutnant (außer Stande, das zu begreifen): Nun, die Sache ist zwar ein wenig kompliziert, aber ich hoffe, es wird schon alles in Ordnung sein.

Dame: Und jetzt, während Sie auf den Gefangenen warten, glauben Sie nicht, daß es besser wäre, Sie würden mit dem General die Bedingungen der Übergabe vereinbaren?

Leutnant: Sehen Sie, wie fürchterlich verwickelt die Sache ist! Was für Bedingungen?

Dame: Lassen Sie sich von ihm zusichern, daß er Ihre Soldatenehre als wiederhergestellt betrachten wird, sobald Sie ihm meinen Bruder ausgeliefert haben werden. Unter dieser Bedingung wird er alles versprechen, was Sie verlangen.

Leutnant: Das ist keine schlechte Idee, ich danke Ihnen. Ich glaube, das werde ich versuchen.

Dame: Tun Sie das. Und vor allem, Eins: Lassen Sie ihn ja nicht merken, wie klug Sie sind.

Leutnant: Ich verstehe: — er könnte eifersüchtig werden.

Dame: Sagen Sie ihm nichts anderes, als daß Sie entschlossen sind, meinen Bruder gefangen zu nehmen oder bei dem Versuche zugrunde zu gehen. Er wird Ihnen nicht glauben wollen — dann werden Sie meinen Bruder vorführen. . . .

Leutnant (unterbrechend, da er nun endlich das Komplott begreift): Und ihn auslachen! Nein, was für eine kluge, kleine Frau Sie sind! (Rufend.) Giuseppe!

Dame: Sch! Kein Wort zu Giuseppe über mich! (Sie legt ihren Finger auf die Lippen, er tut dasselbe; sie blicken einander warnend an; dann ändert sie mit einem entzückenden Lächeln die Geberde dahin, daß sie ihm einen Kuß zuwirft, und dann läuft sie durch die Wirtshaustüre hinaus. Elektrisiert, bricht er in kicherndes Frohlocken aus. Giuseppe kommt durch die äußere Türe zurück.)

10. Szene.

Giuseppe, Leutnant.

Giuseppe: Das Pferd ist bereit, Herr Leutnant.

Leutnant: Augenblicklich kann ich noch nicht fort. Gehen Sie und suchen Sie den General und sagen Sie ihm, daß ich ihn zu sprechen wünsche.

Digitized by Google

Giuseppe (den Kopf schüttelnd): Das ist ganz unmöglich, Herr Leutnant. In dieser bösen Welt kann ein General zwar um einen Leutnant schicken, aber ein Leutnant darf niemals um einen General senden.

Leutnant: Ah, Sie meinen, das würde ihm nicht passen. Nun, Sie haben vielleicht Recht. Man muß in diesen Dingen jetzt ungemein vorsichtig sein, seit wir eine Republik haben. (Da erscheint, vom Weingarten kommend, Napoleon, die Brust seines Rockes zuknöpfend, bleich und voll nagender Gedanken.)

11. Szene.

Napoleon, die Vorigen.

Giuseppe (der sich der Nähe Napoleons nicht bewußt ist): Sehr richtig, Herr Leutnant, sehr richtig! Ihr seid jetzt in Frankreich alle wie die Wirte: Ihr müßt gegen jedermann höflich sein.

Napoleon (seine Hand auf Giuseppes Schulter legend): Und das nimmt der Höflichkeit ihren ganzen Wert — nicht wahr?

Leutnant: Ah, da ist mein Mann! — Herr General, gesetzt den Fall, daß ich Ihnen den Burschen stelle —

Napoleon (mit ironischem Ernst): Sie werden ihn mir nicht stellen, mein Freund!

Leutnant: Aha! das glauben Sie — aber Sie werden schon sehen, warten Sie nur ab! Wenn ich ihn aber doch fangen und Ihnen übergeben sollte, werden Sie dann ausrufen: Wir sind quitt!? Werden Sie dann die Geschichte von der Degradierung in Gegenwart meines Regimentes fallen lassen? Nicht bloß meinetwegen, — aber kein Regiment läßt sich gerne dem Gelächter der anderen Regimenter preisgeben.

Napoleon (ein kalter Schimmer von Humor streicht bleich über sein düsteres Gesicht): Was sollen wir mit diesem Offizier beginnen, Giuseppe, — alles, was er sagt, ist falsch.

Giuseppe (sofort): Machen Sie ihn zum General, Exzellenz, und dann wird alles, was er sagt, richtig sein.

Leutnant (brüllend): Haha! (Er wirft sich in Ekstase auf das Sofa, um den Scherz zu genießen.)

Napoleon (lacht und nimmt Giuseppe bei einem Ohr): Sie werden hinausgeworfen werden, Giuseppe. (Er setzt sich und stellt Giuseppe vor sich hin, wie ein Schulmeister seinen Schüler.) Soll ich Sie mit mir nehmen und einen Mann aus Ihnen machen?

Giuseppe (schüttelt wiederholt rasch den Kopf): Nein, ich danke Ihnen, Herr General. Mein ganzes Lebenlang haben Leute vergeblich aus mir einen Mann zu machen versucht. Als ich ein Knabe war, wollte unser guter Pastor einen Mann aus mir machen, indem er mich lesen und schreiben lehrte; dann wollte der Organist zu Melegnano einen Mann aus mir machen, indem er mich im Notenlesen unterwies. Später würde der rekrutierende Korporal einen Mann aus mir gemacht haben, wenn ich ein paar Zoll größer gewesen wäre, — aber immer hätte das für mich Arbeit bedeutet; dazu bin ich aber zu faul, dem Himmel sei dank! So lernte ich statt alledem kochen und wurde Wirt, und nun halte ich Dienerschaft für die Arbeit und habe selber nichts zu tun, als zu schwatzen, was mir ausgezeichnet bekommt.

Napoleon (ihn gedankenvoll anblickend): Sind Sie glücklich?

Digitized by Google

Giuseppe (in froher Überzeugung): Vollkommen, Exzellenz!

Napoleon: Und Sie haben keinen verzehrenden Teufel im Leibe, der Tag und Nacht mit Taten und Siegen gefüttert werden muß — der Sie dafür mit dem Schweiße Ihres Körpers und Ihres Gehirnes bezahlen läßt, mit Wochen von Herkulesarbeiten für zehn Minuten des Genusses — der gleichzeitig Ihr Sklave und Ihr Tyrann ist, Ihr Genius und Ihr Verhängnis — der Ihnen mit der einen Hand eine Krone reicht und das Ruder eines Galeerensklaven mit der andern — der Ihnen alle Königreiche der Erde zeigt und Sie zu deren Herrn zu machen verspricht unter der Bedingung, daß Sie ihr Diener werden! — Von alledem haben Sie nichts im Leibe?

Giuseppe: Nichts dergleichen. Aber ich versichere Ihnen, Exzellenz, mein verzehrender Teufel ist noch weit schlimmer; er bietet mir weder Kronen, noch Königreiche, er erwartet alles umsonst von mir zu bekommen — Würste, Omletten, Trauben, Käse, Polenta, Wein — täglich dreimal, Exzellenz, — nicht einmal weniger will ihm genügen.

Leutnant: Halten Sie ein, Giuseppe! — Ihre Worte machen mich wieder hungrig. (Giuseppe verbeugt sich entschuldigend und zieht sich von der Konversation zurück. Er macht sich am Tische zu schaffen, staubt ihn ab, legt die Landkarte zurecht und rückt Napoleon's Stuhl, den die Dame zurückgestoßen hat, wieder an seinen richtigen Platz.)

Napoleon (wendet sich zum Leutnant mit sardonischem Ceremoniell): Ich hoffe, daß ich nicht Gefühle des Ehrgeizes in Ihnen erweckt habe.

Leutnant: Durchaus nicht. Ich fliege nicht so hoch, — überdies bin ich wertvoller, als es den Anschein hat. Männer wie ich werden gerade jetzt in der Armee gebraucht. Es mag ja sein, daß die Revolution vielleicht ganz gut für Zivilisten paßt, aber für die Armee taugt sie nichts. Sie wissen, wie Soldaten sind, Herr General: Sie wollen Männer von Rang zu ihren Offizieren haben. Ein Subalterner muß ein Edelmann sein, weil er mit den Leuten so viel in Berührung kommt; aber ein General oder selbst ein Oberst kann jede Art Kerl sein, wenn er sein Geschäft gut genug versteht. Ein Leutnant ist ein Edelmann, alles Andere ist Zufall. Was glauben Sie, wer hat die Schlacht bei Lodi gewonnen? Ich will es Ihnen sagen, mein Pferd gewann sie.

Napoleon (erhebt sich): Ihre Dummheit führt Sie zu weit, Mensch — nehmen Sie sich in Acht!

Leutnant: Durchaus nicht. Sie erinnern sich doch an die heftige Kanonade von einem Flußufer zum andern: die Österreicher bombardierten Sie, um Ihren Übergang zu verhindern, und wir bombardierten die Österreicher, um sie davon abzuhalten, daß sie die Brücke in Brand setzten. Haben Sie bemerkt, wo ich während dieser Zeit gewesen bin?

Napoleon (mit drohender Höflichkeit): Ich bedaure — aber ich glaube, ich war in diesem Augenblick zu sehr beschäftigt.

Giuseppe (mit eifriger Bewunderung): Man erzählt sich, daß Sie von Ihrem Pferde abgesprungen sind und die großen Kanonen mit eigenen Händen abgeprotzt haben, Herr General!

Leutnant: Das war ein Mißgriff: ein Offizier sollte sich nie dazu hergeben, die Arbeit seiner Untergebenen zu verrichten. (Napoleon sieht ihn gefahrdrohend an und beginnt, wie ein Tiger auf- und abzugehen.) Aber Sie hätten noch weiter ganz zwecklos auf die Österreicher feuern können, wenn wir Kavalleristen nicht die Furt gefunden, den Fluß übersetzt und Beaulieu's Flanke von Ihnen abgewendet hätten. Sie würden es nicht gewagt haben, und Sie wissen das selbst sehr genau, dem Befehl entgegen, die Brücke stürmen zu lassen, wenn Sie uns nicht auf dem jenseitigen Ufer gesehen hätten. Deshalb sage ich, daß nur der Entdecker jener Furt die Schlacht bei Lodi gewonnen hat. —

Digitized by Google

Nun, und wer hat sie entdeckt? — Ich war der erste Mann, der sie überschritt, und ich weiß es — mein Pferd hat sie gefunden. (Mit Überzeugung, während er sich vom Sofa erhebt.) Eigentlich hat mein Pferd die Österreicher besiegt.

Napoleon (leidenschaftlich): Sie Idiot, ich werde Sie erschießen lassen, weil Sie jene Depeschen verloren haben! Ich werde Sie vor die Mündung einer Kanone binden lassen! Andere Maßregeln sind ja nicht imstande, Eindruck auf Sie zu machen! (Ihn anbrüllend.) Hören Sie! verstehen Sie! (Ein französischer Offizier tritt unbeachtet ein, seinen in der Scheide befindlichen Säbel in der Hand.)

Leutnant (uneingeschüchtert): Wenn ich ihn nicht erwischen werde, Herr General, nur dann! Bedenken Sie das Wenn!

Napoleon: Wenn! wenn! . . . Esel! dieser Mann existiert überhaupt nicht!

Der Offizier (tritt plötzlich zwischen sie und spricht mit der unverkennbaren Stimme der fremden Dame): Herr Leutnant, ich bin Ihr Gefangener! (Sie bietet ihm ihren Säbel. — Sie sind sprachlos vor Erstaunen. Napoleon starrt sie einen Augenblick, wie vom Donner gerührt, an, reißt sie dann am Handgelenk rauh zu sich hin, betrachtet sie wild aus der Nähe, um ihre Identität selbst festzustellen, denn jetzt beginnt es rasch zu dunkeln und der rote Schein über dem Weingarten macht hellem Sternenlichte Platz.)

12. Szene.

Die fremde Dame, Vorige.

Napoleon: Pah! (Er läßt mit einem Ausruf des Ekels ihre Hand fahren und wendet ihr düsterblickend den Rücken zu, seine Hand in den Brustfalten seines Waffenrockes.)

Leutnant (nimmt triumphierend den Säbel): Dieser Mann existiert überhaupt nicht — was, Herr General? (Zu der Dame.) Ich frage Sie: wo ist mein Pferd?

Dame: Es wartet gesund in Borghetto auf Sie, Herr Leutnant.

Napoleon (sich zu ihnen wendend): Wo sind die Depeschen?

Dame: Das würden Sie niemals erraten — die sind an dem unwahrscheinlichsten Orte von der Welt. Hat jemand von Ihnen meine Schwester hier gesehen?

Leutnant: Ja! eine vornehme Dame! Sie sieht Ihnen ganz wunderbar ähnlich, aber natürlich ist sie viel hübscher.

Dame (geheimnisvoll): Nun — wissen Sie aber auch, daß sie eine gefährliche Hexe ist?

Giuseppe (läuft auf sie zu und bekreuzigt sich): O nein, nein, nein! Es ist Sünde, mit solchen Dingen zu scherzen! Ich kann das in meinem Hause nicht dulden, Exzellenz!

Leutnant: Ja, lassen Sie das. Sie sind mein Gefangener, das wissen Sie. Selbstverständlich glaube ich nicht an so einen Unsinn, aber es ist doch kein Gegenstand, mit dem man spaßen sollte.

Dame: Es ist aber so, ich spreche vollkommen ernst. Meine Schwester hat den Herrn General behext. (Giuseppe und der Leutnant weichen von Napoleon zurück.) Herr General, öffnen Sie Ihren Rock, und Sie werden die Depeschen in Ihrer Brusttasche finden. (Sie legt ihre Hände rasch auf seine Brust.) Ja, hier sind sie — ich kann sie fühlen . . . Nun? (Sie sieht ihm ins Gesicht, halb schmeichlerisch, halb höhnisch.) Wollen Sie mir gestatten, Herr General —? (Sie nimmt einen Knopf, als ob sie seinen Rock aufknöpfen wollte, und wartet auf Erlaubnis.)

Napoleon (unergründlich): Wenn Sie es wagen. . . .

Digitized by Google

Dame: Ich danke Ihnen. (Sie öffnet seinen Rock und nimmt die Depeschen heraus.) Da sind sie! (Zu Giuseppe, ihm die Depeschen zeigend.) Sehen Sie?

Giuseppe (zur äußeren Türe fliehend): Nein — um Gotteswillen, sie sind behext!

Dame (sich zu dem Leutnant wendend): Hier, Herr Leutnant, Sie fürchten sich doch nicht vor den Papieren.

Leutnant (zurückweichend): Zehn Schritt vom Leibe! (Den Knauf des Säbels erfassend): Ich sage Ihnen, zehn Schritt vom Leibe!

Dame (zu Napoleon): Die Schriftstücke gehören Ihnen, Herr General, nehmen Sie!

Giuseppe: Berühren Sie sie nicht, Exzellenz! Machen Sie sich damit nicht zu schaffen!

Leutnant: Seien Sie vorsichtig, Herr General, — seien Sie vorsichtig!

Giuseppe: Verbrennen Sie sie — und verbrennen Sie die Hexe dazu!

Dame (zu Napoleon): Soll ich sie verbrennen?

Napoleon (gedankenvoll): Ja . . . verbrennen Sie sie. — Giuseppe, gehen Sie und holen Sie Licht.

Giuseppe (zitternd und stammelnd): Muten Sie mir wirklich zu, daß ich allein gehen soll . . . im Dunkeln . . . . wo eine Hexe im Hause ist . . . .

Napoleon: Pah! Sie sind ein Feigling! (Zum Leutnant): Sie werden mich verbinden, wenn Sie jetzt verschwinden, Herr Leutnant.

Leutnant (sich verwahrend): Oh! gestatten Sie mir zu bemerken, Herr General . . . . nein, Sie wissen . . . Niemand kann nach Lodi sagen, daß ich ein Feigling bin . . . . aber von mir zu verlangen, daß ich allein im Dunkeln gehen soll . . . . ohne eine Kerze . . . . das ist ein bißchen zu viel! — Würden Sie selbst so etwas gerne tun?

Napoleon (erregbar): Sie weigern sich also, meinem Befehle zu gehorchen?

Leutnant (entschlossen): Ja, das tu' ich. Es ist unvorsichtig — aber ich will Ihnen sagen, wozu ich bereit bin; wenn Giuseppe geht, dann will ich mit ihm gehen und ihn beschützen.

Napoleon (zu Giuseppe): Sie hören . . . Wird Ihnen das genügen? Macht, daß Ihr fortkommt, alle beide!

Giuseppe (demütig, mit zitternden Lippen): Sehr gerne — wie Sie befehlen, Exzellenz! (Er geht widerstrebend nach der inneren Türe): Der Himmel schütze mich! (Zum Leutnant): Nach Ihnen, Herr Leutnant!

Leutnant: Es wäre besser, Sie gingen voraus — ich weiß den Weg nicht.

Giuseppe: Er ist nicht zu verfehlen. Überdies (flehentlich, die Hand auf seinen Ärmel legend) ich bin nur ein armer Wirt, und Sie sind ein Edelmann!

Leutnant: Da haben Sie nicht so Unrecht. Da — Sie brauchen keine solche Angst zu haben — nehmen Sie meinen Arm. (Giuseppe tut es): So ist's recht . . . . (Sie gehen Arm in Arm hinaus. Jetzt ist es sternhelle Nacht. Die Dame wirft das Paket auf den Tisch und setzt sich behaglich auf das Sofa und genießt die Freude, von ihren Unterröcken befreit zu sein.)

13. Szene.

Napoleon, die fremde Dame.

Dame: Nun, Herr General — ich habe Sie doch besiegt!

Napoleon (geht auf und ab): Sie haben sich der Unzartheit, der Unweiblichkeit schuldig gemacht. Halten Sie dieses Kleid, das Sie da tragen, für schicklich?

Digitized by Google

Dame: Es scheint mir dem Ihrigen sehr ähnlich zu sein.

Napoleon: Pfui! ich erröte für Sie!

Dame (naiv): Ja? . . . Soldaten erröten so leicht! (Er brummt und wendet sich ab. Sie blickt ihn verhängnisvoll an, die Depeschen in ihrer Hand wiegend): Wollen Sie diese da nicht lesen, bevor wir sie verbrennen, General? Sie müssen vor Neugierde sterben. Werfen Sie einen Blick hinein. (Sie wirft das Paket auf den Tisch und wendet das Gesicht davon ab): Ich will nicht hinsehen.

Napoleon: Ich habe keinerlei Neugierde, Madame. Aber da Sie selbst augenscheinlich darauf brennen, sie zu lesen, erlaube ich Ihnen, es zu tun.

Dame: Oh! ich hab' sie schon gelesen.

Napoleon (starr): Was?!

Dame: Das war das erste, was ich getan habe, als ich auf dem Pferde jenes armen Leutnants davongeritten bin. Sie sehen also: ich weiß, was darin steht, aber Sie wissen es nicht.

Napoleon: Sie entschuldigen — ich habe sie auch gelesen, als ich vor zehn Minuten draußen im Weingarten spazieren ging.

Dame (aufspringend): Oh, Herr General, ich habe Sie nicht besiegt! Ich bewundere Sie unendlich! (Er lacht und streichelt ihre Wangen): Diesmal wirklich und wahrhaftig, ohne Hintergedanken! (Küßt seine Hand.)

Napoleon (sie rasch zurückziehend): Brrr! tun Sie das nicht. Genug der Hexerei!

Dame: Ich möchte Ihnen etwas sagen — doch Sie würden es mißverstehen.

Napoleon: Braucht Sie das zu hindern?

Dame: Nun, das ist es: ich bete einen Mann an, der sich nicht fürchtet, gemein und selbstsüchtig zu sein.

Napoleon: Ich bin weder gemein noch selbstsüchtig!

Dame: O, Sie können sich selbst nicht beurteilen. Überdies, ich meine ja nicht wirklich Gemeinheit und Selbstsucht.

Napoleon: Ich danke Ihnen — ich dachte, Sie meinten es vielleicht doch!

Dame: Na ja, natürlich mein' ich es auch in gewissem Sinn. Aber was ich bewundere, das ist eine eigenartig starke Einfachheit in Ihnen.

Napoleon: Das klingt schon besser.

Dame: Sie wollten die Briefe nicht lesen, aber Sie waren neugierig, zu wissen was darinnen steht. So gingen Sie in den Garten und lasen Sie, als niemand zusah, und kamen dann zurück und taten so, als ob Sie sie nicht gelesen hätten. Das ist wohl das Gemeinste, was ich jemals einen Mann habe tun sehen; aber es war zur Erfüllung Ihres Zweckes unumgänglich nötig, und so haben Sie sich nicht im Geringsten geschämt oder gefürchtet, es zu tun.

Napoleon (kurz angebunden): Wo haben Sie all diese niedrigen Skrupeln aufgelesen? — (Mit zornigem Pathos.) Dieses „Ihr Gewissen"? Ich habe Sie für eine Dame gehalten — eine Aristokratin. Bitte, war Ihr Großvater vielleicht Kaufmann?

Dame: Nein, er war Engländer.

Napoleon: Das erklärt alles. Die Engländer sind eine Nation von Kaufleuten. Nun begreife ich, warum Sie mich besiegt haben.

Dame: O, ich habe Sie nicht besiegt — ich bin keine Engländerin.

Napoleon: Doch, das sind Sie! englisch bis in die Fingerspitzen. Hören Sie mir zu, ich will Ihnen die Engländer erklären.

Dame (heiter): Ich bitte. (Mit weltlicher Art, eine intellektuelle Behandlung erwartend, setzt sie sich auf das Sofa und bereitet sich vor, ihm zuzuhören. Seines Publikums sicher, rafft sich Napoleon sofort zu einer Vorstellung auf. Er überlegt ein bißchen, bevor

Digitized by Google

er beginnt, um ihre Aufmerksamkeit durch eine Pause zu erhöhen. Diese Art ist zuerst von Talma gezeigt worden, in Corneille's „Cinna", aber in der Dunkelheit geht etwas davon verloren, und Talma macht Napoleon sofort Platz, dessen Stimme mit überraschender Heftigkeit durch die Dämmerung bricht.)

Napoleon: Es gibt dreierlei Menschen auf Erden: die Kleinen, die Mittleren und die Großen. Die Kleinen und Großen sind einander in einem Punkte gleich: sie haben keinerlei Skrupel, keinerlei Moral. — die Kleinen stehen tief unter der Moral, die Großen hoch über ihr. Ich fürchte sie beide nicht! denn die Kleinen sind skrupellos, ohne Wissen — sie machen mich zu ihrem Abgott, die Großen sind ebenso skrupellos ohne starkes Wollen. Sie beugen sich vor meinem Willen. Sehen Sie: deswegen werde ich über all diesen Mob und über all die Höfe Europas hinweggehen wie die Pflugschar über ein Ackerfeld. Die Mittelklasse aber, die ist gefährlich. Die besitzt beides: Wissen und Wollen. Aber auch sie hat ihre schwache Seite: Das Gewissen: Sie ist voller Skrupel, — an Händen und Füßen durch Moral und Ehrenhaftigkeit gefesselt.

Dame: Dann werden Sie über die Engländer siegen, denn alle Kaufleute gehören zur Mittelklasse.

Napoleon: Nein! Denn die Engländer sind eine Rasse für sich. Kein Engländer steht zu tief, um ein Gewissen zu haben, und keiner hoch genug, um gewissenlos zu sein. Aber jeder Engländer kommt mit einem ganz wunderbaren Talisman zur Welt, der ihn zum Herrn der Erde macht. Wenn der Engländer etwas will, gesteht er sich nie ein, daß er es will. Er wartet geduldig, bis in ihm — Gott weiß wie — die tiefe Uberzeugung erwacht, daß es seine moralische und religiöse Pflicht sei, diejenigen zu unterwerfen, die das haben, was er will. Dann wird er unwiderstehlich. Wie der Aristokrat, tut er, was ihm gefällt, und schnappt, wonach ihn gelüstet. Wie der Kaufmann, verfolgt er seinen Zweck mit dem Fleiß und der Beharrlichkeit, die von starker religiöser Überzeugung und dem tiefen Sinn für moralische Verantwortlichkeit herrühren. Er ist nie in Verlegenheit um eine wirklich moralische Geberde. Als großer Vorkämpfer der Freiheit und der nationalen Unabhängigkeit erobert er die halbe Welt, ergreift Besitz von ihr und nennt das „Kolonisation". Wenn er einen neuen Markt für seine verdorbenen Manchester-Waren braucht, schickt er Missionäre aus, die den Wilden das Evangelium des Friedens verkünden müssen. Die Wilden töten den Missionar, worauf er zur Verteidigung des Christentums zu den Waffen eilt, für seinen Glauben kämpft und siegt, aber dafür als göttliche Belohnung den Markt in Besitz nimmt. Zur Verteidigung des Strandes seiner Insel nimmt er einen Schiffsgeistlichen an Bord, nagelt eine Flagge mit einem Kreuz an den Hauptmast und segelt so bis ans Ende der Welt, und ertränkt, verbrennt und zerstört alle, die mit ihm um das Kaiserreich der Meere kämpfen. Er prahlt damit, daß jeder Sklave frei werde, sobald sein Fuß britischen Boden betritt, dabei verkauft er die Kinder seiner Armen, kaum daß sie sechs Jahre alt sind, an Fabrikherren und läßt sie täglich sechzehn Stunden unter der Peitsche Sklavenarbeit verrichten. Er macht zwei Revolutionen statt einer und erklärt dann im Namen des Gesetzes und der Ordnung der unsern den Krieg. Nichts ist so schlecht und nichts so gut, daß Sie es einen Engländer nicht vollbringen sehen werden, aber Sie werden einem Engländer niemals beweisen können, daß er im Unrecht ist. Denn er tut alles aus Grundsätzen. Er führt Krieg aus patriotischen Grundsätzen, er betrügt aus geschäftlichen Grundsätzen, er macht freie Völker zu Sklaven aus reichspolitischen Grundsätzen, er kämpft überall aus männlichen Grundsätzen, er hält treu zu seinem Könige aus loyalen Grundsätzen und schlägt seinem Könige aus republikanischen Grundsätzen den Kopf ab. Aber er tut dabei immer nur seine „Pflicht". Und er vergißt nie, daß

Digitized by Google

die Nation verloren ist, die ihre Pflicht auf der entgegengesetzten Seite ihres Vorteiles sucht. Er . . . . .

Dame: Uh! uh! uh! Halten Sie einen Augenblick inne! Ich möchte wissen, wie Sie auf Grund dieser Beobachtungen aus mir eine Engländerin machen wollen.

Napoleon (seinen rhetorischen Stil fallen lassend): Das ist einfach genug. Sie wollten einige Briefe, die mir gehörten; Sie haben den Morgen damit zugebracht, sie zu stehlen . . . jawohl, sie zu stehlen — durch Straßenraub, und Sie haben den Nachmittag dazu verwendet, mich darüber ins Unrecht zu setzen, indem Sie mir klar machen wollten, daß ich es war, der Ihre Briefe stehlen wollte. — Denn Sie haben mir einreden wollen, daß meine Gemeinheit und Selbstsucht größer sind als Ihre Güte, Ihre Ergebenheit und Ihre Selbstaufopferung! Das ist englisch!

Dame: Unsinn! ich weiß zu gut, wie wenig ich Engländerin bin. Die Engländer sind ein sehr dummes Volk.

Napoleon: Ja, manchmal zu dumm, um zu wissen, wann sie geschlagen sind. Aber ich gebe ja zu, daß Ihr Gehirn nicht englisch ist. Sie sehen: Obwohl Ihr Großvater ein Engländer war, war Ihre Großmutter wohl — was? Französin?

Dame: O nein! Irländerin.

Napoleon (rasch): Irländerin . . .? (Gedankenvoll.) Ja, ich vergaß — die Irländer . . . Eine englische Armee, geführt von einem irischen General: die könnte ein Gegner sein für eine französische Armee, die von einem italienischen General befehligt wird. (Er hält inne und fügt, halb scherzend, halb traurig, hinzu.) Wie immer es sei . . . Sie haben mich besiegt — und was einen Mann zuerst besiegt, das wird ihn auch zuletzt besiegen. (Er tritt gedankenvoll in den im Mondlicht gebadeten Weingarten hinaus und blickt nach oben. Sie stiehlt sich an seine Seite und wagt es, ihre Hand auf seine Schulter zu legen, überwältigt von der Schönheit der Nacht und ermutigt durch ihre Dunkelheit.)

Dame (sanft): Wonach blicken Sie?

Napoleon (nach aufwärts zeigend): Nach meinem Stern.

Dame: Glauben Sie an ihn?

Napoleon: Ja. (Sie sehen einen Augenblick nach dem Stern hin; sie lehnt sich ein wenig an seine Schulter.)

Dame: Wissen Sie, daß eines Mannes Stern sein Licht den Augen einer geliebten Frau entlehnt?

Napoleon (geärgert, schüttelt sie kurz ab und kommt zurück in das Zimmer): Pah! Das sind französische Redensarten! (Er geht nach der inneren Türe und hält sie offen): He! Giuseppe! wo bleibt das Licht, Mensch? (Er kommt zwischen den Tisch und das Buffet und rückt den zweiten Stuhl an den Tisch, neben seinen eigenen): Wir müssen den Brief noch verbrennen. (Er hebt das Paket auf. Giuseppe kommt zurück. Noch bleich und zitternd, trägt er in der einen Hand einen Armleuchter mit ein paar brennenden Kerzen, und eine breite Lichtputzschale in der andern.)

14. Szene.

Giuseppe, die Vorigen.

Giuseppe (fromm, während er das Licht auf den Tisch stellt): Exzellenz, wonach haben Sie eben da draußen ausgeschaut? (Er zeigt über seine Schulter nach dem Weingarten, fürchtet sich aber, umherzublicken.)

Napoleon (das Paket aufmachend): Was geht Sie das an!

Digitized by Google

Giuseppe (stammelnd): Weil die Hexe fort ist — verschwunden . . . und niemand hat sie fortgehen sehen.

Dame (hinter ihm aus dem Weingarten tretend): Wir haben sie beobachtet, wie sie auf ihrem Besenstiel zum Mond hinaufgeritten ist. Giuseppe, Sie werden sie nie wiedersehen!

Giuseppe: Jesus Maria! (Er bekreuzigt sich und eilt hinaus.)

15. Szene.

Napoleon, die fremde Dame.

Napoleon (wirft die Briefe in einem Haufen auf den Tisch): Nun! (Er setzt sich an den Tisch auf den Stuhl, den er eben hingestellt hat.)

Dame: Ja, aber Sie wissen doch — den bewußten Brief haben Sie noch in Ihrer Tasche. (Er lächelt, nimmt einen Brief aus der Tasche und legt ihn auf die Spitze des Haufens. Sie hebt ihn auf, betrachtet Napoleon und sagt): Cäsar's Frau betreffend.

Napoleon: Cäsars Frau ist über allen Argwohn erhaben — verbrennen Sie ihn.

Dame (nimmt den Brief mit der Lichtputzscheere und hält ihn damit an die Kerzenflamme): Ich bezweifle, daß Cäsars Frau über allen Argwohn erhaben wäre, wenn sie uns beide hier zusammen sehen würde.

Napoleon (als ihr Echo, die Ellbogen auf den Tisch und die Wangen in die Hände gestützt): Das bezweifle ich auch! (Die fremde Dame legt den angezündeten Brief auf das Lichtputzbrett und setzt sich neben Napoleon in der gleichen Stellung, die Ellbogen auf den Tisch, die Wangen in die Hände gestützt, und sieht zu wie er verbrennt. Als er verkohlt, tauchen sie beide gleichzeitig ihre Blicke ineinander und sehen sich lange verlangend in die Augen. — Der Vorhang schleicht langsam herab und versteckt sie.)

Digitized by Google

Moderne Plastik.

Von **Max Osborn.**

„Moderne Plastik" — das sind zwei Worte und zwei große Gegensätze. Dort das Fließende, nervös Bewegte, sehnsüchtig Drängende, Brodelnde, Gärende. Hier das Gefestete, Ruhige, Sichere, in sich Geschlossene, Fertige. Dort ein Fragen und Tasten, zweifelndes Vorwärtsstürmen und bewußte Entwicklung in ewigem Auf und Ab. Hier der Inbegriff des Entwickelten; Antwort und thronende Bestimmtheit; die Verkörperung des Gewordenen; die Kunst des letzten Stadiums.

Ein Abgrund gähnt zwischen diesen Welten. Wer schlägt eine Brücke darüber? Wie strömt der Geist eines Zeitalters, das in Wagners unendlicher Melodie letzten Ausdruck seines Fühlens, in Manets wogenden Lichtfluten Abbild seines Sehens findet, dessen Denken in die hymnischen Aphorismen Nietzsches zerflattert, in Stein und Erz? Wie dient diesem Gehirn die ursprüngliche Lust der Hand, Gestalten zu formen, diese Lust, die so menschlich ist, daß die naiven Schöpfungsberichte der Urzeit sie auch den Göttern beilegen?

* * *

Ein Ausgleich war unmöglich, eine Verschmelzung der beiden Kräfte ausgeschlossen. So suchten sie sich denn gegenseitig zu unterjochen und stürmten im Kampfe aufeinander los. Dabei konnten sich zwei Möglichkeiten ergeben: entweder der moderne Geist besiegte die Form und löste ihre festen Gesetze auf, oder die Form unterjochte mit ihrer ordnenden Klarheit die Zerfahrenheit des modernen Geistes. Dadurch entstanden zwei deutlich von einander sich scheidende Strömungen moderner Bildhauerkunst, deren Wellen sich freilich gelegentlich trafen und eine Zeit lang gemeinsam ihren Lauf nach jenem unbekannten heiligen Ziel fortsetzten, dem die kunstgewordene Sehnsucht der Menschheit zustrebt, seit ihr Bewußtsein erwacht ist.

Wo der moderne Geist sich als der stärkere fühlte und nach Mitteln suchte, seine Macht durchzusetzen, sah sich die Plastik genötigt, ihre technischen Ausdrucksmittel von Grund aus zu revidieren. Diese Mittel hatten so lange genügt, wie die Bildhauerei durch die Kunst zweier Weltepochen bestimmt war, deren ganze Kultur selbst stark von formalen Elementen durchsetzt war: der Antike und der Renaissance. In dem Augenblick, da der wesentlich veränderte, vom Formalen fortführende Stimmungs- und Empfindungsgehalt einer dritten Epoche auf sie Einfluß gewann, mußte sie die Auffassung ihrer Probleme wie die handwerkliche Seite ihres Betriebes danach einrichten. Es lag nahe, daß sie sich in dieser Verlegenheit danach umsah, wie wohl die Schwesterkunst der Malerei, die sich ja ebenfalls aus einer, allerdings bedingten Herrschaft der Form hatte befreien müssen, den veränderten Umständen Rechnung trug.

Der russische Fürst Paul Troubetzkoi tat den kecken Schritt, den malerischen Impressionismus auf die Plastik zu übertragen. Er war in seiner Stoffwahl Naturalist, wie Manet und die ihm nachfolgten. Die einfachsten Objekte genügten ihm, um durch sie zu den Geheimnissen der Natur und der Wirklichkeit vorzudringen. Ein Hund,

Digitized by Google

ein altes Pferd, oder gar eine städtische Droschke mit dem Kutscher auf dem Bock, der sich in seinen Mantel wickelt.

Die Maler hatten entdeckt, daß die saubere Auspinselung der früheren Manier bei solchen naturalistischen Aufgaben durchaus nicht den Eindruck der Wahrheit wiedergab. Sie lieferte nur einen Teil davon, gab aber von ihrem ganzen unendlichen Reichtum nicht entfernt einen erschöpfenden Begriff. So ward das sogenannte „Fertige" tatsächlich als ein Unfertiges erkannt; vor allem deshalb, weil die tausendfältigen Beziehungen der einzelnen Dinge zu der Gesamtheit ihrer Umgebung, die von ihrer charakteristischen Erscheinung untrennbar sind, unberücksichtigt blieben. Troubetzkoi empfand, daß die Ausglättung der Form, wie sie die Plastik aller Vergangenheit als notwendig erachtete, dieser Ausglättung des farbigen Vortrags in der Malerei entsprach. Er suchte jene Beziehungen zur Umgebung im Raume festzuhalten. Vor allem die Einwirkungen des Fluidums der Atmosphäre und des Lichtes, das die Geschöpfe der Welt und ihre Werke umströmt, das Zittern der Konturen, das Schwanken der Oberfläche, das Schillern der Reflexe, die unaufhörliche innere Bewegung der Körper, die genau genommen niemals aufhört. Er lockerte alle Festigkeiten, setzte die Unzahl der entscheidenden Einzelflächen und Einzelformen neben einander und überließ es dem Auge, die Summe zu ziehen, wodurch er die Phantasie des Beschauers anregte, statt sie zu fesseln. Wir arbeiten bei der Betrachtung selbst mit — das ist es, was uns bei allen Werken des Impressionismus mit solcher Lust erfüllt. Troubetzkoi bleibt vor jenem letzten Stadium, das die Kunst der Form ihrem Wesen nach eigentlich verlangt, stehen, wie die Impressionisten; genau an dem Punkte, wo die Arbeit weit genug fortgeschritten, um über die bloße Skizze, die Anlage hinausgewachsen zu sein, aber noch nicht so weit gediehen ist, daß sie eine „Endgültigkeit" prätendierte, die der Künstler für eine Vorspiegelung hält. So erhalten seine Arbeiten zunächst den Stempel ungeheurer Naturwahrheit. Aber diese wird wieder überraschend modifiziert durch das der Plastik eigentümliche Steigerungselement: durch die Abstraktion von der Farbe, so daß eine höchst merkwürdige und komplizierte Stimmung in uns ausgelöst wird, deren Reiz hauptsächlich auf dem tiefen Widerspruch der zu gleicher Zeit auf uns wirkenden künstlerischen Effekte beruht.

Troubetzkois Impressionismus ist, so wenig ein solches Adjektivum hier zu passen scheint, objektiv. Oder besser: er strebt zum Objektiven, er geht bei allem Individualismus der künstlerischen Auffassung vom Objekt aus. Daneben steht, wenn man einmal diese Scheidung gelten lassen will, der subjektive Impressionismus, den in der Malerei gegenüber den Manet, Monet, Pissarro und Sisley etwa die Degas, Renoir, Carrière, Aman Jean vertreten. Er hat als Ausgangspunkt lediglich das Subjekt, unter dessen Stimmungen und Launen, Erregungen und phantastische Träume er sich gehorsam duckt. Das Objekt an sich verliert seine Bedeutung. Nur die Vision hat Geltung, die das Subjekt von ihm hat. Diese Vision, die dann objektiviert und als etwas ganz Selbständiges betrachtet wird.

Unglaublich scheint es im ersten Augenblick, daß auch diese Auffassung auf die Plastik wirken konnte. Und unglaublich nicht minder erscheinen dem, der sie zuerst sieht, die Arbeiten des seltsamen Bildhauers, der sie sich zu eigen machte: des Italieners Medardo Rosso. Aller Respekt hilft nichts: seine Sachen wirken im ersten Augenblick hilflos komisch. Aber dann, wenn man näher und länger zusieht, erkennt man das ungeheure, qualvolle, heiße, vergebliche Ringen des Mannes mit einer unlöslichen Aufgabe; man glaubt es mitzufühlen, wie er sich die Seele zermartert; das Lachen weicht, und eine Tragödie steigt vor uns auf. Die Wachs- und

Digitized by Google

Gipsklumpen, die man vor sich sieht, erscheinen wie Mißgeburten, die er unter ungeheuren Schmerzen geboren hat.

Über Rosso, der in seiner Jugend einer der harmlosen italienischen Bildhauer war, von denen dreizehn auf das Dutzend gehen, kam plötzlich der Geist. Und zwar mit solcher Gewalt, daß er ihn ins Grenzenlose mit sich fortriß. Der mit einem Schlage aus tiefer Blindheit sehend Gewordene verlor jeden Halt und jedes Maß. Irgend ein Satan trieb ihn dazu, so etwas wie der Carrière der Plastik zu werden. Rembrandtsche Licht- und Schattenkontraste, verschleierte, in nebelhaften Umrissen wie aus dem Chaos auftauchende menschliche Erscheinungen und grelle Sonnenspiele ins Dunkel hinein — das wollten seine Hände in Wachs und Ton ausdrücken! Von dem verschwommenen Kopfe eines Kindes, der wie ein Stück Materie in wundersamem Übergangszustande zwischen unbelebter Erde und Menschenwesen aussah und trotz aller Unhaltbarkeit etwas von den Mysterien der Schöpfung wittern ließ, ging er weiter zu zerfließenden Körperfragmenten, zu Köpfen, auf denen der Druck des Daumens tanzende Lichter andeuten will, zu Frauengesichtern mit einem Schleier, der selbst als feste Form gegeben ist! Man findet es nur in der Ordnung, wenn von Rosso berichtet wird, er habe in seinem Pariser Atelier eine Gruppe von zwei Menschen, Mann und Weib, die auf dem Boulevard dahingehen, und neben den Gestalten auch den Schatten plastisch dargestellt, der sie begleitet! Hier ist das Extrem erreicht: das absolut Flächige, wirklich Zweidimensionale, das einzige Zweidimensionale, das wir kennen, wird körperhaft, dreidimensional, nachgebildet.

Dennoch steckt in diesen Versuchen Rossos, deren Exzentrizität auf der Hand liegt, ein neuer und kühner Gedanke, mit dem Radikalismus des Vorkämpfers ausgesprochen, den die Theorie packt, nicht losläßt und bei dem Mangel an wahrhaft schöpferischer, das Gedankliche überwindender Kraft an den Rand des Wahnsinns treibt. Aber was er ahnte und zähneknirschend kommandieren wollte, ohne Macht darüber zu haben, fand in Auguste Rodin seinen Meister. Und wir wissen, daß Rosso auf Rodin unmittelbar, auch durch persönlichen Verkehr, gewirkt hat. Er hat diesen Meister nicht erweckt, aber bestärkt und auf seiner Bahn vorwärts getrieben.

In Rodin hat sich all jene Sehnsucht gesammelt und erfüllt. Er fand die Brücke zwischen der Ruhelosigkeit und der Ruhe, zwischen dem Fließenden und dem Festen. Er vermählte das Malerische mit dem Plastischen kraft seiner Persönlichkeit mit unlöslicher Gewalt, und aus diesem Bunde gingen Werke von unversiegbarer Lebensfülle hervor. Was Rosso dunkel fühlte, was etwa Carpeaux klarer erkannte, aber trotz außerordentlicher Begabung nie erreichte, brach hier aus der Tiefe eines begnadeten Genies in brausendem Strome hervor. Alle Zerrissenheit und Sehnsucht der Zeit, all ihr pantheistisches Träumen und ihre gierige Sinnlichkeit, ihr Hoffen auf strahlende Erlösung und ihr seufzendes Erkennen, ihre Kraft und ihre Schwäche bannt dieser Herrlichste in den Rhythmus der Form.

Rodins Zauberhand berührt den Stein. Und wie der gütigen, hegenden Riesenhand des Gottes, die die Berliner Sezession in diesem Sommer zuerst nach Deutschland gebracht hat, entsteigen seinen bildenden Fingern in kosmischem Spiel die Gestalten. Der Stein belebt sich, er wogt und kreißt, und sein blendender, leuchtender Marmorleib gebiert weiße Menschenkörper. Dieser heilige Prozeß bleibt sichtbar. Die Schauer des Werdens offenbaren sich uns. Rodin hütet sich wohl, die Spuren des Entstehens zu verwischen. Er zeigt, wie die Figur sich aus dem Steine löst, auch er bleibt vor dem „letzten Stadium" stehen. Aber, und darin beruht das Geheimnis seiner enormen Künstlerschaft: er läßt wohl das Ganze ohne

Digitized by Google

endgültige „Fertigkeit" vor uns treten, doch er wechselt in der Behandlung der einzelnen Teile. Hier verschwimmt alles noch und geht über in die unbelebte Materie; dort ist mit weiser Berechnung die Ausführung abgebrochen, die Bohrlöcher der Maschine und die Hiebe des Meißels sind deutlich zu sehen; — aber dort ist ein Stück Marmor ganz frei geworden, der Hauch des Schöpferodems hat es getroffen, und menschliche Glieder, im innersten belebt nnd beseelt, streben zum Licht. Und diese Glieder und Figuren sind in die Sphäre der reinen Form emporgehoben. Sie tragen den Stempel des Gewordenen, nicht mehr des Werdenden, sie zeigen, mit einem Reichtum ohne Gleichen, die Formen der Natur in besonnenster Auswahl des Wesentlichen. Jeder Muskel zittert und spannt sich unter der Haut, die doppelt warm und weich erscheint im Kontrast zu der Kälte und Härte des Steins. Das Blut strömt und pocht in den Adern, die Nerven zucken und beben, der ganze physische Organismus atmet und arbeitet, das Fleisch blüht und duftet, alles wächst über die Wirklichkeit hinaus und wird zum glühenden Symbol der zeugenden Natur und des Lebens.

Das ist Rodins unerhörte Wirkung: malerisch eingeführte Plastik. Durch das Vibrierende und Verschwommene vorbereitete Klarheit; Bestimmtheit, die durch das Unbestimmte gegangen ist; das unorganische Körperhafte, der Stein, erst gelockert und dann organisch körperhaft geworden. Im Verfolgen dieser Entwicklungsreihe, im Vergleichen der Kontraste, welche die Endpunkte bilden, liegt der fabelhafte Reiz seiner Arbeiten. Dadurch, daß ringsum die vielsagenden Andeutungen früherer Stadien zu finden sind, verlieren die Stellen der Ausglättung jede autoritative Arroganz; sie erscheinen in dieser Umgebung nicht eigentlich als prätenziöse „Fertigkeit", sondern nur als ein anderes, in gewissem Sinne höheres, aber noch immer nicht endgültiges Stadium der Formauffassung. Und dennoch geben sie dem Auge, das sich rings am ahnenden Verstehen, am Lösen geheimnisvoller Rätsel ergötzt hat, einen festen Halt; es sieht das ragende Heiligtum der Form, das aus dem Wogen des Chaos aufsteigt, und blickt vertrauend zu ihm in die Höhe.

Langsam stieg Rodin zu diesem Gipfel. Auch er erlebte, wie Manet, den Tag, da er jubelnd einen neuen, alle Erwartungen übertrumpfenden, in allen Tiefen seines Wollens schürfenden Ausdruck fand. Doch schon seine frühesten großen Werke, der „Mann der Urzeit" und der „Johannes", diese beiden Wunderbronzen des Luxembourg, von seiner Erstlingsarbeit, der Büste des „Homme au nez cassé", ganz zu schweigen, hoben ihn hoch empor über die zeitgenössische Plastik. Ein Realismus lebt hier, der die Züge der Natur mit unvergleichlicher Schärfe festhält und sie dennoch zugleich aus der Bedingtheit des Einzelfalles zu höherer Geltung rettet. Und schon erscheint die Rodinsche Gebärde, die den genießenden Beschauer weit über das Kunstwerk selbst hinausträgt und doch seine Augen und Gedanken immer wieder auf die Gestalt konzentriert, die der Ausgangspunkt für diese rasche Gefühlsrundreise war und bleibt. Schon erscheint der erschütternde Ausdruck des inneren schmerzvollen Erlebens, der klagende Sehnsuchtsruf des modernen Menschen nach einem Ausgleich seiner sinnlichen und geistigen Natur. Noch erklingt er milder, gedämpfter; aber dann wächst er, schwillt an, bis er sich im „Höllentor" zu wilder Verzweiflung, im Viktor Hugo zu schreckhafter Erkenntnis, im Balzac zu schluchzender Ekstase steigert. Und von vornherein glättet die beglückende Macht des Gestaltens, die Wonne des Bildens die empörten Wogen. In der Trunkenheit des Schaffens versöhnen sich die Empfindungen, die sich schon gegenseitig ermorden wollten. Rodins Kunst beruhigt die ungeheuren Aufregungen des Blutes, wie eine Mutter ein weinendes Kind beruhigt, während ihr selbst die Tränen über die Wangen rinnen.

Digitized by Google

Rodin sah Bewegungen, Bewegungsteilchen und Bewegungsübergänge, die man vor ihm nicht beachtete. Das geschärfte Auge unserer Zeit entdeckte hier wie überall einen neuen Reichtum. „Sesam, öffne dich!" Er kannte die Zauberformel. Und er war stark genug, an jeder Stelle das Gewimmel der flüchtig vorüberhuschenden, kaum bemerkbaren Erscheinungen zu bannen, sie zu einem Formelement zu verschmelzen, das keiner von ihnen glich und doch sie alle enthielt; das Unwägbare zu kristallisieren; das Unfaßbare zu fassen. Und diese Kraft auch gab seinen Werken die innere Harmonie, die aller äußeren Harmonie der Konvention spottete, ob sie sich ihr durch den zufälligen Charakter des Themas scheinbar näherte, wie in dem Menschenpaar des „Kusses", oder sie geradezu verhöhnte, wie in der scheinbar zerklüfteten Gruppe der sechs Bürger von Calais, die im Büßerhemd, den Strick um den Hals, den Todesgang zum Feinde antreten, ihre Stadt von Belagerung und Hunger zu erlösen. In ihnen zittert das Scheiden vom Leben mit elementarer, grausiger Wucht, jedes einzelne Individuum in den Tiefen *seiner* Natur aufrüttelnd und doch sie alle in heiliger Weihe vereinigend.

* * *

In Rodin ist die Form durch den modernen Geist in Schach gehalten. Eine Mischung ist in ihm, so fein und subtil, daß sie in jedem konkreten Fall der Arbeit aufs neue vorsichtig gestimmt und nachgeprüft werden muß. Es steht immer alles auf des Messers Schneide, in gefährlicher Balance. Darum sind, die ihm nachfolgen wollen, in einer üblen Lage. Es bleibt ihnen im allgemeinen schließlich nichts anderes übrig als sich einfach von ihm führen zu lassen; denn eine eigene Manier, diese geniale Balance herzustellen, findet sich nicht so leicht. Seine besten, weil selbständigsten Schüler sind darum solche, die auf die letzte Feinheit seiner Mischung freiwillig verzichten und das Prinzip der Form zur Rettung ihrer Persönlichkeit stärker heranziehen. So der Franzose Bartholomé, so einige jüngere Belgier, wie Jules Lagae in erster Linie.

Die Belgier sind derber, hartknochiger als die Franzosen. Der germanische Einschlag ihres Blutes drängt die Sensibilität der Nerven mehr zurück; der animalische Gestaltungstrieb bricht ungehinderter durch. Sie suchen den modernen Teufel zu knechten, nicht ihn einzuschläfern. Lagae fühlt wohl die Macht Rodins, aber ihm ist das Skulpturale doch wichtiger als dem Meister. Selbst seine beiden Verurteilten, die aneinander gekettet in die Wüste hinausgestoßen werden, und die — nicht nur in der äußeren Erinnerung an die Bürger von Calais — am meisten Rodinsche Empfindung in sich haben, streben mehr zu einer Einheit des formalen Ausdrucks. In seinen prachtvollen Porträtbüsten spricht sich das naturgemäß noch deutlicher aus. Das Unharmonische wird nicht in eine Kunstsprache gebannt, die sich ihm mit ungeheurer Anstrengung anpaßt und es aus dieser Bedingung heraus steigert, sondern zu einer neuen Harmonie niedergezwungen.

Das spricht, nur in weit höherer Vollendung, auch Constantin Meuniers Werk aus. Sein Ziel ist Zusammenfassen, nicht das „divide et impera" Rodins. Darum wendet er sich stofflich nicht an die verborgenen Regungen der innersten Gefühlsgründe, denen der Franzose mit dem Jägerinstinkt des Indianers auflauert, sondern hält sich an ein Gebiet, wo sich das Gären und Grollen, die Hoffnung und Sehnsucht der Zeit elementarer, primitiver, unkomplizierter ausspricht. Meunier ist herber, männlicher, bejahender. Er hat nicht Rodins tastende Sinnlichkeit. Sein Werk ist weniger auf den Genuß des Zeugungsprozesses gestellt als auf die Freude am

Digitized by Google

Erzeugten. Den Gestalten seiner Eisenarbeiter, Puddler, Bergleute, Bauern, Schiffer läßt sich mit dem Raffinement des Weltstädters, der alle Gifte der Kultur ausgekostet hat, nicht beikommen. Sie verlangen nach ursprünglicherer Kraft, nach Wucht, nach positiver Synthese, nicht nach zersetzend-zweifelnder Analyse, kurz: sie drängen ihren Künstler zur Festigkeit der Form.

Auch Meunier kann mit der Glätte der alten Technik nicht auskommen. Zu vieles ist anders geworden in dem Jahrhundert, das wir zu Grabe trugen. Das Erdbeben, das die Welt erzittern gemacht, hat keine Hütte verschont. Die Erdkruste ist geborsten. Neue Klüfte und Abgründe haben sich aufgetan, aus denen der heiße Brodem früher nie gekannter Wünsche dampft. Und aus dem zusammengeballten Nebel dieser Dämpfe steigen Menschen mit eisernen Muskeln auf, mit harten Füßen, unter deren Tritt die Erde bebt, mit kolossalen Gliedern, die das Geschmeiß der Weltherren zu zermalmen drohen, mit Sklavengesichtern, in deren Zügen Stumpfsinn und Sehnsucht, Niedrigkeit und Hoheit, Haß und glühender Trotz, Ergebenheit und Selbstsucht wechseln, Titanen, die den alten Göttern Kampf ansagen, Erdgeister der Finsternis, die zum Licht drängen. Auch hier Bewegung und Entwicklung überall. Was nutzte da die Kunst des „letzten Stadiums" in ihrer traditionellen Methode?

Auch Meunier mußte so auf die Glätte der Antike und der Renaissance verzichten. Die rohe, noch gebundene, noch ruhende Kraft, in der der Funke der Explosion lauert, konnte die Politur nicht brauchen. Die gewaltige innere Erregung dieser Welt, das Zucken ihrer Muskeln und Sehnen, das Pulsieren ihres kochenden Blutes ruft nach einer Technik, die ihr gerecht wird. Und Meunier griff, wie die andern, zu einer Behandlung der Flächen, die diese verhaltene Unruhe unter der Hülle der monumentalen Ruhe ahnen läßt. Auch er setzte mit großzügigem Griff die Formelemente an einander und überließ es der Phantasie des Beschauers, den letzten Schritt zu tun.

Aber die Einfachheit oder vielmehr die Einheitlichkeit der Grundanschauung, die bei alledem Meuniers Schaffen erfüllte, pflanzte ihm zugleich eine neue Liebe zu der ruhmvollen Plastik der Vergangenheit ins Herz. Er wollte nicht bei der zerrissenen Mannigfaltigkeit der Gegenwart stehen bleiben, ihn trieb es in die Zukunft. Sein Schauen ist nicht nur nach innen, es ist auch nach vorwärts gerichtet; seine Visionen stammen, bei allem scheinbaren „Realismus" ihres gegenständlichen Gehalts, nicht aus der Wirklichkeit, sondern aus finstern und strahlenden Träumen von dem, was werden soll. Mit den Füßen steht er auf dem Boden der Erde, mit dem Haupt ragt er in höhere Schichten, wo ein Neues sich vorbereitet. So ergab sich doch wieder eine innere Verwandtschaft mit der Geschlossenheit der Antike und der Renaissance, die Rodin nicht kannte. Und umhüllt von der wehenden, wirbelnden Unruhe des modernen Geistes schritt die reine Klarheit des Griechentums durch Meuniers Werkstatt. Seine Eisenmenschen aus dem Zeitalter der Maschinen und Eisenbahnen, die ihren leibhaftigen Brüdern aus dem belgischen Kohlen- und Küstenrevier, jenen lebendigen Teilen der großen Weltwerkstatt, ihre Entstehung danken, seine Landleute, die den mütterlichen Boden hegen, seine alten abgehärmten Frauen — sie alle haben einen klassischen Kern, den nicht die blöde Nachahmung der Unselbständigkeit in sie gepflanzt hat, sondern der die Keime ihres höheren Seins in sich birgt, das in unendlich weiter Ferne der bedeutungsvollen Kunstwelt der Hellenen brüderlich begegnet.

* * *

Digitized by Google

So führt uns Meunier langsam zu der Gruppe neuerer Bildhauer hinüber, die sich nun wieder ganz der Form in die Arme werfen. Sie sind nicht mehr auf das Malerische angewiesen, weil sie sich nicht mehr als Vasallen des spezifisch modernen Geistes fühlen, sondern ganz und gar seiner Überwindung dienen wollen. Alle Analogien mit der Flächenkunst möchten sie aufgeben, weil sie sie als unorganisch ansehen, und weil ihr ausgeprägter Sinn für harmonische Ordnung auch im Äußeren alles Unorganische von sich wirft. Eine Welt des Körperlichen wollen sie wiederherstellen, die ihre Gesetze lediglich ihren besonderen Bedingungen entnimmt. Sie fühlen sich wieder sicher genug, um sich an die konzentrierte Energie einer solchen absoluten Raumkunst zu wagen, und hoffen, das neu eroberte Gleichmaß ihrer Seele sei gefestet genug, um ihm in der abstrakten Sprache der reinen Form erschöpfenden Ausdruck zu geben.

Ein Künstler wie der Belgier George Minne, der unter dem kaum bewußten Einfluß solcher Empfindungen steht, ist allerdings noch von der Befürchtung erfüllt, das Skulpturale, das rein Plastische, das mit den Kostbarkeiten einer allzugroßen und darum allzuschweren Erbschaft belastet ist, müsse in seiner alten Gestalt, die nun einmal eine höchste Ausbildung zeigt und darum kaum mehr wandelbar ist, von der doch nicht ganz entbehrlichen Betonung des modernen Stimmungsgehalts zu weit fortführen. Er verfiel aus dieser Besorgnis auf den sonderbaren Gedanken, seinen Gestalten so etwas wie architektonische Elemente beizumischen, um auf diesem fremdartigen Wege die auf geebneter Bahn nicht zu erreichenden Formensymbole für jenen Stimmungsgehalt zu finden. Der Organismus des menschlichen Körpers erscheint dabei weniger als ein pflanzenhaft Gewordenes, denn als ein von der Natur Konstruiertes. Nur in der Epoche der Technik konnte ein solcher Bildhauer auftreten, der in seinen Bronzen den Mechanismus der menschlichen Muskeln und Sehnen wie die geistreiche Erfindung eines Ingenieurs behandelt und die Objekte zu diesem Zweck absichtlich verändert, dehnt und zerrt, bis sie den ineinander greifenden Stäben einer Eisenkonstruktion verzweifelt ähnlich sehen. Minne kommt dabei mehr zu exzentrischen Sprüngen als zu ergreifenden Lösungen. Aber sein starkes Gefühl für den Wert der Formen und ihr Verhältnis zu einander schimmert auch unter der Oberfläche dieser Prokrustes-Zerrungen durch. Stärker als mit den Bronzen wirkt er mit seinen Steinarbeiten, bei denen ihn die architektonische Marotte von der Eisenkonstruktion zum Bauwerk hinüberleitet, dessen Massengliederung er die Fügung seiner plastischen Formen anähneln möchte. Wenn Rodin den Stein malerisch lockert und daraus Skulpturen erwachsen läßt, bringt Minne architektonische Ordnung in das plumpe Material, um dann in hieratisch strengen Linien ein Gewand, zwei Hände, ein Gesicht geheimnisvoll heraussteigen zu lassen.

Ganz aber der plastischen Form hat sich die deutsche Bildhauergruppe hingegeben, die bezeichnenderweise nicht im nordischen Vaterlande, sondern in Italien, in Rom, ihren Mittelpunkt fand.

Merkwürdig: auch hier war es ein Maler, der die entscheidende Anregung bot. Freilich, ein Maler, der alles malerische Streben der Gegenwart von sich wies und selbst von formalen Überzeugungen durchdrungen war: Hans von Marées. Er wollte die Lehren der Antike und der Renaissance mit modernem Geiste durchtränken; doch was Puvis de Chavannes gelang, blieb ihm versagt. Und beschieden war ihm nur, auf einen Kreis Jüngerer zu wirken, sie zu dem fernen Reiche edler, klarer Schönheit zu führen, wo alle Zerfahrenheit der modernen Welt schweigt.

Wohl war es das Reich der Griechenschönheit, um das Marées verzweifelt

Digitized by Google

und erfolglos kämpfte, und in das seine jüngeren Freunde nun einzudringen versuchten. Aber die Wünsche dieser Künstler vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts sind doch wesentlich andere, als die der Griechen und der Renaissancemeister, ja auch als die der Klassizisten um 1800. Zu viel Erfahrung, zu viel Erkenntnis liegt dazwischen. Sie traten nicht mehr naiv an die Welt der idealisierten Körperlichkeit, sondern mit einem Schuß Sentimentalität. Denn diese Welt ist nicht ihr Zuhause; sie ist ihr Mekka; ihre Sehnsucht; ihre Erlösung. Ein leiser Hauch von Schwermut ruht über ihren besten Werken.

Doch auch ein leiser Hauch von — Theorie. Und es ist kein Zufall, daß von dem Führer dieses Kreises: von Adolf Hildebrand, das tiefste und feinste theoretische Werk des letzten Jahrzehnts über Plastik ausgegangen ist. Hildebrand selbst, der Gottbegnadete, hat nicht immer einen Rest spekulativen Denkens und systematischer Selbsterziehung überwunden. Nicht störend, aber immerhin bemerkbar zeigt sich sein mit eiserner Energie errungener Gehorsam gegen die strengen Gesetze, die er sich gegeben, und ein Zug kühler Bewußtheit mischt sich gelegentlich seiner schöpferischen Kraft bei, die Spuren des Denkprozesses lassen sich nicht immer ganz verwischen. Dann aber wieder wird Hildebrand durch sein reines plastisches Empfinden zu höchster Höhe emporgehoben, wo ihn der Adel der durch nichts in ihrer Klarheit gestörten Form des nackten Menschenleibes zum Schaffen hinreißt. Die tiefe Erkenntnis des inneren Lebens der großen Formgesetze regelt die Tätigkeit seiner Hand. Alles dient dem einen großen Zweck: ein harmonisches Spiel der Flächen und Linien zu fügen, bei dem sich jedes Teilchen dem Ganzen unterordnet. Keine leidenschaftliche Bewegung zieht die Aufmerksamkeit vom eigentlich Plastischen ab. Was Hildebrand sucht, ist „die ruhige, durch keinen äußeren Einfluß aus ihrem normalen Gleichgewicht gebrachte Existenz," ein Körperdasein, das die Zufälligkeiten der natürlichen Erscheinung abgestreift hat und sich aus den von der Wirklichkeit abstrahierten Hauptzügen aufbaut, das zum Gefäß wird für ein gesteigertes Innenleben. Hildebrand forscht vom Modell aus dessen Urphänomen nach; denn hier erscheint die natürliche Schönheit seiner Formen reiner, weil losgelöst von allen Schlacken des Nebensächlichen, und darum bedeutungsvoller, erhabener, und wenn nicht „wirklicher", so doch „wahrer".

Mit Hildebrand gehörte Arthur Volkmann zu den Freunden des Marées. Er schleppte mit die Bausteine heran zu dem Tempel Schönheit, den die jungen Deutschen in Rom begründen wollten und meißelte seine Arbeiten nach den strengen und geheiligten Gesetzen des harmonischen Flusses, den die Tradition in Italien lehrt. Wie Hildebrand, ging er vom Relief aus — auch dies durchaus unmalerisch betrachtend, trotz der Kolorierungen, die er liebt — und schritt dann zur Freifigur vor. Manchen seiner Arbeiten gab er in spielender Absicht geradezu den Charakter ausgegrabener Griechenwerke, und wo er sich zu spezifisch modernem Ausdruck gedrängt fühlt, gerät er stellenweise in den Ton des biedermaierisch ausklingenden Klassizismus. Louis Tuaillon trat hinzu, ein Menschen- und Tierbildner von klassischer Selbstzucht. August Gaul ging vom Realismns seiner kleinen Tierplastiken zu seiner im großen Stil gebändigten „Löwin" über. In München gewann die Bronzekunst der barocken Antike neue Anhänger. Siegreich zieht Adolf Hildebrands Lehre durch die deutschen Bildhauerwerkstätten, unmittelbar und mittelbar wirkend und anregend. Die Form hat in ihr gesiegt; majestätisch erhebt sie ihr Haupt.

Auch Max Klinger (der heute hier nur kurz herangezogen sei) ist als Plastiker aus jenem römischen Kreise hervorgegangen. Doch sein Geist, der alle Regungen der neuen Empfindungswelt und der neuen Kunst begierig aufsaugt, gab sich nicht mit der

Digitized by Google

Strenge des neuklassizistischen Kodex zufrieden. Er sprengt seine Fesseln, taucht hinab in alle Höllenschlünde moderner Sehnsucht, nimmt alles, alles in sich auf, was rings gedacht und geplant wird, und verschmilzt alles zu einem individuellen Werk von ureigenster Gewalt. Rodins schmerzensvolle Zerrissenheit, Hildebrands Streben zur Antike, Volkmanns Versuche, in farbigen Skulpturen die dekorative Kraft der griechischen Plastik wieder zum Leben zu erwecken — hier treffen sie sich in Schöpfungen von persönlichster Prägung. Formenstrenge, gleißende, strahlende Farbenpracht, malerische Anschauung, alexandrinische Schmucklust und die wilden Wünsche des Menschen der Gegenwart in einer oft harten, eigenwilligen, aber immer großartigen Verbindung. Eine Summe aus einander widersprechenden Faktoren, und doch eine lebendige Summe. Eine Einheit aus Teilen, die sich sonst bekämpfen, ja ausschließen; und in dieser Einheit eine aufsteigende, folgenklare Entwicklung von der Salome über die Halbakte am Rahmen des „Christus im Olymp“ und die Amphitrite bis zum Beethoven, der, selbst ein gewaltiger Wiedererwecker spätgriechisch-römischen Eklektizismus, die Linie zum Gipfel und vorläufigen Abschluß führt, in ungeheurer Anspannung aller Kräfte mit den Schwierigkeiten ringend, die sich vor der Lösung des Problems moderner Plastik auftürmen. Noch ist Klinger als Plastiker nicht zur freiesten Höhe emporgestiegen. Ein theoretisches Zipfelchen schleppt ihm nach, ein Restchen grübelnder Absichtlichkeit beschwert ihn. Doch durch solche Wolken bricht das Himmelsgestirn seines Genies leuchtend durch und bestrahlt neue Wege deutscher Zukunft, die vordem im Dunkel lagen.

* * *

Freilich, einen weit bequemeren Weg gibt es, jener Schwierigkeiten Herr zu werden: indem man sie nicht sehen will. Oder, noch besser: indem man sie tatsächlich nicht sieht und nicht fühlt. Dazu ist nur nötig, daß man von all jenem Drängen und Fragen, von aller Sehnsucht und Bewegung nichts empfindet, eine Bedingung, die überraschend viele Leute überraschend gut erfüllen. Diese Glücklichen, die gar nicht verstehen, warum die andern sich abquälen, die ganz genau wissen, was sie zu denken haben, sind auf allen andern Gebieten der Geistes- und Phantasietätigkeit der Völker wundervoll gleichgültig. Man kann über sie zur Tagesordnung übergehen und sie dabei sogar noch mit milder Güte behandeln. Bei der Plastik geht das leider nicht. Sie ist eine peinlich „konsistente“ Kunst. Gedichte und Romane braucht man nicht zu lesen, Dramen nicht aufzuführen, Bilder in ihrer zweidimensionalen Bescheidenheit lassen sich ohne weiteres in den Keller stellen oder mit andern Dingen bedecken, und die Werke der noch „konsistenteren“ Baukunst stellen sich so gutmütig in den Dienst des Tages, daß wir es vergessen können, wie ihr Antlitz ist. Skulpturen aber haben 'was infam Körperhaftes. Man kann sie nicht übersehen. Man muß sogar um sie herumgehen, sie stellen sich anspruchsvoll und herausfordernd in den Weg. Das ist der rohe Grund, weshalb man nicht von dem sonst erledigten Elend unseres Denkmalsbetriebes schweigen kann, wenn man über moderne Plastik redet, weshalb der offizielle deutsche Kunstjammer und Kunstfrevel von heute, dessen drolligen und skandalösen Tänzen man sonst in aller Gemütsruhe zusehen kann, sich in der Provinz der Bildhauerei zu einem wilden Schrecken und einer Gefahr für das Allerheiligste auswächst.

Die beweglichere, von der Materie weniger abhängige Malerei hat sich rasch in die verwandelte Kunstsituation von heute gefügt. Der Maler, der im allgemeinen nicht mehr für einen bestimmten Besteller, für einen bestimmten Platz arbeitet, empfindet wohl

Digitized by Google

den Mangel des wohltätig genau bezeichneten Weges, der die Künstler früherer Zeiten inniger mit dem großen Leben verband, aber das Gefühl des Glücks und Stolzes über die erlangte Freiheit ist schließlich doch stärker als dies Unbehagen. Die Plastik ist übler daran. Sie kann in ihrer tausendfältigen Gebundenheit die Freiheit der neuen Zeit nur in vereinzelten Fällen nützen und muß sich sonst immer noch dem Willen der führenden Mächte des äußeren Lebens beugen, ganz wie vordem, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß diese führenden Mächte früher die Träger der künstlerischen Kultur waren, während sie ihr heute auf den Saum des Gewandes treten, daß sie stolpert. So werden ihr, ganz anders als allen andern Künsten, die schönsten Gelegenheiten, ihre Kraft zu zeigen, zum Fluche. So werden die Schicksale mancher ihrer Werke — Wagner-Denkmal für Berlin, Goethe für Rom, Friedrich der Große für Washington — zu Tragikomödien.

Als Deutsche haben wir kaum Grund zu besonderer Klage. Es wird auch extra muros nostros genugsam gesündigt. Auch Paris hat seinen „Triumph der Republik" bekommen und hat daran zu kauen. Auch Japan hat seine herrlichen Traditionen, die fast an ägyptische Größe heranreichten, in den Schrank gehängt und fabriziert Generals-Statuen im Hurra-Stil unserer Siegesallee, — wofür Gott es züchtigen möge. Von Italien zu schweigen. Freilich: im Garten des Luxembourg wird nun doch Rodin's Viktor Hugo, in kaum verhüllter Nacktheit auf zerklüftetem Felsen thronend, aufgestellt. Dergleichen können wir nicht nachweisen.

Immerhin rücken wir aufwärts. Das eingeschlafene Gefühl für das Wesen des Denkmals regt sich wieder. Man beginnt einzusehen, daß das realistische Porträt zu Fuß und zu Pferde nur sehr selten einen monumentalen Zweck erfüllen kann, daß es fast immer zu klein und zu kleinlich wirkt, und wenn man es noch so groß macht. Überdies ist das Instrument so abgenutzt, durch unerhörten Mißbrauch gemeiner Stümper so verstimmt, daß es selbst dann kaum mehr einen anständigen Klang gibt, wenn ein Könner es meistern will. Man sehe nur, wie Rudolf Maison an dem Kaiser Friedrich-Denkmal für Berlin gescheitert ist. Derselbe Künstler, der die Herolde für den Sims des Reichstags geschaffen hat, brachte es hier nur zu einem lächerlichen Männlein.

Man will sich retten und strebt neuen Lösungen zu. Adolf Hildebrand errichtet in Straßburg einen Brunnen als Denkmal und versucht es in Meiningen mit einer Brahms-Büste als Mittelpunkt einer schlichten architektonischen Anlage, Ludwig Habich setzt in Darmstadt der Großherzogin Alice ein Obelisken-Monument, Tuaillon darf in Bremen einen halbnackten Kaiser Friedrich in Imperatorentracht wagen, und Hamburg hat sich für Lederers Roland-Bismarck entschieden, der als grandios belebte Architektur aufragt.

Nur die offizielle Kunst des Königreich Preußens und damit des größten Gebietes deutscher Zunge weiß nichts von dem gewaltigen Neuen, das rings aufblüht, nichts von dem Ringen unserer Besten. Hier gedeiht der frevelhafte Stumpfsinn üppig weiter. Wie lange wird es noch währen? Die Zukunft wird in gellendes Gelächter ausbrechen oder in ein Weinen der Wut, daß ein großes Land in einer Zeit, da tausend ungeahnte, frische Kräfte sich regten, nichts zu tun wußte, als diese Kräfte zu unterdrücken und seines Volkes künstlerischen Sinn zu vergiften.

Digitized by Google

Rundschau.

Ein neuer Sombart.

Wenige lebende Volkswirte waren so wie Sombart*) berufen, die volkswirtschaftliche Bilanz des XIX. Jahrhunderts zu ziehen, das Deutschland in einem Aufschwunge sonder Gleichen aus einem Nahrung aus- und Fabrikate einführenden Gebiete zu einem Nahrung ein- und Fabrikate ausführenden, aus einem armen zu einem reichen Lande gemacht hat. Dies Jahrhundert fand ein Gebiet vor, das wie China durch unzählige Zollschranken (Li-kin) in lauter ohnmächtige, geknebelte Kleinmärkte gespalten war — und hinterließ ein geeintes Wirtschaftsgebiet von respektabler Größe, das bereits anfängt, nach dem sozialpolitischen Gesetz der Gravitation eine starke Anziehungskraft auf die kleinen Märkte jenseits seiner politischen Grenzen auszuüben.

Sombart vereint alle Eigenschaften und Kenntnisse, um diese unerhörte Umwertung aller Werte darzustellen. Er hat den unheuren Stoff der modernen Enqueten, namentlich der Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik, ebenso inne wie die Ergebnisse der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung. Er hat, eine seltene Ausnahme unter den heutigen deutschen Volkswirten, ein starkes Maß theoretischer Bedürfnisse: und er ist ohne Mitbewerber in der Kunst der Disposition gewaltiger Tatsachenkomplexe. Er fährt sozusagen „mit Achten lang" eleganter und sicherer als die meisten seiner Amtsbrüder einspännig.

Alle diese Eigenschaften machen sein vor Jahresfrist erschienenes Riesenwerk, „Der moderne Kapitalismus", trotz mancher Mängel und inneren Widersprüche zu einer der stolzesten Leistungen der neueren Universitätswissenschaft; und es hat sich denn auch nach Verdienst bereits einen großen Leser- und Verehrerkreis gewonnen. Das vorliegende Buch ist eine Art von Volksausgabe dieses wissenschaftlichen Werkes, im wesentlichen eine kürzere und auf das Verständnis des gebildeten Laien herabgestimmte Bearbeitung. Es will mir scheinen, als wenn Sombart in seinem Streben nach Volkstümlichkeit hier nicht immer ganz glücklich gewesen ist. Wenn in dem „Modernen Kapitalismus" der Genuß des kräftigen, eigenartigen Stils nur selten durch „Unstimmigkeiten" getrübt wurde, hier durch halbironische Archaismen aus der Sprache Kants, dort durch Burschikositäten aus dem Argot der Großstadt, so wird man hier öfter als gut ist, durch derartige Stilwidrigkeiten geärgert. Ich verstehe den Trotz des modernen Menschen sehr wohl, der sich gegen die hölzerne Sprache der meisten professoralen Schriften mit bewußtem Hohn auflehnt: aber, wie Figura zeigt, droht solchem Trotz die Skylla des papiernen Stils mäßiger Journalisten. Und doch hat Helmholtz schon vor langer Zeit gezeigt, wie schmiegsam und kraftvoll die deutsche Sprache in volkstümlicher Darstellung sein kann!

Das Buch beginnt mit einer Aufnahme des Status quo ante. Die ganze armselige Kleinlichkeit des Lebens vor hundert Jahren wird in kurzen, scharfen Zügen umrissen, die Eigenwüchsigkeit der Wirtschaft und ihre Selbstgenügsamkeit; ein „Zustand der Nebeneinanderordnung gleichartiger, unverbundener Elemente", aus dem in drei Menschenaltern der „Zustand der Unterordnung ungleichartiger, verbundener Elemente" herausentwickelt wurde. Noch beherrschte das „Handwerk" in Sombarts Sinne, als Wirtschaftsverfassung, deren Zweck die standesgemäße Ernährung ist, Stadt und Land.

Die Elemente, die aus diesem patriarchalisch-armseligen Idyll das neue deutsche Wirtschaftsleben entfaltet haben, gliederte, nachdem die Büreaukratie des aufgeklärten Despotismus ihre Führerrolle abgegeben hatte, als treibende Kraft der neu entstandene Kapitalismus. Ein neues Streben begann die führenden Menschen des Wirtschaftslebens zu leiten, das Streben (nicht mehr nach standesgemäßer Nahrung, sondern) nach unbegrenzter Verwertung eines Sachvermögens. Unter dem Reiz steigender Preise durch die ungeheure Vermehrung der Edelmetallvorräte tritt diese neue Wirtschaftsverfassung ihren Weg an, der sie zur fast völligen Niederwerfung der alten Handwerksperiode geführt hat. Sie fand in dem deutschen Lande den wenn auch dürftigen, so doch ertragsfähigen Boden, in dem sie starke Wurzeln schlagen konnte, und in dem deutschen Volke das frische, fruchtbare und in seiner einseitigen Begabung zum „Teilmenschen" brauchbarste Menschenmaterial, mit dem sie ihre Schlachten schlagen und gewinnen konnte. Das Recht gab

*) Werner Sombart: Die deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert. (Band VII der von Paul Schlenther herausgegebenen Serie: „Das 19. Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung"). Berlin. Georg Bondi 1903. XVIII und 647 Seiten.

Digitized by Google

durch die Agrarreform und Schaffung eines einheitlichen Marktgebietes (Zollverein) die nötigen Bedingungen für das Wachstum der kapitalistischen Wirtschaft, und so konnte die Technik ihr gigantisches Werk vollbringen, das den meisten Beobachtern als das ausschlaggebende Moment in der Entwicklung des Jahrhunderts erscheint.

Das dritte Buch, die „Genesis der modernen Volkswirtschaft", schildert den Siegesgang des Kapitalismus. Wie sich von kleinen Anfängen im Börsen- und Bankwesen aus seine Herrschaft allmählich dehnte über Handel und Verkehr, Gewerbe und Landwirtschaft, wird uns kurz und treffend gezeigt. Hier vor allem sind die Ergebnisse des größeren Werkes ausgiebig verwertet. Dies Buch schließt mit einer von der üblichen Auffassung stark abweichenden Schätzung der Bedeutung, den Export und „Weltwirtschaft" heute für Deutschland besitzen.

Das vierte Buch gibt die Bilanz der ganzen Entwicklung und gewisse Ausblicke auf die Zukunft, die, wie nach Sombarts Gesamtauffassung wohl nicht anders möglich, recht pessimistisch ausfallen. Er sieht die „Eigenen" mehr und mehr verschwinden, die „Viel-zu-Vielen" die Welt beherrschen; die soziale Frage ist im Wesen bereits gelöst, d. h. sie wird sozusagen versumpfen, im „Sozialkapitalismus", im Gewerkschaftskampf u. s. w. (S. 529).

* * *

Es ist unmöglich, an dieser Stelle in eine Kritik der Sombart'schen Gesellschaftsauffassung einzutreten. Ich habe mich an anderer Stelle bemüht, in ausführlicher Darstellung den Nachweis zu führen, daß seine Theorie in ihren Fundamenten unhaltbar ist. Der Kapitalismus dankt nicht einer plötzlichen psychologischen Umwälzung seine Entstehung, der Erscheinung des „Erwerbstriebes", sondern ganz bestimmten Tatsachen der sozialen und ökonomischen Welt, von denen die Schöpfung des „freien Arbeiters" in Marx' Sinne weitaus die bedeutsamste ist. Sombart, der einzige hervorragende Marxist an deutschen Universitäten, ist sehr zu seinem Schaden gerade in diesem einen Punkt von seinem Meister abgefallen.

Jene sozialen Tatsachen, jene ganz bestimmte „Verumständung" kann und wird aber verschwinden, wie sie entstanden ist, und mit ihr der „kapitalistische Geist", der Kapitalismus selbst, und seine Schöpfungen, die „Asphaltkultur", der „Teilmensch" u. s. w. Und dann wird die soziale Bewegung nicht im Sande versiegen, wie ein Steppenfluß, sondern sie wird, ein breiter Strom, das Weltmeer erreichen: „dem erwartenden Erzeuger freudebrausend an das Herz!"

F. O.

Österreichische Kunst.

Wenn man durch die Sammlungen Wiens geht, das große Museum, das Industriemuseum, findet man die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts mit merkwürdiger Ausführlichkeit behandelt. Wir sind gewohnt, zwischen Empire und Neuzeit uns eine gähnende Kluft zu denken, in der die Kunst verschwindet, mit ihren letzten fürstlichen Seufzern und der Ahnungslosigkeit der modernen Epoche. Die Maler dieser Zeit scheinen uns in langweiligen, akademischen Schulaufgaben zu erstarren, die Kleinkünstler in Geschmacklosigkeiten und Ratlosigkeiten sich zu verzetteln und wir suchen schon mit dem mißtrauischesten aller Blicke, dem Entdeckerblick, sogenannte Ahnen und Vorläufer, die uns wenigstens die Genugtuung geben sollen, daß wir nicht ganz umsonst in diesen leeren Hallen herumspaziert sind. In Wien breitet sich die öde Kunst der Mitte des 19. Jahrhunderts mit einer Anspruchsfülle aus, daß wir erstaunen. Ist man in dieser Stadt, die in manchen kleinkünstlerischen und ebenso in manchen literarischen Dingen ganz vom Hauch der Zeit berührt ist, so wenig erwacht, daß man die Schränke mit langweiligen Gläsern, die Pulte mit langweiligen Porzellanen, die Wände mit der ganzen unmalerischen Malerei dieser Epoche in ihrer vollen Ausführlichkeit beläßt, als ob sie das rühmliche Ende einer großen Entwicklung bedeuten? Oder ist die Liebe zur Heimat so groß, daß man auch nicht das kleinste Stückchen Tapete entbehren möchte, das damals einen aristokratischen Palast schmückte? Ein wenig davon ist wahr. Der Wiener hat Kultursinn, stärker als der Berliner. Der Berliner blickt auch künstlerisch in eine industrielle Zukunft, der Wiener darf zurückblicken in eine Vergangenheit, die, wenn sie auch niemals ursprüngliche Kultur war, so doch eine reizvolle Mischung aller möglichen europäischen Elemente darstellte und stets mehr in der Anordnung, als Schöpfung ihren Charakter bildete. Wien ist wie seine Literatur. Eine funkelnde Mischung von Venedig, Paris, Süddeutschtum, Polen und Antike. Eine Massenvereinigung, gelenkig und schmiegsam, keine Welt bauend, aber zehn Welten verstehend und für zehn Welten ein behagliches Haus bauend. Sein Kultursinn geht über die wahre, ausbrechende, impulsive, große Kunst hinweg zur kleinen Kunst, zu den Zeichen und Symbolen der Kunst, zum Nachfühlen der dekorativen Werte aller Dinge und zur Lebenskunst aller Arrangements. Darum kann man dort niemals leere kunstgeschichtliche Epochen ganz verachten, man kann sie niemals blutig bekämpfen. Man schätzt sie doch mindestens als Kultur und wirft den Rahmen nicht

Digitized by Google

fort, auch wenn das Bild mäßig ist. Man liebt das Gewesene, weil es doch von dem Duft dieses oder jenes Aristokraten angenommen hat, weil es doch im Zimmer eines fürstlichen Dilettanten hing und einmal von einer schönen und liebenswürdigen Dame angelächelt wurde.

Die österreichische Kunst ist eine Unmöglichkeit für den geschulten Historiker, aber ein seltenes Menu für den Kunstkenner. Der Historiker wird beweisen, daß es keine österreichische Kunst gibt, weil niemals eine wichtige Anregung von dort ausging und selbst Makart der letzte Venezianer bleibt. Der Kunstkenner aber hat seine eigentümliche Freude an dieser Wirrnis. Vom Porzellan Altwiens, in dem sich ein Strahl Empire bricht, über Führichs Nazarenertum und den Bildern, die Fendi nach Antiken malte, über die Episode Feuerbachs und ihre merkwürdige Wiederholung in der neuen Sehnsucht Wiens nach Klinger, über die unheimlich große Anzahl älterer Wiener Malererzähler und die musikalische Figur Schwinds, die Gunst, die ein Tilgner genoß, das größte Musteralbum der Architektur, das die Ringstraße entrollt, bis zu den neuen und in Europa wohlgelungensten Bauten und Einrichtungen Hoffmanns und Mosers auf der Hohen Warte, Makarts Feste und Orliks Japanreise, die liebenswürdigste aller Sezessionen, dazu ein wenig Rothschildsche Orchideen und Mahlersches Orchester in dem wohnlichsten aller Opernhäuser — über dies alles gleitet der Blick des Kenners und, was der Historiker im Objektiven nicht fand, die Einheit, findet er im Subjektiven, in der reizenden Möglichkeit ein Weltbild im Spiegel zu sehen, zu wenden, zu beschreiben.

Ludwig Hevesi war der berufene Schilderer. Er schaudert vor jeder regelrechten Historie, wie alle, die das Leben und die Kunst kennen. Er ist selbst Künstler, schmiegsam wie Österreich, bald slavisch, bald ritterlich, bald deutsch, nicht gegen die feine Kultur der Patrizier, nicht gegen die neuen Wonnen der Sezessionisten, aber auch kein pflichteifriger Sezessionist und kein Reaktionär, ein Kulturfalter, der sich an der Sonne des Luxus und am bunten Spiel der Blütenfarben freut. Ein junger Alter von der Gattung, die stets die beste Mischung gibt von Ruhe in der Seele und Wohlwollen in den Sinnen. Er bildet sich und bildet seine Sprache im Erleben. Er schnitzt die Begriffe und Worte, wie ihm gerade zu Mute ist, einmal buchmäßiger, ein ander Mal willkürlicher, launischer, unwilliger, ja selbst die Manieren werden ihm nicht unwillkommene Instrumente seines Ausdrucks. Stets bleibt er persönlich. Er gehört zu den Empfindern, die selbst im notwendigen Ernst des Ausdrucks das leise Lächeln einer Ironie, einer Gleichgiltigkeit, einer Berufsverachtung für den, der es versteht, durchschimmern lassen. Was Arbeit und Fleiß ist, läßt er als Arbeit und Fleiß stehen. Was Gefühl und Urteil ist, gibt er den Wellen der Subjektivität preis. Mit Kenntnissen prahlt er nicht, und doch enthält eine hingeworfene Parenthese manchmal mehr Wissen, als ein Archivar sich ersitzen kann. Vor allem schreibt er keine Geschichte, schreibt nicht, was schon geschrieben ist, und schreibt lieber seine eigenen Feuilletons noch einmal ab, ehe er sie neu formt. Er sammelt Eindrücke einer Wiener Kunst. Es sind zwei Bändchen „Österreichische Kunst 1800—1848 und 1848—1900", die als erste in der Sammlung moderner, national geordneter Kunstgeschichten bei E. A. Seemann erschienen. Die Versuche, vollständig zu sein in der Aufzählung und Datierung aller Polen, Rumänen, Deutschen, Ungarn, Dänen, die einmal in Wien bauten oder malten, sind rührend. Es wird gewiß ganz unvollständig sein. Aber es ist ein ehrliches Bekenntnis über die Sammlungen, die retrospektiven Ausstellungen, die künstlerischen Ereignisse, die ein Wiener mit offenen Augen sah und erlebte

Ein gutes Kapitel ist Waldmüller. Er gehört unter die vom modernen Auge wieder Liebgewonnenen, Entdeckten, der von seiner Sittenbildlichkeit aus ebenso auf die Forderungen der neuen Kunst kam, wie Delacroix in Paris vom Historischen, wie Runge in Hamburg vom Dekorativen, wie Menzel in Berlin ohne jede Pretention, ja ohne Wissen darum. Waldmüller freilich blieb der Theoretischeste von diesen. Ich muß sagen, daß seine altfränkischen kleinen Porträts, wie sie jetzt in der modernen Galerie im Belvedere hängen, mir wichtiger und inhaltreicher erscheinen als die lustigsten seiner späteren Sittenschilderungen. Wiener Lokalpatriotismus macht ihn trotzdem zum „ersten Sezessionisten". Er empfiehlt die Natur gegen die Akademie, wie es jeder Bessere in seiner Zeit tut. Auskinsch ist es noch nicht, wenn er dabei auf die Sittlichkeit pocht. Zuletzt wurde er etwas augenschwach und darum breiter, moderner mit Erlaubnis zu sagen. Er liebte jetzt die Sonne und bringt hellere Schatten, ja man findet erschreckt schon etwas Violett. Ein Kritiker schrieb über ihn: „Waldmüller kam in seinen alten Tagen auf den Einfall, um eine glänzende Farbe zu erhalten, müsse man im Sonnenlichte malen. Das erklärt wohl die seltsam grelle Farbengebung auf vielen seiner späteren Bilder." Ob man ihn darum im Auslande besser verstand? Schon 1857 erscheinen bei Goupil einige seiner Bilder in Lithographie. In London verkaufte er an den Hof in acht Tagen 31 Bilder, mit denen er nach Philadelphia reisen wollte. Er schrieb gegen die Akademie und hatte den weltmännischen

Digitized by Google

Metternich auf seiner Seite, der dem Direktor zu erkennen gab, daß eine Akademie nicht dazu da sei den Genius zu ersticken. Waldmüller opfert sogar zeitweise seine halbe Pension für seinen Mut. Schließlich will er einen Künstlerverein gründen, eine Sezession. Aber es wurde alles wieder gut und ordentlich und staatlich.

Leopold Müller ist ein Mitempfinder in den neuen Regungen zur malerischen Atmosphäre. Als Schilderer des Orients mit weichster Luft und zartesten Schatten interessiert er auch den Nichtösterreicher. Die feinen Landschafter der Folgezeit interessieren ihn, Darnaut, Charlemont, Zettel, die uns über die Natur zur österreichischen Musik zu führen scheinen. Das Dekorative der Musik tritt auch anderweitig bildend auf. Es formt Schindlers Landschaft zum idealen Bau, es gibt den Hirschl'schen Göttern und Genien den stilisierenden griechischen Geist, der für Wien bezeichnend wird. Hier schließt sich etwas wie eine Einheit zusammen aus Musik, Hellenismus und Natur. Die Einheit liegt im Dekorativen und ihre Pole sind Makart und Feuerbach.

Über Waldmüller und seine Protosezession sammelte Hevesi bei Gelegenheit der retrospektiven österreichischen Ausstellung von 1898, wo manche Skizze und Naturstimmung zu sehen war, die, wie es immer bei solchen Erinnerungsfesten zu beobachten ist, die offizielle Schale entfernte, die Seele (diese ewig gleiche und große Seele) des Malers enthüllte. Eine andere hier verarbeitete wichtige Quelle sind die „Wiener Kunstwanderungen", die seit vorigem Winter endlich Bau und Einrichtung der alten Paläste erschließen. Den Nichtösterreicher interessiert alles Dekorative aus Wien doppelt. Der Rittersaal der Hofburg als Wiener Empirearchitektur mit seinen Alleen von gelben Riesensäulen und lang niederhängenden, „sich unterwegs verdoppelnden Kristallüstern, deren rhythmisches Prismengefüge sich unausgesetzt zu regen scheint." Das Palais Auersperg als ein Schlachtfeld zwischen entzückendem Louis XVI. und unerbittlichem Empire. Das Mahagoni-Empire im Unterrichtsministerium, dessen Nachbildung das Industriemuseum besitzt, der Ausgangspunkt des Biedermeierstils, der hier wie überall die solidesten bürgerlichen konstruktiven Formen überlieferte. Das Lichtensteinsche Palais in der Bankgasse aus den 30er und 40er Jahren ist ein selbständig verwendetes Rokoko, halb naturalistische, halb phantastische Ornamente in einer Schnitzerei, die als Wiener Leistung eine seltene Arbeitssumme darstellt. Die Pfeiler an den Bücherregalen als Säulenbündel mit Eichenlaub, die in ein phantastisches flackerndes Laubornament oben auslaufen. Tapeten aus dicker Seide, weiß mit naturalistischen Rosenbouquets in Rot und Grün, die für ein reizvolles Kunststück im Zeitgeschmack erklärt werden. Eckétageren für Porzellan, die japanische Einteilungen haben, Sessel, die an Pankok vorerinnern, die Anfänge der Wiener gebogenen Möbel aus der Hand Thonets — das ist eine erst jetzt erschlossene Gruppe schwebender Stilformen, in denen die konstruktiven Feinheiten des Rokoko mit seinen phantastischen, fast spätgothischen Ausrankungen sich zu seltsamen Zwittergestalten zusammenfinden, ähnlich den unregistrierbaren Fest- und Luxusbauten des Augenblicks auf den großen Illuminationsblättern schon des achtzehnten Jahrhunderts.

Das Material der vormärzlichen Zeit wird aus den retrospektiven Ausstellungen und alten Stichen und Bildern bestritten. Die große Kongreßausstellung ist für alle diese Dinge unerschöpflich. Wien hat immer gern für seine Vergangenheit gesammelt, die Theater haben jetzt schöne Erinnerungswerke, die großen Buchhandlungen geben reichliche Folgen von Blättern aus ihrem Besitz, mancherlei ist hier abgebildet, alte Tanzsäle, Aufführungen und das Atzgersdorfer Empfangszimmer von 1800, das Schreibzimmer der Gräfin Molly Zichy-Ferraris von 1830. Im zweiten nachmärzlichen Bande ersteht das moderne Wien. Die Wunderbauten des Rings, die mustergiltig werden für das moderne Straßenbild: die Votivkirche in ihren edlen Maßen, die Oper in ihrer unerreichten Weiträumigkeit, das strenge Parlament und das einwandfreieste aller moderner Monumentalbauten, das Rathaus. Universität, Hofmuseen, neue Burg und Schloß zeigen die Wandlung der Künstler und des Geschmackes an verschiedener Kultur. Jetzt stehen die Stile einträchtig zusammen, der Triumph einer Kunstgeschichte auf einem bevorzugten Platze, nur wenig gestört von einer kraftlosen Plastik. Hier war Griechenland mit Venedig und Paris äußerlich kombiniert, innerlicher will es in der neuen Architektur zusammenwachsen, die hier und da verstreut, in Stadtbahnhöfen, Sezessionshäusern, Fassaden von Geschäften, Zeitungshallen, einzelnen Zimmern des Währinger Cottage und modernen Villen, am konsequentesten in der Hoffmannschen Kolonie, die sich verpflichtet hat zu gemeinsamem Bauplan, aufsteigt. Von der hellenischen Erbschaft Hansens ist ein Stück geblieben. Hellenisch-wienerisch ist eine unlösliche Mischung. Vom Parlament über die antikischen Zimmer im Hause Dumba bis zu der anmutigen Strenge olbrichscher und moserscher Dekoration ist ein ewiges Neuversuchen des Grec. So fühlt man sich auch zu Klinger hinüber. So liebt man das Stilisieren und haßt den Naturalismus der Berliner Kunst. Alle die Sezessionisten Wiens, Moll, Roller, Andri und Klimt, ihr Führer, sehen stilisierend in die Natur und das Leben. Sie bauen und dekorieren

Digitized by Google

im höchsten Sinne und sie erhalten darum Wien seinen Charakter, der eine Angst vor der rücksichtslosen Wahrheit ist und ein Arrangieren in die musikalische Schönheit. Wien regt sich in allen Empirezeiten.

O. B.

Hugo Wolfs Biographie.

Bei Schuster und Löffler ist der erste Band der Decsey'schen Hugo Wolf-Biographie erschienen, die wohl die offizielle werden wird. Sie liest sich gut, leidet wenig an den Beschränktheiten, die sonst oft Musikerbiographien aufweisen, und bringt sorgsam gesuchtes weitschichtiges Material mit den gewohnten Illustrationen der Wohnhäuser, Porträts und Schriftzüge. Der Band reicht bis 1887, da die ersten Lieder erschienen. Er schildert Wolf, den Unbekannten. Wolf, den Jüngling und Kritiker. Seine Kritiken, mit denen er sich das Leben fristete, bis man ihn als Autor kennen lernte, erschienen im Engelschen Salonblatt, einer high life-Zeitung, in der sich der Temperamentvolle merkwürdig deplaziert ausnimmt. Von all seinen Jünglingserfahrungen interessieren diese, kaum noch bekannten Kritiken am meisten. Sie haben den tragischen Accent aller der schriftlichen Äußerungen und Urteile, zu denen Künstler aus Not gezwungen werden. Nur Schumann und Wagner waren davon frei, sie schrieben nicht immer aus Not. Musiker schreiben — außer Schumann — schlecht. Sie kontrapunktieren, schieben und schachteln Begriffe, hängen Adjectiva an, als ob sie harmonisierten, und statt Musik in der Sprache zu fühlen, erniedrigen sie die Sprache zu einem Instrument aufgezogener und verknüpfter Gedanken. Sie sind immer schwülstig, sie packen aus Gefühlsüberschwang voll, sie scheuen nicht vor der Trivialität künstlicher Geberden zurück, sie haben stets Furcht, daß man sie nicht laut genug hört. Als Kritiker müssen sie blind sein. Sie loben nicht was gut ist, sondern was sie reizt, was ihre Einbildungskraft bewegt, und sie tadeln, was nicht auf ihren Gängen liegt. Nur das Temperament führt sie, nicht immer von einem Liebermannschen Geiste unterstützt. Auch bei Wolf treffen diese Beobachtungen zu. Halb ist er phantastisch, etwas ungeschickt E. T. A. Hoffmann'sch. Halb spielt er eine Aufregung, die nur eine äußere Form für eine andere Aufregung ist. Seinen Antipoden findet er sofort in Brahms, dem er schon damals mißtrauisch gegenübersteht, ohne übrigens Prinzipien zu reiten. Brahms las die Artikel, es scheint, daß er es ihm später nicht nachgetragen hat, nachdem er den Künstler Wolf kennen gelernt hatte. Aber Bülow ist über diese Wendung sehr erzürnt. Bülow schrieb an Detlev v. Liliencron noch 1892 ablehnend über Wolf, den federvorlauten Antibrahmsianer und in Klammer dazu Ev. Matth. XII, 31, 32 — das ist das Wort von der Sünde wider den heiligen Geist. Bruckner, der unentwickelte, gab ihm stets mehr, er urteilt wunderbar falsch: „Wie bei Grabbe das Schwelgerische in der Phantasie, der geniale Gedankenflug an Shakespeare erinnert, so meinen wir oft in den grandiosen Themen und deren tiefsinniger Verarbeitung, wie wir sie in allen Brucknerschen Symphonien finden, die Sprache Beethovens zu vernehmen." Bei Haydn, Mozart, Schubert, Schumann leuchtet sein Auge. Bei Mendelsohn wird er reserviert. Die italienische Lärm- und Effektoper lehnt er ab. Wagner, Berlioz, Liszt ist seine Welt: und im Wien der 80er Jahre bedeutete das Mut. Sonderbar: als Kritiker von Interpreten wird er fast brahmsisch. Die äußeren Kunststücke Rosenthals bespöttelt er. Als Beethovenspieler steht ihm Bülow über Rubinstein. Sein Geschmack ist d'Alberts ernste Interpretation: „Herr Eugen d'Albert gehört unstreitig zu den am meisten begabten reproduzierenden Künstlern der Gegenwart, und ich möchte fast glauben, daß die Zukunft ihm allein gehören wird." Er ahnt nicht, daß auch der Komponist d'Albert mit seiner „Abreise" sein Ideal einer neuen komischen Oper, über dessen Erfüllung er starb, einst treffen würde.

O. B.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Berlin.
Buchdruckerei Rotzsch vorm. Otto Roack & Co.

Digitized by Google

Ruzena Capek.

Eine Erzählung von **J. J. David.**

Der Prozeß ist annoch beim Kreisgericht Ungarisch-Hradisch anhängig.

Wie die Geschworenen, für die zum Teil selbst der Aufenthalt in dem kleinen, mährischen Städtchen schon eine Zerstreuung wie mannigfache Aufregung bedeutet, darüber urteilen werden, läßt sich durchaus nicht vorhersagen. Unter allen Umständen: der Anwalt freut sich der großen Aufgabe, die seiner harren wird, und macht gar kein Hehl daraus.

Der Fall aber, der ein junges und tapferes Weib unter einer schweren Schuld des Gattenmordes auf die Anklagebank geführt hat, ist vielleicht merkwürdig genug, um so erzählt zu werden, wie er im Heimatsdorfe der Ruzena Capek umläuft. Hätten wir französische Geschworene, so müßte man sich über ihr Schicksal keinerlei Gedanken machen. Denn ihr eigenes Gewissen hat die Ruzena durchaus nicht zu fürchten. Was sie getan hat, kann davor bestehen und war höchst notwendig, nicht nur entschuldbar nach ihren Begriffen

* * *

In der Heimat der Ruzena gab es natürlich keinen anderen Gesprächsstoff.

Jeder wollte dies Ende ihrer Ehe voraus gewußt haben und fühlte sich also als Weiser und Kündiger der Zukunft.

Zeugen wurden einvernommen und berichteten daheim gewichtig, wie sie ausgesagt und sich vor den Herren vom hohen Gericht benommen hätten.

Jede Einzelnheit der letzten Jahre wurde so entrollt und durchgesprochen. Denn das Dorf hat ein erstaunliches Gedächtnis für alles, was einen daraus angeht oder betroffen hat.

Nur diejenige, die am meisten gewußt hätte, die Theresa, die Schwester der Angeklagten, hielt sich ganz still für sich und weinte sich für sich aus. Übrigens lag ja nunmehr auch die volle Sorge für das große Anwesen und den Bruder allein auf ihr. Keine Kleinigkeit, wenn man noch selber so sehr jung ist und bis vor kurzem geneigt gewesen war, sich als Kind zu betrachten und hätscheln zu lassen.

Übrigens war die Ruzena Capek immer ein eigenes Mädel gewesen. Ganz für sich und gar nicht wie die anderen.

Nämlich, sie hatten ihr doch beide Eltern hinter einander begraben. Sie waren an der Cholera gestorben, da die Älteste eben erst zu ihren Jahren und zu ihrem Verstand gekommen war.

Den Bruder, der den Hof hätte übernehmen sollen, den hatte man in einem Raufhandel zu einem elenden und gottesarmen Krüppel gestochen. Füttern und anziehen mußte man ihn wie ein kleines Kind, er konnte nur stammeln und deuten, was er wolle, und ganz so, mit einem grenzenlosen Mitleiden, hatte ihn die Ruzena gern und sorgte dafür, daß es ihm an nichts fehle und er

Digitized by Google

seinen Platz in der Sonne habe, die ihm wohl tat. Sie litt nicht, daß man ihn bemitleide. Innerlich, meinte sie, sei er immer noch klüger als die meisten. Er sehe und begreife alles gar wohl. Nur herzeigen könne er es nicht mehr, der Arme, seit damals, wo so viele wie die wilden Tiere über den einen herfielen und ihn so mörderlich mit Schlägen und Messern behandelten. Der Schrecken saß in ihm und lähmte. Ja freilich — es gibt kein böseres Volk als die Welschen, die Taljani, die dazumal im Dorf gearbeitet. Wich diese Angst einmal, so wurde er zwar leider Gottes gewiß nicht mehr heil, aber sonst ganz, wie er gewesen war.

Von ihren Verwandten mochte sie durchaus nichts wissen. Nämlich: das waren lauter Bettelleut' und hatten nichts im Kopf, nur wie man die Ruzena scheren und um das Ihrige prellen könnte. So ein Waisengut, das ist wie Heu in einer Raufe. Jedes Roß, das vorübergeht, möchte sich sein Maul voll davon abrupfen. Es gibt gar viele, die es nicht anders ansehen, als wär' es herrenlos und jeder könne darnach greifen, bis man ihm eben nachdrücklich und so auf die langen Finger klopft, daß er es merkt — und, wie man das so macht, daß es weh tut, dies hatte die Ruzena bald heraus. Das kommt mit der Übung, und hernach hat man 's nur so im Griff.

Man hatte ihr natürlich von Gerichts wegen einen Vormund bestellt. Das ist nun einmal so bei uns — und sei ein Weib noch so tüchtig, es muß jemand zu seiner Aufsicht eingesetzt sein. Ein weitläufiger Vetter war es; ein recht dürftiger Hund, der die Ruzena gerne geheiratet hätte, weil er ein angejahrter Witwer war. Sie ließ sich anglotzen, so viel er nur mochte; das schadet weder, noch beißt es einem was ab; ließ ihn von der Heiligkeit des Ehestandes reden, so viel ihm gesund war. Darein reden in ihre Wirtschaft ließ sie sich kein Wort, und nur manchmal, wenn er es ihr gar zu dumm und gar zu lästig trieb, warf sie ihm einen fetten Bissen hin. Darnach schnappte er so heftig, daß er sein Maul zu nichts anderem gebrauchen konnte.

Und so hauste die Ruzena Capek auf ihrem Hof mit ihrer Schwester Theresa und mit dem armen Krüppel, den nie und nimmer zu verlassen sie sich geschworen hatte. Zu sorgen und zu betreuen hatte sie genug; und mehr erwartete und verlangte sie nicht einmal vom Leben. Denn sie war früh ernst gewesen und ward es nur immer mehr. Man hatte nie von einer Liebschaft auch nur gemunkelt bei ihr.

Sie war nicht im mindesten hübsch. Sie sah nämlich viel schwächer aus, als sie sich hernach bei der Arbeit erwies. Ihr schlug kein Essen an. Etwas bläßlich war sie immer, und sie färbte sich nicht besser, auch wenn sie sich noch so sehr anstrengte. Auch der Mund war schmal wie ein Strich und nur ganz wenig rot, die Nase länglich geraten und etwas spitz, das Haar und die Augen aber waren schwarz. Sie lachte fast niemals, und man hörte nie ein lautes Wort von ihr; sie hatte einen traurigen und nachdenklichen Blick und war eigentlich am hübschesten, wenn sie neben dem kranken Willem saß in einer Pause, die sie sich selten genug gönnte, und sie streichelte ihm seine sehr magere Hand und erzählte ihm mancherlei, das er mit einem immer gleichen, stumpfen Kopfnicken vernahm. Verstand er 's? Sie hätt' ein Jurament darauf abgelegt. Und wenn schon nicht? Der behielt alles bei sich und verriet kein Sterbenswörtchen.

Denn sie haßte den Klatsch, der im Dorfe so heimisch ist, aus den tiefsten Gefühlen ihrer Natur heraus. Und sie traute niemandem. Gegen wen sie sich stellten, der hatte bei der Ruzena schon darum etwas für sich. Und deshalb hielt sie sich so, daß keinerlei Gerede ihr zu nahe konnte, und verkehrte mit

Digitized by Google

keinem, für so hochmütig man sie auch beschrie. Etwas mußten sie ja jedem anheften. Da war dieses noch immer das Beste.

An die Ehe dachte sie nicht. Denn sie fühlte sich ganz wohl und geborgen, wo sie war. Sie hatte keine Liebe zu Kindern und keinen Sinn für Zerstreuung. Ihre Unabhängigkeit, die sie schwer genug behauptet hatte, die wollte sie nicht mehr preisgeben. Es war ihr widrig, sich jemanden neben ihr zu denken, dem sie Rechenschaft über jeden ihrer Schritte, wohl gar von ihren Gedanken schulde, der sich Rechte über ihre Handlungen und ihre Person anmaße, die sie aus freien Stücken niemandem zugestanden hätte.

So kamen die Freier und gingen. Die Nachbarinnen, die vordem der Vermittlung so beflissen waren, ließen in ihrem Eifer nach. Welche Bekanntschaft man ihr nahelegte, es war mit der Ruzena nichts zu beginnen. Sie beharrte: die Theresa, käme sie zu ihren Jahren, solle heiraten. Die werde hübsch und dumm und unselbständig genug. Sie aber wolle mit dem Willem, und sonst allein bleiben.

* * *

Es war zu Beginn des November gewesen.

Die Sonne schien hell. Sie überglitzerte und taute das dünne, klirrende Eis, das der vorzeitige Allerheiligenfrost über Nacht auf Tümpeln und Lachen gebildet hatte.

Vor dem Flecken erhob sich ein Hügel, ansehnlich genug für dieses flache Land. Er soll dem Volksglauben nach die Marke der Züge des wilden Zizka bedeuten. Bis hierher trug er die Glut des Scheiterhaufens von Constanz, ehe er sich wandte, um zu sterben. Und darum heißt die Höhe bis diesen Tag „Kehr' um, Zizka!"

Der Bursche, der einen Tag nach Allerseelen da oben stand, erwog gleichfalls, ob Umkehr nicht vielleicht das Vernünftigste wäre.

Die Bäume waren entlaubt, und so stellte sich mehr als sonst vom Dorfe dar. Man sah das weiße Schloß, den Kirchturm und jenes Gebüsch, das den Lauf der March umsäumt und andeutet. Der Storm selber schmiegte sich zu innig in den winterlich braunen, reichen Talgrund, ging auch zu seicht, als daß man sein Blinken hätte gewahren können.

Der Wanderer sah aus, stark und häßlich wie ein Gnom. Viel zu kurz geraten für die Breite seiner Schultern. Ein mächtiger Schädel, mit dem man Mauern einrennen konnte, Augen, trüb und verquollen wie die eines Trinkers, der gern in die Nacht schwärmt, ohne Brauen und fast ohne Wimpern, so daß ihr Blick etwas Unverschämtes und Aufreizendes hatte; keine Spur von Bart im Gesicht. So stierte er, die Hand vor der sehr niedrigen Stirne, nach der Ortschaft und war ungewiß.

Eigentlich hatte er da nichts zu suchen. Er war so viele Jahre fort gewesen, erst bei den Kaiserlichen, wo er nicht gut getan hatte, und den besten Teil seiner Dienstzeit ewiger Raufereien halber im Arrest verbrachte, dann auf Wanderschaft, halt nach dem Stückerl Brot, und so niemand hatte ihn da unten vermißt, daß er selber nicht wußte, was ihn eigentlich herzog, wo er nichts verloren oder zu finden wußte. Vielleicht, weil er da doch daheim war?

Wär' es noch Sommer gewesen! Da mußte man sich nicht um Obdach und Nahrung ängstigen. Man konnte in den Auen nächtigen, machte sich sein Feuer aus grünem Holz, damit einen die Gelsen nicht bei lebendigem Leib auffressen, und, was man an Futter brauchte, das gab der Fluß oder man legte Fallen. Darauf verstand sich der Wojtech Hermann wie keiner und kochen

Digitized by Google

konnt' er — der vom Grafen hätt' immer noch was von ihm lernen können, trotz weißer Schürze und weißer Kappe, mit denen er sich so patzig machte.

Jetzt aber — im Winter! Wahrhaftig, er hätte meinen müssen, der Teufel selber habe ihn hergeritten. Da gab es wohl nichts anderes, wie arbeiten. Entweder in der Zuckerfabrik, bei den Kesseln, wo man vor der Hitze närrisch wurde, oder im Holzschlagen, wo man vor der Kälte wieder nicht zu sich kommen konnte. Und die Herrschaft weiß sehr gut, wer sich ihr jetzt verdingt, der muß nehmen, was er kriegt, und sie nützt das und sie zahlt einen Lohn, daß man sich vor sich selber schämen muß, man rührt dafür nur eine Hand.

Aber wo war es denn jetzt besser? In der Stadt, wo man warten mußte, ob nicht vielleicht doch Schnee fiel? Die einzige Arbeit stockte, die ihm sonst behagte: die am Bau. Da mußte sich niemand mehr anstrengen, als ihm just paßte und zuträglich war, und man konnte immer seinen Spaß mit den Helferinnen treiben. Und das hatte der Wojtech gern, sehr gern.

Er zündete sich einen Nasenwärmer an. Ganz trübselig rauchte er vor sich hin. Ja — das war doch ein richtiges Hundeleben, das er von Kind auf geführt!

Er mußte wiederum lachen, wenn er sich die Segenssprüche beschwor, mit denen man ihn zum Abschied begabt. Nur, daß sie ihm nicht bis zur Dorfgrenze das Geleite gaben, der Gewißheit halber, daß sie seiner ledig würden. Ordentlich glücklich waren sie doch gewesen, ihn vom Halse zu bekommen. Das Gesindel!

Er blickte aufwärts. Der Himmel hatte sich grau umzogen und ein springender Wind frischte auf. Ja — und nun schneite er ihnen mit dem ersten Schnee wieder in das öde Nest. Und dies war das Bestimmende für ihn und seine Rückkehr: sie würden sich mit dem wiedergewonnenen Mitbürger ganz über die Maßen freuen. Also: hinein denn ins Dorf!

Er nahm sein Bündelchen hoch. An den Stock, den er sich derb und dornig von einer Hecke geschnitten, band er sein blaues Taschentuch und ließ es gleich einer wehenden und siegreichen Fahne flattern. Zerlöchert genug war es dafür. Und breitbeinig und ganz entschlossen, ein Bursche, der sich vor nichts fürchtet, und dem Tod seinen Nasenstüber geben möchte, stapfte er durch die ersten fallenden Flocken in seine Heimat.

Es war im Talgrund wärmer als auf der Höhe. Er fühlte und das tat ihm wohl. Aus allen Schornsteinen stieg ein feiner Rauch und weckte Gedanken an allerhand gute und nahrhafte Dinge, die nun zu Mittag gekocht würden. Wojtech Hermann trat in ein Wirtshaus und ließ sich ein Stück Brot und ein tüchtiges Glas Schnaps geben, damit er sich nicht den Magen erkälte. Die Stube war so hübsch geheizt. Er wärmte sich am Ofen, überzählte seine Barschaft, seufzte und duselte. Denn wie Hunde und Katzen, so konnt' er einschlafen, wenn es ihm gefiel.

* * *

Es war ihm eigentlich keinen Augenblick bang um sich und seine Zukunft. Wer sich von Kindesbeinen allein durchbeißen muß, der gewinnt einen gewissen Fatalismus. Er rechnet damit, daß ihm manchmal eine Nuß unterkommen wird, so hart, daß man meint, der Schädel krache Einem.

Muß sie aber geknackt sein, so wird ein starkes Gebiß auch damit fertig. Es ist nur bitter, wenn der Kern hernach so ist, daß man spuckt und nochmals das ganze Gesicht verzerrt. Auch das ist nicht zu vermeiden.

Er war, gelinde gesagt — auf dem Dorf drückt man sich deutlicher aus —

Digitized by Google

ein Waisenkind gewesen. So sehr sogar, daß man nichts von seinem Vater wußte, während die Mutter an seiner Geburt verstorben war. Mit dem lieben Vieh und wie dasselbe hatte man ihn aufwachsen lassen.

Wem er gerade zur ungelegenen Zeit — und willkommen war er niemals und niemandem! — vor den Füßen herumkrabbelte, der stieß nach ihm, ganz gleich, wohin er traf. So hielt's seine Pflegerin, so blieb's in der Sitte. Das war so, daß er sich beinahe wunderte, blieb er einen ganzen Tag ungepufft oder ohne daß eine mehr neugierige als sanfte Frauenhand untersuchte, ob wirklich sein eigenes Haar so struppig auf seinem viereckigen Schädel sitze.

Bei dem allen war er gediehen. Zu einer ungemeinen Kraft und Behendigkeit. Und, weil er sich oftmals salvieren mußte, weil sehr früh jeder üble Streich im Dorf ihm zugeschrieben wurde, so kannte er bald jeden Schlich und jeden Steig wie keiner. Er war tückisch und grausam. Wer mit ihm raufte, den richtete er erbarmungslos zu, auch nachdem er ihn schon niedergeworfen hatte. Er sicherte sich so einige Ruhe. Zeigte ihn aber einer an, der konnte gewiß sein, daß ihm beim nächsten Baden in der March etwas unangenehmes passierte, denn der Wojtech konnte schwimmen und tauchen, wie eine Otter — oder daß ihn unversehens ein Steinwurf traf, ohne daß jemand zu erspähen war, der ihn getan haben konnte.

Er hatte dem Hirten späterhin geholfen. Und dies Leben hätt' ihm eigentlich für immer am besten gepaßt. Wenn er durch das Dorf mit seiner Peitsche knallen konnte, worin er es bald seinem Meister vortat, und es drängte sich das liebe Vieh heran, so kam er sich wie ein Befehlshaber vor und fühlte sich gewaltig und nicht ohne Grund herzlich beneidet von allen Buben, die zur Schule oder aufs Feld mußten. Draußen aber ward ihm erst recht behaglich. Da konnte man sich ein Fleckchen aussuchen, auf das die Sonne so warm schien. Sich hinräkeln in das sanfte Gras und in den hohen Himmel starren, der immer durchsichtiger ward, sich über Einen senkte und zu Frühlingszeiten erfüllt war von unendlichem Lerchenjubel; um und um ein sanftes Gebimmel von großen und kleinen Schellen. Und man wurde schwindelig vor der vielen Bewegung, dem Bücken und Heben der vielen Tiere, den Farben; rotbunt, schwarz, weiß, scheckig, die sich auf dem grünen Grunde durcheinander schoben, schläfrig vor dem eintönigen Schnauben, und genoß einer innigen und schönen Trägheit.

Nur freilich, gehorchte ein Tier in seiner Unvernunft nicht augenblicklich, brach es die Reihe — oder versuchte es, in eine Hecke einzudringen, oder sich im Kleefeld zu verlaufen, das so üppig und gefährlich lockte, dann geriet der Wojtech in eine besinnungslose Wut. Dann schlug er, wohin es eben traf, und der Hirte wagte nichts mehr gegen ihn. So sehr fürchtete er sich selber vor dem hinterlistigen und gewalttätigen Buben.

Das aber kam auf und darum ließ man ihn nicht dabei. Ein Handwerk aber mocht' er durchaus nicht lernen. Und, als ihn einmal der Herr Pfarrer, der obendrein Dechant war und sogar beim Fürstbischof etwas galt, eine väterliche Vermahnung hielt, was denn auf diese Weise mit dem Wojtech werden, und ob er durchaus zur Hölle fahren wollte, da stand er wie ein Stock und stierte ihn ohne alle Gegenrede sehr frech an. Und, als sich der Herr Dechant in seiner Bekümmernis, denn es ging doch um eine getaufte Seele, umsah, da stand der Bube immer noch, wo man ihn verlassen hatte, streckte die Zunge heraus, so lang es gehen wollte, und das Gewand des hochwürdigen Herrn war sehr hoch hinauf mit Kotklümpchen bespritzt. Darin hatte der Junge eine Fertigkeit, das mit den bloßen Zehen zu tun und ohne daß es einer merken konnte, der auf eine solche Niederträchtigkeit natürlich nicht gefaßt gewesen ist. So voll ausgespitzter Schlechtigkeiten war der Wochtech von kleinauf.

Digitized by Google

Er war wie ein Tier. Ganz ohne Scham oder Achtung vor einem, der nicht eben stärker war wie er. Er witterte aus, wann und wo die Mädchen badeten, und trieb damit unerhörten Unfug. Und mit den Italienern machte er Bruderschaft. Ohnedies ist das ein Diebsvolk ohnegleichen. So paßten sie zu einander. Nun hatten sie gar einen, der ihnen jede Gelegenheit für Galgenstreiche ausspürte und verriet. Es läßt sich denken: garnichts mehr im Ort war in alle Ewigkeit vor ihnen sicher. Natürlich kam bald alles, was sich begab, dem Wojtech aufs Kerbholz. Schlug man ihn, so warf er sich gern unter mörderlichem Geheule flach auf den Boden, und er verstand es alsdann, Anfälle und Zuckungen zu heucheln, daß man erschrak und von ihm abließ. Hatten sich seine Bedränger aber erst entfernt, dann hörte man einen gellen Pfiff und der Wojtech verschwand mit einer unheimlichen Schnelligkeit, völlig munter und als wäre nichts geschehen.

Mit aller ihrer Mühe — nur ein dickes Fell haben sie ihm angeprügelt. Nun, und das kann einer gebrauchen, wie er war. Nicht eine Stunde in seinem nichtsnutzigen Leben war er krank. Da war ein großes Kindersterben gewesen. Er scheute keine Ansteckung. Er half dem Totengräber. Er trug die kleinen Leichen, um deren Genesung man gebetet, wenn man ihn jede Stunde nur verwünschte. Und ihm geschah nichts.

Damals traute er sich zuerst ins Wirtshaus. Mit seinem Gelde klimpernd, abgerissen, wie ein rechter Haderlak, saß er da und hatte keine kleine Meinung von sich. Man hatte Ärger über ihn. Nicht einer, der an diesem Tag in seinem Glas Bier oder in seinem Schnäpschen nicht ein giftiges Geschmäcklein verspürt hätte. Desto lieblicher ging es ihm ein. Er war fortab erwachsen. Und er brachte sich bald Kameraden mit, Hallunken aus der ganzen Umgebung, die ihm zuliefen, ihn als Meister anerkannten und bewunderten und ihm bei allen Schlechtigkeiten halfen. Und mit Schelmenliedern voll Unzucht höhnten sie die allgemeine Trauer und lebten froh und sonder Gedanken in den Tag.

Es läßt sich somit denken, wie froh man war, als der Wojtech einrücken mußte. Man atmete auf, hoffte, seiner für immer ledig zu sein. Und nun war er doch wieder da, frecher denn je, und jeder erkannte ihn, da er mit seiner Lumpenfahne durch das Dorf schritt, und alle Hühnersteigen wurden gesperrt. Daß der Teufel doch niemals den holt, den er sollte! Das ist doch der Teufel! Eben der rechte Teufel!

* * *

Tut einer in jedem Sinn seine Pflicht, gegenüber den Seinigen, der Gemeinde und dem lieben Gott, dann heißt es: er ist *so weit* ein ordentlicher Mensch.

So weit. Denn gerade in solchen Stücken müssen die Leute nun einmal immer eine Einschränkung machen.

Damit ist die Sache aber auch endgiltig abgetan. Und darin soll er, neben dem Lohn in sich, von dem auch noch niemand fett geworden ist, sein Genügen haben und finden.

Treibt er aber rechten Unfug, macht er sich unliebsam in jedem Sinne, dann bereden sie ihn des Langen und Breiten. Und sie wundern sich über ihn, seine Streiche und seine Einfälle.

Er kommt in den Mund aller Welt. Und statt sich zu schämen, daß er so garnicht gut tun und seine arbeitsame Karre ziehen will für sein Kinderwägelchen voll loser Sachen, wird er, wenn er sonst darnach ist, immer eitler und hochmütiger davon, als wär' er was Rechtes, statt doch nur ein ausgewachsener Lumpenkerl zu sein.

Digitized by Google

Immer neue Nichtsnutzigkeiten heckt er aus. Ehe einem was Ordentliches einfällt, gar, ehe das ausgeführt ist, das braucht doch seine Zeit und will überlegt und festgemacht sein. Schlechtigkeiten aber schießen über Nacht auf, wie die Nesseln. Der sich an ihnen verbrennt, der schreit natürlich Zeter und vermehrt so den Spaß dessen, der sie gesät hat.

Und die Weiber schielen nach ihm und tun, als fürchteten sie sich. Und damit hat er denn auch schon einen Vorteil über sie, wenn er ihnen dann einmal unversehens begegnet. Und sie tuscheln, wann er vorübergeht, und winken einander heimlich mit den Augen, in die vielleicht mancher brave Junge sich rechtschaffen gern vergucken möchte. Und er versteht das zu deuten: und so gewinnt er 's ihnen immer leichter ab und nutzt ihre Neugier und ihre Dummheit ohne jedes Gewissen. Denn er hat selber keine Scham in sich, und darin liegt immer etwas Ansteckendes.

Und mehr Zeit, hinter ihnen her zu sein oder ihnen auf Feldwegen aufzupassen, hat er auch, wie einer, der seine Arbeit tut und hernach so müd ist, daß er Gott dankt, wenn er nur endlich seine Ruh hat. Und hat er sie satt, so läßt er sie stehen — und was können sie ihm anhaben, wo sie sich doch hernach vor sich selber schämen müssen, daß sie sich mit so einem überhaupt eingelassen haben? Und wenn es auch scheint, als tät' er etwas — so ganz bei der Sache ist ein richtiger Tagedieb niemals, daß er sich daneben nicht noch etwas ausspintisieren könnte.

So haben sie den Wojtech Hermann viel zu bereden gehabt. Denn in der ganzen Zeit, die er fort war, hat er nichts von seinen Teufeleien verlernt und allerhand neue hat er sich ausgesonnen.

Wer nämlich Anlagen dafür hat, an dem bleibt immer etwas picken. Nicht anders, wie Fliegen an einer Leimspindel, die, wenn sie recht voll ist, auch nicht eben einen lieblichen Anblick gewährt.

Natürlich hat er seine Kameradschaft mit den Italienern wieder angefangen. Denn einer, der was war oder auch nur vorstellen wollte, der konnte sich mit diesem Habe- und Taugenichts doch keineswegs abgeben. Mindestens nicht, wenn einer in der Nähe war, der es sehen konnte.

Im Kalkofen haben sie geschlafen. Und, wie abgerissen er war, dieses war dem Wojtech einerlei. Gegessen hat er besser wie die Bauern. Denn er war ein richtiger Dieb und hat es gehalten wie der rote Fuchs. Der stiehlt auch niemals in der Nähe, nämlich dort nicht, wo er sein Loch hat; dort nimmt er keine Feder weg. Jenseits der Dorfgrenze aber hört alles Gemeingefühl auf und seinem Nachbar gönnt jeder neidlos einen Schaden. Hätt' er doch besser aufgepaßt! Und man reibt sich die Hände.

Schlechte Weibsbilder gibt's immer und allenthalben. Und wenn sie nur ihren Spaß haben, so ist's ihnen gleich, wie oder mit wem. Und vor dem Gendarmen, dem sonst kein Steuerzahler seinen Respekt verweigert, vor dem hat dieser Galgenvogel gar keine Achtung gehabt.

Wenn ihm der gedroht hat, er wird schon auf ihn und seine Schliche passen, so hat der Wojtech gegrinst, bis ihm sein Maul um die ganze, breite Visage gegangen ist, und hat gemeint, er soll lieber nicht damit seine Zeit verlieren. Denn er könne sich vielleicht derweilen ein schönes Stück Geld und Ehre verdienen, indem er die Mörder der Madlena Hofmann finge, die man so jämmerlich umgebracht hat, ohne daß man bis heutigen Tages von den Tätern auch nur eine Ahnung hat. Entfernte sich der zornig, so spöttelte ihm der Wojtech nach, so eilig sei es nun wieder nicht. So in die Haut schlecht war der Hermann.

Digitized by Google

Man hat auch oft der Ruzena Capek von ihm und seinen Bübereien gesprochen.

Denn, weil sich das Frauenzimmer so sehr still hielt und man es allgemein geachtet hat, so hat man ihr zugetragen, was sich begeben hat, damit sie doch wisse, daß sie in der Gemeinschaft lebt und dazu gehört. Dafür benützt man immer und überall am liebsten das Unangenehme.

Sie hat dann wohl zugehört wie einer, der sich eben nicht helfen kann, der nicht unhöflich sein will und sich also lieber zwingt. Denn ohnedies hat man sie für sehr hochmütig gehalten.

Hatte sie aber genug, und hatte die Erzählende ihren guten Trunk Kaffee getrunken, auf den die Ruzena selber was hielt, und vom Kuchen, den die Capek so weiß buk, wie sonst niemand im Dorf, was natürlich jedesmal gebührend anerkannt und bewundert werden mußte, so viel in sich hineingelegt, daß nichts mehr Platz hatte, dann zuckte die Ruzena die Achseln und schürzte die Lippen so, daß man ihre spitzen Eckzähne sah, was sich sehr hoffärtig machte und jede Erörterung abbiß: „Laßt mich in Ruh mit euerm Wojtech. Er ist ein Haderlak!" und sie wendete sich zu ihrem armen Krüppel und streichelte ihn und tat ihm schön nach Kräften. Und dabei dachte im ganzen Ort niemand so viel an den Haderlak, den Hermann, als eben die Ruzena in ihrer stillen Art, die es nicht begriff, wie ein junger und kräftiger Mensch so dem Herrgott den Tag abstehlen und mit sich und seinen Gaben nichts zu beginnen wissen sollte . . .

* * *

Es wäre alles gegangen und man hätte sich am Ende an den unbequemen Gast gewöhnt ohne seine verdammte Gewohnheit.

Er stichelte sehr gern. Und er hatte ein Maul von der Art, die man nach dem Tode erst noch extra einmal erschlagen muß. Sonst keift sie noch aus dem Grab heraus. Er mußte um jeden Preis und gegen allen seinen Vorteil immer das letzte Wort haben.

Ordentlich wie ein Weib war er darin. Und um einen Einfall oder einen schlechten Witz war er niemals verlegen.

Gegen jeden, er mochte noch so ehrbar erscheinen, hat er was gewußt. In seiner vielen freien Zeit hat er sich's ausgedacht, womit er Einen ärgern konnte. Und weil er gute und überdies boshafte Augen im Kopf hatte, so hat er natürlich manches bemerkt, was ein anderer lieber übersehen oder vielleicht versteckt halten wollte.

Das war nicht anders, als hätte man einen Spitzel im Dorf, vor dem nichts verborgen bleibt und der es just da und dann auskramt, wann's Einem am allerwenigsten paßt. Und so plötzlich und immer vor Zeugen warf er's Einem an den Kopf, daß man gar keine Antwort wußte, und nur völlig begossen dagesessen ist. Das verdrießt und frißt an Einem.

Ein Einzelner aber hätte sich nicht an ihn getraut. Denn er war so stark, daß nur der lahme Petrasch mit ihm hätt' allein fertig werden können. Der hatte wohl auch eine Wut auf ihn, weil der Wojtech ihn einmal beim Roßtäuscheln betrogen hatte, denn damit und mit Vieh doktorn, das er bei seinem Hirten angefangen und hernach beim Fuhrwesen ausgelernt hatte, gab er sich ab und verstand's über einem Zigeuner. Aber wo und wie hätte der Petrasch den Hermann denn erwischen sollen? Der war flink und vorsichtig wie sonst nur ein Marder.

Er hatte sich ein neues Gewand gekauft. Wie's ein richtiger Hannak trägt, also durchaus nicht wohlfeil. Was brauchte er Bauerntracht, der doch

Digitized by Google

kein Bauer war? Und wen hatt' er wieder um das Geld betrogen? Es stach natürlich vielen in die Augen, als er's am Samstag Abend zum ersten Mal in die Kneipe führte. Er war sehr gut aufgelegt und frecher und spottlustiger denn je.

Ein Bursch um den anderen begann, mit ihm zu häkeln, bekam seinen Trumpf und verlor sich. Erst freute er sich seines Sieges; langsam wurde ihm nicht ganz wohl dabei, als er endlich so ganz vereinsamt in der Schänkstube zurückblieb. Auch die Dauertrinker gingen, nachdem sie viel gewispert und mit dem Daumen gedeutelt. Am Ende lauerten sie auf ihn. Und gerade diesen Abend war niemand von seinen Gesellen da. Am liebsten hätt' er auf einer Bank übernachtet. Oder hätt' er nur die Magd gekannt, daß sie ihn bei sich versteckte! Aber leider Gottes — der Wirt hielt sehr auf Ordnung. So blieb er mindestens schuldig: kam er zu Schaden, so sollt' es wer anderer auch.

Draußen überfielen sie ihn. Den ersten Hieb, und der gab gleich aus, tat der lahme Petrasch. Sie schlugen ihn die ganze Dorfstraße entlang. Jeder Ausweg war ihm versperrt. Er wehrte sich, so gut er konnte: aber es waren diesmal doch zu viele über einem.

Alles wurde wach. Schlaftrunkene Gesichter erschienen an den Fenstern, drückten an den Scheiben die Nasen noch breiter, als sie ohnedies waren, und grinsten schadenfroh, ehe sie verschwanden, da sie sahen, was sich begab. Das war doch ein famoser Spaß! Und wenn sie ihn schon totschlugen: es war um ihn ja gewiß kein Schaden. Die Hunde rissen an ihren Ketten und heulten und jammerten in allen Tonarten. Denn am Himmel stand ohnedies der Vollmond, der sie immer rebellisch macht.

Das war wie ein toller Schattentanz im geisternden Licht. Da und dort bot sich eine Lücke. Er nutzte sie oder er überrannte einen Einzelnen. An ein Entkommen aber war dennoch durchaus nicht zu denken. Er teilte aus und empfing zehnfach. Immer ängstlicher wurde ihm. Er schrie jämmerlich um Hilfe und erhöhte damit nur das Vergnügen seiner Verfolger. Und wenn er sich die Kehle wund zeterte, für ihn rührte sich sicherlich keine Hand . . .

Es war eine richtige Hatz. Erbarmungslos, wie sie nur Bauerngroll, der Zins zu Zins schlägt, veranstalten kann. Und sie ging eine gute Viertelstunde lang ohne Unterbrechung bis zum Hause der Ruzena Capek. Dort schlug er hin. Der gab ihm noch einen Tritt, der einen letzten Streich. Er lag starr und steif da, mit verglasten Augen, die im Mondlicht doppelt schrecklich glänzten, und Schaum vor dem Munde. So fand ihn die Capek, die vom Lärmen natürlich auch wach geworden war.

Sie ließ ihn aufheben und zu sich ins Haus tragen. Er war völlig steif; sein Gesicht ganz mit Blut beronnen. Es brauchte lange Zeit, ehe er wieder zu sich kam und seinen ersten ordentlichen Schnaufer tat. Der Ruzena ward dabei im Innersten leichter: so, als hätt' sie einen Mord verhütet, der sich unter ihren Augen begeben wollte, oder mindestens ein schweres Unglück, das sie vordem einmal, als es ihr näher gegangen war, nicht hatte verhindern können.

Dem Hermann aber war sehr wohl. Er fühlte sich — Gott weiß, nach welcher Zeit wieder? — in einem ordentlichen Bett. Und eine weiche Hand wusch an seinen Wunden. Er richtete sich ein wenig auf und stöhnte mächtig; öffnete die verquollenen Augen und sah sein neues Gewand, mit dem er noch manches Mal Staat zu machen gehofft, das durchaus zerrissen, ärger war, als das er von sich getan, weil man damit schon gar nicht nicht mehr unter die Leute gehen konnte. Ein häßliches Grinsen ging über sein breites Gesicht:

Digitized by Google

„Ich sag's immer. An einem Haderlaken hält sich kein gutes Kleid. Er brennt's durch wie das Feuer," und er sank zurück und in eine neue, schwere Ohnmacht.

* * *

Es war eine lange und mühsame Genesung.

Wojtech Hermann schien einen innerlichen Schaden genommen zu haben. Denn er hustete viel und hatte immerfort das Stechen in der Brust, vor dem sich Bauersleute am meisten fürchten.

Sah sie ihn so schwach und hilflos, der einmal mit seinen Streichen das ganze Dorf erfüllt und rebellisch gemacht, dann regte sich's mächtig in der Brust der Ruzena. Die Ähnlichkeit mit dem Geschick ihres Bruders, bei dem's nur leider so viel schlimmer ausgegangen war, erweckte in ihr das echteste weibliche Mitleiden.

Auch vertrug sich der Lump mit dem Krüppel vortrefflich. Einträchtig saßen sie auf derselben Bank. Er führte den armen Willem zu Tische, fütterte ihn mit den besten Brocken und leitete ihn hernach wieder an einen Platz, wo er's recht warm hatte, ohne daß er jemandem im Wege stand.

Wie ein Bruder war er zu ihm, wie ein leibhaftiger Bruder. Er hatte sehr geschickte Finger. Und so ersann und schnitzelte er denn Spielereien — eine Windmühle, die sich drehte, mit einer wirklichen Glocke, die zeitweise läutete und dem armen Krüppel tausend Spaß machte. Die Ruzena erkannte das dankbar. Schon daß sie nicht immer um den Siechen sein mußte — nicht in jeder Arbeit und jedem Gedanken durch die ewige Sorge um ihn und ob ihm in seiner Hilflosigkeit nicht etwas zustieße, gestört zu sein, lag für sie eine wesentliche Hilfe und eine große Beruhigung.

Und so verging der Winter dem Wojtech völlig wie im Himmel. Er hatt' es warm. Sein Tisch war gedeckt. Man war freundlich zu ihm. Denn man hatte sich mehr und mehr an ihn und seine Wunderlichkeiten gewöhnt, die er natürlich nicht so im Handumdrehen von sich tun konnte.

Zum Beispiel: es geschah ihm immer wieder, daß er sich wie ein anderer ordentlicher Mensch in seinem Bett niederlegte. Erwacht, fand er sich zu seiner großen Verwunderung im Stall oder im Heu, ohne Ahnung, wie er dahin gekommen sein könnte.

Aber um das Vieh nahm er sich mit einer großen Liebe an. Und das gedieh; darauf verstand er sich aus dem Grund. Riet er der Ruzena zu Kauf oder Verkauf, es lohnte sich immer, und sie folgte ihm da bald blind und mit dem besten Vertrauen.

Auch ersann er Fallen, höchst sinnreich und von einer unerhörten Vortrefflichkeit gegen alle Arten von Ungeziefer. Was ihm das alles nur einfiel und welche Geduld er hatte, bis seine Gedanken ganz in der Vollendung ins Leben getreten war, wie er sich ihn vorgestellt, das mußte man einfach bestaunen. Der Capek-Hof hatte Ruhe vor Mäusen und Ratten, und im Garten lebte keinerlei Gezücht mehr.

Nachdem er doch niemals einen Kreuzer Geld hatte, so entfiel manche Versuchung für ihn. Seinen Tabak, sobald ihm der Doktor das Rauchen erst wieder gestattet hatte, bekam er pünktlich jeden Sonntag für die ganze Woche. Den kaufte und mischte ihm die Ruzena selber, gut und reichlich, denn sie knickerte niemals.

Es hatte ein einzig Mal in der ganzen Zeit Verdruß gegeben. Nämlich: einmal hatte sich der Wojtech weggeschlichen. Da er heimkam machte er sich

Digitized by Google

heimlich hinterm Stadel ein Feuer und arbeitete dort für sich und sehr vergnügt uud es lief ihm dabei immer das Wasser im Mund zusammen. Zu Abend kam's heraus, was er getrieben hatte, denn er trug zwei Rebhühner und einen Hasen ganz stolz auf, die er gefangen und nach seiner Art zubereitet hatte. Die Ruzena fuhr auf. Das sei gestohlen, und sie leide weder Diebsgut noch einen Dieben unter ihrem Dach. Sie war eben eine ganz eigene Person.

Wojtech verzog sein Gesicht. Er bat: man möchte doch nur kosten, ob man was herausschmecke? Und die Sachen sahen wirklich verlockend aus, so sehr, daß der Krüppel mit einem Gurgellaut die Hand darnach ausstreckte. Zum erstenmal stieß sie ihm die Ruzena weg. Der Wojtech murrte, aber es blieb ihm nichts übrig: er mußte seinen Kram wieder zusammenpacken. Hinterm Stadel, eben da, wo er ihn so vergnügt und in seinem Gott zufrieden, hergerichtet, saß er damit und kränkte sich sehr. Er fühlte sich sehr verkannt. Und in lauter Kümmernis und Herzeleid aß er allein alles auf, das er bei sich hatte, nachdem es doch schade gewesen wäre, die gute Gottesgabe wegen Anderer Unverstand vor die Hunde zu werfen. Geschadet hat ihm das Mahl nicht, so ausgiebig es war und obzwar er nicht einmal etwas bei sich hatte, es zu verschwemmen.

Was war das doch für ein Elend auf der Welt! Niemals begriff es einer, wie es der andere mit ihm meinte, und immer wollt' er ihn anders haben. Ja, wenn das nur so leicht ginge, aus seiner Haut fahren, und wenn man nur vorher wissen könnte, wie einem die passen möchte, darein man schlüpfen soll . . . Und auf diese Ruzena, an der nichts war, nur Knochen mit einer gelben Haut überzogen, auf die hatt' er eine rechtschaffene Wut. Warum hofmeisterte sie an ihm herum und gar, warum ließ er sich 's gefallen? Das machte eben — er hatte ein dankbares Gemüt und war nicht so wie andere. Den wahren, den letzten Grund gestand er sich selbst nicht.

So ward es Frühjahr und die strengere Arbeit begann.

Der Wojtech tat mit. Aber, als er zum ersten Male die blaue Sämannschürze an sich hatte und die schöne, goldblanke Gerste, die so kühlend und seidig durch die Finger rann, ausstreute in die fette, schwarze Erde, deren guter und kräftiger Geruch ihn umdampfte, so sah er dennoch wie zweifelnd an sich nieder. Er gefiel sich nicht so ganz. Denn in eine wunderliche Maskerade, die so garnicht zu ihm paßte und deren er sich abtun müsse, sowie die leiseste Möglichkeit dazu bestanden, schien er sich geraten.

Es war sehr früher Morgen und nebelig. In den kahlen Geästen saßen die Saatkrähen und stießen krächzend und mit gespreizten Schnäbeln nieder in seine Stapfen, sowie er einen Schritt vorwärts tat; hinter ihm hüpften Sperling und Schopflerche und zippten gierig, ob sie nichts ergattern könnten. Die Schwaden zogen träg; aber dahinter empfand man die Sonne. Aus jeder Furche quoll es weißlich auf, bekroch das Erdreich wie befruchtend und verflatterte. Wojtech Hermann stapfte, immer mit der gleichen, segnenden Handbewegung, über diesen Boden, an dem er doch nicht mehr Anteil hatte wie das gefiederte Gesindlein hinter ihm.

Zu schwerer Arbeit, wie hinter dem Pflug, war er noch durchaus nicht zu gebrauchen. Da mußte denn die Ruzena achtgeben, daß er sich nicht übernahm. Denn er fühlte die Wiederkehr seiner Kräfte und war also, nicht einmal aus Arbeitseifer, nur zu geneigt, sich mehr zuzutrauen, als er schon vermochte. Einmal stemmte er sich gegen einen schweren Leiterwagen. Das Mädchen sprang herzu und schob ihn unwirsch und dennoch besorgt davon. Er sah sie mit einem eigenen Blick an: erstaunt, dankbar und dennoch frech. Sie hielt ihn mit

Digitized by Google

finsteren Brauen aus. Hernach, in ihrer Kammer, wurde sie rot davor, wenn sie sich seiner erinnerte.

So sehr war man einander gewöhnt, daß keines dieser beiden mehr nach dem Rechtstitel des Zusammenseins fragte. Dem Wojtech war's, als hätt' er endlich seine Heimat gefunden. Und überflüssig war er hier nicht.

Im Dorfe aber hub sich ein Gerede. Und, wie das nun einmal ist, es wurde desto häßlicher und spitziger, als man eben diesem Mädchen bis dahin nicht das mindeste hatte nachsagen können, als sein Lebenswandel für manch eine ein Vorwurf war. Nun aber war die ganze Wahrheit ans Licht gekommen; der Scheffel, darunter man sie versteckt, hatte selber Feuer gefangen. Sie war niemals besser gewesen als andere. Nur eben hinterlistiger und scheinheiliger. Alle Scham hatte sie von sich geworfen. Sie war sich eben gut genug, um es mit dem Haderlaken zu halten, dem schlechten Lumpen, von dem das letzte Mädel im Ort nichts hätte wissen wollen, und dem sie nun zuhielt, um allen zu zeigen, wie so garnichts ihr an ihnen liege, wie gleichgültig sie ihr waren — die schlechte und verworfene Person die!

Als der Ruzena Capek diese Redereien zuerst zu Ohren kamen — unmittelbar zugetragen natürlich, voll lebhaften Eifers und redlicher Besorgnis um ihre Ehre und verbrämt mit den schönsten Redensarten, wie niederträchtig die Menschen seien, die sich nicht schämten, so etwas gegen sie in den Mund zu nehmen und es doch gewiß nicht einmal glaubten! — da lächelte sie, daß ihre Eckzähne spitz und blank schimmerten.

Ja — sie waren ihr neidisch! Um ihren Wohlstand, um ihre Makellosigkeit, die ihr gestattete, nach niemandes Meinung zu fragen, zu tun, was ihr gefiel, um ihre Unabhängigkeit, um alles.

Und weil sie heuchelten, durch die Bank, und die Augen verdrehten, so wollten sie sich an ihr rächen, die derlei niemals nötig gehabt, und zogen sie mindestens in ihren Reden in den gleichen Schmutz, ohne den sie nicht leben konnten.

Das andere Mal aber, da man ihr mit dem Gleichen kam, wurde sie nachdenklich. Endlich erwachte eine zornige Betrübnis in ihr. Denn allenthalben meinte sie, spöttische Blicke zu verspüren, die sie eben nicht vertrug. Denn sie war niemals gewöhnt gewesen, also angesehen zu sein.

Und überdies schlich ihr der Wojtech doch nach, wie ein abgerichteter Hund, der von seinem Herrn keinen Schritt weicht.

Das war ihr verdrießlich genug. Aber sie wußte nicht, wie dem ein Ende machen. Und das kostete sie Nachdenkens genug.

Ihn fortweisen? Aber er hatte nichts angestellt, war ihr nützlich und sie hatte am Ende allen einen Dienst erwiesen, indem sie ihn auf den guten Weg brachte, der ihnen sämtlich so lang ein Ärgernis und ein Stein des Anstoßes gewesen war.

Oder verargte man ihr am Ende das? Brauchte man immer und überall einen Sündenbock? Damit man sich vor seinem Anblick segnen und in der eigenen Tugendhaftigkeit fühlen kann? Und, daß man nunmehr mit dem Wojtech keinen Anlaß dazu hatte, konnte man ihr das nicht verzeihen? Auch dieses war möglich, wahrscheinlich sogar, weil's so gemein war.

Und sie fühlte in tiefster Brust: eigentlich ohne es zu wollen, hatte sie ein gutes Werk begonnen. Und sie gab das weder mehr auf, eh' sie es als nutzlos gewagt erkannte oder es vollendet war, noch ließ sie's sich verkümmern. Überhaupt — seit wann blieb Ruzena Capek auf halbem Wege stehen, nur weil ihr der oder ein anderer zweifelnd und schadenfroh nachschielte? Konnte der Wojtech nicht so als ein Mittelding von Knecht und Schaffner auf dem Hofe bleiben, der groß genug war, um einen zu vertragen, ja zu gebrauchen,

Digitized by Google

dann mußte eine andere Art gefunden werden, ihn da festzuhalten, daß niemand mehr an ihm mäkeln konnte.

Er schlich doch auch so gedrückt herum; immer hinter ihr, immer, als empfinde er, sie sei sein einziger Halt. Das war eigentlich widerwärtig und rührte sie dennoch wiederum.

Ihn selber zu befragen aber fiel ihr nicht einmal ein. Denn ihr war, als könnte sie über ihn verfügen. Daß er das Glück ausschlüge, welches sich ihm bot, wäre nicht nur ihr undenkbar erschienen.

Wie die Ruzena gewohnt war, durch ihr ganzes Leben alles mit sich allein abzumachen, ohne jeden Berater, desto mehr für sich, weil dies sonst so garnicht Weibsart ist, so hielt sie es auch diesmal, wo allerdings der Willen eines anderen sehr in Betracht gekommen wäre.

Kein Wort von Liebe hatten sie gesprochen, keinen Beweis von Zärtlichkeit getauscht. Am Sonntag aber, nach der Messe, schritt sie stracks in die Dechantei. Sie blieb ziemlich lange darin; ein Beweis, daß der Herr Dechant allerhand Bedenklichkeiten hatte und ihr nicht vorenthielt. Sie hörte nicht darauf, wie niemals, wenn ihr etwas notwendig dünkte; beharrte, sie sei großjährig und erfahren genug, zu wissen, was ihr fromme und zustehe. Da sie herunterkam, stand natürlich der Wojtech vor dem Haustor, hatte das eine Auge zugekniffen und blinzelte mit dem anderen wie ein verträumter Kater die Sonne an. Sie gab ihm einen aufmunternden Puffer: „Geh' hinauf, Wojtech, zum Herrn Dechanten, und küß' ihm die Hand. Wir heiraten uns. ."

* * *

Oft und oft, in schlimmen und einsamen Stunden, hat die Ruzena hernach jener Verlobung gedacht.

Sie war nicht aufgeblüht, wie eine Blume ihre Knospe sprengt: aus dem Bedürfnis nach Sonne und über ihre Lockung.

Mannigfaltige und dunkle Beweggründe hatten das Mädchen zu diesem Entschlusse bewogen und gedrängt. Da war zunächst eine Wallung gewesen. Der Stolz einer reinen Person, die ihre Unnahbarkeit nicht bezweifelt wissen will; und jenes Selbstgefühl sprach das letzte Wort, das sich ein gedeihendes Werk nicht zerstören lassen möchte, und sich vor der schwierigsten Aufgabe nicht scheut: durch ein ganzes Leben mit einem Menschen fertig zu werden, den alle vermieden und aufgegeben hatten.

Warum aber war er so geworden? Oder wie hätt' er begreifen können, daß er Pflichten gegen dieselben Leute habe, die ihm gegenüber keine Verpflichtung übten oder anerkannten?

Zu ihr und bei ihr hatt' er sich immer ganz löblich benommen. Sie wußte nicht das mindeste Schlimme über ihn, die ganze Zeit, da er auf ihrem Hofe lebte und zu ihrem Tische saß. Und man hatte doch schon manchen guten Laib Brot mit einander verzehrt.

Es war freilich aus der Ordnung gewesen, daß sie das erste Wort sprach. Aber im Leben geht es schon manchmal so. Denn er selber hätt' es sich doch nie getrauen dürfen. Wer war er? Der Garniemand, wenn man schon sehr gütig war, neben ihr. Und sie war Ruzena Capek, angesehen um Reichtum, Klugheit und Makellosigkeit der Sitten. Geradesogut hätt' er sich's einreden dürfen, die Grafentochter werde ihn nehmen.

Es ist das nämlich mit ein Unglück. Wer für sich lebt, der setzt sich in sich seine Stellung gegenüber den anderen fest. Er glaubt garnicht, weil er

Digitized by Google

gurnicht nach ihnen frägt, es könnten sie ihm die Menschen nicht zugestehen, und erlebt dann natürlich manche Überraschung und Enttäuschung.

Es gab einen stillen Brautstand. Er nahm sich keinerlei Freiheiten heraus und blieb bescheiden. Nach Zärtlichkeiten aber verlangte es die Ruzena nicht, die ihrer nicht gewohnt war.

Küßt' er sie einmal aus seinem Rechte, dann litt sie's mit einer gewissen Verwunderung. Er merkte das wohl und es verschlug ihm nichts. Das wurde sicherlich und mit einem Schlage anders, sowie das Weib in ihr erst geweckt war. Da hatt' er schon seine Erfahrungen. Vorher mochten sie tun, wie wollten — hernach waren sie alle gleich.

Nur eben — bis dahin mußte man vorsichtig sein. Sehr vorsichtig, damit sie ihm am Ende nicht kopfscheu würde und ihm ein Glück, so groß, wie's nur einem richtigen Lumpen in den Schoß fallen konnte, durch die Lappen ginge.

Er wußte wohl aus Übung: einem jeden Vogerl muß man mit seinem eigenen Ton pfeifen, wenn es darauf horchen und in das Netz flattern soll, das man dafür aufgerichtet. Schlug das erst einmal zu, dann mocht' es flattern nach Belieben. Das half dann nicht mehr.

Und eine katholische Ehe ist ein gewichtiges und ein nicht mehr zu entwirrendes Netz. Übrigens — er mochte die Ruzena ganz gut. Er war ihr doch dankbar im Grunde seines Herzens, selbst mit einigem Erstaunen, weil er gar nicht begriff, warum sie so an ihm tat. Halt nur, weil er ein Mann war?

Etwas fülliger hätte sie sein mögen. Etwa so, wie die Andjola war, die auf dem Hofe diente und ihm immer so verschmitzte Augen machte, wenn sie, die Beine bloß und mit erheblichem Geklapper der Melkeimer, aus der Wohnung in den Stall lief. War das ein flinkes Frauenzimmer! Er war wirklich neugierig, ob die nie und nirgends stille hielt. Aber derlei verspart man sich für später.

Oder, wenn sie nur so gewesen wäre, wie ihre jüngere Schwester, die Tereska nämlich, zu werden versprach. Aber einmal ändern sich die Frauen in der Ehe oft wundersam. Dann, woher nahm er, just er das Recht, gar so zu klauben? Ein solcher Ausbund von Schönheit und sonstigen Tugenden, wie der liebe Gott just an ihm geschaffen hatte! Alles konnte doch nie und nirgends beisammen sein. Dies wußte der Wojtech. Und just für ihn sollte sich's schicken?

Nur nicht unbescheiden sein! Besonders, wenn es einem ohnedies weit über Verdienst und jegliches Erwarten zuteil geworden ist.

Freilich, die Ruzena hatte einen verdammten Hochmut an sich. Und sie würde kein bequemes Weib sein, und sie war viel zu klug, als daß man ihr was vorflunkern konnte.

Aber eben darum konnte man ihr vielleicht gemach begreiflich machen, daß nach der Hochzeit das Spiel ganz anders stand wie vorher.

Über sich selbst nachzudenken, hatt' er niemals Zeit gehabt. Er nahm sich, wie er war, und er war keineswegs mit sich unzufrieden.

Daß er über die Eigenschaften seiner Zukünftigen wider Willen, gezwungen durch die Kraft nachgrübeln mußte, die er in ihr empfand, war ihm oft genug unbequem und verdrießlich.

Man erzählte von ihr, sie habe seit ihren Kindertränen nie mehr geweint. Ja, da gab es ein Sprüchlein: die das als Mädchen nicht getan, die holt es als Frau ein. Denn ein Weib muß weinen. Er wollte gewiß nichts dazu tun, daß es so kam. Aber, wenn es einmal so ward, dann war es vorher bestimmt und nicht ihn traf die Schuld oder der Vorwurf.

Digitized by Google

Während also die Ruzena alles zur Hochzeit beschickte — zu kaufen brauchte man nichts, denn alles war überreich vorhanden, ging ihr Bräutigam neben ihr in tiefen und sonderbaren Gedanken, deren Inhalt sie nicht ahnte.

In der Nacht vor der Trauung machten sie einen Rundgang durch ihren Besitz. Sie zeigte ihm alles, davon er in Hinkunft seinen Anteil haben sollte. Da sie die Ställe, sauber gehalten, daß es einen lüstete, darin zu essen, durchschritten, geschah es, daß ein junger, schöner Goldfuchs, der Liebling des Mädchens, der noch kein Geschirr getragen hatte, sich bäumte, stieg, um sich schlug, schauderte und sich durchaus nicht beruhigen wollte. Ihr wurde bänglich. Denn man weiß: Pferde wittern böse Geister.

Der Wojtech blieb ruhig, obwohl er das Vorzeichen auch kannte. Er legte seinen Arm fest um sie und zog sie von hinnen. In der Küche war noch Licht. Da standen die Andjola und die Teresa, bloßarmig, bückten sich über Gänse, unter denen man für den morgenden Tag ein grausames Morden verübt, daß das Geschnatter der Todesopfer das ganze Dorf mit der Ahnung von Leckerbissen alarmiert, und rupften an ihnen herum. Das Blut stieg ihnen dabei in die frischen Gesichter. Die Herdflamme, an der sie sie sengten, flackerte hoch, glänzte am vielen blanken Geschirr, das rundum aufgestellt war, und tanzte, wenn man Stroh darein warf, züngelnd auf und nieder. Dazu sangen sie, stießen sich zwischendurch an und kicherten. Die Ruzena meinte zu wissen, worüber und wurde fast zornig. Wojtech aber warf noch einen langen und gierigen Blick in die Fenster.

* * *

Also — man lebte mit einander und vorerst nicht einmal schlecht.

Ein richtiger Bauer, wie sich's sein Weib vielleicht erhofft, wurde der Wojtech zwar nicht mehr.

Das muß von Kindesbeinen gelernt und unbewußt geübt sein, bis man den Tritt so sicher hat und immer so genau vorher weiß, wie das Roß im Göpelwerk.

Darauf kam es der Ruzena übrigens nicht so sehr an. Denn im Grunde hatte sie doch nicht geheiratet, um eine Hilfe zu haben. Ihr Gewerbe verstand und versah sie doch manches Jahr allein und ganz famos.

Den Vormund, den albernen Gesellen, der ihren Hühnern hatte vorschreiben wollen, wie viel Eier zu legen sie verpflichtet wären, den war sie doch glücklich los. Das war schon etwas wert. Einen Mann aber, der ihr in alles dareinredete und sich gar so wichtig machte, den hätte sie durchaus nicht mehr vertragen.

Er stellte etwas vor. Und er war ein guter Rechner. Und mit den Juden konnt' er markten, erlernte sogar das Mauscheln sehr bald. Das war gar zu spaßig, wenn er darein kam, und es erheiterte sogar die Ruzena. Ihr war Feilschen immer zu dumm gewesen und, nur um zu einem Ende zu kommen, hatte sie den Händler einmal zur Unzeit gehen lassen und ein anderes Mal wieder zur Unzeit verkauft. Der Wojtech aber hatte eine heilige Geduld. Immer von Neuem ließ er den anderen aufangen und hörte ihm recht schafsmäßig und voll andächtiger Sanftmut zu. Bis dem die Galle überlief, er zappelig ward und bot, was sich gehörte. Denn es ist schwer, in einen Stock etwas hineinzureden.

Er verstand es ausgezeichnet, sich schwerhörig zu stellen und, während er auf jedes Wort paßte, wie die Katze vor'm Mauseloch, die verkehrtesten Antworten zu geben. Es gibt nichts auf Gottes Welt, was den Partner so in

Digitized by Google

Wut und Verzweiflung bringt und den Zähesten so gewiß mürbe macht. Und wenn der andere sich die Seele aus dem Leibe geredet hatte, und der Wojtech war dagesessen, ganz Andacht und Überzeugung und Gläubigkeit, dann erhob sich der Bauer zum Schluß, nickte wehmütig und nachdenklich mit dem Kopf: „Wie mein Bruder hast du gesprochen — ganz wie mein Bruder. Aber“ — und er zog das ohnedies breite Maul noch lasterhaft schief — „ich wills mir noch beschlafen. Es kann morgen wieder wer kommen, mir mehr bieten und mir tät's alsdann leid. Sehr leid tät' es mir. Und du willst doch nicht, daß ich mich kränken tu'?“

Er hatte nur viel freie Zeit. Und die Bauern waren ihm zu dumm. So hielt er sich an die herrschaftlichen Beamten. Mit denen kartelte er und konnte die Kunst bald sehr gründlich. Und er machte kleine Geschäfte mit ihnen, die nicht immer zu seinem Vorteil ausgingen. Aber, er wußte ganz gut, daß der Umgang mit ihnen für ihn eine Ehre bedeute und daß man Ehren in aller Welt bezahlen muß. Er durfte sich's leisten.

Sonst stand doch für ihn alles so gut, wie man sich's besser garnicht wünschen konnte. Er war nach Besitz vielleicht der Erste im Dorfe. Und er hatte beim Militär einigermaßen mit der Feder umgehen gelernt, besser als die meisten Bauern, und sogar ein ganz leidliches Deutsch war an ihm haften geblieben.

Er mocht' es zu etwas bringen. Sogar Starosta konnt' er werden, in demselben Dorf, in dem man ihn gehudelt und gepufft hatte. Dazu war ein gutes Einvernehmen mit der Herrschaft ein Vorteil und dafür konnte man es in den Kauf nehmen, daß man ihn gelegentlich ein wenig übers Ohr hieb.

„Bin ich erst Starosta!“ dacht' er für sich. Aber was er hernach wollte, dies verschwieg er. Vielleicht, weil er sich selber noch nicht ganz klar war, was er hernach alles wollen und unternehmen werde.

Gerne kutschierte er zur Stadt, Einkäufe besorgen. Er kutschierte nämlich meisterlich und es machte ihm vielen Spaß. Nur sehr rücksichtslos gegen die Pferde war er dabei. Er überjagte sie gerne, um seine Kraft und Sicherheit zu zeigen. Er trieb sich in den Geschäften um, wo man ihn bald kannte. Und hat' er sich einmal über die Zeit versäumt, weil er Bekannte vom Militär traf, denen man sich zeigen und die man in der neuen Herrlichkeit traktieren mußte, dann hetzte er heimwärts, was eben Platz hatte.

Waren die Andjola oder die Teresa mit oder gar beide, denn seine Frau mochte niemals, dann war es gar ein Hauptspaß. Denn zuvor gab man ihnen unter den Lauben ein Glas süßen Wein zu trinken. Und sie kreischten alsdann, wenn die Pferde nur so durch die Ebene flogen und schäumten und der Wojtech trieb und feuerte sie immer noch an, nun mit der Zunge schnalzend, nun mit einem langen, klatschenden Peitschenschlag, der nur so durch die Luft sauste. In seinen Ohren war dies, das Rasseln der Räder, das Dröhnen des Wagens, reine Musik. Und der Staub der Straße stieg vor ihnen auf in Säulen und sank gemach hinter ihnen; und die Mädchen kriegten eine Heidenangst und ihre Röcke flogen hoch und sie drückten sich an ihn, enge, ganz enge, klammerten sich an und er lachte ihnen frech in die Augen. . .

Es wurde so mancher gute Gulden vertan. Aber das brachte er auf der anderen Seite schon reichlich herein. Und wenn nicht? Denn es war eigen: niemals konnt' es der Hermann so recht fassen, als hätt' er wirklich Anteil am Gelde seines Weibes. Ein richtiges Gefühl des Besitzes erwachte nicht in ihm. Was er hatte, das war sein. Und nur, was er vertan, dies war genossen und es konnt' es ihm niemand mehr wegnehmen.

Etwas Leichtes, Unbeschwertes gab ihm das unter einem ewig sorgenden

Digitized by Google

und kargenden Geschlecht. Und der Ruzena mißfiel es nicht einmal. Es war ganz gut, daß ihr Mann nicht alles so ernst nahm wie sie selber.

Nur eines kränkte sie: es wollte kein Kind kommen. Und daß ihrer Ehe dieser letzte und wahrste Segen vorenthalten bleiben mußte, dies fraß zu ihrem eigenen Erstaunen, die vordem Kinder nicht eben gemocht, tief an ihr. Für wen plagte man sich denn? Und hatte Gott, an den sie ohne alles Lippenwerk innerlich glaubte, am Ende doch keinen rechten Gefallen an ihrer Ehe gefunden?

Im Dorf aber war ein rechtes Lauern, eine unabläßige, schadenfrohe Erwartung. Wie lang würden die beiden überhaupt mit einander hausen und welches Ende mußte das mit ihnen nehmen?

Denn, daß es gut ausging, war doch ganz ausgeschlossen, obzwar es sich gegenwärtig so weit ganz hübsch und verträglich anließ.

Aber ein Haderlak bleibt ein Haderlak, und nichts und keine Liebe kann etwas anderes aus ihm machen, als wozu er beschaffen ist.

Mochte sie's haben! Denn allen zum Trotz, bei vielen Warnungen und ohne auf einen zu hören, hatte sie doch den schlechten Kerl genommen und eingesetzt, wenn mancher braven Mutter arbeitsames und gutgezogenes Kind sich's nicht besser gewünscht hätte, als auf dem Capekhof zu wirtschaften, und seiner Herrin ein guter und getreuer und sparsamer Gatte zu sein. Denn das Anwesen hieß immer noch nach ihr und nur nach ihr und an den Namen des Hermann mochte man sich alle die Jahre her garnicht gewöhnen . .

* * *

Es gab bald allerhand Gerede über den Hermann.

Das war nicht anders, als paßten sie sämtlich auf ihn, oder als hätte sich wider ihn das ganze Dorf verschworen.

Kam derlei seinem Weibe zu Ohren, so zuckt' es ungläubig die Achseln. Was sich die Leute nur immer und ewig um andere zu bekümmern hatten, die ihnen gar keinen Dank darum wußten, statt um die eigenen Sachen!

Ihr kam man damit nicht an. Denn der Wojtech mochte sein wie er wollte — so gut wie die war er lange noch, obzwar allerhand Eigenschaften an ihm zutage traten, die ihr garnicht gefielen.

Denn blind war sie niemals gewesen. Sie sah scharf und richtig und hatte nur die Fähigkeit starker Naturen, manches zu übersehen.

Tat er aber etwas, das nicht nach ihrem Sinne stand — er war eben töricht. Und weil er immer viel allein gewesen war, so hatt' er nie gelernt, sich einem anderen bequemen. Das brauchte Geduld und Liebe, daran sie es nicht fehlen lassen wollte, ehe er das begreifen und üben lernen konnte.

Dem man aber mit grenzenlosem Vertrauen begegnete, der durfte sich doch nicht verleiten lassen, das zu mißbrauchen. Und so schlecht war gewiß kein Mensch auf der Welt, Güte, wie die sie ihm rastlos entgegenbrachte, mit Niederträchtigkeiten und mit Ausspottung hinter dem Rücken heimzuzahlen.

Da war eine Witwe mit zwei Töchtern. Von keinem aus dem Kleeblatt hatte man jemals gut gesprochen. Sie wohnten in einer Keuschen, in einer richtigen, verlumpten Chaluppen, zu der nicht ein einziger Strich Feld gehörte. Nur etwas Kartoffelland, auf dem aber auch eher Unkraut als sonst was wuchs, weil sie zu faul waren, eine Hacke auch nur in die Hand zu nehmen. Bei denen wollte man den Wojtech oftmals gesehen haben. Und sicherlich: die Mädeln arbeiteten garnichts mehr und trugen doch neue Röcke an sich — kürzer, rauschender und umfangreicher denn je.

Digitized by Google

Und dann war in ihrem eigenen Hause diese Andjola. Die hatte neuerdings etwas so Spöttisches an sich, wenn sie mit der Frau sprach, so eine hämische Höflichkeit, hinter der eine dumme Schadenfreude vorgrinste. Und ihre Augen waren garnicht mehr neugierig, vielmehr frech, und sie schupfte jede Ermahnung von den Achseln. Hätt' er am Ende wirklich was mit ihr? Die Ruzena war durchaus nicht eifersüchtig, nur eine ehrliche Abneigung gegen jede Unsauberkeit und jede Hehlerei war in ihr.

Die Andjola mußte fort. Und auf dem Capek-Hofe wurde keine Hübsche mehr gedungen. Der Wojtech schnitt seine häßlichste Fratze, wenn wieder einmal eine eintrat, die um ein erhebliches mehr zur Vogelscheuche als zu sonst was erschaffen schien. Aber die Ruzena blieb unbarmherzig.

Er schimpfte hinter ihrem Rücken auf der Kneipe und zu seinen Schmarotzern, daran es ihm natürlich nicht fehlte, nicht schlecht auf sein Weib. Gegen sie aufzumucken, wagt' er noch nicht. Denn etwas Geschlossenes und Starkes war an ihr, das ihm immer noch Achtung abzwang, obzwar die tägliche Gewohnheit ihn langsam dagegen abstumpfte. Ferne von ihr hatte er Mut. Was sie denn meine? Und warum er denn nach Hause solle? Ein ganzes Nest von Nachteulen mit einem Uhu an der Spitze, der knappe und die Augen rolle, bei sich zusammen sehen, das mache doch niemandem einen Spaß. Und wenn die Ruzena dahin treibe, dann solle sie sich nicht wundern, wenn einmal etwas herauskomme, daß sie noch runder dareinsehen werde als sonst . . .

Das war natürlich zu Anfang nur so geredet, damit man sah, ein wie schneidiger Kerl der Wojtech ist. Aber natürlich es gibt immer Menschen, denen es eine rechtschaffene Gottesfreude ist, noch zu hetzen. Gar noch, wenn sie bei jemandem Geld spüren, das locker sitzt. Und so ging's denn los: „Wojtech — Du bist der Mann!" Und: „Zeig' ihr den Herrn, Wojtech!" bis er glaubte, es stünde seine Ehre oder was so ein Lump darunter versteht, auf dem Spiele. War er aber betrunken und hatt' seinen rechten Unsinn von sich gegeben, so lief man ihr zu: „Denk' dir nur, Ruzenka, so hat dein Mann von dir gesprochen und dies hat er gedroht!" Zuckte sie die Achseln: „Das ist gegen Gott und sein Gesetz. Nicht einmal fürchten tut sie sich vor dir, Wojtech! So macht sie nur!" Und: „Das darfst du dir nicht gefallen lassen." Bis zwischen beiden Abneigung und Argwohn hoch wuchs — eine Dornenhecke, die niemand durchbrechen will.

Es war ihr nicht gegeben, sich auszusprechen. Und etwas Herrisches war immer freilich an ihr gewesen. Denn sie wollte niemals und nichts, nur das Rechte. Und sie meinte, ein jeder müßte das von selber begreifen und sich darnach richten. Und sie erkannte wohl: ihr Mann war nicht eben sehr einsichtig. Und so grub sich ihr diese eine Furche, die der Zweifel und das traurige Nachsinnen gepflügt, immer tiefer, schnurgerade, wie von einem starken Beilhieb, in die Stirne ein.

Und wie häßlich das nur war, immer im Verdacht zu leben und keine Stunde sicher zu sein! Denn immer tiefer fraßen sich diese rastlosen Anklagen in ihr. Und war die Andjola auch nicht mehr auf dem Hof, aus der Welt war sie darum nicht, und auf den Namen kam es nicht an, den das Frauenzimmer trug.

Und die Ruzena war viel allein. So zog sie dies alles immer tief in sich und die Luft, die sie atmete, war erfüllt mit eitel Befürchtungen. Manchmal setzte sie sich zum Willem und klagte sich bei ihm aus. Denn die Teresa war in ihren Augen immer noch das Kind, das von derlei nichts wissen durfte, wiewohl die Burschen schon stets dreister nach ihr schielten. Und ein großes und tiefes Leiden schwoll in der Brust der Ruzena. Ihren Bruder, diesen

Digitized by Google

braven und guten Menschen, hatte man ihr für sein ganzes Leben unglücklich gemacht. Einem anderen aber war nichts geschehen. Warum nicht? Nur damit er sie elend machen könne? Sie wollte diesen Gedanken beichten, dessen ganze Sündhaftigkeit sie empfand; aber los wurde sie ihn nicht mehr, seitdem er ihr gekommen war.

Immer härter wurde sie, je deutlicher sie erkannte, daß sie über ihren Mann gar keinen Einfluß habe und gewinnen könne.

Einmal, da er sich schwer berauscht hatte — und oftmals war er ihr schon in einem Zustand heimgekommen, vor dem es ihr graufte, und wollte ihr dann gar noch schöntun — sperrte sie ihm die Türe vor der Nase zu. Er schlug einen Heidenlärm, pochte und brüllte und rief sie dazwischen mit spöttischen und lästerlichen Kosenamen, daß das ganze Dorf wach ward und alles lachte. Alle rief er zu Zeugen an für die Schmach, die man ihm bereitet. Sie blieb unerbittlich, wiewohl sie mit Herzklopfen hinter der Türe harrte.

Als alles ruhig geworden war, machte der Wojtech Kehrt. Das ging trotz seines Rausches sehr stramm. Er drohte noch einmal mit der Faust nach dem Hause herüber, grimmig, nachdrücklich. Alsdann sah er sich um. Er war allein. Alle Fenster standen vom Mond überglitzert in der Nacht. Er fuhr sich durch's Haar und grinste sehr breit. Auf der Gasse schlafen? Nein, das that der Wojtech nicht. Denn der volle Mond stand am Himmel und sog alle Nebel aus der March, die mit eitel silbernen Schuppen und mit sachtem Rauschen dahinfloß. Da könnte man an seiner Gesundheit Schaden nehmen. Das wär' ein Unheil geworden, dem man sich nicht aussetzen durfte. Er schlich sich durch die tiefen Schatten dahin, wo die Andjola nun diente. Dreimal blaffte er wie ein Hund, der mit dem Mond seinen ewigen Streit hat. Dann verschwand er.

* * *

Auch das wäre zu ertragen gewesen, obwohl das ewige Gerede darüber peinigte und beunruhigte, wie eine einzige, rastlose Bremse das stärkste und ruhigste Roß toll machen und zum Durchgehen bringen kann.

Aber derlei begiebt sich immer wieder. Auch anderen widerfuhr es. Nur nimmt's die eben leicht und entschädigt sich so oder so, die verwindet es schwerer und schleppt es mit sich, wie einen schweren, schweren Stein.

Sie hätt's freilich besser verdient. Sie wußt' es bei sich. Und so unhübsch war sie am Ende noch lange nicht, daß man an ihr ganz und gar kein Gefallen mehr finden konnte.

Damit kann ein tapferes Weib, schwer genug, aber es kann damit fertig werden. Und sie mochte dem Gesindel um sich nicht die Freude gönnen zu klagen oder über den Mann ihrer eigensten Wahl zu schimpfen, worauf das doch in schadenfroher Sehnsucht nur wartete.

Es war eben eine schwere Heimsuchung, die ihr Gott auferlegt hatte. Sie trug sie, ungebogenen Sinnes. Es kam ihr manchmal wohl der Gedanke, dem ein Ende zu machen, das sie so verstörte und ihr jede ruhige Stunde nahm. Die March war nahe und tief genug.

Davor aber schreckte nicht nur ihre große und aufrichtige Frömmigkeit zurück. Auch das Gefühl der Verantwortlichkeit in ihr war zu mächtig. Was wurde ohne sie aus dem armen Krüppel, an dem ihre Seele hing?

Was aus dem Hof, den sie so in Flor gebracht, daß er weithin als Muster gelten konnte? Denn des Wojtech Lumpenleben ging nun schon ins

Digitized by Google

Geld, da sie noch strammes Regiment und die Schnüre des Geldbeutels in fester Hand hielt. Kam er darüber, so war in kurzem wohl alles vertan. Und einen solchen Gedanken verträgt eine rechtschaffene und aufrechte Bäuerin nicht. Je tüchtiger sie ist, desto mehr fühlt sie sich nur als Verwalterin und Nutznießerin dessen, was sie überkommen und ungeschmälert, wenn nicht vermehrt, ihren Folgern und Erben übergeben will.

Und nun wußte sie: es gab da und dort, beim Krämer und beim Wirt, Schulden. Und die wuchsen immer höher, und wie wollte er, der keinen eigenen Kreuzer hatte, sie zahlen, wenn er sie nicht betrog? Und man trieb auch wirklich Versteckes mit ihr und suchte sie allenthalben zu übervorteilen. Es gibt für die Dauer nichts, was so mit einer immer steigenden Erbitterung reizt, wogegen man sich so wehrlos fühlt.

Dabei bereitete sich unter ihrem eigenen Dach, so daß sie 's unbedingt hätte gewahren müssen, wenn ihr die ewigen Sorgen und Verdrießlichkeiten nicht den klaren Blick benahmen, das schlimmste Unheil vor.

Nämlich, die Teresa war wirklich zu ihren Jahren gekommen. Und sie hatte gehalten, was sie klein versprach. Ein sehr hübsches und munteres Mädchen war sie geworden. Wie eine Kastanie war sie, die eben aus ihrer stacheligen Hülle gesprungen ist: bräunlich von Antlitz, braun das Haar und die Augen, und überaus und allenthalben blank.

Allen Burschen gefiel sie so. Denn sie war auch eine gute Partie. Keinen aber reizte sie mehr als den eigenen Schwager.

Nun mußte man immer zusammen sein. Und die Gemeinschaft war so eng, daß kaum ein Augenblick verging, wo man einander nicht begegnete oder nicht immer wußte, wo man das andere treffen und überraschen konnte. Und die Teresa war sehr fleißig und geschickt, und keine Arbeit war ihr zu viel, und durchaus brav war sie.

Es waren ja manchmal in sehr schweren Stunden der Ruzena Gedanken an solche Möglichkeiten gekommen.

Aber sie scheuchte sie immer wieder und mit aller Kraft. Denn derlei war doch zu niederträchtig und unerhört und eben nur ein Beweis, wie schlecht sie selber geworden war, seit sie von nichts als Bosheit und Hinterlist hörte.

Und was sollte sie denn auch dagegen tun? Das Mädchen aus dem Hause und in einen Dienst geben? Dazu hatte sie kein Recht. Denn die Teresa war so gut wie sie ihrer Eltern Kind und mußte sich also nicht als Dienstmagd quälen, wenn die Schwester die reiche Bäuerin vorstellte.

Und hätte das auch nur zu etwas geholfen? War es nicht selbst das klügste, man behielt die Verdächtigen bei sich, unter den eigenen Augen, und hoffte, die Scheu vor Frau und Schwester werde stark genug sein, sie vor einem unverzeihlichen Unrecht zu schützen? So verdorben ist selten einer, um alles Vertrauen zu mißbrauchen, daß ihm gewährt wird.

Immer heftiger und dennoch immer zweifelnder klammerte sie sich an das Einzige, was ihr noch blieb: an ihren Glauben an das Gute im Menschen.

Sehr gerne, zur Erleichterung ihrer Seele und weil es Dinge gibt, die man einem fremden Seelsorger eher bekennt, als dem vertrauten Beichtiger, hätte sie eine Wallfahrt unternommen. Aber, sie traute sich nicht einmal nach dem heiligen Berg, als dürfe sie die Teresa nicht für einen Tag sich selber und dem Wojtech überlassen.

Erwog der Hermann derlei? Machte er sich überhaupt Gedanken, die über das Allernächste hinausgingen?

Er wußte nur eines: das Frauenzimmer machte ihn toll. Er konnte sich

Digitized by Google

nicht satt sehen an der Teresa. Aus jeder ihrer Bewegungen floß für ihn ein unerschöpflicher Reiz.

Und überdies standen ihm als nahem Verwandten von Anbeginn gewisse Vertraulichkeiten zu, die sie erst litt, ohne sich was dabei zu denken, und denen sie sich nachher durchaus nicht entziehen konnte, so unangenehm und drückend sie ihr wurden.

Und sie war jung und lachte gern. Vor der Ruzena traute man sich das kaum mehr. Und er hatte Witz und eine sehr lustige Art, insgeheim seiner Frau nachzuspotten und ihrer steinernen Ernsthaftigkeit. „So macht sie, Tereska, und so guckt sie." So sehr sie die Schwester liebte, sie hatte doch auch eine Scheu vor ihr, und also machte es ihr Spaß, die ihr sonst immer Respektsperson und ober ihr gewesen war, nun klein und komisch gemacht zu sehen.

Dies ist ein guter Kniff. Wer die letzte Achtung vor anderen verliert, der gibt sie leicht auch vor sich selber auf und ist hernach zu Dingen zu bewegen, zu denen er anders nicht leicht zu bringen gewesen wäre.

Das ist nun einmal Menschenart. Und der Wojtech war darin über jedem Komödianten. Und so hatten die Zwei immer zu kichern auf Kosten einer Dritten, und ohne daß sie etwas dafür konnte, blieb's in der Kleinen haften und die Schwester sank in ihren Augen.

Zankte sie einmal, dann fiel der Teresa gewiß ein Schwank des Wojtech ein, und die rechte Wirkung war zum Teufel. Wer hieß sie auch immer und aus jedem Anlaß predigen? Das merkte die Ruzena natürlich, und sie wurde immer stutziger. Bestand da schon ein Komplott gegen sie?

Und überdies — der Wojtech schonte sich selbst nicht, machte sich nicht besser, als er war. Er erzählte von seinem Lumpenleben. Natürlich — nur in Andeutungen, nur so weit, daß man nicht wußte, hatte er seinen letzten Streich vor wer weiß wie Langem oder gestern getan, nur eben daß ihre Neugierde gereizt ward, daß sie alles desto verzeihlicher und lustiger fand, weil es als selbstverständlich berichtet ward. Ja — das war einmal so auf der Welt. Und, wer einem jungen Gemüt Einblick in den Weltengang verheißt, der darf seiner Dankbarkeit sicher sein.

Dabei kam er im Eigentlichen nicht einen Schritt weiter.

Umsonst wandte er alle seine Künste und Lockungen an und suchte jeden Augenblick des Alleinseins zu nutzen.

Geld vermochte bei ihr nichts, die dessen nicht bedurfte. Und sie war allerdings neugierig, wie jedes Mädchen in diesem Alter; aber vorsichtig war sie auch.

Immer widerstand ihm die Teresa. Je heftiger er sie bedrängte, desto widerwärtiger ist er ihr geworden. Und so ganz mit der Sprache traute er sich vor ihr doch nicht heraus. Immer hoffte er auf eine Überrumpelung, in der er's ihr abgewann, und fühlte sich so langsam genarrt.

„Merk' auf, was dann herauskommt," drohte er einmal.

„Wann?" machte sie sehr unschuldig.

„Tu' nicht so heilig! Nun, dann, wenn du durchaus nicht anders wirst," und er schielte sie so tückisch an, daß sie vor dem Bosnickel im Innersten erschrak und ihn dennoch sehr unbefangen ansah. Denn gewahrte er ihre Furcht, dann war es ganz und gar nicht mehr auszuhalten.

Ein Zorn, der sich nicht zu helfen wußte, wuchs davon in ihm.

Er wurde roh und gehässig gegen sein Weib. Wo er sie nur irgend kränken konnte, dort hat er's immer und erfinderisch getan.

Es gab kein Scheltwort — und der Hannak kann in einem Tag mehr schimpfen, als ein anderer anzuhören fähig ist! — das ihm für sie zu schlecht war.

Digitized by Google

Eine Trauerkuh, die schon zu garnichts taugte, war sie bei ihm. Und es war ihm gleichgültig, ob Zeugen dabei waren oder nicht. Ja, vor Fremden zeigte er's ihr am liebsten. Und weil sie zu Beginn nicht gleich darein fuhr, auch mit dem Mundwerk nicht so flink war, wie er, so wuchs seine Frechheit und seine Gehässigkeit mit jeder Stunde.

Sie war überflüssig auf der Welt. Aber das hätte man verzeihen können, wäre sie, die zu garnichts gut war, ihm nicht noch ein Hemmnis gewesen. Sie aus dem Wege, und es wär' ihm bei dem Mädel sicher geglückt, wie bei mancher, die auch erst sehr spröde getan. So aber — wie die rechte Mutter, die man nicht hintergeht, war die Ruzena immer zur Schwester gewesen.

Die Ruzena aber litt und schwieg. Und sie weinte immer noch nicht — mindestens gesehen hat es keiner. Aber in sich hatte sie das Gefühl und den festen Glauben, der zahlende Tag für alles müsse kommen, das ihr da einer antat, dem sie von der ersten Stunde an das Beste vermeint und bereitet.

* * *

Wären die beiden Schwestern zu einer herzlichen Aussprache gelangt, so wär' es wohl das Beste gewesen. Man hätte sich, gleichviel, wie immer, des heillosen Gesellen entledigt, so sehr sich der Bauer sonst scheut, die Gerichte anzurufen, wenn es nicht um einen der beliebten Händel mit den Nachbarn geht.

Gerade dem stand aber so ziemlich alles im Wege. Denn offenbarte sie die Bedrängnisse, unter denen sie litt, so mußte die Teresa besorgen, einen Brand anzustiften, der erst recht unheilvoll ward. Aufs äußerste war der Wojtech in jeder Hinsicht gereizt; er haßte die Schwester; ein Augenblick genügte, um ein Unheil zuzubereiten, das nie und nimmer gut zu machen war.

So schwieg sie weiter, nachdem sie nicht von Anbeginn gesprochen. Denn sie selber hatte nicht von allem Anfang an den Ernst der Nachstellungen und der Schlechtigkeit des Schwagers geglaubt. Bei einem Schwank aber, auch wenn er derb ist, zimpert man nicht und macht nicht viel Wesens.

Je mehr aber zu berichten gewesen wäre, desto schwerer konnte sie anheben. Und sie hatte auch eine solche Scheu vor der Ruzena und wünschte desto mehr, sich ihr anzuähneln, je besser sie erkannte, wie verworfen der andere war. Die aber war so sehr verschlossen und gönnte niemandem einen Blick in sich.

Freilich, sie hoffte immerdar, die Schwester werde sich zu einem Bekenntnis entschließen. Sie wartete lang und schmerzlich darauf. Aber kein Mädchen spricht gern davon, wenn man es mit aller Gewalt herunterzerren und schlecht machen will. Es ist das die innere Scham, die sehr lähmt.

Im Wojtech aber setzte sich immer unbezwinglicher die Vorstellung fest, die Ruzena müsse aus dem Weg, um jeden Preis.

Vordem hatte man's doch bequem gehabt. Man ließ einen besprechen oder ihm das Leben abbeten. Die feine Kunst war leider, wie manches Gute und Nützliche, ganz außer Schwang und Übung gekommen.

Und so begann er, sein Weib mit jenem Hasse zu verfolgen, der eigentlich kein Wort mehr gebraucht und nach keiner Tat greift. Denn in jeder Bewegung, in jedem Streit liegt er und spricht sich aus.

Es war nicht anders, als wolle er ihr mit Blicken und mit seiner frechen Verachtung das Leben vergiften. Er gab ihr niemals eine Antwort, in der nicht ein Hohn und eine Beleidigung lagen. Als wolle er sie wirklich durchaus in die March drängen, so und wie ein rechter Teufel, der in ihm aufgewacht war, hat er's mit seinem Weibe getrieben. Er war unklug; denn, je mehr die

Digitized by Google

Teresa die Schwester bedauerte, desto unfähiger ward sie, ihr ein Leid zu tun, desto mehr wurde ihr der ein Greuel, der zu solchen Mitteln griff, nur um ein armes Mädel zu seinem Gelüst zu zwingen.

Sie sah sich keinen Rat, während die Ruzena immer ernsthafter und nachdenklicher in sich nach jener Versündigung forschte, der sie ein solches Los danke. Sie fand keine und darum hielt sie aus und litt weiter, was ihr von dem Haderlaken, dem Hermann zugefügt ward, ganz durchdrungen davon, die Stunde werde kommen und sie bereit und entschlossen finden.

Wenn sie zu Nacht erwachte und das trübe Nachtlicht glomm, dann sah sie oftmals nach ihm, der da in wüstem Schlummer lag, häßlich und gemein, und sinnlose Worte vor sich hinmurmelte, deren Bedeutung zu erraten sie sich fürchtete.

Und alle ihre Sorgfalt vereinigte sich auf dem Willem, damit der Wojtech dem armen Wehrlosen nicht etwas zufüge. An ihn aber wagte sich der in aller seiner Ruchlosigkeit immer noch nicht; zu ihm war er sogar gut, wie er's nur je gewesen.

Sie alterte frühzeitig unter diesen Begebenheiten. Eine ganz kurze Zeit war auch sie in der Ehe aufgeblüht. Das war vorbei und sie verfiel sichtlich. Der Gram über ihre Kinderlosigkeit fraß ihr immer mehr am Herzen. Sie tat Gelübde und spendete reichlich. Immer neue, kränkende Ähnlichkeiten fand der Wojtech an ihr heraus. Und immer wieder, und war die Frau nur für eine Stunde von Hause, versuchte er die Teresa, mit Drohungen, Verheißungen, die sie nicht lockten. Abmüden wollt' er sie, bis sie sich nicht mehr zu helfen wissen werde vor ihm. Es ging auch beinahe über die Kraft eines jungen Geschöpfes, was er alles mit ihr probierte.

Dennoch blieb sie fest. Hatte er seinen harten Schädel, so setzte sie den ihrigen auf, sich's nicht abtrotzen zu lassen. Und so war zwischen ihnen ein ewiges, wütendes, geheimes Ringen, von dem es nur ein Wunder war, daß es so lang geheim und unentschieden blieb.

Er mußte sie übermeistern. Mußte! Denn man merkte seine Verliebtheit und stichelte auf ihn. Ein Ehrenpunkt war's für ihn geworden. Er mußte seinen Freunden und vor allem sich zeigen, er könne durchsetzen was immer.

* * *

Es war ein sehr schwüler Sommertag.

Eine so helle Sonne, daß selbst der Himmel bleigrau erschien und wie überflogen vom Staub, der tief und vor dem leisesten Windhauch beweglich auf der Landstraße lag.

Die unsägliche Helle blendete und tat den Augen weh. Nirgendshin konnte man vor dem Flirren und dem großen Leuchten blicken. Und eine tiefe und atemlose Stille lag über dem Dorf.

Es war wie eine einzige, ungewisse, bängliche Erwartung über allem. Nur die March rauschte ferne und feierlich und glitzerte, wie ein bewegter Spiegel, der alles Licht ins Unerträgliche übergrellt. Der abgerissene Jubelruf von Kindern, die nächst der Mühle ihre Erquickung fanden, erklang wie ein fröhlicher Glockenton durch das Schweigen.

In ihrer Küche stand die Ruzena und schälte mit einem sehr scharfen, kurzen, dreikantigen Messer Kartoffeln für das Mittagbrot. Manchmal tat sie einen suchenden Blick nach dem Krüppel, ihrem Bruder, dem die gellendste Sonne nichts anhatte, der sie dankbar empfing und tief in sich sog.

Die Teresa war vom Feld heimgekommen. Ganz müd und aufgeregt

Digitized by Google

von der Hitze. Ein wenig hatte sie sich verschnauft. Nun machte sie sich da und dort zu schaffen. Ihr blankes Hemd leuchtete wie ein weißes Flämmchen. Ja — da war eben Jugend und Kraft, der Arbeit und rastlose Bewegung eigentlich ein Bedürfnis waren. Mit einem stillen, tiefen Neid sah ihr die Schwester nach, die sich vom Leben und ihren Gedanken so sehr abgemüdet fühlte.

Dann kam sie wieder ins Rechnen. Das liebte sie. Das zog sie von Schlimmerem ab. Das Jahr war gut gewesen. Das Gras war reichlich geraten und die Rüben standen über alles Erwarten. Zu verbrennen fand die Hitze nichts. Die Gerste war prächtig gediehen und versprach in der Farbe so zu werden, wie man es nur wünschen konnte: ein Korn makellos wie das andere. Das konnte ein schönes Stück Geld hereinbringen. Vielleicht, wenn der Wojtech nicht gar zu viel verliedert hatte und nicht allzu unangenehme Schulden aufkamen, konnte man ein Stück Feld dazu kaufen, das feil war und das sie sich sehr wünschte.

Wozu aber und für wen machte sie eigentlich noch solche Pläne? Dies fiel ihr schwer aufs Herz.

Es war so schwül, daß selbst das rastlose und eintönige Piepen der Küchlein verstummt war. Und sie dachte weiter: ja, die gesperberte Henne mit dem weißen Schopf, die taugte nichts mehr, die mußte fort, in die Suppe. Dazu war sie noch gut genug und sonst zu nichts. Und auch dabei wurde der Ruzena ganz eigentümlich weh um die Brust.

Der Ausrufer schritt durch das Dorf. Er handhabte seine Trommelschlägel lässig und ohne jeden feierlichen Nachdruck, den er sonst an sich hatte. Alleweil wischte er sich das Gesicht und schöpfte tiefen Atem, ehe er seine Litanei herunterratschte. Ja — wenn niemand auf einen achtet, dies lähmt den Eifrigsten. Er fühlte sich zum ersten Mal in seinem Leben überflüssig und garnicht Amtsperson. Natürlich — wer hatte die mindeste Lust, aus dem Schatten zu treten und auf etwas zu horchen, was er ohnedies schon wußte.

Es war eine unendliche Hellhörigkeit in der Luft. Und der Ruzena erschien es, sie vernehme ein fernes und eifriges Wispern, das durchaus nicht für sie bestimmt und zu undeutlich war, um es zu enträtseln.

Ihm nachgehen? Ja, wozu denn, nachdem man froh war, daß man sich nicht zu rühren brauchte. Sie stellte zu und trocknete ihr Messer.

Und mitten in diese feiertägliche Stille ein Schrei. Abgerissen, gell, tierisch.

Die Ruzena horchte: gespannt, ganz Nerv. Wer hatte ihn ausgestoßen? Sie tat einige Schritte vor.

Dann fuhr sie zusammen. Aber nicht wie eine, die in die Kniee brechen will. Denn sie sah etwas. Und geduckt, wie eine Katze, schlich sie vorwärts.

Hinter dem Stadel rangen zwei in erbittertem Ringen. Ihr Mann und ihre Schwester. Das Hemd des Mädchens war von wütenden Griffen zerrissen. Sein Atem ging schwer und keuchend. Noch widerstand es, und seine Kampflust war größer als seine Furcht, daß es nicht um Hilfe rief.

Dies Ringen hatte der Krüppel gesehen. Und vielleicht in Erinnerung an jenen Handel, der ihn Gesundheit und Verstand gekostet, hatte er, der sonst immer schwieg, diesen einen Schrei ausgestoßen.

Ganz prachtvoll hielt sich die Teresa. Ja, sie war geschmeidig und gekräftigt durch die viele Arbeit, und flink. Aber sie hätte erliegen müssen. Denn ihr Widersacher war viel stärker und tückisch.

Immer näher, ungesehen, jede Deckung benützend, kam die Ruzena den beiden. Sie atmete kaum. Die Lippen biß sie zusammen. Dann — unmittelbar vor ihnen — ein heiserer, gieriger, unmenschlicher Schrei. Beide fuhren entsetzt auseinander. Noch ein Satz, den nichts mehr hemmen konnte.

Digitized by Google

Das Messer in ihrer Hand blitzte auf und stieß vorwärts, mit einer schrecklichen Wucht und Schnelligkeit. Die Seele der Ruzena lebte in diesem Stoß.

Der Hermann drehte sich um sich — einmal, zweimal. Das wäre lustig zu sehen gewesen, war es nur nicht so gräßlich. Dann warf er beide Hände hoch in die Luft und schlug nieder auf sein Gesicht. Und die Teresa schwor hernach, sie könne es im Leben nie vergessen, wie sich die Schwester stumm über den Verröchelnden geneigt, erstarrt, begierig, mit einem grauenvollen Ausdruck voll unversöhnlichen Hasses nach seinem letzten Zucken, seinem letzten, leisen Atemzug.

Alsdann schleuderte sie das Messer von sich. Und ganz tonlos: „Gib acht auf den Hof. Geh' zum Bürgermeister und zum Herrn Dechanten. Ich muß in die Stadt, aufs Gericht. Um mein Recht." Und wie sie war, so ging sie. Mechanisch, getrieben von einer Gewalt, die stärker war als sie selber. Und die Teresa, immer noch im Bann, sah ihr nach, wie sie durch das Flirren des Mittags ihren Gang antrat, der Stadt zu, den Hügel emporklomm, den jener niedergestiegen, wie sie schnell, doch sonder Hast dahinschritt, barhaupt, das Kleid vorne besprengt vom Blute des Mannes, den sie niedergestochen. Erst da sie ihr entschwand, kam die Teresa zu sich. Sie schrie auf und schluchzte . . .

Dies ist der Fall der Ruzena Capek. Auf seinen Ausgang sind viele begierig und er ist ungewiß. Denn wir haben nicht französische Geschworene. Man wird ihn zu seiner Zeit erfahren. Ich wollte nur die Begebenheiten mitteilen, wie sie im Heimatsort der Witwe Hermann berichtet werden . . .

Digitized by Google

Christentum und Religion.*)

Von **Paul Kipper.**

Protisten, Gasträaden, Naupliuslarven und die lebendige Brücke vom Weich- zum Wirbeltier, den Amphioxus — in einem Worte: lauter Exzellenzen der Natur interviewte ich mit Mikrotom und Mikroskop, um hinter die diplomatischen Geheimnisse der Biogenesis zu kommen. Tauben und Hunde mußten mir Gehirn und Eingeweide ans Messer liefern, um mich, zwar nicht hinter den Sitz, aber hinter das Wesen der Seele zu bringen, hinter das Rätsel der Welträtsel. Stolz darauf, zu dieses Rätsels Lösung sein erkleckliches Teil beigetragen zu haben, widmete mir mein Freund H... seine Doktordissertation über die Entwickelungsgeschichte des Schwanzendes beim Menschen. Ihm war die Welt einheitlich, einfach und klar wie Gold geworden mit seinem Schwanzende. Und meiner hartnäckigen Stupidität wollte das Ende so gut wie gar nichts sagen. Samt allen Hunden, Tauben und Exzellenzen — so gut wie nichts. Doch Stupidität war das ja nicht! Auch nicht eigensinnige Verschließung! Die Energie meiner Geschmacksnerven war lüstern auf die feinsten Leckerbissen und ich fühlte schmerzlich, daß statt dieser die rohe, bäuerische Kost des Darwinismus meinen Geschmack ruinierte. Aber ich mußte die Kost schlucken, herunterschlingen in ungeheuern Quantitäten, denn ich hatte einen ungeheuern Hunger und einen unersättlichen Magen in meiner Seele, und keine Leckerbissen, diesen zu füllen — zudem, füllt man am Ende seinen Magen mit Leckerbissen? ... Die Freunde stürmten den Ossa und waren von dort — wie märchenhaft! — mit einem Siebenmeilenschritt auf dem Olymp. Ich türmte noch den Pelion auf den Ossa und kam doch nicht in die olympische Höhe. Sie hielten die „Wahrheit" mit einem Froschherzen in der Hand; mir zerrann ihre Wahrheit in nichts, wie ein flaumiger Nebel, in den ich etwas scharf geblasen, wie ein spinnweben-dünnes, spinnweben-graues Gespinst — ein echtes Hirngespinst, das der erste kritische Luftzug auseinanderreißt. Und nun starrte ich über das zuckende Froschherz hinaus ins Leere. Ach! und keine Romantik der „deutschen Alhambra", keine Freude des „Paradieses" an der Saale vermochte mir diese Leere auszufüllen! Je überfüllter mein Verstandesmagen ward von der rustikalen Bauern- und Gegenbauern-Kost, um so leerer ward meine Seele. Um so größer der Atmosphärendruck des Daseins, der mich in die Öde drängte, um so brennender mein dunkel suchendes Auge vor ihrem kalten Licht, um so todesschauriger der horror vacui, mit dem mich diese Leere aufzusaugen trachtete. Ossa plus Pelion ein Maul-

---

*) Anm. d. Red. Die vorliegenden Aphorismen sind ein Auszug aus einem Buche des Verfassers, welches unter dem gleichem Titel demnächst im Verlage von S. Fischer, Berlin erscheint.

Digitized by Google

wurfshügel, der sich vielleicht „in einem Hundert Jahrmillionen“ zu einem Galgenberg auswachsen, aber nie die olympische Höhe erreichen wird, auf der die Götter wohnen. . . . Den Freunden dagegen war, wie gesagt, schon der Ossa allein ein Chimborasso mit krönendem Marsaufstieg. —

Auf diesem selben Maulwurfshügel vor derselben unendlichen Leere stand ich draußen im Menschenleben. Die ganze Menschheit ist ja eine Exzellenz. Die an die Spitze gesiebte Exzellenz der gesamten, Jahrmilliarden währenden Siebarbeit. Und drin die Überexzellenzen die Physiologisch-Vollkommenen. Wenn man die interviewt, müßte man doch hinter die Wahrheit, hinter das Rätsel aller Rätsel, in die Nähe der Götter kommen? . . . Bei diesem Geschöpfe Mensch, bei dem man gleich von vornherein den Argwohn hat, daß es nur durch seine Herdenkraft an die Spitze gelangt sei, sind diese Überexzellenzen nicht nur die Individuell-, sondern hauptsächlich die Sozial-Vollkommenen. Wodurch so vollkommen geworden? Durch einen instinktiv sichern, instinktiv allgegenwärtigen, instinktiv allwissenden Egoismus, den sie nur zugunsten einer von ihnen gegründeten Familie beugen, also im Grunde um den der Familie verstärken. Sie sind auf dem Kirchturm der Natur das Kreuz, sie haben es alle „zu was gebracht“, sind klug, bedächtig, sehr bedächtig und sehr gescheit. Und wenn Geburt, Zufall oder Talent sie auf einen Platz gestellt hat, auf dem sie zur Befriedigung ihres Egoismus größere Allgemein-Interessen wahrzunehmen haben, dann steht niemand an, sie als vorzügliche Bürger des Staates, wenn nicht als Weltbürger, und als ethische Persönlichkeiten zu preisen. Ganz mit Recht. Alles was sich für den Kampf ums Dasein, den großen Mord- und Raubzug durch das Leben, aus den drei Keimblättern ihres Embryo — nicht zum geringsten aus dem mittleren, aus dem die Muskeln stammen — hat entwickeln können, das ist in ihnen zu einem höchst achtunggebietenden Abschluß gelangt. Sie sind die Fertigen. Doch shocking! selbst diese Fertigen schienen mir von meinem Maulwurfshügel aus noch lange nicht fertig zu sein. Und auch sie saßen auf ihren Hügeln wie auf Chimborassos. Und schüttelten despektierlich die Häupter, wenn ich ihnen weismachen wollte, daß fortwährend eine mysteriöse Gestalt unter ihnen umgehe, der, wie jener Gestalt August Strindbergs, zumute sei, als ob „sie etwas nicht ausgerichtet hätten, aber sie weiß nicht, was es ist“. Den Klugen und Weisen blieb es gewiß in Ewigkeit verborgen, „was es ist“, das wußte bald genug die mysteriöse Gestalt; aber sie suchte ebenso vergebens nach dem Unmündigen, dem es hätte mögen offenbar sein. Ich war ihnen nicht wohlgelitten, den Klugen und Weisen, da ich ihnen klar machte, daß sie einem Chamäleon mit nur einem Auge glichen, welches beständig hinuntersieht. Daß ihnen das andere Auge fehlt, mit dem das Chamäleon hinaufsieht. Daß sie zwar infolge dieses Mangels den Vorzug haben — abgesehen von dem Wenig nun einmal unvermeidlicher christlicher Tartüfferie — nicht zum Himmel zu schielen und keine Heuchler zu sein; aber auch den Nachteil, gar nicht zu gewahren, wie tief sie stehn. Sie schüttelten die Köpfe. Sie waren doch oben! Und das weitere Oben, etwa das mysteriöse „Licht, da niemand zu kommen kann“ — ei! zu was waren sie denn gute Christen? und würden einmal gläubig sterben? — Aber werdet ihr dann noch nachholen können, was ihr hier „nicht ausgerichtet“ habt? Mußte es nicht eben *hier* ausgerichtet werden?

Jedenfalls, die Fertigen mußten nichts von ihrer Unfertigkeit, die Vollen nichts von der nach Erfüllung schreienden Leere über ihnen, vor ihnen, um sie herum. Das aber wußte ich jetzt bereits: es kommt alles

Digitized by Google

auf den Standpunkt, auf die Perspektive an, ob man sich fertig oder unfertig, leer oder angefüllt mit Weisheit bis zum Bersten dünkt.

* * *

„Wir wissen noch gar nicht einmal, wie unwissend wir sind." Ich habe Lust zu behaupten, daß dieses Wort Charles Darwins größer ist als seine newtonisch-kopernikanische Selektionstheorie. Wir wissen noch gar nicht einmal, wie ungeheuer gering unser Wissen ist jenem Unendlichen gegenüber, das wir niemals wissen können. Und nun von unserm geringem Wissen — wieviel haben wir davon wiederum erfahren, erlebt? Haben wir nicht das meiste bloß nachgeplappert, höchstens vorgestellt? Und was wir schließlich selbst erfahren haben, bleibt eine Wirkung, in der sich zwar die Ursache, die Außenwelt, irgendwie bewahrt, doch nur als ihr Merkzeichen. Unsere ganze Wahrnehmungs-, Vorstellungs- und Denktätigkeit ist eine Art Arithmetik mit rationalen Zahlen. Alles Irrationale und Transscendente, das unendliche Gewimmel von Leben zwischen dem Rationalen, machen wir immer erst wieder rational, um es schließlich rein praktisch im summierenden Käscher der Infinitesimalrechnung hereinzuholen. So verfährt das Wahrnehmen, so das Denken. Und so verschieden also von der Welt ist unsere Vorstellung, wie etwa „fünfzehn" verschieden ist von „fünfzehn Eiern", oder vielleicht gar wie der Topf vom Braten. Wir wissen es nicht. Nur daß mehr da ist, als wir wissen, unendlich mehr, das wissen wir. Und daß das Erkennen überhaupt nicht ins Sein führt.

* * *

Was sich mir später klar ergab, und was ich damals in der Jugend dunkel und stark gefühlt, war das, daß alles Forschen den Menschen nicht heimisch, sondern fremd macht in der Natur, nicht groß, sondern verloren im All. Zu einem Nichts auf einem Pünktchen einer großen Kugel im Universum, noch nicht einmal auf die Dauer eines Pulsschlags, eines Augenblicks des Universums. Und daß unsre Vernunft ein Sehrwenig-Wisser ist, daß sie niemals ein Alles-Wisser sein wird und selbst dann noch nicht mit der Wahrheit unter einem Dache wohnen würde. Wahrheit und Wissen schließen infolge der Konstruktion des letzteren einander aus. Wenn wir auch das Leben haben, von seiner Wahrheit „wissen" wir nichts. Die Vernunft ist ein falsches Sensorium, wenn man ihr die Aufgabe stellt, die Wahrheit zu vermitteln. Sie hat es mit Feststellungen und Richtigkeiten dieser zufällig wirklichen Welt zu tun, weiter nichts. Schon die „Ideen" Gott, Freiheit, Unsterblichkeit sind nicht auf ihrem Acker gewachsen, sie müssen ihr, soweit sie nur ehrlich und nicht phantastisch ist, als die große Leere erscheinen, als weiter nichts. Und doch ist diese Leere nun nicht leer! Was ihr, hinter dem Zaune der Vernunft, jene Kosenamen Gott, Freiheit, Unsterblichkeit und viele andre noch gegeben hat: das war die Sehnsucht hinaus aus dieser Welt nach ihrem Sinn, nachdem das Wort Welt eben die Vernunft zum Schandwort, zum Zufall, zur Sinnlosigkeit, zum Nichts gemünzt hat.

* * *

Digitized by Google

O Bejahung des Lebens — ja! ja! Hinzugewinnung der Welt aus ihren jenseitigen Grenzen zu meiner Johanniswurm-Existenz, damit mir das Wort Welt nicht weiter ein Schandwort sei! Herausgewinnung des unbekannten Inhalts aus der großen Leere, damit mein Leben voller werde! Aber nicht auf dem falschen Wege der Erkenntnisse, die ja niemals jenseits der Probleme, jenseits von Richtigkeiten führen, weil sie für die Wahrheit des Seins nicht geschaffen sind; sondern auf dem Wege der Fortentwickelung des Lebens, deren Samenfurche die Sehnsucht, der die Grenzen g und h durchbrechende Wille zieht; und dann gleichzeitig der höheren, weiteren Lebensbetätigung. Dies Leben zu eng und zu tief; höher hinauf und weiter hinaus, sonst ersticken wir.

* * *

Vernünftig ist diese Welt. Unsere Vernunft ist ja onto-phylogenetisch durch ihren Prägstock gemünzt. Ja sogar moralisch ist die Welt, wahrscheinlich eine wirkliche moralische Weltordnung, denn wiederum: die von der Entwickelung geprägte Münze unserer Moral trägt das Bildnis der Natur. Auch Gewissen und Pflichtgefühl ist eine Art Arithmetik. Und sogar ein Kunstwerk ist diese an sich und von unserer Vernunft geordnete Welt; das ästhetische Gewissen und die duftige Blüte des künstlerischen Gefühls sind nur Abarten des moralischen Gewissens und Pflichtgefühls, eine allerfeinste Arithmetik. Der Schluß auf eine vernünftige, moralische, kosmische Welt ist ein Akt der Gerechtigkeit, eine Rückgabe an die Welt, von der her wir Vernunft, Moral und kosmischen (ästhetisch-tätigen) Sinn erhalten haben. Ein großer Weiser, ein sittlicher Held oder ein gewaltiger Künstler mögen drum schon wegen der reinen Größe ihrer Unmittelbarkeit des höchsten Respekts würdig sein — und doch bleibt jeder von diesen dreien ein Suchender. Keiner von ihnen fühlt oder weiß sich als einen Fertigen, und das ist erst das Außerordentliche an ihnen. Keiner dieser Außerordentlichen hat genug an der Welt. Jeder von ihnen weiß, welch schwankende, unzuverlässige Werte noch immer Vernunft, Moral und Kunst sind; all ihr Sinn, die ewig überschießende Kraft ihres Genies, geht über die Welt, geht über die Weisheit, Moral und Kunst, die ihre Seele empfängt und wieder prägt, hinaus. Vom Licht der Natur läßt sich Kepler die Sehnsucht nach dem Licht der Herrlichkeit entzünden, und jeder Held und jeder Künstler, der „die Macht dazu erst in der eignen Hölle fand," hat dann auch einen neuen Himmel gebaut. Etwas bis dahin nicht Dagewesenes, das sie durch Wissenschaft, Moral und Kunst hindurch erst ahnten. Und sie ahnen und suchen immer Höheres nach jedem Siege und nach jedem großen Werke. Und das ist überhaupt noch kein Heldenstück, kein Kunstwerk, keine unsterbliche Tat der Wissenschaft, aus denen du Held, Künstler und Forscher nicht um Erlösung seufzen hörst, sodaß deine Sehnsucht mit ins Tönen kommt. Aus denen über eine in ihnen entdeckte, gestaltete oder geschaffene Harmonie der Welt hinaus das Auge der Seele nicht flehend suchte nach den ewigen Harmonieen. Wir sollen alle äußerst vernünftig, äußerst moralisch, äußerst ästhetisch sein — und wir werden damit nur ans Ufer der Welt kommen und dort sehnend unsere Arme ausbreiten wie im Aufflug aus ihr nach dem letzten Sinn von allem . . .

Weisen, Held (ums Dasein kämpft kein Held, sondern um ein Ideal, um deswillen allein er das Dasein achtet, häufiger noch verachtet; selbst eine grenzenlose Dauer des Daseins bloß um ihrer selbst willen nennt

Digitized by Google

Schiller eine Forderung der Tierheit) und Künstler in dem Charakteristikum ihres Wesens, in dem, was sie erst zum Weisen, Held und Künstler macht: in dem Willen zur Wahrheit, in der Sehnsucht nach Erlösung aus den Grenzen g und h, als höchst organisierte Produkte von Anpassung und Auslese durch den Kampf ums Dasein aufzufassen: — wer könnte bei aufrichtigem Nachdenken dabei stehen bleiben? An was sollen sie sich wohl anpassen, da sie neue, höhere Werte schaffen? Oder sind die Genies durchweg liebenswürdige Münchhausens, die sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen? „Geh mir aus der Sonne!" „Störe meine Kreise nicht!" gilt es bei ihnen nach außen hin. Nicht sich passen sie allem, sondern ihnen passen sie alles an. In der Stille wie im Strom der Welt. Vom Pfluge weg wird Cincinnatus, von den Schafen seines Vaters David, Washington von seiner Farm geholt; wer hat sie dort zu Heerführern, zu Sängern und Staatsmännern gemacht? Irrelevant ist für die Entwickelung jeglichen Genies beinah die Schule — nicht die Schule des Lebens! sicher aber der Kampf ums Dasein. Die Hölle, in der sie den Himmel finden ein Genie zu sein, ist immer ihre eigene. Entbehrlich mindestens ist ihnen der Kampf ums Dasein. Ja, wenn ihnen das Dasein selbst nicht ganz und gar entbehrlich ist, dann wird es ihnen ganz und gar gefährlich. Die indischen Weisen und Dichter im höchsten Sinne, sinnigste Blüten des Menschengeschlechts, verwerfen darum ohne Zögern mit dem Wurm die Frucht, mit dem Kampf das Dasein selbst. Im Kampf ums Dasein mag sich ein Genie wohl bewähren, wenn ihm Glück und Zufall hold genug dazu sind, aber erwerben im Kampf ums Dasein etwas für sein Wesen kann keiner dieser Höchstorganisierten. Ward ein Genie durch die natürliche Auslese — die eben so sinnlos ist wie der Zufall, eben so blind wie der Wille, eben so unberechenbar, wie daß sich die Zeit erfüllet habe — soweit begünstigt, daß es sich bewähren konnte, so ist es weiterhin darum doch nicht in den Stand gesetzt, zum Ausgang einer Generationsreihe kumulativer Genies zu werden. Also beileibe nicht zur Urform einer neuen Übermenschen-Art. Nach dieser Richtung arbeitet der Kampf ums Dasein wiederum vergebens. Er hat weder dem Individuum genützt, noch nützt er dem Geschlecht. Die bis zum Genie, bis zum Übermenschlichen gesteigerte Häufung eines dynamischen geistigen Vermögens ist, der Beobachtung entsprechend, nicht ein Produkt der Züchtung, sondern vielmehr die Erscheinung eines inneren Antagonismus gegen die Vorfahren, der biogenetisch das gerade Gegenteil der Züchtung, d. h. der Naturzüchtung, und damit dasjenige des Kampfes ums Dasein ist. Auf jede volle Auswirkung des Genies tritt dann in seiner Generationsreihe, auch ohne eng betriebene Inzucht, die dauernde Abflauung ein. Das hindert wiederum kein Kampf ums Dasein. Es gibt keine durch Zucht (auch nicht durch künstliche Zucht) erhältlichen größeren Söhne Achills oder Alexanders, eines Plato oder Goethe, oder auch nur noch schönere Söhne einer Ninon de Lenclos — mag's selbst zum Erschießen sein.

So einfach also, wie die Lehre von der natürlichen Züchtung es darstellt, überleben und entarten wohl Arten, aber entstehen nicht Arten. Entstehen sicher nicht Arten und Geschlechter, welche höher organisiert sind als die vorhandenen — und wenn nur alles Mittelmäßige, Minderwertige, dann ist die natürliche Züchtung doch kein „Entwickelungsprinzip!" —

* * *

Digitized by Google

Der „Kampf ums Dasein," diese Scheidemünze des Lebens, ist so echt englisch, wie Juchten russisch ist. Wirtschaftlich, politisch, und als Denkprodukt sogar doppelt und dreifach. „Eine europäische Gemeinheit und ein Plebejismus," wie es, wenn ich mich recht erinnere, Nietzsche einmal genannt hat. Alles steht von England her unter seinem Einfluß. Jede Wissenschaft, jede Kunst, jede Staatskunst, jeder Krämer. Und da wundern wir uns noch, daß es so plebejisch und gemein in der Welt hergeht! Die Gemeinheit aber sehe ich darin, daß der Kampf ums Dasein, weit davon entfernt, Höchst-Entwickelung herbeizuführen, diese vielmehr hemmt, retardiert, zur Rückbildung zwingt. Und das Plebejische daran ist, das diese Gemeinheit als die höchste Weisheit ausgegeben, praktiziert und hingenommen wird. Natürlich *kann* ja auch einmal die edle Anlage des Siegers durch den Kampf ums Dasein gestählt worden sein, dann war eben der Kampf nur eine bestimmte, leicht ersetzbare Form der Übung. Aber post hoc das Überlebende, das, was der Kampf übrig ließ, *immer* schlankweg als das Passendste und damit als das Beste zu feiern — man sollte meinen, davor müßte von vornherein ein vom guten Geschmack erzeugter Widerwille gegen seine Herkunft bewahren. Doch die Selbstliebe tötet den guten Geschmack. Schwört man zu jener Maxime vom Kampf ums Dasein, dann hat man ja das Recht, sich anzubeten! Oder sich als den Passendsten und propter hoc als den Überlebenden ansehn, heißt das wirklich etwas anderes, als den Krebsgang aller Entwickelung gehn: — geo-, ethno-, anthropocentrisch den Glauben an sich zur Religion machen? Zur fatalistisch-abergläubischsten, zur atomistisch-chaotischen Religion? Das ward den geistigen Vertretern des christlichen Volkes, das sein Christentum im prayer-book mit auf seinen Zügen durch die Welt führt, allerdings besonders leicht. Wir werden sehn, welch tiefer Sinn in dieser Parallele steckt, und daß ich hier nicht etwa höhnen will.

Alle Laster und Verbrechen brodeln im Hexenkessel des Kampfes ums Dasein ans Leben, Lüge, Verrat, Meineid, Mord, Marasmus und Grausamkeit aller Art, vor allem aber der Wahn — drei Mal sei er genannt. Alle Rückbildung, an Organen wie Individuen, vom gesunkenen Talent, der herabgekommnen Prostituierten, dem gewerbekranken Arbeiter an bis zum Wurzelkrebse, kommt auf sein Konto; alle Verwüstung von der Denunziation bis zum Religionskrieg. Die Zahl der Entarteten ist Legion. Nicht der von Haus aus Minderwertigen, sondern der durch den blinden Kampf ums Dasein zur Entartung Getriebnen. Die Leiden, die er verursacht, ruinieren allen Sinn; denn er selbst ist sinnlos. „Die Sinnlosigkeit des Leidens, *nicht* das Leiden, war der Fluch, der bisher über der Menschheit ausgebreitet lag," sagt Nietzsche. Dieser Fluch ist der Kampf ums Dasein . . . „Das ist der eine Unterschied zwischen Edlem und Unedlem: jenes ist schwerer zu erhalten," sagt H. St. Chamberlain — indem er damit seine ganze Rassenzüchtungs-Idee auf den Kopf stellt und seiner selbst, Spencers, Darwins spottet, er weiß nicht wie.

. . . Was unsere mechanistische Zeit, die es gewiß herrlich weit gebracht hat in allen Erkenntnissen, in allen Fertigkeiten, Erfindungen und Entdeckungen und hauptsächlich in deren Verwertung, was sie „nicht ausgerichtet" hat, das ist nicht mehr und nicht weniger als die Wahrheit. *Wir* verlangen diese nicht von ihr, aber *sie* behauptet die Wahrheit gebracht zu haben. Und das behauptet sie nur, weil sie nicht weiß, was sie über ihrer Behauptung vergessen hat. Es ist genau dasselbe, was Darwin vergessen hat. Da oben in Polen sagte mir das Einer, der mit seiner Herrenmoral die höchste Orgie des Darwinismus gefeiert hat, von dem ich

Digitized by Google

es nur infolge seiner bisher bei einem Denker unerhörten Inkonsequenz und Wahrhaftigkeit hören konnte: — Nietzsche. „Darwin hat den Geist vergessen," hieß das Wort.

* * *

O wenn man so aus tausend Wunden immer von neuem blutet! Ein einziges Sensorium, schmerzvoll die Sehnsucht der Welt empfindend und voll dieser Sehnsucht nach dem einen großen Sinne tastend, der uns die Wahrheit bedeuten soll! Nach der einen großen Melodie herausschreiend aus allem kakophonischen Wirrwar dieser Welt und dieses Lebens! . . .

Joseph der Träumer! . . . Ich werfe mein versucherisches Auge auf dich! . . .

Es ist ja nicht wahr, daß du Träumer Reichskanzler in Egypten werden konntest. Werden wolltest! In die Grube geworfen und verkauft von deinen Brüdern — ja das ist etwas anderes. Das wardst du. Obschon du auch das nicht wolltest. Aber dort in der Grube, in die du sankst, an dem Neide deiner Brüder, brach dein junger Sinn in Stücke. „An was für erbärmlichen Dingen ein Werdendes höchsten Ranges gewöhnlich zerbricht!" ruft sich und Darwin und dich foppend der Prediger der Herrenmoral. Denn als du dann in Egypten zu hohen Ehren kamst, da warst du schon lange nicht mehr der Träumer — da warst du ein pfiffiger Traumdeuter geworden, ein schlauer Geschäftsmann, ein verbuhlter Sklave, eine ekle Rückbildung ins Physiologisch-Vollkommne. Da scheutest du dich nicht im geringsten, Schätze und Macht und Ansehn zu erwerben, anstatt zu träumen. Da ließest du andre für dich träumen und zogst „realpolitisch" deinen Nutzen daraus. — Du Bild der Welt! — Du Bild des herunterziehenden Kampfes ums Dasein! —

Jeder Einsichtige, Hineinsehende, jeder sich über das Nichts, das er drin findet, dann Hinaussehnende ist ein Schauer im Geist, ein Träumer. Weit entfernt von sozialer Vollkommenheit; und der Größe des Postens eines Reichskanzlers, der sich schon zu Pharaos Zeit zu bemühen hatte, „die Dinge nur zu nehmen, wie sie seyndt," ganz und gar nicht gewachsen. Ein Reichskanzler, der eine race maudite zu regieren hat, kann dazu mit eigner Träumerei nichts anfangen, oder er verrennt sich. Über diesem Jammer den Schmerz jenes großen Königs zu empfinden, der an der Spitze nur Gesetzgeber und Philosophen anerkannte und sie doch für unfähig erklärte, an der Natur der Dinge etwas zu ändern, da er selbst sich zuweilen für nicht viel mehr wert hielt, als vor die Hunde geworfen zu werden — dazu ist ein Reichskanzler gewöhnlich nicht Grübler genug. Aber in heimlichen Stunden gehn Kanzler und König für ihr leeres Dasein zum Träumer betteln. Um in ihrer Würde sich dann der höchsten Würde wieder zu entkleiden und keinen Unterschied zu machen zwischen dem Schauer und dem Narren, die einander so ähnlich sehn wie nur je das Erhabne dem Lächerlichen, und deren jeder ein Träumer ist.

Beide werden sie verspottet, der Schauer und der Narr, zur Speise für die Bestie gemacht, in die Abfallgrube geworfen und als Lohnsklaven verkauft. Heut besorgt das automatisch der vor jeder Türe aufgestellte Götze „Kampf ums Dasein". Und doch — könnte ich kein Schauer sein, möchte ich noch lieber ein Narr sein als dort die Legion, die zu dem Götzen betet. Über die Tausende von rauchenden Schornsteinen und über die Millionen rasender Räder, die alle nur im Dienst der Frage rauchen und

Digitized by Google

rollen: Was werden wir essen? womit werden wir uns kleiden? — über diese rasende Welt ohne Sehnsucht und ohne Wahrheit sieht der Träumer, der Schauer und der ärmste Narr, wie über ein Feld offener Gräber hinaus ins Unendliche, nach einer Seele, nach einem lebendigen Sinn. Und findet er keine Seele und keinen Sinn jenseits der talerhaft hart- und flachbrüstigen Erde — er ist so reich, so voll Schöpfer-Lust und Kraft: er leiht dem All seinen eignen. Auch eines armen Narren Sinn mag manchmal dem Sinn des Unendlichen nahe kommen, auch er hat ein sehnendes Herz. Und das dehnt sich bis an des Himmels Glockenwände! Und wie dort, so geht auch durch des Träumers Herz klingend die helle, goldne Sonnenkugel auf und unter! Er lauscht am Busen des Ewigen All-durchrollenden Gedanken. Er fühlt, daß „des Alten" Atemzüge feurige Orkane sind, die ganze Fluren Leben wahllos niederbrechen, und daß sein Puls in Wogen schlägt, die eine ganze hochgepriesene Menschenschöpfung unter sich begraben, denn heut wie in Ewigkeit schafft er hundert neue hundertmal schönre Welten wieder, wenn er will — „Tod euerm Nichts, das sich anmaßt, mich, den Ewigen, den Alten, in eure frechen Gesetze zu schlagen!" O er versteht noch zu donnern in seinen Wettern, der Alte! Und der Schauer und der Narr verstehen seine Sprache . . .

Ach ihr törichten klugen Pfennigfuchser an der groben großen Zermahlmühle des Kampfes ums Dasein, die ihr heute kein freundlich Wort habt für euern Bruder, den Träumer, die ihr ihn in die Grube werft und verkauft! Die ihr ihn zum Schelmen macht! . . . Die mißhandelte Seele verflucht euch. Aber der Schauer und der Narr, sie lachen euer, noch in der Grube, noch in ihre Schelmenfaust, ein unterschiedliches schauendes, närrisches Lachen. Und der große Pan lacht träumerisch mit ihnen. Es ist Mittagszeit, und er schläft und hört im Schlafe seine geliebte Flöte, und sein Lachen ist lauschendes Schweigen.

Wird der je euch wieder seine Flöte blasen?

Heut flößt er euch immer nur noch Schrecken ein, und ihr seid froh, daß er schläft. O wüßtet ihr, wie so ganz anders froh er ist in seinen lachenden Träumen!

O wie seid ihr arm geworden in euerm Reichtum! Die ihr so viel Nutzen zoget, all ihr pfiffigen Traumdeuter, aus dem tiefsten Traum des größten Träumers — des Träumers, den ihr gekreuzigt habt auf Golgatha.

* * *

Und der „All"-mächtige? Unter dem der große Pan zum „Fürsten dieser Welt" heruntersank? Und der große Träumer zum Fluch ward, der „am Holze hänget"?

* * *

So ward ich ein Geistlicher. In der Nachfolge Jesu, vor allem aber seines Leidens, wie ich mir in ernster Ironie wohl dachte. Ein prinzipieller Feind des „Kampfes ums Dasein", gewiß, von ihm in irgend einer Raubtiermaske nach Art des Drachen der Apokalypse angefallen zu werden, gewiß aber auch, daß ich dann über ihn triumphieren würde in der Kraft des

Digitized by Google

„Lammes“. Ich hatte noch keine klare Erkenntnis darüber, daß Jesus kein „Lamm“ gewesen und daß er nicht über den Drachen triumphiert hat. Aber doch fühlte ich auch das schon dunkel, und das erleichterte mir die prima fraus meiner Verpflichtung auf das Apostolikum. Nicht nur eine Sache des Mutes von meiner Seite schien mir diese Verpflichtung zu sein; sie kam dem aufhorchenden Ohre meiner Seele, sie kam meinem unerschrockenen Gewissen auch vor wie eine Verwegenheit von der andern Seite. Ich verpflichtete mich also, obwohl ich nicht an das Apostolikum glaubte, wissend und wollend durch die einzige Pforte der Lüge tretend, die zur Kirche führt. In der Ferne die aber nicht zur Benutzung gekommne Krücke meines durch seine „Ethik“ weit berühmten Lehrers, der im Kolleg die Himmelfahrt sehr despektierlich als ein weißes Gericht, und danach das Apostolikum öffentlich als die Grundlage des geistlichen Amtes bezeichnet hatte. Wer glaubt überhaupt noch an das Symbol, das im Kampf der Kirche ums Dasein längst zum Disziplinarmittel, zum Folterwerkzeug herabgesunken ist? Wer weiß denn heut nicht und kann denn heut nicht wissen, daß „die heiligen Schriften gelogen haben“, da es nun mal wirklich Gegenfüßler gibt? Daß „Gott ein Betrüger ist“, da wir heut wirklich wissen, daß die Körperwelt außer dem Objekt unserer Wahrnehmung noch etwas andres ist? Jener Gott ist also für uns tot und jene Schriften sind für uns nicht mehr heilig, woraus die „Offenbarung“ des Apostolikums stammt. Aber gewiß, wir leben noch mitten drin in der Atmosphäre des Todes, der Lüge und des Betrugs, und aus ihr heraus eben ringen wir nach Wahrheit, daß wir nicht ersticken. Und darum, weil mir nur heilig sein durfte, was meine Seele hörte durch das Ohr des Gewissens, und nur lebendig der Gott, den ich erfuhr, so gab es nichts Menschliches mehr, was mich hätte hindern dürfen, die tiefe Neugier meines Intellekts zu stillen. Wer hinaus will aus der Unwahrhaftigkeit, der muß erst hinein wollen; und nicht dieser Wille, sondern die Unwahrhaftigkeit ist eine Schuld.

* * *

Meine Predigten waren durch ein paar Jahre alle wie im Anfang ein wehes Mitleiden und sehnendes Mitauferstehen mit Jesus. Im tiefsten Ernst, in reinster Heiligkeit. Ich hätte zu andrer Zeit, unter andern Umständen nicht gezögert, als Schächer neben Jesus zu hängen, um zu erfahren, ob ich danach würde im Paradiese sein. So tief war meine Neugier. Ja, es war viel, viel Neugier in meiner Andacht. Ich ward mir meines Heiles nicht gewiß; ebensowenig wußte ich, daß ich schon am Kreuze hing. Weil ich mich mit dem ganzen Willen meines Lebens in das Symbol versenkt hatte wie in die letzte Hoffnung, in den letzten Pfad zur Wahrheit. In meinem Durst nach Wahrheit achtete ich des Durstes nicht. . . . Das Kreuz war mir ja eben mehr als nur das Symbol des Entwickelungs- und Geburtsleidens der Erlösung Es mußte mir auf jeden Fall mehr sein als nur ein Symbol — ich mußte seiner Wahrheit gewiß werden, oder hinter seine Erkenntnis kommen. Bis ich es denn auch zuletzt plötzlich, zu meinem Schreck und Entsetzen, mit den starken Krallen der Erkenntnis ganz und gar dem Reich des Glaubens deutlich in die Wirklichkeit entrissen hatte — und was in der Wirklichkeit war, und was meine Erkenntnis meisterte, das und darin konnte ja nun nicht mehr die Wahrheit sein! . . .

Digitized by Google

Bis ich mich völlig niedergedrückt der Einsicht nicht mehr verschließen konnte, daß das Mysterium von Jesu Kreuzestode eine tiefe, eine kluge Willkür des Apostels Paulus war, der Jesus nicht gekannt und von ihm nur eine Erscheinung bald für das Ohr, bald für das Auge gehabt haben wollte — eines ganz Fremden, der Jesus fremd bleiben wollte! . . . Daß das Symbol mit der Persönlichkeit Jesu gar nichts Wesentliches zu tun hatte! . . . Und bis mir die Anbetung des Kreuzes einen furchtbaren Aufschluß gab über den Seelenzustand der Menschheit, die mir wie ihr eigner größter Feind erschien, für Paradies und Wahrheit, die sie als höchstes Ziel erstrebt, nicht mehr geschaffen! . . .

Es war eine furchtbare Erkenntnis. Ich übersah sie nicht gleich, aber ich fühlte ihre Schwere. Fühlte, daß sie mich um Kirche und Christentum bringen mußte.

Eine Erkenntnis, bei der ich mich fragte, ob die ganze Welt irrsinnig ist oder ich allein. Doch „der Irrsinn ist bei einzelnen etwas Seltenes, aber bei Völkern und Zeiten die Regel". Ich war nicht irrsinnig! —

In drei diskrete, atomistische Momente auseinandergefallen, in sie zerbrochen lag das Kreuzes-Mysterium vor den Augen meines Geistes. Nun also kein Mysterium mehr. Die drei Momente waren 1. das religiöse: der Ratschluß Gottes oder die göttliche Notwendigkeit des Todes Jesu, 2. das historische: die blinde Feindseligkeit der Juden, die Jesum opferten für ihr Messiasideal, 3. das psychologische: der Mut und die Sanftmut, die Liebe, mit der Jesus seinen Tod erduldete.

Das letzte Moment allein ist es, welches die Herzen zum Kreuze zieht. Die Kirche klärt sie dort aber schon selten auf darüber, daß sie nicht bloß weinen dürfen über den martervollen Tod dieses Schuldlosen, daß sie sich auch schämen müssen, tief schämen für ihr Geschlecht, welches ihn getötet hat, und sich vorsetzen müssen, ihrerseits nicht ebenfalls den Schuldlosen zu martern, nur weil er andern Glaubens ist. Denn nur aus diesem Grunde ist Jesus gekreuzigt worden. Und wie viele Millionen sind ihm von den Kreuzanbetern hinterdrein gekreuzigt worden, weil sie Jesum mit dem Herzen suchten und nicht mit dem falschen Verstande, den die Kreuzanbeter ihren Glauben nennen! Von der Wahrheit, welche die Menschen in diesem menschheitlichen Zuge ihres Herzens eben auf dem Wege sind zu finden, sagt ihnen also die Kirche nicht nur gar nichts, sondern von ihr wendet sie die Herzen geflissentlich ab. Denn für die Kirche liegt die Wahrheit nicht dort, wo sich die Herzen erbauen, sondern dort, wo sich die konstruktive Civitas Dei erbaut. Das heißt, die Wahrheit liegt ihr nicht in dem Menschen Jesus, der zufällig ans Kreuz gekommen ist, sondern in dem Christus, der er nach ihrer Lehre erst durch das Kreuz geworden ist, also im Kreuze. Der einzige religiöse Zweck der Erscheinung Jesu war ihr, am Kreuze zu sterben, um mit diesem Opfer die Sünden der Welt zu tilgen. Darum der religiöse, göttliche Beruf der Kirche, die dahier die Stellvertreterin des Gottes wurde, der Jesum dahingegeben, das Kreuzigen ward und ist.

Das oben genannte historische Moment des Kreuzestodes Jesu entfiel der Kirche also — oder sagen wir doch nunmehr, ihrem Gründer Paulus — glatt und ganz in das oben genannte religiöse: das letztere wurde aus dem ersteren. Der in den Juden, die Jesus kreuzigten, regierende Gottesbegriff ward zu demjenigen des Christengottes. Jesus ward von diesem selbsttätig geopfert aus Liebe für sein neues „auserwähltes Volk" —: Jahwe ward zum Gott der christlichen Kirche! Jahwe, die höchste Glaubens-Materialisation der Selbstsucht, die Apotheose des „Kampfes ums Dasein",

Digitized by Google

verdrängte den Gott der Liebe und des Friedens, den Jesus, im vollen Gegensatz gegen Jahwe, seinen Vater genannt! Jesus, der im nämlichen Gegensatz gegen das messianische Reich sein Reich Gottes ohne äußere Geberden aufrichten wollte und deshalb gekreuzigt worden war, ward in wahnsinniger Ironie der Weltgeschichte wiederum zum Messias gemacht, die furchtbarste Denkformel, welche je das Leben der Menschheit tyrannisiert hat, wurde geschaffen: Jesus Christus! Oder wie es heut unsre heuchlerischen Ritschlianer nennen, der „geschichtliche Christus". Paulus war der eine Schüler Jesu, der ihn verstanden hat — und dieser eine hat ihn mißverstanden! Dieser eine, der verstand, das hohe Lied der Liebe zu singen, der verbarg sich, daß er das nur durch Jesus vermochte, der verstand nicht, daß die Liebe allein der religiöse Kern der Persönlichkeit Jesu, die Offenbarung der Liebe der einzige religiöse Zweck der Erscheinung Jesu gewesen war. Der schuf statt dessen die entsetzliche Wissenschaft, die vom Kreuz, die christliche Theologie.

„O über diese wahnsinnige, traurige Bestie Mensch!" . . .

Das Kreuz — nun nicht nur kein Mysterium mehr, sondern ein Verbrechen an dem Gott der Liebe, den Jesus gelebt und gelehrt hatte! —

* * *

O Darwin hat nicht im Jahre 1859 gesiegt, sondern im Jahre 59. Und er hieß damals nicht Karl, sondern Paul. Ein Zwerg ist der achtzehnhundert Jahre später erschienene Karl gegen seine erste Fleischwerdung in Paulus von Tarsos. Karl hat sich darauf beschränkt, dem blinden Willen zur Macht einzureden, der Kampf ums Dasein (hier also immer rein menschlich ein Kampf gegen Artgenossen, aber nur der schäbigste Bildungsphilister wird diesen „Kampf" zum „sittlichen Ringen" verflauen) sei eine natürliche Waffe, die in der Hand des mittelmäßigen Mächtigen, des Physiologisch-Vollkommnen, das Recht zum Todschlag auch des Höchst-Organisierten, des Göttlichen hat. Paul dagegen hat nicht nur den Fetisch dieser Waffe angebetet, indem er eben die Waffe, das Kreuz, vergöttlichte, sondern in letzter Konsequenz den damit zu Tode Getroffenen zum Gott und beide, Todschlag und Erschlagnen, in Verbindung miteinander zur religiösen Erlösungsformel gemacht. Jenes uralte „wilde Tier ist gar nicht abgetötet worden, es lebt, es blüht, es hat sich nur — vergöttlicht!" Und wenn schon „alle Religionen auf dem untersten Grunde Systeme von Grausamkeiten sind" — damit aber eben alle noch Reflexe deiner aristokratischen Wertgleichung gut=mächtig! — so ist doch von allen Religionen die grausamste das Christentum Pauli. Es hat nicht nur das Tier, es hat nicht nur den Menschen, es hat den Gott geopfert; und wiederum den höchsten, den all-einen, den all-menschlichen, den Gott der Liebe. Es hat die Grausamkeit des Kampfes ums Dasein in seiner höchsten Potenz, im Kreuz, geheiligt und das Symbol des Kreuzes als Gegenstand der Anbetung so beherrschend in den Mittelpunkt seines universalen Betriebes gestellt, daß es für irgend welches religiöse Glück auf Erden und irgend welche sinnvolle Sehnsucht über die Erde hinaus neben jenen verheerenden Ausstrahlungen des Symbols keinen Platz mehr gibt. „Anathema sit!" Darwin hat den Geist vergessen, aber die Kirche Pauli vernichtet ihn. Ihre letzte Konsequenz sind die Jesuiten, die Meister der

Digitized by Google

Seelenverblindung und Willensversklavung — die Kreuz-Theorie hat das religiöse Problem in Absurdität erstickt.

* * *

All die Verklärungs-, Auferstehungs-, Himmelfahrts-Legenden sind nur der Ausdruck der Unbegreiflichkeit Jesu und seines Evangeliums von Seiten seiner Jünger. Und der nämliche Ausdruck dieser Unbegreiflichkeit ist die paulinische Theorie vom Kreuz — und das ganze Christentum. Die Christus-Religion, der „Glaube an Christus," tritt wieder in vollen Gegensatz zur Religion Jesu, wie diese in Gegensatz getreten war zur Jahwe-Religion. Jesu Religion ist weder semitisch noch hellenisch, sondern menschheitlich; und sie trat eben darum auf im durch und durch bewußten Gegensatz gegen den Jahwismus; und den hat prinzipiell Paulus in Jesu Religion wieder hereingeholt. Er hat, in sich die Kreuzigungs-Historie fälschend zur Religion, dann diese Religion wieder aus sich herausprojiziert als falschgesehene Heilsgeschichte. Er hat Jesum religiös gekreuzigt, und von diesem Centrum der Mechanisierung und Verunreinigung der reinen Religion Jesu aus hat er dies sein Werk über die ganze Religion hin vollendet. Die Erbsünde, das Verfluchtsein unter dem Verhängnis der Schuld, das Sühnopfer, die mystisch-mechanistische Ertötung der Sünde am Kreuz, das Gericht, die Gnade: — lauter Begriffe, die Jesus nicht gekannt oder ausdrücklich verworfen, band Paulus mit festen Stricken der Spekulation zusammen und baute er über Jesu Kreuze auf. Er schuf die Religion um zu einem zivilisatorischen Betrieb, was jene gemeint haben mögen, die ihm unter der Maske des Simon Magus, als dem ersten Häretiker eine Verfälschung des Christentums nachgesagt haben. Nun das „Christentum" hat er nicht verfälscht, sondern geschaffen, aber Jesum und seine Religion hat er verfälscht und besonders in der späteren Kirche verdrängt durch sein Christentum. Wollte er dieses nicht durch eigene Offenbarung empfangen haben, und sprach er nicht seinen Stolz darüber aus, daß ihm zu „seinem" Evangelium die Jünger nichts mitgeteilt hätten? Er baute also ausgesprochnermaßen einen andern Bau als den, wozu Jesus den Grund gelegt hatte, und es ist ein entgeistigter Gedanke der christlichen Dogmengeschichte, in Pauli Theologie den „stärksten Beweis für die selbständige und universale Kraft des Eindrucks der Person Jesu" zu erblicken — Paulus hat den Eindruck dieser „Person" auf sich ausdrücklich abgewehrt! Und Harnack, dessen Worte ich eben angeführt, sagt an andrer Stelle selbst, daß Pauli Christus nicht Jesus von Nazareth war. Aber bedingt eben diese Erkenntnis nicht die tiefgreifendste Revision der paulinisch-christlichen Theologie? Des Christentums? — Es war Paulus freilich leicht, mit seinem pharisäisch geschulten Verstande über die ungebildeten Säulenapostel zu triumphieren und vor ihnen mit seiner den Hellenisten abgelauschten Mystik die furchtbaren Gewaltsamkeiten und klaffenden Risse seiner Theologie zu verkleistern: — das Größere, die reine Erkenntnis Jesu als der kampf-aufhebenden Liebe fehlte bei allen. Es fehlte das ästhetische Gewissen, daß Erlösung durch das Kreuz — Erlöser und dessen religiös notwendige Kreuzigung, Liebe Gottes und Dahingabe seines Sohnes in den Tod, Vergöttlichung im Verfluchtwerden, Unfähigkeit des Gesetzes gerecht zu machen und Hinopferung des Gerechten zu seiner Erfüllung — unerträgliche Gegensätze sind.

Digitized by Google

Über dem also beispiellosen Todschlag des Evangeliums Jesu, über Jesu Über-Kreuzigung, erhob sich wieder der ganze Wahnwitz des Kampfes, des „Kampfes ums Dasein" mit all der Sinnlosigkeit seines Leidens, mit seiner Feindschaft, seiner Furcht, seiner Rache, seiner Hölle, ins Ungeheuerliche, zur menschheitlichen Idee, zur Universal-Religion vergrößert. In Jesu lautre, heile Religion war hineingetragen „die furchtbarste Krankheit, die bis jetzt in Menschen gewütet hat." Und sollen die Menschen nicht weiter an ihr sterben, dann muß sie sterben, aber noch mehr: — soll Jesus leben, dann muß das Christentum zugrunde gehn.

* * *

Was also war es denn, was von der „Person" dieses gekreuzigten Gotteslästerers aus Galiläa ausging, damit es mit dem „ändert euren Sinn!" alle Gemüter zu bewegen vermochte? Die Juden, daß sie ihn kreuzigten, die Jünger, daß sie ihn für den Messias hielten, Paulus, daß er seine Theologie auf ihn gründete? Hätte auch für Jesu Kreuzigung sein untergeschoben messianisches, anti-messianisches Geberden ausgereicht — für die Jünger und für Paulus mußte noch etwas andres dazutreten als sein Mut und Heldentum, um ihn zum „Christus" zu machen. Daß das nicht die Auferstehung Jesu aus dem Grabe und nicht die Wundererscheinung auf dem Wege Pauli nach Damaskus gewesen ist, darüber gibt es unter den „Kindern des Geistes" nicht den geringsten Zweifel. Sie haben nicht einmal ein Interesse für diese ihnen vollständig gleichgiltigen „Tatsachen", die Taube des heiligen Geistes ist ihnen ein ebensolch mythologischer Vogel wie die Raben Odins. Sogar die Bestreitung jener „Tatsachen" überlassen wir den Hylozoisten, mögen es die Hohenpriester und Pharisäer vor Pilatus oder mag es Professor Häckel in Jena sein. Uns interessiert nur die wunderlose Persönlichkeit Jesu. Was die Jünger und was Paulus überwältigte, das waren allein die Wirkungen, die von dem lebenden Nazarener ausgegangen waren; mochten ihn die Jünger auch noch so wenig verstanden haben, mochte sich auch Paulus noch so heftig dagegen verschwören, daß er für seine „Offenbarung" etwas von den Jüngern her überliefert erhalten habe: — es war doch nur dieses Senfkorns Größe von Jesu Wesen, das in sie übergegangen war, von Jesu Liebe, die ihnen mit einer inneren Erhebung über alle äußere Erfahrung hin immer wieder die Gewißheit gab: dieser ist seines Gottes reines Ebenbild, sein Sohn, ein Ewiger, ein Unvergänglicher gewesen.

Erst als Jesus tot war, wendeten sie das, was er ihnen hinterlassen, sein Wort, in ihren Herzen: Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm. Jetzt erschien ihnen immer klarer diese Liebe als „die tiefste und sublimste aller Arten Liebe," als die Gottheit selbst, die Jesus ihnen offenbart hatte. Aber zu tief und zu sublim, zu klar als der Gegensatz gegen alles, was ihnen bisher Leben und Religion gewesen war, als daß sie, ratlos, mit ihr für ihr Leben hätten etwas anzufangen wissen, wenn sie auch wußten, daß sie keine Jahwe-Religion mehr hatten. Zu tief und zu sublim, als daß ihnen diese Liebe, dieses höhere Wesen über dem Kampf ums Dasein als etwas anderes erschienen wäre, denn als ein Wunder, als ein höchstes Wunder, vor dem sie erlagen. Anbetend erlagen und darum voll neuen Lebens erstanden. Und ratlos, es sich zu

Digitized by Google

deuten in seiner Wirkung auf die Ordnungen des Lebens, es als ein Machtwunder verstehend, das es für sie werden müßte, und das sich als solches allen beweisen würde, indem es sie, die Jünger, vor allen andern der Erde zu Jesu Kanzlern und Paladinen machte in dessen neo-messianischem Reiche — ja er war der „Messias"! Es gab keine andre Formel! Es war der Messias, der sie auferwecken mußte, wenn sie über ihrem Warten starben, und der darum selber auferstanden sein mußte — der auferstandene Messias wird größer sein als der gekreuzigte!

Das war das tiefste Wunder-Mißverständnis der Jünger Jesu. Das Mißverständnis vom Wunder seiner Liebe. Darin sproßten pilzartig alle jene Prämissen der Entwickelung der christlichen Kirche auf, welche die Dogmengeschichte bald als ersten christlichen Gemeinde-Enthusiasmus, bald als paulinischen Universalismus, bald resigniert als in umrissener Gestalt gar nicht nachweisbar, als Möglichkeiten, aber nicht deutliche Wirklichkeiten der Wirkung Jesu bezeichnet. Aber so groß, so überwältigend tritt noch in der Hülle dieses Wunder-Mißverständnisses die Liebe Jesu in die Geschichte der Menschheit ein, daß man sich fragt, warum ihr die Welt nicht anbetend zu Füßen fiel, wenn sie wirklich in menschlicher Gestalt über die Erde wandelte und nicht nur das Gebilde einer Phantasie, geboren von der Sehnsucht einer ganzen Zeit und Welt, gewesen ist. Wäre das letztere der Fall — es gäbe ja nichts Beweiskräftigeres für die Notwendigkeit der erlösenden Liebe auf Erden! Selbst wenn man Jesus ganz und gar daran gäbe — würde damit die Bedeutung, der Wert dieser Liebe als nur immer unersetzlicher, nur immer göttlicher erwiesen sein! Wir wissen aber, Jesus hat gelebt. Unschön, dürftig, in niedriger Umgebung, unverstanden, verfolgt, gekreuzigt — in sich das Unersetzliche, das Göttliche, das Höchst-Notwendige, das der Menschheit eine höhere Welt und einer höheren Welt die Menschheit bringen sollte. Dieser Kontrast zwischen innen und außen ist tragisch; in Jesus ward er höchste Tragik. Und alles, was sich an ihn knüpfte, die christliche Kirche von Paulus und den Jüngern an, ist eine Tragödie. Mag die Darstellung dieser Tragödie noch ihres großen Künstlers harren: — für unser Leben brauchen wir allein das untragische Innere dieser Tragödie, Jesu Liebesgeist. Und den wollen wir herausholen und freimachen. Herausholen und freimachen aus seinem ersten Grabe, der paulinischen Theologie — denn dort ruht er von Anfang, Paulus hat ja Jesum nicht nur mißverstanden, sondern auch verstanden: „das Sinnen des Fleisches ist der Tod, das Sinnen des Geistes ist Leben und Friede": — was heißt das anders als der Kampf ums Dasein verwüstet das Leben, die Liebe aber hebt den Kampf ums Dasein auf? Und herausholen und freimachen aus seinem größeren Grabe im unzugänglichen Wundertempel des Mont Sauvage der Kirche. Der Arme, der ihn dort noch zu finden vermag, findet ihn auch heute dort noch sich zum ewigen Leben. Und der wird der Reformator des Christentums sein, der Jesu Liebesgeist befreit aus Dogma und Legende, aus Kirche und Evangelium, und der ihn dann nicht zum eigenen Leben, sondern zum Leben der Christenheit, zum Leben der Menschheit gefunden hat.

* * *

Digitized by Google

Weder das ratum noch das absurdum hat mit dem religiösen credere etwas zu tun; amo quia vivo ist die richtige Formel für die Religion, für Jesu Religion.

* * *

Die nationale und individuelle Selbstsucht, deren Manifestation der Kampf ums Dasein ist, mußte erst ihren stärksten Ausdruck in der Hypostase Jahwe und dem wahnsinnigen Fanatismus des Messias-Postulats gewonnen haben, ehe Jesu Voll-Persönlichkeit wirksam erscheinen konnte, um das entgegengesetzte Prinzip der selbstverleugnenden Liebe leben und als das höhere in der Welt erweisen zu können. Jene Manifestation der Selbstsucht, der individuelle Kampf ums Dasein (und nationaler und Rassen-Chauvinismus geht mit ihm Hand in Hand) hat heut wieder eine Stärke des Ausdrucks und, durch die abergläubische Sanktion nicht nur als Naturgesetz, sondern als Wahrheit von Seiten einer unbescheidnen Wissenschaft und einer verkrüppelnden Philosophie, eine Kraft fanatischen Wahnsinns erhalten, daß die Voll-Reaktion der Persönlichkeit nicht ausbleiben kann. Ich erinnere als an Zeichen der Zeit ganz kurz an Sozialdemokratie und Sozialpolitik, die beide recht verschiedentlich ausziehn, über der „Verschwörung der Reichen gegen die Armen" das Land Utopien zu finden; ich erinnre an die Sehnsucht, die jenseits des Ozeans durch die Seelen der captains of industry schleicht, an Spiritismus und Okkultismus, Neo-Gnostizismus und den gnostischen Neo-Mystizismus, und an jenes Wort Albert Lange's, das mir immer viel zu denken gegeben hat: „Kommt es zu einem Zusammenbruch unserer gegenwärtigen Kultur, so wird schwerlich irgend eine bestehende Kirche und noch weniger der Materialismus die Erbschaft antreten, sondern aus irgend einem Winkel . . . wird etwas möglichst Unsinniges auftauchen, . . . mit dem sich dann die berechtigten Zeitgedanken verschmelzen, um einen neuen Mittelpunkt der allgemeinen Denkweise auf Jahrtausende hinaus zu begründen." Sollte „diese traurige Bestie Mensch" wirklich eine neue Unsinnigkeit, einen neuen Fluch des Leidens über die Welt bringen — dann seid vor der Nachwelt ihr Gebildeten schuld, die ihr nicht entschlossen an die Spitze der Entwickelung tretet! Kennen wir nicht unser Ziel? Dürfen wir sagen, wie jener König sagte: nach uns die Sündflut?

* * *

Wo sind die Führer des Volkes?

Kaiser Wilhelm II.? Er hat „Freiheit in der Weiterbildung der Religion" verkündet. Eines Kaisers größte, heiligste Pflicht ist erfüllt, wenn er diese Freiheit schützt, das Weiterbilden ist nicht seine Sache, es müßte ihn denn vom Throne herunterdrängen wie Sakjamuni, und dann wäre er kein Kaiser mehr. Des Kaisers Weiterbilden versteht drum Rom auf eigne Weise. „Papst und Kaiser sind nicht von einander getrennt, wollen auch nicht getrennt sein . . . Auf dem Gebiete der Bibel sind sich nunmehr Kaiser und Papst begegnet . . . Das heilige Kollegium erblickt heute im deutschen Kaiser eine der Hauptstützen des katholischen Einflusses in der Welt." Weiterbildung also soviel wie Zurückbildung in den Schoß der

Digitized by Google

römischen Kirche, Deutscher Kaiser dereinst wieder Römischer Kaiser Deutscher Nation. Wir wollen dem Kaiser nicht vergessen, daß sein höchster praktischer Zweck der Weltfriede ist; der Friede mit Rom aber bedeutet den Weltkrieg. Und wir wollen ihm eins nachklagen: er schätzt unter der leiblichen Hülle ihrer „Sklavenmoral" nicht die Seele der Sozialdemokratie. Und diese Seele deutet in die Zukunft. —

Friedrich Delitzsch? „Auch die Reformation ist nur eine Etappe auf dem Wege zu dem . . . Ziele der Wahrheit." Es riecht nach Erde bei diesem Sohne des orthodoxen Hebraisten. Sei mir gegrüßt, du „große Babylon, Mutter der Hurerei und aller Gräuel auf Erden," die auch du nun, lange Verkannte, endlich legitimiert bist als natürliche Mutter dieses „heiligen Volkes!" — Erinnerst du dich, gelehrter Mann, wohl noch der tiefen Verwunderung des Knaben, da er erkannte, daß das Christentum ja eigentlich eine Lehre über Christus und keine Religion Jesu sei? Aber Keiner um dich herum verwunderte sich. Die Beschlagensten sagten dir, daß das Christentum ja eine „Offenbarung Christi" in Paulus sei; und so wardst du hilflos stille. Jetzt aber regt sich's mächtig in dir. — Es ist selbstverständlich, daß Delitzsch's Revision des Offenbarungs-Begriffs für die reine Wahrhaftigkeit gleichbedeutend ist mit der Verwerfung desselben, und daß diese Revision und Verwerfung sich nicht beschränken kann auf das Alte Testament für das Häuflein orthodoxer Juden und Christen, sondern erst die notwendige Bedeutung gewinnt für das Neue Testament und die Christenheit. Alle „Offenbarung" ist ein Raub an der Liebe Jesu. Und wenn Delitzsch, wie er vorgiebt, in der Liebe, die nimmer aufhört, wirklich seine Zuflucht nimmt zu dem, der gesagt hat: segnet, die euch fluchen! so weiß er, daß er keine Ruhe mehr findet hinter der Verschanzung, er sei ein Mann strenger Wissenschaft und habe sich als solcher nicht auf das Gebiet des Neuen Testaments und neutestamentlicher Dogmatik zu begeben. Dann weiß er, daß vor Jesus seine alttestamentliche und des Neuen Testaments ganze Wissenschaft zugrunde geht, daß er selbst erst wieder nichts wissend wie ein Kind „zu dem uns von Gott und in Gott gesteckten Ziele der Wahrheit," zu seiner „Zuflucht," zu Jesus kommt, der gesagt hat: segnet, die euch fluchen! Er wird vorher keine Ruhe finden. —

Harnack? Der Anti-Delitzsch. Der „Melanchthon des 19. Jahrhunderts." Aber wir schreiben bereits das 20. Jahrhundert. Und Melanchthon? Die gelehrtesten Leute sind nicht immer die klügsten, meinte eine große Königin; und mancher weniger große König hat den Beweis erbracht, daß sie auch nicht immer die charaktervollsten sind. Noch häufiger aber sind die konservativsten Gegner jeder Begeisterung, jeder Neu-Begeistung, das um so mehr, je mehr ihr Handwerk nur noch das Entgeistete durchwirkt. Dann sind sie echte Pharisäer und Schriftgelehrte. Auch Harnack „darf Begeisterung nicht verspüren" — warum nicht? Empfindet er keinen Schmerz darüber? Einem großen Geiste geht alle überkommne „Ethik" in die Brüche vor einer großen Begeisterung; ist Harnack kein großer Geist, schrickt er vor der großen Begeisterung zurück, empfindet er vor ihr weichend nur den großen Schauder vor dem Leeren? Die „Angst und Trägheit," die er Kirche, Schule, Regierung, christlichen Vätern und Müttern zum Vorwurf macht, sind sie ihm selbst fremd, ist ihm das Apostolikum nicht noch immer ein sanftes Ruhekissen? Er wird bald dahin kommen, kalt und verschlossen zu stehen „vor den Menschen des großen Stromes." Es ist viel weniger sauer, sein Auge zu machen zu „einem glatten, widerwilligen See, in dem sich kein Entzücken, kein

Digitized by Google

Mitgefühl mehr kräuselt," als im Allereinfachsten allereinfachst wahrhaftig zu sein. Das ist bitter sauer! Das ist „Wagnis und Gefahr und um den Tod ein Würfelspielen." Es bedeutet in diesem Falle den Bankerott des Christentums. Harnack ist noch ein in mythologischen Formeln denkender Gnostiker, wir sagen vielleicht heut verständlicher, ein Romantiker. Er läuft nur weiter herum im Labyrinth entgeisteter Gedanken und im Labyrinth der Legende. „Das erlebte Absolute" will er ergreifen — im geschichtlichen Christentum, im Gekreuzigten, der durch seinen Tod die trennende Schuld hinweggeräumt hat. Im „geschichtlichen Christus!" Diese heutige halbe Wahrheit und halbe Unwahrheit der Ritschlianer! Dieser bewußt monströse Versuch, sich mit Paulus und Jesus zugleich abzufinden zugunsten der paulinischen Theologie, daß der Zweck der Sendung Jesu von Seiten Gottes lediglich die Ertötung der Sünde am Kreuz war! Und in diesem mechanisch-mystischen Begriffe will Harnack wirklich das Absolute erleben und ergreifen? Wie sagte doch Goethe? Ein Romantiker kann am Wiederkäuen seiner Absurditäten ersticken. — Oder ginge statt dessen auch Harnack noch heute auf den ganzen, den schmalen Weg zu Jesus, der allein „geschichtlich," ein Mensch war? Könnte er wohl dessen göttliche Pädagogik schaffen helfen ohne Erbsünde, ohne Kreuz und auch ohne Gnade? Anstelle der Formel „du sollst Gott fürchten und lieben?" Wir neuen Menschen fürchten auch keinen Gott mehr, darum fürchten wir nichts in der Welt; aber wir lieben Gott, darum tun wir das rechte. Der Fürchte-Gott ist tot, der Liebe-Gott lebendig. Und man koppelt einen Toten mit einem Lebendigen aneinander wohl in den sibirischen Bergwerken, aber nicht in der freien Welt. Und der Fürchte-Gott ist nicht allein der Gott des Alten Testaments, sondern auch der Gott des Kreuzes. —

Dryander? Der zweite Anti-Delitzsch. Er ist des Kaisers Hofprediger. Ein wunderschöner Osterartikel dieses Oberhofpredigers liegt vor mir. Ein wahres Licht hinein in das Grab der Kirche. „Die Auferstehung Christi ist der allein zureichende Grund für das Dasein der Kirche," heißt es da. Und „keine Tatsache ist glaubhafter bezeugt als —" nun nicht etwa die Auferstehung „Christi," sondern „daß die Jünger überzeugt waren" von ihr. Auf diesem Grunde ruht das Dasein der Kirche! Wovon sind nicht Menschen schon überzeugt gewesen! Man denke nur an die Anhänger von Anna Rothe! Aber wir sehen in diesem Osterbekenntnis des Oberhofpredigers zunächst einen Beweis von Bildung. Er hat bei Harnack gelesen, daß die Behauptung, die Auferstehung „Christi" sei ein sicheres Faktum der Weltgeschichte, ebenso gedankenlos wie ein Zeichen von — Unglauben ist. Und ein denkender Haruspex hat den andern verstanden. Aber wir sehen in jenem Osterbekenntnis Dryanders auch das Gewissen. Das schlechte christliche und das gute menschliche. Keine Tatsache ist glaubhafter bezeugt als jene Überzeugung der Jünger, mag es sein, obwohl es für mich nicht der Fall ist. Aber keine Tatsache ist weniger glaubhaft bezeugt als die Auferstehung selbst. Das sagt dem Oberhofprediger das Gewissen, das schlechte christliche und das gute menschliche. Und wenn nun „Christus nicht auferstanden ist?" Und wenn darum unser „Glaube eitel" ist?" Und wenn damit „der allein zureichende Grund" fällt für das Dasein der Kirche? Und mit dieser ihr christliches Gewissen, die Paulinische Theologie? Ist Jesus nicht mehr wert als sie? Erlöscht mit ihr dann nicht auch das schlechte Gewissen aller derer, die Jesum suchen und vor „Angst und Trägheit" nicht finden können? Fällt

Digitized by Google

die Kirche und fällt Christus, dann erst wird Jesus auferstehen im Geist und in der Wahrheit! Dann erst wird Ostern sein in der Welt! Und dann wird es auch noch in ihr ein Pfingsten, ein Fest des Geistes geben. Und wenn die christliche Kirche ruhen soll auf dem Glauben an die Auferstehung und nicht auf der Tatsache der Auferstehung — das haben bisher nur „Feinde der Kirche" gesagt! — dann ist diese Kirche längst innerlich gefallen und nur äußerlich gestützt von Herrenmacht; dann ist auch Jesus längst auferstanden nicht in seiner Person, sondern im Geist der Liebe außerhalb der Kirche, und alles, was sich dagegen in der Kirche in dem einen Wort Disziplin zusammenfassen läßt, sind Instinkte eben jenes inneren Gefallenseins — von Augustins Verfolgung der Donatisten an bis auf die jüngsten Gerichte. —

H. St. Chamberlain? Soll man ihn nennen? Er heischt es. Er ist ein Engländer, schreibt deutsch, liebt die Deutschen und gehört, wie man sagt, zum geistigen Stabe des Kaisers. Ein scharfsinniger Mann. Hat sehr viel gelesen und ist stolz darauf. Wieviel Absonderlichkeiten kommen von seinem Stolze! Z. B. sein Antisemitismus. Aber die Fugger und Welser, viel schlimmere Feinde des germanischen Geistes als etwa die Rothschilds und Cohns, waren doch echte Germanen! Mit den Juden sind Päpste, Fürsten und christliche Staatsmänner immer zusammengegangen wie mit den Fugger und Welser, in dem richtigen Instinkt, daß sie alle gleiche Kappen tragen, daß das Christentum eine Religion des Kampfes ums Dasein und als solche nur eine Fortsetzung der Jahwe-Religion ist. Es ist darum auch falsch, als Antisemitismus „Abneigung gegen jüdische Religionslehren" zu bezeichnen. Dieselbe Abneigung müßte man gegen die christlichen empfinden. Vor allem aber: — die Sonne Jesus, die durch das Tor am Himmel der Menschheit tritt, als ein arisches Gestirn zu begrüßen ist — englisch. Und antisemitisch zu sein ist bestenfalls — semitisch. Schlimmstenfalls aber Kischinew. — Gekränkt hat mich Chamberlains Hohn — und er höhnt so oft, ist das auch indogermanisch? — gegen John Fiske, der in einem Buch, das ich nicht kenne, die Bestimmung des Menschen darin erblickt, daß „bei höherer Entwickelung der Kampf ums Dasein aufhören wird" ein bestimmender Faktor zu sein. Chamberlain ist ein Landsmann Darwins und Spencers, Fiske ist Amerikaner — die alte und die neue Welt! Die Religion ist das Irrationale im Sinne des Transcendenten, das sich nur leben und nicht verstehen läßt — darüber spricht Chamberlain auf tausend Seiten, um es auf der tausendersten zu vergessen. Daß der Kampf ums Dasein jemals aufhören soll, ist ihm undenkbar. Jesus würde also wahrscheinlich zu ihm sagen: wer die Liebe nur im geringsten lebt, der ist größer in meines Vaters Reiche, als wer das glühendste Wissen hat um die Religion. Wenn Jesu Religion ihren Sieg anheben wird, dann wird es in Amerika sein, wo es bereits als ein religiöses Vorurteil gilt, Protestant oder Katholik oder Jude zu sein, als eine Schande, jemand nach seinem Glauben zu fragen, und wo der Kampf ums Dasein ins Ungeheuerliche wächst und gleichzeitig das Sinnen gegen ihn. In Amerika. Oder sind wir Deutsche wirkiich „das Gewissen der Welt?" — Im übrigen weiß Chamberlain, was es zu beseitigen gilt. Wenn er auch den letzten Heller noch nicht bezahlt hat, um hinauszukommen — die rationalen Größen Paulus, „Kampf ums Dasein," „Christus" noch nicht zur Seite geschoben hat, um Jesus und in ihm die Liebe zu finden. —

Nietzsche? War eine Judas-Inkarnation. Er erkannte in Jesus

Digitized by Google

den „freien Geist", in seinem Evangelium „einen reinen Ansatz zu einem tatsächlichen, nicht bloß verheißnen Glück auf Erden" und schritt mit ihm nach demselben Ziel, dem Übermenschen über dem Kampf ums Dasein. Aber er verließ Jesus auf dem halben Wege zugunsten seines rationalen Umwegs über die Selbstbejahung der Herrenmoral. Und dieser erschien Jesu Evangelium dann zu sehr als „buddhistische Friedensbewegung", über dem Herrenmenschen verlor er den Übermenschen aus den Augen. Um sich in Verzweiflung dann gewissermaßen geistig zu entleiben, indem er sich selbst den Gekreuzigten nannte. Nietzsche empfand deutlich in Pauli Theologie die „größte Form welthistorischer Ironie", in Paulus, schon in die Sklavenmoral hineingedeutet, den „größten aller Apostel der Rache"; aber er kam an dieser Ironie und dieser Rache zu keiner klaren gegensätzlichen Erkenntnis Jesu. Er behandelte auch die reinen Gottesfunken der Evangelien samt diesen selber mit Verachtung. Und doch, wir wollen froh sein seines großen Haßes! Er haßte aus Verzweiflung über die gekreuzigte Liebe! Sein Haß war so groß, weil er widerspruchsvoll haßte für das Leben der größeren Liebe! „In einer stärkeren Zeit, als diese morsche, selbstzweiflerische Gegenwart ist, muß er uns doch kommen, der erlösende Mensch der großen Liebe und Verachtung, der schöpferische Geist, den seine drängende Kraft aus allem Abseits und Jenseits immer wieder wegtreibt, dessen Einsamkeit vom Volke mißverstanden wird, wie als ob sie eine Flucht vor der Wirklichkeit sei —: während sie nur eine Versenkung, Vergrabung, Vertiefung in die Wirklichkeit ist, damit er einst aus ihr, wenn er wieder ans Licht kommt, die Erlösung dieser Wirklichkeit heimbringe: ihre Erlösung von dem Fluche, den das bisherige Ideal auf sie gelegt hat." — Auf den warten wir mit Nietzsche! Auf den großen Arzt vom Fluche und von der Angst des Irdischen, dem das von Wundern Heile das Heilige sein wird. Der die Erlösung vollkommen erringt, erleidet, erwächst, und der dem Pöbel sagt: und du warteſt noch auf Gnade? Das Antlitz seiner Seele wird die Züge Jesu tragen, denn er wird die Liebe sein. —

* * *

Ich stehe wieder unter unserm alten rätselschirmenden Eschenbaume am Flusse, der rasend angeschwollen sich vorüberwälzt. Unhörbar leise und träge, wie in scheuer Furcht, wiegen sich verspätete Schneeflocken durch die Luft, so groß wie Malwen- und Mohnblüten, bleich vor Angst, und ganz dicht, eine an der andern. Ich kann kaum hindurchsehn drüben nach dem andern Ufer hin, wo sich vom Walde her der Bach in den Fluß ergießt. Da wate ich, ich seh' mich wieder, als kleiner Junge hinauf und stecke meine fünf Finger in die Krebslöcher und schleudre dann die Tiere, die angebissen haben, vergnügt von mir das Ufer hinauf. Ah! da warst du ein Kind! Gleich Homer dem großen Dichter, dem der goldne Schimmer des All-Sinns ums Haupt leuchtete, daß er alle seine Götter und Helden im Himmelslicht der Wahrheit sah. Der Wahrheit — nicht im Laternenschein der Richtigkeit. O laß mich wieder werden wie dort drüben jenes Kind, mein Gott, damit ich zu dir kommen kann! —

Keine Ehrfurcht vor dieser Menschheit! Sie haust in einem Knäuel von Irrtümern! Was wäre sie noch heute weiter als eine Räuber- und Mörderbande, wenn nicht Fünkchen, kleine, fremde, aus fernen Himmeln gefallne Fünkchen Liebe als Eltern-, Gatten-, Nächstenliebe je und je durch

Digitized by Google

ihre Nacht geleuchtet hätten? So blind sind sie doch dabei geblieben, daß sie jenen Menschen, in dem alle jene Fünkchen zu einem heiligen Feuer zusammenflossen, nicht erkannten, daß er, als er unter sie fiel, von ihnen ausgezogen, geschlagen und halb tot liegen gelassen ward. Und die Priester und die Leviten gehen noch heute an ihm vorüber; ein Samariter muß sich des Menschen erbarmen! —

O Prometheus, der auch du dich auflehntest gegen die Olympischen, weil du den Menschen ein Freund warst und sie erlösen wolltest von der Angst des Irdischen — wie harrten auch deiner unzerbrechliche Bande! Nicht wohlgelitten warst du bei den Mächtigen, Mann des unmäßigen Strebens! Und ein Quell des Übels wardst du dazu dem traurigen Geschlecht ohne Geist. Ein Angeschmiedeter, ein Einsamer, Leidender, Klagender — o und dann doch wieder ein dich mit Zeus Versöhnender? Warum hast du dir das getan? Entsetzlich ist es für den Geist, nicht wohlgelitten zu sein, und ein Ende, einsam zu leiden und laut zu klagen — aber ein Verbrechen war es am Geist, den Retter zu empfangen, den Zeus dir schickte.

Unversöhnt mit Jahwe starb Jesus am Kreuz . . . Unversöhnt will auch ich bleiben mit denen, welche die Liebe kreuzigen, und mit denen, welche, nicht weniger schlimm als die Kreuziger, aus dem erstickten Schrei der gekreuzigten Liebe noch gierig die Botschaft der Erlösung saugen. Blutsauger sind sie am Leibe der Menschheit. Und ich will die Liebe hochhalten als das Leben der Menschen. Ist sie nicht das Leben der Menschheit? Wo ward der „Mensch" erfunden, der nicht Jesum in sein Herz schlösse, weil er in ihm die ewige Liebe spürt? Der Mensch muß erst zum Juden und zum Christen werden, ehe er Jesum kreuzigt und den Gekreuzigten anbetet, um die Welt verfluchen zu können. Die Liebe kreuzigen — die Welt verfluchen statt sie zu lieben —: beides der nämliche Wahn. Und ich hasse den Wahn, weil ich euch liebe, ihr Wahnbefallenen! —

Und die Welt ist voll deiner Affen, o Zarathustra! Voll des affenartigen Stolzes, daß sie sämtlich das herrliche Niveau des Naturgesetzes erklettert haben. Wie Schaf und Rind. Natürlich, daß dann dort auf ihren Schlachtbänken der Geist raucht und weggeworfen wird und verfault. Natürlich, daß sie den Kampf ums Dasein feiern und gleichzeitig stolze Christen sind. Und du wunderst dich, daß die Welt das große freie Lachen nicht mehr lachen kann? Der Geist fault, und sie stinkt, sie wiehert, sie meckert und sie blökt, und das ist ihre „Natur". Diese Welt der Allwissenden, die keines neuen Glaubens mehr bedürfen, der Fertigen, die nicht zu wachsen brauchen, der Desillusionierten, denen das Leben ein Geschäft geworden ist, o all diese pfiffigen Traumdeuter und Erfolganbeter — zu Tode, in die tiefste Ohnmacht müssen sie gelacht werden von dem, der also über sie wird lachen können das große befreiende Lachen! Denn erst aus tiefster Todes-Ohnmacht wird sich die Seele der „protestantischen Renaissance" öffnen zur via triumphalis für den großen Geist der Liebe — nach dem sie doch alle heimlich seufzen, deine Affen unter dir, o Zarathustra! . . . Und dann, ah! dann wird Renaissance sein, die Zeit der großen Geburt . . .

* * *

Da sehe ich von ferne die Knechte des Lehnsvormundes kommen, die Axt auf der Schulter. Sie wollen dich fällen, trauliche Esche. Silbergierige Kinder der Zeit schlagen rätselschirmende Bäume. Weißt du noch, wie wir unter dir aus der Ferne die Stimme Gottes hörten, sie und ich: „Wie

Digitized by Google

sollte mich Ninivehs nicht jammern, solcher großen Stadt"? . . . Und hinter mir, von der andern Seite her, naht sich der große, hagre Mann mit den hohlen, brennenden Augen und den langen fleischlosen Fingern, der — — ach! es fällt mir wieder ein, er ist ja der, der die kleinen Kinder holt, die sich in die Welt verlaufen haben . . . Nein, nein, ich gehe nicht von selbst, du große Stadt, denn ich liebe dich, und du jammerst mich, und mein Hinausgehn würde deine Schande sein. Aber da kommt er und holt mich . . . Sieh, du traulicher Baum, den Saft des neuen Lenzes in deinen Zweigen wirst du auf die Hände deiner Henker tropfen lassen, und die Fünkchen in meiner Seele, weißt du? die vom Herzen der Mutter Maria, die werden wie Blutspritzen über den Strom hinleuchten. Was wird es schaden? Natur ist nicht draußen, Natur ist drin. Und dazu nicht nur die schönere alte, sondern auch eine neue, eine ganz große neue, der neue Sinn, die neue Welt — segnet, die euch fluchen! . . . Und der große Pan ist aufgewacht, nach der großen Krankheit bläst er tief im Grunde seine Flöte, wir beide, du mein Baum und ich, wir hören sie —

Was ist die Welt? fragte einer über Gutes und Böses, über Getanes und Ungetanes, über Seele und Natur hinaus. Ein Zweig, antwortete es ihm, auf dem ein Vogel eine Nacht lang sich niederläßt, um am Morgen davonzufliegen. Ein Zweig am Baume des Lebens. Und der Vogel fliegt, wenn es Morgen um ihn wird, dann einem höhern Zweige zu dort in smaragdnem Frühlingsgrün — hier, wo er weilte, war es Nacht. Aber er liebte den Tag, und er eilt zum Tage, und die Liebe ist das Auge seiner Seele. Schon streicht er durch die ersten Dämmerungen, durch die ein heller Duft und ein süßer Geruch hinwebend aufwärts wallt; das Alte ist vergangen, es wird alles neu. Sonnenleise klingen wunderfeine Morgenandacht-Melodieen aus dem höhern Zweige — horch! ist's nicht ihre zarte Seele, meines braunen Mädchens zarte Seele? . . . Hell wie Weltenmorgen-Pracht und rein wie Weltenmaien-Minne! Es ist alles Dankbarkeit geworden, alles Gebet —:

Du hast auf Erden viel geliebt,
Nun fall' anbetend nieder.
Den Himmel, der die Liebe gibt,
Den gibt auch Liebe wieder . . .

Digitized by Google

Das Drama zweier Opernfexte.

Briefe von Verdi.

Herausgegeben von **E. Gagliardi.**

Die folgenden Verdiſchen Briefe, unſchätzbar für die Technik von Opernfexten, ſind an Antonio Somma gerichtet, Verfaſſer einer Tragödie „Pariſina", in der Guſtavo Modena Triumphe feierte, und der „Kaſſandra", mit der ſich die Riſtori 1859 in Paris berühmt machte. Langjähriger Leiter des Teatro Communale (jetzt Teatro Verdi) in Trieſt, hatte er als Juriſt mit ſolchem Erfolg in Venedig praktiziert, daß er als Deputierter und Schriftführer der Volksverſammlung von 1840 die Ehre hatte, mit Manin den Beſchluß zu unterzeichnen, Öſterreich bis zum Äußerſten zu trotzen: es war das Signal zur heldenmütigen Verteidigung Venedigs, die in der Erinnerung jedes Italieners lebt.

I. „König Lear" — eine Tragödie.

Sant'Agata, 22. April 1853.

Lieber Somma!

Ich bin ganz beſchämt, nicht früher Ihre mir ſo angenehmen Zeilen beantwortet zu haben, — der Grund: eine Unmenge unbedeutender Geſchäfte, die ich unbedingt vorher erledigen mußte, ſowie die Notwendigkeit mir die von Ihnen vorgeſchlagenen Opernſujets gründlich zu überlegen. Ich könnte mir nichts angenehmeres denken, mir wäre nichts wertvoller, als den meinigen mit Ihrem ſo hochgeſchätzten Namen zu vereinigen, geſtatten Sie jedoch, daß ich Ihnen einige meiner Anſichten, wie wenig ſie auch taugen mögen, offen darlege, ſonſt könnte ich die erhabene Dichtung, die Sie zweifellos ſchreiben werden, wenn auch nicht in einer Ihrer würdigen Weiſe, doch ſo gut es mir gegeben iſt, unmöglich in Muſik ſetzen. Obſchon ich im Anfang meiner Karriere nur zögernd damit herausrückte, hat mir ſpäter meine langjährige Erfahrung die Richtigkeit meiner Anſichten über Bühnenwirkung beſtätigt. (Vor zehn Jahren hätte ich z. B. nicht gewagt, den Rigoletto zu ſchreiben.) Ich bin der Meinung, daß unſere Nationaloper an zu großer Eintönigkeit leidet, ſo daß ich es heute ablehnen würde, ſolche Opernſujets, wie etwa Nabucco, Foscari ꝛc. zu behandeln. Sie bieten höchſt intereſſante Situationen, laſſen jedoch die notwendige Mannigfaltigkeit vermiſſen. Immer ein und dieſelbe Saite, erhaben, wenn Sie wollen, aber dieſelbe. Ich will mich noch klarer ausdrücken: Die Dichtung Taſſos iſt vielleicht beſſer, aber für meine Perſon ziehe ich Arioſt tauſend Mal vor. Aus demſelben Grund ſtelle ich Shakeſpeare an die Spitze aller Dramatiker, einſchließlich der Griechen. Mir ſcheint, daß inbezug auf Bühnenwirkung, das beſte Buch, was ich bis jetzt in Muſik geſetzt habe, (dabei ſehe ich von

Digitized by Google

dem literarischen und poetischen Wert völlig ab) Rigoletto ist. Es bietet gewaltige Situationen, Mannigfaltigkeit, Feuer, Humor: alle Verwicklungen entspringen dem leichtfertigen, zügellosen Charakter des Herzogs; so die Befürchtungen Rigolettos, die Leidenschaft Gildas ꝛc. ꝛc., welche zahlreiche, höchst dramatische Momente ergeben, darunter das Quartett — das was Wirkung anbetrifft, stets zu dem Besten gehören wird, worauf unser Theater stolz sein kann. Viele haben Ruy Blas behandelt, wobei sie die Figur des D. Cesare ausgemerzt haben — nun, wenn ich dieses Sujet zu bearbeiten hätte, hätte gerade dieser Charakter, wegen des Gegensatzes, den er durch seine Originalität hervorruft, mich gereizt. Sie haben jetzt schon verstanden, wie ich denke und empfinde; da ich weiß, daß ich es mit einem Mann von offenem und aufrichtigem Wesen zu tun habe, so gestatte ich mir Ihnen gerade heraus zu sagen, daß ich bei den mir von Ihnen vorgeschlagenen Sujets, obschon alle in höchstem Grad dramatisch, nicht ganz die Mannigfaltigkeit wahrnehme, die für meinen verdrehten Kopf vonnöten ist. Sie werden einwenden, daß in „Sordello" ein Fest, ein Gelage, ja, sogar ein Tournier eingeschaltet werden kann — trotzdem würden die Charaktere ihren ernsten, finsteren Anstrich behalten. Übrigens hat es damit keine Eile. Sollte ich die Verpflichtung eingehen, für eine der nächsten Saisons zu schreiben, dann würde ich mich dazu bequemen, ein notdürftig zusammengeflicktes Buch in Musik zu setzen, und das Glück ein von Ihnen verfaßtes Buch, das in den Augen der Welt die Bedeutung eines literarischen Ereignisses haben würde, zu komponieren, auf eine spätere Zeit verschieben müssen. Noch zu Lebzeiten des armen Cammarano hatte ich ihn auf König Lear gebracht. Seien Sie so freundlich, sehen Sie die Arbeit einmal durch. Dasselbe werde auch ich tun, denn es ist schon lange her, seit ich es gelesen habe, und dann sagen Sie mir Ihre Meinung. Verzeihen Sie mir dieses unsinnig lange Geschwätz und halten Sie mich stets für Ihren Bewunderer und aufrichtigsten Freund

G. Verdi.

Busseto, 22. Mai 1853.

Lieber Somma!

Ich habe König Lear noch einmal gelesen — es ist wunderbar schön; nur schrecke ich vor der Notwendigkeit zurück, ein so ungeheures Gewebe in einen engeren Rahmen spannen zu müssen, ohne die Originalität und Größe der Charaktere dieses Dramas zu beeinträchtigen. Nur Mut und vielleicht gelingt es uns doch, etwas über das Alltägliche zu leisten. Ich wäre jedoch der Meinung, das Melodrama auf drei, höchstens vier Akte einzuschränken.

Im ersten Akt die Teilung des Reiches mit dem Abgang der Cordelia (dies gäbe eine Arie): dann hinter einander die Auftritte an beiden Höfen, und als Schluß, denke ich mir, die Verwünschung des Königs da, wo er sagt: —

„Will solche Dinge tun,
Was, weiß ich selbst noch nicht; doch soll'n sie werden
Das Grau'n der Welt."

Den zweiten Akt will ich mit dem Sturm einleiten, dann die nächsten Szenen, darunter die Gerichtsszene (unsäglich originell und rührend) und würde damit schließen, wie Cordelia nach ihrem Vater schickt, der beim Anblick der Offiziere die Flucht ergreift ꝛc. ꝛc.

Digitized by Google

Den dritten Akt würde ich mit dem Schlummer Lears anfangen; Cordelia steht ihm bei (erhabenes Duett!) 2c. 2c., Schlacht; Schlußszene.

Hauptrollen: Lear, Cordelia, die beiden Brüder Edgard und Edmund, der Narr, den ich vielleicht für Kontraalt schreiben werde. — Nebenrollen: Goneril, Regan, Kent 2c. Die übrigen ganz untergeordnete Rollen.

Schon jetzt glaube ich, daß folgende die Hauptnummern der Oper sein werden: Einleitung, mit Cordelienarie; Sturm; Gericht; das Duett zwischen Lear und Cordelia und die Schlußszene.

So denke ich mir die Sache, übrigens tun Sie in Ihrer Weisheit, was Sie für richtig halten. Behalten Sie nur die Notwendigkeit unbedingter Kürze im Auge.

Es hat mir immer scheinen wollen, und es scheint mir auch jetzt, daß der Grund, aus welchem Lear in der ersten Szene Cordelia enterbt, kindisch, ja, in den Augen unseres Theaterpublikums sogar lächerlich sei. Könnte man nicht etwas Schwerwiegenderes finden — dann würde man womöglich den Charakter Cordelias beeinträchtigen: jedenfalls muß man bei dieser Szene mit äußerster Vorsicht ans Werk gehen. Ich warte also auf den Entwurf, den Sie freundlich niederschreiben wollen, und da Sie es mir erlauben, werde ich Ihnen dann meine Meinung aufrichtig sagen (selbstverständlich nur von dem Gesichtspunkt szenischer Wirkung aus). Sind wir über das Gewebe ganz einig, dann haben wir die Hauptsache hinter uns. Indessen verbleibe ich Ihr aufrichtig ergebener

Verdi.

P. S. — Ich lege Ihnen die Rolle des Spaßmachers besonders ans Herz — sie ist so tief und so originell. Sorgen Sie dafür, daß die Rolle Lears nicht allzu anstrengend wird.

Busseto, 29. Juni 1853.

Lieber Somma!

Halten Sie sich so viel wie nur möglich an die Anmerkungen Ihres Entwurfs. Zweierlei flößt mir bei diesem Plan großes Bedenken ein. Erstens will es mir scheinen, daß besonders in den beiden ersten Akten, die Oper unheimlich lang ausfallen wird, daher falls Sie etwas abzukürzen oder wegzunehmen finden, tun Sie es getrost, denn die Wirkung wird dadurch nicht geschmälert werden. Sollte dies nicht angehen, dann haben Sie wenigstens die Umsicht bei den Nebenszenen, alles so kurz und bündig wie nur möglich auszudrücken. Zweitens, gibt's viel zu viel Verwandlungen. Das einzige was mich stets davon abgehalten hat Shakespearsche Sujets häufiger zu behandeln war gerade die Notwendigkeit jeden Augenblick die Dekoration zu wechseln. Als ich das Theater besuchte, verursachte mir dies unsägliches Unbehagen, ich hatte das Gefühl vor einer Laterna magica zu sitzen. Darin haben die Franzosen Recht: sie richten sich so ein, daß sie für jeden Akt ihrer Dramen nur eine Dekoration brauchen: so wickelt sich die Handlung knapp und klar ab, nichts lenkt die Aufmerksamkeit der Zuschauer ab. Ich weiß ganz gut, daß es in „Lear" unmöglich wäre, für jede Szene einen Akt zu schreiben, wenn Sie jedoch Mittel und Wege fänden, einige Verwandlungen zu beseitigen, wäre das wundervoll. Überlegen Sie es sich. Indessen grüße ich Sie herzlichst. Haben Sie einige Szenen in Verse gebracht, dann schicken Sie sie mir.

G. Verdi.

Digitized by Google

Busseto, 30. August 1853.

Teurer Somma!

Ich wollte Ihnen schon seit vierzehn Tagen schreiben, leider hat mich irgend ein Geschäft oder Scherererei stets davon abgehalten. Endlich hab' ich eine Mußestunde! Den übrigen Teil des ersten Aktes habe ich erhalten: ich will von den Versen schweigen, sie sind wunderschön und Ihrer stets würdig, jedoch werde ich Ihnen, bei allem Respekt, den ich Ihrem Talent schulde, nicht verschweigen, daß Ihre Versmaße nur mäßig für Musik passen. Keiner liebt Neuerungen leidenschaftlicher als ich, es müssen jedoch immer solche sein, die man in Musik setzen kann. Zwar läßt sich alles in Musik setzen, aber nicht alles kann wirkungsvoll musiziert werden. Um Musik zu schreiben sind Strophen unbedingt notwendig, Strophen um Gesangsstücke, Strophen um Ensemblestücke, Strophen um larghi und allegri, ꝛc. ꝛc., schreiben zu können — und all dies mit solcher Abwechselung, daß es nie kalt und eintönig wirkt. Nun gestatten Sie mir Ihre Dichtung auf's Korn zu nehmen. Von Edmunds Arie werde ich absehen, denn sie kann allenfalls bleiben, obschon der Übergang vom adagio zum allegro zu jäh ist. Das folgende Duettchen bietet keine Möglichkeit zu einer Melodie und nicht einmal zu einem melodischen Satz, da es aber ganz kurz ist, könnte es auch bleiben, man müßte jedoch am Schluß eine Strophe von vier Zeilen in demselben Metrum für den Edmund und eben eine solche für Edgar hinzufügen.

Was noch mehr zu schaffen gibt, ist der übrige Teil, der — was die Musik anbetrifft, — den Schluß des Aktes bilden würde. Die Strophen des Narren gehen sehr gut, aber von dem Eintritt der Goneril ab, weiß man nicht mehr was man anfangen soll. Sie haben zweifellos gemeint, daß aus den sechs Strophen aus je sechs Versen, ein Ensemblestück werden sollte, aber diese Strophen sind als Gespräch gehalten, die Beteiligten müssen einander Schlag auf Schlag antworten und es ist daher unmöglich die Stimmen zu verschmelzen. Aus demselben Grund müßte aus der achtversigen Strophe beim Eintreten der Regan eine zweite Ensemblenummer werden. Am Schluß lassen Sie Goneril und Regan abziehen, so daß Lear allein den Akt schließt. Das geht ganz gut für eine Tragödie, für das gesprochene Drama, würde aber in einer Oper zum mindesten abkühlend wirken. Wenn Sie in die besten Bücher von Romani (von ihm haben Sie gewiß nichts zu lernen) einen Blick werfen, dann werden Sie zugeben, daß ich recht habe. Mir will scheinen, daß ohne im geringsten das Interesse zu beeinträchtigen, man mit wenig Mühe die Wirkung dieser Szene erhöhen und sie leichter in Musik setzen könnte. Man könnte die sechs sechszeiligen Strophen fortlassen, und die ganze Stelle „Nein, eher verschwör' ich alles Dach" in dasselbe Versmaß übertragen. Es ist nicht notwendig, daß jedem der Handelnden eine sechszeilige Strophe zukommt, (das würde sogar eintönig wirken) es genügt, daß dasselbe Versmaß fortgesetzt wird, damit ich der Musik einen rhythmischen Gang geben kann. Nachdem Regan gesagt hat „la villana porta si deve dileguare" (?!) setzt Lear mit einer Nummer ein, die mehr vorgetragen als gesungen werden sollte (dies wäre die Ensemble-Nummer) und wir könnten dazu die Stelle „Ich heiße nicht den Donnerträger schleudern" nehmen ꝛc., aber alle die anderen müßten eine ähnliche Strophe, jeder nach den Gefühlen, die ihn bewegen, zum besten geben. Ist diese Nummer zu Ende, dann müßte Regan (mit einem anderen Versmaß) sagen, „Was braucht Ihr einen nur?" Es folgt eine lange Pause. Lear betastet

Digitized by Google

die Krone, dann bricht er in die Worte aus „Das Grauen der Welt". Niemand dürfte abgehen und alle (immer seinen eigenen Gefühlen entsprechend) müßten in demselben Versmaß eine kleine Strophe von wenigstens sechs Versen singen. Verzeihen Sie mir das lange Geschwätz, schreiben Sie mir umgehend und seien Sie herzlichst gegrüßt von Ihrem

G. Verdi.

Busseto, 9. September 1853.

Lieber Somma!

Ich habe den zweiten Akt und Ihr so teures Schreiben vom 2. dieses Monats erhalten. Auch in diesem zweiten Akt gibt's Verschiedenes was sich nicht leicht in Musik setzen läßt, Sie haben jedoch ganz recht, bevor wir dies verbessern, ist es ratsamer abzuwarten, daß Sie das Drama beendet haben. Was die Recitative anbetrifft, so können diese, wenn die Situation interessant ist, auch ziemlich lang werden. Ich habe einige schon sehr lange komponiert, so das Selbstgespräch beim Duett (?) im ersten Akte von „Macbeth", und auch das Selbstgespräch beim Duett im ersten Akt von „Rigoletto". Ich verbleibe, in größter Eile,

Ihr ergebener

G. Verdi.

Busseto, 15. Oktober 1853.

Teurer Somma!

Ich hatte beschlossen, den Winter in Neapel zuzubringen und statt dessen gehe ich nach Paris und fahre noch heute dorthin. Ich habe den „Lear" immer von neuem gelesen und wollte an Sie besonders im Bezug auf den zweiten Akt, welcher zahlreicherer Änderungen bedarf als die anderen schreiben, — vorläufig weiß ich jedoch nicht genau welche. Ich werde Ihnen von Paris schreiben, und Sie adressieren Ihre Briefe an mich poste restante dorthin.

Für diesen „Lear" schulde ich Ihnen zweitausend österreichische Lire (an dreizehnhundert Mark). Ich habe immer Geld bei Ricordi liegen und sobald Sie mir darüber schreiben, werde ich ihm die Weisung zukommen lassen, das Geld zu bezahlen. Indessen, addio, in größter Eile.

Ihr ergebener

G. Verdi.

Paris, 7. November 1853.

Mein lieber Somma!

Halten Sie es für möglich, daß ich noch keinen Augenblick der Muße gefunden habe, um Ihren teuren Brief vom 18. Oktober ausführlich zu beantworten? Ich habe mich noch nicht mit „Lear" beschäftigen können, werde es aber in der aller nächsten Zeit tun. Indessen lege ich Ihnen einen Brief an Riccordi bei und er wird an die Person, die Sie ihm

Digitized by Google

nennen werden, zweitausend österreichische Lire ohne jeden Abzug bezahlen, oder falls Sie ihm den beigefügten Brief in einem von Ihnen zustellen, Ihnen das Geld nach Venedig schicken. Sie werden mir dann, ganz nach Ihrem Belieben, die Quittung ausstellen und „Lear" formell an mich abtreten, damit ich ihn dann samt der Partitur dem Verleger resp. dem betreffenden Direktor übergeben kann.

Ich drücke Ihnen die Hand in größter Eile, leben Sie wohl.

Ihr ergebener
G. Verdi.

Paris, 19. November 1853.

Mein Teurer!

Vorgestern Abend hatte ich kaum meinen Brief an Sie in den Kasten geworfen, als ich Ihr so liebenswürdiges Schreiben vom 12. November erhielt. In diesem Augenblick ist gewiß ein zweiter Brief von mir mit dem Zahlungsauftrag für Ricordi, den ich schon vor 8 oder 10 Tagen geschickt hatte, in Ihren Händen. Die Ursache meines hiesigen Aufenthalts ist die Notwendigkeit, einer Verpflichtung nachzukommen, die ich schon vor vielen Jahren mit der Oper eingegangen bin.

Wie Sie sehen, habe ich nichts mit dem théatre italien zu tun, außerdem wäre „König Lear" ein zu gewaltiges Sujet, von zu neuer und kühner Eigenart, als daß man es hier, wo man nur für die Melodien, die seit 20 Jahren gang und gäbe sind, Sinn hat, wagen könnte. Nun zur Sache! Von dem zweiten Akt sprach ich Ihnen eingehend in meinem vorigen Brief. Im dritten Akt hätte man nur zwei Strophen zu verändern, so daß man hier zwei ausgesprochene, charakteristische, Melodien von gleichmäßigem Rythmus (die Situation verlangt es unbedingt) schreiben kann. Die Verse sind: „O, teurer Kent, kann all mein Tun und Leben je dir vergelten?" -- der andere „Spottet meiner nicht!" In der zweiten haben Sie zuerst zwei Zeilen, dann fünf, dann drei ꝛc. ꝛc. Bei solcher Unregelmäßigkeit kann der musikalische Satz nicht anders als hinken; dasselbe gilt für den Vers: „Ich bin ein schwacher kindscher alter Mann. Achtzig und darüber . . . . . ."

Denken Sie nur ein bißchen an die volkstümlichsten Arien unserer italienischen Opern und Sie werden sehen, wie die Strophen beschaffen sind. Zum Beispiel:

„Meco tu vieni o misera . . . . .» — «No, non ti son rivale." — Man findet im Verse niemals eine Unterbrechung, nie einen männlichen Reim. Haben Sie also die Freundlichkeit, mir diese zwei Strophen zu ändern, denn die Situation verlangt hier, ich wiederhole es, zwei ausgesprochene, gleichmäßige und volkstümliche Melodien. —

Es wird notwendig sein, nach den Schlußworten des Dramas einige Ausrufe, irgend einen Satz oder Vers a tutti hinzuzufügen; wenn Sie dann die sieben Verse des Recitativs zusammenziehen und abkürzen könnten, so wäre es sehr gut. Das Drama, die Handlung ist mit dem Tode Cordelias aus, je schneller der Vorhang fällt, desto größer der Eindruck.

Sie schrieben mir, Sie wollten Albanien bereits in der Introduktion einführen: tun Sie es nur. Noch eins. Es kommt ein Arzt vor, der nie ein Wort sagt: wäre es nicht angebracht, ihn in der Mitte der recitativischen Arie Cordelias etwas sagen zu lassen? . . . . Übrigens geht mich das

Digitized by Google

nichts an; machen Sie es wie Sie wollen. Anfangs des vierten Aktes läßt sich aus der vierzeiligen Strophe des Giorgio an Mira (gemeint sind wahrscheinlich der Arzt und der Edelmann der Goneril) keinen Nutzen ziehen. Es wäre vielleicht besser sie zu streichen, falls Sie ihn etwas sagen lassen müssen, tun Sie es lieber mit einem drei- oder vierzeiligen Recitativ. Es wäre kürzer und je schneller wir an die Schlußszene gelangen, desto besser.

Das ist alles. In den letzten Akten haben Sie nur wenig zu tun.

Es könnte sein, daß ich hier oder dort, um ein cantabile oder ein motivo anzubringen, irgend welcher Aenderungen bedürfte, dies wird aber nie das Interesse des Ganzen schmälern. Übrigens wird es sich nie um eine Forderung des Künstlers, sondern ausschließlich um eine solche der Kunst handeln. Erinnern Sie sich an die Arie des „Belisar": „Zittere, o Byzanz!"? Donizetti trug nicht das geringste Bedenken, das Wort Byzanz durch sterminatrice (verheerend) zu ergänzen, obschon dies dort einen scheußlichen Widerspruch gab; der musikalische Rhythmus verlangte es jedoch unbedingt. Hätte man sich treu an den Sinn jener Verse gehalten, dann wäre es geradezu unmöglich gewesen, ein Motiv zu komponieren. Wäre es da nicht besser gewesen, den Dichter freundlich um eine Änderung der Verse zu bitten?

Nun aber muß ich Sie verlassen.

Schicken Sie mir so bald wie möglich diesen „Lear," und wir werden ihn in irgend einem großen Theater Italiens zur Aufführung bringen. Für diese Oper brauchen wir ein begeisterungsfähiges, einsichtsvolles Publikum, das sein Urteil nach dem empfundenen Eindruck fällt.

Leben Sie wohl, leben Sie wohl!

Ihr ergebener.
G. Verdi.

Paris, 6. Februar 1854.

Lieber Somma!

Ich freue mich sehr, daß Sie die Feile an die bekannte Stelle im Duett des dritten Aktes gelegt haben. Es ist dies eine Nummer, die der Mühe wert ist, zur Vollkommenheit ausgearbeitet zu werden, denn sie gehört zu den schönsten Szenen des Dramas, (es handelt sich um das Schlußduett zwischen Lear und Cordelia) und müßte auch einer der Haupttreffer der Oper werden.

Änderungen bei einigen Versen und Sätzen, deren ich bedürfen könnte, sind unbedeutend, ich kann sie aber erst angeben, wenn ich die Musik dazu schreibe. Ich wiederhole es, es wird sich nur um Lappalien handeln, entweder ein Accent, dem sich die Note nicht anschmiegen will, oder um irgend ein Wort, das in der Musik häßlich klingt. Nehmen Sie also all die Verbesserungen, die, wie Sie sagen, notwendig sind, „um hier und da den Vers zu heben" vor. Je schöner und klangvoller die Strophen ausfallen, desto besser für mich.

Es ist recht von Ihnen, daß Sie jedem Zweifel über die Aussprache von Lear und Gloster vorbeugen.

Seit vielen Jahren habe ich einen Vertrag mit der Oper, jetzt hat man mir ein ganz fertig gestelltes Libretto von Scribe geschickt. (Die sizilianische Vesper von Scribe und Duveyrier.) Ich hoffte erst, König Lear

Digitized by Google

für Italien zu komponieren, aber es ist mir unmöglich. Vielleicht ist es besser so, denn dadurch werde ich mich später mit aller Muße mit der Oper befassen können, und daraus, wenn auch nicht etwas Neues, so doch etwas anderes als meine früheren Opern machen. Sie haben also reichlich Zeit für die Verbesserungen, die Sie beabsichtigen.

Sie haben mir nicht auf das geantwortet, was ich Ihnen über den Charakter der Cordelia gesagt habe. Vielleicht täusche ich mich, überzeugen Sie mich. Überzeugen Sie mich, wie Sie es damals taten, als ich Ihnen sagte, das Motiv der Enterbung der Cordelia erschiene mir zu kindlich für unsere Zeit, kaum hatte ich die ersten Worte Ihrer Erwiderung gelesen, so sah ich sofort meine Unwissenheit und mein Unrecht ein.

Ich sagte Ihnen auch, daß das Buch ein bißchen zu lang geraten sei, und ich wiederhole Ihnen noch jetzt, daß, wenn Sie hie und da irgend einen Vers irgend einer Strophe wegnehmen könnten, so wäre dies sehr gut. Wie ich Ihnen in meinem letzten Brief sagte, haben Sie wiederholt in einem Vers eine Lücke gelassen.

Antworten Sie mir gelegentlich, grüßen Sie Vigna, der wirklich ein famoser Kerl ist, hiermit verbleibe ich mit unveränderlicher Anhänglichkeit

Ihr ergebener

G. Verdi.

Paris, 31. März 1854.

Lieber Somma!

Ich antworte sehr spät auf Ihre so freundlichen Zeilen vom 18. des vergangenen Monats!

Was die „Traviata" anbetrifft, glaube ich, daß Gallo und Ricordi schon das Geeignete beschlossen haben werden, denn ich ließ Ricordi freie Hand.

Mir scheint, daß um „Lear" ein bischen abzukürzen, man die zweiundvierzig Verse im Finale des dritten Aktes und zwar von dem Vers „das Haus ist klein" zu dem Vers „Gott, die Nacht bricht ein" in ein Rezitativ von 15 oder höchstens 20 Versen mit sehr lebhaftem Dialog und einigen Späßen des Narren, umwandeln könnte.

Dann könnte man einen guten Teil der ersten Szene im ersten Akt und zwar bis zum Auftreten Lears streichen. Wenn Sie durchaus eine Erklärung für unumgänglich notwendig halten, so können Sie ein Rezitativ von fünf oder sechs Zeilen zwischen Kent und Gloster einfügen. Lassen wir den Chor bestehen, so bedarf es außerdem auch einer Orchesternummer, und das verlangt immer Zeit. Mir will es auch scheinen, daß, wenn wir sofort beim Aufziehen des Vorhanges die Oper durch Trompetengeschmetter einleiten (nicht etwa die üblichen Blechbläser, sondern lange und gerade Tuben, nach Art der Antiken), dies viel imposanter und charakteristischer sein wird.

Ist es Ihnen möglich, hier und dort in den Rezitativen irgend eine Zeile zu streichen oder abzukürzen, dann desto besser für das Ganze. Auf der Bühne ist l a n g gleichbedeutend mit langweilig, und unter allen Genren ist das Langweilige das schlimmste.

Adieu, mein lieber Somma, ich brenne vor Ungeduld, mich an K ö n i g

Digitized by Google

Lear, der mir außerordentlich gefällt, zu machen, und ich hoffe, daraus etwas nicht ganz so schlechtes, wie meine sonstigen Opern zu schreiben.

Grüßen Sie Vigna und Direktor Gallo. Sagen Sie letzterem, daß er sich die Sache mit der Traviata gut überlege, damit er später nicht zu bereuen brauche. Addio, addio.

Ihr ergebener

G. Verdi.

17. Mai 1854.

Lieber Somma!

Alles was Sie mir sagen, das Sie mit König Lear vornehmen wollen, ist ausgezeichnet. Durch die Wegnahme der betreffenden Verse werden wir das Buch auf das richtige Maß beschränken. Könnten Sie doch einige Verwandlungen in den beiden ersten Akten vermeiden! Es sind gar zu viel, sodaß ich große Besorgnis hege, das Publikum könnte sich dadurch zerstreuen.

Überlegen Sie es sich nur!

Sie können mit aller Muße arbeiten, denn der rauhe Winter und Unwohlsein haben mich daran gehindert, die Oper für Paris rechtzeitig zu beenden: so ist der Zeitpunkt für den Urlaub der Cruvelli herangekommen. Die Proben werden erst im September anfangen, und die Oper wird erst im Winter aufgeführt werden können, daher muß ich auf die Freude verzichten, Sie als Gast in meiner Hütte zu begrüßen, wie Sie mich hoffen ließen. So wird es für ein anderes Jahr sein, und wenn Sie mir dann auch keinen König Lear mitzubringen haben, werden Sie mir Ihre Person bringen, die mir sehr willkommen sein wird. Ich danke Ihnen für die Notizen über die Traviata, die mir große Freude gemacht haben. Ich kann mir die Ausgelassenheit Gallos, und wie ihm der Hut schief im Nacken sitzt, ganz gut vorstellen, er wird gewiß eine Schnur daran befestigt haben, um ihn so in der Schwebe zu halten. Mir werden Wunder von der Spezia berichtet. Könnte sie eine gute Cordelia abgeben? Wie denken Sie darüber? Würde ihre Stimme für ein großes Theater ausreichen? Es kommt nicht darauf an, ob sie groß oder klein ist, wenn man sie nur hört. Verstand und Temperament muß sie unbedingt haben. Leben Sie wohl; in bewährter Anhänglichkeit stets

Ihr ergebener

G. Verdi.

Wieviel Plagen Komponisten wegen ihrer Textbücher auszustehen haben, ist jedem bekannt, weniger bekannt ist, wie Komponisten und Dichter einander in die Hand arbeiten. Operntextdichter stehen mit homöopathischen Ärzten, die sich die Erfahrungen und Wahrnehmungen ihrer allopathischen Kollegen zunutze machen, auf einer Stufe. Wie Verdi und Somma ans Werk gingen, um die herrliche, breit angelegte Dichtung des großen Briten in den engen Rahmen eines Operntextbuches zu zwängen, gewährt ein eigentümliches Interesse. In einer Veröffentlichung, die ausschließlich einem ausländischen Publikum zugedacht ist, war es nicht möglich, schrittweise dem Dichter und dem Komponisten auf dem Wege zu folgen, den sie gemeinsam eingeschlagen

Digitized by Google

hatten. Wenn auch zaudernd und ungern, haben wir uns entschließen müssen, das meiste von den rein technischen Auslassungen Verdis zu streichen. Die folgenden Briefe geben wir jedoch in ihrer Integrität wieder, damit der Leser selbst urteilen möge.

Der erste Akt der Oper umfaßte den ersten und zweiten der Tragödie, der zweite den dritten und vierten, bis zu der siebenten Szene mit der Wiederbegegnung zwischen Cordelia und Lear, während der dritte Akt der Oper den übrigen Teil des Originals aufnahm. Wie Verdi schon anfangs richtig vorausgesehen hatte, wurden später aus den drei Akten des Operntextes vier. Die genauere Einteilung dieser vier Akte läßt sich leider nicht mehr angeben, denn gerade dieser Brief ist abhanden gekommen. Interessant ist auch zu erfahren, wie Verdi Shakespeare empfindet, was er an seiner Muse auszusetzen hat. Durch die von ihnen beabsichtigte Beseitigung des selbstlosen Edgar erweisen jedoch die beiden Italiener Shakespeare keinen guten Dienst. Dieser Figur beraubt, bleibt Lear für unsere Empfindung nur ein Bruchstück.

Paris, 4. Januar 1855.

Lieber Somma!

Ich bin ganz Ihrer Meinung. Durch Beseitigung der beiden Glocester gewinnt das ganze um hundert Prozent. Nicht nur wird die Handlung einheitlicher und durchsichtiger, sondern es wird auch viel kürzer, und es fallen zwei oder drei Nummern von keinerlei Bedeutung aus. Nur vermag ich nicht einzusehen, wie Sie die Schuftigkeit Edmondos aufdecken wollen. Wer wird sich im Zweikampf schlagen? etwa Albanien? oder werden Sie einen anderen Ausweg finden? Es scheint mir, daß wir auch eine Dekoration, die zweite, mit der Burg der Glocester sparen könnten. Da er den Doppelmord schon begangen hat, und Herzog geworden ist, kann er ganz gut entweder in der Einleitung am Hofe Lears oder im Park der Goneril auftreten und in der einen oder der anderen dieser beiden Szenen Farbe bekennen und seine Arie zum besten geben. Entwickeln Sie mir nur diese Arie gut und verleihen Sie ihr eine gewisse Originalität dadurch, daß Sie in dem Rezitativ gereimte Strophen einschalten ꝛc. ꝛc. Es ist darin die größte Mannigfaltigkeit an Farbentönen unbedingt notwendig: Hohn, Verachtung, Zorn, alles recht scharf herausgeholt; ich kann unmöglich einen derartigen Gesellen ein cantabile hersingen lassen, man muß daher in der Musik möglichst viel verschiedene Farben anwenden können.

Mir tut nur leid, daß wir nun Eduard bei dem Sturm, und noch mehr in der Gerichtsszene vermissen werden. In dieser Szene paßte so ein vierter Mitspieler zu den Hirten sehr gut. Vielleicht ließe sich an Stelle Eduards ein Bettler setzen, der Schutz vor dem Unwetter in der Hütte gefunden hat. Lear würde ihn dann zum Gericht in der folgenden Szene mitnehmen. Dieser Bettler könnte auch irgend ein alter Diener, ein Hausmeister, ein Edelmann derer von Glocester sein, der durch irgend ein Zeichen Albanien alle Schuftigkeiten Edmondos aufdecken und gegebenen Falles auch den Zweikampf fechten könnte! Was sagen Sie dazu? . . . Darin walten Sie aber, wie es Ihnen am besten scheint, und wie es das Drama verlangt.

In meinen vorangegangenen Briefen werden Sie andere Bemerkungen

Digitized by Google

von mir über den Zuschnitt einiger Nummern, der Einleitung z. B., und dergleichen mehr, finden. Sie werden auch finden, daß in dem Duett zwischen Lear und Cordelia, die Wiedererkennungszene nicht gut angebracht ist und daß jenes knappe „Cordelia, bist du es?" nach einem langen Cantabile zu abrupt und daher störend ist.

Arbeiten Sie also sehr fleißig an diesen Kleinigkeiten, damit ich, nach Beendigung der Oper für Paris, sofort mit Lear anfangen kann.

Adieu!

Ihr ergebener G. Verdi.

P.S. — Empfehlen Sie mich bestens unserem lieben Vigna und dem fürchterlichen Gallo.

Paris, 8. Januar 1855.

Lieber Freund!

Ich beantworte sofort Ihre Zeilen vom 3ten und hoffe, daß Sie zur Stunde meine Antwort auf Ihren letzten Brief erhalten haben.

Mir will es scheinen, daß die neue Arie, die Sie dem Edmund zugedacht haben, zu hochtrabend, zu effekthaschend ist. Ich habe das Gefühl, daß so ein Ballet, so ein Chor, statt Mannigfaltigkeit hineinzubringen, Eintönigkeit erzeugen würde. Der ganze Akt wäre zu voll, das heißt, so vielerlei, würde dem Auge keine Ruhe gönnen. Auch das Ohr würde in diesem Akt arg mitgenommen werden, denn wir hätten darin eine Einleitung, in welcher die ganze Gesellschaft singen würde, eine Arie mit einem Doppelchor, für das Ballet und für die Sänger, eine Finale von heftigster Leidenschaftlichkeit ꝛc. ꝛc. Ich bin noch der Meinung, eine Solo-Nummer für die Szene mit Edmund zu komponieren. Zeichnen Sie mir diesen Charakter nur scharf, entwickeln Sie ihn so recht mit Wohlbehagen und fürchten Sie nicht, daß es zu lang werden könnte, denn jetzt, wo wir die beiden Glocester wegnehmen, wird die Oper die richtige Länge haben. Was mich anbetrifft, würde ich den Edmund frei von allen Gewissensbissen gestalten — ein ruchloser Schuft; nicht etwa ein abstoßender Galgenvogel wie Franz in den „Räubern" von Schiller, sondern einer der über alles lacht, alles verhöhnt, und die scheußlichsten Missetaten mit der größten Seelenruhe begeht. Darin sind Sie mir aber über und tun Sie wie Sie es für richtig halten. Nur der Wirkung wegen würde ich die Einführung des Ballets und des Chors für schädlich halten. Sollten Sie sich entschließen, eine Solo-Arie zu schreiben, halten Sie es damit, wie ich Ihnen in meinem letzten Brief schrieb, und versuchen Sie, einer Verwandlung vorzubeugen, indem Sie Edmund am Hofe Gonerils auftreten lassen. Wenn Sie im Verlauf dieser Arie, um Edmund Gelegenheit zu bieten, seine Ränke mit beiden Schwestern aufzudecken, nicht umhin könnten, auf einen Augenblick Goneril selbst oder irgend einen Boten erscheinen lassen, tun Sie es unbesorgt, es kann nicht schaden. Ich habe gemeint, daß Sie dem Edmund ein höhnisches Gemüt geben sollen, damit die Musik mannigfaltiger wird: halten wir ihn anders, dann müßten wir ihn eine geräuschvolle Nummer (pezzo grosso), überlaut (con molte grida) singen lassen. Hohn, Ironie werden besser (es ist moderner!) mit halber Stimme wiedergegeben: es ist wirksamer und gibt mir die Möglichkeit, besonders in der Einleitung und am Schluß, recht viel Farben anzuwenden. Beim Finale müssen Sie

Digitized by Google

trachten, wenn Sie die Strophen in einzelne Verse auflösen, siebensilbige Verse mit elfsilbigen wechseln zu lassen; nicht etwa, weil dies Gebrauch ist, sondern nur, weil man zum Singen mehr Zeit braucht, als zum recitativischen Vortrag, woraus sich die Notwendigkeit ergibt, daß nicht alle Verse der Recitative gleich lang sind. Wenn Sie bei diesem Finale auch den Edmund heranziehen können, desto besser.

Den zweiten Akt kürzen wir erheblich, und so wirds ganz gut gehen. Ich bin nicht ganz frei von Zweifel, in bezug auf den Hirten, der in der Gerichtsszene kein Wort spricht. Weh uns, wenn er zum Lachen reizen sollte! Meinem Dafürhalten nach wäre es viel besser, irgend eine untergeordnete Figur, die ein paar Worte sagte, einzufügen; wie ich Ihnen schon sagte, ein Bettler, der sich während des Sturmes in der Hütte eingefunden hat. Ich wäre dagegen, dem Narren weitere Strophen zuzuerteilen — sondern nur einzelne Worte, höchstens ein kurzer Satz. Sie müssen um jeden Preis versuchen, in diesem Akt die viel zu häufigen Kraftworte Lears zu schwächen, so z. B. in der Strophe

„Oh! ihr seid all von Stein!"

Statt alle Verse leidenschaftlich zu halten, könnten Sie den Anruf an den Himmel auf die beiden ersten Verse beschränken? Könnte nicht ein plötzliches unbestimmtes Gedenken an Cordelia die vier übrigen Verse mildern und besänftigen? . . . . Dann könnten Sie näher dem Schluß, nach den zwei heftigen Strophen

„Hin auf immer! —
Ich weiß, wann Einer tot und wann er lebt;
Tot wie die Erde."

eine dritte Strophe mit gebrochenen kurzen Sätzen Lear in den Mund legen, ... um zu zeigen (wie Sie richtig sagen), daß seine Kräfte nach und nach schwinden, daß er dann einschlummert?

Im dritten Akt würde ich, wie ich Ihnen schon sagte, nie und nimmermehr Cordelia in Kriegsrüstung auftreten lassen, sondern wie das ganze Drama hindurch, als Frau und Engel. Beim Wiederlesen dieser Szene finde ich, daß das Gebet: „Gütige Götter" . . . wie überhaupt alle Gebete, kalt wirkt. Wenn Sie sie dem Himmel danken lassen wollen, lassen Sie sie nach dem Recitativ Kents zwei oder drei Verse sagen (überhaupt wäre es sehr ratsam, daß sie das Recitativ zu Ende führte), dann bemühen Sie sich, zwei schöne Strophen, leidenschaftlich, so recht tief empfunden, zu schreiben, damit wir ein schönes largo cantabile dort einschalten können.

Ich hoffe Ende Februar hier fertig zu sein, danach würde ich in den allerersten Tagen des März in Busseto eintreffen; es wäre mir sehr lieb, wenn Lear zu diesem Zeitpunkt fertig sein könnte . . . . Gewiß . . . . im Théâtre Italien geht der Trovatore gut. Leider geht es Boucardè nicht ganz gut, aber die anderen gefallen, und das Ganze ist gut . . . . .

Tausend Grüße an Sie und an Vigna.

Addio; ich bin und werde immer sein

Ihr ergebener G. Verdi.

P.S. — Beim Wiederlesen Ihres post-scriptums finde ich, daß Sie Recht haben, am Anfang des zweiten Aktes zwei kleine Strophen dem Spaßmacher in den Mund zu legen. Suchen Sie aber vierzeilige Strophen zu machen, und sind die Verse kurz, das heißt, fünf- resp. sechssilbige, dann

Digitized by Google

können Sie, wenn es in Ihren Kram paßt, statt zwölf oder sechszehn, deren auch zwanzig oder vierundzwanzig machen. Machen Sie aber keinen Offiziers-Chor in dem Zelt Cordelias.

Paris, 24. Januar 1855.

Lieber Somma!

Die sechszeilige Strophe, die Sie mir schicken, ist ganz gut, jedoch, wenn Sie vier Strophen zu sechs Versen von je elf Silben machen, wird die Arie, ich meine der Rhythmus, sehr eintönig. Je mehr Mannigfaltigkeit im Versmaß, desto mehr Mannigfaltigkeit in der Musik. Selbst wenn diese Arie in drei oder vier verschiedenen Versmaßen geschrieben würde, wäre es sehr gut: je mehr Originalität in der Form, desto besser für uns alle.

Über die Gerichtsszene läßt sich nichts sagen, sie ist gut, wie Sie sie mir geschickt haben. Ich drücke Ihnen in größter Eile die Hand und verbleibe Ihr ergebener

G. Verdi.

Lieber Somma!

Adressieren Sie das Buch von Lear nach hier, wo ich mich bis zur Eröffnung der Ausstellung aufhalten werde — auch kann meine neue Oper nicht vor Ende April zur Aufführung gelangen. Könnten Sie mir, nun da Sie mit Lear fertig sind, ein anderes Sujet ausfindig machen, das Sie in aller Seelenruhe für mich dichten würden? So ein recht schönes Sujet, originell, fesselnd mit wirklich schönen und leidenschaftlichen Situationen: vor allem leidenschaftlich! .... Wenn Sie nichts besseres zu tun haben, dann suchen Sie, suchen Sie, suchen Sie!

In größter Hetze — adieu!

G. Verdi.

Lieber Somma!

Seit ein paar Tagen sind auch die letzten Akte Lears in meinen Händen. Ich finde, daß Sie nicht recht getan haben, aus der Arie Cordelias das Andante zu streichen. So bleibt es nur eine unvollkommene Nummer. Mir scheint, man hätte es ändern, aber nicht wegnehmen müssen. Mir gefiel jene Strophe für Männerstimmen in der Ferne, nach der Schlacht sehr gut: sie hatte Charakter und Farbe. Der von Albanien ausgeführte Staatsstreich kommt mir nicht natürlich vor. Wie kann dieser Herzog, der bis dahin ein läppischer Dummkopf ist, die Entschlossenheit bekommen, die Königin und ihren Buhlen, dem sie freie Hand gelassen hatte, gefangen nehmen zu lassen? Der Tod Gonerils und der Zweikampf waren viel natürlicher! .... Überlegen Sie es sich; übrigens werden wir darüber in Italien sprechen.

Was den „Mönch" anbetrifft, wenn es sich um den von Lewis handelt, so gefällt er mir nicht zu einer Oper. Wenn er eine Erfindung von Ihnen ist, so kann ich darüber nichts sagen. Nur soviel kann ich Ihnen sagen, daß ich kein Schaustück, sondern ein von Erfindung getragenes Sujet, eine Art Somnambula oder Linda haben möchte, es müßte aber von diesem Genre, das schon zu abgedroschen, abweichen. Im Augenblick wüßte ich Ihnen keinen Stoff vorzuschlagen.

Digitized by Google

Finden Sie irgend einen Stoff der Art, wie ich Ihnen gesagt habe dann setzen Sie in aller Muße einen Entwurf auf, den Sie mir nach meiner Heimkehr nach Italien zuschicken könnten.

Addio in größter Eile (die Pariser Hetze!)

Ihr ergebener

G. Verdi.

Busseto, 7. April 1856.

Lieber Somma!

Ich habe mit der größten Aufmerksamkeit den Entwurf gelesen, den Sie mir gütigst zugeschickt haben. Ich werde mich nicht über die Vorzüge auslassen, denn solche findet man in jeder Arbeit von Ihnen, mir scheint jedoch, daß die Charaktere für ein Musikdrama etwas zu finster und blutig sind und das ganze etwas eintönig. Ich will gern zugeben, daß ich mich täuschen kann, ich erinnere Sie aber daran, daß, als ich zuletzt die Freude hatte, Sie zu sehen, und über diese Angelegenheit flüchtig mit Ihnen zu sprechen, ich Ihnen sagte, ich hätte mich gern mit einem ruhigen, einfachen, zarten Sujet abgegeben: etwa wie Somnambula, natürlich keine Nachahmung der Somnambula. Hier sind wir tausend Meilen davon entfernt. Ich schicke ihn Ihnen daher zurück, damit Sie ihn für jemand anders oder zu etwas anderem verwenden können. Ich bin nicht ganz sicher, ob der vierte Akt des Lear so geht, wie Sie ihn mir geschickt haben, das steht aber fest, es wäre unmöglich, besonders in einem vierten Akt, das Publikum zu bewegen, so viele Recitative hinter einander über sich ergehen zu lassen. Es sind dies nicht die übertriebenen Forderungen eines Komponisten: ich würde selbst eine Zeitung, ja einen Brief in Musik setzen, im Theater läßt das Publikum alles zu, die Langeweile ausgeschlossen. Alle diese Recitative könnten selbst, wenn sie von Rossini oder Meyerbeer wären, nur zu lang und daher langweilig ausfallen. Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so ist mir wegen der ersten Hälfte des vierten Aktes sehr bange. Er ist gewiß zu lang, es mangelt darin an Klarheit, vielleicht auch an Wahrheit .... ich weiß es selbst nicht genau. Ich bitte Sie also, es sich noch einmal zu überlegen, und zu sehen, ob es möglich wäre, etwas Theatralischeres ausfindig zu machen. Behalten Sie mich lieb und leben Sie wohl.

Ihr ergebener

G. Verdi.

Das Interesse Verdis für „Lear" als Sujet einer Oper war nur von seiner Fürsorge für das Libretto, diese nur von seiner Ungeduld, sich ans Werk machen zu dürfen, übertroffen. Auf kein anderes Textbuch hat er soviel Liebe, soviel Mühe verwendet, wie auf dieses. Ist es denn anzunehmen, daß ein Mann, bei dem sich Melodien leichter einstellten, als bei der Mehrheit seinesgleichen, die vieljährige Muße zwischen seinen späteren Opern nicht benutzt haben sollte, um die Anregungen dieses Sujets, dem er „herrliche Nummern", wie z. B. das Wiederfinden Lears und Cordelias nachrühmte, aufs Papier zu bringen, sei es auch nur, um sich eine schaffensfreudige Stunde zu bereiten? Sollten die Einwände, die er noch in dem

Digitized by Google

letzten Brief gegen einige Stellen des Buches erhebt, ihn davon abgehalten haben, es in Musik zu setzen? Oder gewann wirklich bei ihm die Überzeugung „ohne Liebe ist keine Opernmusik möglich" (so drückte er sich später aus) die Oberhand? Dann wären alle Stellen seiner Briefe unbegreiflich, in denen er vom Dichter bestimmte Änderungen verlangt, um die Worte der Musik anzupassen, die er für einige Nummern schon geschrieben hatte.

Aller Wahrscheinlichkeit nach war die ganze Partitur von „Lear" so gut wie fertig, der Meister weihte sie aber dem Flammenuntergang, ohne sie jemand zu zeigen, nur weil sie nicht ganz seinen Ansprüchen an sich selbst genügte. Die Vermutung aufzustellen, daß er später diese oder jene Nummer für „Aida" oder „Otello" verwertet habe, hieße sich allzu sehr auf den schlüpfrigen Boden der Konjekturen zu wagen. Jeder, der weiß, welchem Kristallisationsprozeß Meisterwerke ihre Entstehung verdanken, darf sie keinesfalls rundweg von der Hand weisen. Sehen wir doch aus dem Briefwechsel, daß Verdi die „langen, geraden Tuben nach Art der antiken", mit welchen Posaunentönen er „Lear" eröffnen wollte, („weil dies viel imposanter und charakteristischer wäre") fünfzehn Jahre später bei dem feierlichen Einzug des Königs in „Aida" mit hinreißender Wirkung angewendet hat. Wie es auch sei, vergegenwärtigen uns diese Briefe die große Menge Arbeit, die zwischen den schlichten Melodien des „Trovatore" und den gedankenschweren Tongebilden des „Falstaff" liegt, besser als alles andere, was wir über den Meister bis jetzt erfahren hatten.

II. „Il Ballo in Maschera" — eine Komödie.

Verdi war augenscheinlich mit der Mitarbeiterschaft Sommas so zufrieden, daß sie schon einige Monate nach der Vollendung des Textbuches von „Lear" über ein anderes Sujet einig wurden: „Il Ballo in maschera". Wer von beiden regte es zuerst an? Es ist nicht mehr festzustellen, denn es geschah, wie es scheint, mündlich. Nach der ganzen Persönlichkeit Verdis, nach seiner Vorliebe für stark dramatische Situationen zu urteilen, geht man jedoch kaum irre, wenn man Verdi das Verdienst dieses glückliches Griffes zuschreibt. Dem „Ballo in maschera" liegt bekanntlich ein geschichtlicher Vorgang zugrunde; die Ermordung des tatkräftigen, gerechten Gustav III. von Schweden auf einem Maskenball im Stockholmer Opernhaus im Januar 1792.

Hinsichtlich der Entwicklung Verdis und dessen Beziehung zu Somma, ist diese Rückkehr zu einem Sujet der älteren Manier unmittelbar nach dem reformatischen Anlauf, den Verdi mit Lear genommen hatte, ebenso überraschend wie charakteristisch. Hier stehen keine Verwandlungen, keinerlei pinchologische Rätsel dem Komponisten im Wege, er kann seinem feurigen, leidenschaftlichen Temperament die Zügel schießen lassen. Schon in den ersten Worten aus seiner Feder, die uns über „Ballo in maschera" erhalten sind, merkt man, wie er sich freier bewegt, wieviel tiefer er Atem holt.

Busseto, 6. November 1857.

Lieber Somma!

Ich habe Ihren sehr teuren Brief vom 1. November mit dem Schluß des ersten Aktes erhalten. Die Verse passen sehr gut, und es sind nur ganz unbedeutende Kleinigkeiten zu ändern, die Sie im Handumdrehen verbessern werden.

Digitized by Google

Vollkommen gut die Szene zwischen Amelia und der Hexe.

Wunderschön die Strophen „Della città all'occaso“ — wesentlich der Stadt —, dasselbe gilt für die folgenden Recitative.

Die drei Strophen von Amelia, der Hexe und Gustav, die das Terzett bilden, kommen mir etwas schwach vor (möglicherweise irre ich mich): vielleicht wäre da ein bischen von Ihrer poetischen Wucht von Nöten.

Vorzüglich die ganze Szene, wo die Chöre eintreten, die Ballade von Gustav; besonders schön ist aber das Recitativ, das unmittelbar folgt „scritto è lassù“ — (es steht oben geschrieben).

In dem folgenden Quartett müssen Sie Rücksicht darauf nehmen, daß wir auf der Bühne einen Chor von Verschworenen haben, und daß wir sie etwas sagen lassen müssen: dichten Sie getrost eine Strophe für diese Herren. Auch in diesem Quartett mit Chören wäre vielleicht ein bißchen von dem bewußten „soffio“ (poetische Ekstase) ꝛc. ꝛc. von Nöten.

Das einzige, woran noch zu feilen ist, fängt von „liebe Hexe“ an bis zu „er hinterging dich“. Diese ganze Stelle ist nicht wirksam genug: Sie sagen zwar alles was zu sagen ist, aber der Text hebt die Situation nicht genug hervor, die Lage ist nicht übersichtlich, und daher leuchtet weder der Gleichmut Richards, noch die Bestürzung der Hexe, noch der Schrecken der Verschworenen genug ein. Da diese Szene ebenso wichtig wie lebendig ist, möchte ich, daß sie überzeugend wiedergegeben werde. Hindert Sie etwa das Versmaß und die Reime daran? Sollte dies der Fall sein, machen Sie ein Recitativ daraus. Ich ziehe mittelmäßigen Strophen ein gutes Recitativ vor.

Ich bitte Sie, mir è desso — ad esso (er ist es — er hab' es) freundlich zu ändern. Diese Reime sind zu nahe an einander und klingen in Musik allzu schlecht. Nehmen Sie mir auch „Dio non paga il sabato“ heraus. Glauben Sie mir: alle Sprichwörter, alle Idiotismen ꝛc. ꝛc. sind gefährlich auf der Bühne.

Bei diesem Aktschluß darf man auch Oskar und Ankarström nicht vergessen; sie stehen einmal vor der Rampe und müssen jeder eine Strophe zum besten geben. Ich erwarte diese Verbesserungen und hoffe, sie werden ebenso gut ausfallen, wie der letzte Teil der Dichtung, mit dem ich ungewöhnlich zufrieden bin.

Ich bitte Sie, nicht mehr nach Cremona, sondern nach Busseto (Ducato di Parma) zu adressieren.

Leben Sie wohl, vom ganzen Herzen

Ihr ergebener

Verdi.

Busseto, 20. November 1857.

Lieber Somma!

Ich habe den zweiten Akt erhalten. Das Duett zwischen Richard und Amelie herrlich, wunderschön. Ich finde darin all die Wärme, die Aufregung, die von der Leidenschaft unzertrennlich sind. So hätte ich auch die vorangegangene Arie der Amelie gewünscht. Die Form verdirbt vielleicht alles, die beiden Strophen verkleinern die Situation.

Das Terzett nach dem Duett ist nicht so gut ausgefallen. Vor allem müssen Sie versuchen, die Recitative mit einem elfsilbigen Vers zum Abschluß zu bringen: es ist dies eine absolute Notwendigkeit! In dem

Digitized by Google

Gespräch zwischen Richard, Amelia und Ankarström liegt etwas Hartes, Verzerrtes, vielleicht Unklares.

Me la fè (er hat mich reingelegt) wäre schrecklich zu singen.

„Das Gesicht im Mantel verhüllt,
Kam ich ihnen vorüber, wie Einer von ihnen."

Diese Verse mit einem so unregelmäßigen Tonfall klingen zu hart, und es ist unmöglich, sie in Musik zu setzen — ich meine selbstverständlich Opernmusik.

Mit einem Wort mir scheint, daß dieses ganze Terzett nicht klappt. Vielleicht würde ein anderes Versmaß besser dazu passen. Die Situation ist so interessant, daß es ewig schade wäre, sie zu verpfuschen! Ich halte sie für eine der besten und vielleicht für die beste des ganzen Dramas. Überlegen Sie es sich gründlich; für meine Person halte ich es für absolut notwendig, sie ganz umzugestalten. Wunderschön sind die sechs Strophen:

„Odi tu come fremono cupi?"
(„Hörst du wohl, wie die Stimmen des Todes
Geisterhaft diese Lüfte durchschauern?")

— sie müssen unbedingt bleiben. —

Es ist unmöglich, an dieser Stelle eine Melodie mit dem Versmaß

„Qui nel cordella notte e colla sposa"
„Sieh, mit der Gattin zu solchen Stunden . . ."

(und sie ist hier unbedingt notwendig) zu schreiben.

Man kann die Reime beibehalten, muß aber entweder zwölfsilbige Verse oder zwei kurze Verse, zu fünf Silben je, schreiben, das beste wäre zwei kurze Verse, von sechs je Silben, hintereinander.

Von

„Darf ich morgen ganz im Frühen,
Euch nach meinem Haus bemühen?"

bis zum Schluß müßte man ein schnelleres Tempo anschlagen. Es ist zu lang und kühlt die Situation ab.

Addio, addio, heute wie immer Ihr ergebener

G. Verdi.

26. November 1857.

Lieber Somma!

Ich habe jetzt keine Zeit, mich auf Ihren Vorschlag, die Handlung in das zwölfte Jahrhundert zu verlegen, einzulassen. Es scheint mir ein gar so weit zurückliegender Zeitpunkt, die prachtliebende und etwas französisch angehauchte Erscheinung Gustavs beizubehalten: und dann die Sitten! . . . .

Nun, wir werden sehen.

Die Beschwörung der Hexe gefällt mir jetzt viel besser. Dasselbe kann ich von der Arie Amelias nicht behaupten: die beiden hinzugefügten Verslein heben nicht die Situation, die kleinlich bleibt. Es ist kein Feuer darin, keine Aufregung, keine Verwirrung (und gerade dort müßte der Höhepunkt erreicht werden). Einige Verse in den ersten beiden Strophen gefallen mir ganz gut: einige davon müßte man beibehalten, dann etwas anderes ausfindig machen, und entsprechend dem Gedankengange das Vers-

Digitized by Google

maß ändern: etwas, das den Teufel im Leibe hätte: die Situation verlangt's. In meinem nächsten Brief werde ich mich eingehend über den Entwurf und über die letzten Verse, die ich erhalten habe, auslassen.

In größter Eile, adieu!

G. Verdi.

Busseto, 26. November 1857.

Lieber Somma!

Ich bin entschieden der Meinung, daß das zwölfte Jahrhundert viel zu weit hinter unserem Gustav zurückliegt. Es war das ein Zeitalter, so rauh, so brutal, besonders in jenen Gegenden, daß es mir wie ein unsinniger Anachronismus vorkommt, solche dem französischen Geschmack angepaßten Gestalten, wie Gustav und Oscar, und ein so lebhaftes, den Sitten unserer Zeit entsprechendes Drama da hinein zu verlegen. Man müßte sich ein Prinzchen, einen Herzog, irgend einen Teufel, gleichviel ob nordischer Abstammung oder nicht, der ein Stücklein Welt gesehen und die Luft am Hofe Ludwigs XIV. gewittert hätte, konstruieren. Nach Beendigung des Dramas können Sie sich das mit Muße überlegen.

Ich habe mich betreffs des zweiten Aktes schon ausgesprochen, nun werde ich Ihnen meine Meinung über den dritten sagen.

Das erste Gespräch zwischen René und Amelia ist, trotz der so lebendigen Situation, kalt ausgefallen: in dem französischen Buch gibts jenes „il faut mourir", das sich von Zeit zu Zeit wiederholt, und sehr wirksam ist. Ich weiß ganz gut, daß „apparecchiati alla morte" (bereite dich zum Sterben), „raccomandati al Signore" (befiel dem Herrn deine Seele) dasselbe bedeuten, auf der Bühne haben sie jedoch nicht dieselbe Wucht, wie dies einfache „bisogna morire". Dann sind fast alle Verse viel zu hart für die Vertonung. Außerdem treten die für die Bühne unbedingt notwendigen Worte nicht mächtig genug hervor. Die vier ersten Verse für die Arie Amelias gehen, nur die beiden ersten kommen mir zu alltäglich vor:

Ah mi concedi in grazia
Ancor una volta almeno . . . .
(Der Tod sei mir willkommen!
Doch eh mein Blut mag fließen,
Laß mich den einz'gen Sohn
Noch in die Arme schließen.)

Die ganze Arie von René ist gut. Die Szene zwischen letzterem und den Verschworenen müßte sich rascher abwickeln: streichen Sie hier und da etwas und ändern Sie mir freundlich das:

„Vi diletta giocar di noi ?"
(Ihr beliebt mit uns zu scherzen.)

Sehr gut die Strophe „Tutti stretti". (Einer für alle.)

Die Situation, in der Amelia auftritt, und den Namen ihres Mannes auslost, ist in dem französischen Drama sehr schön und erschütternd: die Verse, die Sie mir geschickt haben, bewegen mich nicht in gleichem Maße. Von dem Vers „Poi che par. . ." (da es scheint) bis zu dem Vers „Non più fede". . . (ich traue nicht mehr) gibt es etwas, was nicht hinein paßt:

Digitized by Google

die Mitwirkenden fühlen sich nicht behaglich auf der Bühne: ihre Worte überzeugen nicht, und der schöne Augenblick verstreicht fast unbemerkt.

Überlegen Sie es nur gut, denn dieser Punkt wird den Ausschlag mitgeben. Von den Worten „Signora ho un invito“ (Mein Gebieter wünschet heute Abend Euch — Mit dem Gatten auf dem Ball bei sich zu sehen) bis zu den folgenden Strophen ist auch alles zu lang.

Mit unveränderlicher Freundschaft Ihr

G. Verdi.

P. S. — Verzeihung: noch eine Belästigung in eigener Sache! Bei der Stretta in der Einleitung würde es mir sehr gut passen, wenn Sie folgenden Vers an den Schluß der Szene verlegen könnten:

„Dunque, signori, aspettovi
. . . . . alle tre
Nell' antro dell'oracolo,
Dalla gran maga al piè.
. . . . . alle tre

„Wohlan denn, ich erwarte Euch; —
Ganz unbekannt, im Verein
Gehn wir zur großen Zauberin,
Und treten bei ihr ein.“

Geradezu amüsant ist der absolute Mangel an Übereinstimmung zwischen dem Original und den betreffenden Stellen in der deutschen Übertragung; sie gehen so weit auseinander, daß es häufig gar nicht mehr ein und dieselbe Sache zu sein scheint. Dem anonymen deutschen Übersetzer muß jedoch zugute gehalten werden, daß seine Aufgabe nichts weniger als leicht war. Er hatte die Arbeit des Komponisten so zu sagen zu wenden; wie dieser seine Tongebilde den Worten des Originaltextbuches, die Worte der fremden Sprache den Noten anzupassen. Wie quält sich Verdi, um einem steifen Vers, einem harten Wort aus dem Wege zu gehen! Und die Musik ist doch unvergleichlich schmiegsamer und geduldiger als das gesprochene Wort! Für solche Schwierigkeiten zeugt der folgende Brief besonders drastisch:

Lieber Somma!

Wir waren uns darüber einig, bei dem zweiten Finale zwei Verse für den Chor hinzuzufügen, und sie hinter die Strophe zu setzen. Dies wird die Aufmerksamkeit der Zuschauer ablenken, denn sie wären genötigt, am Schluß die Verse zu suchen, die ich sofort nach der Strophe von Ermanno und Manuel singen lassen muß. Es wäre besser, der Chor sänge noch eine vierreihige Strophe, und je heiterer, je besser: ich meine es so:

„Ve' se di notte qui colla sposa
L'innamorato conte riposa
E come al raggio lunar del miele
Sulle rugiade corcar si sa.“
„Sie' mit der Gattin zu solchen Stunden,
Hat er sich schwärmend hier eingefunden!“
Coro.
Ah ah ah . . .
Vaga storiella da raccontare
Domani a corte ed in città.
Ha, ha, ha, ha,
Welches Aufsehn wird das nicht geben,
Welch Gespötte wird das nicht sein.

Digitized by Google

Nach den zwei Strophen des Ehepaares habe ich die Musik schon komponiert; behalten Sie daher, so viel Sie können, die fast komische Eigenart dieser Stelle bei.

Wenn Sie nichts dagegen haben, würde ich das Allegro in dieser Arie ganz weglassen. Die Nummer wird zu lang und die Handlung zu kalt, auch sind alle diese Strophen unnütz.

Damit werden Ihre Qualen, hoffe ich, zu Ende sein.

Antworten Sie mir weiter postlagernd nach Genua: ich werde die Abreise noch um einige Tage verschieben, denn ich will die Oper hier zu Ende bringen.

Ich hoffe, Sie sind glücklich in Venedig angelangt, und grüße Sie herzlichst.

Ihr ergebener
G. Verdi.

Als das Schiff glücklich in den Hafen einlaufen wollte, traf es ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel:

Neapel, 7. Februar 1858.

Lieber Somma!

Ich versinke in einem Meer von Widerwärtigkeiten! Es ist fast sicher, die Zensur wird unser Buch verbieten. Warum? weiß ich nicht. Ich hatte nur allzu Recht, Ihnen zu sagen, daß wir jedem Satz, jedem Wort, das Anstoß erregen könnte, aus dem Wege gehen sollten. Man ist zuerst bei einigen Wendungen, bei einigen Worten scheu geworden, dann ist man von den Worten zu ganzen Szenen, von den Szenen auf das Sujet selbst übergegangen. Man hat mir folgende Änderungen vorgeschlagen (und dies als besondere Gnade):

1. den Helden in irgend einen großen Herrn umzuwandeln, so daß jeder Gedanke an einen Souverän ausgemerzt wird;
2. die Frau in die Schwester umzuwandeln;
3. die Szene mit der Hexe zu ändern, und sie in eine Zeit zurückzulegen, in welcher man daran glaubte;
4. Kein Ballet;
5. die Ermordung hinter den Coulissen;
6. die Szene mit der Auslosung des Namens ganz wegzulassen.

Und dann, und dann, und dann!! . . . .

Wie Sie sich denken können, sind solche Änderungen unannehmbar; daher keine Oper mehr: daher entrichten die Abonnenten die zwei letzten Raten des Abonnements nicht mehr; daher zieht die Regierung die Subvention zurück; daher erhebt die Direktion gegen alle Klage und ich stehe in Gefahr, daß mir ein Schaden von 50000 Dukaten erwächst!! . . . welche Hölle! . . . Schreiben Sie mir sofort Ihre Meinung. Addio.

G. Verdi.

Busseto, 8. Juli 1858.

Lieber Somma!

Ich beabsichtige, einen Sprung nach Venedig zu machen, um noch einmal das Buch zu besprechen. In Rom hat die Zensur weitere Erleichterungen gewährt, und wie ich Ihnen schon geschrieben habe, nach alledem

Digitized by Google

was geschehen ist, möchte ich nur zu gern versuchen, die Oper dort zur Aufführung zu bringen, denn nach alledem was geschehen ist, ist Rom noch jedem anderen Ort vorzuziehen. Sagen Sie mir, ob ich Sie in acht oder zehn Tagen in Venedig antreffen könnte. Adieu,

Ihr ergebener
G. Verdi.

P.S. — Die Zensur würde Sujet und Situationen ꝛc. ꝛc. zulassen, möchte nur, daß die Handlung außerhalb Europas verlegt werde. Wie denken Sie über Nordamerika zur Zeit der englischen Herrschaft? Wenn nicht Amerika, irgend ein anderer Ort. Vielleicht der Kaukasus?

Busseto, 6. August 1858.

Lieber Somma!

Wappnen Sie sich mit Mut und Geduld! Vor allem mit Geduld! Wie Sie aus dem beigefügten Briefe von Vasselli ersehen werden, hat die Zensur ein Verzeichnis von allen Ausdrücken und Versen, die sie nicht zuläßt, geschickt. Fühlen Sie bei dieser Lektüre, wie Ihnen das Blut zu Kopf schießt, dann legen Sie den Brief nieder und nehmen Sie ihn erst wieder auf, nachdem Sie gut zu Mittag gegessen und noch besser geschlafen haben. Bedenken Sie nur, daß unter den obwaltenden Umständen das Ratsamste noch ist, diese Oper in Rom zur Aufführung zu bringen. Die von der Zensur beanstandeten Stellen und Verse sind zwar ziemlich zahlreich, sie hätten jedoch noch zahlreicher sein können. Übrigens ist es besser so, denn so wissen wir, wie wir uns zu verhalten haben, und welche Verse beizubehalten oder wegzunehmen sind. Es kommt dazu, daß da der König in einen einfachen Gouverneur umgewandelt ist, (von Gustav wurde er in Richard umgetauft!) wir viele Verse sowieso hätten ändern müssen.

Was den Galgen im zweiten Akt anbetrifft, seien Sie nur unbesorgt, denn ich werde mir Mühe geben, die Erlaubnis zu bekommen. Machen Sie sich also guter Dinge an die Arbeit, und zimmern Sie die angegebenen Verse zurecht; richten Sie sich dann so ein, daß Sie im Karneval vierzehn Tage oder drei Wochen frei haben, um nach Rom zu fahren, wo wir hoffentlich eine gute Zeit haben werden.

Ihr ganz ergebener
G. Verdi.

P.S. — Antworten Sie mir umgehend.

Busseto, 11. September.

Lieber Somma!

Ich habe das Buch erhalten, welches meinem Dafürhalten gemäß, wenig eingebüßt hat, ich finde, daß es in einigen Punkten sogar gewonnen hat; und dies, obschon Ihnen einige Ausdrücke entschlüpft sind, die das Publikum verfänglich finden und ablehnen könnte — z. B. würde ich im Theater die Worte: Tu'pure — Sortito — Ti basti saperlo a letto, nie wagen. Sie könnten dies ungefähr so ändern, wie früher geschehen, und wir würden manche Gefahren vermeiden.

In der dritten Szene finde ich den Ausdruck schwächer als früher. Jenes „Te perduto" hob sich hervor und begünstigte den Vortrag: das

Digitized by Google

war theatralisch und paßte ausgezeichnet in meinen Kram. Versuchen Sie, es beizubehalten, was mir durch zwei Verse, etwa derart: „Te perdute, a questa terra è tolto ogni avvenire“ nicht schwer scheint.

In der neunten Szene muß Amelia wegen der schon geschriebenen Musik einen ganzen Vers sagen:

„Lui che su tutti il cielo arbitro pose“
(Ihn, der mit starker Hand des Staates Schicksal lenkt)

(wenn nicht dieser, so ein anderer), Ulrica darf ihn aber nicht unterbrechen.

„Un pugnale t'aspetta“ (ein Dolch hart deiner) ist schlimmer als Ermordung. Die Zensur wird davon nichts wissen wollen. Suchen Sie also einen Satz, eine Umschreibung, die dasselbe bedeutet „. . . . da mano amica ucciso sarai“ (durch Freundeshand wirst du fallen.)

Im dritten Akt haben Sie „Sangue vuolsi“ (Blut muß fließen) in „Rea ti festi“ (schuldig bist du!) umgewandelt, und es ist ganz gut: aber die nächsten Änderungen schwächen die Entwicklung der Szene.

Die neapolitanische Zensur, die noch unter dem Eindruck des Attentates Orsini stand, arbeitete aus eigener Machtbefugnis das ganze Textbuch um, verlangte, daß statt „Una vendetta in domino“ (Eine Vendetta im Domino) wie Verdi ursprünglich die Oper getauft hatte, dieselbe den Titel „Adelia degli Adimari“ führen sollte.*) Verdi war außer sich. Er wollte als Protest gegen eine solche Vergewaltigung das Originaltextbuch veröffentlichen und ihm dasjenige gegenüberstellen, das ihm die Zensur untergeschoben hatte. Als Retter in der Not stellte sich bei ihm im Hotel der bekannte römische Impresario Jacovacci ein. Zwischen beiden entspann sich folgendes charakteristische Zwiegespräch:

— Maestro, ich höre, daß die Zensur Ihren „Ballo in maschera“ nicht zulassen will; wollen Sie mir das Werk für Rom überlassen?

— Aber lieber Jacovacci, halten Sie denn für möglich, daß in Rom etwas zugelassen wird, was man in Neapel verbietet?

— Das ist meine Sache: Geben Sie mir das Textbuch und versprechen Sie mir, daß wenn ich innerhalb acht Tagen die Erlaubnis bekomme, ich über die Oper verfügen darf, und Sie nach Rom kommen werden, um die Premiere selbst zu dirigieren.

— Es gibt noch eine andere Schwierigkeit, ich stelle die absolute Bedingung, daß Sie Fraschini für meine Oper engagieren. Ist das alles? — erwiderte Jacovacci lächelnd — komm du mal einen Augenblick her — sagte er zu Fraschini, der der Unterhaltung beiwohnte — führte den gefeierten Tenor in das anstoßende Zimmer, sprach ein paar Minuten mit ihm, und die beiden traten handelseinig bei Verdi wieder ein.

— Jetzt fahre ich nach Rom — schloß Jacovacci beim Abschied — und ich werde mich schon mit der Censur, mit dem Cardinal-Gouverneur, ja, selbst mit Seiner Heiligkeit, wenn es notwendig sein sollte, verständigen. Innerhalb acht Tagen erhalten Sie, lieber Maestro, das Textbuch mit allen denkbaren Stempeln und Bewilligungen zurück.

So geschah es und am 17. Februar 1859 errang „Ballo in maschera“ im Apollotheater einen durchschlagenden Erfolg. Das Publikum belohnte den Maestro ostentativ für die durch polizeiliche Willkür ihm entstandenen Plackereien. Es geschah dies am Vorabend des Nationalkrieges für die

*) Und dies, obschon damals das Drama „Gustav III.“ überall in Italien unbeanstandet aufgeführt wurde!

Digitized by Google

Einigung und eigentlich bedeutete der Zuruf „Viva Verdi“ seit der ersten Aufführung von „Ballo in maschera“ „Viva Vittorio Emanuele Re D'Italia!“

In diesen Briefen löst Verdi selbst die Frage der Vaterschaft des Textbuches von „Ballo in maschera“. Wie es unter den obwaltenden Umständen bis zum heutigen Tage Piave unterschoben werden konnte ist ein Rätsel. Erstaunlich ist auch die Verschwiegenheit aller dabei Beteiligten. Es ist behauptet worden, daß Somma sich mit Verdi, wegen der vielen, der Zensur zuliebe vorgenommenen Änderungen überworfen und nicht gestattet hätte, daß sein Name als Verfasser angegeben würde. Dies stimmt jedoch nicht. Die Freundschaft zwischen Verdi und Somma dauerte ungetrübt bis zu dem im Jahre 1864 erfolgten Tode des Dichters.

Der letzte Brief von Verdi an Somma, mit welchem auch ich hier schließe, zeugt, daß sie noch vier Jahre nach dem Erfolg des „Ballo in maschera“ in Korrespondenz standen, daß gerade Somma es war, der die Mitarbeiterschaft mit Verdi weiter zu führen geneigt war.

Busseto, 17. Dezember 1863.

Mein lieber Somma!

Das Sujet des Ivan kenne ich gut. Es ist großartig, wunderschön, wirksam, jedoch ist es ein Sujet, das ich nicht nachfühlen kann, und wenn ich auch die Musik dazu schreiben wollte, würde ich Ihnen keinen guten Dienst erweisen und nicht einmal meine Interessen wahrnehmen. Übrigens denke ich in diesem Augenblick gar nicht an's Komponieren, und sollte ich später daran denken, so habe ich in meiner Mappe mehrere Textbücher, darunter Ihren großartigen „König Lear“. Ich danke Ihnen jedenfalls, daß Sie an mich gedacht haben, und bitte mich freundlichst zu entschuldigen, daß ich auf Ihr Anerbieten nicht eingehen kann. Sollte Vigna in Venedig sein, so sagen Sie ihm, daß ich noch unter den Lebenden weile und ihn grüßen lasse. Peppina erwidert Ihre Grüße; ich drücke Ihnen herzlichst die Hand und verbleibe in unveränderlicher Anhänglichkeit G. Verdi.

Der Grund für die Scheu Sommas, sich öffentlich als Verfasser des Buches von „Ballo in maschera“ zu bekennen, ist viel natürlicher, viel sympathischer. Es geschah, weil er sich darauf beschränkt hatte, den „Gustav III.“ von Auber (Textbuch von Scribe), wie schon früher Mercadante in seiner Oper „Il Regente“ getan hatte, nachzudichten, und sich mit fremden Federn nicht schmücken wollte. Pascolato führt in seiner fesselnden Vorrede zu den Verdischen Briefen den Beweis, daß diese drei Operntexte bis in die kleinsten Details, ja, sogar bis auf ganze Stellen und einzelne Verse genau übereinstimmen. Übrigens hatte sich schon Bellini zu demselben Sujet hingezogen gefühlt. Er nennt es „ein herrliches Sujet, fesselnd, wechselreich, und dazu auf geschichtlichem Hintergrund“. Charakteristisch ist es für die damals in Italien herrschende Stimmung, daß Bellini die Schwierigkeiten richtig vorahnte, die ein Vierteljahrhundert später von der Zensur Verdi in den Weg gelegt werden sollten, denn er fügte hinzu: Wir werden Richard, falls der Zensur so viel an seinem Leben liegt, nicht umbringen lassen, die Situationen sind aber schön, wunderschön, und was noch mehr ist, neu.

Digitized by Google

Die Quarantäne.

Von **August Strindberg.**

Sie waren geflohen, hatten die übliche beinahe gesetzmäßige Flucht unternommen. Und es ging ein Aufschrei durch die Gesellschaft; die Menschen faßten sich nach der Herzgegend, schauderten, beklagten, verurteilten, je nachdem. Man ahnte das furchtbare Trauerspiel das ausgespielt war; zwei Herzen die zerrissen waren, zwei Familien die nun gegen einander rasten; der verlassene Mann und das verlassene Kind; ein verwüstetes Heim, eine vernichtete Laufbahn, verwickelte Geschäfte die nicht geordnet werden konnten; gebrochene Freundschaftsverbindungen.

Es saßen zwei Herren in einer Kneipe und durchstöberten die Sache.

— Aber warum mußten sie fliehen? Das finde ich nicht säuberlich!

— Im Gegenteil! Ich finde, gewöhnliche Schamhaftigkeit fordert, daß sie dem unbescholtenen Gatten das Feld überlassen; dann braucht er sie wenigstens nicht auf der Straße zu treffen. Übrigens ist es ehrlicher sich scheiden zu lassen als in unerlaubter Verbindung zu leben.

— Aber warum können sie nicht Treu und Glauben und Eid halten? Wir halten fürs Leben aus, wir, in Lust und Leid . . .

— Ja, und wie es nachher aussieht! Wie ein altes Vogelnest im Herbst. Andere Zeiten, andere Sitten!

— Aber schrecklich ist es jedenfalls!

— Nicht am wenigsten für die Geflohenen! Jetzt beginnt *Seins*! Er der alle Folgen auf sich nahm. Jetzt bekommt er das Seine!

— Und sie das Ihre!

* * *

So war die Geschichte. Die jetzt getrennten Gatten hatten vor drei Jahren sich in einem Badeorte getroffen, und unter völlig normalen Verhältnissen alle Stadien der Verliebtheit durchlaufen. Sie entdeckten, wie gewöhnlich, daß sie eigens dafür geboren waren sich zu finden und die Wanderung Hand in Hand zu machen. Um ihrer würdig zu werden, legte er alle unschönen Gewohnheiten ab, verfeinerte seine Sprache und seine Sitten, und er sah in ihr eine Gottgesandte, die ihm die Augen öffnete und nach oben zeigte.

Die gewöhnlichen Schwierigkeiten beim Aufgebot überwand er, durchaus überzeugt, daß diese Schwierigkeiten da seien, damit er Gelegenheit habe, seinen Mut und seine Stärke zu zeigen.

Die schändlichen anonymen Briefe, die Verlobungen zu folgen pflegen, lasen sie zusammen und steckten sie in den Ofen. Sie weinte allerdings über die Bosheit der Menschen, aber er sagte, es müsse so sein um ihren Glauben zu prüfen. Und sie glaubten an einander.

Digitized by Google

Die Verlobungszeit war ein einziger großer Rausch. Er versicherte, er brauche nicht mehr zu trinken, denn ihre Anwesenheit mache ihn buchstäblich trunken. Ein einziges Mal konnten sie das Schauerliche in der Einsamkeit fühlen, die sie umschloß, als ihre Freunde sie verließen, da sie sich für überflüssig hielten.

— Warum scheuen uns die Menschen? fragte sie eines Abends, als sie zur Stadt hinaus wanderten.

— Darum, antwortete er, weil die Menschen fliehen, wenn sie das Glück sehen.

Sie merkten nicht, daß sie selbst dem Umgange auswichen, denn das taten sie; und er besonders zeigte eine wirkliche Furcht, alten Jugendfreunden zu begegnen. Denn sie erschienen ihm wie Feinde, und er sah ihr skeptisches Grinsen, das allzu leicht zu verdolmetschen war. „Sieh nun ist er fest! Daß sich der alte Schelm auch dupieren lassen konnte!" U. s. w.

Die Junggesellen waren nämlich der Ansicht, damals wie jetzt, die Liebe sei ein Schelmenstück, das früher oder später mit Entlarvung enden müsse.

Ihr Gespräch hielten sie immer über den Kleinigkeiten des Alltagslebens, und sie lebten, wie man richtig sagt, nicht auf der Erde. Aber dann kam der Schauder über die Einsamkeit, die sie umschloß und sie zusammen trieb. Und da versuchten sie auszugehen, teils aus Bedürfnis ihr Glück zu zeigen, teils um sich zu beruhigeu. Aber wenn sie nach dem Theater ins Restaurant eintraten, und sie vor dem Spiegel des Vorzimmers ihr Haar ordnete, hatte er eine Empfindung als schmücke sie sich für die „fremden Herren". Und wenn sie an einen Tisch kamen, verstummte er sofort, denn ihr Gesicht nahm einen neuen Ausdruck an, einen Ausdruck, den er nicht kannte. Ihre Augen schienen Blicke von den „fremden Herren" zu parieren. Sie wurden alle beide stumm, und sein Gesicht drückte die höchste Angst aus.

Es war ein tristes Souper, und sie gingen bald.

Als sie hinaus gekommen waren, fragte sie, etwas verstimmt über die Enttäuschung:

— Bist du böse auf mich?

— Nein, meine Freundin, ich kann nicht böse auf dich werden! Aber ich blute inwendig, wenn ich sehe wie fremde Junggesellen dich mit ihren Blicken verunreinigen.

Und damit hörte der Besuch von Restaurants auf.

* * *

Die Wochen vor der Hochzeit waren mit der Einrichtung der Wohnung ausgefüllt worden. Sie hatten Teppiche und Gardinen diskutiert, Handwerker und Ladeninhaber empfangen, und mithin waren sie von ihren hohen Höhen herabgesunken. Jetzt wollten sie ausgehen und sich davon lüften.

Und sie wanderten. Aber unter diesem drohenden Schweigen, wo die Köpfe leer erscheinen und wer zwischen einem geht. Er versuchte sich aufzuschwingen und sie zu erheben, aber es ging nicht.

— Ich hänge so schwer an dir, sagte sie, und ließ seinen Arm los.

Er antwortete nicht, denn er empfand wirklich eine Erleichterung.

Das verletzte sie und sie zog sich nach der Hauswand zurück. Das Gespräch war zu Ende und sie befanden sich bald vor ihrer Tür.

— Gute Nacht! sagte sie kurz.

— Gute Nacht! antwortete er ebenso kurz, und sie trennten sich, sichtlich

Digitized by Google

zu beiderseitiger Zufriedenheit. Ohne einen Kuß im Torweg, und ohne daß er draußen vor der Glasscheibe stehen blieb, um ihre feine Gestalt sich in weichen Linien die erste Halbtreppe hinauf bewegen zu sehen.

Als er die Straße hinaufging, war sein Gang elastisch und er atmete tief, frei. Er war von etwas Drückendem befreit, das doch drei Monate lieblich gewesen. Er sammelte sich, fand seine Gedanken wieder von — einer Vergangenheit, die nun stark und aufrichtig erschien. Er flog vorwärts und sein Ich schwoll, während er die beiden Arme sich wie Flügel bewegen fühlte.

Daß es aus war darüber hegte er keine Zweifel; aber er sah keine Ursache, fühlte keinen Schmerz, stand nur klarwach vor einem Faktum, das er hinnahm ohne zu zögern.

Als er an seine Tür kam, traf er einen alten Freund, welchen er ohne weiteres unter den Arm nahm und einlud das einfache Souper zu teilen und zu plaudern. Der Freund sah erstaunt aus, aber folgte die Treppe hinauf.

Sie aßen und tranken, rauchten und plauderten bis Mitternacht, und sie sprachen von allen Dingen der Welt; alten Erinnerungen und Staatsangelegenheiten und Ökonomie. Nicht ein Wort oder eine Andeutung von seiner Verlobung oder Verheiratung. Es war ein äußerst angenehmer Abend, und er war drei Monate in der Zeit zurückgegangen. Er machte die Beobachtung, daß seine Stimme ihren männlichen Klang wieder annahm, daß er gerade heraus sprach, wie die Gedanken kamen, ohne die Mühe zu haben, die scharfen Ecken der starken Worte abzuschleifen, ohne unterstreichen zu müssen, oder ausgleichen um nicht zu verletzen. Er glaubte sich wiederzufinden, eine Zwangsjacke abgeworfen, eine Maske abgelegt, und gewonnen zu haben.

Er begleitete den Freund hinunter um die Hausthür zu öffnen.

— Nun, du wirst dich in acht Tagen verheiraten! sagte der Freund, und sehr richtig mit diesem skeptischen Grinsen.

Das war als hätte er auf einen Knopf gedrückt, und die Tür schlug als Antwort zu.

Als er auf seine Zimmer hinauf kam, wurde er von Ekel erfaßt: deckte ab, ränmte auf, kehrte aus, öffnete die Fenster und — — — dann ging es ihm auf, was er verloren hatte und wie er gesunken war.

Er glaubte seiner Braut untreu gewesen zu sein, weil er seine Seele einem anderen gegeben hatte, mochte es auch nur ein Mann sein! Er hatte etwas verloren, das besser war als was er zu gewinnen geglaubt hatte; und was er wiedergefunden, war bloß sein altes, selbstsüchtiges, rücksichtsloses, bequemes Alltagsich! mit seiner Roheit und seiner Unsauberkeit, das der Freund schätzte, weil es zu seinem eigenen stimmte.

Und nun war es aus, für immer gebrochen! Die große Einsamkeit würde anheben, das häßliche Junggesellenleben würde von neuem beginnen.

Sich hinzusetzen und einen Brief zu schreiben, fiel ihm nicht ein, denn er fühlte, daß es nutzlos war. Darum suchte er sich zu ermüden um in Schlaf zu kommen, bespülte seinen ganzen Körper mit kaltem Wasser und ging feucht zu Bett. — Die kleine Ceremonie mit dem Aufziehen der Uhr machte heute Nacht einen besonderen Eindruck auf ihn. Alles mußte in der Nacht erneuert werden, sogar die Zeit. Vielleicht brauchte die Liebe seiner Braut nur die Ruhe einer Nacht, um von neuem wieder zu beginnen!

* * *

Digitized by Google

Als er am folgenden Morgen erwachte, schien die Sonne in das Zimmer. Eine unbeschreibliche Ruhe hatte sich auf sein Gemüt gelegt, und er fand, das Leben sei gut wie es ist, ja es sei besser heute, denn seine Seele fühlte sich wieder zu Hause nach einem langen Ausflug.

Er kleidete sich an und ging auf sein Kontor. Öffnete die Post, las die Zeitung und war fortwährend vollkommen ruhig. Aber diese unnatürliche Ruhe fing schließlich an ihn zu beunruhigen. Er fühlte eine steigende Angst und ein Nesselbrennen am ganzen Körper. Der leere Raum fing wieder an sich zu füllen — mit ihrer Seele — das Band wurde gespannt, und der Strom geschlossen. — Es war nicht aus, nur eine Unterbrechung in der Leitung, und jetzt stürmten die Erinnerungen auf ihn ein, alles Schöne und Große das sie erlebt hatten, alle hohen Gefühle und großen Gedanken die sie zusammen erzeugt hatten, diese ganze Traumwelt, in welcher sie gelebt und die so ungleich dieser Prosa war in der sie nun saßen.

In seiner Verzweiflung und um seine Gefühle zu verbergen, griff er nach der Korrespondenz und fing an Briefe zu beantworten, ruhig, ordentlich und klar. Angebote wurden unter den und den Bedingungen angenommen, aus den und den Gründen abgeschlagen. Kaffee und Zucker, Börsennotierungen und Wechselkonto, alles behandelte und ordnete er mit einer Klarheit und Entschlossenheit wie nie vorher.

Ein Kontorist überreichte ihm einen Brief, der, wie er sofort sah, von ihr war.

— Der Bote wartet auf Antwort! sagte der Gehilfe.

Ohne vom Pult aufzusehen, hatte sich der Großhändler in einer Sekunde entschlossen und antwortete:

— Der Bote soll nicht auf Antwort warten!

Er hatte in dieser Sekunde sich sagen können: Explikationen, Vorwürfe, Anklagen! Was kann ich darauf antworten. Und der Brief blieb uneröffnet liegen, während die geschäftliche Korrespondenz mit stürmischer Schnelligkeit weiter ging.

* * *

Als sich die Verlobte am vorhergehenden Abend von ihm getrennt hatte, war ihr erstes Gefühl Zorn gewesen. Zorn darüber daß er, der Großhändler, sie zu verschmähen gewagt hatte. Sie war nämlich aus einer Beamtenfamilie und hatte von einer Stellung in der Gesellschaft geträumt.

Das hatte sie so allmählich unter den Eindrücken seiner treuen warmen Liebe vergessen. Und da er niemals müde wurde ihr zu sagen, welchen erhebenden Einfluß sie auf ihn ausübe, und da sie selbst sah, wie er sich unter ihrer Hand verfeinerte und verschönte, fühlte sie sich selbst als höheres Wesen. Seine stetige Verehrung feuerte ihr Selbstgefühl an, und sie wuchs und blühte in dem Sonnenschein den seine Liebe verbreitete. Als der jetzt auf einmal erlosch, wurde es dunkel und kalt um sie her, und sie fühlte sich zu ihrer ursprünglichen Unbedeutendheit niedersinken, zusammenschrumpfen und schwinden. Diese Entdeckung, daß sie der Raub eines Irrtums gewesen und daß seine Liebe die Ursache für das neue Leben und die Vergrößerung ihrer Persönlichkeit war, weckte ihren Haß gegen ihn, der ihr einen so bestimmten Beweis davon gegeben hatte, daß sie durch ihn und seine Liebe existierte. Und als er nicht mehr Geliebter war, wurde er nur der Großhändler den sie nicht achtete.

— So einer der Kaffee und Zucker verkauft! sagte sie sich, als sie einschlief, den kann ich gegen einen besseren vertauschen!

Digitized by Google

Aber als sie nach einer traumlosen Nacht erwachte, fühlte sie die ganze Schmach verlassen zu sein. Eine gebrochene Verlobung nach dem zweiten Aufgebot würde immer einen Schatten über ihr Leben werfen und den Tausch des Mannes erschweren.

In voller Bosheit setzte sie sich hin um den Brief zu schreiben, worin sie in stolzem, verletzendem Ton eine Erklärung verlangte, und zugleich forderte sie einen Besuch.

Als der Bote mit dem Bescheid wiederkam daß er keine Antwort brächte, geriet sie in Raserei und machte sich zum Ausgehen bereit. Sie wollte ihn auf seinem Kontor aufsuchen, wohin sie noch nie ihren Fuß gesetzt hatte, und sie wollte unter den Augen seiner Leute das gebräuchliche Ringwerfen durchs Zimmer ausführen und ihm zeigen, wie tief sie ihn verachte. Und damit ging sie!

Sie stand vor der Tür und klopfte. Aber da niemand öffnete oder antwortete, trat sie ein und kam in ein Vorzimmer. Durch die Glasscheibe der inneren Tür sah sie ihren Verlobten, wie er sich über das gewaltige Hauptbuch neigte, das Gesicht von Ernst und Anstrengung gespannt. Sie hatte ihn noch nie bei der Arbeit gesehen, und in der Arbeit ist jeder Mensch, auch der geringste, imponierend. Die heilige Arbeit, die den Menschen zu dem macht, was er ist, verlieh seiner ganzen Gestalt diese Würde der gesammelten Kraft, und sie wurde von einem Gefühl der Achtung ergriffen, von dem sie nicht los kam.

Er sah gerade im Hauptbuch die letzte Ausgabe zur Wohnungseinrichtung durch. Es waren genau seine Ersparnisse während der letzten zehn Jahre, in denen er selbst Geschäfte getrieben hatte, und ohne kleinlich zu sein, dachte er mit Kummer und Bitterkeit, daß all das nun fortgeworfen war. Er seufzte und ließ die Blicke zur Seite gleiten um die sprechenden Ziffern nicht zu sehen. Da — bemerkte er auf einmal hinter der Glasscheibe der Tür, gleich einem Pastell im Rahmen, ein bleiches Gesicht mit zwei großen Augen, die er kannte und aus welchen Schmerz und Mitleid strahlten. Er erhob sich und blieb stehen, achtungsvoll, mit einem großen männlichen, stummen Kummer, fragend, bebend. Da sah er in ihren Blicken, wie die fortgekommene Liebe zurückgekehrt war, und damit war alles gesagt!

Als sie nach einer Weile auf dem Schiffsholm dahin wanderten, glücklich wie nie vorher, fragte er:

— Was kam uns gestern bei? (Er sagte immer wir, um nicht die Rede darauf zu bringen wer die Schuld habe.)

— Ich weiß nicht; ich kann es nicht erklären, aber es war das Schrecklichste was ich erlebt habe! — Das tun wir nicht wieder!

Nein, das tun wir niemals wieder. Und jetzt, Ebba, ist es fürs ganze Leben! Du und ich!

Sie drückte seinen Arm, völlig überzeugt davon, daß nach dieser Feuerprobe nichts in der Welt sie trennen könne, so weit es von ihnen abhänge!

* * *

Und sie waren getraut. Statt nun ihre Seligkeit in dem schönen reinen Heim zu verbergen, setzten sie sich auf einen Zug unter fremde, gleichgiltige, neugierige und geradezu feindliche Menschen. Und dann zogen sie von Hotel zu Hotel; wurden bei den Table-d'hôtes begafft und bekamen Kopfschmerz in

Digitized by Google

Museen, so daß sie, wenn der Abend kam, vor Müdigkeit stumm und durch Mißgeschicke verstimmt dasaßen.

Aus seiner Arbeit und seiner Umgebung herausgerissen, hatte der wirksame Mann Muße sich zusammenzunehmen. Und wenn seine Gedanken zu dem Geschäft zurückgingen, das er in fremden Händen gelassen hatte, wurde er unaufmerksam und langweilig. Sie verlangten beide nach der Häuslichkeit, aber schämten sich umzukehren und mit Spötteleien empfangen zu werden.

Die erste Woche hatten sie die Zeit damit ausgefüllt, daß sie von ihren Erinnerungen an die Verlobungszeit sprachen; die zweite Woche sprachen sie von den Reiseerinnerungen der ersten Woche. Sie lebten also niemals im Jetzt sondern im Damals. Er hatte immer, wenn die toten Punkte kamen oder wenn das Schweigen sich einfand, sie damit getröstet, daß der Umgang leichter werden würde, wenn sie einen Fonds gemeinsamer Erinnerungen gesammelt und wenn sie den gegenseitigen Antipathien ausweichen gelernt hätten. Jetzt hatten sie indessen aus Rücksicht die gegenseitigen Antipathien ertragen, kleine Eigenheiten und Schwächen unterdrückt, wie ja wohl erzogene Menschen zu tun pflegen. Aber das hatte einen Zwang und eine ermüdende Wachsamkeit erzeugt, und die Zeit war nun da für die großen Entdeckungen. Da er mehr Selbstbeherrschung besaß, hütete er sich zu viel zu sagen, sondern steckte die eine Neigung und Gewohnheit nach der anderen in den Sack, während sie all die ihren entblößte. Da er sie liebte, wollte er ja angenehm sein, und darum lernte er schweigen. Schließlich war sie mit den Gewohnheiten, Unarten, Eigentümlichkeiten und Vorurteilen ihrer Familie in sein Leben gekrochen, so daß er anfing ein Gefühl zu haben als würde er verdünnt, vernichtet.

Eines Abends wurde die Frau von einem plötzlichen Verlangen überfallen gut von ihrer Schwester zu sprechen, einer verabscheuenswerten Koketten, die der Mann haßte, weil sie seine Verlobung aus eigennützigen Gründen hatte brechen wollen. Er hörte mit achtungsvollem Schweigen zu, murmelte dann und wann einen undeutlichen Beifall. Schließlich stieg der Ruhm zum Lobgesang, und trotzdem der Mann die Pietät seiner Frau Verwandten gegenüber besonders schön fand, konnte er nicht so in ihre Haut eintreten, daß er mit ihren Augen sah. Darum verstummte er, doch auf die Art die mehr sagt als klare Worte. Und dieses Verstummen war immer von einem Kauen mit den Lippen und einem starken Schwitzen begleitet. Alle unterdrückten Worte und Ansichten hatten durch die Bewegungen mit den Lippen einen stummen Ausdruck angenommen — er „markierte“ nur, wie die Schauspieler es nennen — und die Atemzüge, die nicht zur Wortbildung konsumiert wurden, wurden durch die Nase hinausgeschnauft. Die Schweißporen öffneten sich gleichzeitig, ebenso viele Sicherheitsventile für unterdrückte Gefühle, und es wurde wirklich ungemütlich ihn bei Tisch zu haben.

Die junge Frau verbarg ihre Unlust nicht, denn sie befürchtete keine Revanche. Sie machte eine sehr häßliche Geste, die immer eine Frau schlecht kleidet; sie faßte sich mit zwei Fingern an die Nase, um sich gegen schlechten Geruch zu wehren. Und gleichzeitig wandte sie sich, um an die Gäste zu appellieren, ob sie nicht Recht hätte.

Der Mann wurde weiß im Gesicht, erhob sich und ging hinaus. Es saßen Gäste rings herum, die die rohe Szene gesehen hatten.

* * *

Digitized by Google

Als er auf die Straßen der fremden Stadt hinauskam, knöpfte er die Weste auf und atmete. Und dann dachte er seine eigenen Gedanken, ohne Rücksicht.

— Ich werde Heuchler, aus lauter Rücksicht. Es wird Lüge auf Lüge geschichtet, und es muß eines Tages zusammenstürzen! — Welches rohe Weib, von dem ich zu lernen und zu einem feineren Wesen erzogen zu werden glaubte. Gesichtstäuschungen und Betrügerei! Diese ganze Liebe war nur ein Schelmenstück, um einem das Gesicht zu verkehren!

Darauf suchte er sich vorzustellen, was nun im Eßsaal geschah. Sie würde weinen und mit den Augen an die Gäste appellieren, ob sie nicht unglücklich genug mit einem solchen Manne sei. Sie pflegte nämlich immer bei den Table-d'hôtes mit den Augen an die Gäste zu appellieren: und wenn er eine Antwort von ihr erwartete, richtete sie immer die Blicke auf die Versammelten, als ob sie nach Hilfe gegen den Unterdrücker riefe. Er wurde nämlich immer als der Tyrann behandelt, obgleich er aus gutem Willen sich zu ihrem Sklaven gemacht hatte . . . Nichts half!

Er befand sich unten am Hafen und bekam das Badehaus zu Gesicht . . . gerade danach verlangte er. Und bald hatte er sich kopfüber ins Meer geworfen, schwamm hinaus, weit in die Dunkelheit hinein. Seine von Mückenstichen und Brennnesseln gepeinigte Seele konnte sich kühlen, und er hatte ein Gefühl als ließe er ein Kielwasser von Schmutz hinter sich. Dann legte er sich auf den Rücken und sah über sich das Sternengewölbe, aber im selben Augenblick hörte er ein Rauschen und Plätschern hinter sich. Es war ein großer Dampfer der herein kam, und auf Leben und Tod mußte er sich aus dem Wege kämpfen. Steuerte nach dem Strande, der mit Laternen garniert war, sah das erleuchtete Hotel . . .

Als er angekleidet war, empfand er nur eine unendliche Trauer, die Trauer um das verlorene Paradies. Und damit war alle Bitterkeit fort.

* * *

In dieser Gemütsstimmung kam er in sein Zimmer hinauf und fand seine Frau am Schreibtisch. Sie erhob sich und warf sich ihm in die Arme, ohne ein Wort um Verzeihung, natürlich — das verlangte er nicht und das konnte sie nicht, denn sie wußte nicht, das sie etwas Böses getan hatte. Sie setzten sich nieder, und sie weinten zusammen über die verlorene Liebe: denn daß sie gegangen war, daran war nicht zu zweifeln. Aber sie war ohne ihren Willen gegangen, und sie betrauerten sie zusammen wie einen geliebten Toten, welchen sie nicht getötet, aber auch nicht retten konnten. Sie standen vor einem Faktum, über das sie keine Macht hatten. Die Liebe, der gute Genius, der alles Kleine vergrößert, der alles Alte und Häßliche verjüngt und verschönert, hatte sie verlassen, nnd die ganze Alltäglichkeit des Erdenlebens stand nackt vor ihnen.

Aber daß sie sich trennen sollten oder getrennt waren, fiel ihnen nicht ein. Denn siehe da, sie hatten durch die Trauer etwas Gemeinsames bekommen, etwas das sie zusammenhielt. Aber sie trafen sich auch in einem gemeinsamen Harm gegen das Schicksal, das sie beide um ihre besten Gefühle betrogen hatte. Eines so starken Gefühls wie Haß waren sie nicht mächtig in der Zerknirschung in der sie schwammen. Nur Harm und Verdruß empfanden sie; und das Schicksal wurde der Sündenbock und der Ableiter.

Digitized by Google

So einig und so verständnisvoll hatten sie bisher nie mit einander gesprochen, und während ihre Stimmen einen liebevollen Tonfall bekamen, blieben sie bei einem Entschluß stehen: zurückzukehren und den Einzug in die Häuslichkeit zu halten. Jetzt sprach er sich warm bei dem Gedanken an die Häuslichkeit, wo man alle bösen Einflüsse ausschließen konnte und wo Frieden und Eintracht herrschen würden. Darauf sprach sie eine Weile, vom selben Thema, und mit gleicher Wärme, bis sie ihre Trauer vergessen hatten.

Und als sie sie vergessen hatten, lächelten sie, wie früher, und siehe, da war die Liebe wieder da, und sie war gar nicht tot; auch das war eine Täuschung, und der ganze Kummer auch!

* * *

Er hatte die Verwirklichung seines Jugendtraumes von einer Gattin und einem Heim erreicht, und acht Tage lang glaubte die junge Frau auch daß ihr Traum erfüllt sei. Aber am neunten Tage wollte sie aus.

— Wohin? fragte er.

— Sag selbst!

Nein, er mußte es sagen!

Er schlug die Oper vor. Aber da wurde Wagner gespielt und den ertrug sie nicht. Das Theater? Nein, da wurde Maeterlinck gegeben und der war albern. Die Operette wollte er nicht sehen, weil da regelmäßig lächerlich gemacht wurde, was ihm nun heilig war. Den Zirkus auch nicht; nur Pferde und sonderbare Frauenzimmer.

So wurde hin und her diskutiert, und man entdeckte unter der Hand eine große Menge Verschiedenheiten in Geschmack und Grundsätzen. Um ihr zu Gefallen zu sein, schlug er die Operette vor; aber sie wollte das Opfer nicht annehmen. Er schlug vor, sie sollten eine Gesellschaft geben, aber da entdeckten sie daß sie keine einzuladen hatten, denn sie hatten sich von ihren Freunden getrennt, und die Freunde von ihnen.

So saßen sie da, noch in Eintracht, und erwogen zusammen ihr Schicksal, ohne noch mit den Beschuldigungen begonnen zu haben.

Sie blieben zuhause sitzen und langweilten sich.

* * *

Am folgenden Tag wiederholte sich dieselbe Geschichte. Jetzt wußte er, daß es sein Glück galt; er faßte sich darum ein Herz, und sagte freundlich aber bestimmt: zieh dich an, dann gehen wir in die Operette. Sie strahlte, zog ihr neues Kleid an und war bald fertig. Da wie er sie froh und schön sah, fühlte er einen Stich im Herzen; still denkend: jetzt lebt sie auf, wo sie sich für die anderen kleiden darf, nicht für mich. Und als er sie dann nach dem Theater führte, glaubte er eine fremde Dame zu leiten, denn ihre Gedanken waren bereits im Theatersalon, der ihre Bühne war, wo sie auftreten sollte, und wo sie nunmehr auftreten konnte, ohne beleidigt zu werden, da sie unter dem Schutze ihres Mannes stand.

Da sie bereits ihre gegenseitigen Gedanken hörten, verwandelte sich auf dem Wege dieses Fremde in etwas Feindliches, und sie verlangten danach bald da zu sein, um den Ableiter zu finden, obwohl es ihm war als ginge er zu seiner Hinrichtung.

Digitized by Google

Als sie an die Kasse kamen, gab es nicht ein Billet mehr. Da verwandelte sich ihr Gesicht, und als sie ihn ansah und einen Zug der Befriedigung zu bemerken glaubte — der vielleicht unter der Gesichtshaut vorhanden war — brach sie aus:

— Das freut dich!

Er wollte es leugnen, aber konnte nicht, denn es war wahr.

Jetzt, auf dem Heimweg, war es ihm als schleppte er eine Leiche und eine feindliche dazu.

Daß sie seinen sehr natürlichen aber von Opferwilligkeit unterdrückten Gedanken entblößt und ausgesprochen, verletzte ihn wie eine Roheit, denn man hatte kein Recht die gegenseitigen Gedanken zu bestrafen. Er hätte es leichter ertragen, wenn sie ihm die Schuld gegeben, daß keine Billetts mehr da waren, er war bereits daran gewöhnt, der Sündenbock zu sein. Aber jetzt trauerte er nur, über sein verlorenes Glück, und auch darüber, daß er nicht die Fähigkeit besaß, sie zu unterhalten.

Als sie wieder merkte, daß er nicht böse wurde, sondern nur traurig, verachtete sie ihn.

Während eines drohenden Schweigens kamen sie heim. Sie ging sofort in ihre Schlafkammer und schloß die Tür.

Er hatte sich in den Saal gesetzt, wo er Lampen und Lichter angezündet, denn es war ihm, als schlösse sich die Dunkelheit um ihn.

Da hörte er einen Schrei aus der Schlafkammer, einen Kinderschrei, aber wie von einem erwachsenen Kinde. Und als er herein kam, sah er ein Gesicht — das sein Herz entzwei riß. Sie lag auf den Knieen, die Hände zu ihm hinauf gestreckt, und jammerte unter Tränen.

— Sei nicht böse auf mich, sei nicht hart, du tötest das Licht bei mir, du erstickst mich mit deiner Strenge, ich bin ein Kind, das ans Leben glaubt und Sonne haben muß . . .

Er konnte keine Antwort finden, denn ihr Ausdruck war wahr. Und er konnte sich nicht verteidigen, denn das hieße ihre Gedanken anklagen und das durfte er nicht.

Stumm vor Verzweiflung ging er in sein Zimmer und fühlte sich vernichtet. Er hatte ihre Jugend geplündert, er hatte sie eingeschlossen, er hatte die Jugendfreude mit den Wurzeln ausgerissen. Er besaß nicht das Licht das diese zarte Blume forderte, und sie schwand unter seiner Hand dahin. Diese Selbstvorwürfe brachen alles Vertrauen nieder, das er zu sich selbst gehabt hatte; er fand sich ihrer Liebe unwürdig, der Liebe eines jeden Weibes, und er glaubte ein Mörder zu sein, der ihr Glück getötet.

Nachdem er alle Gewissensqualen durchlitten hatte, fing er an sich mit Ruhe und nüchternem Verstand zu untersuchen. — Was habe ich getan? fragte er sich! was habe ich ihr getan? — Alles Gute, was ich gekonnt habe: ich habe ihr in Allem den Willen getan. Ich wollte ungern des Abends ausgehen, wenn ich nach der Arbeit des Tages heimgekommen; und ich wollte keine Operette sehen. Eine Operette war für mich eine gleichgiltige Sache, aber jetzt ist sie mir widrig, nachdem ich durch die Liebe zu dieser Frau in eine andere Gefühlswelt hineingekommen bin, die ich nicht zögere besser zu nennen! Wie närrisch: ich lebte in der Vorstellung, daß sie mich aus dem Sumpf zöge, aber sie zieht mich ja hinunter, sie hat mich ja die ganze Zeit hinunter gezogen. Dann ist es nicht sie, sondern meine Liebe die hinauf zieht, denn es gibt ein Oben und ein Unten! Ja, er hat recht der Alte, der sagte: „Der Mann verheiratet sich, um heim zu kommen, das Weib verheiratet sich, um hinaus zu kommen." Das Heim ist nicht für das Weib, sondern für den Mann — und

Digitized by Google

das Kind. Alle Frauen klagen, im Hause eingeschlossen zu sein, und meine auch, obgleich sie den ganzen Vormittag frei herum geht, auf Visiten, in Cafés, in Läden . . .

Er fing an aus der Situation zu kommen und befand sich auf der Seite, wo die Schuld nicht stand. Aber da sah er wieder den herzzerreißenden Anblick, wie das junge Weib auf den Knieen lag und mit gerungenen Händen ihn bat, nicht die Freude und die Jugend mit seiner Härte zu töten. Da er selbst nicht Komödie spielen konnte, war er so sicher, daß sie nicht gespielt hatte, und er fühlte sich wiederum wie ein Verbrecher, so daß er sich das Leben nehmen wollte, denn nur dadurch daß er existierte, trat er ihr Glück nieder.

Aber dann erhob sich das Rechtsgefühl, denn er hatte kein Recht, die Schuld auf sich zu nehmen, wo er keine hatte. Er war nicht hart, aber er war ein ernster Mann, und sein Ernst hatte gerade den stärksten Eindruck auf das junge Mädchen gemacht und sie bestimmt ihn zu wählen vor anderen leichtsinnigen, jungen Männern. Er hatte ihre Freude nicht töten wollen, im Gegenteil er hatte alles getan, um seiner Gattin die stille Freude der Häuslichkeit zu bereiten; er hatte ihr nicht einmal das zweideutige Vergnügen der Operette verweigern wollen; sondern hatte sich geopfert und sie begleitet. Es war also Nonsens, was sie gesagt hatte, Nonsens! . . . Und gleichwohl, ihr Schmerz war so stark und aufrichtig gewesen. Was war denn das? . . . Jetzt kam die Antwort! Das war der Abschied des jungen Mädchens von der Jugend, der eintreten muß. Er war also ebenso natürlich wie schön, dieser Ausbruch der Verzweiflung darüber, daß der Frühling so kurz ist. Aber eine Schuld hatte er nicht daran, und wenn seine Gattin in vielleicht einem Jahre Mutter würde, so wäre es jetzt an der Zeit von der Mädchenfreude Abschied zu nehmen, um sich auf die hohe Mutterfreude vorzubereiten.

Er hatte sich also nichts vorzuwerfen, und gleichwohl warf er sich alles vor! Mit einem raschen Entschluß riß er sich aus der Betrübnis und ging zu seiner Frau, ebenso fest entschlossen, kein Wort zu seiner Verteidigung zu sagen, denn das hieße ihrer Liebe ein Ende zu machen, sondern sie ganz einfach zur Versöhnung und Abrechnung einzuladen.

Er fand seine Gattin auf dem Punkte, die Einsamkeit satt zu bekommen, und sie hätte die Gesellschaft jedes Menschen angenommen, sogar die ihres Mannes, lieber als daß sie allein geblieben wäre.

Und dann kamen sie überein, eine Gesellschaft zu geben, und seine Freunde und ihre aufzufordern; sie würden schon kommen. Das Bedürfnis nach Hausfrieden und Gemütlichkeit war diesen Abend so gegenseitig, daß sie sich ohne Schwierigkeiten einigten, wer geladen werden sollte und wer nicht. Und damit schloß dieser Tag, während sie eine Flasche Champagner leerten. Der prickelnde Trank löste das Band ihrer Zunge, und nun ergriff sie die Gelegenheit abzurechnen und ihm leichte und scherzhafte Vorwürfe zu machen wegen seines Egoismus und seiner Unartigkeit gegen seine Frau. Sie war so schön, wie sie sich auf Zehen über ihn erhob, und sie wurde scheinbar größer und edler, als sie ihre Fehler von sich auf ihn wälzte, daß er es schade fand sie herunter zu reißen, und darum ging er schlafen, mit allen auf sich genommenen Fehlern und Mängeln beladen.

Als er am folgenden Morgen zeitig erwachte, blieb er still liegen, um über die Ereignisse des vorhergehenden Abends nachzudenken. Und nun verachtete er sich, daß er geschwiegen und sich nicht verteidigt hatte. Jetzt sah er ein, wie ihr ganzes Zusammenleben auf sein Schweigen und die Unterdrückung seiner Persönlichkeit gebaut war. Denn hätte er gestern gesprochen, so wäre sie gegangen — sie wollte immer zu ihrer Mutter gehen, wenn er

Digitized by Google

sie „mißhandelte“, und sie nannte es jedesmal eine Mißhandlung, wenn er müde wurde sich schlechter zu machen als er war. Hier wurde in Falschheit gebaut und eines Tages würde das Gebäude zusammenstürzen, wenn er es wagte, an ihrer Person eine Ausstellung zu machen oder Kritik zu üben. Verehren, anbeten, blind gehorchen, das war der Preis der Liebe; er mußte ihn bezahlen, oder verzichten.

* * *

Die Gesellschaft fand statt. Der Mann als artiger Wirt tat alles um sich selbst auszulöschen und seine Frau vorzuschieben. Seine Freunde, die anständig und wohlerzogen waren, unterhielten die Frau der Reihe nach, mit all der Ehrerbietung, die sie einer jungen Frau schuldig zu sein glaubten. Nach dem Souper wurde Musik vorgeschlagen. Es war nämlich ein Piano im Hause, aber die Frau konnte nicht spielen, und der Herr wollte nicht. Ein junger Arzt übernahm den Auftrag, und da er selbst sein Programm wählen mußte, nahm er zu seinem Favoriten — Wagner. Die Frau wußte nicht was er spielte, aber fühlte sich unlustig bei dem hohen Ernst. Als schließlich der Donner schwieg, saß der Mann unruhig da, denn er konnte ausrechnen, was nun folgen würde. Und es folgte.

Als artige Wirtin mußte sie etwas sagen; ganz einfach danken, war zu kurz, sondern sie fragte was es sei. Jetzt kam es: — Wagner!

Hier kriegte der Mann den Blick den er gefürchtet, und der ihm sagte, daß er ein Verräter sei, der sie vielleicht hatte verlocken wollen aus Unwissenheit „das Schlimmste das sie kannte“ zu loben. In der Verlobungszeit hatte sie allerdings mit Aufmerksamkeit die lange Verteidigungsrede des Verlobten über Wagner angehört, aber gleich nach der Hochzeit hatte sie gerade heraus gesagt, daß sie ihn nicht ertrüge. Darum hatte der Mann auch nie vorgespielt, und sie tat so als wüßte sie nicht, daß er spielen konnte.

Aber jetzt empfand sie es wie eine tückische Überrumpelung, und der Mann erhielt den erwähnten Blick, der ihm sagte was er zu erwarten hatte.

Die Gäste waren gegangen, nnd die Gatten saßen allein da. Er hatte in seinem Heim gelernt, nie anders als gut von eben gegangenen Gästen zu sprechen; lieber schweigen. Sie hatte etwas derartiges wohl auch gehört, aber hier brauchte man sich keine Fesseln anzulegen.

Und jetzt begann eine Kritik, über seine Freunde. Sie waren kurz gesagt, langweilig.

Er kaute schweigend seine Zigarre, denn über Neigung und Geschmack in diesem Falle zu streiten wäre ja unbillig gewesen.

Aber sie fand sie auch unartig. Sie hatte gelernt, junge Männer sollten Annehmlichkeiten sagen. . .

— Wagten sie etwas Unangenehmes zu sagen? fragte er, unruhig, daß sich jemand sollte vergangen haben.

— Nein! nicht direkt.

Und dann kam ein Schauer kleinlicher Ausstellungen, über unrichtig gebundene Kravatten, über eine zu lange Nase, über eine zu schleppende Aussprache, und dann: „so einer der Wagner spielt“.

— Du bist nicht nett! sagte der Mann mit einem lahmen Versuch seine Freunde zu verteidigen.

— Und deine Freunde, an die du glaubst; du hättest hören sollen was ich hörte und was ich sah, Blicke und Worte. Sie sind nur falsch gegen dich. . .

Digitized by Google

Er rauchte weiter und schwieg, aber er dachte daran wie elend er geworden, da er seine erprobten alten Freunde verleugnete, wie kleinlich er gewesen, als er mit den Augen um Verzeihung bat, daß man Wagner gespielt. Und er sprach es in Gedanken gerade heraus, die mit ihrem immer lauteren Geschwätz parallel liefen.

Und er sagte schweigend.

— Du verachtest meine Freunde, weil sie nicht der Frau ihres Freundes die Cour machten, ihr keine Artigkeiten über ihre Körperteile und Kleidung sagten, und du hassest sie weil du fühltest, wie meine Stärke in dem Kreise ihrer Sympathien für mich wuchs. Du hassest sie wie du mich hassest, und jeden anderen Mann hassen würdest der dein Mann wäre.

Sie mußte die Kraft dieser Gedanken gefühlt haben, denn sie fing an in ihrer Suada zu sacken, und als er einen Blick auf sie warf, kam es ihm vor als wenn sie zusammengeschrumpft wäre. Gleich darauf erhob sie sich unter dem Vorwande, daß sie fröre; und ihr Körper zitterte wirklich, und sie hatte rote Flammen auf den Backen.

* * *

Diese Nacht merkte er zum ersten Mal daß er an seiner Seite ein altes, häßliches Weib hatte, das ihr Gesicht mit glänzenden Pomaden emailliert und das Haar wie ein Bauernweib geflochten hatte.

Sie kümmerte sich nicht darum vor ihm schön zu sein, aber sie war bereits cynisch und ungeniert genug sich widrig zu zeigen, indem sie die unschönen Geheimnisse der Toilette entblößte.

— — — — — — — — —

Da war er für einen Augenblick aus der Verzauberung gelöst und dachte an Flucht, dachte so lange bis der Schlaf sich über ihn erbarmte.

* * *

Ein Paar Wochen vergingen unter dumpfem Schweigen. Er konnte nicht davon los kommen, daß es schade um sie sei, und wenn sie müde wurde, so war es ja seine Schuld für den Augenblick, weil er ihr Mann war — für den Augenblick. Gesellschaft zu suchen, war jetzt nicht mehr möglich, nachdem seine Freunde verworfen waren, und an ihren eigenen fand sie keinen Gefallen mehr. Sie versuchten schon auszugehen, jeder nach seiner Seite, aber kehrten immer wieder heim.

— Dir fällt es schwer von mir entfernt zu sein, dennoch! sagte sie, und er antwortete:

— Und dir?

Sie blieb nachgiebig und gleichgiltig, nicht mehr böse, so daß sie sprechen konnten, will sagen, daß er zu antworten wagte.

— Mein Gefangenwärter! sagte sie.

— Wer ist gefangen, du oder ich? antwortete er.

Als sie einsahen daß sie die Gefangenen von einander waren, lächelten sie über das Verhältnis und fingen an die Hexerei zu untersuchen. Und sie gingen zurück und nahmen die Verlobung und die Hochzeitsreise wieder durch. Lebten mithin immerfort im Verflossenen und nie im Jetzt.

Dann kam der große Augenblick, den er als die Befreiung erwartet

Digitized by Google

hatte, die Verkündigung der Schwangerschaft, wo ihr Verlangen ein Ziel bekommen sollte, und sie vorwärts blicken würden statt zurück. Aber auch darin lag eine Enttäuschung.

Jetzt raste sie gegen ihn, denn nun würde ihre Schönheit welken, und es half nicht daß er sie tröstete, daß sie verjüngt und verschönert aufstehen würde, und daß ihr das größte Glück bevorstände. Sie behandelte ihn wie einen Mörder, konnte ihn nicht sehen, denn sein Geruch bereits erregte ihren Abscheu. Um Klarheit in der Sache zu bekommen, fragte er den Arzt des Hauses, und der lachte und klärte ihn darüber auf, daß es subjektive Geruchswahrnehmungen seien, die immer die Grossesse begleiteten, und entweder reine Einbildungen wären oder körperliche Verdrehungen des Sinnes.

Als dies schließlich überstanden war, trat eine gewisse Ruhe ein, eine gewisse, die er schon unvorsichtig genug war zu genießen. Und da er nun sicher war seine Gattin im Hause zu besitzen, zeigte er vielleicht daß er glücklich und dankbar dafür war. Aber das hätte er lassen sollen. Denn nun sah sie die Sache von einem neuen Gesichtspunkt:

— So so, jetzt glaubst du, hast du mich fest, aber warte du bis ich wieder auf bin!

Ein Blick, der die Drohung begleitete, gab ihm zu verstehen was dann kommen würde. Und jetzt begann er einen Kampf mit sich selbst, ob er warten sollte bis das Kind anlangte, oder sich vorher davon machen sollte, um der schmerzlichen Trennung von dem Kinde zu entgehen. Da die Gatten bereits in das nahe Verhältnis eingetreten waren, daß sie die Gedanken des andern hörten, konnte er keine Geheimnisse ihr gegenüber haben, und sie legte sofort Beschlag darauf.

— Ich weiß schon daß du uns zu verlassen und aufs Trockene zu werfen denkst. . .

— Das ist sonderbar, wandte er ein; du bist es ja die die ganze Zeit gedroht hat sich mit dem Kinde auf und davon zu machen, so bald es kommt! Also, wie ich mich auch betrage, ist es verkehrt; bleibe ich, so gehst du, und dann bin ich sowohl unglücklich als lächerlich; gehe ich, so bist du die Märtyrerin, und ich werde sowohl ein Unglücklicher wie ein Elender! So ist es, wenn man sich mit Frauen einläßt.

Wie sie sich die neun Monate durchschleppten, war ihm ein Rätsel, aber die letzte Zeit war am erträglichsten, denn da hatte sie angefangen das ungeborene Kind zu lieben, und mit der Liebe kam die Schönheit, aber eine höhere; und er wurde nicht müde sie zu versichern, daß sie für ihn schöner als jemals sei. Aber sie glaubte er lüge, und als sie merkte, daß er sich in Vorstellungen von einer ewigen Seligkeit in ihrer Nähe einwiegte, brach sie wiederum los.

— Jetzt glaubst du daß du mich hast.

— Meine Freundin, ich glaubte, als wir einander versprachen Gatten zu werden, daß ich dir gehören würde und du mir, und ich hoffte daß wir zusammen halten würden, so daß das Kind in einem Heim geboren und von Vater und Mutter auferzogen werden würde . . .

Und so weiter in Unendlichkeit!

* * *

Digitized by Google

Das Kind kam, und das Glück der Mutter war grenzenlos. Die Langeweile war verschwunden, und der Mann atmete wieder auf, aber das hätte er unmerklicher tun sollen. Denn zwei scharfe Augen sahen es und zwei scharfe Blicke sagten: Du glaubst, ich sei durch das Kind gefesselt!

Am dritten Tage hatte die Kleine den Reiz der Neuheit verloren und wurde zur Pflegerin hinausgebracht. Und darauf wurden Schneiderinnen gerufen. Jetzt wußte er was bevorstand . . .

Von dem Augenblicke ging er wie ein zum Tode Verurteilter umher und wartete auf seine Hinrichtung. Er packte zwei Reisetaschen, die er in seiner Garderobe verbarg, bereit beim gegebenen Zeichen zu fliehen.

Das Zeichen wurde zwei Tage, nachdem die Frau aufgestanden war, gegeben. Sie kleidete sich nämlich in einen neuen Anzug von einem solch prahlenden Schnitt und in Farben die — man Lampenschirm nennt. Er führte sie hinaus, um mit ihr spazieren zu fahren, und er litt so grenzenlos darunter, als er sah, daß die, die er liebte, sich eine Aufmerksamkeit zuzog, die ihn verletzte. Sogar die Straßenjungen zeigten mit Fingern auf die ausgeputzte Dame . . .

Seit dem Tage vermied er es, mit seiner Frau zu promenieren. Er blieb zu Hause bei dem Kinde und trauerte darüber, daß er eine lächerliche Frau hatte.

Ihr nächster Schritt auf dem Wege zur Freiheit war das Reithaus. Durch den Stall werden die Türen zur Gesellschaft geöffnet. Durch die Pferde schließt man dort oben Bekanntschaften. Pferde und Hunde bilden den Übergang zu der Welt, von welcher man herab sieht um die Fußwanderer auf dem staubigen Wege entdecken zu können. Wer auf dem Rücken eines Pferdes sitzt, wird sechs Ellen groß statt drei, und er sieht immer aus als wenn er fordere, der Wanderer solle zu ihm hinaufsehen. Nun denn, durch den Stall zu dem Baron und Leutnant . . . Ihre Herzen hatten sich gefunden, und da der Baron eine reinliche Natur war, weigerte er sich bestimmt die Grade als Gast und als Freund des Hauses zu passieren. Darum reisten sie zusammen oder flohen.

Der Mann blieb zurück mit dem Kind.

* * *

Der Baron sprang in den Schnellzug bei Södertelje, wo er zu ihr stoßen sollte. Alles war so gut berechnet daß sie allein sein mußten, jetzt endlich, aber das Schicksal hatte andere Pläne; und als der Baron in den Wagen eintrat, sah er seine Geliebte zwischen fremden Damen und Herren eingeklemmt sitzen, so eingeklemmt daß kein Platz für ihn mehr da war. Ein Blick in die Coupés nebenan klärte ihn gleich darüber auf daß es voll war, und er mußte im Corridor stehen. Die Wut entstellte sein Gesicht, und als er sie mit einem heimlichen und liebenswürdigen Lächeln grüßen wollte, zeigte er nur die Augenzähne, die sie nie vorher gesehen hatte. Um das Elend voll zu machen, hatte er, um nicht bemerkt zu werden, Zivil angezogen. Darin hatte sie ihn noch nicht gesehen, und da der Frühjahrsrock nicht von der Ernte des Jahres war, sah er verschossen aus. Einige milde Sommerschauer im vorigen Jahr hatten das Zeug dazu gebracht sich an den Nähten zu werfen, so daß es in kleinen gewässerten Wogen lag, oder es „stand nicht im Liek," wie ein Kutterjegler gesagt haben würde. Und da er nach der letzten Mode „auf die Schultern zugeschnitten" war, sah sie daß er hängende Schultern hatte, welche den Hals bis zu den Armen hinunter fortsetzten; dieselben kläglichen Linien

Digitized by Google

wie bei einer Halbliterflasche. Er schwitzte vor Wut, und ein Steinkohlenfragment hatte sich auf seiner Nase festgesetzt — sie hatte aufspringen, ihr Incognito verraten und mit ihrem Spitzentaschentuch das schwarze Scheibchen fortwischen wollen, aber wagte es nicht. Er wollte sie nicht ansehen aus Furcht zu mißfallen, und darum kehrte er ihr den Rücken zu, immerfort draußen im Corridor stehend.

Als sie nach Katrineholm kamen, mußte Mittag gegessen werden, sofern sie nicht bis zum Abend hungern wollten. Hier mußte der Mann und der Held sich zeigen und die Probe ablegen, oder er war verloren. Mit zitternden Waden und das Gesicht in vollem Aufruhr, folgte er seiner Dame zum Wagen hinaus, über die Gleise, wo er in die Knie sank, so daß der Hut nach hinten rutschte und dort sitzen blieb, wie die Uniformmütze zu tun pflegte. Aber was so keck mit der Mütze aussah, war mit dem ungewohnten Melonenhut nicht kleidsam. Mit einem Wort, er hatte nicht seinen guten Tag und es war kein Glückstag.

Als sie in den Saal eintraten, sahen sie aus als ob sie sich innerlich gezankt hätten, als ob sie sich gegenseitig verachteten, sich vor einander schämten, und sich gegenseitig weit fort wünschten . . .

Seine Nerven waren total in Unordnung und konnten nicht eine Muskel lenken. Ohne zu wissen, was er tat, stieß er sie zum Tische hin, mit einem: beeile dich! Der Tisch war bereits mit Gästen umgeben, die in zerstreuter Ordnung anfielen und darum die Glieder nicht öffnen konnten. Der Baron machte einen Ausfall und bekam schließlich einen Teller zu fassen, aber als er dann den Arm nach einer Gabel einkeilte, begegnete seine Hand einer anderen Hand, die dem Menschen gehörte, den er gerade jetzt von allen am wenigsten gern getroffen hätte! . . . Es war sein Vorgesetzter, ein Major, einer der Majorsverhör abhält . . .

Im selben Augenblick ging ein Flüstern durch die Menge . . .

Sie waren erkannt! Er stand wie nackt in Nesseln da, sein Hals schwoll unnatürlich und die Backen wurden rot . . . Er konnte nicht begreifen, daß die Blicke der Menschen wie Gewehrkugeln wirken konnten — er wurde buchstäblich füsiliert und sank zusammen.

An seine Dame dachte er nicht mehr, nur an den Major mit dem Majorsverhör, das ihm seine Zukunft vernichten konnte . . .

Aber die Dame hatte gesehen und verstanden; und sie kehrte allen und allem den Rücken und ging hinaus, geriet in ein falsches Coupé, das jedoch leer war. Er kam nach und sie waren endlich allein.

— Das ist nett, was? zischte er.

Und er schlug sich vor die Stirn.

— Das ich mich zu einem solchen Abenteuer verlocken ließ! — und der Major! Jetzt ist meine Karriere zu Ende!

Das war das Thema das dann bis Linköping variiert wurde, Hunger und Durst taten das Ihrige; es war fürchterlich.

Hinter Linköping fühlten beide, daß die noch zurückgehaltenen Beschuldigungen zum Ausbruch kommen mußten, und im rechten Augenblick tauchte die Erinnerung an den Mann auf, und jetzt warfen sie sich über ihn her. Er hatte die Schuld; er war der Tyrann, der Idiot versteht sich, einer „der Wagner spielte," so ein Teufel . . . Es war es der dem Major ein Zeichen gegeben hatte, daran war kein Zweifel . . .

— Ja du, das glaube ich, sagte die Frau mit vollster Uberzeugung . . .

— Glaubst du? ich weiß! trumpfte der Baron auf. Sie treffen sich an der Börse, wo sie zusammen in Aktien spekulieren . . . und weißt du, was

Digitized by Google

ich zu argwöhnen anfange? Ja, dein Mann, der Elende wie wir ihn nennen, er, hat, dich, nie, geliebt!

Die Frau überlegte eine Sekunde, aber ob die Liebe des Mannes unzweifelhaft war, oder ob es zum Stück gehören mußte daß er sie geliebt, wenn sie die Ehre haben wollte ihn erobert zu haben — genug, er mußte sie doch geliebt haben, wo sie so liebenswürdig war.

— Nein, jetzt bist du ungerecht! wagte sie zu sagen.

Sie fühlte sich etwas gehoben, daß sie ein gutes Wort von einem Feinde sagen konnte, aber der Baron nahm es wie einen Vorwurf auf und fing von neuem an.

— Er hat dich geliebt, er der dich einschloß und dich nicht ins Reithaus begleiten wollte? Er . . .

Der Ableiter zeigte sich ausgenutzt und drohte außerdem die Blitzstrahlen auf eine beruhigende Art und Weise zur Seite zu werfen, und jetzt wurde ein neuer Faden aufgenommen: die Eßfrage. Da die erst in Näßjö gelöst werden konnte, schied sie bald von selbst aus, denn es war noch ein halber Tag bis dahin.

In ihrer Not und von Gemütsbewegungen so aufgelöst, daß sie sich nicht dagegen stemmen konnte, wenn Gedanken und Gefühle davon rannten, warf die Frau eine Frage auf, wie es wohl ihrem Kinde ginge, worauf der Baron mit einem Gähnen antwortete, daß das Gesicht sich wie ein roter Apfel spaltete, bis hinten an das Zungenzäpfchen, wobei ein Teil dunkler Backenzähne einem Kernhaus glichen. Darauf setzte er sich auf die Wirbelsäule wie ein Missionär, ließ den Rumpf so sacht vom Stapel laufen, machte eine Drehung, und lag auf dem Sofa. Sich erinnernd, daß etwas Artiges bei dem unpassenden Benehmen gesagt werden müsse, gähnte er: entschuldige, aber ich bin so schläfrig.

Gleich darauf schlief er ein. Und nach einer Weile schnarchte er. Da sie jetzt aufhörte unter dem Einfluß seiner Blicke und Worte zu stehen, gewann sie die Besinnung wieder und konnte sehen, wer ihr Reisekamerad war, und die Vergleiche stellten sich von selbst ein.

So hatte sich ihr Mann nie aufgeführt; er war fein verglichen mit diesem, und er war immer gut gekleidet.

Der Baron, der viel Punsch am Tage vorher getrunken hatte, fing nun an zu schwitzen, und er roch nach Essig. Nach dem Stall roch er immer . . . Sie ging in den Corridor, öffnete ein Fenster, und wie aus einer Verzauberung gelöst, sah sie die ganze Größe ihres Verlustes ein, das ganze Entsetzliche der Lage. Und als die Frühlingslandschaft vorbeizog, ein kleiner See mit Erlen und einer Hütte, stand es vor ihr, wie sie sich die Sommerfrische mit der Kleinen geträumt hatte . . .

Und da brach sie in Weinen aus — wollte sich hinaus werfen, aber wurde zurückgehalten . . . Sie blieb lange stehen, und stampfte mit den Füßen auf, als wolle sie den Zug anhalten, ihn dazu bringen, rückwärts zu gehen . . . Während all dem hörte sie das Schnarchen, wie von einem Schweinestall, wo das Füttern vor sich geht . . . Und für diesen . . . Tropf hatte sie ein gutes Heim, ein schönes Kind, und einen Mann verlassen . . .

Das Schnarchen hörte auf und der Baron benutzte seine neuerworbenen Gedankenkräfte, die Lage zu überschauen und seine Zukunft zu bestellen. Traurig konnte er nicht werden, aber wurde stattdessen böse. Und als er das Taschentuch vor den Augen der jungen Frau erblickte, wurde er wütend und nahm es wie eine persönliche Beschuldigung auf. Aber Zank war langwierig und unangenehm, und darum, einen leichten Stallton anschlagend und mit einer Lieb-

Digitized by Google

kosung aus dem Umgang mit den Pferden, kniff er sie in die Haut des Halses und schnalzte:

— Erheitere dich, Maja!

Zwei Stimmungen, die so weit von einander getrennt waren, trafen zusammen und schnitten sich, so daß sie zu beiden Seiten des Hackmessers niederfielen! Mit nachfolgendem Todesschweigen. Sie waren nicht mehr eine Person, sondern zwei, unwiderruflich zwei, die nicht zusammen gehörten.

Ein halber Tag noch in Trübseligkeit und Langerweile; eine Nacht in Dunkel und Umladungen — und endlich befanden sie sich in Kopenhagen.

Da waren sie unbekannt und brauchten sich nicht belästigt zu fühlen. Aber als sie in den Eßsaal kamen, fing sie mit dem Scheinwerfer an, wie er es nannte, über alle Anwesenden mit den Blicken zu fahren, so daß, wenn der Baron sie ansprach, er ihr Auge nie anders als im Profil sah. Schließlich wurde er böse und trat sie unter dem Tisch auf das Schienbein. Da wandte sie sich fort und appellierte mit den Augen an die Versammlung . . . sie konnte ihn nicht ansehen . . . so verabscheuungswert kam er ihr vor.

Und dann oben auf dem Zimmer wurden die Korke herausgezogen. Man war zu den Beschuldigungen gekommen. Seine vernichtete Zukunft war ihre Schuld . . . ihr Kind und Heim hatte sie seinetwegen verloren . . .

Sie blieben dabei bis über Mitternacht, wo der Schlaf sich über sie erbarmte.

* * *

Den folgenden Morgen saßen sie am Kaffeetisch, still, schauerlich anzusehen. Sie erinnerte sich an ihre Hochzeitsreise, und gerade dieselbe Lage. Sie hatten einander nichts zu sagen, und er war ebenso langweilig wie ihr Mann. Sie kauten trocken und jedes schämte sich in der Gegenwart des anderen zu essen.

Sie fühlten den gegenseitigen Haß, und sie vergifteten einander mit ihrem Nervengift.

Schließlich kam der Befreier. Der Hofmeister näherte sich mit einem Telegramm, das an den Baron war.

Der öffnete und las es in einem Nu. Darauf schien er zu überlegen; warf einen berechnenden Blick auf seinen Feind, und nach einem Überschlag äußerte er sich.

— Ich bin zum Obersten zurückgerufen.

— Und denkst mich hier zu lassen?

Eine Sekunde verging, und er hatte seinen Entschluß geändert.

— Nein, wir reisen zusammen zurück.

Er haute einen Plan zu . . . und teilte ihn mit.

— Wir segeln nach Landskrona hinüber; da kennt dich niemand und dort erwartest du mich.

Das mit dem Segeln schmeckte nach Abenteuer und Heldenmut, und diese Kleinigkeit stellte alle Bedenklichkeiten in Schatten. Sie wurde angefeuert, feuerte ihn an, und sie packten sofort.

Daß er sie nur verlassen sollte, auf wie kurze Zeit auch immer, gab ihm den Lebensmut zurück. Und darum setzte er sich einige Stunden später in ein gemietetes Segelboot, mit seiner Liebsten an der Fockschote, und stach von Lange Linie wie ein Seeräuber mit seiner Braut in die See; geräuschvoll, übermütig, stattlich.

Um den Reiseplan zu verbergen, hatte er dem Bootseigentümer gegen-

Digitized by Google

über nur eine Lusttour im Sund vorgegeben, entschlossen, von Landskrona zu telegraphieren und das Boot, mit Liquidation und von einem Dampfer bugsiert, zurückzusenden.

Als sie vom Strande in die See stachen, stand der Bootseigentümer dabei und sah sich das Manöver an. Und als er merkte, daß der Kurs auf die Insel Hven genommen wurde, rief er durch die Hände:

— Nur nicht Hven zu nahe halten!

Und dann etwas anderes, das vom Winde fortgenommen wurde.

— Warum nicht Hven? fragte der Baron laut. Die ist ja abschüssig, da giebts keine Riffe!

— Ja aber wenn er es sagt, so wird er wohl Ursache dazu haben! wandte die Frau ein.

— Schwatz nicht! Besorge die Focke, du!

Der Wind war eine labere Kälte, frischte auf der Reede auf, und da es weit zwischen Fock und Steuer war, brauchte man sich nicht zu unterhalten, was für den Baron eine große Erleichterung war. Der Kurs lag auf der südöstlichen Ecke von Hven, aber das merkte man am Anfang nicht. Als schließlich die Frau einsah, wohin die Fahrt ging, rief sie:

— Halt nicht auf Hven!

— Halt deinen . . . antwortete der Baron und lavierte.

Nach einstündigem guten Gang hatten sie die Höhe der weißen Insel erreicht, und ein leichtes Drücken aufs Steuer wandte den Steven Landskrona zu, das im Norden zu sehen war.

— Gerettet! rief der Steuermann, und steckte eine Cigarre an.

Im selben Augenblick sah man einen kleinen Dampfer von Hven hervorschießen und auf die Segler zu halten.

— Was ist das für ein Dampfboot? fragte die Frau.

— Es ist ein Zollboot! antwortete der Baron, der auf der See zuhause war.

Aber nun hißte der Dampfer eine gelbe Flagge und pfiff.

— Ja, das betrifft nicht uns! — Und der Baron hielt den Kurs.

Aber der Dampfer lavierte, signalisierte mit der Flagge und pfiff viele kurze Pfiffe, die Notschreien glichen. Er steigerte die Geschwindigkeit.

Da erhob sich der Baron am Steuer wild, als wenn er beabsichtige, in die See zu springen. Eine Erinnerung an den Ausbruch der Cholera in Hamburg war ihm gekommen, und er schrie:

— Das ist die Quarantäne! Drei Tage! Wir sind verloren!

Im nächsten Augenblick saß er wieder auf seinem Platz, die Großschote halend, und vorm Wind abfallend, direkt hinunter in den Sund.

Die Jagd begann, aber bald lag der Dampfer vorm Steven des Seglers, der gefangen war.

* * *

Der ganze wohl ausgedachte Plan, den Blicken der Neugierigen zu entgehen war gestrandet, und als ihr Segelboot in den Hafen von Hven hinein bugsiert wurde, wurden die Unglücklichen von hundert Landsleuten empfangen, die sie von der Brücke mit ironischem Applaus und Lachsalven begrüßten, doch ohne zu wissen wem sie applaudierten. Aber die Qual der Eingefangenen war größer als die anderen ahnten, denn sie glaubten daß man sie und ihre mißglückte Liebesgeschichte verhöhne.

Um das Unglück voll zu machen, hatte der Baron den Quarantäne-

Digitized by Google

meister unverzeihlich beleidigt, da er ihn am Bord des Dampfers beschimpft hatte.

Darum wurde keine Rücksicht genommen, sondern sie wurden wie alle anderen behandelt, die von einem choleraverdächtigen Ort kamen.

Und da ihr Incognito früher oder später verraten werden mußte, gingen sie in einer beständigen Furcht umher entdeckt zu werden, und voller Mißtrauen, glaubten sie jede zweite Stunde, sie wären erkannt.

Die Martergeschichte der drei Tage zu lesen würde niemand aushalten. So viel ist bekannt, daß sie den ersten Tag nach ihrem Kinde weinte, während er auf die Insel hinauszog. Den zweiten Tag schilderte sie die ausgezeichneten Eigenschaften ihres Mannes, im Vergleich zu den verabscheuenswerten des Geliebten. Den dritten Tag verfluchte sie ihn daß er sie verführt, und als sie ihn schließlich Idiot nannte, weil er nicht dem Rat des Bootseigentümers und ihrem gehorcht hatte Hven auszuweichen, gab er ihr einen Ohrfeige . . .

* * *

Am vierten Tage, als sie wirklich entdeckt, und Zeitungen mit der ganzen Geschichte anlangten, gingen sie in die Bergesklüfte um ihre Schmach zu verbergen.

Als schließlich zwei Dampfboote kamen die Unseligen zu holen, ging jedes an Bord des seinen.

Und nach dem Tage sahen sie sich niemals mehr, und kannten einander auch nicht.

Digitized by Google

Dehmel-Demiurgos.

Von **Felix Poppenberg.**

— — —

Und dich reißet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung . . .
Goethe, Selige Sehnsucht.

I.

Ein seltsames Bildwerk steigt aus den Gründen der Dichtung Richard Dehmels auf. An die tiefsinnigen Mischlingsgottheiten uralter Kulte läßt es denken. Der zottige Leib des Satyros, priapisch strotzend, und darüber eine Stirn, von Gedankenmalen zerfurcht, düster, dicht verhängt, und der Mund trotz begehrlicher Fülle schwer gelagert, abgemüht von den Geburtswehen drangvoller Erkenntnisworte.

Diesen Künstler scheint gleichermaßen die Brunst der Sinne zu durchtoben, wie die Inbrunst des Gedankens. Und gleich heftig treibt ihn sinnlicher und geistiger Zeugungstrieb. Auf der Lauer liegt in ihm eine unersättliche Forscher- und Lauschergier, und auf nichts stürzt sie sich begehrlicher als auf die stachelnden Triebe des Geschlechts. Sie zerfleischt sie, mit einer Flamme fährt sie darüber, zerglüht sie, nur nach einem trachtend, einen Lebenssinn, eine Weltbedeutung aus ihnen zu finden: So nennt sich Dehmel selbst das „dunkle Raubtier mit den hellen Lichtern" . . .

Selten wird man in seinen Gedichten, etwa wie bei Liliencron, eine lachende von Gedankenlast befreite Liebesstunde finden. Meistens besingt er eine ekstatische Mischung aus Gehirn- und Genitalienseligkeit.

Wie in der Mystik des Mittelalters, wie in der Romantik das Sexuelle religiösen Unterton, sakral geheimnisvolle Hüllen empfing, wie es Symbol der Gottvereinigung wurde, Weckungsmittel zum Erlösungsbedürfnis (die verwegensten solcher Koitus-Atrappen ersann Novalis und Zacharias Werner), so wird auch die Umarmung der Geschlechter bei Dehmel im bedeutungsvollen Ewigkeitszusammenhang gezeigt. Vom Horizontalen strebt er zu Welthorizonten. Er aber holt, als Mensch von starken Zukunftstendenzen seine Deutungen natürlich nicht aus der dumpfen Mystik nebelhafter Gottheitssphären der Vergangenheit, sondern um die Pole einer Menschheitsreligion, eines Diesseitsevangeliums (dieser Garten der Erkenntnis wird dann noch schärfer angesehn werden müssen) kreist sein Geist.

Und wie der sinnliche und geistige Trieb sich in ihm durchdringend umarmen, so einen sich in dem großen Schatten ihrer Glieder die Kinder dieser beiden Mächte, das Chaotische und die Sehnsucht nach Harmonie und Ordnung aller Kräfte, die Sehnsucht nach dem „Gleichgewicht".

Er stürzt sich in das Meer der Töne, Farben und Gefühle; schlürfend, schäumend, umrauscht, umbraust, umglänzt, aber die Fülle und die Woge lösen nicht seine Seele ganz, daß sie selig unendlicher Melodie hingegeben schwebt, sondern sie umdrängt ihn, überfällt ihn, sie macht ihn besessen und er muß sich mühen, sie kontrapunktisch zu ordnen.

Digitized by Google

Manchmal reckt er den Arm mit michelangelesker Gebärde, aber er schleudert den Felsblock nicht ins Meer, er zerklopft ihn, prüft seine Schichten und formt eine gedankensymbolische Mosaik.

In den Gedichten hören wir die Aussprache all dieser Triebkräfte, sie geben das Schauspiel des unruhvollsten, unersättlichsten Herzens.

Eine Leidenschaft sich zu gestalten, zu einer höheren Form zu werden, durchwogt es unaufhörlich, doch zu den Zuckungen, zu dem Lavafluten, zu den Sturzseeen spricht eine Stimme geistige Auslegung jeder Phase. Es ist eine Leidenschaft mit Kompaß. Der Kompaß bestimmt sie nicht, sie schwimmt frei auf purpurnem Meer, aber sie erkennt sich jederzeit bewußt, in welcher Richtung sie treibt.

Die Wesenszwiespältigkeit bekannte Dehmel selbst im Lied vom Bastard, vom Sohn des nächtgen Vampyrweibes und des Lichtgotts:

— und sollst in deinen Lüsten
Nach Seele dürsten wie nach Blut
Und sollst dich mühn von Herz zu Herz
Aus dumpfer Sucht zu lichter Glut.

Aber während dies Mühn von „Herz zu Herz," das „Rasen von Schoß zu Schoß" hier noch wie Fluch und Verhängnis klingt, fand dieser lebensbejahende Geist bald fruchtbarere Deutungen, die Nöte zu Tugenden zu machen. Er verkündete die Weisheit der Triebseligkeit. Ehe ein Mensch etwas wird, ehe er seines Inneren Ziele erkennt, muß er den dunklen Erdteil seines Wesens durchforschen und sich in allen seelischen Situationen und Möglichkeiten erkannt haben. Er muß seine Welt mit allen Klimaten, mit allen Jahreszeiten, mit allen Elementarereignissen leid- und glückgeschüttelt erprobt haben. Erst wenn er alle Stege erfahren, ermißt er zweifelsunbeirrt, welches der seine: Also

Hinein, hinein mit blinden Händen . . .
Du hast noch nie das Ziel gewußt . . .

Nichts ist vergebens, auf allen Wegen keimen Früchte, in alle Weiten fühlt das Herz, und — gleich der Weisheit des Armen Heinrich — den Irrenden winkt das Heil. Doch drohend werden die Widerstrebenden, die Unterdrücker ihres Selbst gewarnt:

Wers aber zu ersticken versucht
Dies tierisch Trübe, göttlich Klare
Von Lust und Liebe unlösbare
Der ist von Anfang an verflucht.

Und wie vom Mann, so gilts ihm auch vom Weibe:

Und bis einst jedes Weib gewinnt
Den rechten Vater für ihr Kind
Soll jede Irrende die Treue
Dem Falschen brechen ohne Reue.
Soll ihre Sehnsucht nicht verfluchen
Ihren Qualen den Heiland suchen
Und seinen liebenden Gewalten
So Leib wie Seele offen halten.

Wie die Quietisten lehrten, der Sünde nicht zu widerstehen, um durch ihre Stachel recht heilsdürstig zu werden, so lehrt Dehmel selbstherrlicher, alle Triebe zu entfesseln, um über sie in strebendem Bemühn frei erkenntnisstark, des eigenen Frommens

Digitized by Google

weisheitsvoll, herauszuwachsen. Im unerschütterlichen Glauben (die Verkündiger haben ihn immer, die reinen Psychologen sind meistens Skeptiker) an die bildenden aufbauenden Mächte des Inneren, sieht er, wie aus dem chaotisch Trüben ein lauterer, klarer, selbstbeherrschter Strom wird. Reißend in jähem Ungestüm, zerstörerisch, Mauern zerbrechend hat er sich ein Bett gewühlt, mit Kehricht und Trümmern ist er besudelt, aber aus den wüsten Schluchten fließt er herrlich in die Weite, Schmutz und Befleckung bleibt zurück, und aus kristallener Tiefe taucht empor die „Insel der seligen Leute."

Und der letzte Schluß dieser „menschlichen Tiergöttlichkeit" heißt:

Gott ist ein Geist, der klar zu Ende tut
Was er zu Anfang nicht gedacht hat —
Dann sieht er alles an, was ihn gemacht hat
Und siehe da: es ist sehr gut.

Wie Dehmel über die verstrickten und überwucherten Wege des Irrens die Blitze zucken läßt, so läßt er in Glorie diese geweihte Stätte leuchten, wo das Wähnen nun Friede findet und die Pilger der Triebe an ihrem Ziel sind. Als dieses Zieles Gaben preist er die innere Einheit, das Gleichgewicht, die Klarheit und als höchste Erfüllung die Wesenerkenntnis des eigenen Willens durch keine trügerische, täuschende Nebenwillen mehr verwirrt:

So sollst auch du dich aus der Dämmerung drängen
und dich verklären
Seele, bis dein grau Gehirn sich lichtet,
Wie die Sonne scheint durch Eis
Und dir deine Brunst beschwichtet
Und im Traum selbst deinen Willen weiß.

Es wächst der triebselige Geist auch über die kleinlichen Affekte — „nur noch Seele, nur noch Sinn" — zur Empfänglichkeit für die Allheit des Seins, Wonne und Schmerz wird ihm ein gleicher Segen, und Leben und Tod ein gleiches großes Gefühl, und was die Welt nimmt und was sie gibt, er findet nur das eine Anbetungswort: „ O! Glück." So weitet sich die Seele zur Menschheitsseele, und die Einsame, Entzweite begnadet selige Einigung.

II.

Das war das Sehnsuchtsziel, von dem die Gedichte sprachen. Noch fern schien dem Dichter ihre Erfüllung, wenn er klagte: „Viele kommen vor Sehnsucht nicht zum Ziel," und wenn er in einer bangen Vision vom Reigen befreiter Geister:

so wandeln wir in Klarheit
und wissen aller Sehnsucht Sinn und Ziel

die Urteilsstimme hören mußte: „Deine Stunde ist noch nicht gekommen."

Jetzt hat Dehmel in seinem Schicksalsepos „Zwei Menschen," *) das er einen Roman in Romanzen nennt, diese Wandlungen überschauend in einem Kranz seelischer Erlebnisbilder zusammengefaßt.

Die Vorstellung der göttlichen Komödie mag ihm vorgeschwebt haben. Durch drei Umkreise führt er das Geschehn. Aber Inferno, Purgatorio, Paradiso sind hier

*) Berlin, Schuster & Löffler.

Digitized by Google

nicht mythische Sphären, sie werden ins Mikrokosmische transponiert, sie sind Schauplätze in der menschlichen Brust. Und wie sie sind, wechseln und werden, wie „im kleinsten Kreise unendliches erreicht wird," das ist die große Aufgabe, an die sich hier ein Künstler wagt.

Über die Grenzen des äußeren bürgerlichen Lebens weit hinaus sollten, so wünschte er die Leidenschaftskomplikationen eines Mannes und eines Weibes, — beide mit schweren Vergangenheitsfesseln belastet, mit mahnenden Toten, die im Kielwasser ihres Schiffes schwimmen, — sich selber schuldlösen und ihre brünstige Dumpfheit durch eigenes Erlösertum steigern zum „weisen Wesen der großen Liebe," zum Weltgefühl.

Ich liebe solche Worte, die einen nebelhaften Astral-Hof um sich haben, nicht sehr, aber man kommt hier nicht ohne sie aus; für das künstlerische Miterleben scheint es mir — der Dichter selbst wird vielleicht anderer Meinung sein — auf sie, auf die Offenbarungen und Heilswahrheiten, die während dieser Menschenfahrt mit priesterlicher Geste verkündigt werden, gar nicht so anzukommen, als auf das oft ergreifende Schauspiel eines ringenden Geistes, der nach dem Sinn und der Vollendung seines Schicksals sucht.

Dieser Mensch und Dichter, der bekennt, daß er sich in „Wollüsten zwischen Gott und Tier" umhergetrieben, hat in sich das unerschütterte Bewußtsein: „Wir sind mehr." Es drängt ihn, menschliches Geschehn gleichsam kosmisch abzubilden, Entwicklungen einer Seele in den Dimensionen zu geben, in denen sich Entwicklungen der Erde vollziehen.

Urweltliche Elementarereignisse sind ihm die Gefühle, im inneren Reiche bersten Berge, Schlünde öffnen sich, Gipfel stürzen, die Jahre der Schöpfung sind wie ein Tag, und aus Drängen und Gären wird Gestaltung: Siehe es ist sehr gut.

Dies Demiurgische ist Dehmels höchster Wunsch, die orphischen Worte liebt er und er lauscht auf Wetter und Wind, bis er aus ihren Wirbeln die Formel fängt: „Wir Welt" und seine Allheitstendenz prägt den Satz der kosmischen Erotik: Jedes Weib ist Mutter Erde, jeder Mann ist Menschensohn.

In solchem Willen führt er — wir müssen ihren Stationen jetzt folgen — die zwei Menschen, den Mann und das Weib, Lux und Lea.

Lux gleicht jenem Doppelbild des Satyrs und des Gedankenwesens, aus seinen aufgepeitschten Lüsten schreit er auf: „Ich will getrieben sein vom Geist."

Und das Weib nimmt von ihm nach und nach alle die steigernden Metamorphosen, von der Lustgefährtin bis zur wahren Lebensgefährtin an, je mehr er selber sich vollendet: Verwandelungen der Venus, „wie du mich nimmst, so bin ich dir." Sie wechselt sich nach ihm; gleich der Lucinde der Romantik geht sie mit ihm von der ausgelassensten Sinnlichkeit bis zur geistigsten Geistigkeit; an den Grenzwegen neuer Entwicklungen, wenn sie nicht ganz im Schritt geblieben, sieht er in ihr das Zerrbild seiner frühren Phase, verschiedene Sprache sprechen sie in solchen Augenblicken, zwischen ihnen klafft Entzweiung, Erbitterung und Haß reckt sich auf, bis das Schöpferische in ihm aus ihr immer wieder das macht, was ihm not ist.

Zu jener Erfüllung, die in den Gedichten schon angedeutet, will Dehmel nun diese Gemeinschaft führen, aus dem persönlichen Scheinglück zum Weltglück, und es begiebt sich dabei, daß ein schwüles Leidenschaftslied mit Schmerz- und Wonnestammeln, von Blutschuld durchraunt und von den Augen drohender Toten verwirrt in der Proklamation einer neuen Ethik ausklingt. Sie preist nicht, wie man erwarten könnte, das „robuste Gewissen", das Glück über Leichen, das trotzige Erobern ohne

Digitized by Google

Zurückschaun, sondern eine neue Humanität, neue Tugend zu wecken, sich von der Schuld erlösen durch die Tat, durch die vita activa; Pflichterkenntnis spricht: „Verbindlichkeit ist Leben, wir alle leben vom geborgten Licht und müssen diese Schuld zurückerstatten." Und die letzte Verwandlung des „triebseligen Geistes" kommt aus dem „irren Lebenstrieb der Liebesgier" zu festeren Gestalten; er umarmt nicht mehr im Weib die Welt und schmückt sich in der Momentekstase nicht mehr mit „hochtrabenden Götternamen", das Weib ist ihm jetzt nur ein Stück der Welt, der er sich „ganz verbunden fühlt". Und willig nimmt er das Menschenlebensjoch als Geprüfter und Selbstbefreiter auf. Und wollte die Menschheit für das, was er als Mensch gefehlt, ihn strafen, „ihr Geist hat ihn jetzt so beseelt," daß er es willig trüge.

Als Teile der Menschheit, als Teile des Alls erkennen sich Mann und Weib: „Weltkörper alle, auch wir mein Weib" und „sind so innig eins mit aller Welt, daß wir im Tod nur neues Leben finden." Und von der Zukunft hofft er, (an die Wegweisung der „Lebensmesse" klingt es an):

daß unsere Kinder einst einfach handeln
wo wir noch voller Zwiespalt wandeln
einfältig lieben oder hassen
mit ganzem Willen die Welt umfassen
sich heimisch fühlen selbst zwischen den Sternen
und mit jedem Feuer spielen lernen.

* * *

In einer gewissen prästabilierten Harmonie führt Dehmel zu diesem Schluß, das Überzeugende, daß ihm wirklich diese Erfüllung ward, hat er nicht; wie Lux von den Reden früherer Phasen sagt: Heut dünkt es ein Wortspiel mich, das könnte ein anderer auch von dieser scheinbar letzten sagen. Sie zeigt dazu in ihrem Vag-Philantropischen manche gemeinplätzliche Züge, die man nicht gern an diesem eigenen Geiste sieht. Aber über Weltanschauungen streiten ist müßig.

Daß diese Endwandlung uns nicht mit der Feuerkraft innerer Wahrheit zwingt, liegt daran, daß diese Metamorphosen nicht in ihren organischen Übergängen sich entschleiern, daß wir die Menschen nicht in ihre neue Form hineinwachsen sehen. Es wird immer nur das Resultat gezeigt, nicht das nackte Werden.

Der Dichter ist mehr Prophet, der das Unzulängliche Ereignis geworden verkündigt, als Psychologe.

Er malt seelische Situationen, aber sie schließen sich nicht zu einer sich fortzeugenden Kette.

Die Situationen jedoch sind hellsichtig ausgeschöpft, besonders die der ersten Umkreise mit ihrem jähen Lebenspulsschlag, im letzten, in der „Klarheit", wirft das Abstrakte oft lange Schatten, vor allem über das Weib.

III.

Dies Epos hat wie in seinem geistigen Wesen, so auch in seiner Gestaltung Allheitsstreben. Es spielt in der Sphäre der Gedankenseele, in der Sphäre der nackten Leiber, die in momentaner Losgelöstheit von den Bedingungen der alltäglichen Existenz urmenschliche Triebgeschöpfe werden, es spielt in der Sphäre des äußerlich realen Lebens und es läßt, gleich wie die Menschen eine Komplikation all dieser Wesenheiten sind, diese Sphären auch durcheinander klingen.

Digitized by Google

Die Gedankensphäre streiften wir mit ihren Verkündigungen.

Trotz der Neigung zur feierlichen Geste, zum Priester-Menschen (der Zug macht ihn seinem Maler Peter Behrens verwandt), ehrt nun Dehmel auch die äußeren Umrisse des Lebens und schließt vor seinen Notdürftigkeiten nicht die Augen. („Im Geist zwar gehts schön glatt vom Fleck, aber der Leib liebt halt die Erde.") Was Lea von dem Geliebten sagt: „Dein kleinstes Härchen ist mir so lieb wie dein größter Gedanke", dem folgt auch das Gedicht, das bei allem Gedankenwallen und Weben die äußeren Kulissen der Handlung so wenig vergißt als die Erscheinung und die sichtbare Impression des Menschen. Telephon, Eisenbahn, mancherlei Sport bringt wirksame Gegenwartsstimmung. Das menschlich allzu menschliche wird nicht vertuscht, und in die Weltgeistreden des Mannes klingt wie suchend, tastend und spielend, wie Greifen von Kinderhänden der Plauschdialekt des Weibes.

Der Wunsch, diese Gedankenarchitektur auf irdischem Boden zu fundamentieren, führt den Dichter sogar dahin, (bei diesem Temperament muß man sich an jähe Mischung gewöhnen jenseits von Geschmack und Ungeschmack), im Hintergrund des Gedichts allerlei äußerliche Handlungsumstände anzudeuten, die künstlerisch entschieden einen Kolportagestich haben.

Da wird Lea zu einer Fürstin maskiert, die ihrem senilen Mann mit dem Sekretär durchgeht, gestohlene Archivpapiere werden bedeutungsvoll, Motive aus dem bürgerlichen Drama, Scheidung und Mitgift, Eheirrungskonferenzen, Polizeiausweisung kommen zur Behandlung.

Doch neben dieser faits divers-Sphäre klaffen dann jäh die Abgründe der Urmenschlichkeit, über deren schroffe Klippen der Dichter mit gewaltigen Schritten wandelt. Es gibt Strophen in dieser wild zerspaltenen Dichtung, die Bildwerke Rodins und Sindings in der Erinnerung wecken. Dehmel versucht das zu verdichten, was uns in Skulpturen und Bildern geläufiger ist, als in unserer Literatur mit ihrem Bann der allzunahen Distanzen: das Elementare in einer Bewegung, einer Gebärde, den Umschlingungen zweier Gestalten; realistische Körper zu geben, die unbewußt dem Zwang ihres Gefühls folgen und durch den vollen leidenschaftlichen Ausdruck ihres Gliederspiels zum leibhaftigen Symbol des Triebes werden.

So hat Stephan Sinding die wühlende Umarmung des Mannes und Weibes in Stein gehauen und darunter steht das Gleiche, was Dehmel über sein Epos schrieb: Zwei Menschen.

Noch mehr aber möchte ich an Rodin denken, der die Menschen aus Felsen herausschlägt, in denen sie geschlafen und auf die Auferweckung gewartet. So schlägt Dehmel aus dem Fels der Gedanken die Gruppen seiner Menschen gleichermaßen, und wie bei dem großen Bildner sieht man trotz ihrer sinnlichen Leibhaftigkeit und Selbständigkeit die Lebensadern noch deutlich, die sie mit ihrer Urheimat verbinden: Sie stehen über ihr Inneres geneigt.

Dies Bildnermäßige, Skulpturale erstrebt auch die sehr eigene Form dieser Lieder mit ihrem regelmäßigen Abgesang, der den seelischen Inhalt des Kapitels — „Auflehnung, Pein, Verwundrung, Glück, Ermatten" — oft durch eine Gebärde, ein Bewegungsabbild ins Sichtliche, Anschauliche projiziert:

Er reißt sie an sich, reißt sich los
Komm! ringen vier Hände Schoß an Schoß
Geh! recken zwei Hände riesengroß
sich zum Stoß.
Zwei Menschen winden sich am Boden.

Digitized by Google

IV.

An einen andern Künstler muß man noch denken, den Dehmel liebt und dem er sich verwandt fühlt, an Klinger. Der Dichter hat oft in Versen die Motive des Bildners nachgezogen, den Christus im Olymp, die Beethovenstatue (sie gab Motive für Dehmels geistiges Heinedenkmal); Klingerisch ist „Eva und der Tod", und den Abglanz des Himmelfahrtblattes aus dem Cyklus „Eine Liebe" spürt man in dem Gedicht „Aufstieg" aus „Weib und Welt":

Als Engel durch die Finsternis,
So wollten wir zu höhern Sonnen;
Doch hab ich dich erst ganz gewonnen,
Als Gott uns aus dem Traume riß.

Blau fuhr sein Blitzstrahl durch die Weiten
Und zwang uns zur Hinunterschau
Da lag die Erde grell und grau
Mit allen ihren Wirklichkeiten.

Wie Klinger sieht Dehmel alles Geschehene durch ein Denkmedium, die Landschaft wird ihm nicht nur ein Seelenzustand, sondern eine Reflexion, ein Gedankenerlebnis:

Was ist denn diese äußre Welt
Dies öde Eiland um uns her
Nur was die Seele davon hält
Das Ufer für das innre Meer.

Das ganze Buch der zwei Menschen, die durch die Welt streifen, besteht aus einer Folge solcher Gedanken- und Seelenzustände, ausgelöst durch eine Landschaftsszenerie, die im Kleid aller Jahreszeiten, wechselnd aus dem Reich des Hochgebirges, des Meeres, der Wälder, der Ebene genommen, solch „Ufer für das innere Meer" bildet.

Die Gattung des alten Voyage sentimental kehrt so wieder in neugeistiger Phase als Voyage intellectuel, nicht in Spenzerstanze, nicht in Ottave rime, sondern im Herzschlagrhythmus.

Ein Naturstück, manchmal auch ein Großstadtbild, steht am Eingang jedes Gesanges, und an das Sichtbare angeknüpft wird, wie im sokratischen Dialog, eine Brücke ins innere Land geschlagen:

„Der Mensch muß alles zum Gleichnis machen."

Zu Menschenlandschaften werden diese Bilder, in denen die geängstete Kreatur das eigene Herz klopfen hört.

In dieser Landschaftskunst spricht der Dichter am stärksten zu uns. Sinnliches und Gedankliches pendeln im lebendigen Gleichgewicht. Aus Engen und Weiten strömen ihm volle Gesichte zu. Atmosphäre schwebt um die Bilder seiner Nähe und Fernen. Schloß- und Strombild malt er als Zeichen vergangenen, eingesponnenen Dämmerlebens:

Und es liegt ein Strom im Tal und Nebel steigen;
Der Strom glänzt gläsern und scheint stillzustehn.
Aus grüner Dämmerung dehnen und verzweigen
Die Wälder sich zu hundert blauen Höhn.

Digitized by Google

Ein dunkles Schloß wiegt zwischen seinen Giebeln
Den großen goldnen Mond; zwei Fenster glühn
Und drunten winden sich an Rebenhügeln
Die Lichter kleiner Städte hin.

Schwebende Großstadtstimmung zittert voll schwül verhaltener Spannung, gleich den Menschen, die sich umschleichen, keuchenden Herzens, fieberhaft starrend, und doch voll Grauen vor der Entladung:

Der Himmel scheint blutunterlaufen
Fern graut die Großstadt her. Zwei Menschen sehn
Die Türme hoch in dunkler Rotglut stehn:
Die Stadt raucht wie ein Scheiterhaufen.
Ein Weib lehnt an der Fensterborte
Düster wie aus Erz gebaut
Der Glanz macht ihre braune Haut
Glühender als eine Braut.
So hört sie eines Mannes Worte . . .

Und nach dieser Gruppe aus dunkelleuchtender Bronze, ein schimmerndes Sonnenbild voll flüsternder Heimlichkeiten:

Und im Glanz, im bebenden blauen Glast
Um zwei strahlende Stahlmaschinen
Wiegt der Bergwind Blumen und Bienen.
Traumhaft halten zwei Menschen Rast
Traumhaft haucht ein Birkenstrauch
Duft und Dunkel um sie her.

Doch die tiefsten Geisterstimmen voll Ewigkeit über Tod und Leben kommen von den Höhn der Gebirge und aus den Tiefen des Meeres.

Zarathustra-Höhenwanderung — einsam breitet sich das „Reich des ungewissen Daseins", „der Gletscher schreit. Dumpf dröhnts im fern zerreißenden Eise, meergrün furcht sich die Dunkelheit":

Und sie schweben in steiler Gletscherspalte;
Die Seile knirschen, der Atem raucht.
Aus dämmernden Grabesgründen taucht
Die blaue Klarheit, die schneidend kalte.
Und sie finden Halt. Der Mann horcht und haucht:

Hier kommen die großen Ströme her;
Wo die Tiefen weinen vor eisigen Grausen.
Hörst du die tausend Tropfen brausen?
Die fernen Wasserstürze, das Meer?
Hörst du im Brausen das Todesschweigen
Aus den leuchtenden Grüften steigen:
Sieh, es scheint, ein Wanken weitet Allvaters Hallen!

Meerstimmungen voll tiefer Weltruh klingen dann:

Digitized by Google

es rauscht, es weht;
über die heißen Höhenzüge geht
höher und höher der goldene Schein
ins Blaue hinein
wo das Dunkel schwebt,
Und aus dem Dunkel herüber auf großen Wogen
kommt die Einsamkeit gezogen.

Und in der Sturmnacht unter dem ächzenden Segel toben auf den Wellen entfesselt alle Leidenschaftdämonen in grimmiger, anspringender, fletschender Umarmung, schwarzzottig und grellweiß zerfleischt: die „eigne Inbrunst zur Gestalt verdichtet".

* * *

Dieser Schimmer des Gedankens, der alles bedeutuugs- und beziehungsvoll in diesem Buche macht, spielt auch über ein Motiv, das vielseitig variiert, eine ganz große und originelle Rolle hier erhält, über das Sportliche. Kaum je ist wohl in Gedankenlyrik und -Epik früherer Tage so viel Gymnastisches geredet worden als hier. Die Menschen proben und messen die Kräfte im Schwimmen, Reiten, Radeln, Bergsteigen, Schlittschuhlaufen. Neugeistige Deutung Nietzschescher Prägung bekommt dies Schalten und Walten. Das Tänzerische, das Geradgewachsene an Leib und Seele wird betont, und wieder in Allheitstendenz wird verkündigt, der neue, selbstherrliche, göttliche Mensch müsse frei selbstständiger Herrscher seiner geistigen und körperlichen Wesenheit werden. Gliederschaden wird in tiefster Seele als Schmach und Schande empfunden, und den Künsten der Fahrenden (das Bild des Turmseilläufers aus dem Zarathustra taucht dabei auf) sieht der Mann bewundernd nachdenklich zu:

Ja, sie tun mir wohl, diese Vogelfreien,
mit ihrer Geistesgegenwart.
Als ob eine uralte Manneszucht sie feie,
Jeder Griff bedacht, zielbedacht, willenshart.
Nur auf sich bedacht — klar im Wirbel des Traums
der Mitgefühle: nur die Tat gilt, die Tat!
So üben sie auf schwankem Draht,
Im Flitter der Armut Beherrscher des Raums
die großen Tugenden der Zeit,
Gefaßtheit und Gelassenheit.

Und noch ein anderer Sinn wird diesem Körpertraining abgewonnen: die Fähigkeit elementarer werden, zu den Urgefühlen, zum Panischen den Einklang zu finden: im Schwimmen auf hoher See, im sturmgeschüttelten Seegelboot aufrecht eratmend „wie ein sündflutlich Tier Urverwandtschaft mit dem Meer zu fühlen"; auf rollenden Fortunarädern oder im sausenden Galopp, Pferd an Pferd, von Erdenschwere entbunden, das Schwingenglück der Raumlosigkeit zu trinken; als Hochtouristen über dem Qualm der Niederungen überschwebende Stern-Ekstasen gesteigerter Existenz zu erreichen.

V.

Und das Gedankliche lähmt nicht die Kraft des Ausdrucks. Wie der Denker den Körper ehrt, so ehrt er auch in seiner Kunst das Sinnfällige, Leibhaftige. Lebendige Vorstellungen, alle Sinne durchdringend, schafft er. Stille schwingt hohl-

Digitized by Google

sausend und leer, qualzerrissene Menschen schluchzen mit allen Gliedern, daß wir die Konvulsionen schauernd sehen; im Gewitter sträubt sich der Bergforst und des Tales Flanken atmen schwer; durchs Wasser — Licht kämpft mit Wolken über Forst und See — jagen Schatten wie Centauern, aufbäumend an den düstern Kiefernmauern; zum Sensenschlag schweben, schleiergewoben, Nebelengel durch die Bäume, Henri Martins wehenden Genien gleich.

* * *

Neben den Landschaften in der Gedankenatmosphäre steigen auch reine Bilder „von jedem Zweck genesen" auf. Märchen und Idyllen kann dieser Grübler in guten Stunden versonnen summen. Dann schlägt in diesem so Widerspältigen die Kinderseele die Augen auf.

. Fromm und still wird er in der Andacht zum Kinde, und seine eigene, düster umwölkte, brodelnde Seele scheinen die Zeilen zu meinen:

Von allen Bergen drücken
Nebel auf die Stadt;
Es dringt kein Dach, kein Hof noch Haus
Kein Laut aus ihrem Rauch heraus,
Kaum Türme noch und Brücken.

Doch als dem Wandrer graute,
Da ging ein Lichtlein auf im Grund.
Und aus dem Rauch und Nebel
Begann ein leiser Lobgesang
Aus Kindermund.

Und schalkhaft und spaßig kann er werden und das Tiefsinnig-Humorhafte in den Kleinweltschöpfungen der Kinder naiv und reflexionsfrei nachempfinden.

Aus solchen Sonntagsmorgenstunden stammen die Fitzebutzelieder. Und auch hier glänzt zwischen Klüften und steilen Wogenkämmen heiter grünendes Eiland, auf denen die Großen zu Kindern werden und „die blanken Bäume und blauen Vögel zu goldenen Bildern der Seele."

Flüsterstimmen raunen: Ellewelline, tanz Serpentine und ein Singsang vom Eidechs klingt am Wasser durch tiefen, tiefen Tann, da sitzt ein nacktes Weib, das Kränze flicht, Kränze um einen glitzernden Mann.

Und Meergesichte leuchten:

es tönt aus der Brandung wie Schalmeien,
Helle Nacht versilbert den fremden Strand,
Langsam wälzen die Wellen den Mondschein ans Land,
In die dunkelroten Kliffe hinein.

Und in Morgenschauern glüht die Küste perlmutterfarben; fünf Sonnen stehn im Nebel „von Glanz umzingelt vier blasse kleine, im Kreise um die große eine", ein Schiff auf Regenbogenflossen naht und (an Visionen von Fidus und Brandenburg klingt es an) strahlende Lichtkinder spielen goldnes Ballspiel mit den fünf Sonnen,

und die fünfte bleibt stehn!
Die bleibt stehn, damit die Menschen es sehen können,
wie wir über die hohen Wellen gehn
Und den freien Sternen dahinter entgegenrennen.

Digitized by Google

VI.

Dehmel selbst aber betrachtet das reine Malen nur als Nebenamt seines Werkes. „Stimmung läßt sich machen," sagt er, „Gefühl und Geist sind wenigen voll gegeben." Sein Dichten soll denken, sonst hält er es nur für Spielzeug. Und seines Gedankens edelstes Kleinod mag ihm dieses Menschenepos sein.

So müssen wir wohl zum Schluß noch einmal auf seine Gedankenwelt zurückblicken, auf seine Seelenwanderungen und auf die Erfüllungszeichen, die es zum Ausgang errichtet. Von ihnen aber muß ich sagen, Schauspiele eines nach Gleichgewicht und Vollendung ringenden Geistes sind sie wohl, aber nicht Offenbarungen, die uns mit erlösen.

Man fühlt zu deutlich, daß hier mehr ein Gedicht zur Vollendung geführt wird als der Mensch, der sie erleben sollte. Ein dichterischer Abschluß (durch Dichters Fügung), nicht ein mit erlebtes, erkämpftes und erobertes, wahrhaftes Seelengut, ist diese Gefühlsutopie, die ihr Glück beglückt im wortreichen Weltglück enden sieht:

Rieselnd wie aus dunklem Siebe
Sät es Liebe, Liebe, Liebe,
Von Nacht zu Nacht, von Pol zu Pol . . .

Zu bewußt, fast teleologisch, als Programmmusik begeben sich die Wandlungen dieser „Stirb und Werde"-Lieder.

Man denkt an Goethe, den größten und reichsten Wanderer und Wandeler innerer Länder, der sich auch triebselig, im gläubigen Gefühl „nichts ist verloren", es muß ihm alles zum besten gereichen, allen Mächten gab. Sein ganzes, langes Leben ist ein Epos der Eroberung des eigensten Ichs, des zu sich selbst Kommens über Kreuz- und Querwege.

Richard Dehmels Lux legt in einem Jahr (das ist der zeitliche Umfang des Gedichts) die wirre Forschungsreise glatt zurück, erklärt sich für genesen und erfüllt und verlangt unseren Glauben und gewiß auch unsere Nachfolge.

Dehmel hat in seiner Unersättlichkeit, Vollendung zu fühlen, hier allzu bereit, ein Erträumtes als ein Erlebtes aufgerichtet. Seine Ungeduld mischt in die Abspiegelung viel zu viel Bewußtes, er erwartet nicht ein langsames Reifen, er greift vor, er konstatiert, er unterstreicht die Wendepunkte, er forciert, er beschleunigt, er überheizt, er spielt demiurgisch Corriger la Fortune, er trägt eine Prophetie zur Schau, die noch nicht wirklich in ihm erwacht ist und proklamiert dann allzu brusttönend ihre Botschaft. Die geistige Bedeutsamkeit des letzten Teils scheint mir dadurch sehr stark geschmälert. Unvergessen bleibe aber die Sehnsucht der himmelhoch langenden Gebärden und die Fülle leidenschaftsgeballter Bilder in diesem gleich seinem Dichter so vielgestaltigen, an künstlerischen Ärgernissen und Entzückungen chaotisch reichen Buch:

Man muß noch Chaos in sich haben, um einen tanzenden Stern zu gebären!

Digitized by Google

Herodias.

Nach Stéphane Mallarmé.

Von **Richard Schaukal.**

Amme: Du lebst, Prinzessin! Oder seh ich Deinen Schatten?
An meine Lippen Deine schmalen bleichen Hände
und ihre kalten funkelnden Juwelen! . . Ende
das traumbefangne Schreiten. Allzulang schon hatten
Dich unerkannter Jugend Schauer überwölkt . . .

Herodias: Zurück!
In hehrer Stille thront mein keusches stummes Glück.
Wenn mir der blonde Sturzbach dieser unberührten Locken,
der fesselledigen, weichflutenden, die Hüfte spült,
mit fröstelndem Erstaunen eisig meinen Körper kühlt,
der einsam ist, wie beb ich bang erschrocken,
und diese meine lichtdurchglühten gold=goldnen Haare
sind ja unsterblich! Weib, ich wahre
vor Küssen mich. Denn o, ein Kuß, ich weiß,
aufflammend schmerzlich über dieses Leibes glänzend Eis,
tötete mich, — wär Schönheit nicht schon Tod . . . .
Wehkündend, o unsagbar wundes Morgenrot
geleitete heut diesen Tag herauf, Propheten
vergaßen ihn . . Nie stieg ein Tag so unerbeten
wie dieser Tag empor! Ich weiß nicht, wie es kam
und welch ein seltsam mich bezwingender
aus unbekannten Fernen wie ein Herrscher dringender
Reiz mich — du sahst es, Amme, — so benahm,
daß ich mit freien Händen, wie vom Schicksal stumm gerufen,
still wandelnd überschritt die breiten Stufen
und in den Kerker stieg aus hochgetürmten Quadern
— eiserne Ketten sind, blaubläßlich schimmernd, seine Adern —
den Kerker meiner Löwen, wo gefangen wilde Luft,
die Luft verjährter Zeiten, mit verhaltnem Duft
atembeklemmend hängt. O sahst du meine Schrecken?
Die königliche Einsamkeit schwieg drohend. In den Ecken
hockte das Entsetzen, und mir war und ist
wie einer Schlafenden, die sich und alles rings vergißt.
In Träumen des Exiles leb ich. Wie wenn ein Wasserspiel,
ein tändelnd, perlend, murmelnd gleitendes mich lockte
in einen Garten und mein Schritt zielunbekümmert stockte

Digitized by Google

vor seinem Glanz und Plätschern, pflück ich alle bleichen
Lilien, die in mir sind und streu die weichen
milchweißen Blätter hin und seh sie fallen, sinken . . .
Die Löwen aber, nahgeschmiegt an meines Kleides unbewegte
Falten, trinken
mit zärtlich wachen Blicken dieses Rieseln leiser Flocken,
und meine nackten Füße, die so still sind, locken
sie wieder magisch. Denn die stehn so ohne jeden Willen,
daß ihre ruhige Macht das Meer zu stillen
vermöchte. . . . Stille du die Schauer deines greisen Fleisches, komm,
und da mein Haar, unbändig, wie nur junges Haar je glomm,
lohflackernd glomm um eine blaugeäderte
blühweiße Stirn, mühsälige Geduld, sich weigernd, räderte
dienender Fraun, unbändig also deinen Kamm begehrt,
magst du in einem Spiegel, daß mein Anblick so verwehrt
dir ist, mir stumm mich kämmen helfen.

Amme: Darf ich Dir,
wenn nicht die heitre Myrrhe, die in zierlichen Gefäßen hier
verschlossen ist, von der gesammelten Essenz der Rosen reichen?
Sieh diesen düsterroten Saft. Soll ich mit ihm bestreichen
Dein gleißendes Gelock, mein Kind, mein —

Herodias: Fort mit diesen
schwül duftenden Gerüchen! Hab ich dir nicht längst verwiesen,
da ich sie hasse, sie mir aufzudrängen, Amme?
Sie sind auf meinem Haupt wie eine wilde Flamme.
Und willst du, daß das müd gesenkte tödlich sich berauscht
an ihrem Gift, mein Geist, der zärtlich sich belauscht,
in dumpfen Schlaf versinke? Meine Haare sind
nicht Blumen, deren Duft ein loser Wind
verstohlen fängt, um ihn verschwenderisch an Menschen zu verschenken,
die, ihn geschlossnen Auges atmend, nicht mehr denken
an ihr gehäuftes Teil von bittern Schmerzen, — nein:
laß meiner Haare Gold, lauterstes Gold, so bar an Düften sein,
daß sie in ihrer Blitze Grausamkeit und in der matten
seidigen Bläße ihrer schwebenden Schatten
die unfruchtbare, lebenlose Kälte wahren
des schrecklichen Metalles. O in diesen Haaren
spiegelten sich die schweigenden Geschmeide
der väterlichen Mauern, ihre schlankgeschwungenen Waffen,
eherne Krüge, Ketten, ihr meiner Kindheit schimmernde Augenweide.

Amme: Herrin, verzeiht, daß ich vergaß. Dem schlaffen
Alter entgleitet das Gedächtnis, und mein Geist ist fahl,
welk, schwarz, vertrocknet, ausgesengt und kahl.

Herodias: Genug. Und halte mir den Spiegel . . . O du Spiegel,
du Wasser, kalt und stumm, in deinem Rahmen erfroren,
wie oft, wie oft, wie viele Stunden bang verloren
in deinem silbernen Schweigen sucht ich das Siegel

Digitized by Google

zu lösen über meinem Sein, verzweifelt durch die Träume, —
ich wandelte durch glanzlos hohe Räume
und suchte die versunkenen Erinnerungen,
und bin in seine blauen Tiefen nicht gedrungen,
wo sie wie tote Blätter liegen unterm Eis und regen
sich nicht. Und manchmal wie ein Schatten kam ich mir entgegen
in dir und wie aus weiter Ferne, und es waren
Abende, stumm schreckliche, da ich erfahren
plötzlich und wie erstarrt — die Nacktheit meines Traumes . . .
Amme, sag, bin ich schön?

Amme: Schön wie im Blau des Raumes
funkelnd ein Stern . . . . Doch, diese Flechte fällt —

Herodias: Wag es nicht! Zurück, Schamlose! Wie entstellt
dich scheußlich dein verbrecherisches Sinnen! Mir
gefriert das Blut und stockt bis in die Quelle. Gier
erfüllt dich tief bis in die Wurzeln deines Wesens. Sag:
der Kuß, die angebotnen Öle und — der Schlag
des taubenscheuen Herzens stockt mir — diese Hand,
die tempelschändrisch, ruchlos sich verband
dem Dämon, der dich treibt — denn du, besinn ich mich,
versuchtest mich, Unselige, anzurühren — sag, was fuhr in dich?
O dieser Tag, ich weiß nicht, wie er enden wird, allein
er muß unsäglich schwer mit Leid beladen sein,
so schrecklich wächst sein Schatten . . . .

Amme: Wunderlich
fürwahr ist diese Zeit, und sieh, ich fleh, der Himmel hüte Dich.
Einsamer Schatten und ein Schatten nur irrst Du im Grenzenlosen,
und eine unbekannte Raserei umlärmt mit Tosen
von tausend schrillen Becken Deine Sinne.
Du siehst, Frühreife, bang
und kundeheischend lang
in Dich, wirst schaudernd Deiner selber inne
und bist anbetungswürdig doch wie nur der Götter eine,
bist schrecklich schön. Herodias, mein Kind, Du meine —

Herodias: Und hast mich anzurühren nicht gewagt!? Sag nein!

Amme: . . . Der möcht' ich, Unvergleichliche, der sein,
dem Deine süßen Reize wahrt das Schicksal . . .

Herodias: O, sei still!

Amme: Ob er nicht doch einmal, befrag Dein Sehnen, kommen will?

Herodias: O hört sie, keusche Sterne, hört sie nicht!

Amme: Wie anders als in dunklen Ängsten sonst erträumen das Gesicht
des Gottes, unbarmherziger noch, demütig fast ersteht,
des Gottes, dem der Schatz, gehäufter Schatz der Anmut offen steht!
Und wem bewahrt Ihr angstverzehrt den ungekannten Glanz,
das müßige Geheimnis Eures Leibes?

Herodias: Mir! Mir ganz!

Digitized by Google

Amme: Traurige Blume, die allein erwächst, sich nur erregt
an ihrem Schatten, der sich fröstelnd übers Wasser legt!
Herodias: Geh und behalt wie deinen Hohn dein Mitleid: sein bedarf ich nicht.
Amme: Mein Kind, wenn auch Dein schmaler Mund heut wehrend spricht:
„O nein," wird sie doch schwinden eines Tages,
die triumphierende Verachtung.
Herodias: Wag es
mich zu berühren einer, mich, die scheu die Löwen ehren!
Nichts Menschliches, so hab ich mir's gesetzt, soll mich versehren,
und wenn du mich gemeißelt siehst, die Augen
in Paradiesen träumend, wisse, daß dann Kinderlippen saugen
an deiner Brust dumpfdämmernd süße Milch.
Amme: Erbarmenswerte!
Schon, Opfer, naht sich Dein Geschick auf offner Fährte.
Herodias: Für mich nur blüh ich, einsam nur für mich. Ihr
wißt es, amethystne Gärten, einsam blüh ich mir,
Gärten vergraben ohne End in stolzbewußte Schlünde,
du ungekanntes Gold im dunklen Schlaf der Gründe,
in erster Erde wahrend eingebornen Glanz, ihr Steine,
durch die melodische Klarheit meinen Augen wird, — flutenreine
Kleinodien sind sie — und, Metalle ihr, euch dankt mein junges Haar
den Schicksalsschimmer, der Geberde lastende Wucht.
Fürwahr,
du, Weib, Geschöpf nichtswürdig niedrer Zeiten,
zur bösen Kunst geboren sibyllinischer Höhlendämpfe,
weissagender und mißgestalter Krämpfe,
die du mir sprichst von einem Sterblichen, — entgleiten
sollte vor ihm aus meiner Kleider Kelchen wilde Lüfte
reizender Duft, sagst du, der weißen Brüste
schauernde Nacktheit! — Künde mir, bezeuge, daß wenn lauer Wind
schmeichelnder Sommernacht, dem die Frauen geneigter sind,
sich einsam zu entschleiern, spielend nahte meiner Nähe,
der blaue Äther mich in Scham erzitternd wie die Sterne sähe,
ich stürbe! . . .
Ja, ich lieb den Schauder meines Magdtums, leben
unter dem Schrecken meiner Haare will ich, beben
des Abends auf dem Lager unverletzt und fühlen
in diesem ungenützten, keinem nützen Fleisch die kühlen
funkelnden Schimmer deiner klaren Bläße, Nacht,
die, dich verzehrend, brennst vor Keusche, frierend in der Pracht
grausamen Schnees. Ewige Schwester, auf zu dir
steigt bald mein Traum, dein einsames Geschwister: denn so bin ich mir
— o seltne Klarheit eines Herzens, das es träumte, — ganz
allein in meinem Vaterland, und alles um mich her lebt in dem Glanz
und Götzendienst des Spiegels, der in Schlummerruh
Herodias spiegelt mit dem klaren Blick des Diamanten. Du,
o süßer letzter Reiz, ich fühl's, ich weiß, ich bin allein!

Digitized by Google

Amme: Geruhet Ihr vielleicht zu sterben?
Herodias: Gute Alte, nein —
sei still, entfern dich und verzeihe mir.
Doch eh du gehst, schließ diese Laden hier:
der blaue Himmel lächelt in den tiefen Scheiben, und ich fand
immer den schönen blauen Himmel hassenswert. Wie wiegen
die Wogen sich! Und weißt du nicht dort unten fern ein Land,
wo unheilvoll der Himmel nur mit den gemiednen Blicken spricht
der Venus, die des Abends flammend durchs Gesträuche bricht
und zitternd Blattwerk, über das die Strahlen weich sich biegen?
Dahin würd ich entfliehn. . . . Die Fackeln noch zünd an,
— Du nennst es Kinderei, so oft du mir's getan, —
sie, deren milchig weißes Wachs im leichten Feuer weint
inmitten eitlen Goldes wehes Weinen — o, wie scheint
es fremd mir und vertraut und . . .
Amme: Nun?
Herodias: Lebwohl. Hab Dank. — Ihr lügt,
ihr nackten Blumen meiner Lippen. Nicht begnügt,
erwart ich etwas unbekanntes, oder unvertraut mit dem Geheimnis
cures Schrei's
sendet ihr nur die letzten martervollen Seufzer — weiß
ich denn mehr von mir? — der Kindheit, fühlend wie die kalten
Steine, bleichen
Gestirnen gleich, in Träumen, die voll Ahnen sind, erlöschend weichen.

Digitized by Google

Rundschau.

Memoiren eines Proletariers.

Der frühere evangelische Pastor Paul Göhre, der als junger Theologe und Anhänger Stöckers ins Volk ging, um darauf logischer Weise aus einem Christlich-Sozialen zum Sozialdemokraten zu werden, hat bei Eugen Diederichs-Leipzig das merkwürdigste Buch herausgegeben, das mir je vor Augen gekommen ist. Es sind die „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters" von Karl Fischer, der als Halbinvalide im Anhaltischen lebt und als Sechzigjähriger, der an härteste Handarbeit gewöhnt war, die aufgezwungene Muße zur Abfassung seiner Memoiren benutzt hat. Unsere ebenso humane wie neugierige Gegenwart, die ihre Entdeckungslust besonders auf die unteren Volksschichten ausgedehnt hat, liebt es von Zeit zu Zeit einen Mann oder eine Frau aus dem Volke auf das Schild philanthropisch-kritikloser Bewunderung oder demokratischer Reklame zu haben, wobei sich dann gewöhnlich zeigt, daß dem also Erhobenen das Talent mangelt oder dem Talent der volkstümlich naive Charakter. Die Volksbibliotheken und Lesehallen, Zeitungen und Zeitschriften, Reclam- und Hendelausgaben tragen den Bildungsstoff heute so bequem und billig auf die Straße, daß ein rühriger Geist ihn auch unter ungünstigen äußeren Umständen leicht benutzen kann und damit eine Belehrung und Anleitung findet, die eine eigene Produktion anregt und beeinflußt. Davon ist hier nicht die Rede. Dieser Arbeiter zeigt nichts als die Kenntnisse der Volksschule, und von den wenigen Büchern, die in seine Hände geraten sind, hat nur eins, die Lutherbibel, auf ihn einen lebendigen und dauernden Eindruck ausgeübt. Dieser Mann, der im Jahre 1841 geboren ist, der von seinen kleinbürgerlichen und bäuerlichen Vorfahren noch genug patriotische und religiöse Tradition geerbt hat, um der modernen Arbeiterbewegung mit ihren starken geistigen Antrieben fern zu bleiben, fühlt sich ebenso wenig als Schriftsteller, der für seine Klasse spricht, wie etwas Götz von Berlichingen, der in ähnlicher Lage, um sich die Zeit zu vertreiben, die Geschichte seines Lebens schrieb. Er hat sicher nie ein Gedicht verfaßt, nie eine Zeile aus dem reinen Drange der Phantasie hervorgebracht, aber er hat die einfachen sich stets wiederholenden menschlichen Verhältnisse, die seinen Augen und Ohren zugänglich waren, mit einer Schärfe der Beobachtung aufgenommen und mit einer genialen Intuition für charakteristische Merkmale wiedergegeben, daß viele seiner Seiten an die größten Muster der epischen Kunst erinnern. Wie ein alter Chronist berichtet er peinlich genau mit einer umständlichen Sachlichkeit, die durch den Gegenstand zuweilen monoton aber nie langweilig wird; er hat nicht den Ehrgeiz auszuschmücken, vielleicht nicht einmal die Gabe, frei zu erfinden, aber indem er Tatsachen, nur Tatsachen berichtet, erfüllt er instinktiv die Gesetze, die der reifste Kunstverstand als die Grundlagen rein epischer Darstellung anerkannt hat. Bildung ist die wiedergewonnene Naivetät: sagt Berthold Auerbach in einem glänzenden Paradox. Der Satz wird in menschlicher und künstlerischer Beziehung sofort klar, wenn wir uns vergegenwärtigen wie ein Goethe und Gottfried Keller in Autobiographie und autobiographischem Roman ihr eigenes Wachstum, namentlich der Kindheit aus den verborgensten physiologischen und pathologischen Wurzeln wieder haben erstehen lassen. Karl Fischer braucht diesen Weg nicht erst zu machen, den kleinere Talente, an ihrer Spitze Auerbach selbst, nie zu Ende gegangen sind, und das ist das größte Wunder, weil der sogenannte naive Geschmack der litterarisch unverdorbenen Klassen den Reizungen der Sentimentalität und der Rhetorik im allgemeinen ziemlich rettungslos ausgesetzt ist. So schwer es diesem Manne, der von harter Arbeit abgestumpft kaum einen Brief im Jahre schrieb, auch geworden sein mag, seine Anschauungen in Worte zu fassen, so hat er doch vor dem gebildeten Erzähler einen großen Vorteil, eben den, daß er mit der Hand gearbeitet hat. Das, was er schreibt, hat er oft gesehen, sein Werkzeug, sein Arbeitsprodukt, seine Kleidung und Wohnung, und wenn er das alles beschreibt, wird die Schilderung im höchsten Grade faßbar und sachlich, als ob er uns die Gegenstände in die Hand gibt. Nicht ge-

Digitized by Google

ringer ist seine Kunst, mit einem charakteristischen Zuge die Physiognomieen der Menschen zu kennzeichnen, die er immer nur in Bewegung, handelnd und redend einführt, so wie sie ihm in einer durch die Erinnerung besonders markierten Szene entgegengetreten sind. Wir müssen uns diesen Mann, der nach härtester Kindheit als Bäckergeselle umherfocht, der beim Bau der Rheinischen Eisenbahnen die Karre schob und dann sechzehn Jahre in derselben Fabrik Steine formte, als einen Stillvergnügten vorstellen, als einen Mann ganz ohne Ehrgeiz, sogar ohne besonderen Erwerbstrieb, dessen angeborenes, ihm unbewußt fortwährend arbeitendes Künstlertemperament alle Erscheinungen bis auf den letzten Rest absorbiert. Als Mensch zeigt er eine gewisse Wurstigkeit, aber darunter steckt die ruhige Behaglichkeit des Humoristen, der über das Treiben um ihn herum, über das Gewöhnliche und Außergewöhnliche mit einem verhaltenen Lächeln quittiert. Von seinen inneren Zuständen spricht er nur, so lange es sich um seine Kindheit handelt, und dieser Teil ist poetischer, farbiger als die Schilderung der Mannesjahre, er ist auch weicher, wehmütiger, in gemütlicher Beziehung aufgeschlossener, weil der fertige Mann, der sich auf die erstorbene Jugend zurückbesinnt, gar nicht mehr von sich sondern von einem anderen zu sprechen scheint und in verhaltener Klage um alle verlorenen Möglichkeiten mehr Dichter und auch mehr Richter als Berichterstatter sein muß. Nur das Kind in sich hat er als Individualität empfunden, über die zu sprechen lohnt, später als Mann ist er sich selbst gleichgiltig, und das individuelle Bewußtsein erstirbt in dem Massenleben, das er ohne Unterschied von den tausenden Genossen führt, die ebenso gleichmütig denselben einförmigen Weg der Arbeit, der Not, der Krankheit und auch des Leichtsinns und der derben Vergnügungen gegangen sind.

Die Schilderung der Jugend ist durch und durch meisterhaft. Der Vater, ein heruntergekommener Bäckermeister in einem schlesischen Nest, verkehrt mit den Kindern nur durch das Verständigungsmittel der Prügel, und wenn er sich eine Abwechselung schaffen will, prügelt er die Mutter, so daß die Kinder sich zitternd an die Wand drücken. Ohne zu analysieren oder besonders Psychologie zu treiben erklärt Fischer auf feinste Weise die Roheit des Alten, der aus einem begabten und hoffenden Menschen grausam und tückisch geworden ist wie einer, der sich fortwährend zu rächen hat, weil das Leben ihm seine Versprechungen nicht erfüllte. Mit dem Pfarrer und den Lehrern macht der Junge kaum andere Erfahrungen; sie geben ihm die nötigsten Schulkenntnisse, den Katechismus und den Stock, sie verletzen sein Schamgefühl, sie erdrücken die jugendlichen Reste von sittlichem Ehrgeiz. Später beim Eisenbahnbau, wo er ein wahres Nomadenleben führt, geht er in dem gedankenlosen Herdendasein der Masse auf, er nimmt die moralische Anspruchslosigkeit seiner Umgebung an, er wird gleichgiltig und skrupellos, wenn die Not der elenden, unstäten Existenz es erfordert. Auf ein höheres Niveau tritt der Arbeiter, als er in einer westfälischen Steinfabrik angestellt wird und auch von seiner bescheidenen Stelle an der Vervollkommnung des Produktionsprozesses einer jungen Industrie mitzuhelfen hat. Diese Seiten, die ihrem Stoffe nach nicht so abwechselnd sein können wie die Blätter aus der Kindheit, sind in nationalökonomischer Beziehung außerordentlich instruktiv durch die intelligente Sachlichkeit, mit der das Tasten und Schwanken einer plötzlich aufschießenden Industrie vom Standpunkt des Arbeiters beobachtet wird. Noch viel wichtiger aber ist das Plaidoyer, das hier ebenso unabsichtlich wie ergreifend zu Gunsten der Alters- und Invaliditätsversicherung geschrieben worden ist. Der alternde Arbeiter rackert sich ab, um mit den jungen mitzukommen, aber er fühlt, daß es nicht mehr lange reichen wird, daß er herunterkommen und verkommen wird.

„Wer diese Arbeit nicht kennt, der weiß das eben nicht. Zug muß in der Arbeit sein und Schlag muß man haben den ganzen Tag, wenn die Steine ordentlich fallen sollen. — — — Stets aber weiß man abends was man getan hat, und die Arme hängen einem lang und es zuckt bald hier und bald da, und man achtet es anfänglich nicht, aber mit den Jahren wird es schlimmer, und man lernt es wider Willen achten und das dauert gar nicht so viel Jahre, wie man meint." Sehr merkwürdig ist die Szene, in der er von dem Schauplatz seiner sechzehnjährigen Tätigkeit Abschied nimmt. Dieser proletarisierte Nachkomme einer preußisch-protestantischen Familie flüchtet in den Stunden der Not noch zur Bibel, und der Herr schreibt ihm im Traume vor, dem Meister ordentlich die Meinung zu sagen. Die Folge dieser ihm von Gott eingegebenen Kritik ist die Kündigung. Jetzt wird er wild und in einem Anfall von Galgenhumor will er wenigstens die geheimnisvolle Macht, die aus der Ferne so willkürlich über ihn bestimmt, kennen lernen, nämlich die Bureaus, die er mit Augen nie gesehen hat. Man hat nicht viel Mühe, ihn aus diesem Heiligtum zu entfernen, so bleibt er draußen stehn und schreit zum offenen Fenster hinein, was er auf der Seele hat, aber der Betrachter in ihm steht noch über seiner Empörung, und ein Künstler durch und durch begreift er den Humor auch dieser Szene, die wir nicht besser als mit seinen eigenen Worten wiedergeben können. „Dort waren gerade die Maurer und mauerten statt des

Digitized by Google

Zauns eine schöne Backsteinmauer auf, und gerade neben dem Gitter standen ein paar ganz famose Kerls und mauerten einen Pfeiler auf, und jedesmal, wenn ich ein Kraftwort nach dem Fenster hinüberrief und nach jedem Satzschluß stießen sie immer einen tiefen aber ganz kurzen Laut aus, der Ho oder Hau klang, und klappten dabei jedesmal mit einem Backstein oder mit dem Hammer auf den Pfeiler auf, und taten das alles, während sie fleißig arbeiteten und ohne nach mir hinzusehen. Das war mein Abschied vom Stahlwerk und hat mich gefreut, daß mir die Maurer noch zu allerletzt zum Abschied haben Beifall gegeben." Solcher Stellen könnte ich noch Hunderte anführen, das ganze Buch besteht daraus, und die Tausende von Seiten, auf denen der moderne Naturalismus krampfhaft versuchte, der Wirklichkeit habhaft zu werden, erscheinen neben diesen farbigen, saftvollen Schilderungen arm und leer und besagen kaum mehr als unbeschriebenes Papier.

E—r.

Französische Malerei 1903.

Es scheint, daß man uns in Deutschland doch recht falsche Begriffe von französischer Kunst beigebracht hat. Nicht eben schlecht unterrichtet glaubte ich hergekommen zu sein. Nun habe ich sechs Monate in Privatsammlungen, Ateliers, auf Auktionen und bei den Händlern mich umgesehen und finde, daß ich über das meiste umzulernen habe. So wie mir wird es wohl allen Leuten meiner Generation gehen. Vor zehn Jahren, noch auf der Schulbank, hatten wir gelernt uns auf jene neuen Namen einzudressieren, die man uns als Träger der „modernen Bewegung," wie man es nannte, vorgestellt. Unsere Schriftsteller, Dichter und Professoren wußten uns zu begeistern für diese kleinen Götter, die heute das Luxembourg bevölkern und unsere Maler haben sich von ihnen revolutionieren lassen Zehn Jahre lang haben unsere Ausstellungen die letzten Pariser Moden gespiegelt — und wenn man heute darauf zurückblickt, empfindet man, welch lächerlicher Wahn uns geblendet, wie gräßlich wir uns haben irre führen lassen, die Frivolität der Boulevards als die wahre Freigeisterei nachzumachen, und all das überhaupt nicht zu sehen, was uns wirklich auf eigene Wege hätte führen können. Ich weiß nicht, ist es mehr der Eifer der Ernüchterung, oder der Ärger des Enttäuschten, aber ich fühle mich zu der Behauptung genötigt: dieses ganze Bataillon von fin-de-siècle-Genies, die man uns so lange als die Vertreter der aktuellen französischen Malerei aufgetischt, hat mit dem was den eigentlichen Fortschritt oder die Entwicklung der Künste hier zu Lande bedeutet, überhaupt nichts zu tun. Ich spreche von den Generationen nach den klassischen Meistern von 1870. Wie die impressionistische Bewegung sich abseits vom Wege, außerhalb der Salons und aller offiziellen Anerkennung erhoben hat, so ist auch alles, was seitdem gekommen „im Winkel geschehen." Wir haben den Fehler begangen, nur das zu beachten, was der Lärm des Tages uns zutrug.

Wollte man nach dem, was sich in den Ausstellungspaläften vollzieht, ein rasches Urteil fällen, so wäre nichts leichter als ein völliges Désastre zu konstatieren. Das Riesenjahrmarktshaus, das diesmal die beiden offiziellen Künstlergruppen, die société française und die société nationale des beaux-arts beherbergt, enthält unter seinen fünftausend Einsendungen kaum ein Dutzend wirklich beachtenswerter, wenigstens für uns Ausländer beachtenswerter Werke. Und wir haben ja keine Veranlassung, uns um Leute zu kümmern, die von strengeren Gesichtspunkten lediglich lokales Interesse verdienen, wenn es sich auch wirklich dabei um Paris handelt. Diese Salons sind das, was sie immer waren und immer sein werden. Der eine, die société nationale, beansprucht für sich das Prestige einer Sezession, einer Fortschrittsgruppe. Aber hier thront Carolus Duran als genius loci, ich sehe nicht ein, was ihm Bouguereau nachgibt, der auf der anderen Seite den Marschallstab führt. Hier wie dort das traurigste Kunterbunt, diese feindlichen Brüder sind einander wert. All diese sonderbare Publikumskunst, die wir schon so lange tot wähnten, die sentimentalen Rührstücke, die erschreckenden Unglücksfälle, Geographie und Liebe, die heroische Coulissenreißerei der Delaroche- und Pilotyzeit, die historische und prähistorische Metermalerei, nichts, nichts wird einem erspart. All die modernen Allüren, in fünftem und sechstem Aufguß gekochter ästhetischer Tee, präraefaelitisch Schmachten, rosenkreuzerhaft Symbolisches, die Armeleutepoesie und dieser photographisch-barbarische Naturalismus, alles, alles lebt und vegetiert lustig weiter, amüsiert noch immer die Menge, wie gestern und vorgestern und voraussichtlich morgen und übermorgen. Zwischendurch gibt es Sachen natürlich, die ein gewisses Niveau repräsentieren, und das sind dann die berühmten Größen: aber in einem Zustande oft, daß man seinen Augen nicht traut, daß man drei vier Mal vorüberläuft, eh' man erkennt, daß es sich wirklich um den oder jenen handelt, dem man immerhin gewisse Qualitäten zugestanden. Nein, die sogenannten Meister haben der breiten Masse nichts wirklich schwerwiegendes entgegen zu halten. Das ist das Erschreckende und Traurige. Ich entsinne mich nicht auf ein Werk, in dem ich ein echtes Feuer, einen ungewöhnlichen

Digitized by Google

Blick, ernstes Wollen gespürt hätte. Das ist ein überreiztes, unruhiges, oberflächliches Geschlecht von Großstadtmenschen, von einem gewissen mondänen Chik, gewisser Pikanterie, gewisser Eleganz zuweilen, aber ohne schöpferische Kraft, von glatter, verwischter Physiognomie, accentloser Haltung. Die älteren unter diesen Künstlern sind einer vorzeitigen Erschöpfung verfallen, die Jüngeren, mit noch weniger Rückgrat begabt, denken nur daran, sich zu lancieren und ein auf moderne Muster gedrilltes Publikum mit gefälligen Artikeln zu bedienen.

Ein betrübliches Bild des Verfalls bietet Besnard. Dieser Mann, dem unsere ungeschulte Begeisterung ein Piedestal geschaffen, das ihm wohl auch in seiner besten Zeit nicht zukam, ist sicherlich doch einmal ein ungewöhnlich begabter Maler gewesen. Eine Fortsetzung des Impressionismus hat er zwar nicht gebracht, vielmehr als Profiteur mit den koloristischen Formeln von Degas und Renoir geschaltet, die er, mit Chérets dekorativer Laune versetzend, oft zu blendenden Wirkungen auszubeuten verstand. Das ergab eine reizvolle Palettenkunst, die doch, wenn man jetzt das Ende vor Augen hat, schon immer die Keime dieser rapiden Dekadenz in sich getragen zu haben scheint. Das Temperament ist heute verflogen und der Rest ist Asche. Von den Ekstasen des Lichtes ist er zu einer widerlich süßen, ganz haltlosen Bonbonnièrenmalerei gelangt. Carrière, sein Widerpart, dessen Grisaillen zuweilen einen Hauch von Rodins Geist verspüren ließen, ist nicht vertreten. Aber eine reichhaltige Kollektion, die vor wenigen Wochen bei Bernheim einen guten Überblick über sein Werk gestattete, zeigte auch ihn am Ende aller Kräfte angelangt, lehrte auch bei ihm alle Worte zu lauter Bewunderung dämpfen, seine eng gezogenen Grenzen sehr deutlich erkennen. Roll, den man uns oft als einen Zola der Malerei geschildert, ist der richtige Akademieprofessor des Realismus, einer jener Leute, die mit großem handwerklichen Können unendlich Überflüssiges und Gewöhnliches erzählen, die beweisen, daß es niemals der Stoff, das Gegenständliche, nur das Auge, die Anschauungs- und Ausdrucksweise ist, was das Fortschrittliche enthält. Raffaelli hat größere Aussichten auf bleibende Schätzung: aber auch er ist recht alt geworden, seine neuen Farben haben ihm keinen neuen Frühling gebracht und viel von der geistreichen Herbheit seiner guten Zeit verdorben. Seine Damenbildnisse sind wattig und kreidig, süß, aber nicht farbig, steif aber nicht streng. Seine Straßenszenen geben nur matten Abglanz oft so prickelnd lebendig hingeschriebener Beobachtungen. Und indem ich weiter an all den aufgeputzten, aufgelobten Scheingrößen vorübereile, die seit Jahren nichts anderes zu tun wissen, als immer dasselbe Bild, weil es einmal Erfolg gehabt, mit kleinen Variationen bis zum Überdruß zu wiederholen, wende ich mich nun zu dieser Jugend, die in der letzten Zeit zu Ehren gekommen. Es ist das bekanntlich jene Gruppe, die vor vier Jahren sich unter Gabriel Mourey als Präsidenten vereinigte, jedes Jahr bei Petit oder Durand-Ruel ihre Ausstellung abhält, sich selbst als Elitetruppe betrachtet und allgemein als die Stütze des modernen Salons gilt. Zu ihr gehört Henri Martin, der freilich dieses Mal bei den Alten ausgestellt hat, ein Maler, der seit Puvis Tode als der einzig berechtigte Vertreter des Monumentalstils ausgerufen wurde. Neben den zwar sehr gekonnten, aber so völlig stillosen historischen Maschinen, die Jean-Paul Laurens herstellt, neben dieser Kaffeehausdekorationskunst, die jüngere wie Victor Prouvé oder Auburtin sich leisten, kann man das vielleicht verstehen. An sich rechtfertigen seine Werke diesen Anspruch durchaus nicht. Sieht man ihn, wie im Hôtel de Ville, mit Chavannes zusammen, so fällt er jämmerlich ab. Martin ist niedlich, nicht groß. Er ist ganz reizvoll in der kleinen Skizze, für die sich seine strichelnde, zarte Farben neben einander heftende Malweise eignet. Er wirkt sehr leer und schwächlich, wenn er auf mehrere Quadratmeter angewiesen ist. Seine Zeichnung ist zwar einfach, aber ohne Handschrift, ohne Stil. Er sieht die Form in einer sehr alltäglichen, leidlich richtigen, akademisch korrekten Art, aber es fehlt seiner Linie durchaus jener höhere, ornamentale Charakter, der alle Gegenstände zu einer großen rhythmischen Harmonie einigt, der Vegetation, Menschen, Getier vor allem als Erscheinungen eines alles durchflutenden, plastischen Lebens empfinden läßt. Dieses ungefähr zehn Meter lange Triptychon, das wir heuer zu sehen bekommen, ist Fragment einer Reihe von Dekorationen, die er für das Kapitol von Toulouse zu malen hat. Er nennt es „la vie“, doch gibt er nur einen Ausschnitt des Landlebens. Das Hauptstück zeigt eine in drei Reihen aufgebaute Gruppe Korn mähender Schnitter, links ein ländliches Liebespaar, rechts eine Ziegen hütende Greisin. Davor mag man nun über Blühen und Welken, Liebe, Arbeit und Lebensruhe allerlei erbauliche Betrachtungen anstellen. Mir scheint, daß man alles das schon auswendig weiß. Auch formal: den Fond schließt ein violett gehaltener Berghang ab, ein Bach zieht sich von der Linken über die Mitte zur Rechten, mit hohen Pappeln bestanden, die säulenartig aufstrebend, mit ihren langen Schlagschatten das Vertikale und Horizontale des Raumes ausdrücken helfen. Ein bißchen Millet, ein bißchen Segantini, die Farben von Puvis durch einen gemilderten Neoimpressionismus ersetzt (doch wie zäh, wie schwarz neben jenen kühlen aber reinen

Digitized by Google

Klängen) — so wird heute, unter Benutzung gewisser gangbarer Vorstellungen von monumentaler Geste, die hehre Kunst des Fresko vorgetäuscht. Martin ist kein schöpferischer Geist, und daß wir uns von ihm so oft haben rühren lassen, spricht nur gegen uns, die wir immer noch in erster Linie mit aller Sentimentalität und Romantik einzufangen sind. Martins Malerei fanden wir stets so stimmungsvoll, in Wien hat er seinerzeit geradezu Schule damit gemacht. Ja er ist ein Hauptvertreter dieser Mode, dieses Säuselns und Lispelns, das neuerdings sich auf der sonst so lebenslustigen französischen Palette regte. Diese Dämmerungsmalerei, die der ahnungslose Puvis, mehr noch englische Vorbilder eingeführt, hat eine so vollständige Reaktion auf die impressionistische Tonleiter hervorgerufen, daß heute der Gesamteindruck dieser Wände voll Leinwand entschieden wieder trüb, selbst schwarz zu bezeichnen ist. Da sind die wie mit Spinnweben verschleierten Architektur- und Gartenstücke Le Sidaners, der die Farbe zu einem welken, zerbröckelnden Staub vergeistigt hat. Hier die wie in Tee durchgelaugten, dünnen und saftlosen Abendlandschaften von René Ménard, diesem damenhaften Poussin, dort die rauchigen, schon völlig entfärbten Dünenbilder von Dauchez.

Prinet mit seinen gefälligen Aktbildern, seinem Picknick, seinen Salonszenen; Gaston la Touche mit seinen so unwahren in einer dekorativen gelben Sauce geschickt hingeflunkerten Rokokoparks, seinen Ehebrüchen zwischen Louis XVI.-Möbeln — vertreten das neue Genrebild, die neue Illustrationsmalerei dieser Gruppe, werden das Entzücken aller Familienjournale bilden. Es lohnt nicht, solche Leute auf koloristische Probleme anzuschauen, das Motiv, das Stoffgebiet, das Gegenständliche ist das Wesentliche, die Unterschiede bestehen lediglich in den diversen Clichés.

Das Porträt ist Vorwand für eine neue Tüll- und Spitzenmalerei, für die billigen Effekte mit pikanten Glanzlichtern auf Samt- und Seidenroben. Helleu und Gandara hat man längst als geistlose Kalligraphen erkannt, jetzt ist Blanche ebenso weit. Ein neuer Name ist für uns Caro Delvaille, der erst vor zwei Jahren mit einem hervorragenden Bilde, der ‚Manucure', die besten Hoffnungen erweckte, und inzwischen zum richtigen Damenschneider avanciert ist. Bleiben als pièces de résistance noch Zuloaga, L. Simon und Cottet zu besichtigen. Der Spanier, der nun endgültig diesem gefährlichen Pariser Pflaster verfallen scheint, diese letzte Gloire der modernen Malerei, ist durchaus nicht schlecht vertreten. Er hat drei Bilder geschickt. Auf dem einen sieht man zwei Bauern eine geschminkte ‚dieteriade' mit pikanten Scherzen verfolgen. Der vordere von diesen, mit dem Krug im Arm, den aufgestreiften Hemdärmeln, dem faunisch grinsenden markanten Gesicht stammt direkt aus den borrachos, nur daß sich Velasquez es nie geleistet hätte, diesen branstig roten Fleischton zu diesem Himmel zu stellen. Die Toilette der ‚Andalusierin' zeigt seine ganze Geschicklichkeit in der Zusammenstimmung der schreienden Farben dieses Landes; vorzuziehen ist vielleicht aber das letzte. Hier sieht man zwei lachende Mädchen neben einander, im Freien, die Gitana ist in einen schwarzen Schal mit wunderbar gemachter Stickerei gehüllt, das andalusische Mädchen, rosa geschminkt neben dem gelben Kopf der Gefährtin, trägt einen Spitzenschleier über rotbraunem Tuchkleid, dem der weite Glockenrock eine famose Linie gibt. Das ganze als Akkord sehr apart.

Wie kommt es also, daß nun auf einmal selbst Leute, deren Geschmack sonst sehr wenig wählerisch ist, nicht genug gegen diese Kunst protestieren können? Die Sache ist die, daß wir alle uns auch hier wieder einmal haben dupieren lassen, daß wir wieder einmal höchst falsch placierte Superlative gebraucht haben, statt das Kind beim rechten Namen zu nennen. Dieser Maler, den man am liebsten schon als ebenbürtigen Erben auf den Thron der Goya und Velasquez gesetzt hätte, hat Qualitäten, die zunächst imponieren müssen. Seine Bilder haben jene magistrale spielende Behandlung der Materie, jenen Sinn für lineare und farbige Stilisierung, dekorative Haltung, jene unbestreitbare handwerkliche Intelligenz, die heutzutage allzu selten geworden. Alles das ist mit viel Wissen gemacht: doch es fehlt das Beste, der Zauber des selbst Erlebten, selbst Erkämpften, die sogenannte persönliche Offenbarung. Seine Leinwand kommt mir geschminkt vor wie die Wangen seiner Weiber. Man vermißt das unendliche Naturgefühl, das die Stilisierung jener Meister birgt, die seine Vorbilder waren. Kürzlich sah ich eine andere Arbeit von ihm, den Balkon, bei Durand-Ruel, zwischen den „spanischen Musikanten" und der „Eva Gonzales" von Manet. Wie da alles roh und banal erschien, wie kleinlich und rundlich die Formengebung, wie unfein die Beobachtung der Valeurs, wie mangelhaft die Luftdarstellung, wie unfrisch diese glänzende, aufdringliche, dabei schwärzliche Farbe, wie ordinär das Prahlen mit pikanten Reflexen gegenüber dieser großzügigen, impulsiven, tiefatmigen und in sich ruhenden, stolzen Kunst jenes wahrhaften Sohnes der großen Spanier. Wir haben uns geirrt mit Zuloaga, er hat uns nichts Neues gebracht. Sein Fall ist lediglich der, daß er als erster diese wüste, stillose Toreromalerei seiner Heimat überhaupt auf eine diskutierbare kultivierte europäische Basis stellen durfte. Auch von Lucien Simon komme ich immer mehr ab. Auf unsern Aus-

Digitized by Google

stellungen hat uns seinerzeit das schöne Zirkusbild begeistert, seine Prozession, die heute im Luxembourg hängt, manche seiner nature-mortes. Wir liebten seinen kräftigen Anschlag, die sonoren Harmonieen, dies bewußte Suchen nach einer neuen Synthese starker, tiefer, ausgesprochener Farben. Seine letzten Sachen zeigen immer deutlicher einen Hang zu verhängnisvollen Pointen, zur Verwertung eingeübter Tricks, die langweilen und verstimmen. Sein „Damenporträt" sowie das Gruppenbild seiner Frau mit den drei Kindern haben nicht nur etwas herzlich Spießbürgerliches, sondern auch etwas fatal Unruhiges, Formloses. Doch findet man wohl in allem Stilllebenhaften noch immer seinen gewissen männlichen Strich wieder. Aber sie ernüchtert, diese ewige, im Grunde so engbrüstige Männlichkeit. Sein ‚Altmännerhaus' ist fast schlimm: auf eine Backe, die im Halbton eines Interieurs gesehen wird, ein pures Ziegelrot zu setzen! Nein, er studiert nicht mehr. Cottet, der durch die Bretagne, ähnliche malerische Ideen, auch sonstige Beziehungen, zu ihm gehört wie Castor zu Pollux, verdient Erwähnung nur wegen des unbegreiflichen Aufsehens, das dieser streberhafte Bauer zu erzwingen gewußt hat. Unter seinen sechs Bildern, die alle in der gleichen dickflüssig verblasenen, luftlosen, trüben Malerei hergestellt sind, in der jene von Courbet entlehnte auf schwarz grün grau sandgelb grünblau gestellte Tonskala schematisch wiederholt wird, sticht am meisten vielleicht der bretonische Schimmel in die Augen. Das ist eine ins Große transponierte Studie, die mit Geschick die Silhouette des weidenden Gaules zu den einfachen Formen der Dünenlandschaft kontrastiert. Aber die Zeichnung ist flau und ohne Plastik, die Farbe von einer recht billigen illustrationsmäßigen Abstraktion. Und ist einem erst ein Blick hinter die Coulissen gelungen, wird man sich nicht leicht von dieser, die große Kraftallüre markierenden Fadheit duperen lassen. Diese Abart der Kunst, die sich an allen Schwierigkeiten vorbeidrückt, wollen wir uns doch nicht mehr einreden lassen. Cottet ist nichts anderes als der Typus der Fragerolle von heute, den paar unabhängigen Geistern, die es hier noch gibt, die Verkörperung dieser offiziellen Salonmisere, die das schöne Handwerk, kaum daß es von ein paar genialen Leuten wieder auf die Beine gestellt ist, in ihrer gepfefferten Sauce zu ersticken droht.

Cottet sehe ich nur noch als diesen aufgeplusterten, komisch gespreizten, knurrenden Hahn, als den ihn Valloton auf seiner sehr originellen Porträtgruppe dargestellt. Man hat das Bild mit Vorbedacht in der Totenkammer placiert. Mir war es eine der wertvollsten Entdeckungen, der Angelpunkt fast dieser ganzen Ausstellung. Nicht als ob es ein so bedeutendes Kunstwerk wäre, aber als Dokument, als humorvoller doch geharnischter Protest, als Attitude einer andern abseits sich haltenden, verheißungsvollen Jugend, die im stillen auf ihre Weise sich müht, die gute französische Tradition in das neue Jahrhundert herüber zu retten. Auf diesem Bilde sieht man den rotköpfigen, geschwollenen, hilflos die Augen verdrehenden Meister von Concarneau von vier jungen Leuten bedrängt, die mit Eifer oder Mitleid auf ihn einzureden scheinen. Rechts, der Demonstrierende, mit dem langen blonden Vollbart, das ist Xavier Roussel, der entzückendste Intimist der Landschaft mit einer stillen Sehnsucht nach Poussin. Hinter dem Schreibtisch, der mit der langen, hageren, bekümmerten Miene heißt Vuillard, dessen delikate Interieurs von Kennern mit Gold aufgewogen werden. Vorne der Blasse, mit dem Kneifer und den schwarzen Schatten unter dem starken Knochenbau ist Bonnard, dessen Bilder manchmal der kleine Moritz gezeichnet zu haben scheint, der sehr belacht wird, aber selber einst zuletzt lachen wird, weil er um viele gute Dinge weiß, die den Biedermännern nicht einfallen. Im Fond, der sehr korrekte, Hölzerne, hinter dessen unbeweglicher Maske ein verschlagener Mephisto sich bergen muß, ist der Autor selbst, keiner Vorstellung mehr bedürftig. Man sagt, daß sie den armen Cottet mit Cézanne zu plagen pflegen, ein Name, der den Besten heute teuer ist. Vielleicht sprechen sie auch von Gauguin, van Gogh, von Odilon Redon, die sie über alles verehren, oder von Lautrec, dem sie so vieles verdanken. Es fehlt nur Maurice Denis, dieser moderne Fra Filippo, der Kamerad aus den lustigen Tagen von Pont Aven, dem Fontainebleau dieser Jüngsten, und wenn ich noch Charles Guérin, den jungen Meister der Gärten des Luxemburg und von Versailles genannt, so sind sie ziemlich alle beisammen, denen heute das teure Pfand anvertraut ist, die die besten Hoffnungen des jungen Frankreich vertreten. Über diese Leute ist jetzt zu reden, mit ihnen haben wir uns zu beschäftigen. Wie ihre Meister, die Unabhängigen von gestern und vorgestern, sind auch sie auf den offiziellen Paraden nur ganz versteckt, irgendwo im Hintergrund oder auch gar nicht zu finden. Sie lassen sich gerne suchen, werden wohl auch zurückgedrängt; für uns, die wir die Pflicht haben, aus dieser ungeheuren Masse der fremden Produktion lediglich die triebfähigen Keime auszusondern, kommen sie allein in Betracht. Zu viel Geduld und Teilnahme haben wir an jene Salonhelden verschwendet, mit denen man uns so lange in den Ohren gelegen ist.

E. Kl.

Digitized by Google

Reichstagszauber.

Das war ein heißes Schlachten am 16. und am 25. Juni. Mit wilder Gier stürzten sich die Heeresmassen auf die Wahlstatt, wie die Römer und Cimbern auf Böcklins Brückenkampfbildern, von dem heiligen Willen erfüllt, sich gegenseitig aufzufressen. Nicht nur mit edlen Klingen und zierlichen Schußwaffen wurde gefochten, sondern auch mit Beilen, Knütteln, Dreschflegeln und Rowdiemessern. Und vom freien Schlachtfelde zog sich der Kampf herab in wüste Niederungen, die von übelriechenden Sümpfen, Mistgruben und Rieselfeldern erfüllt waren, daß ungeheurer Schmutz emporwirbelte und betäubender Stank zum Himmel stieg. Hoch über dem mörderischen Getümmel schwebten die Banner und Standarten der Armeekorps. Eine schwarze Flagge, die eine Weile fast zu sinken schien, behauptete schließlich doch noch siegreich ihren Platz. Eine schwarz-rot-goldne Fahne hielt sich nur mit knapper Not, und ein grünes Fähnlein verschwand gar ganz im Gewoge der Schlacht. Aber höher und höher stieg grell leuchtend das rote Banner empor, das seine Scharen zu unerhörtem Siege führte.

Oben, auf dem Höhenzuge, der das Schlachtfeld umsäumte, stand eine Gruppe kluger und gut angezogener Leute, die mit verschränkten Armen, halb lächelnd, halb interessiert, dem Schauspiel zusahen. Das war die Fraktion der „Feinsinnigen", der aristokratischen Egoisten, der Stillen und Eignen, die sich vor dem Lärm des Kampfes in der Ebene scheuen und lieber auf den Bergen dahinschreiten. Doch es war zu bemerken, daß dies teure Häuflein seit dem ähnlichen Kampfspiel von 1898 kleiner geworden war, obschon die Zahl der politisch Mannbaren in der Zwischenzeit gestiegen ist. Es dringt allmählich auch in die Bezirke der Geistigsten wieder ein stärkeres und heißeres Gefühl für das Leben mit den Lebendigen, das mit den sozialen Bedingungen des Staatslebens untrennbar verknüpft ist, und der schreibende Teil der deutschen Zeitgenossen arbeitet sich mit zäher Energie vom Literatentum zum Menschentum durch, das auf dem Boden der abwehrenden Einsamkeit auf die Länge nicht blühen kann. Was nützt uns schließlich aller Zweifel an der Herrlichkeit des Parlamentarismus und alle Verachtung für den gegenwärtigen Zustand des Parlaments. Wir haben nur diesen einen Schlüssel, um einige Türen und Tore zu öffnen, und wir müssen ihn nun schon benutzen, wenn er auch rostig und plump und schmutzig ist. Sonst bleiben die Türen und Tore verschlossen, und wir sitzen in der Mausefalle.

Schließlich hat doch jeder in seiner Existenz eine Ecke, die mit dem bürgerlichen Dasein einige Grenzen gemeinsam hat. Und an dieser Ecke erleben, wie es scheint, über drei Millionen Deutsche des öfteren Dinge, die sie ärgern, empören, zu Haß, Hohn und Spott und Wut herausfordern. Sie alle sammeln sich um jenes rote Banner. Die Sozialdemokratie wird die große Allmutter, die sie alle liebevoll an ihren Busen drückt. Was ihre ungeheure Macht ausmacht, ist der ewig lebendige Idealismus unseres Volkes, nicht der landläufige und kindische mit den Anführungszeichen, sondern der, der sich wahrhaft so nennen darf. Man stellt sich ein Ideal auf, von dem man sich nicht klar macht, wie es im einzelnen verwirklicht werden könnte, von dem man wahrscheinlich sogar annimmt, daß es in diesen allgemeinen Umrissen niemals verwirklicht werden kann. Aber eben darin beruht seine Zauberkraft. Ein Ziel wird dem Wege vorgesteckt. Je weiter es entfernt scheint, um so angestrengter wird man darauf hinarbeiten, sich ihm zu nähern, oder gar die Hoffnung fassen, man könne es erreichen; je näher das Ziel liegt, um so geringer wird seine Magnetmacht. Es ist mit der sittlichen Lehre des Christentums genau desselbe. „Liebet Eure Feinde" — „Wer Dir die rechte Wange schlägt, dem biete die linke zum Streiche dar" — nie wird eine Zeit kommen, wo die Menschheit diese Wunderlehre praktisch befolgen wird; sie kann nie kommen, weil sie den innersten Grundbedingungen unseres Lebensgefühls widerspricht. Aber darin liegt das Große und Anbetungswürdige, daß einer da war, der diese Sätze ausgesprochen hat, ja: einer, ein einziger, unter all den tausend Milliarden ein einziger, der darnach zu leben vermochte. Nie wird die Wirkung dieser Sätze und dieses Beispiels ganz verschwinden. Gerade *weil* die Lehre allem Menschlichen so verblüffend ins Gesicht schlägt, hat sie ihre ideale Kraft; gerade weil sie nie erfüllbar ist, ist sie unsterblich. Der utopische sozialistische Zukunftsstaat, der die Gleichheit Aller verbürgt, befindet sich in derselben Lage. Er könnte tausendmal Konzessionen an die Wirklichkeit machen — „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist" —, sein Wert als Ideal bleibt ihm und seinen Konstruktionen, obschon sie oder vielmehr weil sie in gleicher Weise allem Menschlichen ins Gesicht schlagen; darin beruht seine werbende Kraft. Doch diese hat noch andere Gründe. Das Ideal ist ein Allheilmittel schlechthin für alle Klagen und Wünsche. Es saugt alle Vorurteile auf, die heute herrschen, und wer immer unter Vorurteilen seufzt, sucht in ihm seine Zuflucht. Es verspricht jedem den Frieden und die Erfüllung der Ansprüche, zu denen er berechtigt zu sein glaubt. Darum hatte es einen tiefen Sinn, als vor Jahr und Tag die Landwirte in der Zeit, da sie sich am ärgsten bedrängt glaubten,

Digitized by Google

mit dem Gedanken kokettierten, „unter die Sozialdemokraten zu gehen“. Das brauchte nicht bloß eine praktische oder taktische Drohung an die Adresse der Regierung zu sein (was es damals wohl in erster Linie war), sondern konnte sehr wohl eine tiefere Bedeutung haben.

Doch der Sturmmarsch auf dem Wege zum politischen Ideal würde nichts nützen und frommen, wenn nicht die retardierenden Elemente da wären, die ihn stören und aufhalten und dadurch um so reizvoller machen. Sie sind nicht weniger notwendig als die vorwärtsstürmenden. Sie hindern die Überstürzung und ihre gefährlichen Folgen, sie machen eine unorganische, sprunghafte Entwicklung unmöglich und sorgen dafür, daß an Stelle des gefährlichen Vulkanismus der gesunde Neptunismus tritt. Sie schärfen den Idealisten durch ihre Einwürfe den Verstand, durch ihre Verfolgung die Liebe, durch ihre Ungerechtigkeit die Energie, durch ihre Kleinlichkeit und ihr Kleben an der Wirklichkeit das Selbstbewußtsein und die Begeisterung. Sie sind für das künftige Werden so wichtig wie jene.

Nie war die Situation so klar, wie nach den Reichstagswahlen dieses Jahres. Der Liberalismus krankt heute daran, daß er seine Ziele einstens nicht weit genug gesteckt hat. Man hat es freilich jetzt leicht, ihm daraus einen Vorwurf zu machen. Als er auftrat, glaubte man, in weitere Ferne könne man sie gar nicht rücken. Seine Formulierungen erwiesen sich mit der Zeit als nicht mehr scharf genug für die Massen. Er ist die Weltanschauung der Intellektuellen, weil er jedem Individuum die möglichste Bewegungsfreiheit auf Grund der möglichsten Ausbildung aller Kräfte garantieren will. Zu ihm muß und wird in später Zeit der politische Sinn zurückkehren, wenn der allgemeine Staatszwang des sozialistischen Gedankens sich durchzusetzen beginnt und eine Reaktion heraufbeschwört. Man wird dann wieder zum Liberalismus greifen müssen, aus demselben Grunde, wenn auch von der andern Seite her, wie vor hundert Jahren. Dann werden Liberalismus und Sozialismus mit einander ringen als die Vertreter der beiden im Menschentum lebenden Mächte; dem Selbsterhaltungs- und Selbstdurchsetzungsprinzip und dem Trieb zum Zusammenleben mit den andern. Und dies Ringen wird niemals aufhören. Vorläufig aber sind wir noch nicht so weit; denn noch gilt es, aus der Herrschaft der lächerlichen Vorurteile überhaupt erst zur Freiheit des Lebensgefühls und zu ihrer unbefangenen Betätigung zu gelangen. Doch auch dieser Zugang zu dem neuen Kampf der Zukunft ist nicht so leicht zu finden; auch er muß erstritten und errungen werden. Und um uns diesen Kampf, den wir nicht missen möchten, zu ermöglichen, hat uns das Schicksal in seiner Allgüte die Reaktionäre aller Schattierungen gesandt. So seien auch sie uns gegrüßt. Denn was nützen die Schwerter, wenn man sie mit niemandem kreuzen kann? M. O.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Berlin.
Buchdruckerei Rotzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

Die Gartenstadt.

Von **Dr. Franz Oppenheimer.**

Je älter und größer die Industrie eines Landes, um so riesiger seine Städte; denn überall saugen sie den Nachwuchs des ganzen Landes in sich auf, auch den der landwirtschaftlichen Bevölkerung: das platte Land bleibt in seiner Volkszahl stabil oder verliert sogar noch absolut. Und je länger dieser Prozeß andauert, um so größer wird die Sehnsucht der zwischen kahlen Mauern, in verdorbener Luft, in Rauchschwaden und Nebeln, in nervenzerrüttendem Lärm zusammengepferchten, zusammengehudelten Menschen „hinaus aufs Land". Das Instinkt-Tier im Kulturmenschen empört sich immer heftiger gegen das Unnatürliche, physisch und psychisch gleich Ungesunde seiner Umgebung; ein rührendes Zeichen davon sind uns Reichshauptstädtern die „Laubenkolonieen" unserer Umgebung, in denen die Natursehnsucht der Ärmsten, ihre Liebe zu Mutter Erde, in Fleiß und — ich bitte, mich wörtlich zu verstehen — nicht selten in künstlerischer Schönheit sich auswirkt.

Nirgend ist die Industrie, die Verstadtlichung der Bevölkerung, die Bildung von Mastodonten-Städten so weit gediehen, wie in Großbritannien, dessen Hauptstadt heute das Königreich Bayern an Einwohnerzahl erreicht. Kein Wunder also, wenn dort die Landsehnsucht am höchsten gestiegen, die Organisation der Rückwanderung am weitesten gediehen ist. Die Gartenstadt-Bewegung ist ein britisches Erzeugnis, ist bei uns importiert; und die unsere ist zunächst noch eine schwache Treibhauspflanze, während sie dort im Freien gedeiht.

Wenn man genau hinschaut, so ist die englische Gartenstadt-Bewegung schon ein Jahrhundert alt. Der Gedanke, Stadt und Land so zu verschmelzen, daß der neuen Schöpfung „Gartenstadt" alle Vorteile beider Bestandteile verbleiben, während alle ihre Schatten verschwinden, war die Grundkonzeption, von welcher der als „captain of industry" ebenso glückliche, wie als Sozialreformator unglückliche Owen ausging, als er seine berühmten „Communities" gründete, jene kommunistischen Siedlungen in New Harmony und New Lanark. Es sollten Kolonien werden, die ihren Bewohnern alle Vorteile des Landlebens sichern sollten: billige Wohngelegenheit, gesunde Luft, die erfreuenden und versittlichenden Einflüsse des eigenen Gartens und das Heimatsgefühl des mit einem Stückchen Erde verwurzelten Familienlebens: aber außerdem alle geistige Anregung und allen Komfort einer lebhaften, arbeitsteiligen, mit den großen Centren eng verbundenen Stadt.

Der Plan scheiterte an seiner kommunistischen Organisation, wie jeder kommunistische Plan scheitern muß, weil er alles Triebleben des Menschen gegen sich empört, statt es in seinen Dienst zu stellen. Er scheiterte, wie Fouriers kommunistische Phalansterien und Cabets Ikarien, wie erst kürzlich die Ruskin-Colony und Topolobampo scheiterte, weil es hier überall gab „plenty of philosophers but very few who could dig potatoes".

Aber diese Unglücksfälle sind ein Argument nur gegen das Mittel, nicht aber gegen den Zweck, den die Reformatoren, die „großen Utopisten" verfolgten. Darum ist es höchst töricht, wenn heute den Männern, die denselben Zweck mit ganz anderen Mitteln verfolgen, das Kassandra-Lied gesungen wird. Der Zweck, der Abbau der Riesenstädte, ihre „Verdünnung" auf eine ungemein viel größere Fläche, die

Digitized by Google

Heimführung der verirrten Menschheit, des Industrie-Antaeos, an den neue Kraft schenkenden Busen der Mutter Erde, ist ohne Zweifel eine der wichtigsten, wenn nicht die wichtigste Aufgabe unserer Zeit. Es kann sich also nur um die Prüfung der Mittel handeln, mit denen dieser höchste Gemeinzweck dieses Mal erreicht werden soll.

Nun, diese Mittel versprechen einen ganz anderen Erfolg. Der ganze ungeheure Fortschritt, den das seit Owen verflossene Jahrhundert unserer sozialökonomischen Theorie und Praxis gebracht hat, prägt sich in den Plänen der Gartenstadtgesellschaften aus, wenn man sie mit dem Plan der gescheiterten Communities vergleicht. Der prachtvolle Siegesgang der britischen Genossenschaften, der die ganze Praxis des Klassenkampfes in England umgewälzt hat, hat auf die Grundkonzeption ebenso seinen Einfluß geübt, wie die theoretische Selbstbesinnung der ökonomischen Wissenschaft, die von Ricardo an über Stuart Mill und seine Schüler immer schärfer die verhängnisvolle Wirkung des Privatgrundeigentums erkannte, bis sie es in Henry Georges „Fortschritt und Armut" zum Mittel- und Angelpunkt der sozialen Kritik machte. Daraus ergab sich als leitender Gesichtspunkt für die Verwirklichung der „Gartenstadt": genossenschaftlicher Erwerb und genossenschaftliches Eigentum am gesamten Weichbild der Kolonie, aber privater Erbbesitz jedes einzelnen Kolonisten in unkündbarer Erbpacht, bei vollständiger Selbstverantwortung jedes einzelnen für seinen sonstigen Erwerb und Verzehr.

Man will also nicht mehr eine große, kunstreiche Maschinerie errichten, in die jedes Mitglied als ein Rad eingebaut werden soll, sondern man will nur jedem Mitgliede die Bedingung einer gesunden und behäbigen Existenz sichern, will ihn vor der Aussaugung durch das Bodenmonopol schützen und ihm eine Heimat geben: aber es ist seine eigene Sache, wie er mit seinem Pfunde wuchern will. Denn in allem übrigen heißt der Wahlspruch: hilf dir selbst, hilft dir Gott!, und so wird die Feder des Selbstinteresses gespannt, statt wie im Kommunismus entfernt, die bisher die Maschine des menschlichen Fortschritts allein bewegt hat, und die sie voraussichtlich auch so lange allein bewegen wird, bis dereinst am Äquator der letzte Eskimo erfroren ist, wie Madacz das träumte.

Für die Errichtung solcher Kolonien wirkt heute eine täglich erstarkende Bewegung in Großbritannien, angeregt durch eine Tat und einen Gedanken, die von der starken, bereits vorhandenen Sehnsucht nach einer vernünftigen Wohnungreform begierig aufgegriffen wurden und sie ihrerseits verstärkten.

Der Gedanke war ein schnell zu großer Verbreitung gelangtes Werk Ebenezer Howards, das zuerst unter dem Titel „To morrow", in späteren Auflagen unter dem bekannteren Namen „Garden cities of to morrow" erschien. Das außerordentlich geschickt geschriebene, mit ebenso viel prophetischem Schwung wie kaufmännisch rechnender Nüchternheit verfaßte Buch*) führte bald zur Begründung einer über ganz Großbritannien erstreckten Vereinigung, der „Garden City Association", die bereits bedeutende Fonds gesammelt hat und bald losschlagen zu können hofft. Nach ihrem Vorbilde hat sich auch in Deutschland eine Gesellschaft mit gleichen Zielen, vorläufig nur als Propaganda-Verein organisiert, gebildet, an deren Spitze u. a. die Brüder Hart, B. Kampffmeyer und ich stehen; es scheint, als wenn der 1898 zuerst in Eng-

*) Ein sehr guter deutscher Auszug: ‚Die Vermählung von Stadt und Land' von B. Kampffmeyer (Preis 20 Pfg.) ist im Verlage der Gartenstadtgesellschaft, Robert Tautz, Schlachtensee, erschienen.

Digitized by Google

land ausgesprochene Gedanke jetzt eine etwas stärkere Werbekraft besitzt, als die zwei Jahre vorher von Theodor Fritsch („Die Stadt der Zukunft") und mir („Die Siedlungsgenossenschaft") verfochtenen ähnlichen Pläne. Es geht mit technischen Erfindungen nicht anders: ein deutsches Patent hat bekanntlich gemeinhin erst dann Wert, wenn es von England oder Amerika zu uns zurückkehrt.

So weit der Gedanke! Die Tat, von der oben die Rede war, ist die Begründung einer echten Gartenstadt durch Herrn George Cadbury, den Besitzer einer großen Chokoladenfabrik in Birmingham. Die Räumlichkeiten in der Großstadt wurden der Firma zu eng, und so kaufte sie ein Terrain von 500 Morgen in Bournville, von dem ein Fünftel für die Fabrikgebäude ausgeschieden, der Rest für Wohnzwecke bestimmt wurde.

Solche Fabrikarbeiterstädte sind kein Novum. Die bekannte Schlafwagenfirma Pullman hat schon vor vielen Jahren eine ganze Stadt, Pullman City, bei Chicago erbaut. Und wir haben in Deutschland die großen Kolonien der Firma Krupp in Essen, der Firma Schwarzkopff an der Oberspree, der Badischen Anilinfabriken u. s. w. Was aber Herrn Cadbury und seine Gründung sehr vorteilhaft von seinen kapitalistischen Genossen und ihren Colonien unterschied, war der kleine Umstand, daß er die „Wohlfahrtseinrichtung" nicht herstellte, um die Abhängigkeit seiner Arbeiter noch dadurch zu steigern, daß jede „Aufsässigkeit" mit der sofortigen Entwurzelung der Familie bestraft werden kann: er gab vielmehr der genossenschaftlichen Gemeinde die ganze Ortschaft mit allen Gebäuden zum freien Geschenk, ein Opfer von ungefähr fünf Millionen Mark! Die Einwohner dieser Gartenstadt haben volle Freiheit, sich ihre Arbeit zu suchen, wo sie wollen, und niemand beschnüffelt ihr politisches und wirtschaftstaktisches Verhalten. Der hochherzige Gründer hat sich lediglich einen Platz im Kuratorium vorbehalten, das darüber zu wachen hat, daß die Gründung ihrer Bestimmung nicht entfremdet wird. Die bedeutenden Überschüsse dieser seltsamen Gemeinde, die in landwirtschaftlicher, sanitärer und ästhetischer Hinsicht ihres Gleichen sucht, kommen dem allgemeinen Säckel zu Gute und sind zum Ausbau der Kolonieen selbst und zur weiteren Ausdehnung des Gedankens bestimmt. Bournville zählt jetzt über 3000 Einwohner.

Der edle Philanthrop Cadbury hat nur Freude an seinem Werke. Obgleich er darauf verzichtet hat, seine Fabrikhintersassen eigensüchtig zu fesseln, erfreut er sich der besten Arbeiterverhältnisse. Er hat oft ausgesprochen, daß „nichts sich für einen Arbeitgeber besser bezahlt macht, als seine Arbeiter in gesunde ländliche Verhältnisse mit guter Wohnung, gutem Lohn und Gelegenheit zur Gartenarbeit zu versetzen." Sein Beispiel hat denn auch schon einen Nachahmer gefunden: die bekannte Sunlight-Soap-Fabrik hat in Sunlight-Port ein zweites Bournville entstehen lassen, das seinem älteren Geschwister ebenbürtig zu werden verspricht. Andere werden folgen, und es ist nicht utopistisch, zu hoffen, daß die Gartenstadt-Bewegung in Großbritannien im Laufe der nächsten Jahre weitere Erfolge erarbeiten wird.

Unsere Aussichten in Deutschland sind viel weniger günstig. Die Verwirklichung einer Gartenstadt trifft hier auf eine viel weniger vorbereitete Volksseele als im Inselreiche. Unsere Großkapitalisten stecken, dank der ganz Deutschland beherrschenden Macht der feudalen Ideen, noch tief in der Vorstellung, daß „il faut museler la bête", daß der Arbeiter um so besser ist, je mehr er geknebelt ist. Es mangelt diesen Kreisen die von den Engländern in fünfzigjährigem Gewerksschaftskampfe errungene Erfahrung, daß der freie Mann der beste Helfer des Arbeitsherrn ist — und so ist es sehr schwierig, einen der Großkapitalisten zu einem Unternehmen

Digitized by Google

zu bewegen, das die freie Beweglichkeit, die Selbstbestimmung seiner Arbeiter vermehrt, statt sie zu vermindern. Es wäre ein außergewöhnlicher Glücksfall zu nennen, wenn es bald gelingen sollte, einen deutschen Cadbury zu finden, wohlverstanden: es braucht nicht etwa ein Millionengeschenk, denn eine Gartenstadt wird immer leicht in der Lage sein, die Kosten ihrer Gründung zu verzinsen und zu tilgen, aber es braucht die leihweise erfolgende Hergabe eines bedeutenden Kapitals für die Anlage einer solchen freien Genossenschaft.

Wenn sich aber kein Großkapitalist findet, der seine Fabrikanlagen mitsamt seiner Arbeiter-Armee derart „auf grüner Weide" anbaut, so dreht sich die Gartenstadt-Bewegung in einem fehlerhaften Zirkel, aus dem schwer herauszukommen ist. Sie erhält kein Grunderwerbs- und Baukapital von genügender Größe, ehe sie nicht Ansiedler genug anmelden kann, und sie erhält keine Ansiedler, ehe sie nicht Grunderwerbs- und Baukapital besitzt.

Das zu lösende Problem ist folgendes: es ist ein für eine Stadtanlage ausreichendes Grundstück auf dem Lande zu erwerben, das noch ungefähr für den Preis von Feldland zu haben ist. Solche Grundstücke gibt es nur an Stellen, die dem großen Verkehr noch nicht erschlossen sind, d. h. ziemlich fern von den Eisenbahnen. Hier können aber viele Menschen nur unter zwei Bedingungen ihre Existenz finden. Entweder wenn ihre Brotstelle mit ihnen auswandert, d. h. wenn die sie beschäftigende Fabrik an denselben Ort verlegt wird — oder, wenn der Ort sofort durch eine eigene, schnelle, billige und häufige Bahnverbindung mit einem größeren, industriellen Zentrum in Verbindung gesetzt wird.

Für das erste braucht es den Entschluß von sozial gesinnten Großkapitalisten, für das zweite den Entschluß der Bahnbehörde. Auf beide ist geringe Hoffnung, denn die Schwerfälligkeit der Bureaukratie ist in Deutschland kaum geringer, als die Feudalität des Kapitals. Man mute einem Geheimrat im Eisenbahn- oder Finanz-Ministerium zu, eine Schnellzugsverbindung mehrmals täglich nach einer Ortschaft herzustellen, die erst ins Leben gerufen werden soll: und man wird vermutlich einen medizinischen Ratschlag erhalten, wenn man sich auch noch so kräftig auf die günstigen Erfahrungen amerikanischer Privatbahnen beruft, die gerade diese ‚Verrücktheit' häufig genug begangen und niemals beklagt haben: an ihren mitten in der Prärie angelegten Stationen entstanden wie unter der Wünschelrute blühende Städte, und ihre Grundstücke rings herum stiegen märchenhaft im Preise.

Das wird ein preußischer Geheimrat vielleicht begreifen, aber es wird ihn dennoch nicht zu Handlungen bewegen. Neue Dinge bringen nicht nur neue Arbeit — der Geheimrat ist nicht träge — sondern auch neue Verantwortung und hitzige Feindschaft der mächtigen Gruppen, die am Alten interessiert sind, und dem setzt man sich nicht ohne Not aus! Wenn nicht ein Machtwort, eine kräftige Initiative, von oben her kommen sollte, wenn nicht die höchsten Stellen im Reiche sich auf die alte glorreiche Wohnungpolitik der Hohenzollern besinnen sollten, die es verstanden, jede Steigerung der Mietrente zu verhindern, obgleich Berlin seine Einwohnerzahl verzehnfachte — sie stellten einfach immer mehr Bauland zur Verfügung, als das Baubedürfnis brauchte — dann ist wohl vorläufig für die Verwirklichung der Gartenstadt-Idee in Deutschland wenig Aussicht vorhanden.

Es gäbe ja freilich kaum ein besseres „Geschäft" für eine große Bank, als die Anlage einer solchen Colonie in sehr großem Maßstabe. Sie könnte am Grund- und Bodenpreise, an der Bahnverbindung, an Licht und Wasserversorgung bedeuten-

Digitized by Google

den Gewinn machen, ohne das Gedeihen der Ansiedelung irgend in Frage zu stellen; sie könnte als Pfandbriefbank auf ein relativ kleines Grundkapital bei bedeutendem Umsatz sehr große Maklergewinne an den Bauhypotheken einstecken und manches andere mehr. Sie hätte nichts anderes zu tun, als das von ihr erworbene Terrain, wenn auch mit einem mäßigen Gewinn, dann aber auch zu einem ein für alle Male bestimmten Grundpreise zu verkaufen, müßte also mit der Praxis der heutigen Terraingesellschaften brechen, die ihren Grund- und Bodenpreis immerfort steigern, im Maße wie die Besiedlung vorschreitet, nnd dadurch den Zustrom von Wohnbedürftigen immer wieder abdämmen. Würde mit dieser Übung gebrochen, so wäre auch ein Riesenterrain, etwa von der Größe des Berliner Weichbildes, binnen kürzester Zeit besiedelt, und die eigene Bahnverbindung rentierte vom Augenblick ihrer Vollendung an, zuerst durch die ungeheuren Transport-Einnahmen für die Bautätigkeit, dann durch den Personenverkehr einer Großstadt. Es wäre ein risikofreies und dabei ausgezeichnetes Geschäft.

Unsere Banken werden es wahrscheinlich trotzdem nicht unternehmen. Das Kapital ist nämlich, trotz der modernen hero-worship gewisser Nationalökonomen für die „captains of industry", im allgemeinen stupid. Es versteht selten neue Wege der Rentabilität zu entdecken; das überläßt es mit Vergnügen den „dummen Kerls" von Denkern und Erfindern. Wenn aber einmal ein solcher neuer Weg endeckt ist, dann stürzt die ganze Herde hinter dem Leithammel her, blind und dumm, und weidet so gierig, bis alles Gras und Kraut fort ist, d. h. bis die Konkurrenz den Gewinnsatz bis unter den Durchschnitt gedrückt hat. Kenner der Industrie-Entwicklung werden viele Beispiele für dieses Verhalten, und nur sehr wenige für das Gegenteil zu nennen wissen.

So bleibt der deutschen Gartenstadt-Bewegung denn wahrscheinlich nur der Appell an die Öffentlichkeit — und dazu darf man noch weniger Zutrauen haben. Sie kann den Menschen, von dem sie Geld verlangt, eine zwar herrlich-schöne, aber doch nur sehr ferne Hoffnung zeigen — und dafür ist wenig zu haben, ganz mit Recht, denn die große Masse des Volkes hat so wenig über die Notdurft des Lebens, daß man ihr den Verzicht auf gegenwärtige Genüsse nur zumuten darf, wenn ein naher Entgelt in Aussicht gestellt werden kann. Das ist aber hier nicht der Fall. Nur wenn Hunderttausende oder mindestens Zehntausende gleichzeitig beitreten, wäre das Kapital zu beschaffen, das eine schnelle Verwirklichung des Planes erlaubte.

Dafür aber ist keine Aussicht! Die Freunde der Bewegung trösten sich vielfach mit dem Wachstum der Konsumgenossenschaften und erwarten eine ähnliche Beteiligung der Volksmassen. Sie vergessen aber dabei, daß der Konsumverein schon einem sehr kleinen Personenkreise bedeutende Vorteile gewährt, daß er also aus kleinen Anfängen heraus wachsen kann: die Gartenstadtbewegung kann aber ohne fremde Unterstützung von vornherein nur dann gedeihen, wenn sich ein sehr großer Personenkreis beteiligt, und der ist nicht zu gewinnen!

So wird denn die deutsche Gartenstadt-Bewegung sich voraussichtlich noch auf lange hinaus damit bescheiden müssen, dem schönen Ideal einer gesunden und glücklichen Stadt im Laubschatten den Acker zu bereiten. Vielleicht, wenn drüben in England eine Anzahl glücklicher Versuche bewiesen haben wird, daß die Sache „ein Geschäft" ist, daß sie „will pay", vielleicht daß dann das deutsche Kapital seine Scheu vor einem Gedanken fallen lassen wird, der bisher noch keine Dividende abgeworfen hat. Oder findet sich in Deutschland ein George Cadbury? Oder ein Friedrich der Große?

Digitized by Google

Crainquebille.

Von **Anatole France.**

I.

Die Majestät der Justiz herrscht in ihrer ganzen Größe in jedem einzelnen Urteil, welches der Richter im Namen des souveränen Volkes verkündet. Jeremias Crainquebille, ein herumziehender Gemüsekrämer sollte erfahren, wie erhaben das Gesetz ist, als er wegen Beleidigung eines öffentlichen Staatsbeamten vor Gericht geführt wurde.

Nachdem er in dem prächtigen und düsteren Saale auf der Anklagebank Platz genommen hatte, sah er voll staunender Bewunderung auf die Richter und Advokaten in ihren Roben, auf den Gerichtsdiener, mit der Kette, auf die Polizisten und auf die Zuschauer, die bloßen Hauptes schweigend hinter einer Scheidewand saßen.

Er sah sich selbst auf einem erhöhten Sitz und empfand es als eine hohe Ehre als Angeklagter vor dem Tribunal erscheinen zu dürfen.

Im Hintergrund des Saales zwischen den beiden beigeordneten Richtern thronte der Präsident Bourriche, auf dessen Brust die Ehrenabzeichen der Akademie prangten.

Eine Büste der Republik und ein Christus am Kreuze schmückten die Rückwand des Saales, sodaß alle göttlichen und menschlichen Gesetze über Crainquebille's Haupt schwebten.

Er empfand es mit wahrem Schrecken. Denn da er durchaus nicht philosophisch veranlagt war, fragte er sich nicht, was diese Büste und dieses Kruzifix hier bedeuten sollten und in welcher Beziehung eigentlich wohl Jesus und Marianne zu dem Gericht stehen konnten.

Dennoch gab es einem zu denken, denn die päpstliche Lehre und das kanonische Recht stehen in vielen Punkten im Widerspruch zu der Verfassung der Republik und dem Civilrecht.

So viel man weiß sind die Dekretalen nicht aufgehoben worden.

Die Kirche Christi lehrt wie früher, daß nur solche Mächte eine legitime Gültigkeit haben, die sie selbst eingesetzt hat. Aber die französische Republik erhebt den Anspruch, keineswegs von der päpstlichen Macht abhängig zu sein.

Füglich hatte Crainquebille mit einigem Recht sagen können:

Meine Herren Richter, da der Präsident Loubet nicht gesalbt ist, so verwirft dieser Christus, der zu Euren Häuptern hängt, kraft des Konzils und der päpstlichen Gewalt Eure Macht.

Entweder ist er hier um Euch an die Macht der Kirche zu erinnern, die Eure Macht vermindert, oder seine Gegenwart hier hat absolut keinen vernünftigen Sinn.

Daraufhin hätte der Präsident Bourriche vielleicht geantwortet:

Digitized by Google

Angeklagter Crainquebille, Frankreichs Könige haben immer in Unfrieden mit dem Papst gelebt.

Wilhelm von Nogaret wurde exkommuniziert, aber um solcher Kleinigkeit willen dankte er nicht ab.

Der Christ hier im Gerichtssaal ist nicht der Christ Gregors VII. und Bonifacius VIII. Er ist, so zu sagen, der Christ des Evangeliums, der nichts vom kanonischen Recht wußte und niemals etwas von den verwünschten Dekretalen gehört hat.

Dann lag es bei Crainquebille ihm zu antworten:

Der Christ des Evangeliums war ein Menschenfreund.

Und außerdem erlitt er eine Verurteilung, die alle christlichen Völker seit neunzehn Jahrhunderten als einen großen Irrtum der Justiz anerkannt haben. Ich rate Ihnen daher mein Herr Präsident, mich in seinem Namen nicht einmal zu vierundzwanzig Stunden Gefängnis zu verurteilen.

Aber Crainquebille machte weder historische, oder politische noch soziale Betrachtungen. Er verharrte in stummem Staunen. Der Apparat, der ihn umgab, flößte ihm eine hohe Bewunderung für die Justiz ein.

Er war so von Ehrerbietung durchdrungen, so überwältigt von Angst und Schrecken, daß er die Entscheidung über seine Schuld ganz den Richtern anheim stellte.

In seinem innersten Gewissen zwar fühlte er sich unschuldig, aber was war das Gewissen eines einfachen Gemüsekrämers gegenüber dem Gesetz und den Verwaltern der öffentlichen Strafgewalt.

Schon sein Advokat hatte ihn halbwegs davon überzeugt, daß er nicht unschuldig sei. Eine kurze summarische Untersuchung hatte die ihn belastenden Anklagen ergeben.

II.

Crainquebille's Abenteuer.

Jeremias Crainquebille, seines Zeichens ein herumziehender Gemüsehändler, zog Tag aus, Tag ein durch die Straßen von Paris und schob seinen Handwagen vor sich her indem er rief: Kohl, Rüben, Wurzel, Salat!

Und wenn er Porree hatte rief er: „Spargel, schöne Spargel," denn Porree sind die Spargel der Armen.

Als er am 20. Oktober um die Mittagsstunde die Straße von Montmartre hinabfuhr, trat Frau Bayard, die Schusterfrau aus ihrem Laden und an seinen Wagen.

Prüfend wog sie ein Bund Porree in der Hand und sagte wegwerfend:

„Das sind man recht jämmerliche Dinger, was sollen sie denn kosten."

„Fünfzehn Sous Frau Meisterin," erwiderte Crainquebille, „bessere finden Sie nirgends."

„Was fünfzehn Sous für drei elende Stangen!" rief die Frau und entrüstet warf sie das Gemüse auf den Karren zurück.

In diesem Augenblick kam der Schutzmann Nr. 64 vorüber. Er näherte sich Crainquebille und sagte:

„Fahren Sie weiter."

Digitized by Google

Seit fünfzig Jahren tat Crainquebille von morgens bis abends nichts als weiterfahren — immer nur weiterfahren.

Gegen diese Ordnung hatte er nichts einzuwenden. Sie schien ihm im Gegenteil ganz gerecht und in der Natur der Sache. Er war darum auch geneigt zu gehorchen und drängte die Meisterin, ihren Bedarf an Gemüse zu nehmen.

„Na ich werde doch wohl noch aussuchen dürfen, was ich brauche," erwiderte sie spitz und sie besah und befühlte von neuem die Porreebündel. Dann behielt sie eins, was ihr am größten erschien und preßte es gegen ihren Busen wie die Heiligen auf den Kirchenbildern die geweihten Palmenzweige an ihre Brust drücken.

„Vierzehn Sous sollen Sie haben," sagte sie, „das ist mehr als genug. Aber ich habe kein Geld in der Tasche, ich muß es aus dem Laden holen."

Ihr Porreebündel im Arm trat sie in den Schusterladen, wo bereits eine Kundin mit einem kleinen Kinde wartete.

Jetzt ermahnte der Schutzmann Nr. 64 Crainquebille zum zweiten Male:

„Fahren Sie weiter."

„Ich wart' auf mein Geld," erwiderte dieser.

„Habe ich Ihnen etwa gesagt, Sie sollen auf Ihr Geld warten? Weiterfahren sollen Sie, verstanden?" wiederholte der Polizist.

Währenddessen probierte die Schusterfrau dem Kinde, dessen Mutter es sehr eilig hatte, ein paar blaue Schuhchen an.

Die grünen Köpfe der Porreestangen ruhten auf dem Ladentisch.

In dem halben Jahrhundert, in welchem Crainquebille seinen Karren durch die Straßen schob, hatte er gelernt, den Vertretern einer hohen Obrigkeit zu gehorchen. Aber diesmal befand er sich in einer schwierigen Lage — zwischen Pflicht und Recht.

Er hatte keinen juristischen Verstand. Er konnte nicht begreifen, daß sein persönliches, gutes Recht ihn nicht davon entband eine gesetzliche Pflicht zu erfüllen.

Er sah in erster Linie nur sein Recht, das darin bestand, seine vierzehn Sous zu bekommen und nicht die Pflicht, die ihn hieß, seinen Karren weiter zu schieben, immer weiter. Er blieb daher ruhig stehen.

Zum dritten Male befahl ihm der Schutzmann in ruhigem, gelassenen Tone weiter zu fahren. Im Gegensatze zu vielen andern, die immer drohen und nie eingreifen, war der Schutzmann Nr. 64 sehr ruhig bei seinen Ermahnungen, aber sehr prompt dabei ein Protokoll aufzunehmen. So war nun mal sein Charakter.

Aber obgleich er ein ziemlicher Duckmäuser war, so war er doch ein tüchtiger Beamter und ein rechtschaffener Soldat. Mutig wie ein Löwe und sanft wie ein Kind, handelt er strikt nach seiner Weisung.

„Sagen Sie mal, können Sie nicht hören, Sie sollen weiterfahren."

Crainquebille hielt den Grund, warum er stehen blieb, für zu wichtig, als daß er ihm nicht stichhaltig genug erschienen wäre. Er erklärte daher kurz und bündig:

„Zum Kuckuck, wenn ich Ihnen doch sage, daß ich auf mein Geld warte."

Der Schutzmann begnügte sich damit zu erwidern:

„Ich soll Sie wohl wegen Zuwiderhandlung bestrafen, was? Wenn Sie das wollen, brauchen Sie 's man bloß zu sagen."

Als Crainquebille das hörte, zuckte er langsam die Achseln und blickte erst auf den Polizisten, dann zum Himmel hinauf, als wollte er sagen:

Digitized by Google

„Gerechter Gott, als ob ich je die Gesetze verachtet hätte! Mich je gegen die Vorschriften und Dekrete aufgelehnt hätte, die man unserm herumziehenden Stande macht!

Um fünf Uhr morgens bin ich schon in den Markthallen. Von sieben Uhr an reiße ich mir die Hände wund und schwielig an den Griffen meines Schubkarrens und rufe unermüdlich: Kohl, Rüben, Wurzel. . . .

Ich bin über 60 Jahre alt und bin so müde. Und Sie fragen, ob ich Lust hätte, die schwarze Fahne der Empörung zu schwingen. Sie wollen sich wohl lustig machen über mich, das ist grausam und schlecht."

Sei es nun, daß der Polizist diesen Blick nicht erfaßt hatte oder darin keine genügende Entschuldigung für den offenbaren Ungehorsam sah, er sagte nochmals, kurz und rauh, ob Crainquebille ihn verstanden habe.

Zudem erreichte die Aufstauung der Fahrzeuge in diesem Augenblick ihren Höhepunkt in der Straße Montmartre. Die Droschken, Karren, Möbelwagen, die Omnibusse und Rollwagen waren so eng zusammen gekeilt, daß es schien, als ob sie unentwirrbar ineinander geraten wären.

Und über die unbewegliche Wagenburg erscholl ein wüstes Geschimpf und Geschrei. Die Droschenkutscher wechselten mit den Schlächterburschen aus sicherer Ferne heroische Beleidigungen und die Omnibusführer, die in Crainquebille einzig und allein die Ursache der ganzen Verwickelung sahen, nannten ihn einen alten Kohlkopf.

Auf dem Trottoir drängten sich immer mehr Neugierige heran und verfolgten den Vorfall mit Interesse.

Als der Schutzmann sich dieser Art beobachtet sah, dachte er nur noch daran, seine Autorität geltend zu machen.

„Es ist gut, sagte er kurz," und damit zog er ein schmutziges Notizbuch und einen sehr kurzen Bleistift aus der Tasche.

Crainquebille blieb bei seiner Idee. Er gehorchte einer inneren Macht. Übrigens hätte er in diesem Augenblick weder zurück noch vorwärts fahren können, denn das eine Rad seines Karrens hatte sich in das Rad eines Milchwagens verfangen.

Er riß an seinen spärlichen Haaren und schrie: „Herrgott, wenn ich Ihnen doch sage, daß ich auf mein Geld warte. Schock schwere Not zum Donnerwetter noch mal!"

Durch diese Worte, die dem Alten mehr aus Verzweiflung, als aus Widersetzlichkeit entfuhren, fühlte der Polizist sich beleidigt.

Und da für ihn jede Beleidigung notwendigerweise die traditionelle, regelmäßige, geheiligte, rituelle, so zu sagen liturgische Form annahm, nämlich: „Verfluchter Polyp," so faßte sein Ohr die Worte des Delinquenten so auf.

„So Sie haben: „Verfluchter Polyp" gesagt? Es ist gut, folgen Sie mir."

Ganz betäubt vor Entsetzen und Bekümmernis starrte Crainquebille den Schutzmann mit seinen armen, alten, sonnen-geblendeten Augen an und mit vor Angst gebrochener Stimme stammelte er:

„Ich hätte „Verfluchter Polyp" gesagt? Ich? Mein Gott mein Gott!"

Die Verhaftung des Alten wurde von der gaffenden Menge mit Freuden aufgenommen. Das Volk war befriedigt; wie denn die große Menge immer Gefallen an gewalttätigen, unnobleu Schauspielen finden wird.

Nur ein alter Mann mit ernstem, traurigen Gesicht, in einem schwarzen Rocke, einen Cylinder auf dem Kopfe, bahnte sich einen Weg durch die Menge und indem er sich dem Schutzmann näherte, sagte er sehr sanft und bestimmt:

Digitized by Google

„Sie irren sich, der Mann hat Sie nicht beleidigt."

„Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten" erwiderte der Beamte, jedoch ohne eine weitere Drohung hinzuzufügen, denn er hatte es mit einem gut gekleideten Menschen zu tun.

Der alte Herr beharrte mit großer Ruhe und Hartnäckigkeit bei dem, was er gesagt hatte, und bestand darauf, seine Aussage persönlich bei dem Polizeikommissar zu machen.

Während dessen jammerte Crainquebille:

„Also das soll ich gesagt haben „Verfluchter Polyp," je je je!"

Gerade als er diese Worte hervorstieß, kam die Schusterfrau auf ihn zu, um ihm die vierzehn Sous zu geben.

Aber der Schutzmann hielt Crainquebille beim Kragen und als die Meisterin das sah, ließ sie das Geld wieder in ihre Tasche gleiten, in dem guten Glauben, daß man einem Menschen, der zur Polizeiwache abgeführt wird, nichts schuldig ist.

Als Crainquebille so seinen Wagen im Stich lassen mußte und sich seiner Freiheit beraubt sah, war es ihm, als sei die Sonne plötzlich erloschen und ein Abgrund schien sich vor ihm aufzutun.

Ganz verzweifelt murmelte er:

„Ist es möglich — ist es möglich!"

Vor dem Kommissar erklärte der alte Herr, daß er durch die Verwickelung der Fuhrwerke aufgehalten und dadurch Zeuge der Szene geworden sei. Der Schutzmann habe den Gemüsehändler falsch verstanden, der alte Mann hatte ihn weder beleidigt noch beschimpft. Dann gab er seinen Namen und Wohnung an: Doktor David Matthieu, Oberarzt am Krankenhaus von Ambroise Paré, Offizier der Ehrenlegion. Zu andern Zeiten hätte ein solches Zeugnis den Kommissar genügend über die Sachlage aufgeklärt, aber dazumal waren die Gelehrten in Frankreich verdächtig.

Crainquebille's Verhaftung wurde aufrecht erhalten. Er mußte die Nacht auf der Polizeiwache zubringen und wurde am nächsten Morgen im „grünen Wagen" ins Gefängnis befördert.

Das Gefängnis hatte in seinen Augen weder etwas Schmerzliches, noch Erniedrigendes, es erschien ihm als etwas Notwendiges.

Bei seinem Eintritt in die Zelle fiel ihm besonders die große Sauberkeit der Mauern und Dielen auf. Er sagte sich: „Höllisch sauber hier, man könnte schlankweg vom Boden essen."

Als er allein war, wollte er seinen Schemel von der Wand abrücken, aber derselbe war angeschmiedet.

Crainquebille äußerte ganz laut seine Verwunderung darüber:

„Sonderbar, sonderbar — auf so was wär' ich nie gekommen." Dann setzte er sich nieder, drehte die Daumen übereinander und staunte vor sich hin.

Die Stille und die Einsamkeit bedrückten ihn. Er hatte Langeweile und dachte mit Sorge und Betrübnis an seinen Karren, den sie mit Beschlag belegt hatten und der noch ganz beladen gewesen war mit Kohl und Rüben, Sellerie, Salat und anderen Gemüsen.

Voll Unruhe fragte Crainquebille sich:

„Wo können sie nur mit meinem Wagen geblieben sein!"

Am dritten Tage besuchte ihn sein Advokat. Maitre Lemerle war einer der jüngsten Gerichtsanwälte von Paris und Präsident einer Sektion der französischen, vaterländischen Liga.

Crainquebille versuchte seinen Fall zu erzählen, was ihm keineswegs leicht fiel, denn er fand nur mühsam seine Worte. Vielleicht hätte er es

Digitized by Google

doch fertig gebracht mit ein wenig Hülfe. Aber sein Anwalt schüttelte nur mißtrauisch den Kopf zu allem, was er sagte und indem er in dem Papieren blätterte, murmelte er:

„Hm, hm, davon sehe ich ja garnichts in den Akten." Dann strich er sich mit einer etwas müden Bewegung über den gepflegten, blonden Schnurrbart und sagte:

„Ich rate Ihnen in Ihrem eigenen Interesse, ein offenes Geständnis abzulegen. Dies System, alles ableugnen zu wollen, ist sehr ungeschickt."

Von nun an hätte Crainquebille gern gestanden, wenn er nur gewußt hätte, was er eigentlich gestehen sollte.

III.

Crainquebille vor Gericht.

Der Präsident widmete dem Verhör von Crainquebille ganze sechs Minuten.

Dies Verhör hätte entschieden mehr Licht in den Sachverhalt gebracht, wenn der Angeklagte auf die an ihn gestellten Fragen geantwortet hätte.

Aber Crainquebille war zu unbeholfen im Reden und außerdem brachte er vor lauter Respekt und Angst kein Wort hervor.

Er schwieg beharrlich und so gab der Präsident selbst die Antworten, die dann allerdings sehr belastend ausfielen.

Er schloß mit den Worten:

„Also Sie geben zu, „Verfluchter Polyp" gesagt zu haben."

Da drang aus Crainquebilles Kehle ein Ton wie verrostetes Eisen und Klirren von Glasscherben:

„Ich habe „Verfluchter Polyp" gesagt, weil der Herr Schutzmann „Verfluchter Polyp" gesagt hat — da hab ich es gesagt."

Er wollte zu verstehen geben, daß er bei dieser plötzlichen Anschuldigung in seiner ersten Verblüffung die merkwürdigen Worte wiederholt hatte, die man ihm nun fälschlich in den Mund legte.

Er habe es gesagt, wie er gesagt haben würde: „Ich, ich sollte so etwas wagen, ich? Wie können Sie so etwas glauben?"

Aber der Präsident faßte es nicht so auf.

„Wollen Sie etwa behaupten," sagte er, „der Beamte hätte diesen Schmähruf zuerst gebraucht?"

Crainquebille verzichtete darauf, sich verständlich zu machen; es war zu schwierig.

„Sie bestehen nicht auf Ihrer Behauptung, da haben Sie Recht," schloß der Präsident.

Dann ließ er die Zeugen rufen.

Der Schutzmann Nr. 64, mit Namen Bastien Matra, schwor, daß er die Wahrheit und nichts als die Wahrheit sagen wollte. Dann machte er folgende Aussage:

„Am 20. Oktober hatte ich nachmittags Dienst in der Rue Montmartre und sah wie ein Individuum, das mir ein herumziehender Gemüsehändler zu sein schien, sich ungebührlich lange vor dem Hause Nr. 328 aufhielt und dadurch eine Verwicklung der Fahrzeuge verursachte.

Ich gab ihm dreimal den Befehl weiter zu fahren, aber er tat es nicht

Digitized by Google

und als ich ihm darauf drohte, daß ich ihn aufschreiben müsse, da schimpfte er mich „Verfluchter Polyp", was mir beleidigend erschien."

Diese gemessene, bestimmte Aussage wurde von den Richtern mit sichtlichem Wohlwollen aufgenommen.

Zur Verteidigung waren Madame Bayard, die Schustersfrau und Doktor Matthieu als Zeugen geladen worden.

Madama Bayard hatte nichts gesehen und gehört. Der Arzt hatte sich in der Menge befunden, die den Schutzmann umgab, als dieser den Händler ermahnte, weiter zu fahren.

Seine Aussage verursachte einen Zwischenfall. „Ich war Zeuge der Szene," sagte er. „Der Schutzmann hat sich verhört, der Mann hat ihn nicht beleidigt. Ich habe ihm das damals gleich gesagt, aber er bestand auf der Verhaftung und veranlaßte mich, meine Erklärung vor dem Kommissar abzugeben, was ich auch getan habe."

„Sie können sich setzen," sagte der Präsident.

„Gerichtsdiener rufen Sie mal den Zeugen Matra wieder vor."

„Matra, als Sie die Verhaftung des Angeklagten vornahmen, hat Sie damals der Doktor Matthieu darauf aufmerksam gemacht, daß Sie sich getäuscht hätten?"

„Ja, nämlich Herr Präsident, er hat mich beleidigt."

„Was sagte er denn?"

„Er hat „Verfluchter Polyp" gesagt."

Im Zuschauerraum wurde Lärm und Gelächter laut.

„Sie können zurücktreten," beeilte sich der Präsident zu sagen, dann wandte er sich ans Publikum und sagte, daß er den Saal räumen lassen würde, wenn noch einmal derartige ungebührliche Kundgebungen laut würden.

Währenddessen fuchtelte der Verteidiger mit dem Rockärmel triumphierend in der Luft herum und alle glaubten, daß Crainquebille freigesprochen werden würde.

Als die Ruhe im Saal wieder hergestellt war, erhob sich Maître Lemerle.

Er leitete seine Verteidigung mit einem Lob auf die Polizisten ein, auf diese bescheidenen Diener des Gesetzes, die bei einem kläglichen Gehalt den größten Ermüdungen und fortwährenden Gefahren ausgesetzt seien und täglich ihren Heldenmut beweisen müßten.

„Es sind meist alte Soldaten," sagte er, „die Soldaten geblieben sind. Soldat — das sagt alles!"

Und Maître Lemerle erging sich in den höchsten Betrachtungen über militärische Tugenden. Er gehöre zu jenen, sagte er, die nicht zuließen, daß man die Armee beleidige, denn auch er gehöre ihr an und sei stolz darauf.

Der Präsident nickte billigend mit dem Kopfe.

Maître Lemerle war in der Tat Reserveoffizier. Er fuhr fort:

„Nein, sicherlich, ich verkenne nicht die bescheidenen und doch so unschätzbaren Dienste, die unsere Schutzmannschaft Tag für Tag unserem wackren Volke leistet. Und niemals hätte ich eingewilligt, diese Verteidigung zu übernehmen, wenn ich in Crainquebille den Beleidiger eines alten Soldaten gesehen hätte.

Man beschuldigt den Angeklagten, gesagt zu haben „Verfluchter Polyp".

Der Sinn dieser Worte unterliegt keinem Zweifel. Wenn Sie ein

Digitized by Google

Jargon-Wörterbuch zur Hand nehmen, so finden Sie „Verfluchter Polyp“: Spitzname für Polizist.

Wie wir alle wissen, ist der Polyp ein amphibisches Ungetüm, das gierig seine Fangarme nach allen Richtungen ausstreckt.

Man gebraucht diesen Spitznamen in gewissen Kreisen.

Aber die Frage ist die: — wie hat Crainquebille es gesagt und vielmehr — hat er es überhaupt gesagt? Meine Herren erlauben Sie mir, das zu bezweifeln.

Ich will den Schutzmann Matra durchaus nicht einer bösen Absicht bezichtigen, aber er verrichtet, wie wir bereits sagten, ein mühseliges Amt. Er ist zuweilen übermüdet, überbürdet, überanstrengt. Unter solchen Umständen ist es möglich, daß er das Opfer einer Gehörs-Hallucination gewesen ist. Und wenn er soeben behauptet hat, der Herr Doktor David Matthieu, ein Offizier der Ehrenlegion und Oberarzt am Hospital von Ambroise Paré, ein Fürst der Wissenschaft und ein Weltmann, habe ebenfalls „Verfluchter Polyp“ geschrieen, so sehen wir uns genötigt anzunehmen, daß Matra damals nicht ganz klar bei Sinnen war, ja ich möchte sagen, obgleich es etwas schroff erscheinen mag: der Mann leidet an Verfolgungswahn.

Und selbst wenn Crainquebille „Verfluchter Polyp“ gesagt hätte, so ist es noch die Frage, ob dies Wort in seinem Munde eine Beleidigung, also ein Vergehen ist.

Crainquebille ist das uneheliche Kind einer herumziehenden Händlerin, die eine notorische Trinkerin war, er ist also als Alkoholiker geboren. Sehen Sie sich den Mann an und urteilen Sie selbst, was sechzig Jahre des Elends aus ihm gemacht haben.

Meine Herren, Sie müssen zugeben, daß man ihn nicht verantwortlich machen kann.“

Maitre Lemerle setzte sich, und der Präsident verlas nun zwischen den Zähnen das Urteil, wonach Crainquebille zu vierzehn Tagen Gefängnis und 50 Franks Geldstrafe verurteilt wurde.

Das Gericht hatte seine Überzeugung auf die Aussage des Schutzmannes Matra gestützt.

Als Crainquebille durch die langen, düsteren Gänge des Gerichtsgebäudes geführt wurde, fühlte er ein ungeheures Bedürfnis nach Mitgefühl. Er drehte sich nach dem Soldaten um und rief ihn an:

„He Sie — Sie! . . .“ aber der beachtete ihn nicht und Crainquebille seufzte.

„Ach Gott, wer mir das vor vierzehn Tagen gesagt hätte, daß ich das erleben muß! Die Herren sprechen so schnell“ klagte er. „Sie sprechen gewiß sehr schön — aber zu schnell, zu schnell. Ich kann sie nicht verstehen und sie verstehen mich nicht . . . . Finden Sie nicht auch, Soldat, die Herren sprechen zu schnell?“

Aber der Soldat ging weiter ohne zu antworten, oder auch nur den Kopf zu wenden.

Crainquebille fragte kummervoll:

„Warum geben Sie mir keine Antwort?“

Und als der Soldat immer noch schwieg, rief der alte Mann voll Bitterkeit:

„Mit 'nem Hund hat man Mitleid, und Sie wollen nicht mal mit 'nem armen alten Mann sprechen, Sie machen wohl das Maul nie auf, sind Sie nicht bang, daß es stinken wird?“

Digitized by Google

IV.

Die Apologie des Präsidenten Bourriche.

Einige Neugierige und zwei oder drei Rechtsanwälte verließen den Saal, nachdem das Urteil gefällt war und der Gerichtsdiener kündete schon eine neue Sache an.

Die Fortgehenden dachten nicht weiter über den Fall Crainquebille nach, der sie kaum interessiert hatte. Nur Herr Jean Lermite, ein Kupferstecher, den der Zufall in die Sitzung geführt hatte, stellte seine eigenen Betrachtungen über das eben Gehörte an.

Er klopfte den Maire Joseph Aubaret auf die Schulter und meinte:

„Es ist bewunderungswürdig, wie der Präsident Bourriche es versteht, sich aller eitlen Neugier zu enthalten und sich vor persönlichem Hochmut, der alles wissen will, zu bewahren.

Wenn der Richter die widersprechenden Aussagen von dem Doktor Matthieu und dem Schutzmann Matra gegenüber gestellt hätte, so wäre er auf einen Weg des Zweifels und der Ungewißheit geraten.

Die Methode, welche darin besteht, einen Fall nach allen Regeln der Kritik zu beleuchten, ist unvereinbar mit einer guten Verwaltung der Justiz.

Wenn das Tribunal so unvorsichtig sein würde, eine derartige Methode zu befolgen, so müßte ja sein Urteil von seinem eigenen Scharfsinn abhängen, der des öfteren gering ist — oder von der menschlichen Fehlbarkeit, die nie aufhört. Wo bliebe da die Autorität!

Auch kann man nicht leugnen, daß die historische Methode ebenfalls unzulänglich ist, um dem Richter jene Gewißheit zu verschaffen, deren er bedarf.

Man erinnere sich nur an Sir Walter Raleigh's Abenteuer. Als Sir Walter Raleigh im Tower of London gefangen saß und eines Tages an dem zweiten Teil seiner „History of the world“ arbeitete, entspann sich unter seinen Fenstern ein Streit. Er sah eine Weile zu und ging dann wieder an seine Arbeit mit der Überzeugung, die Streitenden sehr gut beobachtet zu haben.

Als er aber Tags darauf mit einem seiner Freunde über die Angelegenheit sprach, der bei dem Vorfall zugegen gewesen war und sich sogar an dem Streite beteiligt hatte, widersprach dieser ihm in allen Punkten.

Da erkannte Raleigh die ungeheure Schwierigkeit, fern liegende Ereignisse in ihrer Richtigkeit zu erfassen, wenn es möglich war, daß er sich über das, was vor seinen Augen geschah, getäuscht hatte, und entmutigt warf er sein Manuskript ins Feuer.

Wenn die Richter ebensolche Bedenken trügen wie Raleigh, so müßten sie wohl ihre ganze Gelehrsamkeit ins Feuer werfen. Aber dazu haben sie kein Recht. Sie würden damit die Justiz verleugnen und ein Verbrechen begehen.

Man kann wohl darauf verzichten, — zu wissen, aber man darf nicht darauf verzichten — zu richten.

Diejenigen Leute, welche wollen, daß die Gerichtsbeschlüsse auf methodische Nachforschungen gegründet sind, müssen als gefährliche Sophisten und hinterlistige Feinde des Civil- und Militärgerichtes betrachtet werden.

Der Präsident Bourriche hat einen viel zu juristischen Sinn, als daß er sein Urteil von dem Verstand oder von der Wissenschaft beeinflussen ließe, deren Schlüsse ewigen Streit und Zweifel hervorrufen. Er gründet es auf

Digitized by Google

bestimmte Dogmen und Traditionen, sodaß seine Urteile an Autorität den Geboten der Kirche gleichen, sie sind sozusagen kanonisch.

Sie sehen z. B., daß er die Zeugenaussagen nicht nach einer unbestimmten, trügerischen Wahrscheinlichkeit ordnet, sondern nach innerlichen, permanenten, handgreiflichen Tatsachen.

Er wägt sie nach dem Gewicht der Waffen. Gibt es ein einfacheres und weiseres Mittel?

Das Zeugnis eines Schutzmannes erscheint ihm als unwiderlegbar. Der Mensch als solcher kommt hier garnicht in Betracht, nur die Kategorie, der er angehört — die hochwohllöbliche Polizei — die heilige Hermandad.

Bastien Matra, gebürtig aus Cinto-Monte (Corsica) erscheint ihm durchaus nicht als unfehlbar. Er weiß, daß der Mann weder eine besonders scharfe Beobachtungsgabe besitzt, noch daß er bei der Prüfung der Sachlage sehr genau und methodisch verfährt.

In Wahrheit existiert überhaupt Bastien Matra in diesem Fall nicht für ihn, sondern nur der Schutzmann Nr. 64.

Ein Mensch kann sich täuschen, denkt er sich. Peter und Paul können sich irren.

Descartes und Gassendi, Leibnitz nnd Newton, Bichat und Claude Bernard, die alle haben sich irren können. Wir alle irren uns und zwar sehr häufig.

Die Möglichkeit, sich zu irren, ist sehr groß und mannigfaltig. Die Wahrnehmung unserer Sinne und das Urteil unseres Verstandes sind oft nichts weiter als bloße Einbildungen und die Ursache von Ungewißheit und Zweifel.

Man darf sich nicht auf das Zeugnis eines Menschen verlassen.

Testis unus — testis nullus.

Aber auf eine Zahl kann man sich verlassen.

Bastien Matra von Cinto-Monte ist fehlbar — aber der Schutzmann Nr. 64 — wenn man von seiner Person als Mensch absieht — täuscht sich nicht.

Darum hat das Gericht auch nicht gezögert, das Zeugnis des Doktor David Matthieu zu verwerfen, denn er ist nur ein „Mensch" und es erkennt die Aussage des Schutzmannes Nr. 64 als richtig an, denn er ist eine „reine Idee", ein Strahl Gottes, der zu uns herniederstieg.

Wenn er auf diese Weise urteilt, so sichert der Präsident sich eine Unfehlbarkeit zu und zwar die einzige, worauf ein Richter Anspruch erheben kann.

Trägt ein Mensch, der als Zeuge figuriert, einen Säbel, so soll der Richter auf den Säbel hören, nicht auf den Menschen. Der Mensch ist unvollkommen und kann sich irren — ein Säbel nicht, er hat immer Recht.

Der Präsident Bourriche ist vollkommen in den Geist des Gesetzes eingedrungen.

Die Gesellschaft ruht auf der öffentlichen Macht und die öffentliche Macht muß als eine erhabene Institution der Gesellschaft respektiert werden. Die Justiz aber hat die Verwaltung der öffentlichen Macht.

Der Präsident weiß, daß der Schutzmann Nr. 64 ein Teil des Fürsten ist — der Fürst regiert sozusagen in jedem seiner Offiziere.

Die Autorität des Schutzmannes Nr. 64 zu untergraben, heißt so viel, als den Staat schwächen.

Oder wie Bossuet in seiner göttlichen Sprache sagt: „Wenn man nur ein einziges Blatt der Artischocke ißt, so ißt man die Artischocke."

Digitized by Google

Alle Säbel des Staates haben dieselbe Richtung. Wollte man sie gegen einander richten, so würde man die Republik umstürzen.

Darum wurde auf die Aussage des Schutzmannes Nr. 64 der Angeklagte Crainquebille zu fünfzehn Tagen Gefängnis und fünfzig Francs Geldstrafe verurteilt.

Mir ist, als hörte ich, wie der Präsident die lauteren und großen Beweggründe auseinandersetzt, die ihn zu diesem Urteil veranlaßt haben:

„Ich habe dieses Individuum in Übereinstimmung mit dem Schutzmann Nr. 64 verurteilt, denn der Schutzmann Nr. 64 ist ein Teil der öffentlichen Macht.

Damit sie klar erkennen, meine Herren, wie klug ich gehandelt habe, so bitte ich, nehmen wir einmal an, ich hätte ein gegenteiliges Urteil gefällt.

Sie werden sofort sehen, wie verrückt das gewesen wäre. Denn, wollte ich gegen die Macht urteilen, so würde mein Urteil einfach nicht vollstreckt werden.

Der Spruch eines Richters gilt nur, wenn er mit der öffentlichen Macht geht.

Wohin kämen wir ohne unsere Polizei.

Ich würde meiner Stellung schaden. Und überdies widersetzt der Geist der Gesetze sich solchem Urteil.

Den Starken entwaffnen und dem Schwachen die Macht einräumen, das hieße die menschliche Ordnung auf den Kopf stellen und meine Mission ist, uns dieselbe zu erhalten.

Die Justiz heiligt bestehende Ungerechtigkeiten. Hat sie sich jemals gegen die Eroberer aufgelehnt oder gegen die Gewalthaber, welche die Macht an sich gerissen haben?

Wenn eine illegitime Macht sich erhebt, so braucht das Gesetz sie nur anzuerkennen um sie dadurch legitim zu machen.

Alles liegt in der Form. Und zwischen schuldig und nicht schuldig entscheidet ein dünnes Blatt gestempelten Papieres.

Warum waren Sie nicht der Stärkere, Crainquebille? Wenn Sie, nachdem Sie „verfluchter Polyp" gerufen hatten, sich zum Kaiser erklären ließen, zum Diktator, zum Präsidenten der Republik oder auch nur zum Stadtrat, so versichere ich Sie, daß ich Sie weder zu fünfzehn Tagen Gefängnis noch zu einer Geldstrafe von fünfzig Francs verurteilt hätte.

Sie wären jeder Strafe entgangen, das dürfen Sie mir glauben."

So hätte der Präsident Bourriche ohne Zweifel gesprochen, denn er hat einen juristischen Sinn und weiß, was das Tribunal der Gesellschaft schuldig ist, deren Prinzipien er mit Ordnung und Regelmäßigkeit verteidigt.

Die Justiz ist sozial und nur böse Geister wollen, daß sie auch menschlich und gefühlvoll sei.

Man verwaltet sie nach feststehenden Regeln, aber doch nicht mit Gefühlsduseleien oder Klarheit und Intelligenz.

Man verlangt vor allen Dingen nicht, daß sie gerecht sei. Das hat sie nicht nötig, denn sie ist die Justiz und der Gedanke einer gerechten Justiz kann wirklich nur in dem Kopfe eines Anarchisten entstanden sein.

Der Präsident Magnaud fällt allerdings Billigkeitsurteile, aber sie werden kassiert und das ist die wahre Justiz.

Der wirkliche Richter wiegt die Zeugenaussagen nach dem Gewicht der Waffen. Das hat man in Crainquebilles Sache gesehen und in manchen anderen, viel berühmteren Fällen."

Digitized by Google

So sprach Jean Lermite, indem er mit langen Schritten den Vorsaal durchmaß.

Joseph Aubaret, der das Gerichtswesen kannte, kratzte sich die Nase und sagte:

„Wenn Sie meine Meinung hören wollen, so bezweifle ich, daß der Präsident Bourriche sich zu einer so hohen Metaphysik aufgeschwungen hat.

Wenn er die Aussage von dem Schutzmann Nr. 64 gelten ließ, so tat er das lediglich, weil das nun mal alter Brauch ist. In der Nachahmung müssen wir die Beweggründe der meisten, menschlichen Handlungen suchen. Wer den althergebrachten Gewohnheiten und Satzungen folgt, wird immer für einen ehrlichen Menschen gelten.

Unter „brave Leute" versteht man solche, die es machen wie die andern."

V.

Crainquebille ergibt sich in die Gesetze der Republik.

Als Crainquebille ins Gefängnis zurückgeführt worden war, setzte er sich auf den angeschmiedeten Stuhl und verharrte in stummem Staunen und stiller Bewunderung. Er wußte selbst nicht recht, daß die Richter sich getäuscht hatten.

Das Gericht hatte ihm seine inneren Schwächen unter der Majestät der Formen verborgen. Er konnte nicht glauben, daß er Recht hatte gegenüber dem Tribunal, dessen Gründe er nicht verstanden hatte. Er vermochte nicht zu fassen, daß etwas bei dieser schönen Ceremonie hinkte. Denn da er weder in die Messe noch ins Theater ging, hatte er in seinem Leben nie etwas so pompöses gesehen, als diese Verhandlung im Gerichtssaal.

Er wußte wohl, daß er nicht „verfluchter Polyp" gerufen hatte und daß man ihn zu vierzehn Tagen Gefängnis und fünfzig Francs Geldstrafe verurteilt hatte, weil er es gerufen haben sollte. Allmählich wurde diese Idee zu einem erhabenen Mysterium für ihn, zu einem dieser Glaubensartikel, dem die Frommen anhängen, ohne sie zu verstehen.

Es war wie eine dunkle, plötzliche Offenbarung — herrlich und schrecklich zugleich.

Der alte Mann erkannte sich als schuldig, den Schutzmann Nr. 64 in mystischer Weise beleidigt zu haben, wie ein kleiner Junge in der Katechismusstunde Eva's Sünde auf sich nimmt.

Durch seine Verhaftung wurde er belehrt, daß er „verfluchter Polyp" gerufen hatte — also hatte er das auch in mysteriöser, ihm selbst unbewußter Art getan. Er fühlte sich in eine überirdische Welt versetzt. Seine Verurteilung war für ihn ein geheimnisvolles Wunder.

Wie er schon von seinem Vergehen keine rechte Vorstellung hatte, so machte er sich von der Strafe erst recht keinen klaren Begriff. Seine Aburteilung war ihm als eine sehr feierliche, rituelle und vornehme Sache erschienen, als etwas Erhabenes, was man nicht begreifen kann, worüber sich nicht streiten läßt, als etwas, dessen man sich weder zu rühmen noch zu beklagen hat.

Wenn der Präsident Bourriche in diesem Augenblicke durch die Decke herabgestiegen wäre mit einem Heiligenschein um das Haupt und Flügeln an den Schultern, so wäre Crainquebille von dieser neuen Manifestation der richterlichen Glorie nicht weiter überrascht gewesen.

Digitized by Google

Er hätte sich einfach gesagt:

„Ach so meine Angelegenheit nimmt ihren Verlauf."

Am folgenden Tage besuchte ihn sein Advokat.

„Nun mein Lieber," fragte Maitre Lemerle, „geht es ziemlich gut? Nur Mut, zwei Wochen sind ja schnell vorüber. Wir dürfen uns übrigens nicht allzu sehr beklagen."

„Das ist wahr" gab Crainquebille zu, „die Herren sind sehr freundlich und höflich gewesen. Nicht ein grobes Wort haben sie mir gesagt. Hätt' ich garnicht gedacht. Und haben Sie wohl gesehen, der Soldat hatte weiße Handschuhe angezogen."

„Alles reiflich erwogen," bemerkte der Advokat, „so war es das beste, daß Sie gestanden."

„Mag wohl sein," erwiderte Crainquebille.

„Ich habe eine gute Nachricht für Sie Crainquebille. Eine mildtätige Person, die ich für Ihre Lage interessiert habe, hat mir fünfzig Francs für Sie übergeben, also gerade die Summe, zu der Sie verurteilt sind."

„Und wann werde ich das Geld bekommen," fragte der Alte.

„Das wird direkt der Kanzlei übergeben, darum brauchen Sie sich nicht zu kümmern."

„Na einerlei: Sagen Sie der Person meinen besten Dank."

Dann wurde Crainquebille nachdenklich. Nach einer Weile meinte er:

„Sonderbar, höchst sonderbar ist das, was mir passiert ist."

„Glauben Sie das nicht Crainquebille, Ihr Fall ist durchaus nicht selten."

„So? — und können Sie mir vielleicht auch sagen, was aus meinem Wagen geworden ist?"

VI.

Die öffentliche Meinung.

Crainquebille war aus dem Gefängnis entlassen und schob wieder seinen Wagen durch die Rue Montmartre vor sich her und rief: Kohl, Rüben, Wurzeln!

Er empfand weder Stolz noch Scham wegen seines Abenteuers.

Es war keine peinliche Erinnerung für ihn, sondern wie ein Schauspiel, eine Reise, ein Traum.

Nun aber war er froh, wieder im Schmutz herumzugehen über das Pflaster der Straßen und über sich den Himmel zu sehen, grau in grau im strömenden Regen — den lieben Himmel seiner geliebten Stadt.

An allen Straßenecken hielt er an um ein Glas zu trinken, dann fühlte er sich frei und seelenvergnügt, spuckte in die schwieligen Hände, damit sie geschmeidiger wurden und faßte von neuem die Griffe seines Handwagens.

Die Sperlinge, die wie er arme Frühaufsteher waren und ihr Futter am Wege suchten, flatterten auf bei seinem Rufe — Kohl, Rüben, Wurzeln — und flogen vor ihm her.

Eine alte Haushälterin kam heran und prüfte das Gemüse.

„Ja was war denn mit Ihnen los, Vater Crainquebille," fragte sie, „man hat Sie ja so lange nicht gesehen. Sind Sie krank gewesen? Sie sehen etwas blaß aus."

Digitized by Google

„Tje," erwiderte Crainquebille, „ich will Ihnen was sagen, Frau Mailloche, ich hab' 'n bischen privatisiert."

Nichts in seinem Leben ist verändert, höchstens daß er häufiger als sonst ein Gläschen trinkt. Er hat das Gefühl, als sei immer Feiertag, und dann hat er ja auch die Bekanntschaft von mildtätigen Leuten gemacht.

Ein bißchen angeheitert gelangt er abends in seinen Verschlag. Dann streckt er sich zufrieden aus, deckt sich mit den Säcken zu, die ihm sein Freund, der Kastanienverkäufer von der Ecke, geliehen hat und brummt vor sich hin:

„Im Gefängnis ist es garnicht so übel, man hat da alles, was man braucht, aber einerlei, zu Hause ist es doch besser."

Seine Zufriedenheit sollte nicht lange dauern. Er bemerkte bald, daß die Kunden ihn schnitten.

„Ich habe heute recht schönen Sellerie, Madame Cointreau," sagte er freundlich.

„Brauche nichts," erwiderte die Frau barsch.

„Was, Sie brauchen nichts? Sie leben doch jetzt wohl nicht bloß von der Luft?" fragte Crainquebille erstaunt.

Aber Madame Cointreau würdigte ihn keines Blickes und ging stolz in ihren Schlächterladen. Sonst hatten sich die Meisterinnen und Mädchen um seinen Wagen gedrängt, der stets mit reichlicher Auswahl versehen war, jetzt drehten sie ihm alle den Rücken, sobald sie ihn sahen.

Als Crainquebille zu dem Schusterladen kam, wo sein gerichtliches Abenteuer angefangen hatte, rief er:

„Madame Bajard, Madame Bajard, Sie sind mir noch von neulich die fünfzehn Sous schuldig."

Aber Madame Bajard, welche an der Kasse thronte, hielt es unter ihrer Würde, ihn zu beachten.

Die ganze Straße wußte, daß der alte Crainquebille aus dem Gefängnis kam und alle taten, als ob sie ihn nicht kannten.

Von hier aus hatte sich das Gerücht in dem ganzen Viertel verbreitet.

Als Crainquebille gegen Mittag in eine andere Straße kam, sah er seine freundliche Kundin Madame Laure an dem Gemüsewagen des kleinen Martin stehen. Sie musterte gerade einen großen Kohlkopf. Ihre Haare glänzten wie eine Unmasse feiner goldener Fäden. Und Martin, der Knirps, dieser schmutzige Lausbub schwor mit der Hand auf dem Herzen, daß es weit und breit keine bessere Ware gäbe, als die seine.

Das gab Crainquebille einen Stich ins Herz. Er stieß seinen Wagen gegen Martins Karren und sagte mit klagender, gebrochener Stimme:

„Das ist nicht schön von Ihnen, daß Sie mir untreu werden."

Wie sie selbst eingestand, war Madame Laure durchaus nicht als Herzogin geboren. Und ihre Kenntnisse vom grünen Wagen und Gefängnis hatte sie sich auch nicht gerade in der großen Welt erworben.

Aber man kann in allen Lebenslagen ehrlich sein, nicht wahr? Jeder hat seine Portion Selbstgefühl und man mag nichts zu tun haben mit einem Individuum, das gerade aus dem Gefängnis kommt.

Daher antwortete sie Crainquebille nur mit einem verächtlichen Achselzucken und wandte sich ab.

Der alte Mann zuckte schmerzlich zusammen, dann aber fuhr er auf und brüllte ihr nach:

„Schanddirne, — liederliches Weibsbild!"

Vor Schreck ließ Madame Laure ihren Kohlkopf fallen.

Digitized by Google

„Scher' dich weiter, du Lump," rief sie außer sich vor Entrüstung, „so was kommt gerade aus dem Gefängnis heraus und will andere beleidigen."

Bei ruhigem Blut hätte Crainquebille Madame Laure niemals ihren Lebenswandel vorgeworfen. Er wußte nur zu gut, daß es in dieser Welt nicht so geht, wie man gern möchte und daß man sich sein Handwerk nicht immer wählen kann.

Für gewöhnlich kümmerte er sich überhaupt nicht darum, was seine Kunden taten. Aber heute war er außer sich. Er schimpfte hinter der Frau her:

„Gemeine Person, Hurenmensch . . . ."

Ein Kreis von Neugierigen sammelte sich um die beiden, die immer ausfälliger wurden. Wahrscheinlich hätte die Schimpfszene noch lange fort gedauert, wenn nicht plötzlich ein Polizist aufgetaucht wäre und sie durch seine schweigende Unbeweglichkeit eingeschüchtert hätte.

Leise murrend gingen die beiden auseinander.

Nach diesem Auftritt aber war Crainquebille erst recht unmöglich geworden in seinem Viertel.

VII.

Die Folgen.

Und der alte Mann zog weiter und murmelte für sich hin:

„Ganz sicher, daß sie so eine ist, — ja, sie ist so eine —"

Aber im Grunde seines Herzens machte er ihr keinen Vorwurf daraus. Und deswegen verachtete er sie auch nicht. Im Gegenteil. Er bewunderte Madame Laure, weil sie sparsam war und es verstand, etwas für ihre alten Tage zurück zu legen.

Früher hatten beide gern mit einander geschwatzt. Sie hatte ihm dann von ihren Eltern erzählt, die auf dem Lande wohnten; und beide hegten den großen Wunsch, eine kleinen Garten zu besitzen, um Gemüse darin zu ziehen und Geflügelzucht zu treiben.

Madame Laure war eine gute Kundin gewesen und als Crainquebille nun sehen mußte, daß sie ihren Kohl bei dem kleinen Martin kaufte, bei diesem elenden Knirps, diesem Lausbuben, da war ihm der Schreck in alle Glieder gefahren und wie sie ihn obendrein noch so verächtlich behandelt hatte, da war ihm die Galle übergelaufen.

Das schlimmste war, daß Madame Laure nicht die einzige war, die ihn wie einen Aussätzigen behandelte.

Alle taten, als kennten sie ihn nicht mehr.

Die Schusterfrau, die Schlächtermeisterin, alle wandten sich verächtlich von ihm ab. Die ganze Gesellschaft in dem Viertel wollte nichts mehr von ihm wissen.

Also bloß weil er vierzehn Tage gesessen hatte, war er nun nicht mehr gut genug, Gemüse zu verkaufen! War das wohl gerecht? Hatte es Sinn und Verstand, einen alten braven Mann Hungers sterben zu lassen, einzig und allein, weil er mit einem „Putz" in Konflikt geraten war?

Wenn er sein Gemüse nicht mehr los wurde, so konnte er sich nur hinlegen und krepieren.

Das erbitterte den Alten.

Digitized by Google

Nach seinem Streit mit Madame Laure hatte er Händel über Händel. Um die geringste Kleinigkeit stritt er. Mit den Kunden war er grob und schimpfte ungeduldig, wenn mal einer ein bißchen lange zwischen seinen Waren suchte.

In der Wirtsstube zankte er mit allen, so daß sein Freund, der Kastanienhändler, ihn nur noch „altes Stachelschwein" nannte. Und wirklich wurde Crainquebille von Tag zu Tag unleidlicher.

Er schlief schlecht, war übel gelaunt und hatte immer ein böses Maul.

Das Unglück machte ihn ungerecht. Er rächte sich an denen, die nichts böses gegen ihn im Sinn hatten und oft auch an Schwächeren. So gab er eines Tages dem kleinen Alphons, dem Sohn eines Weinhändlers, eine Ohrfeige, als das Kind ihn fragte, ob es schön sei im Gefängnis.

„Unverschämter Bengel," schalt er, „wenn es nach Recht und Gerechtigkeit ginge, so säße dein Vater im Loch, anstatt reich zu werden bei seinen Giftmischereien."

Wort und Handlung machten ihm keine Ehre, denn wie sein Freund, der Kastanienverkäufer, ihm gerechterweise vorwarf — Kinder soll man nicht schlagen und ihnen nicht ihre Eltern vorwerfen, die sie sich ja nicht selbst gewählt haben.

Er fing an zu trinken. Je weniger er verdiente, desto mehr trank er. Und da er früher sehr sparsam und mäßig gewesen war, wunderte er sich über sich selbst:

„Ich bin doch sonst kein liederlicher Mensch gewesen. Man wird wohl immer unvernünftiger, je älter man wird," philosophierte er.

Oft ärgerte er sich über seine Bummelei und Faulheit. „Alter Lump," schalt er sich, „du taugst rein zu garnichts mehr."

Manchmal versuchte er sich selbst zu betrügen, dann redete er sich ein: „Muß doch von Zeit zu Zeit ein Glas trinken, das stärkt die müden Glieder. Da ist sicher etwas nicht in Ordnung in dem alten Magen und da hilft nichts als 'n Glas Kirsch."

Oft verpaßte er nun in den Markthallen früh morgens die Anfuhr und den Großverkauf der Gemüse, dann mußte er alte, verdorbene Ware nehmen, die man ihm auf Kredit gab.

Einmal fühlte er sich an Leib und Seele so matt und gebrochen, daß er seinen Wagen in der Remise stehen ließ. Den ganzen Tag verbrachte er in den Wirtshäusern bei den Markthallen und abends saß er zusammengekauert und bedrückt auf einem umgestülpten Korb und grämte sich über seine Verkommenheit.

Er dachte an seine frühere Kraft und Leistungsfähigkeit, an die schweren Mühen, die er ausgestanden hatte und den glücklichen Gewinn, den er heimtrug, an all die zahllosen Tage, die einander so glichen, so ausgefüllt gewesen waren.

Er sah sich wieder, wie er in der Nacht in den Markthallen auf die Anfuhr der Gemüse wartete. Dann wurde der Wagen sorgfältig und kunstgerecht beladen, stehenden Fußes noch ein Schluck schwarzer Kaffee hinunter getrunken bei Mutter Theodora und dann wurde der Karren mit fester Hand in Bewegung gesetzt.

Kräftig und hell wie ein Hahnenschrei klang sein Ruf durch den frühen Morgen, wenn er durch die Straßen fuhr.

Sein ganzes unschuldiges und hartes Leben, daß er während eines halben Jahrhunderts geführt hatte, zog an seinem geistigen Auge vorüber.

Digitized by Google

Wie er Tag aus Tag ein wie ein Lasttier auf seiner rollenden Auslage den müden Städtern die frische Ernte der Gemüsegärten gebracht hatte.

Und seufzend schüttelte er den Kopf:

„Ne ne ich kann nicht mehr, mit mir ist es aus. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Seit meiner Geschichte bei Gericht bin ich ganz verändert. Ich bin garnicht mehr derselbe Mensch."

Kurz und gut, Crainquebille war moralisch vernichtet. Wenn einer Mal erst soweit ist, so kommt er nicht mehr in die Höhe und die Menschen verhöhnen ihn, statt ihm zu helfen.

VIII.

Die letzten Folgen.

Das Elend kam, das schwarze Elend. Der alte Mann, der früher aus der Vorstadt Montmartre die Taschen voll fünf Francs-Stücken zurückbrachte, hatte jetzt keinen Pfennig mehr.

Es war Winter. Aus seinem Verschlag war er ausgewiesen, nun schlief er in einer Remise.

Es regnete seit 24 Stunden, die Abzugskanäle waren verstopft, die Gossen liefen über und die Remise stand unter Wasser.

Crainquebille saß zusammengekauert in seinem Wagen über den stinkenden Pfützen zwischen Spinnen, Ratten und ausgehungerten Katzen und starrte dumpfbrütend vor sich hin.

Ihn fror. Er hatte den ganzen Tag nichts gegessen und zudecken konnte er sich auch nicht, denn sein Freund der Kastanienhändler hatte ihm die Säcke wieder weggenommen, die er ihm geliehen hatte.

Er dachte an die beiden Wochen, wo ihm die Stadt Nahrung und Wohnung gegeben hatte. Er beneidete die Gefangenen, die weder von Hunger noch von Kälte zu leiden hatten und plötzlich kam ihm ein Einfall:

„Ich kenn ja jetzt den Kniff," sagte er sich, „warum sollte ich ihn nicht brauchen."

Er stand auf und ging auf die Straße hinaus. Es mochte eben elf Uhr sein. Die Nacht war dunkel und rauh und ein dichter, durchdringender Nebel fiel hernieder.

Die wenigen Leute auf der Straße drängten sich hart an den schützenden Mauern der Häuser entlang.

Crainquebille ging an der St. Eustache-Kirche vorüber und bog in die Rue Montmartre ein. Sie lag ganz verödet da. Nur ein Schutzmann stand auf dem Trottoir hinter der Kirche an einen Laternenpfahl gelehnt und der feine rieselnde Regen bildete einen rötlichen Dunst um das Gaslicht. Er fiel auf die Kapuze des Schutzmannes, der ganz durchnäßt schien, aber sei es, daß dieser das Licht der Dunkelheit vorzog, oder des Herumgehens müde war, er blieb an der Laterne stehen, die ihm vielleicht in der einsamen Nacht ein Freund und Gefährte war.

Die zitternde Flamme war seine einzige Unterhaltung in den langen Stunden der Nachtwache.

Seine Unbeweglichkeit hatte etwas Übermenschliches. Der Widerschein seiner Stiefel auf dem nassen Trottoir, das wie ein See aussah, verlängerte ihn nach unten und gab ihm das Aussehen eines amphibischen Ungeheuers, das halb aus den Wassern ragte.

Digitized by Google

In der Nähe mit seiner Kapuze und den Waffen konnte man ihn für einen Mönch oder für einen Soldaten halten.

Die groben Gesichtszüge, die durch den Schatten der Kapuze noch vergrößert wurden, hatten etwas Friedliches und Trauriges.

Er hatte einen kurzen, dicken, grauen Schnurrbart und war ein ausgedienter Soldat von einigen vierzig Jahren.

Crainquebille näherte sich ihm leise und sagte mit zögernder schwacher Stimme:

„Verfluchter Polyp."

Dann wartete er auf die Wirkung dieser berüchtigten Worte. Aber die Wirkung blieb aus. Der Schutzmann blieb stumm und unbeweglich mit untergeschlagenen Armen stehen.

Aus seinen großen, weit geöffneten Augen, die im Dunkel leuchteten, blickte er auf Crainquebille voll Traurigkeit, Wachsamkeit und Verachtung.

Crainquebille war ganz verwundert, aber mit einem Rest von Energie stammelte er:

„Verfluchter Polyp — das gilt Ihnen."

Ein langes Schweigen folgte. Um die Laterne tropfte der rötliche, feine Regen, ringsumher lag ein eisiger tiefer Schatten.

Endlich sprach der alte Soldat:

„Das müssen Sie nicht sagen . . . wahr und gewiß das müssen Sie nicht sagen. Wenn man so alt ist wie Sie, sollte man vernünftiger sein. Gehen Sie Ihrer Wege."

„Warum arretieren Sie mich nicht?" fragte Crainquebille.

Der Schutzmann schüttelte den Kopf unter seiner nassen Kapuze:

„Wenn wir all die Krakehler einstecken wollten," sagte er, „die sagen, was sie nicht sagen dürfen, dann hätten wir viel zu tun! . . . . Und was hätte das wohl für einen Zweck?"

Crainquebille knickte zusammen bei dieser ungeheuren Verachtung. Betäubt und stumm blieb er lange Zeit im Rinnstein stehen. Ehe er weiterging, versuchte er eine Erklärung:

„Es war auch nicht für Sie, daß ich „Verfluchter Polyp" gesagt habe und auch für keinen andern — es war nur so eine Idee."

„Das ist ganz einerlei, warum Sie es gesagt haben," erwiderte der Schutzmann mit herber Sanftmut. „Aber das muß man nicht sagen, denn wenn ein Mensch seine Pflicht tut und viele Strapazen ausstehen muß, so soll man ihn nicht durch müßige Worte beleidigen. Ich wiederhole Ihnen noch einmal, gehen Sie Ihrer Wege."

Crainquebille senkte den Kopf und wankte langsam mit hängenden Armen durch den Regen in die finstere Nacht hinein.

(Deutsch von Gertrud Savitsch.)

Digitized by Google

Der Gesellschaftstanz in der Renaissance.

Von **Oscar Bie.**

Sobald in der Welt der italienischen Renaissance Feststimmung angesagt ist, disziplinieren sich die Körper, stilisiert sich die Bewegung, wird das Stehen, das Gehen, das Grüßen eine feierliche Szene. Die Künste des Gefallens entwickeln sich. Die leichte Sinnlichkeit, die vielgepriesene vaghezza bestimmt die Erscheinung. Mezzo dentro, mezzo fuori — halb drin, halb draußen steckt das Taschentuch. Wohlerzogenheit und Natürlichkeit finden ihre Mitte, ein Hauch von Kultur, und wieder ein Hauch von Offenherzigkeit weht die Tracht und das Benehmen an. Die vaghezza versteckt das Taschentuch nicht ganz, wie sie mitunter den letzten Knopf vergißt, den halben Handschuh lockert. Der Kavalier sitzt, indem er die Linke und die Rechte gleichmäßig auf die Armlehne ausstreckt, aber die rechte Hand hängt vom Gelenk ab lose herunter, er hält darin das Taschentuch, den Handschuh, eine Blume. Er sitzt nicht zu weit nach hinten, die Füße gut neben einander. Man rückt nicht beliebig mit den Stühlen. Man holt sie nicht und stellt sie vor die Honoratioren. Die Honoratioren haben das Recht auf die schönsten Damen. Wenn größere Tänze gemacht werden, zum Beispiel der beliebte Furioso mit vielleicht neun Paaren, so hütet man sich die Damen nicht gleich nach der Schönheit aufzustellen, damit nicht ein Fürst mit einer häßlichen zusammengerate. Die Tanzbücher enthalten Stiche, wie man zu gehen und zu stehen hat. Es gibt keine Legerität im Zimmer. Man tanzt im Ornat, die Dame in ihrem Festkleid, der Herr mit Hut, Degen und Mantel. Es ist unmöglich, den Mantel abzulegen, auch bei den vergnügteren Tänzen, es wäre eine brutissima vista. Höchstens darf man ihn aufwickeln, was nach vorgeschriebenen Tempi geschieht. Bei den Gagliardenschritten liegt die Linke am Degen, der etwas nach hinten gedreht ist, die Rechte ist nur leicht bewegt. Die Dame hebt die Schleppe niemals beim Rückwärtsgehn, außer wenn es sehr eng ist, sie schiebt sie geschickt mit dem Reifrock, indem sie aus der wiegenden Bewegung jene ideale Haltung des koketten Wichtigscheinens entwickelt, die man pavoneggiando, sich pfauend, sich schön brüstend, nannte. So pavoneggiando mit der Taille zieht sie sich rückwärts zum Stuhl zurück, grüßt die Dame rechts, setzt sich, geschickt die Schleppe seitwärts schiebend, nicht zu weit nach hinten, damit sich der Rock nicht hebt — nicht einmal die Schuhe sollen zu sehen sein. Dann erst grüßt sie nach links.

Bei den Tänzen, die auf Handgeben komponiert sind, wie Furioso, Contrapasso oder ballo del fiore, zieht man vorher die Handschuhe aus. Den Takt darf es nicht stören und es ist ärgerlich, wenn es manchmal länger dauert, als ein Avemaria sagen. Das Engagement ist nichts als Geste. Man ruft keinen Namen. Man pavoneggiert und rüstet sich zum Tanze. Die Begrüßungsceremonie ist nach allen Seiten hin aufs Peinlichste ausgebildet. Wenn der König zu grüßen ist, so tritt man ein, den

Digitized by Google

Mantel mit beiden Händen fassend, den abgenommenen Hut in der linken, und zwar sein Inneres nach innen. Man macht die große Reverenz, dann vier bis sechs Schritte und nochmals eine große, noch tiefere Reverenz. Man küßt das Knie scheinbar, denn nur bei Gleichgestellten darf man „wirklich" küssen. Beim Abschied steht man seitlich, niemals genau gegenüber. Geht der König nebenher, so bleibt man zurück, beim Umwenden folgt man der spanischen Sitte, drei Schritte abseits zu stehen und den König wieder rechts zu lassen. Drei Reverenzen sind der letzte Abschied. Niemals zeigt man den Rücken. Die Reverenz selber erfährt die tanzmäßige Ausbildung. Und ihre Formen wandeln sich mit den Tanzsitten. Caroso lehrte die Riverenza grave, minima und semiminima je nach ihrer Länge. Die grave dauert vier Takte lang: zuerst wird der linke Fuß vorgezogen (die linke Seite ist die Herzseite!), man sieht sein Opfer an. Zu zweit wird der linke Fuß mit leichter Verbeugung hintergezogen. Zu dritt das Knie etwas gebeugt. Zu viert der linke Fuß an den rechten angesetzt und aufgerichtet. Wehe, wenn man die Maße der Fußentfernungen dabei nicht genau einhält. Die minima ist halb so lang. Die semiminima ist veraltet: man steht zwei Takte still, dann spreizt man den Linken und springt — es ist nichts als die sogenannte „Cadenz", der Schlußsprung, mit dem man die Gagliarde endigt. Später hatte man noch eine längere Reverenz, die sechs Takte dauert. Dies ist jetzt die grave, die alte grave heißt lunga, die minima breve. Eine heikle Wissenschaft. Aber nicht bloß die Verbeugung wird stilisiert, auch die Ruhe, die ihr folgt, hat ihren terminus technicus „Continenz" und die Continenz hat ihre verschiedenen Formen. Es gibt eine Continenza grave und eine minima: eine balancé-ähnliche Bewegung, mit Fortsetzen des einen und Heranziehen des andern Fußes, mit etwas Senken und Heben und aller Grazie des pavoneggiare: „ein Effekt, den man so erreicht, daß man sich ein wenig nach der Seite hebt, nach der die Continenz endigt." Später findet man statt zweier Continenzen gar vier. Und im gleichzeitigen Frankreich haben diese Formen wieder ihre lokalen Nuancen. Der alte Franzose engagiert seine Dame, den Hut in der Linken, sie gibt ihm ihre Linke in seine Rechte: „ein gut erzogenes Fräulein refüsiert niemals." Die Reverenz, vier Takte lang, wurde früher auf italienische Art links gemacht, jetzt rechts. Die darauf folgende Continenz heißt als Tanzfigur hier zuerst congé „Rührt Euch", dann branle, von branlare, pendeln, hergeleitet, von dem auch das Reigenwort branle kommt. Dieser Branle dauert ebenso vier Takte. Mit geschlossenen Füßen wendet man den Körper zweimal je nach links und rechts. Rechts kommt also auf 2 und 4. Bei 2 heißt es Gesellschaft ansehn, bei 4 seine Dame und zwar d'une oeillade desrobée doulcement et discretement. Das ist die feierliche große Reverenz der getretenen Tänze, bei den vergnügteren Gagliarden ist der Prozeß auch hier kürzer. Man stellt zum Gruße den Rechten leicht gebeugt hinter, und noch leichter geschieht es bei der Reverenz im Gehen: revérence passagière droite oder gauche. Und ebenso genügt zur Continenz dann ein leichtes Anstellen des Spielbeins: pied joint oblique. Das System des feierlichen Reigens und Stehens führt ganz von selbst zu symbolischen Auslegungen. Man stellte in Italien die Theorie auf: der rechte Fuß sei für das honorare, pigliare, adorare, der linke für das fermare, caminare, riverire. So war alles symmetrisch schön verteilt.

Italien nimmt Einflüsse von Spanien auf und wirkt selbst auf Frankreich. Die Tanzbücher in Italien beziehen ihre Lehren und Tänze auch auf diese Länder, einige Tanznamen erinnern an spanische Herkunft, der Verkehr

Digitized by Google

innerhalb der Tanzlehrerzunft nach Frankreich hin wird mehrfach bezeugt, alle Zeremonie und alle Kunst spielen verwandt zwischen diesen Ländern. Aber wir können noch schwer nach Spanien zurückblicken, einige musikalische Fäden ziehen sich hinüber, es ist sonst dunkel daherum. Spanien würde ehrbarer gegen Italien erscheinen, während Frankreich, das wir besser beobachten können, ein wenig provinzieller sich geberdet. Die Listen italienischer Tanzschüler sind vornehme adlige Namen, man kann ein seitenlanges Register in Negris Tanzbuch studieren. Schon in Ebreos Tanzbuch aus dem 15. Jahrhundert bewegen sie sich in aristokratischer Zurückhaltung, eine Parallele zu jenen züchtigen Quattrocentobüsten des Laurana und Desiderio: Jungfräuliche Keuschheit mit verschämten Reizen. Die Bewegung ihres Körpers, sagt Ebreo, soll sanft und bescheiden sein, die Donna soll sich würdig, herrschaftlich tragen, leicht auf dem Fuß, in den Gesten gut erzogen, mit den Augen sei sie nicht hochmütig und unstet, und sehe nicht überall herum, bald hierhin, bald dorthin. Ehrbar blicke sie die meiste Zeit auf den Boden herab, ohne dabei den Kopf auf die Brust zu senken, sie bleibe gerade aufgerichtet, in Haltung mit der ganzen Figur. . . . . Noch der Domherr Arbeau kennt hundert Jahre später in Poitou diesen demütigen Blick der Frauen, die die Pavane mit contenance humble tanzen, les yeulx baisse, regardans quelquefois les assistans avex une pudeur originale! Doch diese hochvornehme Gesellschaft hindert Vater Arbeau nicht, auf eine recht mittelalterliche Idee zu kommen: der Tanz sei ganz praktisch, um sich — pardon — vor der Hochzeit zu beriechen, ob der Atem schwefelig sei oder man etwa gar nach épaule de mouton dufte. Es ist eine der nettesten Bemerkungen in seinem reizend naiven Büchlein: Der Rest französischer Provinz.

Dies Tanzbüchlein des Thoinot Arbeau, das allerlei naive Zeichnungen illustrieren, ist die erfrischendste aller choreographischen alten Schriften, ebenso liebenswürdig wie persönlich, so menschlich nah und gegenwärtig, daß man sie heut noch mit heiterem Behagen liest. Der Titel lautet Orchesographie et traicte en forme de dialogue, per lequel toutes personnes peuvent facilement apprendre et practiquer l'honneste exercice des dances. Par Thoinot Arbeau demeurant a Lengres. 1589. Den Ekklesiastenspruch tempus plangendi et tempus saltandi hat man als Motto draufgesetzt. Denn der Verfasser war unter dem Namen Jean Tabourot ein frommer Mann gewesen und eröffnete nun die Reihe der französischen „Abbe's", die den Galanterien des Lebens nicht unwilliger dienten als den Gesetzen der Kirche. Er war 1519 in Dijon geboren. Er schrieb sein Werk in der üblichen Dialogform (er unterhält sich mit Herrn Capriol) nieder, ohne an Veröffentlichung zu denken. Das Buch wurde, wie die Vorrede meldet, gedruckt gegen den Willen des Autors, der es nicht für lohnend hielt, das zu publizieren, was man so hinschreibe, seine Zeit zu töten. Man muß also annehmen, daß die Schrift selbst noch weiter zurückliegt als das Erscheinungsjahr. Sie war übrigens nicht die allererste, die in Frankreich, dem Tanzlande, über Tanz erschien. Am Anfang des 16. Jahrhunderts hatte Antoine de Arena so etwas ähnliches geschrieben, ein Buch, gemischt aus Kriegsschilderungen, Liebeserklärungen, Regeln für den guten Anstand und Tanzlehren, und verfaßt in einem maccaronischen, schwer verständlichen künstlichen Schrift- und Ulkprovençalisch, latinisiertes Französisch. Die Verse des eleganten Haudegens sind oft aufgelegt worden und heute noch zu lesen, ein naives, ungeniertes Kulturbild, manchmal humanistisch gespickt, manchmal onomatopoetisch wie ein Chanson. Inhaltlich bringt Arena zu Arbeau nichts wesentlich neues hinzu, mit Ausnahme des ausführlichen Registers

Digitized by Google

älterer unregelmäßiger Baſſetänze, und ihrer hübſchen Volksliednamen. Arbeaus Schrift ſtellte ihn bald in Schatten, ſie machte Aufſehn, faſt alle beſſeren Hiſtoriker des Tanzes haben ſie auch ſpäter gern zitiert und in unſeren Jahren iſt ſie von Laure Fonta mit einer „gelehrten“ Einleitung neu herausgegeben worden. Czerwinski hat ſie ins Deutſche überſetzt, aber leider die hübſchen Paſſagen über Militärmuſik, die das Buch eröffnen, fortgelaſſen.

Neben dieſem franzöſiſchen Buch gibt es eine Reihe italieniſche aus der Renaiſſance, ſpaniſche garnicht. Arbeaus Werk iſt bürgerlich und populär gegen die italieniſchen, die Hofluft atmen. Bei Arbeau findet man die wirklichen Lieblingstänze der damaligen Welt, die Pavanen und Gagliarden genau beſchrieben. Die Italiener dagegen ſetzen dieſe voraus, um nur eine Auswahl extrafeiner Tänze der guten Geſellſchaft, die oft in der Mode wechſeln, zu geben. Ihnen laſſen ſie gern eine Grammatik der Schritte und Bewegungen vorausgehen. Die Bücher ſind nobel gedruckt, bibliophil ausgeſtattet, mit Porträts und Stichen von Tanzanfangsſtellungen verſehen.

Das berühmteſte iſt Caroſo. Caroſo's Ballerino trägt auf der Ausgabe von 1581 ſchon den Vermerk „nuovamente mandata in luce“. Dieſe Auflage (für uns die erſte) iſt der Bianca Cappello gewidmet, der berühmten Schönheit, von der Montaigne ſagte, ſie ſei der Typus der italieniſchen Dame geweſen, liebenswürdig und doch herrſcherhaft im Geſicht, hoch im Wuchs und — die Brüſte ganz nach Wunſch. Sonette verzieren die Seiten, Widmungen, Selbſtbeſpiegelungen, Anhimmlungen, eine Guirlande von ſervilen Dichtungen, die ſich durch die mitgeteilten Tänze ſchlingt. Die Noten ſind in Lautenſatz beigegeben, die Melodie meiſt in gewöhnlicher Schrift ausgeſetzt. Eine der neuen Auflagen erſcheint 1605. Bianca Cappello iſt vom Titel geſetzt, Don Ramuccio Farneſe und Marguerita Aldobrandina, das Herzogspaar von Parma, haben ihre Stelle eingenommen. Es iſt ein neues Buch geworden. Alles iſt ausführlicher, vieles iſt geändert, neue Tänze werden empfohlen. Die Dialogform iſt eingeführt. Der Titel nennt ſich jetzt Nobiltà delle Dame. Die Noten haben ausgeſchriebenen Baß.

Negri, genannt der Trombone, gibt ſein Tanzbuch nuovi invenzioni di balli im Jahre 1604 heraus, in Mailand. Er kann mit Caroſo keinen Vergleich aushalten. Erſtens ſchreibt er ihn ungeniert ab, und zweitens benutzt er ſein eigenes Buch nur als Sockel für Tanzmeiſtereitelkeit. Ceſare Negri tanzte vor unzähligen Fürſten und Herren und kam bis Saragoſſa. Ceſare Negri gibt kurze Biographien von ſiebenundreißig berühmten Tanzlehrern, angefangen mit Pietro Martire, dem Mailänder, zur Zeit Pauls III., der ſchon viele Gagliarden erfand, und er ſelbſt iſt in dieſer großen Mailänder Schule der Nachfolger der allererſten, Pombeo Diabono, den er 1554 ablöſt. Ceſare Negri hat hunderte edler Damen und Herren zu Schülern gehabt, deren Regiſter, wie bei einem Ritterſpielbericht, mehrere Seiten füllt. Der Typus des Buches iſt ſonſt ebenſo höfiſch wie Caroſo. Doch Negri iſt ſelbſtbewußter; die Sonette hören ſchon auf.

Von den nicht geringen älteren italieniſchen Tanzſchriften liegt eine ganz im Neudruck vor: der trattato dell' arte del ballo von Guglielmo Ebreo aus Peſaro. Er iſt in der sceltà di curiosità letterarie, Bologna, als Band 131 erſchienen. Guglielmo war ein Schüler des in Berufskreiſen ſehr geſchätzten Meſſer Domenico da Ferrara, von dem ein ähnliches, noch etwas größeres, ungedrucktes Buch trattato di ballo auf der Kommunalbibliothek in Siena liegt. Da dieſe Werke oft dieſelben Tänze und meiſt gar keine

Digitized by Google

Regeln enthalten, so kommt es wirklich nicht darauf an, daß sie alle veröffentlicht werden. Ebreos Buch gehört ins Ende des 15. Jahrhunderts, einige von Lorenzo Magnifico komponierte balli sind darin aufgenommen. Noch älter ist das libro dell' arte del danzare, das Antonio Cornazano 1465 schrieb und Giovanni Zannoni in den Schriften der Accademia dei Lincei VI, 1,8 wenigstens auszugsweise herausgab. Eine frühere Niederschrift hatte Cornazano der Hippolyta Sforza gewidmet; ähnlich wie es später Caroso sich erlaubte, wurde die Dedikation mit der neuen Bearbeitung verändert. Domenichino da Piacenza ist Cornazanos Lehrer. Die von ihm publizierten Tänze (er ist der einzige Quattrocentist, der auch ein wenig Technik gibt) hängen mit denjenigen des Ebreo verwandtschaftlich zusammen. Es ist also eine ältere oberitalienische Tanzschulgruppe um Cornazano und Ebreo von der späteren des Caroso und Negri zu unterscheiden. Das einzige moderne lesenswerte Buch ist Ungarelli's Vecchie danze italiane, die in der biblioteca nazionale delle tradizioni populari italiane Rom 1894 erschienen. Dies ist eine kurze Geschichte des italienischen Tanzes mit dem ganzen philologischen und literarischen Apparat, in besonderer Rücksicht auf heutige Volkstänze der Bologneser Gegend, in denen sich noch Erinnerungen an die große alte Zeit erhalten haben; 50 solcher Tänze sind in einem kleinen angehängten Lexicon kurz beschrieben. Bei Ungarelli und Zannoni findet der Spezialforscher noch die übrigen weniger bedeutenden, veröffentlichten oder handschriftlichen Tanzwerke älterer italienischer Zeit genannt. Sie sind nicht leicht zugänglich, Cornazano aber und Ebreo, wie die beiden Carosos und Negri stehen in großen Bibliotheken zur Verfügung. Vor der Einleitung der Madame Laure Fonta zu ihrer Neuausgabe des Arbeau glaube ich warnen zu müssen, ich habe sie nirgends bestätigt und oft verdächtig gefunden.

Kein Historiker würde die Verwirrung ganz schlichten können, die über den Tänzen der Renaissance liegt. Alte Volksreigen, exotische Clownerien, kirchliche Aufzüge, orgiastische Gesellschaftsspiele und die verschiedensten Neubildungen — alles geht durcheinander. Es existiert ein starkes Interesse für Tanzform und Tanzinhalt, aber zur Gestaltung streng typischer Formen reicht der Amateurcharakter des vornehmen Tanzes noch nicht aus. Die Pavane, die Gagliarde, später die Courante sind mehr Titel für beliebte Tänze, als allgemein verbreitete Schrittfolgen oder Figuren. Die lokale Verschiedenheit, die provinzielle Abgeschlossenheit zerteilt das Tanzfeld trotz allen Zusammenhanges von Spanien, Italien und Frankreich in einzelne Bezirke, die sich ebenso durch die Charaktere volksmäßiger Tänze als die Individualisierung höfischer Formen unterscheiden. Weit verbreitete populäre Tänze, wie der Morisken- und der Canarientanz, von den Sarazenen, von den Canarien irgendwie in die Gesellschaft verschlagen, werden von den feineren Künstlern nicht mehr als voll angesehen. Der Moriskentanz ist der verbreitetste, den es in der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends gab. In Italien, wie in England gehört er zum gewöhnlichen Festapparat. Man tanzt ihn mit Schellen an den Kleidern, langsam vorrückend, abwechselnd mit dem rechten, dem linken und beiden Hacken aufschlagend. Den Canarientanz charakterisiert dagegen eine wilde Gegenbewegung von Herr und Dame, die sich scheinbar dauernd suchen, indem sie mit den Hacken schlagen und der Fußspitze und dem Absatz den Boden stampfen. Die Veneziana und die Bergamasca hatten Weltruf, die Siciliana lebte lange in der Musik weiter, die Romana war eine Façon der Gagliarde, die Fiorentina, Polesina, Montferrina, Friulana sind ähnliche verbreitetere Lokal-

Digitized by Google

tänze. Die Montferrina wird heut noch als Reigen getanzt, die Friulana wurde als Furlana ein Pendant der vergnügten Veneziana im $^6/_8$ Takt. Die Paduana ist der Paduaner Tanz und wurde später mit der Pavane verwechselt. Die Tarantella ist der Tarentiner Tanz, wurde später als Ekstase von Tarantelstichen pantomimisch erklärt und ist in der heutigen Meinung die nationale Form des italienischen Tanzes überhaupt, obwohl sie niemals eine mit ihrer festen Rhythmik korrespondierende feste Schrittfolge ausgebildet hat. Wandelbar und unbestimmt leben die Namen der Reigen, der alten Boccaccioschen balloncht, die bald gesungen, bald gespielt werden, im Volksmunde. In Briefen, in Dichtungen, in Memoiren der Zeit tauchen sie auf, in den Tanzmeisterbüchern spielen sie kaum eine Rolle. Es sind die einfachen Treschi, die in altfranzösischen Romanen nicht minder gebräuchlich sind als im gewöhnlichen Tanzrepertoire des heutigen italienischen Bauern. Oder es sind figurierte pantomimische Reigen, nach alten Volksliedern wie die Rosina, sehr verbreitet der Ruggero (von ihm stammt der im „Cortegiano" genannte Tanz Rogaerza), Reigen mit Geschenkaustausch, Reigen mit dem Berühren durch einen Zweig oder in der feineren Gesellschaft durch ein Taschentuch, um die Reihenfolge zu bestimmen, Reigen mit der Fackel, wie er schon auf einem alten vlämischen Bilde als Tanz am Hofe Philipps des Guten von Burgund geschildert wird, Reigen mit akrobatischen Motiven, wie das Übereinanderklettern und Abspringen, das in Venedig forza d'Ercole hieß, Reigen mit den unendlich variablen Kettenmotiven:

Il ballo s'intreccia
braccia con braccia
Mentr' un allaccia
l'altro si streccia.

Die Gesellschaft nimmt von diesen Reigen in ihren Kreis auf, was ihr zum Spiel und Scherz fruchtbar scheint, hier dieses, dort jenes. Man kann beobachten, daß solche Tänze, auch wenn sie in einer bestimmten Gegend noch so en vogue sind, doch über das Lokale nicht hinauswachsen. Nicht anders, als jene feinen Amateurtänze, die für die Gesellschaft allein komponiert sind und an den Ort ihrer Entstehung gebunden bleiben. Europäisch werden nur die Extreme. Auf der einen Seite die ganz ausgeprägt charakteristischen Nationaltänze, wie der Morisken-, der Canarien-, der Bergamaskertanz, mit deren scharf rhythmisierter Musik sich auch gern eine sinnlich auffällige Schrittformung verbindet; auf der anderen die feierlichen Hoftänze, die promenadenartigen oder leicht gesprungenen Umzüge, wie die Pavane, Gagliarde, Courante, die sich jeder Gelegenheit gut anpassen und nicht zu viel technische Kenntnisse verlangen. Sir Tobias sagt in Twelfth night zu seinem Kameraden: Why dost thou not go to church in a gaillard and come home in a coranto? My very walk should be a jig: i would not so much as make water, but in a sink-a-pace. Interpretation: in der Gaillarde und Courante hat man europäische Tanznamen, in der Gige eine englische Lokalform, die aber europäische Verbreitung fand, in dem sink-a-pace einen lokalen Ausdruck für Beugschritt, den man sonst nicht kennt. Der populärste Tanzbegriff ist in dieser Zeit Gagliarde. Nach der Gagliarde werden die cinque passi, die fünf Tanzschritte genannt, die die Hauptübung des Tänzers bildeten, populär wie heut der Walzer- oder Polkaschritt. Les cinq pas hieß später in Frankrerch einfach Gaillarde. Aus solchen beliebten Terminologien erkennt man die wahre Verbreitung einzelner Tanzformen.

Digitized by Google

Man wird also, um sich in dem Wirrwarr der Renaissancetänze ein wenig zurechtzufinden, gut tun, diese Dreistufenfolge festzuhalten: erste Stufe europäische, feinere, höfische Tänze, zweite Stufe lokaler Wechsel feinerer Amateurtänze und gesellschaftsspielartiger Reigen, dritte Stufe allgemein verbreitete charakteristische niedere Tänze lokaler Herkunft. Über die ersten geben die Italiener fast gar keine Auskunft, da sie nur Technik der Lehre und Amateurinventionen drucken. Arbeau wiederum, der davon mehr gibt, kennt keine persönliche Amateurkunst, aber wohl Volksreigen. Er ist auch der einzige, bei dem man von den rechten Morisken und Canarien etwas hört. Es empfiehlt sich, ihn zu studieren, bevor man die älteren Italiener in die Hand nimmt.

Doch muß man Vater Arbeau scharf mit sich selbst kontrollieren. Er nennt als Haupttänze: pavanes, bassedances, branles und courantes. Das ist ebenso konfuse wie im Widerspruch mit seinem Buch. Im Buch nennt er Pavanen- und Bassetänze veraltet, die Gaillarden beschreibt er so ausführlich, daß er dabei eine ganze Balletlehre entwickelt, die Courante schildert er garnicht als besondere Gattung, dagegen liebt er die Branles über alles. Diese Branles, promenaden- und reigenartige Tänze lokaler Färbung treten bei ihm in einer bestimmten suitenmäßigen Ordnung auf. Der Tanz beginnt mit dem branle double, dann kommt der simple (beides für ältere Herrschaften), dann kommt der branle gay für jung Verheiratete und endlich der Branle de Bourgoigne oder Champaigne für die Jüngsten. Der Takt wird dabei immer schneller: double und simple (die nicht sehr verschieden sind) gehen auf mäßigen Zweitakt, gay auf Dreitakt, Bourgoigne auf schnelleren Zweitakt. Die Schritte sind recht spießerisch, ein balancéartiges seitliches Anschließen des Fußes oder ein abwechselndes Hochheben mit Pausen. Bei Arena wurde der Doppelbranle noch naiver getanzt: fünf Schritt vor, drei zurück — der einfache: drei vor, einen zurück; man erinnert sich ähnlicher Dinge in unseren Springprozessionen. Der Hault Barrois ist ein noch schnellerer Branle im Zweitakt, man springt mit beiden Füßen vor jedem Schritt und dieser Domestikentanz empfiehlt sich im Winter, weil er warm macht. Der gewöhnliche Schluß aller Branles ist die allgemeine Ronde. Jeder Branle hat seine besondere Melodie und seinen Namen, bald im Zweitakt, bald im Dreitakt. Man stellt sie auch sonst gern in Suiten zusammen, die wieder ihren gemeinsamen Namen haben. Motive gibt es in Fülle: Der branle la guerre wird immer schneller und mischt sich zuletzt mit Beinhebungen und Sprüngen. La lavandière, ein geradezu internationaler mimischer Reigen wird mit Händeklatschen und Loslassen getanzt. Beim Branle des Pois stehen teils die Männer, teils die Frauen still. Eremitenbranle: Motiv der Verbeugungen mit gekreuzten Armen. Chandelierbranle heißt hier der allgemein verbreitete branle de la torche, mit Fackeln und Leuchtern und Abwechslung der Paare. Die Kinderreigen bewahrten die Reste dieser Volksbelustigungen. Jede Stadt hat ihre Schrittart. Die Poitiersschen machen es mit Schuhklappern, die Schotten, wie es vor 20 Jahren beliebt war, mit Kreuzschritten, Triory heißt der alte Reigen der Bretagner mit Absatzdrehen, im Malteser Branle nähert man sich im Kreise, als ob man sich unterhalten wolle. Es ist ein vollkommenes Vorspiel des späteren Contre, der, wenn er mit schiebendem Personenwechsel verbunden ist, hier branle à la Haye heißt: A B C, B C A, C A B, A B C. Eine Gavotte, die Arbeau kennt, ohne daß sie mit dem späteren berühmten Tanz das geringste gemein hätte, ist nichts weiter als ein solcher branle gesticulé. Die Paare tanzen zuerst jedes für sich, dann macht der erste Herr einige feine Extra-

Digitized by Google

touren, küßt alle Damen, wie seine Dame alle Herren küßt, („Unziemlich wärs zum Tanz euch aufzufordern und nicht zu küssen" sagt man bei Shakespeare), das zweite Paar macht es nicht anders. Die Schritte sind bewegt wie beim Hault Barrois und vielfach in kleinere, zierliche Bewegungen zerlegt, was découpé genannt wurde, besser noch hachures. Schattierungen. Eine bemerkenswerte Kultur ist aus diesen getretenen und gestampften Reigen noch nicht erwachsen. Ahnungslos schlummert noch im Branle von Poitou das Menuett und im Triory der Bretonen das Passepied. Und so liegt es nicht fern, daß Arbeau einige jener vulgären Tanzbewegungen anschließt, die wie der Morisken- und der Canarientanz im niggerartigen Stoßen und Schlagen der Hacken und Spitzen bestanden, und dazu den durch charakteristische Melodie getragenen allbeliebten Bouffontanz beschreibt: einen Fechterbranle, vier Leute, eventuell zwei Amazonen, im Quadrat aufgestellt, die zwischen allgemeinen Ronden genau stilisierte Fechterzüge mit Feinten, Estocaden, verschiedenen Degenkreuzungen mit Umkehrungen, Platzwechsel, Changement der Gegner durchführen.

Die Pavane ist der Gegenpol der Branles. Branles sind freiere Reigen mit Gesellschaftsspiel-Charakter, mit Ronden des ganzen Publikums, von beliebig Vielen getanzt, mit einigen vulgären Schritten, allerlei Arbeitsmimik, mit Kotillonutensilien, ein wenig Theatralik und bestenfalls zierlichen Decoupierungen der ersten simplen Schritte. Man ordnet sie in der Gesellschaft ein bißchen nach ihrer Schnelligkeit, wie man in dieser Zeit gern Vor- und Nachtanz gruppiert und die Suitenfolge wachsenden Tempos bevorzugt. Die Pavane aber ist auf der anderen Seite die Eröffnung des ehrbaren und höfischen Tanzes, der stilisierte vornehme Aufzug, dem die einzelnen Paare dann entgleiten, in die Bassetänze hinein, mit vielen Reverenzen und sachten Schritten, um erst ganz zuletzt in einen schnelleren Nachtanz überzugehen. Pavane, Bassedance, Tourdion oder Gaillarde oder Volte ist die höfische Tanzsuite, nichts als reiner Verkehrstanz, Einzelpaartanz ohne jeden Spielcharakter, eine Steigerung des Tempos nicht zwischen den älteren und jüngeren Schichten der großen Gesellschaft, sondern zwischen dem Herrn und seiner Dame.

Wenn man Arbeau glauben will, so liegt diese ganze Gruppe zu seiner Zeit bereits im Argen. Während die Branles, aus denen ja tatsächlich die neuen Tänze des grand siècle sich entwickelten, in Blüte kommen, sind die reinen Verkehrstänze korrumpiert. Die Pavane gibt Arbeau als noch nicht ganz abgestorben an, die bassedances seien seit vierzig bis fünfzig Jahren außer Gebrauch, die Gaillarde sei verdorben. Was folgt hieraus? Die Zeit um 1500 sah den Höhepunkt des reinen Einzelpaartanzes, das 16. Jahrhundert gewährt dem Branle neuen Kurs und neue Bedeutung, das 17. Jahrhundert entwickelt daraus wieder den feierlichen Paartanz. Wie man weiß, hat dann das 18. Jahrhundert dem Countrydance wiederum Platz gemacht. Und das 19. wiederum den Paartanz kultiviert.

Den Stand der Dinge um 1565 erkennt man an dem Bayonner Feste der Katharina von Medici, jener französischen Fürstin, die die Brücke baute von Italiens alten Vergnügungen zur großen Pariser Ära. In Bayonne tanzen erst die Nationalitäten ihre heimischen Reigen: man sieht die Branles von Poitevin, die Volten der Provençalen, die figurierten Tänze der Bourgognonen und die bretonischen Triorys und Passepieds. Der Hof tanzt darauf einen italienischen Passamezzo-Promenadentanz, die spanische Pavane, eine Courante und die französischen bourrées und sissonnes.

Digitized by Google

höfisch stilisierte Volkstänze, von denen in späterer Zeit nur noch die nach ihnen benannten Beug- und Springschritte übrig blieben.

Die Branlepartie in Arbeaus Buche weist also in die Zukunft, auf die Linie der Stilisierung von Volkstänzen, die in der Mitte des 17. Jahrhunderts mit dem Menuett ihren Abschluß erreicht. Die Bassedancepartie dagegen weist in die Vergangenheit, auf spanisch-italienische Schule und wir müssen uns aus ihr die alten vornehmen höfischen Tänze wieder herstellen, die nach Frankreich hinüberkommen in demselben Augenblicke, da sich dort aus den Nationalanregungen ein eigener höfischer Stil bilden will. Arbeau möge uns diese stilgeschichtliche Sezierung nicht übel nehmen. Es ist ein großes Glück mit seinem Buche. Es ist in einem günstigen Zeitpunkt geschrieben, da Altes nicht ganz verschwunden und Neues im Entstehen begriffen ist. Es ist in einem provinziellen naiven Ton verfaßt, daß alle Amateurkunststücke ausscheiden und, wenn man sich durch stellenweise Konfusionen nicht übermäßig stören läßt, die Grundzüge der Tänze klar vortreten. Arbeau ist der einzige sämtlicher existierender Tanzlehrer, der eine Pavane, eine Bassedance, eine Gaillarde in ihrer reinen Form uns verständlich überliefert hat.

Die Arbeausche Pavane ist der denkbar einfachste geschrittene Promenadentanz. Er geht auf den Rhythmus $^1/_2 + ^2/_4$. Zwei bis drei Mal um den Saal, wenn man nicht vorzieht, partienweise rückwärts zu schreiten. Die Schritte macht man simple oder double. Der Simpleschritt besteht im abwechselnden Vortreten des einen Fußes und Anschließen des andern. Der Doubleschritt ist dreimaliges abwechselndes Vortreten, worauf zu viert der letzte Schritt angeschlossen wird. Also das schlichteste Stilisieren der Promenade. Alle Kunst liegt in der Harmonie der Bewegung, dem Stolz des sich wiegenden Schrittes, dem Entfalten der Kleiderpracht. Es ist die Einleitung zum Tanzfeste. Alte schöne Melodien werden von den Schalmei- und Dudelsackbläsern dazu gespielt: alte Reigenlieder, wie das berühmte belle qui tiens, dessen oft zitierte Melodie Arbeau vierstimmig ausgesetzt beigibt:

Belle qui tiens ma vie
Captive sous tes yeulx,
Qui m'as l'âme ravie
d'un soubriz gracieux,
Viens tôt me secourir
Ou me fauldra mourir . . . .

Man hat früher gern mit der Pavane die Sarabande zusammengestellt, die sich ja gleichfalls spanischer Herkunft rühmte. Aber weder Arbeau noch sonst irgend ein Tanzschriftsteller kennt die Sarabande als gewöhnlichen Gesellschaftstanz. Sie spielt im spanischen Volksleben ihre Rolle, mit ihrem schwermütigen, dreigeteilten Takt findet sie sich im mozarabesken Gottesdienst, der die Kultustänze und ihre Rhythmen lange bewahrt, sie tritt ähnlich wie die Chaconne und die Gavotte, die zu keiner Zeit populäre Gesellschaftstänze waren, mit ihrem ausgeprägten Rhythmus in die Musik ein, wo sie lange ein selbständiges Leben führt, sie wird bestenfalls zum Theater- und Schautanz, sehr heiß und sehr sinnlich, sodaß eine ganze Tanzteufelliteratur gegen ihre Übergriffe mobil gemacht wird, aber sie hat im Salon keine Bedeutung gehabt. Spätere französische Tanzschriftsteller veröffentlichen hin und wieder „Sarabanden" für Solotänzer oder Einzelpaare, zu denen sie durch den charakteristischen Takt des Musikstücks angeregt sind, figurierte Schritte, die mit Spanien und seinen alten Traditionen nicht das Geringste zu tun haben. Alles gar, was nach Pariser

Digitized by Google

Vorbild heute an Sarabanden und Pavanen von Tänzerinnen für Bühnenfeste oder Maskengesellschaften einstudiert wird, ist freie Phantasie, so wenig Nachbildung alter Tänze, wie das heutige Menuett eine Wiederherstellung des alten ist. Die alten Namen sind hier zu aufgeklebten Etiketten geworden.

Die Bassedance der Arbeauschen Zeit, der feierliche Haupttanz mit züchtigen tiefen Schritten, ist musikalisch weniger von Bedeutung gewesen als gesellschaftlich. Er stilisiert das honnete Zusammensein von Herr und Dame. In der älteren Zeit binär, im Zweitakt geschrieben, wird er jetzt ternär im Dreitakt vorgezogen $^1/_2 + {}^4/_4$, und diese Wandlung ist so einschneidend, daß Arbeau bittet, alle binären Bassetänze, die man in den beliebten Sammlungen bei Attaignant oder Nikolas de Chemin findet, in Dreitakt umzuschreiben. Unregelmäßige Bassetänze mit irregulärer Taktzahl liebt er nicht mehr, diese Amateurstückchen wären in früherer Zeit verbreiteter gewesen. Aber schon Arena, der uns sechszig Stück davon beschreibt, meint, daß sie nur noch selten bei den Banketten getanzt würden. Sein Bassetanz hat im Hauptteil genau seine liedmäßig zwanzigmal vier Takte, in der Wiederholung zwölfmal vier Takte. Man tanzt ihn, die Dame an der Hand — Ausnahme sind zwei Damen oder gar noch ein zweites Paar. Die zwanzigmal vier Takte sind genau eingeteilt. Immer vier Takte: 1. Reverenz, 2. Branle, bei Arena congedium genannt (wie wir es oben kennen lernten als Continenz und Gruß), 3. Zwei simple Schritte, 4. Einen double (die wir bei der Pavane beschrieben), 5. kommt eine „Reprise", das sind vier trillernde Bewegungen mit den Füßen, das beliebte Tricotare, 6. double, 7. Reprise, 8. Branle, 9. zwei simples, 10.—12. drei zusammenhängende doubles, 13. Reprise, 14. double, 15. Reprise, 16. Branle, 17. zwei simples, 18. double, 19. Reprise und 20. Branle mit Abschied. Nun geht der Herr mit der Dame zurück, es erfolgt der retour de la bassedance in zwölfmal vier Takten, die sich ähnlich aus einfachen, doppelten und balanzierten Schritten zusammensetzen. In dieser schlichten Folge von Bewegungen zeichnet sich deutlich erkennbar die Struktur des alten symmetrisch gebauten Tanzliedes ab, auch in der Rhythmik des Körpers gehen die Viertaktgruppen zusammen, die Repriſen stehen bei 5, 7, 13, 15 und 19 als Cäsuren, die balancéartigen Branles bei 2, 8, 16 und 20 meist im Anschluß an diese stärkeren Accente, anschließende simples und fortschreitende doubles füllen die Verse: in der Mitte gruppieren sich drei Viertakter mit kontinuierlichen doubles. Im Retour-Abschnitt wird man dieselbe streng rhythmische Verteilung finden, wenn man sich die Mühe macht, den Arbeau auf diese in der Lektüre leicht trockene, in der lebendigen Bewegung aber wohl disziplinierte Kunst der Körperbewegung eines tanzenden Paares zu analysieren. Auch die irregulären Bassetänze setzen sich aus denselben wenigen Motiven zusammen, die sie anders gruppieren.

Der Bassedance folgt der Tordion, ebenfalls im Dreitakt, aber leichter und erregter, die Dame bleibt an der Hand. Die Gaillarde, dem Tordion ähnlich, wird etwas langsamer gespielt, dafür aber höher und ausgelassener getanzt. Die Volte endlich ist der orgiastischeste dieser dreisilbigen Nachtänze.

Sobald die Tänzer von der feierlichen Bassedance zu der vergnügteren Gaillarde oder dem Tordion übergehen, fangen die Füße zu springen an. Der Gaillardenschritt besteht in einem kleinen Sprung auf dem Standbein und Heben des Spielbeins. Er ist der liebe alte gewöhnliche Tänzersprung, den unsere Kinder auf der Straße ganz von selbst annehmen, den die alten Italiener zoppetto nannten, die späteren Franzosen Contretemps, der

Digitized by Google

Sprung, den die Teniersschen Bauern tanzen und alle hüpfenden Paare auf alten Bildern, wenn der Maler sie lustig machen will. Man hebt erst das linke Bein, dann das rechte, wieder das linke, noch einmal das rechte, auf 5 springt man hoch und auf 6 kommt man in die posture, die ruhige Stellung, die man auf den linken vorgesetzten Fuß überträgt, um bei 1 jetzt umgekehrt mit dem Rechten beginnen zu können. Das sind die sechs, die zweimal drei Schläge des Gaillardentaktes. Da eigentlich nur auf 1, 2, 3, 4 und 6 Schritte gemacht werden, spricht man von cinq pas. Das sind die cinq pas der Gaillarde, der berühmteste technische Tanzbegriff der Renaissance. Der Sprung auf fünf und das Niederfallen auf sechs nennt man zusammen die Cadenz, die Schlußbildung der rhythmischen Phrase, die im Gegensatz zu den vier kleinen wechselnden Fußhebesprüngen ein grand sault ist, ein großer Sprung, der einen Taktschlag dauert und wie eine kleine Pause vor der Schlußstellung empfunden wird. „Die Cadenz," sagt Arbeau, „ist nichts anderes, als ein großer Sprung, dem eine Posture folgt; und wie man sieht, daß bei den Chansons die Spieler, wenn sie den vorletzten Akkord gespielt haben, ein wenig pausieren, um dann den Schlußakkord recht süß und harmonisch einzusetzen, so ist der sault majeur gleichsam ein Schweigen der Füße, ein Aufhören der Bewegung und die Posture darauf hat nun um so größere Anmut und macht sich liebenswürdiger."

So ist die Grundform der Gaillarde: ein rhythmisiertes Springen mit der Cadenz nach den zwei Dreitakten, die eine Phrase bilden, wie beim Menuett und wie beim Walzer. Ein laufender, auf das Einfachste skandierter Vers, der dem Körper um so mehr Gelegenheit zur graziösen Beweglichkeit läßt, als er nicht mehr den dynamischen Auf- und Abgang des Bassetanzes verlangt. Der Bassetanz ist die Stilisierung eines wohlgeordnet sich miteinander bewegenden, begrüßenden, bewundernden Paares, die Gaillarde, von einer leichteren Reverenz eingeleitet, ist Körperrausch, Sinnenfreude, Hochgefühl des bacchischen Rhythmus. Ihre Tänzer wiegen sich, je nach den Schritten, ein wenig rechts, ein wenig links, sie schaukeln sich auf den Wellen des Taktes dieser oft gehörten und vielgeliebten Gaillardenlieder: traditore my fa morire, oder baisons nous belle, oder j'aimerais mieux dormir seulette.

Mit jeder neuen Gaillardenmelodie, jedem neuen Liedchen kommen Figurationen über die alte Grundform, und diese Grundform verliert sich fast ganz unter den lokalen Abweichungen, den Schattierungen und Decoupierungen besserer Tänzer und den Virtuosenleistungen der besten. Es gibt eine römische Gaillarde (Romanesque war ihr typischer Gattungsname), es gibt eine Mailändische, die von der großen oberitalienischen Schule propagiert wird, es gibt eine Lyonnaiser, die sich in Frankreich sehr verbreitet. Sie hat die alte reinere Form der Gaillarde, die auf gemeinsame Touren Solotouren der Herren und Damen folgen ließ (Arbeau schwärmt von der Grazie ihrer allées und venues), durch jene Wechselformen ersetzt, die im Geschmack der Zeit sich nicht mehr an ein Einzelpaar binden, sondern Schichtung von Herren und Damen in fortlaufender Selbstwahl empfehlen. Die lyonnaiser Gaillarde ist Schichtwechseltanz, beeinflußt von Volksreigen, demokratisch wie ein Contre, sodaß „selbst die häßlichsten einmal drankommen." Hier fühlt man die Wandlung des Geschmacks. Der alte Bassetanz verschwindet, die alte Gaillarde wird von der Branleform aufgelöst.

Das Architekturglied wird in Vorsprünge, Verkröpfungen, Pfeiler-

Digitized by Google

bildungen zerlegt, die seine inneren Funktionen, seine heimlichen Kräfte zum Ausdruck bringen und so der ruhigen Form ein seelisches Leben geben. Die musikalische Note wird aus einer Halben in zwei Viertel, vier Achtel, drei Sechstel zerlegt, die ohne Vergrößerung der rhythmischen Einheit eine feinere Belebung des Taktes, einen heimlichen seelischen nüancierten Reichtum von dynamischen Möglichkeiten heraufholen. Die fünf Gagliardenschritte zerkleinern sich ebenso in Schrittchen und Figurationen, sie kolorieren die zweimal drei Schläge, sie ersetzen die rohe Gleichmäßigkeit durch schwebendere Taktformen, durch überzählige Rubati, wie die Italiener sie unter Contratempi verstehen, sie binden weitere Einheiten als die Phrase der sechs Schläge zu rhythmischen Strophen zusammen. Arbeau war kürzlich auf einer Hochzeit, wo er einen jungen Mann bewunderte, der die cinq pas sehr nett so machte: 1 Posture mit linkem vor, 2 linken heben, 3 Kehrt halb nach links und rechten heben, 4 linken heben, 5 und 6 die Cadenz mit dem großen Sprung und der Posture mit vorgesetztem Rechten. Unendlich sind die Variationsmöglichkeiten. Statt des Fußhebens kann man auch den Boden berühren mit der Zehe oder mit dem Absatz. Man kann auch Fußkreuzung machen. Oder vor der Fußhebung eine Entretaille, das ist ein chassé'artiges Ansetzen des Fußes machen: zum Beispiel man probiere auf 1 rechts heben, 2 rechten vorsetzen, 3 linken an rechten heranführen, daß dieser wieder hochgeht, 4 linken hoch und 5 und 6 die Sprungcadenz. Dann ebenso links. Oder noch anders: so wie das Vorstrecken des Fußes grève genannt wird, ist sein Seitlichstrecken ru de vache (von der Kuh), das Hinterstrecken ruade genannt. Ein Beispiel: 1 Ruade rechts, 2 Fußkreuzung oder grève links, 3 Ruade rechts, 4 entretaille droite causant grève gauche, 5 und 6 Cadenz. Komplizierter ist es schon, wenn schnellere Schritte in die Einheit der sechs Gagliardenschläge eingefügt werden. Ein Fleuret nennt Arbeau die Folge dreier wechselnd gehobener Füße. Zwei solcher Fleurets, also sechs Schritte verteilt er auf die erste bis vierte Gaillardennote, die Cadenz schließt wie immer auf fünf und sechs. Wie die Fleurets kann man mignards machen, das sind kleine Schritte, die aus einem Sprüngchen und aus einem Schrittchen sich gleichmäßig zusammensetzen, also den Sprungauftakt, den jeder Gaillardenschritt hat, in den Takt hineinnehmen. Das gibt eine liebliche Diminuition. Das Trikotiren, schnelle Absatz- und Spitzenschlagen, wird unter Henri IV. eine Manie. Bei so vielen Koloraturen der Füße geschieht es ganz natürlich, daß man die Cadenz nicht gleich auf sechs macht, sondern vielleicht auf zwölf oder achtzehn, dann werden die Strophen größer, mannigfaltiger, und das vergnügte Leben der Dreitakthüpfer kann sich in interessanteren rhythmischen Curven ausgeben. Jetzt tritt die virtuose Kraft des einzelnen Tänzers in ihre Rechte. Er entfalte seine Kunst von den einfachsten Greves über die Ruaden zu den schön anschließenden Entretailles und den trillernden Mignards und rubaten Fleurets, er mache seine breitangelegten Revers der abwechselnd rechts und links gehobenen und gekreuzten Beine, aber er dehne die Perioden nicht maßlos aus — die Cadenz komme nicht zu spät, sie bringt die Ruhe und das Schlußgefühl, sie hält den Takt über den Vergnüglichkeiten der Schritte, sie gibt den Refrain, den der rhythmische Sinn nicht missen will: „es ist häßlich, wenn die Zuschauer zu lange auf die Cadenz warten müssen."

Das Beinheben beim sanfteren Tordion heißt pied en l'air, kühner und höher ist die grève der Gaillarden, am übermütigsten gibt sich die Volte. Die Volte ist die provençalische Form der Gaillarde. Ihre Schritte

Digitized by Google

sind verroht und von einer solchen Gemeinheit, daß man nicht begreift, wie der Patriotismus französische Tanzkenner dazu verführen konnte, in diesem Tanz den nationalen Ursprung des Walzers zu sehn, den man den Deutschen schon lassen muß. Die Verwechslung kam daher, daß die Volte ein Rundtanz war, in Tripeltakt. Aber sie war das Ende der Gaillarde, nicht der Anfang des Walzers.

Bei der Volte legt der Herr die Linke um die Taille der Dame, die Rechte an ihren Blankscheit, um sie beim Springen gut heben zu können. Sie legt ihre Rechte auf die Schulter des Herrn und hält sich mit der Linken den Rock, um nicht die bloßen Kniee zu zeigen. Es scheint, daß die Rechte des Herrn ihrer Pflicht immer eifriger genügt hat, als die Linke der Dame. Nun drehen sie sich mit folgenden Schritten: 1 kleiner Sprung auf den Linken, 2 großer rechter Schritt, 3 Pause, 4, 5, 6 kolossaler Sprung auf beide Beine mit den nötigen Pausen. Bei jeder Tour wird $^3/_4$ gedreht. Also nach vier Touren ist man wieder ganz herum. Anständige Voltentänzer, die es nicht gibt, machen vorher mit der Dame einige Geradeausschritte in dieser Manier. Vernünftige Voltentänzer, die es nicht gibt, drehen sich von Zeit zu Zeit statt nach rechts auch mal nach links, damit man nicht vor Schwindel vergeht.

Die Volte wäre sündiger, wenn sie feiner wäre. Sie ist auf rohe Instinkte angelegt und hatte dadurch großen Erfolg. Henri III. tanzte sie leidenschaftlich. Sie fand als erster französischer Tanz auch den Weg nach Deutschland. Da kam sie auf den rechten Boden. J. Prätorius beschreibt sie noch hundert Jahre später in seinen Blocksberg-Verrichtungen: „Von der neuen Gaillardischen Volta, einem welschen Tanze, da man einander an schamigen Orten fasset und wie ein getriebener Topf herunterhaspelt und wirbelt, und durch die Zauberer aus Italien und Frankreich ist gebracht worden, mag man auch wohl sagen, daß zu dem, daß solcher Wirbeltanz voller schändlicher, unflätiger Geberden und unzüchtiger Bewegungen ist, er auch das Unglück auf ihm trage, daß unzählig viel Mord und Mißgeburten daraus entstehen." Man konnte sich also in Deutschland von dieser Form des Tanzes zu einer Zeit noch nicht trennen, da drüben schon das Menuett aufging.

So sieht es um die Tanzkunst Frankreichs zur Zeit der Catharina, Tochter des Lorenzo Magnifico, aus: Absterbendes und Neulebendes. Das neue kommt aus den Volksreigen, den provinzialen Branles, ein wenig Maskerade, mediceische Fest- und Verkleidungsstimmung hilft mit, man tanzt die Reigen der Landleute in wohlgeordneter höfischer Suitenfolge und vergißt langsam die alte feierliche Solotour. Arbeau spricht nur noch aus Erinnerung von den seltsamen irregulären figurierten Bassetänzen, von den balletartigen und virtuosen Gaillarden uud ebenso von den amateurartigen alten Formen, iu denen er einst die Courante kennen gelernt. In seiner Jugend war sie ein jeu und ein Ballet zwischen drei Paaren. Die Paare gingen hinüber, die Herren kamen allein zurück. Nun versuchen es die Herren mit einer pantomimischen Liebeserklärung, sie gehen der Reihe nach zu den Damen mit allerlei Sprüngen, verliebten Mienen und lüsternen Gesten, sie schütteln und strecken die Kleider, stutzen die Hemden — aber die Damen refüsieren, sie wenden ihnen den Rücken zu und die Herren gehen verzweifelt, woher sie gekommen waren. Doch ein Tanz ist keine Tragödie; in demselben Augenblick, da die Herren viribus unitis ihren Feldzug unternehmen, ergeben sich die Damen — Kniebeuge, Versöhnung, allgemeines Abtanzen. Was beschreibt hier Arbeau? Hieß dieses Ballet mit dem Motiv des Liebeswerbens wirk-

Digitized by Google

lich Courante, so war es eines der alten Virtuosenstückchen nach dem Muster italienischer Paartänze, wie man einen solchen Wechseltanz unter dem Namen Corrente auch bei Negri findet. Die neue Courante ist nichts als eine Fortbildung der Pavane ohne jede andere Nebenbedeutung, als amüsantes Aufmarschieren. Man beobachte die Form, die Arbeau uns als zeitgemäß beschreibt. Seine Courante ist nicht, wie alle Welt sie später kennt, im Tripeltakt geschrieben, sondern im Zweitakt, zwei leichte Schläge, die immer einen Takt bilden. Also etwas bewegter als die Pavane, eine gaillardisierte Pavane. Und genau so wird sie getanzt: nämlich 1 bis 4 zwei simples (also Anschlußschritte) und 5 bis 8 einen double (also drei Wechselschritte mit Anschluß), aber zu diesem Pavanenschritt kommt ein jedesmaliger Sprung à la gaillarde. Das ist die Arbeausche Courante: eine modernisierte und lebhafter gemachte Pavane, deren Takt sie beibehält. Später nahm sie den Tripeltakt an, wurde im Schritt wieder ruhiger und erhielt sich so als feierlicher Passeggiotanz bis 1700. Hätten wir Arbeau nicht zu lesen, so wüßten wir von dieser Vorstufe nichts; so aber ist die Lücke zwischen der alten Pavane und der späteren Courante merkwürdig organisch ausgefüllt.

Auch eine „Allemande", die Arbeau erwähnt, ist im Zweitakt. Sie ist dasselbe Genre wie seine Courante. Man tanzt sie in doubles, zu denen hier Beinhebungen und im Schlußteil Sprünge kommen: also eine unruhigere Mischung von Pavanen- und Gaillardenteilen. Solche Allemanden, die lebhaftere Promenaden darstellen, finden sich unter den Hoftänzen von Paris 1580, die im Manuskript auf der Conservatoirebibliothek liegen. In Deutschland beobachtet man sie mit richtigem $^3/_4$ Gaillardennachtanz. Und ebenso findet sich eine Alemanda für zwei Paare mit Tripelnachtanz in Negris Repertoire. Trotzdem ging dieser Name zunächst unter. Er tauchte zweihundert Jahre später, wie das in der Tanzgeschichte häufig geschieht, als ein gänzlich verschiedenes Tanzgebilde wieder auf: als Paar- und Contretanz mit verschränkten Armen. In der Musik hatte er sich als Viertakt gehalten. Im 18. Jahrhundert schiebt sich langsam der deutsche Dreitakt dazwischen. Schließlich siegt dieser, wie immer die Tripeltakte die Zweitakte besiegt haben, und von da an beginnt die große Linie: Ländler-Walzer.

Jetzt, nachdem wir unseren Arbeau fein wissenschaftlich analysiert haben, verstehen wir erst, was die älteren und die gleichzeitigen Italiener in ihren Prachtbüchern uns überlieferten. In die zukünftige große französische Tanzkunst weisen die Branles von Champaigne und Bourgoigne und Poitou und Auvergne und Bretagne. In der ältesten Zeit haben wir ein ähnliches Schauspiel vorauszusetzen: Reigen, Liederronden, Promenaden mit Volksspiel. Dazwischen in der italienischen Renaissance liegt die Ausbildung des schönen Paartanzes, der Pavane und der Gaillarde, deren Erinnerung später in der Courante festgehalten wird. An die Pavane und Gaillarde setzten sich spielartige Variationen an, einzelne singuläre Amateurtänze, allgemeinere und verbreitete Wechseltänze, Figurationen, Koloraturen, Virtuosenstücke: und diese „neuen Inventionen" allein haben uns die Italiener überliefert, die nicht so sehr aus bürgerlicher Erzählerfreude wie Vater Arbeau, sondern unter dem schönen Bilde einer Anthologie edler Tanzkompositionen ihre Bücher zusammenstellten. Die Tänze, die sie uns geben, fangen erst hinter der decoupirtesten Gaillarde Arbeaus an: Kunsttänze, von denen Cornazano sagt, sie seien fora del vulgo, gefertigt für die herrschaftlichen Säle, um getanzt zu werden von den ehrenwertesten Damen, nicht von Plebejerinnen.

Digitized by Google

Im 15. Jahrhundert tritt diese Form des Kunsttanzes, ein jeder mit einem schön klingenden Liednamen, schon tadellos reif uns entgegen. Man unterscheidet Bassetänze und Balli, diese sind lebhafter, jene feierlicher.

Die Bassetänze des italienischen Quattrocento, wie sie uns die Bücher des Cornazano und Ebreo überliefern, gehören in die irregulären und virtuosenhaften älteren Formen, gegen die sich Arbeaus rustikaler Geschmack gewendet hatte. Sie setzen sich aus rhythmischen Kombinationen einfacher und doppelter Schritte, balancéartiger Ripresen und Continenzen, Riverenzen, Drehungen und wenigen lebhafteren Saltarelloschritten zusammen. Sie werden von einem, zwei, drei Paaren getanzt, selten in Reihe, auch zwei Herrn mit einer Dame kommen vor, ein Herr mit zwei Damen (im italienischen Volksmund heißt diese Form galletta), beliebige Kupplungen bis zu sechs Personen, aber immer in einem festen Schema, das sich fast nie als ein einfacher Bewegungsvorgang darstellt, sondern als eine Figuration von Gehn, Grüßen, Sichneigen, Sichentfernen, Sichnähern, Balancieren, Reigenschlingen. Bisweilen geht die Dame unter dem gehobenen Arm des Herrn durch, der sich mit Continenzen beschäftigt, sie gehen auseinander, sie kommen zusammen, sie stellen sich vor oder hinter, machen Sologänge, streichen zwischen den vis-à-vis durch, sie geben sich die Hand, sie drehen den Rücken und führen so ein kleines wohlgeregeltes Ballet in sorgsam stilisierten Bewegungen auf, die nicht bloß die Beine, sondern den ganzen Körper in Anspruch nehmen. So kommt in den Bassetanz ein mimisches Element, zum Promenadentanz tritt der Contrecharakter und man gelangt selbst zu Reihenaufstellungen mit beliebig viel Paaren, die sich so variieren, daß schließlich der letzte zum ersten avanciert, ganz wie im englischen Tanz des 18. Jahrhunderts. Die beliebteste Reihenform des Quattrocento war der Mignottatanz, der uns von Ebreo und von Cornazano in mehreren Versionen beschrieben wird.

Reale, Alessandresca, Zinevera, Piatosa, Cupido, Pellegrina, Febus, Dampnes, Gioliva, Pazienzia, Flandesia, Principessa, Partita Crudele, Venus, Alis oder Caterva — zahllos sind die Namen dieser Bassetänze, die immer wieder in neuen Figuren uns das Bild der balletartig bewegten Gruppe geben. Tanzmeister und Amateure wetteifern in der Erfindung und Variierung der Schritt- und Bewegungsverknüpfungen. Ich skizziere den Tanz Zauro, den Lorenzo Magnifico höchstselbst komponierte, von Ebreo überliefert, für ein Paar. Nach den Continenzen machen Herr und Dame, mit dem linken beginnend, zwei einfache und zwei Doppelschritte, darauf zwei Ripresen-Balancés, erst links, dann rechts, nun wieder zwei einfache und einen Doppelschritt, eine Riprese rechts, eine Contenenza, geben sich die rechte Hand und machen eine tour de main, indem sie mit zwei einfachen und einem Doppelschritt herumgehen, immer links anfangend. Nun dieselbe tour de main mit der Rechten und rechts anfangend, sodaß der Herr wieder auf seinen alten Platz kommt. Nach den tours de main kommen wie bei uns wieder die Balancés: Riprese links, Riprese rechts. Darauf promenieren sie wieder zusammen, links anfangend, in zwei einfachen und drei Doppelschritten, machen eine Schlußdrehung (die volta del giocoso) mit zwei Schritten, Riprese rechts, Reverenz auf dem linken und da capo.

Die Balli setzen dieses Bild ins Sprunghafte, Gagliardenmäßige, Burleskere um. Hier trifft man lebhaftere Schritte in größerer Anzahl, acht oder elf oder sechszehn Saltarellopas mit ihren scharfen Markierungen und Stampfern, hier wird unweigerlich gesprungen und die Hüpfer, die der eine macht, erwidert der andere, die Damen werden mehr gewechselt

Digitized by Google

und es gibt Gelegenheit zu komischem, zu lascivem Übermut, wie wenn drei Herren zusammen zu springen haben und ihre drei Damen es kräftig erwidern. Giocoso, Duchesco, Leggiadra, Colonnese, Petticosse, Giove, Prigionera, Marchesana, Bel Fiore, Ingrata, Anello, Gelosia, Bel Riguardo, Graziosa, Spero, Lioncello, Mercanzia sind nur einige Namen von Balli, die Ebreo beschreibt. Sobria ist die Form eines Ballo, in der Dame und Herr fest engagiert sind, Mercanzia ist eine Gegenform mit Herrenwechsel (als ob sie, meint Cornazano, eine mercantia d'amanti darstellte). Die Zahl ist auch hier verschieden, aber stets fest. In dem Ballo Verceppe, der einem Scaramuccioispaß ähnelt, stehen zwei Damen zwischen drei Herren in Reihe. In der Sobria findet man fünf Herren mit einer Dame, aber vier bewerben sich vergeblich um sie. In der Gelosia stehen drei Paare, der erste Herr läßt seine Dame allein und geht mit drei Doppelschritten und einer Reverenz zum zweiten Paar, er gibt der zweiten Dame die Hand, der zweite Herr geht mit einem Doppelschritt zur ersten Dame, dann zur dritten, der dritte zur zweiten und in dieser Art weiter. Hier ist der Titel verständlich, in den meisten Fällen würden wir vergeblich etymologisieren.

Hundert Jahre später sieht der Tanz in Italien, der Gattung nach, nicht viel anders aus. Nur hat sich alles noch verfeinert, detailliert, methodisiert; es wimmelt von Amateurerfindungen; die Theorie ist spitzfindig, fast barock geworden; die Gagliardenschritte werden in stark kolorierter Form gelehrt; die Pavane selbst und die Gagliarde existiert nur noch in figurierten Exemplaren; die demokratischeren Schichtwechseltänze haben heftig zugenommen; die brandi, gleich den französischen branles, bei denen alle Tänzer und Tänzerinnen an die Reihe kommen, gewinnen an Boden; der Verfall zeigt sich in Tänzen, wie die Nizzarda, die keine festen Schritte und Sprünge mehr hat; die strengere Form der Bassadanza existiert nicht mehr, einige ehrbare Tänze erinnern in ihren Namen — wie die beliebte Bassa Colonna — an die alte Form, andere, lebhaftere, — wie die berühmte Alta Vittoria — nennen sich nach einer spanischen Mode jetzt Hochtanz. Der Name Balli und Balletti, der früher für die vergnügteren Nummern galt, ist jetzt in die ernstere Sphäre heraufgerückt, sodaß selbst Pavanen Balletti heißen. Dafür ist das Wort Cascarda, Springtanz, eine Zeit lang für die lustigeren Tripeltakttänze in Gebrauch. Typischer als früher ist die ständige Verbindung einer ersten gemächlicheren Partie mit einer heftigeren Stretta. Die Musikstücke heißen bei Caroso Sonata, ihre Stretta heißt Sciolta oder Rotta und ist oft besonders als Gagliarda, Saltarello, auch Canario bezeichnet, die unter Umständen einander sämtlich folgen. So hielt sich im Ab- und Nachtanz die Erinnerung an alte volkstümliche Typen.

Die Tänze werden immer noch in der Regel von einer festen Gruppe dargestellt, zwischen zwei und sechs Personen. In symmetrischen Bewegungen, in attioni per contrario entwickelt sich das rhythmische Bild des tänzerischen Verkehrs. Die Schrittfolgen sind aufs Zierlichste ausgebildet, der Oberkörper in allen Neigungen und Wendungen vollkommen kultiviert, Herren und Damen fassen sich an der Hand, lassen sich wieder los, nehmen sich am Arm, küssen sich gegenseitig die Hand, Reverenzen mit Hutabnehmen stehen am Anfang und Ende, aber auch in der Mitte des Tanzes, der Herr geht vor, die Dame schreitet zurück, sie entfernen sich, sie tanzen auf Z oder S Linien, den Musterfiguren zum Menuett des 18. Jahrhunderts, parallel oder entgegen, in einer Art Fußunterhaltung („Pedalogo") wiederholen sie gegenseitig ihre Schritte und Sprünge, dann wieder gibt es Ruhepausen und virtuose Solos, Kettenmotive verbinden die Tanzgruppen — es ist eine

Digitized by Google

unendliche Permutation der Motive des schönen Stehens, Neigens, Gehens, Drehens und aller dialogischen Beziehungen.

Die Variationsmöglichkeiten sind so vielseitig geworden, daß niemals etwas Künstlicheres in den Verknüpfungen und Verkröpfungen orchestischer Bewegung geschaffen wurde, als die Tänze, die uns Caroso und Negri überliefert haben. Wenn wir die Fassaden Berninis oder die Ornamentik der Jesuitenkirchen studieren, verliert sich unser Blick nicht so ins Verwirrende und Vereinzelnde, wie vor diesen Mutanzen, mit denen die einfachen und ewig wiederholten Melodien der Tänze um 1600 beladen werden. Während um dieselbe Zeit Arbeau ein verheißungsvoll schlichtes Buch über die Tänze des erwachenden Frankreich schrieb, fühlen wir hier in Oberitalien das Ende einer Kunst, die Jahrhunderte lang sich eifrig entwickelt und verwickelt hatte, um nun ein dekoratives bibliophiles Grabmonument zu erhalten. In den schönen Büchern des Caroso und Negri stehen einfache und sinnfällige kleine Tanzmelodien und der Text der Tänze windet sich seitenlang durch die zehn bis zwanzig Mutanzen, mit denen die anspruchslosen Noten farciert werden. Die Mutanzen sind die Variationen und Figurationen des Tanzthemas, des Tanzmotivs, oft vom Herrn oder der Dame allein, dann wieder von beiden ausgeführt, die kühnsten Anforderungen an die wohlkultivierte und technisch spielende Beweglichkeit und Körpereitelkeit der Gesellschaft. Unter dem Titel Gagliarda di Spagna tritt ein — nicht in Dreiviertel, sondern Viervierteln rhythmisierter Tanz hervor, der in zehn Figuren absolviert wird. Eine sogenannte Pavaniglia entspricht ihrem Namen wenig, wenn sie in sechszehn Touren getanzt wird und ihre Beschreibung sechs dieser eleganten Folioseiten einnimmt. Aus dem Tordiglione, dem alten Nachtanz der bassadanza, aus dem Canario, dem alten einfachen punktierten Dreivierteltanz, sind Hochkulturen geworden, eine Blütenreihe virtuoser Mutanzen, die die Autoren mit nie ermüdender Erfindung aneinandersetzen.

Die Tänze werden nicht immer unter ihrem Autorennamen veröffentlicht. Bisweilen, wie beim Canarientanz oder Tordiglione, ist die Grundlage genügend verbreitet, nur die Variationen geben die neue Erfindung. Die Alta Regina, Alta Vittoria, Alta Gonzaga, die Barriera, der Contrapasso, die Bellezze d'Olimpia, die Bassa Colonna und allerlei Pavanenformen, die man auch gern Passa e mezzo nennt, reichen am weitesten über eine lokale Verbreitung hinaus. Vergleicht man Giacchiroli's Carnevale, Maschare, Ballare, das 1623 in Bologna erschien, so erkennt man vielfach Carosos Tänze wieder. Andere Stücke sind isolierter: Se pensando al partire, Ardente sole, Occhi leggiadri oder Titel wie Torneo amoroso, der an Ritterspiele oder Giostren erinnern will. Wie die Giostren im Dienste der Dame sich abspielen, so sind auch diese Tänze, ihre harmlosesten Kopien, gern edlen Frauen gewidmet, die von einem Sonett umschmeichelt die Dedikation der kleinen Gesellschaftsszenen entgegennehmen, denen sie selbst Seele und Bewegung gaben. Eine Elite von Adelsnamen steht über den Tänzen des Caroso, deren jeder einer vornehmen Dame mit ein oder zwei Sonetten geschenkt wird: die Namen der Cappello, Carducci, Orsini, Sforzi, Mattei, Medici, Este, Gonzaga, Bembo, Colonna, Braunschweig, Massimi, Frangipani . . . .

Beispiel: Pavana Matthei, balletto di M. Battistino, in lode dell' illustre signora La Signora Giulia Bandina Matthei, Gentildonna Romana. Der Herr faßt mit der Rechten die Linke der Dame, sie stehen etwas vis-à-vis, machen ihre Reverenz mit zwei Balancé-Continenzen, dann

Digitized by Google

promenieren sie, indem sie, links beginnend, zwei Anschlußschritte und einen Doppelschritt aneinanderfügen. Es folgt nach rückwärts die Strophe zweier, rechts begonnener schwerer, gestreckter Schritte, an die sie zwei Ripresen-Balancés nach rechts anschließen. Diesen ganzen Passeggio (in dem man deutlich den alten Pavanenstil wiedererkennt) wiederholen sie noch zwei Mal und schließen den Teil mit zwei Continenzen. Es folgt jetzt die lebhaftere Sciolta della sonata. Nach der Riverenz mit zwei Continenzen geht man durch den Saal immer an der Hand mit acht seguiti spezzati (Anschlußschritte mit Absatzheben), zwei Ripresen im Kreis und zwei Wurfschritten, und diese Ripresen und Wurfschritte werden immer nach links viermal wiederholt. Nun Hand loslassen, zwei Doppelschritte mit Drehung, wobei man sich von einander entfernt — in die gegenüberliegenden Ecken des Saals. Man tanzt wieder zusammen in seitlichen Schrittfolgen. Die Mutanzen beginnen. Der Herr macht seine Variationen mit allerlei Verzierungen, als da sind Campanelle und Fioretti, die Dame begnügt sich indessen mit einigen Schrittfolgen. Sofort dreht sich die Aufgabe um. Der Herr macht nur kleine Schrittfolgen, die Dame aber brilliert in ihrer Mutanz. Am Ende jeder Mutanz finden sie sich zusammen. Das Spiel geht so weiter, bis sie endlich eine letzte Variation miteinander verüben, die mit einigen heftigen gelaufenen Schrittfolgen in die Schlußreverenz übergeht.

In diesem Matteischen Tanze hat man das ganze Genre. Die Grundlage und der Anfang eine rechte Pavane mit den alten simples und doubles und balancés, dann der Nachtanz mit heftigeren Sprüngen, Sichentfernen, Zusammenkommen, darauf Solomutanzen und endlich gemeinsame Schlußvariation. Der Bau ist klar und wohlgeordnet. Er entwickelt sich rhythmisch vom Gruß über das Promenieren zum Werbespiel und Soloeiteltanz. Und gleichzeitig geht er erst im eigenen Verlaufe von der Frührenaissance zum Barock, von der einfachen Linie zu den variierenden und zerlegenden Details über. Es geschieht etwas Einzigartiges: das Thema mit den Variationen wird zu einer bewegten Gesellschaftsszene und zu einer rhythmisch sich entfaltenden Historie: die Kultur der figurierten Pavane.

Die Gesellschaft auf der Höhe dieser raffinierten Tanzkultur sucht nach Auslösungen. Man sehnt sich von der festen Gruppe hinüber in die Gemeinsamkeit der gesamten Gesellschaft, von dem bevorzugten schönen Einzelpaar zum Sozialismus der Gleichberechtigung, vom virtuosen Kunstwerk der Begabten zum Spiel aller mit allen. Die sozialen Tänze, die im Typus der Mercantia und ähnlicher Reihenspiele schon vorbereitet lagen, die in den brandi reichen Zufluß erhalten, wachsen um diese Zeit an Popularität. Sie sind es, auf die sich die Gesellschaft freut, nachdem sie den Amateurtanz Bevorzugter geschaut und genossen hat. Wie später zum Menuett der Contre, wie jetzt schon in Frankreich zu den cinq pas die Freiheit der Branles tritt, so bilden sich im barocken Italien Spieltänze vielfacher Form aus, die von harmlosen Anfängen zu orgiastischen Ausschweifungen wachsen. Man erholt sich von den schweren Reverenzen, den gehaltenen Continenzen, den zierlichen Zehenschritten und pavoneggierenden Ritterlichkeiten. Man liebt die Contrapassi, Reigen mit Kettenmotiven und einer grande chaine (passeggio incatenato da farsi in ruota), ganz nach dem Muster dieses modernsten Contrevergnügens. Der ballo del fiore ist ein oft getanztes Kotillonmotiv, wo, wie einst mit dem Zweige oder dem Taschentuch, durch Überreichen einer geküßten Blume die Schichtwahl von

Digitized by Google

Dame zu Herr, von Herr zu Dame bezeichnet wird. Der Piantone, noch lange Zeit nachher im italienischen Tanzrepertoire des Volkes, ist ein ähnlicher Schichtwechseltanz, zu dem die Tanzmeister gern raffinierte Solotouren erfinden. Der Huttanz, in dem die Dame durch Aufsetzen des Herrenhutes ihre Wahl bezeichnet, wird von einem der zahllosen tanzfeindlichen Schriftsteller damaliger Zeit als eine Art Ehebruchsschauspiel behandelt. Konfusionen, galante Scherze, Orgien bringt am sichersten die leidenschaftlich geliebte Chiaranza, ein freier Tanz mit beliebig viel Paaren, zu dem die Herren ihre Damen holen, um unter der Führung des ersten Paares Einzeltouren, Gruppentouren und gemeinsame Figuren verschiedenster Art durchzuführen. Dies ist das andere Ende zum alten vornehmen Einzelpaartanz, eine Konzession an die Demokratie, die sich die Renaissance leisten konnte, ohne von ihrer persönlichen Kunst das Geringste zu verlieren.

Wie stellten sich nun die Theoretiker zu diesem Reichtum an Tänzen, wie gruppierten sie die Formen, analysierten die Schritte und Bewegungen? Die Theorie folgt in der Tanzgeschichte sehr zögernd der Praxis. In den Jahren, da sich neue Tanzformen bilden und die Mode Epochen ablöst, schweigt gewöhnlich die Theorie. Die Tänze entfalten sich unbemerkt im Schoße der Gesellschaft, sie gehen unkontrollierbare Wege vom Volke übers Theater in den Salon, sie reizen als Neuigkeit, man spricht von ihnen, man ahmt sie nach, figuriert und koloriert sie, die Praxis trägt sie von Stadt zu Stadt und Land zu Land, langsam festigen sich die Formen, stilisieren sich die Bewegungen, die Lehrer schlagen die Schablone, die Ersten und Eitelsten unter ihnen schreiben ihre Auffassung nieder und der Tanz selbst ist unterdessen zur Schule und zum Typus geworden. Kein Zeitgenosse schildert uns die Entstehung der Pavane und Gagliarde, und die Fünfschritte kennen wir fast nur aus den Exerzitien, die sie in den Tanzschulen hinterlassen haben. Bassetänze werden uns beschrieben, nachdem sie ihre Urform eingebüßt haben oder veraltet geworden sind. Die Courante grüßt uns um 1700 noch mit einem letzten greisen Blick, da sie zu ihrer Blütezeit niemand konterfeite. Das Menuett tritt in die Literatur, nachdem es Jahrzehnte lang sich ausgebildet hatte. Von den alten Bourrées und Sissonnes bleiben nur die Namen der Schritte übrig. Die Theorie mißachtet werdende Tänze, sie braucht gewordene und fertige und absterbende und zu allen Zeiten hat sich bei ihr die Klage über den Rückgang der Tanzkunst mit dem Eifer, das Verlorene in der Lehre festzuhalten, verbunden.

Ganz schüchtern tritt die Theorie bei den Quattrocentisten hervor. Man unterschied vier Haupttempi bei den Tänzen: das langsamste, königlichste bei der Bassadanza, ein Sechstel schneller Quaternaria, noch ein Sechstel schneller Saltarello, noch ein Sechstel Piva, das heißt Dudelsack, Musette, deren Tempo also die Hälfte des Bassetanzes betrug. So hatte man eine rhythmisch genaue Folge der Tänze, man stellte danach ihre Tabulatur und machte sich den überflüssigen Spaß, um nun einmal Einheit zu schaffen, alle diese misure aus der Piva, dem ursprünglichen Begleitungsinstrument, staffelförmig herzuleiten, wie „Arme eines Flusses", sagt Cornazano. In Wirklichkeit trat gleich von Anfang an jenes System der Suite in Kraft, das die ganze Renaissance beherrscht: des Vor- und Nachtanzes, des allmählichen Schnellerwerdens. Auf die Pavane folgt die Gagliarde, auf den Bassetanz der Saltarello, die Branles ordnen sich nach demselben Suitenmuster, die Courante wird aus einem Zweitakt- ein Dreitakttanz, die Gagliarde verschnellert sich in die Volte, Balli, die einst Hochtänze waren,

Digitized by Google

werden Tieftänze, und die Baſſetänze, die einſt im Zweitakt gingen, werden von Arbeau im Dreitakt umgeſchrieben. Dies war das einzige Syſtem: man wird innerhalb des Tanzes ſchneller und man verſchnellert mit der Zeit die Rhythmen, Dreitakte beſchließen und beſiegen Zweitakte. Die alte Konſtruktion von der Piva zum Baſſedance war alſo derartig Theorie, daß ſie ungefähr das Gegenteil der Wahrheit aufſtellte.

Etwas lebensfähiger ſind die erſten Schritttheorien. Cornazano iſt der einzige unter den Quattrocentiſten, der etwas darüber ſagt. Er beſchreibt den Pivaſchritt: einfach ſchnelle Doppelſchritte. Der Saltarello beſteht in eben ſolchen Doppelſchritten, von denen der erſte durch Beugung markiert wird, der zweite kurze gehoben wird und zwiſchen beiden Takten niederſchlägt: alſo ein richtiger Bauernſprung. Piva und Saltarello ſind Volksſchritte und Tanztypen, die in der Literatur der Zeit recht häufig wiederkehren. Quaternaria ſtirbt aus, man nannte ihn saltarello tedesco (während jener saltarello auch pas de Brabant genannt wird) und machte ihn mit zwei Anſchlußſchritten, denen eine kleine quer geſchlagene Balancéripreſe folgte. Für den Baſſetanz kommen zwölf anmutige Bewegungen in Betracht: sempi, doppi, riprese, continentie, contrapassi, movimenti, voltetonde, mezzovolte, scambi und die drei Verzierungsarten: trascorsi, frappamenti, picigamenti. Die Taktzahlen werden dafür ſehr knapp angegeben. Dieſe erſten Pas, die ein europäiſches Tanzbuch uns nennt, ſind freilich nur zu erraten. Die einfachen Schritte ſind ſolche mit Anſchluß des nachziehenden Fußes, die doppelten ſind richtige Marſchierwechſelſchritte, Continenzen und Ripreſen ſind Balancés, Drehungen und Fußwechſel und Schlagen ſind an ſich verſtändlich, trascorsi ſind Kreuzungen, Contrapaſſi ſind ſchnellere Triolenſchritte, weil drei auf zwei Takte kommen, und die Movimenti werden wohl Hüpfer mit Beugungen bedeuten. Die Sprünge ſind in dieſer primitiven Liſte nicht codifiziert.

Auch die Cinquecentiſten kennen noch nicht die Methode der Bewegungslehre, die erſt das ſpätere Frankreich ausbildet. Sie verfügen aber über ein weit verzweigtes und üppig wucherndes Material an Bewegungsmotiven und an techniſchen Ausdrücken. Die Tanzkunſt ſcheint der Plaſtik und Malerei um ein Jahrhundert nachzufolgen, wie man es auch bei der Muſik beobachtet. Das Cinquecento der Tanzkunſt gewinnt aus den zahlloſen variablen Tänzen zunächſt die Anſchauung gewiſſer wiederkehrender Formen, gewiſſer Bewegungsgruppen, Schrittfolgen und Verzierungsarten, für die ſich ſchnell wechſelnde Namen finden, es berauſcht ſich an dem Reichtum der Lebensmöglichkeiten ohne methodiſchen Zwang, wie es Donatello und Ghirlandajo taten. Das Syſtem der Bewegung, die Grammatik der Schritte und Figuren wird erſt am franzöſiſchen Hofe, in der Luft der Akademien geformt, hier erſt gewinnt die Tanzkunſt die regelmäßige und ideale Einheit der Organiſation, die die römiſche Schule in der bildenden Kunſt ſchon einige Menſchenalter vorher hat entdecken dürfen.

Es iſt darum nicht leicht, die Lehren des Caroſo und Negri, in denen ihre Bewegungsanſchauung niedergelegt iſt, ſchriftſtelleriſch zu übermitteln. Es iſt überreiche Praxis ohne rechte Methode, eine Maſſe Namen ohne Syſtem, eine wechſelnde Mode ohne tiefere Umbildung. Wir ſelbſt müſſen aus dieſen Seiten die Anſchauung der Zeit erſt gewinnen und die Charaktere feſtzuhalten ſuchen. Man wird die Mühe nicht ſcheuen, wenn man bedenkt, daß es ſich hier um die einzigen Dokumente handelt, die eine hervorragend begabte Epoche, der wir unſere ganze Bewegungskultur und das Signalement des modernen Geſellſchaftstanzes verdanken, von ihrer Auffaſſung

Digitized by Google

rhythmisch bewegter Menschen uns hinterließ. Vielleicht langweilt sich der Leser. Dann mache er sich Bewegung, indem er alle diese kleinen Turnübungen im Zimmer durchnimmt. Es gibt nichts Stärkenderes als ein Balancé und nach jeder Pirouette wird man die Ruhe einer sachlichen Auseinandersetzung doppelt angenehm empfinden. Tanzgeschichte verträgt noch weniger Virtuosität des Geistes als Architekturgeschichte. Burckhardt hat das beste aller Kunstbücher über die Renaissance geschrieben, indem er deren Baugeschichte in Paragraphen trocken neben einander setzte. Man gelangt vom Esprit über den Aphorismus zum Paragraphen.

Vergeblich sucht man nach einer organischen Entwickelung des stehenden, gehenden, gleitenden, hüpfenden Fußes. Das Material ist vorhanden, aber der Blick ist noch nicht geschult, diese abstrakten Einzelbewegungen aus den gebräuchlichen Tänzen klar zu destillieren. Alles ist nur auf die Lehre und die Exerzitien gedacht und man beginnt nicht mit dem, was das erste, sondern mit dem, was das nützlichste ist. Das erste Kapitel sind die Riverenzen, wie ich sie oben aus der Gesellschaft heraus sich bilden ließ. Die Continenzen schließen sich ihnen an, weil sie eben in der Praxis darauf folgen. Man ahnt kaum, daß sie zusammen mit den Ripresen und Puntaten eine Stilisierung der Ruhe bedeuten. Die Ripresen sind kurze Continenzen mit Nachziehen des Fußes und Heben der Hacken, die Puntaten dasselbe, nur etwas feierlicher. Daneben gibt es eine „Ripreſe", die im Fortrücken von Spitzen und Hacken besteht. Man erinnert sich, daß bei Arbeau der Begriff Reprise gänzlich verschwommen ist. Er stirbt ab, und er wird mißverstanden, wie zu allen Zeiten absterbende technische Ausdrücke der Tanzkunst. Es ist bezeichnend, daß die zweite Auflage des Caroso keine Ripresen mehr kennt, sondern die Arten der Continenzen erweitert.

Diese Balancétypen der Renaissance, seien sie Continenzen, Ripresen, Puntaten, doppelseitig als Ruhe, einseitig als wiegendes Fortbewegen, sind Schrittbewegungen, die eine besondere Beachtung genießen. In der Kunst der Continenz, sagt Caroso, liegt die Anmut und Grazie sämtlicher Stellungen und Bewegungen eingeschlossen, die der Tanz erfordert. Sie entspricht der Neigung der Zeit, das stolze Sichbrüsten, die Harmonie der ganzen Figur, das pavoneggiare sinnlich wirksam herauszubringen. Die Lehrer werden nicht müde, bei ihnen und ähnlichen Schritten diese feinsten und undefinierbaren Schönheiten der Agilità und Destrezza zu betonen. Der Körper folgt dem Fuße, das Absatzheben schwingt seine Linie auf, das Heranziehn gibt ihm die seitliche Ausbiegung, die Senkung die natürliche Rückkehr zur Grazie. Eine der ersten Tugenden des Renaissancemenschen, das Sichfühlen, wird in diesen Pas, genau auf die Taktanzahl bemessen, zu einem rhythmischen Kunstwerk.

Man beobachtet, daß das Gleiten und das Beugen, galante Bewegungen einer späteren Zeit, in der Methodisierung hier noch zurückstehen müssen. Der Gleitschritt als selbständiges Motiv ist kaum gekannt, die Kniebeuge tritt nur dekorativ auf und findet ihre einzige Organisation in der Übung des trango: links seitlich vor, Kniebeuge, rechten Hacken und Fuß heben, gleichzeitig linken Hacken heben und senken, und umgekehrt. Das ist der erste schüchterne Anfang des französischen Coupés.

Das Gleiten wird niemals scharf präcisiert, das Springen interessiert fast nur als Verzierung. Die Verzierungen sind in dieser barocken Welt eine der größten Liebhabereien. In zahlreichen Gestalten schwirren sie über den Rhythmus hin, setzen sich auf bevorzugte Stellen, schattieren die Intervalle, bilden Grundmotive zu Variationen um, die selbständigen rhythmischen

Digitized by Google

Wert gewinnen. Man liebt sie, aber man rubriciert sie nicht; die Lehrbücher schütten ihr Füllhorn aus. Selbst über den prinzipiellen Unterschied der beiden natürlichsten Springbewegungen, derjenigen mit dem nichtmarschierenden Fuß und derjenigen auf das marschierende Bein, ist man sich noch nicht klar. Jener, der Sprung auf dem Stehbein, heißt zoppetto, dieser, der Sprung auf das Schreitbein, heißt trabucchetto. Der zoppetto wird wie ein Auftakt behandelt, der trabucchetto wie eine gehüpfte Ripresе. Erst die Franzosen sahen die Pendants im Contretemps und im Jeté.

Man hat den kleinen Hüpfer mit beiden Beinen, den balzetto. Den großen mit Drehungen und richtigem Fallen auf die Zehen, Kniebeuge, Aufrichten: salto tondo in aria. Den Salto riverso beginnt man mit dem sottopiede, dem chasséartigen Aufschleudern des Fußes, das ebenfalls noch lange nicht die selbständige Bedeutung der späteren französischen Schule besitzt. Ein Sprung mit Berühren von Quastenschnuren, salto del fiocco, ist eine besondere Liebhaberei der Zeit und bei Negri ausführlich abgebildet. Die beherztesten Verzierungssprünge sind die Capriole, bei denen man in der Luft die Schritte wechselt, oder nur halb anschließt, oder kreuzt. Diese Epoche kennt also schon sehr gut unsere Entrechats, die intrecciate, und sie benennt die Caprioken genau wie wir nach der Anzahl der Luftschritte in terzo, quarto, quinto und so fort. Es waren die kühnsten aller Fiorituren, die virtuose Tanzkünstler in ihren Mutanzen zum besten gaben: die Kombination von Sprung mit Schritt. Negri zählt schon fünfzehn Arten davon auf. Aber man ist sich dieser Kombination wiederum nicht bewußt. Die Praxis schuf diese Dinge ganz von selbst, sie schuf sie fast in denselben Formen zu allen Zeiten, die Möglichkeiten waren nicht so reichlich, es erschöpfte sich das Repertoire der Schritte, Sprünge und Drehungen sehr bald. Es unterschieden sich nur die Wertschätzungen und Durchbildungen der einzelnen Motive, und in ihrer Auffassung prägte sich der Stil aus. Auch diese Architektur arbeitete mit einer beschränkten Anzahl natürlicher Ausdrucksformen, die sie stets mit neuen Sinnen ordnet und abwechselt. Die Harmonie des ganzen Tanzes geht ihr über alles. Der Tanz ist ein architektonisches Kunstwerk, die Reverenz ist wie die Palasttür — sagt Caroso — Eingang und Ausgang. Schritte und Bewegungen ordnen sich um sie in gleichmäßigster Verteilung linker und rechter Füße wie die Symmetrie der Fenster.

Ich nenne einige andere, kleinere Sprung-, Gleit- oder Schlagverzierungen. Trito minuto: drei kleine seitliche Sprünge mit ungleich stehenden Füßen, im Gegensatz zu den Balzetti a piedi pari. Drei Trabucchetti. links, rechts, links mit Fußkreuzung ist der Groppo Tremolanti: schnelles Fußbewegen in der Luft. Costatetto: die Füße schlagen sich abwechselnd seitlich aus ihrem Platz heraus. Campanella: das eine Bein schwingt glockenartig vor und hinter, während das andere dazu zoppetti macht. Recacciata: man schlägt chasséartig mit einer Campanella das andere Bein heraus, also ein heftigeres sottopiede, während der Cambio oder die Scambiata als ein leichteres Ansetzen und Ausgleichen der Füße verstanden wird. Ein Methodiker hätte diese Gruppe an die einfachen Anschlußschritte und die wiegenderen Balancés angeschlossen. Die Praxis gab den Tremolanti und den Campanellen besonderen Vorzug.

Eine Verzierungsgruppe anderer Art beschäftigt die Fußspitzen und Absätze. Punta e Calcagno: man senkt abwechselnd Spitze und Absatz, während das andere Bein zoppetti macht. Battuta di Piede: auf Boden schlagen. Schisciata: vor mit Absatz, hinter mit Spitze gleiten. Die

Digitized by Google

Battuten und Schisciaten sind Motive des volkstümlichen Canarientanzes, die man in die lebhafteren Salontänze aufnahm. Die Hauptverzierung der späteren Epoche, das Battement, das trillerartige Berühren der Füße, tritt nur beiläufig auf und ist prinzipiell noch unbekannt. Denn man würde eine Beziehung des einen Fußes zum andern, die nichts als dekorativ ist, nicht recht verstehen; man begreift sie nur sozusagen causal, als Auslösung des Schrittes oder des Absatzhebens.

Die Drehung erscheint als feste Form zunächst nur sehr vereinzelt, später bei Negri, dem Virtuosen aller Verzierungen, bringt sie es auf zehn Arten. Der Name für diese älteste Pirouette ist Pirlotto oder Zurlo und man vollendet sie auf der Spitze des linken Fußes, nach links, indem man den rechten Ellenbogen etwas spreizt, eine der seltenen Angaben für Armhaltung, die erst ganz allmählich in die Harmonie der Tanzbewegung methodisch einbezogen wird. Der Schluß der Pirouette mit Kniebeuge und geradem Rumpf gehört unter die festgelegten Endstellungen und Überführungen der Bewegung in die Ruhe, die wir fast bei allen diesen Motiven und Phrasen in ähnlicher Weise angegeben finden. Die Ausbildung der Cadenz ist stets eine besondere Herzensangelegenheit primitiver rhythmischer Kulturen, während die genaue Organisation der Vorbereitungsstellung mehr in den Schulen beobachtet wird, die das logische und methodische Prinzip in der Bewegungslehre voranstellen. Negri beginnt die Lehre mit den fünf Cadenzen, sowie man später mit den fünf Positionen anfing.

Alles Figurenwerk ist eine Diminuition der Schritte, ein Einschalten und Zwischenlegen lebhafterer Bewegungen, für die der Ausdruck Contratempo gebräuchlich ist. Da in dieser Zeit, wie noch zu zeigen ist, nichts an Interesse den Schrittfolgen und Aneinanderreihungen des Vorwärts und Rückwärts gleichkommt, bestehen auch die eigentlichsten Verzierungen in solchen proportional gekuppelten Pas, die man geradezu fioretti nannte. Caroso leitet den Terminus von fiore ab, später als französisches Wort fleuret vergißt es seine Herkunft, es erinnert sich gewisser Ähnlichkeiten im Fechtsport des Floretts und vermischt sich mit diesen zu einem pas de fleuret, bei dem allerlei Beziehungen zu fleur, fleuret durcheinander klingen. Den Fioretto ordinato macht man auf diese Weise: man hält den Linken vor und bringt ihn springend wieder zurück, der Rechte steht auf der Spitze, der Linke treibt mit der Spitze den Rechten vor, worauf das entgegengesetzte Spiel beginnt. Es ist nichts als eine feinere Art der Recacciata. Macht man es seitlich, fiancheggiato, so tritt die zierliche Fußkreuzung ein. Außerdem kann man den Fioretto mit abwechselndem Fußschlag, battute al canario reichlich verzieren. Negri kennt noch andere Façons, die den Takt angenehm durchkreuzen. Der spätere pas de fleuret hat von dieser kampanellenartigen Figuration der italienischen Renaissance nichts zurückbehalten, er wird ein vielfach variierter Dreischritt im Bourréeschema, den man eher mit Fechterstellungen vergleichen konnte.

Die Grundlage für alle diese anmutigen Künste des Springens, Fortschlagens, Stampfens, Beinschwingens, aus denen sich die kolorierenden Motive so mannigfach zusammensetzen, bilden die eigentlichen Schrittfolgen, die schließlich den wichtigsten Teil der altitalienischen Tanzlehre darstellen. Da man nicht von der rhythmischen Methode, sondern von der Praxis ausging, mußten alle Bewegungen, die nicht dringend nötig waren zur tanzmäßigen Körpergeste, wie Accidentien um diese Schrittfolgen herumspielen. Die Balancés von den Continenzen bis zu den Puntaten hoben sich als Cäsuren besonders markant hervor. Die großen Sprünge, die aus der

Digitized by Google

Gagliarde kamen, wurden etwas eifriger codifiziert, als die kleinen, die nur zu illuminieren hatten. Die Chassés von den einfachen Sottopiedes bis zu den Recacciaten und Fioretti liefen bei ihrer Bedeutung für die Schrittfolge überall mit unter, ohne daß man ihren Zusammenhang feststellte. Noch weniger achtete man auf die prinzipielle Wichtigkeit von Beug- und von Gleitschritten, die wie die Schlagmotive oder Pendelbewegungen der Füße und Beine nur kolorierten. Man nahm, was sich in alten Tänzen eingeführt oder in neuen hinzugefunden hatte, wünschte keineswegs den Wald dieser zahllosen Motive zu lichten und lehrte unermüdlich die Schrittfolgen, die sich aus der Ubung der Pavanen und Gagliarden als typisch empfohlen hatten. Schon äußerlich nehmen die Darstelluugen dieser Bewegungskomplexe und ihre Verteilung auf die Taktzahl in den italienischen Tanzbüchern den weitesten Raum ein. Die cinque passi der Gagliarde werden schließlich der Rahmen für die ganze Lehre.

In seiner ersten Auflage kennt Caroso vier Arten von Schritten: die gravi, richtige Pavoneggiandoschritte mit Strecken und Heben, jeder Fuß auf einen Takt, und dieselben presti alle Cascarde noch einmal so schnell. Die Passi larghi fermati in Gagliarda sind mit Kniebeuge verbunden und recht beweglich, sie dauern den ganzen Gagliardentakt, halbtaktig nennt er sie Passetti. Drei Graveschritte mit Fußanlegen, natürlich immer mit Heben und Senken der Hacken, sind der Doppio grave, der alte Doppelschritt; bei halbtaktigem Maße minimo zubenannt. Die Schrittfolgen komplizierterer Art heißen seguiti. Der „Seguito" rechnet als Bewegung meist nur drei drei Takte oder Schläge, im vierten bleibt man gern stehen, hebt das Bein oder schließt an, wie beim gewöhnlichen Doppelschritt, der im Maße dem seguito ordinario entspricht. Spezzato, also geteilt, ist die Anschlußform des Gehens, das Anziehen des hinteren Fußes an den vorderen, ehe er den Schritt fortsetzt, verschönert durch das puntatenbalancierende Heben und Senken der Hacken: es ist der alte semplice Schritt. In dieser Weise setzt sich der ungemein verbreitete „seguito spezzato" zusammen. Der „seguito semidoppio" ist eine Mischgattung und besteht aus zwei wirklichen und zwei geteilten Schritten. Der „seguito trangato" macht die drei Schritte mit Kniebeuge und schließt als 4 einen Zoppetto mit vorgestrecktem freien Bein an. Der „seguito scorso" hat statt der vier großen acht kleine halbtaktige Spitzenschritte. Der „seguito battuto al canario" verziert sich mit den beliebten Canariengleitern auf Absatz vor, auf Spitze hinter, und kann wieder mit dem spezzato kombiniert werden. Ein „seguito finto" markiert die Schritte in verschiedenen Arten graziösen Schritttretens.

So viel ist klar, daß dieser vielfältige seguito eine der hauptsächlichsten und natürlichsten Versbildungen des Renaissancetanzes wurde: und zwar der Vers des Zwei- oder Viertaktes mit der Cäsur auf vier, unter Umständen auf den Tripeltakt des Nachtanzes übertragen. Das Gegenstück dazu sind die beliebten und noch viel reicher zu nüancierenden Cinque passi der Gagliarde. Sie sind der normale Tanzvers des Drei- oder Sechstaktes. Der normale Seguito umfaßt vier große oder kleine Takte zu zwei Schlägen, die Cinque passi zwei Takte zu drei Schlägen. Dort liegt die Cäsur normalerweise auf vier, hier auf fünf und sechs, auf der vielerörterten Gagliardencadenz. Die Cinque passi treten bei Caroso bereits in einer sehr wenig ursprünglichen, nicht übel proportionierten Form auf: Zoppetto rechts, linken heben, linken flach senken, rechten hinten heben, rechte Spitze an linken Absatz, linken heben und nach rückwärts führen, rechten vorn heben und nach hinten ziehen, Cadenz mit Kniebeuge: folgt die Umkehrung.

Digitized by Google

Bei der Cadenz fällt man in die Stellung mit vorgesetztem Fuß. Man begreift, daß hier eine äußerst kultivierte Variation des Gagliardenschritts vorliegt, den Arbeau uns in seiner primitiven Struktur darlegte. Man würde ihn ohne Arbeau nicht verstehen können, nicht einsehen, daß es sich um vier verzierte Schritte mit einem Schlußsprung handelt, die der Grundvers der sechs Gagliardenschläge sind. Diese Variationen sind der Mode unterworfen. In der ersten Auflage fügt Caroso noch zwei Arten hinzu, eine Tour soprapiede mit seitlich geneigtem Körper, eine andere mit passi intrecciati, also Kreuzungen und Verschränkungen; es ist bezeichnend, daß er in der zweiten Auflage diese Formen wieder ausläßt.

Die Unterschiede der ersten und zweiten Ausgabe müssen gerade auf diesem theoretischen Gebiete beachtet werden. Sie zeigen die Systemlosigkeit. Ich sagte schon, daß die Ripresen fehlen. Vier Continenzen findet man statt zweier, drei Puntati statt zwei, fünf Passi statt vier, zwölf Seguiti statt acht. Die Takteinteilung ist verändert und präzisiert. Einiges ist verlängert, und einiges verkürzt. Ein Seguito doppio enthält jetzt sechs Bewegungen: zwei trabucchetti nach links und rechts rückwärts mit etwas beugen, einen kurzen linken und drei langsame rechte Schritte. Der Doppio all' Italiana ist der alte gewöhnliche viertaktige dreifache Geradeschritt mit Anschluß und Beugen auf vier. Alla Spagnuola hat er fünf Schritte und den Anschluß. Alla Francese setzt er sich aus zwei Sprungschritten links hinter und rechts seitlich, drei Schritten vor und einem Anschluß zusammen. Alles sind wechselnde Versbildungen. Die Namen schwanken oft so stark, daß man Widersprüche konstruieren könnte. Von Auflage zu Auflage treten neue Experimente hervor. Die Diminuitionen werden schärfer: der seguito scorso hat jetzt zehn kleine Zehenschritte statt acht. Ein besonderer seguito finto spezzato mit Sprung auf dem linken und Zurück- und Vorschlagen des Rechten in die A piombo = Stellung (Gleichgewicht, Aplomb) wird für den Alta Vittoria-Tanz empfohlen. Ein Spezzato alterato alla francese ähnlicher Struktur wird im Ballo della Regina di Francia gebraucht. Ein Spezzato alterato doppio ist eine Versbildung für zwei Tripeltakte, könnte also wie gewisse auf den Tordiglione übertragene seguiti als Gagliardenvariation verwendet werden. Andere Verse erfindet Caroso selbst. Der dattile (– ⏑ ⏑) ist ein Sprungschritt (erster Takt) und zwei schnelle Schritte (zweiter Takt). Der Spondeo (– –) zwei lange Schritte je in einem Takt. Die Chiusa setzt sich aus Zoppetti, Trabucchetti und Cadenzen zusammen. Der Corinto, der Destice, der Saffice sind — oft mißverständlich verbildete — Termini für Kombinationen von Ripresen mit Sprungschritten.

Wir können jetzt das barocke Reich altitalienischer Tanzarchitektur einigermaßen übersehn. Versbildungen in Schritten, rhythmisierte Schrittfolgen — das ist das Interesse der Zeit. So hat es sich aus der Praxis gebildet. Die Bewegung als geschweifte Curve ist der Schmuck, die taktmäßige Phrase der Schritte ist die gelehrte Kunst, ein Übertragen der Metrik auf den bewegten Körper, kein Entfalten der Bewegungskonstruktion aus den Gelenken und Gliedern. Die zwei großen Verstypen des Seguito und besonders der Cinque passi sind 1 2 3 (4) und 1 2 3 4 (5 6): dort wird aus dem geraden Takt der ungerade, hier aus dem ungeraden der gerade kultiviert. Mischbildungen machen diese raffinierten Verse noch koketter. Der Seguito erscheint im Rahmen des Tripeltaktes und die Fünfschritte werden zeitweise als zwei Schritte aufgefaßt und gelehrt. Die wichtigste Zierde der Schrittfolgen sind die immer und immer wieder ge-

Digitized by Google

priesenen, sich schlingenden, sich biegenden, sich wiegenden Pavoneggiandi, das Sichbrüsten und Sichzeigen, das sich in den verschiedenen Balancémotiven stilisiert. Die häufigste Diminuition der Schritte ist das Motiv des verkröpften Anschlusses, das sich gerade im Fußheben und Pavoneggieren so schön auslöst: angeregt durch die alten semplici, die Anschlußschritte, verfeinert es sich zur Sommessa, dem bloßen zarten Fußanstellen und zum künstlichsten Sottopiede und Chassé in all den Fioretti. Zwischendurch spielen die kleinen füllenden, schattierenden Verzierungen, die Schleifer al canario, die Hüpfer und Sprünge als Auftakte und Cadenzen, die Drehungen und die Pendelschläge. So baut sich uns aus den wechselnden und ungeordneten Exercitien des Caroso die krause Welt der ältesten Bewegungsrhythmen zivilisierter Gesellschaft auf.

Das Barocke in diesem Bau ist nicht die Folge einer verfeinerten Zeichnungs- und Gliederungsmethode, sondern eine Art primitive Konfusion, ein Wuchern der Praxis, die ihre Theorie noch nicht gefunden hat. Die Fülle der Möglichkeiten wird nicht bezwungen: das Ende einer Kultur, die auf Frankreichs ordnende Hand wartet, um ein neues Leben beginnen zu können. Man vergleiche Negris wilde Phantasie mit Caroso. Die Grundlage ist dieselbe, die Peinlichkeit in Einzelheiten der Fußdistanz und Fußsetzung oft größer, die Wucherungen geradezu asiatisch. Es wird weiter variiert. Die Cinque passi, jetzt der Rahmen der ganzen Lehre, treten zunächst in der ursprünglichen Form von vier Springschritten mit der Cadenz bei fünf und sechs auf, aber sie sind sofort derart figurationslüstern, daß sie den ganzen Apparat der Diminuitionen und Koloraturen in ihren Dienst zwingen. Die Fioretti, die Capriolen und Pirouetten werden unheimlich ausführlich und spezialisiert. Diese Virtuosa füllen den Raum von zahllosen Seiten, die man in der Verwirrung der geschilderten Fußkünste nicht mehr ruhig lesen kann. Sie werden auf die Gagliarde bezogen, es erfolgen die Eintragungen in die Cinque passi, die Zusammenfassungen mehrerer Fünfschritte und noch einmal geht die unermüdliche Mutation los. Je mehr Contratempi, Taktauflösungen, Taktverkleinerungen, desto besser. Nur ein Lexikograph wäre fähig, diese letzten nichts als virtuosen und wohl vielfach papiernen Figurationen nachzuzeichnen, die über das Gebäude des Renaissancetanzes haltlos ausgeschwärmt sind.

Auch Vater Arbeau hat noch kein System im Leibe, aber der Zug zur Vereinfachung, der die Tanzkunst in Frankreich renovieren sollte, ist deutlich vorhanden. Die Branles als Balancés mit geschlossenen Füßen, die Reprises als eine trillernde Balancéform à la tremolanti, Simples als Anschlußschritte, Doubles als drei volle Schritte mit Anschluß (der gewöhnliche Seguito), die Pieds joints oder largis, die geschlossenen oder gespreizten Fußstellungen (als Urformen der späteren Positionen), verschönt durch Schrägstellen, pied oblique oder Kreuzung, pieds croisés, die marque pieds als Aufsetzen der Spitze und marque talons als Aufsetzen des Hackens, die Entretailles als Chassés oder Sottopiedi, das hochgehaltene Bein nach vorn grève, nach der Seite ru de vache, nach hinten ruade, die großen und kleinen Sprünge, das fleuret als abwechselnde Beinhebung, die mignards als kleine Hüpfschritte, die Cadenz und die Posture — das ist sein ganzes Repertoire, in dem noch embryohaft die Anschauung der späteren französischen Schule von den Stellungen und Bewegungen eingeschlossen ist. Die höfische Überwucherung ist wie im Tanze selbst so auch in der theoretischen Anschauung einer provinziellen Schlichtheit gewichen, aus der neue Formen dem Licht zustreben wollen.

Digitized by Google

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß die Schrittanschauung der Renaissance nicht aus der Anatomie der Bewegung, sondern aus der Praxis der Tänze und Tanzmotive sich bildete, so sind es die Anfänge der Tanzschrift. Man denkt nicht daran, die Schritte selbst aufzunotieren und aus ihnen, wie es später die Schule des Beauchamps tat, in laufender Folge das graphische Bild des Tanzes zusammenzusetzen. Sondern man behilft sich mit der Chiffrierung häufig wiederkehrender Phrasen, die man in einem Zeichen andeutet. So schreibt Negri, der für die Hauptbewegungen seine Chiffern hat, so schreibt Arena, der uns sechzig Tänze auf zwei Seiten stenographisch aufzeichnet, so schreibt nach seinem Vorbild Arbeau, der die Reverenz mit groß R, die Reprise mit klein r, den Branle mit b, Double mit d, Simple mit s chiffriert und darum in einer Zeile den ersten Teil des Bassetanzes so notieren kann: R b ss d r d r b ss ddd r d r b ss d r $\overbrace{\text{b} + \text{c}}$ (congé).

Es ist eine Art unzeitlicher räumlicher Auffassung der Motive, die der Natur der Renaissance entspricht. Man sieht im Tanze nicht nur auf die einzelne räumliche Bildmäßigkeit des Körpers, sondern man faßt sogar die Phrasen, ja den ganzen Tanz als eine Art tektonischer Einheit auf, den man auf das Peinlichste in die Takte verteilt, gleichsam ein sichtbares Bild der misura schaffend, die in der Musik ihr rhythmisches Nacheinander abwickeln muß. Darum erschöpft man den Tanz nicht, man bahnt ihn vielmehr erst an.

Am Takte richtet sich der Tanz auf, er ist die Übertragung des Metrums auf den Körper. Der alte Ebreo nennt als erste Regel die misura, das Takthalten und als letzte folgt erst nach dem „Gedächtnis", der „Raumberechnung", der „leichten Haltung", der „Verzierungskunst" das movimento corporeo. Man lese, wie verschmitzt er seinen Schülern die Sicherheit des Taktes einübt: erst tanze man mit dem Takt, dann gegen ihn, dann versuche der Musiker den Tänzer aus dem Takt und schließlich sogar aus dem Gegentakt zu bringen — wenn man das alles übersteht, hat man die intelligenza.

In seiner zweiten Auflage will Caroso — es ist die älteste Probe einer Tanzwegzeichnung — seinen Contrapasso nuovo, der in Hand- und Kettentouren zwischen drei Paaren mit Passi, Seguiti, Puntati, Continenze ausgeführt wird, graphisch deutlich machen. Er zeichnet dabei alle Wege mit einem Mal ein, er faßt den Verlauf des Tanzes als räumliche Einheit, er gewinnt aus den sich folgenden Figuren eine große Gesamtfigur, die als sauber gestochenes und verziertes Ornament, eine Art stilisierte Rosette, vor uns daliegt. Es ist ihm wie ein Gedicht, das aus dem zeitlichen Rhythmus für Auge und Ohr in den räumlichen übersetzt wird, die Tektonisierung einer Strophenfolge unter bildmäßiger Umgrenzung, ganz im Sinne des Humanismus. Die Schrittfolgen, nach Versmustern gebildet, „Spondeo" und „Dattile", sind hier eingezeichnet, darüber aber ist der Titel gesetzt: Il Contrapasso fatto con vera mathematica sopra i versi d'Ovidio. Ein Symbol der ganzen Epoche.

Digitized by Google

Die jüngere Belgische Malerei.

Von **Richard Muther.**

Es vollzog sich in Brüssel die nämliche Wandlung wie in Paris, als auf die Dunkelmalerei Courbets, Ribots nnd Bonnats die Hellmalerei Manets folgte. Und wie in Frankreich waren es auch in Belgien die Landschafter, die den Übergang zum Impressionismus vermittelten.

Die Entwickelung dieser Landschaftsmalerei, in der bis heute die belgische Kunst ihre meiste Kraft zeigt, datiert seit 1830. Damals war zunächst Ruysdael entdeckt worden. Unter dem Einfluß seiner Werke produzierte man eine Menge von Wasserfällen und düsteren Gebirgsszenerieen, in denen sich ein wenig das melancholische und zugleich pathetische Wesen des Romantismus äußert. Namentlich van Assche, Marneffe, F. Roffiaen und Verstappen waren unerschöpflich in solchen Bildern, für die sie in Norwegen und der Schweiz die Motive zusammensuchten. Eine eigentlich „belgische" Note ist in den Werken nur insofern zu bemerken, als selbst da, wo es um Ansichten des Monte Rosa oder andere Veduten aus den Hochalpen sich handelt, mit Vorliebe solche Partieen gemalt wurden, wo die Natur nicht kahl sondern fett ist: also schlammige schilfbewachsene Gebirgsseen und saftig üppige Wiesen. Die folgenden — Lauters und Jacob Jacobs — kehrten dann in der Heimat ein, setzten den Gebirgsszenerieen ihrer Vorgänger die schlichte Einfachheit des platten belgischen Landes gegenüber, ohne jedoch zunächst über die trocken prosaiische Vedutenmalerei hinauszukommen. Dann zu Beginn der fünfziger Jahre traten Kindermans und Fourmois auf, die in diese Nüchternheit mehr Stimmung und Feinheit brachten. Kindermans, der anfangs in Italien arbeitete, stellt in seinen ersten Bildern Tempelruinen und andere antike Fragmente zu feierlichen Kompositionen zusammen. Es ist ein weich gewordener Klassizismus à la Schirmer. Doch später wurde er offenbar von Théodore Rousseau berührt und malte nun schöne Bäume, weite grüne Wiesen, Windmühlen und kleine Bauernhütten von sehr zartem Reiz, freilich oft recht trockener Farbe. Théodore Fourmois ist kraftvoller, in der Farbe kultivierter. Ruhige Flußufer mit Schilf und alten Eichen, die ihre Äste gen Himmel recken; Mühlen am Weiher, von alten Buchen überschattet, kehren besonders oft in seinen Bildern wieder. Ein Jäger, eine Bäuerin, ein kleines Mädchen sind als aparte blaue oder rote Farbenflecke in die braungrüne Harmonie gesetzt. W. Roelofs in seiner Vorliebe für liebliche Stimmungen klingt mehr an Daubigny an. Heuschober sind errichtet. Windmühlen klappern. Kleine träg laufende Flüsse schlängeln sich durch sumpfige Ebenen. E. Huberti und J. Quinaux sind weitere Angehörige dieser Landschaftergruppe, die das belgische Seitenstück zu der Plejade von Barbizon ist.

Mehr den englischen Prärafaeliten gleicht F. Lamorinière. Zur selben Zeit, als Leys in seinen Figurenbildern auf die Meister des 15. Jahrhunderts zurückgriff, malte Lamorinière seine sauber ausgefeilten spitzpinseligen Land-

Digitized by Google

schaften, die auch den Eindruck machen, als hätte ein Primitiver sie gezeichnet. Man hat ihn später in der Zeit des Impressionismus wegen dieser zeichnerischen Pedanterie getadelt, hat ihn glatt und porzellanern genannt. Aber es ist doch schön, mit welch religiöser Ehrfurcht Lamorinière der Natur gegenübertritt, mit welcher Hingebung er sich in das Kleinste vertieft und trotz aller Freude am Detail die bunte Vielfarbigkeit der Dinge auf vornehm einheitliche Töne stimmt. Jedes Gräschen der Wiese, jedes Birkenblättchen, jede Faserung des Holzes, jede Farbennuance der Baumstämme ist mit unübertrefflicher Genauigkeit gemalt. Doch mag er kleine Waldwege schildern, die durch graugrüne Wiesen sich winden, Heidelandschaften, die in rotbrauner Eintönigkeit sich hinziehen, Weiher, an denen weißbraungefleckte Kühe lagern, Birkenwaldungen, durch deren zartes Geäst der Himmel blinkt — stets sind die bunten Blümchen der Wiesen, die weißen Stämme und hellgrauen Blättchen der Birken mit dem Perlgrau des Äthers auf eine feinsilberige Harmonie gebracht. Er ist ein sympathischer ernster Meister, der unbeirrt von „Strömungen" seinen Weg ging und in seinem pietvollen Naturstudium viel mit unserm Haider gemein hat.

Dann folgten diejenigen, die parallel mit Alfred Stevens ihre Landschaften auf einem aparten, fast ein wenig manierierten Amateurton stimmten. Edmond de Schampheleer, der in den fünfziger Jahren lange in München lebte und deshalb auch in Deutschland sich eines guten Namens erfreut, malte graugrüne Dünen, auf denen Rinder lagern und über denen ein trüber, von grauem Regengewölk durchzogener Himmel sich wölbt. F. Binjé stimmte in seinen Ardennenlandschaften dunkle Berggipfel und dunkle Wolken, durch die schwere gelbliche Lichter zucken, auf einen braunen, altmeisterlichen Ton zusammen. Alfred de Knyff malte weite Ebenen mit düsterem Himmel, einsamen Bäumen und lagerndem Vieh und wußte allen seinen Bildern eine kräftig herbe feintonige Haltung zu geben. Gleichzeitig waren die Marinemaler Clays, Bouvier, Artan und J. Goethals tätig. Und man kann nicht leugnen, einen gebildeten Amateurgeschmack zeigen auch ihre Werke. Meer und Himmel sind von jener feinen gelbbraunen Patina überzogen, die den Werken der alten Meister ihre vornehme Galerieschönheit gibt. Dafür fehlt freilich alles Bewegliche, Lustige. Die Sonnenstrahlen spielen nicht in silbernem Glanz auf den Fluten. Die Wogen sind nicht durchsichtig, spritzen und schäumen nicht. Mögen Nordseestimmungen oder venezianische Kanalpartieen gemalt sein — der Himmel lastet schwarz über einer trüben, fetten, öligen Flüssigkeit. Die Freude am schönen Ton hat wie in Ribots Marinen dazu geführt, daß man das Gegenteil des frischen Natureindrucks malte.

Und so erfolgte denn jetzt dieselbe Gegenbewegung wie in Frankreich. Man machte von der Holländerei, dem dunkeln Gallerieton, sich frei, suchte den hellen, grauen Tageston, das Vibrieren und Flimmern der Atmosphäre, die zarten Reize des Lichtlebens wiederzugeben. Hippolyte Boulenger besonders ist als derjenige zu feiern, der den Anstoß zu dieser Bewegung gab. Ein armer Stubenmaler, hatte er jahrelang in einer Bodenkammer gehaust, wo er nichts als den unendlichen, immer beweglichen Himmel sah, hatte sich gefreut am Spiel der Sonnenstrahlen, die auf der weißen Diele, den schmucklosen Wänden hüpften. Das malen zu lernen, ward sein Ziel. Und nicht der Unterricht auf der Akademie verhalf ihm dazu. Der Natur selber fragte er ihre Geheimnisse ab. Er vergrub sich im Wald von Tervueren, beobachtete zu jeder Stunde des Tages die Sonnenstrahlen, die durch das Geäst der Buchen rieselten, in zitternden Flecken auf saftig grünen Wiesen, auf grauem Sandboden spielten, malte die Wanderwolken, die in majestätischer Ruhe das Firmament durchziehen, den Wind, der in den Kronen alter Bäume ächzt. Meist ist es Herbst. Gelbe Blätter decken

Digitized by Google

den Boden, und schnatternde Gänse kommen über einen Waldweg daher. Oder Enten baden in einem stillen Weiher, in dem grüne Bäume und graue Wölkchen sich spiegeln. Oder Sumpfvögel flattern über eine weite, eintönige Ebene. Oder eine Bäuerin macht am Wiesenrain Rast, während am Himmel drohende Gewitterwolken sich zusammenballen. Und Boulenger rastete nicht, bis er das, was er fühlte, ohne Defizit sagen konnte. Anfangs waren seine Bilder ein wenig öldruckmäßig, zuweilen auch saucig und trüb. Später gelang es ihm immer mehr, die duftige Frische des Natureindrucks zu haschen. Das Licht spielt auf dem Boden, die Luft vibriert, die Blätter säuseln im Winde. Während man sonst bei den Belgiern gewöhnlich nur gut gemalte Bilder sieht, weiß Boulenger wirklich Stimmung zu vermitteln: Bald die melancholische des Herbstes, wenn die Natur sich zur Ruhe rüstet; bald die so sonnig heitere des Frühlings, wenn die Vögel singen und die Saaten grünen. Sein Tod — er starb schon 1874 im Alter von 37 Jahren — war der größte Schlag für die belgische Malerei. Doch so kurz sein Leben war, hinterließ er doch unvergeßliche Spuren. Der Wald von Tervueren, den er entdeckt hatte, wurde seitdem für die belgischen Landschafter dasselbe, was für die französischen der von Fontainebleau war.

Théodore Baron war unter diesen Jüngern wohl der kräftigste. Ist die Natur bei Boulenger gewöhnlich anmutig lieblich, so ist sie bei Baron mürrisch und ernst. Die Regenwetterstimmung trüber Novembertage, die Melancholie der Heide, über der dicke Nebelmassen lasten, den Schmutz jener Wintertage, wenn der Schnee schmilzt und Jäger oder Holzfäller schwer über den feuchten Moorboden der Äcker schreiten, hat er mit großer Meisterschaft wiedergegeben. Jacques Rosseels, der als Lehrer großen Einfluß übte, ist freundlicher, milder. Bauernhäuser, die in feinem Perlgrau von einer graugrünen Wiese sich absetzen, schmucke Bäuerinnen, die auf dem Schubkarren saftiges Gemüse daherfahren, Heuschober, Kühe, Schafe und wogende Kornfelder geben seinen Bildern eine traulichere, weniger melancholische Stimmung. Joseph Heymans, vielseitiger, hat sumpfige Dünen und weite Äcker, graue, mit spärlichem Grün bewachsene Ebenen, doch auch Holzungen und Weiher gemalt und in diese Landschaften auch die Menschen gesetzt, die hier ihr Tagewerk tun: den Bauer, wie er Getreide mäht, den Taglöhner, wie er in früher Morgenstunde zur Arbeit geht, den Holzhacker, der mit der Axt durch die Wälder schreitet. Coosemans und Asselbergs, die die graue, feuchtigkeitgeschwängerte Luft, die über sumpfigem Moorboden und moosigen Waldlichtungen lagert, mit großer Meisterschaft malten, seien auch noch genannt. Ihnen dankt der Wald von Tervueren seinen kunstgeschichtlichen Ruf.

Und neben den Landschaftern arbeiteten hier die Tiermaler. Es begann eine Blütezeit auch für die Tiermalerei, die bis 1860 gleichfalls auf sehr niedrigem Niveau gestanden hatte. Der alte Verboeckhoven, der die Reihe der belgischen Tiermaler eröffnet, war anfangs Klassizist. Nur Stiere der Campagna hatte er für kunstfähig gehalten und neben ihnen antike Säulenfragmente angehäuft. Später entrichtete er der Romantik seinen Zoll. In seinem großen Bilde „Troupeau de moutons surpris par un orage“ muß das Gewitter gerade in dem Moment sich entladen, wo die Herde an einer Kapelle vorbeikommt. Hirt, Hund und Herde müssen gleichmäßig die drohende Stimmung der Natur empfinden. Seine beiden Schüler waren Charles Tschaggeny und Louis Robbe. Tschaggeny malte hauptsächlich Pferde: Postwagen, die über eine staubige Landstraße holpern, Lastwagen, die tief in den feuchten Moorboden der Äcker einsinken. Robbe ist kräftiger, auch in der Farbe besser. Manchmal ist es komisch, wie er seine Bilder zu zoologischen Kom-

Digitized by Google

pendien macht, Kühe, Esel, Widder, Lämmer, schwarze Böcke und weiße Ziegen so feierlich still nebeneinander stellt, als hätten sie das Bewußtsein, einem Photographen zu sitzen. Aber wenn er à la Snyders Hunde und Büffel kämpfen läßt, wenn er in einem andern lebensgroßen Bilde weidende Rinder darstellt, den Knecht zu Pferd daneben, erreicht er doch eine mächtige, fast monumentale Wirkung. Der breite kühne Strich, mit dem er die fetten Fleischmassen gibt, läßt an die maitres-peintres des 17. Jahrhunderts denken. Auch Charles Verlat, der Historienmaler, wirkt frischer, wenn er etwa einen Hofhund malt, der Hennen vor einem Adler verteidigt, als den Gottfried von Bouillon, der die Mauern von Jerusalem stürmt. Daß es in seinen Tierbildern sich immer um Kämpfe, um das Zusammenplatzen von Gegensätzen handelt, ist eine Einseitigkeit, die ihm von der Historienmalerei geblieben. Edmond de Pratere läßt sich durch dieses Streben, es den Historienmalern gleichzutun, oft zu allzu anspruchsvollem Format verleiten. Mögen Kühe und Esel dargestellt sein, die auf der Wiese lagern, oder Knechte, die mit ihren Ackergäulen zur Arbeit ziehen, — die Bilder sind fast immer überlebensgroß und büßen durch diese Steigerung des Maßstabes viel von der intimen Wirkung ein, die sie in Anbetracht ihrer guten Malerei haben könnten. E. van den Bosch wieder projiziert auf das Tierbild die Novellistik der Genremalerei. Das Grau eines Katzenfells wird mit dem Weiß von Büchern und Kerzen, mit dem Schwarz eines Schreibtisches und eines Tintenfasses zusammengestimmt. Doch das ist noch nicht ausreichend. Die Katze muß auf den Schreibtisch gesprungen sein und eine unheilvolle Verheerung inmitten der Manuskripte eines Gelehrten anrichten. Folgen dann die Vertreter des Amateurgeschmacks, denen die Tiere nur aparte tonige Massen bedeuten. L. van Knyck malt Pferdeställe und läßt die grauen, weißen und braunen Pferdekörper fein von der braungrauen Wand sich absetzen. Edmond van der Meulen stimmt wie Joseph Stevens das Braun eines fetten Mopses mit dem Grün eines Sessels auf eine pikante Harmonie zusammen. Und während es sich bei diesen Meistern noch immer mehr um Tierporträts als um Tierbilder handelt, verbinden in den Werken der folgenden Tiere und Landschaften sich zu einem schönen, einheitlichen Akkord. Alle Pathetik und Novellistik, wie sie in der Zeit der Historien- und Genremalerei beliebt war, fehlt. Man malt nur noch Tiere, weil sie in ihren braungrauen Farbenwerten so gut dem Grün der Landschaft sich einfügen, in ihrer philosophischen behäbigen Ruhe so gut den Frieden der Natur verkörpern. Alfred Verwee namentlich hat für die belgische Malerei eine ähnliche Bedeutung wie für die französische Troyon. Er ist der Spezialist der fetten vlämischen Dünen, auf denen gesunde, kräftige Tiere grasen und über denen ein grauer, von regenschweren Wolken durchzogener Himmel lastet. Das Leichte und Vibrierende des Äthers fehlt seinen Bildern gewöhnlich, aber sie strömen doch einen kräftigen Erdgeruch aus. Au beau pays de Flandre lautet der Titel seines besten Werkes, und diesen Charakter des vlämischen Landes hat er in allen seinen Bildern gepackt. Mag er mächtige Lastgäule malen, die einen schweren Getreidewagen über fruchtbares Ackerland ziehen; fette Kühe, die dumpfbrütend auf sumpfigem Moorboden lagern oder gewaltige Ochsen, die unter dem Joch plump die Scholle treten — die schwerfälligen, mit Nahrung angeschwemmten Tiere wirken stets wie Symbole der üppig fetten, zum Bersten gesunden Natur. Marie Collaert verhält sich zu Verwee wie Rosa Bonheur zu Troyon. Sie hat die robuste Kraft des Meisters nicht, gibt ihren Bildern aber doch eine anheimelnde, idyllische Stimmung. F. de Cock, Jules Montigny, J. H. L. de Haas und Léon Massaux mögen als weitere Vertreter dieser Tiermalerei genannt sein, in der sich so schön die vlämische Freude am Schweren, Kraftvollen, behäbig Animalischen ausspricht.

Digitized by Google

Und nun, nachdem die Landschafter und Tiermaler auf die Beobachtung des Luftlebens hingewiesen hatten, vollzog sich auch in der Figurenmalerei der Sieg der impressionistischen Anschauungen. Was für die Generation von 1850 Courbet gewesen war, wurde für die von 1870 Manet. Bilder von ihm sind in die Brüsseler Sammlungen zwar nicht gelangt. Doch mehrere Belgier arbeiteten in Paris. Und als derjenige, der seinen Landsleuten zuerst die Bekanntschaft Manets vermittelte, ist wohl Félicien Rops zu nennen. Man vergißt zu oft, daß dieser große Radierer auch ein Maler war, der die Kunstmittel des Impressionismus in ganz meisterhafter Weise beherrschte.

Manet hatte bekanntlich in den sechziger Jahren, bevor er zum eigentlichen Zerlegen der Farben gelangte, Bilder wie das Porträt der Eva Gonzalés und das Déjeuner dans l'atélier gemalt, in denen er Rosa und Weiß, feines Zitronengelb und zartes Hellblau, kurz lauter bleiche lichte Nuancen auf eine so aparte kühle Tonleiter stimmte. Und in der gleichen Skala bewegt sich Rops. Man sieht da im Brüsseler Museum ein Aquarell „Attrapade" — eine Szene aus einem Pariser Café. Eine Kokotte in weißem schwarzbordiertem Kleid, ein schwarzes Samtband um den Hals, die Taille in einen rosa Gürtel gepreßt, in der Hand einen rosa Fächer, schreitet eine Treppe herunter, und eine andere in hellblau, einen blauen Fächer in der Hand, ein blaues Band im Haar, streckt wütend den Arm nach ihr aus. Von der Balustrade blicken weißbeschürzte Kellner, Herren in Frack, Kokotten in Violett, Blau und Grün hernieder. Alles ist mit dem karmoisinroten Treppenbelag auf jene kühlsilberige Harmonie gestimmt, die man aus Manets frühen Werken kennt. Dasselbe gilt von dem Blatt „Parisina", das er 1867 den Goncourts widmete, und von seinen feinen schwarzgraugrün gestimmten Strandbildern. Es ist ganz seltsam, daß diese Bilder des Radierers von keinem seiner Biographen erwähnt werden.

Doch Rops war nicht der einzige, der auf Manet hinwies. Ein weiterer, der in direktem Zusammenhang mit dem großen Franzosen steht, ist H. Evenepoel, der geistvolle, frühverstorbene Meister, der in weiteren Kreisen erst nach seinem Tode — durch die Pariser Weltausstellung 1900 bekannt wurde. Dort in Paris sah man das große Bild des Spaniers vor dem Moulin rouge, das so seltsam an die Werke aus Manets spanischer Epoche anklang. Und im Brüsseler Museum hängt von ihm ein „enfant jouant", das gleichfalls die Unterschrift Manet tragen könnte. Ein Baby in weißhellblauem Kleid und schwarzen Strümpfen hat zitrongelbe und weiße Spielsachen um sich ausgebreitet, und alle diese kühlen Tonwerte sind mit der blaugrauen Wand auf einen sehr feinen matten Akkord gestimmt. Nicht minder augenfällig ist der Zusammenhang mit Manet bei James Endor. Le Lampiste heißt sein Bild. Ein schwarzgekleideter Junge, der die Straßenlaterne in Ordnung bringt, hebt von einer perlgrauen Wand sich ab. Es ist eine Variante von Manets Fifre.

Und unter dem Einfluß dieser Meister kam nun Gärung in das belgische Schaffen. Die Kämpfe des Impressionismus begannen. Sezessionen bildeten sich. Im Brüsseler Museum hängt ein gutes Porträtgruppenbild von Ed. Lambrichs, das in seinem feinen weißgrauschwarzen Ton sehr an dasjenige anklingt, in dem Fantin-Latour den Maitre-impressioniste im Kreise seiner Freunde darstellte. Und es ist für Belgien auch ein gleich wichtiges Dokument. Denn es zeigt die belgischen Indépendants, die Gründer der Société libre des Beaux Arts, des neuen fortschrittlichen Künstlerverbandes, dem im Laufe der Jahre fast alle talentvollen jungen Belgier beitraten. 1870 veranstaltete man die erste Ausstellung. 1871 begann die Zeitschrift Art libre zu erscheinen, in der die jungen Leute selbst mit der Feder ihre Ideen entwickelten: sie wollten ihren eigenen Eindrücken folgen, die Dinge malen, wie sie sähen. Manet und

Digitized by Google

Monet hätten den Weg gewiesen, auf dem auch die belgische Malerei folgen müsse, wenn sie eine wahre lebensvolle Kunst werden wolle. Kurz, der Stein der Weisen schien gefunden zu sein. Eine Zeit überschwänglicher Hoffnungen zog herauf.

Freilich wenn man heute nach dreißig Jahren durch das Brüsseler Museum geht, versteht man eigentlich gar nicht recht, weshalb all die Kämpfe waren, warum all die weltumstürzenden Manifeste erlassen wurden. Denn allzusehr unterscheiden sich die neuen Bilder von den älteren gar nicht. Wohl gibt es einige Aquarellisten wie H. Cassiers, V. Uytterschout, Maurice Hagemans, H. Stacquet und Franz Charlet, die in ihren Blättern sehr duftige frische Stimmungen festhalten. Doch im allgemeinen kann man sich kaum einen größeren Unterschied als zwischen den Erzeugnissen des französischen und belgischen Impressionismus denken. Luft, Licht und bewegendes Leben sind die Kennzeichen des französischen, Öl und Ruhe noch heute die der belgischen Bilder. Und aus den Temperamentsunterschieden der beiden Völker wie aus den klimatischen Verschiedenheiten der beiden Länder erklärt sich ja dieser Gegensatz zur Genüge. Der Vlaame hat in seinem ganzen Wesen etwas Behäbiges, in seinen Bewegungen etwas Schweres. Blitzschnelle nervöse Bewegungen festzuhalten wie es Degas und Renoir tun, konnte also das Ziel der belgischen Künstler nicht sein. Bären können schwer tanzen. Auf allen Vieren zu gehen tut ihnen wohler. Und jubelnde Hymnen auf das Licht zu singen, den Capricen der Sonnenstrahlen nachzugehen, bietet ein Land keine Veranlassung, über dessen fruchtbaren Boden ein grauer feuchtigkeitsdurchdrängter Himmel sich wölbt.

Im Grunde unterscheiden sich die neueren Bilder von den früheren also nur dadurch, daß sie nicht mehr auf saftiges Braun, sondern auf einen schweren grauen Tageston gestimmt sind. Camille van Camp malt noch 1878 einen „Tod der Maria von Burgund", sucht — wie Hellquist und Pradilla — der alten Historienmalerei neues Leben einzuflößen, indem er sie äußerlich mit dem Pleinair verquickt. J. Verhaas stellt im selben Jahre seine „Schulrevue" aus, das bekannte Bild, in dem er alles — die schwarzbefrackten Herren wie die grauschwarz gekleideten Lehrerinnen und die kleinen weißgelbrosa gekleideten Mädchen — sorgfältig auf die Töne Manets stimmte, ohne doch zu irgendwelcher pleinairistischer Wirkung zu gelangen. A. Hubert, Léon Abry und J. van Severdonck lassen Soldaten in schwarzblauer Uniform auf graugrünem Gelände manövrieren, über dem ein schwerer dunkelgrauer Himmel lastet. Und der bezeichnendste Vertreter dieser robusten, recht prosaischen Graumalerei ist Emile Wauters. Der hatte sich anfangs mit großem Geschick in der altmeisterlichen Tonmalerei bewegt, hatte in seinem Bild des wahnsinnigen Hugo van der Goes, den seine Klosterbrüder durch Musik zu beruhigen suchen, die schwarzen Mönchskutten, die weißrotschwarzen Kostüme der Chorknaben und die graubraune Kutte des Goes mit einer Meisterschaft, wie man sie sonst nur bei Roybet findet, auf die Töne der alten Spanier gestimmt. Von diesem Schwarzgrau ging er später zu einem helleren Tageston über. Doch das ist das einzige, was seine faustkräftige, sehr materielle Kunst mit den Erzeugnissen des Impressionismus gemein hat. In seinen Bildnissen denkt er nicht daran, flüchtige Nuancen des Ausdrucks und der Bewegung erhaschen zu wollen. Wie festgemauert, in schwerer breitbeiniger Ruhe stehen die Menschen da. Sein Sobieski vor Wien" würde ohne den grauen Tageston einfach ein Soldatenbild alten Stiles sein. Und sein Panorama „Kairo mit den Ufern des Nil" tut dar, daß er selbst im Süden der Vlaame blieb. Besnard hätte in einem solchen Bild das ganze Flimmernde, Sonnentrunkene des Orients gemalt. In allen Nuancen von Orangerot würde der Himmel leuchten. Kapriziös würde

Digitized by Google

das Licht auf hellblauen Mänteln und gelben Schuhen, auf weißen Kaftans und roten Turbans spielen. Wauters übersetzt auch den Orient ins Vlämische. Animalisch kraftvolle Menschen, Nubier mit fetter, braunschillernder Hautfarbe ziehen daher. Die Orangen sehen aus wie mit Öl bestrichen. Die Schatten — statt hellblau — sind tief schwarzbraun. Die Segel der Schiffe wirken, als ob sie gar nicht aus Leinwand, sondern aus ölgetränktem Leder wären. Die Ebenen sind nicht trocken, sonnig und ausgedörrt, sondern gleichen sumpfigen Moraſten.

Damit ist überhaupt die Note der belgischen Malerei gegeben. Belgien ist ein fettes üppiges Land. Es ist ein Vergnügen, in Brüssel diese Backfische zu sehen, die fast noch Kinder doch schon Frauen sind; diese Damen zu sehen mit dem weichen wiegenden Gang und den breiten ausladenden Hüften. Die meisten sind schwanger. Ebenso rapid, wie in Frankreich die Bevölkerungsziffer sinkt, steigt sie in Belgien. Und diese Note der Fécondité hat auch die Kunst. Die Bilder sind vollblütig und sinnlich, von Gesundheit berstend. Freilich fehlt ihnen dafür auch die nervöse Feinheit, die den Charme der französischen ausmacht.

Man sehe diese Landschaften. Ein einziges Bild ist mir im Brüsseler Museum aufgefallen, das in seiner duftigen Leichtigkeit die Arbeit eines Franzosen sein könnte. Es heißt „April in Tervueren" und hat zum Autor Lucien Frank. Blühende Apfelbäume und zarte Birken, die die ersten Blättchen ansetzen, sind mit der prickelnden Verve Claude Monets gemalt. Doch im übrigen sieht man solche Stimmungen auf den belgischen Bildern selten. Sie betrachten heißt immer ein Moorbad nehmen. Isidore Verheyden malt die nahrunggetränkte Stimmung nebliger Oktobertage, wenn Jäger mit der Flinte durch die Fluren streifen, rostgelbe Blätter den feuchten, braungelben Boden decken und die Baumstämme von üppig grünem Moose umwuchert sind. Selbst in seinen Frühlingsbildern hat die Natur schon etwas Saftiges, Behäbiges, Wohlgenährtes. Hühner und kauende Rinder müssen unter den blühenden Apfelbäumen rasten. Auch F. Courtens ist besonders um die Herbstzeit im Wald zu Hause, wenn die Blätter gelb, rot und braun von den Kronen wirbeln und Regen durch das löcherige Laubdach rieselt. Oder er zeigt Bauern, die am Sonntagmorgen über feuchten Sandweg an feuchtgrünem Zaune vorbei von der Kirche nach Hause schreiten; Bäuerinnen, die in sumpfiger Landschaft, vor einem schilfbewachsenen Weiher die zum Bersten vollen Euter ihrer Kühe melken. Es gibt bei ihm keine ausdörrende Sonne, nichts Trockenes, Staubiges, auch nichts Duftiges, Zartes. Üppige Gemüsepflanzungen, regengetränkte Landstraßen und feuchte Waldpartieen ziehen sich hin. In großem Format erstrebt er nicht intime sondern starke, faustkräftige Wirkungen — so wie schon Rubens einst über seine eigenen Landschaften schrieb: „Ich bekenne, daß ich infolge einer natürlichen Begabung mehr geeignet bin sehr große Bilder zu malen als kleine Kuriositäten." — Emile Claus zerlegt die Farben in der Art des Claude Monet, doch in den Stoffen bleibt auch er der Vlaame. Sonnenflecke spielen auf dem Fell kraftstrotzender Rinder, die vollgefressen von der Weide nach Hause dösen. Oder Fischer ziehen im Netz dicke, schillernde Fische aus der schlammigen Flut hervor. Das riesige Bild, das auf der Pariser Centennale von ihm war — mit den mächtigen Ochsen, die im Flusse badeten — ist bis jetzt wohl seine größte Leistung.

Und man mag von einem Bilde zum andern gehen, die Note ist immer die gleiche. Mlle. Beernaert malt Kühe oder Schafe, die in sumpfigen schilfbewachsenen Landschaften lagern, und schöne alte Bäume, die in schlammigen Weihern sich spiegeln: nicht die Melancholie des Herbstes, sondern seine wohl-

Digitized by Google

genährte Behäbigkeit. Henri van der Hecht, H. van Seben und Ad. Hamesse führen in Dünenlandschaften, über denen feuchtschwere Gewitterwolken lasten. Oder Regenbogen spannen sich wie bei Rubens über fruchtbare Felder, wo fette Kühe auf schilfigem Moorboden stehen. Nachen, an denen dickes Moos sich angesetzt hat, lagern am Ufer kleiner, morastiger Weiher. Victor Gilsoul und Alexander Marcette malen Kanalbilder: Sumpfvögel, die über dunkeln Fluten flattern, und Sonnenstrahlen, die in öliger Schwere sich über den Meerspiegel breiten. Emile van Doren sucht es in blauen Dämmerungsstunden dem Billotte und Cazin gleich zu tun. Doch die Mondstrahlen huschen nicht silbrig über duftige Ebenen, sondern sie spielen ölig auf sumpfigem Moorland. Frans van Leemputten stimmt seine Dünenlandschaften auf ein nebliges Grau. Die Räder der Lastwagen machen tiefe Furchen, und die Bauern, die mit Rechen und Hacken von der Arbeit kommen, sinken mit ihren Holzschuhen tief in das lehmige Erdreich ein. J. de Greef und T. Tscharner malten schlammige Weiher mit grauweißen Störchen, die wie Symbole der Fruchtbarkeit in das graugrüne Schilf gesetzt sind. Gustave den Duyts bevorzugte jene Stimmungen des Winters, wenn der Schnee schmilzt und als schmutzige, braunweiße Kruste die Äcker deckt. In der Heuernte des F. Crabbeels ist das Heu nicht trocken und duftet nicht. Es ist von Regen durchnäßt, beinahe moderig. Schafe saufen aus den Pfützen, die sich auf der Wiese gebildet haben. Selbst der Neoimpressionismus Ryssselberghes ordnet diesem Charakter des vlämischen Schaffens sich ein. Denn das Streben, mehr große dekorative als zarte intime Wirkungen zu erzielen, war schon in Rubens' Tagen für die vlämische Kunst bezeichnend. Außerdem gestattet der Neoimpressionismus mehr als jede andere Technik die reinen Farben zu genießen, wie sie fett aus der Tube kommen, und sie in fetten Flecken neben einander zu setzen.

Und was von der Landschaft gilt, gilt von allen übrigen Bildern. Die ganze belgische Malerei ist eine handfeste, sanguinische Kunst, der jedes feinere Nervenleben, jede Sehnsucht nach dem au delà fremd ist. Das Schlemmende, Gesunde, Krafttrotzende, Farbenfreudige herrscht fast ausschließlich vor. F. de Lalaing in seinem Bilde „le chasseur des temps primitifs" malt einen nackten Menschen mit fetter bronzefarbener Haut inmitten von Leoparden und Tigern. Es spricht aus dem Bilde dieselbe Freude am Ungebändigten, Wilden, animalisch Kraftvollen, wie sie Rubens hatte. Frans Meerts stimmt Interieurs aus Bauernhäusern — alte dicke Frauen, die kartoffelschälend am Herde sitzen — auf ein üppig saftiges Braun. Léon Herbo, auch die beiden Oyens — David und Peter — malen Szenen aus Ateliers oder malerische Zimmerecken mit so fetten, ölgetränkten Farben, daß die Betrachtung ihrer Bilder fast die Lust auf einen Schnaps erweckt. Ja, die Stillleben sogar haben dieses Fette, Üppige. Es ist eine Ausnahme, wenn Elise Ronner Disteln, Zinnkrüge und Stiefmütterchen; Georgette Meunier Teerosen und Hollunder auf kühle, blasse Harmonieen stimmt. Im allgemeinen liebt man nur das Farbengleißende, Sinnliche. Keine bleichen Astern, keine zarten Blütenzweige gibt es. Roten Mohn, fette Butterblumen und allerhand eßbare Dinge baut man — wie einst Snyders und Adriaen van Utrecht — mit der Gourmandise des Lebemannes zu riesigen, saftig leckeren Stillleben auf. Namentlich Alfred Verhaeren ist auf diesem Gebiete Meister. Hummer, Zitronen, Enten, Champignons, rohes Fleisch, Trauben, Kirschen, Blumenkohl, Gurken, braune Töpfe mit Gänseleberpastete, Schinken, Pumpernickel, Zwiebeln, Salat, Käse — kurz alle Bestandteile üppiger Gabelfrühstücke setzt er zu Bildern zusammen, die wahre Fanfaren von Rot, Grün, Braun und Gelb sind. In denselben starken, wollüstig üppigen Tönen sind seine Interieurbilder gehalten. Mappen in saftigem Blau, Möbel in Braun-

Digitized by Google

rot, gelbe Bücher, tiefgrüne Vasen und karmoisinrote Tischdecken müssen hier die Farbenorgie feiern. Daß im Mittelpunkt eines dieser Bilder eine riesige farbenbeschmierte Palette liegt, ist für das ganze Wesen der belgischen Malerei symbolisch. Man denke an die bleichsüchtige Feinheit, die in Frankreich durch Puvis in Schwung kam. Die Vlaamen in ihrer Freude am Gesunden, sinnlich Gleißenden kennen auch nur die kraftvolle sinnlich gleißende Farbe.

Aber ganz auf diese Note der Fécondité läßt sich das belgische Kunstschaffen doch nicht stimmen. Denn Belgien ist nicht nur das Land der Ruhe und der Behäbigkeit. Es ist auch das Land der Arbeit und des Hungers. Kaum irgendwo anders platzen die Gegensätze von Reichtum und Armut so unvermittelt aufeinander. Kaum irgendwo anders kämpft das Proletariat mit so verzweifelter Anstrengung gegen den Kapitalismus. So erklärt es sich, daß auch in der belgischen Malerei die soziale Frage mehr als anderwärts eine Rolle spielt. Der Ton, den Wiertz einst anschlug und der so schrill aus den Bildern des de Groux klang, ist noch heute nicht verstummt, nur daß sich das Agitatorische in reinere künstlerische Formen kleidet. Ein revolutionärer Zug, die Stimmung des Aufstandes, etwas wie der Donner vor dem Sturm geht durch viele Werke.

Gleich das erste Bild, mit dem das Pleinair sein Debut in Belgien feierte — Charles Hermans' L'aube von 1875 gehört diesem Ideenkreis an. Das war gewiß kein vornehmes Werk. Es liegt etwas Aufdringliches in solch pointierter Gegenüberstellung von Luxus und Armut, von Tugend und Laster. Auf der einen Seite der Wüstling, der angetrunken, im Frack, den Hut schief auf dem Kopf, mit seinen zwei Dirnen aus dem Lichterglanz des Cafés in das Grau der Morgendämmerung tritt. Auf der andern die Arbeiter, die ernst, pflichtbewußt an ihr Tagewerk gehen; die beiden Arbeiterfrauen, die mit halb neidischem, halb verächtlichem Blick auf die Kokotten schauen. Hermans ist ein Ausläufer der alten Historienmalerei, die ohne zusammenplatzende Gegensätze, ohne einen billigen Knalleffekt nicht auskam. Und obendrein war das Werk nur ein zufälliger Treffer, den er machte. Weder sein „Conscribiren" von 1878 noch die Karnevalsszene von 1880 erzielten einen ähnlichen Erfolg. Trotzdem bezeichnet das Bild L'aube in der Geschichte der belgischen Malerei einen Markstein. Ganz abgesehen davon, daß es das erste Pleinairbild mit lebensgroßen Figuren war — es regte auch andere an, auf dem hier eingeschlagenen Wege mit größerem Künstlertum weiterzugehen.

Die Maler, die von der Arbeit, den Sorgen und Leiden des Volkes erzählen, sind überaus zahlreich. Ph. Verstraete in seinem Bilde „Nach dem Begräbnis" malt einen alten Bauer, der am Arm seines Sohnes vom Friedhof nach Hause wankt. Bei Jan Mayne sieht man Prozessionen: Bauern, die von Priestern geleitet, mit dem Sanktissimum am Strand dahinziehen, um die aufgeregten Fluten zu beschwören; auch Bäuerinnen, die dumpf brütend im schmutzigen Hof ihrer verfallenden Hütte stehen. E. Carpentier arbeitet noch immer mit novellistischen Gegensätzen, läßt vornehme Touristinnen, Mutter und Tochter, die aufs Land fahren, in der Dorfkneipe, wo ihr Wagen ausspannt, unvermutet in eine Sozialistenversammlung geraten. Alles das sagt nicht viel. Solche Malergedanken sind billig. Doch die „Kreidehändler" Léon Frédérics, obwohl vor 20 Jahren gemalt, verfehlen noch jetzt nicht ihre Wirkung.

Leon Frédéric ist ein sehr vielseitiger Künstler. Er hat sich in den letzten Jahren auf den verschiedensten Gebieten bewegt. Man kennt von der Pariser Centennale das große Bild mit den nackten rosigen Kindern, die sich lachend in den Strudel des Lebens stürzen, von den Fluten erfaßt werden und in der Tiefe verschwinden. Als Landschafter sucht er, über das Pleinair hinaus-

Digitized by Google

gehend, nach einer ernst feierlichen Linienkunst. Und wieder aus anderen Bildern — wie aus dem seltsamen Werk, das einen nackten Mann und ein Skelett, auf dem Stuhle daneben einen schwarzen Rock, ein weißes Hemd und einen schwarzen Zylinder darstellt — spricht lediglich der Maler, der seine tonige Dinge zu aparten Stilleben anordnet. Aber sein größtes, sein unsterbliches Werk ist doch das Triptychon der „Kreidehändler", das er 1882 malte. Wahrlich, die Armeleutmalerei des Raffaelli und Roll wirkt neben diesem Bild wie eine schöne Lüge, wie sanft mildernder Optimismus. Die kleine Fauvette des Bastien Lepage ist ein Königskind neben diesen vertierten Menschen, in deren Dasein kein Sonnenstrahl fällt, die nur die Not, die nackte Not des Lebens kennen. Frühmorgens ziehen sie aus: eine lange, ganz gerade, trostlose Straße entlang, die von kahlen Bäumen umsäumt, an öden, eintönigen Feldern vorbeiführt. Der schwindsüchtige Mann hat seinen Buben an der Hand, den Korb mit dem kleinsten Kind auf dem Rücken. Voran schreitet die Tochter: krank, mit verdorbenem Blut, den geschwollenen Backen mit einem Tuche umwickelt. Das Mittelbild zeigt dann, wie sie in einer öden Landschaft stumpfsinnig freudlos ihr Mittagmahl halten. Um einen schmutzigen Kessel mit halbverfaulten Kartoffeln sitzen sie. Ein zerbrochener Krug steht dabei: ein herzzuschnürendes Stillleben von Lumpen und Klumpfüßen, Schmutz, Armseligkeit und Verlotterung. Abends ziehen sie auf derselben Landstraße, von der sie des Morgens kamen, wieder ihrer Hütte entgegen. Gerade diese Wiederholung desselben Motivs steigert noch die beklemmende Wirkung. Man fühlt das ewige hoffnungs- und trostlose Einerlei, in dem das ganze Leben dieser Menschen verläuft. Kommen weiter dazu die grauen, hungrigen Farben der Landschaft, die auch in so fürchterlichem Gleichklang zu dem grauen Elend der Menschen stehen. Schließlich wie zum Hohn die Triptychonform, die das Werk zum Sakralbild macht. In Belgien malte einst Jordaens seine Bohnenfeste, diese Orgien der Völlerei, in denen nur gefressen und gesoffen, gejohlt und getollt wird. Da mutet es wie eine Ironie der Geschichte an, daß gerade hier nun dieses Sakralbild des Elends, diese Epopöe des Hungers entstand.

Freilich, Belgien ist nicht nur das Land, wo der Arbeiter hungert und frohndet, es ist auch das Land, wo er als König herrscht. Es ist ein wunderbarer Eindruck, in Mons zu weilen, dem schwarzen Revier, wo die Steinkohle aus der Erde gehoben wird, oder durch die Eisengießereien, Gußstahlfabriken und Maschinenbauwerkstätten von Seraing zu schreiten, wo mächtige Fäuste die Lokomotiven und Dampfschiffe des Königreichs zimmern. Hier in diesem Wald von Hochöfen und Gasmotoren, von Dampfhämmern, Walzwerken, Pumpen und Panzertürmen, von Kranen, Schornsteinen, Röhren und hydraulischen Pressen fühlt man die ganze Größe unserer Zeit. Hier lernt man das kennen, was Courbet die „Heiligen und Wunder des 19. Jahrhunderts" nannte. Hier empfindet man, wie töricht Ruskins Diktum war, daß die arbeitende Natur ihre Schönheit einbüße. Nein, im Gegenteil, sie wird erst durch die Arbeit geadelt.

Was hat diese Landschaft für eine seltsam erhabene Größe. Da ziehen unermeßliche Holzlager sich hin, mit jenen Riesenstämmen, aus denen die Masten der Schiffe gezimmert werden. Dort erheben sich aus der Ebene gewaltige Kohlenschachte wie vorweltliche Pyramiden. Von Schienengeleisen ist der ganze Boden durchzogen. Rauch aus tausend Fabrikschlöten schwärzt den Himmel. Massen kohlenbeladener Barken halten an der Maas. In Hochöfen blickt man, aus denen die Flammen lohen, sieht mächtige rauchgeschwärzte Gestalten vor glühender Esse hantieren. Es faucht, hämmert und dröhnt von allen Seiten. Der Boden zittert unter der Bewegung der Riesenmaschinen. Dann abends,

Digitized by Google

wenn es dunkel wird, kommt in das alles eine ganz merkwürdige Phantastik. In ernsten getragenen Linien zieht die Landschaft sich hin. Wie Phantome starren die schwarzen Schachte in den nächtlichen Himmel. Das Licht der Signallaternen und der Lokomotiven durchzuckt mit weißen, gelben, roten, grünen und blauen Strahlen das Dunkel. Siedendes Eisen strömt aus den Hochöfen herab wie glühende Lava, die der Ätna ausspeit. Gewiß, ein Romantiker konnte diese Stimmungsreize noch nicht fühlen. Doch auf uns, die wir Zolas Travail gelesen, wirkt die Schönheit dieser arbeitenden Natur fast stolzer, als die der jungfräulichen, freien.

Ebenso imposant wie auf diesem Schlachtfeld der Arbeit zu stehen, ist es, am Sonntag Nachmittag durch die kleinen Arbeiterdörfer zu schreiten, die sich rings um die Fabriken lagern. Von Not, von Entbehrung ist hier nicht die Rede. Keine Krüppel, keine bettelnden Kinder gibt es. Saubere schiefergedeckte Backsteinhäuser mit appetitlichen weißen Vorhängen, mit Balkon und Gärtchen ziehen sich hin. Da führt ein Arbeiter in frischgewaschenem blauen Kittel seinen Buben spazieren. Dort sitzt eine Arbeiterfrau, schwanger, von ihren Kindern umkost, wie eine Madonna del Prato in der Haustür. Nebenan in dem Kabaret „Au repos des Camioneurs“ tanzen die Burschen und Mädchen. Dicht daneben erhebt sich das stolze Gebäude der Société des Ouvriers réunis. Und enthält nicht diese Aufschrift ein Stück Weltgeschichte? Spricht sie nicht aus, was in dem kurzen Jahrhundert seit der Revolution von 1790 sich vollzog? Das ist nicht der Arbeiter, der den Bourgeois nachäfft und vor dem Beamten buckelt, auch nicht der Arbeiter, der sich betrinkt um seine Not zu vergessen. Es ist der Arbeiter, dessen Leben geregelt ist, und der weiß, was er bedeutet. Es ist der Arbeiter, der uns zeigt, daß der Sozialismus kein Phantom ist; der Mensch der Zukunft, der frei und selbstbewußt in einer Welt dahinlebt, wo es keine Könige und Priester, keine Tagediebe und Schmarotzer gibt, sondern wo jeder den Platz einnimmt, den seine Tatkraft, seine Intelligenz ihm anweist.

Und was für künstlerische Schönheiten gibt es hier zu heben. Es ist ganz wunderbar: diese dunkelroten Backsteinhäuser auf dem schwarzen Erdreich: davor die teergestrichenen Lattenzäune und die kleinen Krautgärten mit dem blaugrün schillernden Gemüse; von dem Rot der Backsteinwand die weißen Hemdärmel eines Mannes oder die dunkelblaue Bluse einer Frau sich abhebend, und das Ganze gebadet in der rauchgeschwärzten Luft, die alles Grelle mildert, die widerstreitendsten Farben zur Tonsymphonie vereint. Freilich noch viel lauter als nach Malerei schreit das alles nach Plastik. Wie bejammernswert wirkt unser armer am Schreibtisch verkümmerter Körper neben dem dieser Arbeiter, die mächtig wie vorweltliche Hünen daherschreiten. Was für ein majestätischer Rhythmus ist in den Bewegungen dieser Schmiede, wenn sie mit mächtiger Faust den Hammer schwingen; dieser Auflader, wenn sie mit schweren Ketten, Seilen und Warenballen wie mit Riesenspielzeug hantieren. Und ist nicht auch die Einfachheit ihrer Kleidung wie für die Plastik gemacht: diese Kittel, die so lapidare Falten werfen, diese großmaßigen Lederschürzen, diese Holzschuhe, aus denen der Körper so statuarisch aufwächst.

Constantin Meunier ist als der zu feiern, der als erster die Schönheit dieser Arbeiterwelt fühlte, und es ist gewiß kein Zufall, daß gerade in Belgien, dem Arbeiterland, dem Land der Fabriken und Kohlenwerke, der große Stil des Arbeiterbildes gefunden ward. Meunier selbst war aus dem Volke hervorgegangen. Er wuchs auf als Sohn einer Witwe, die mit ihrer Hände Arbeit sieben Kinder ernährte. Und ein Kontrastbedürfnis der Seele mag es wohl gewesen sein, das ihn eine Zeitlang zum Imitator der Antike machte. Er fühlte sich hingezogen zu den Scharen der Griechengötter, weil sie so heiter

Digitized by Google

sind, so aller irdischen Leiden enthoben. Doch auf die Dauer hielt ihn diese Welt des schönen Scheines nicht fest. Als er nach seinen ersten wenig gelungenen bildhauerischen Versuchen von der Plastik zur Malerei überging, begann er mit einem Bild, das in denkbar größtem Gegensatz zu seinen früheren Werken stand: „Eine Krankenschwester wäscht einen Leichnam." Darauf folgten andere, in denen er wie Dubois und Josef Stevens sich um die altmeisterliche Tonmalerei bemühte. In seiner „Episode aus dem Bauernkrieg" heben düster wilde Gestalten sich von einer ernsten tiefbraunen Landschaft ab. Schwarzgrau, von Wolken durchfegt ist der Himmel. In seinem Interieur aus der Tabakmanufaktur in Sevilla läßt er sehr apart die blassen Köpfe der Arbeiterinnen von dem dunklen Hintergrund sich absetzen. Die farbigen Gewänder sind auf jenen tiefen schönen Ton gestimmt, wie ihn die ersten guten Bilder Munkacsys, die spanischen Szenen Max Michaels oder die Gänserupferinnen Liebermanns haben. Zwei sibyllenhafte Weiber, die ganz monumental im Vordergrund stehen, weisen darauf hin, daß er, von der Plastik ausgegangen, auch noch berufen war, in der Plastik sein Höchstes zu leisten. Und in seinen späteren Werken hat er sich selbst gefunden. Es hat sich die Vereinigung von Moderne und Antike, von Naturalismus und Stil vollzogen.

Meunier war 1880 in die Borinage, das schwarze Kohlenrevier bei Mons gekommen. Hier zwischen den qualmenden Fabrikschlöten und rußigen Schachthäusern ging ihm die Ahnung seines Berufes auf. Vom Schaffen der Bergleute, der Fabrik- und Grubenarbeiter zu erzählen ward seitdem der Inhalt seines Lebens. Da sitzen etwa Bergleute beim Morgengrauen, der Einfuhr harrend, vor dem Schacht. Dort starren Schmiede in das Feuer der Hochöfen oder lassen den Hammer dröhnend auf den Amboß sinken. Oder ein Grubenunglück geschah. Auf hölzernen Pritschen, von flackernden Blendlaternen bestrahlt, liegen die Opfer, und eine Mutter, wie versteinert von Schmerz, sucht unter den Toten ihren Sohn. Oder Eisenarbeiter ziehen abends in schweren Holzschuhen unter rauchgeschwärztem Himmel nach Hause, von ihren Frauen an der Tür erwartet. Oder sie lagern auf der Wiese, wenn am Sonntag die Fabrikschlöte nicht rauchen und für wenige Stunden ein heller, grauer Himmel über den schwarzen Schlackengebirgen und roten Ziegelhäusern sich wölbt.

Man hat zur Charakteristik dieser Werke oft an Zolas Germinal erinnert. Doch so nahe der Vergleich liegt, so groß ist der Unterschied. Die Schilderungen, die Zola von der Not, dem dumpfen Hinvegetieren des Arbeiters macht, haben in Léon Frédérics Kreidehändlern, auch in den fuselriechenden Männern, den verlotterten Weibern de Groux' ihr Gegenstück. Bei Meunier haben diese zitternden Menschen mit den welken Gesichtern, dem gebeugten Rücken und dem schleppenden Gang sich stolz wie Könige erhoben. In Blick und Haltung haben sie das Terribile, das aus den Condottierengestalten des Castagno spricht. Man betrachte diese Hafenarbeiter, die, zentnerschwere Kisten auf dem Rücken, ungebeugt wie Cyklopen daherschreiten; sehe, mit welch ruhigem Kraftbewußtsein diese Bergleute mit der Erde ringen, sehe die monumentale Gebärde, mit der diese Schmiede den Hammer heben. Meunier kennt weder melodramatische Rührseligkeit noch agitatorische Pathetik. Auch über alles Kleinliche, Anekdotische der Form sieht er weg, zeigt nur den majestätischen Rhythmus, den die Arbeit dem Körper gibt. In diesem Gefühl für den Rhythmus, in dieser Fähigkeit, alles auf einfache, entscheidende Linien zurückzuführen, liegt das Geheimnis seiner Größe. Die Köpfe, markig und scharfgeschnitten, sind doch keine Bildnisse, sondern Typen. Die schwere Arbeitskleidung: die grobwollenen Hemden und steifen Schurzfelle, die dicken Ledergamaschen und mächtigen Holzschuhe sind in so einheitlichen Massen gegeben; die Silhouette der Gestalten,

Digitized by Google

die Art, wie sie dastehen, ist so urweltlich hünenhaft, daß sich schon daraus der Eindruck der Erhabenheit entwickelt. Und diese Erhabenheit nähert ihn den Griechen ebenso wie Millet. Wie dieser das patriarchalisch Biblische im Bauernleben, hat Meunier das Heroische im Arbeiterleben gesehen, hat für das Arbeiterbild den großen Stil geschaffen, den Millet dem Bauernbilde gab.

Doch leben wir nur in der Gegenwart? Spähen wir lediglich aus nach dem, was eine ferne schöne Zukunft bringt? Oder tragen wir nicht auch die Vergangenheit, alle Gedanken und Empfindungen längst begrabener Jahrhunderte in uns? Ist es nicht schön, nachdem wir vorwärts geblickt, rückwärts zu schauen? Tut es nicht wohl, den Alltag zu vergessen, aus dem rauhen, kämpfenden Leben in die Einsamkeit toter Städte zu flüchten, wo nicht die lärmende Gegenwart, nur die stille Vergangenheit lebt? Sehen wir nicht außer den Menschen, die das Leben uns zeigt, auf den Bildern der alten Meister Wesen, die ein nicht weniger intensives, wenn auch gespenstisches Leben leben? In Belgien inniger als anderwärts reichen Vergangenheit und Gegenwart sich die Hände. Es ist nicht nur das Land, wo das Eisen wächst und mächtige Fäuste den Hammer schwingen; nicht nur das Land der Kirmessen und des Hungers. Es ist auch das Land der alten gotischen Kathedralen und der weltfernen, stillen Klöster; das Land, wo von der Schmuckseite alter Häuser holzgeschnitzte alte Statuen uns zunicken, als hätten sie Geständnisse auf dem Herzen, als wollten sie Geheimnisse, die sie drücken, leise uns zuflüstern. In Städten wie Brügge geht die Vergangenheit mit uns spazieren. Wir streifen ihren Arm. Seltsame Geschichten scheint sie uns zuzuraunen. Man atmet die Erinnerungen, die unsichtbar und doch drückend über dem Boden lasten, hört die Stimmen derer, die über die Jahrhunderte hinweg aus dunkler, längst versunkener Zeit zu uns sprechen.

Auch dieses retrospektive Empfinden mußte in der belgischen Kunst seinen Ausdruck finden. Neben den Künstlern, die das hämmernde, pochende Leben malen, stehen diejenigen, die in der stillen Welt der Klöster, in dem Gewinkel toter Städte sich einnisten. Neben der Weltfreude steht die Weltflucht. Der jung verstorbene Karl Meunier, wohl ein Sohn Constantin Meuniers, malte Hospitäler mit weißgetünchten Sälen, wo junge, blasse Nonnen lautlos gütig von einem Krankenlager zum andern schreiten. Sein Bild des Altweiberhospitals von St. Peter in Löwen hat Triptychonform. Das Mittelbild zeigt einen stillen Hof, wo alte Beguinen beschaulich zusammensitzen. Links beten sie in der Kapelle, rechts machen sie ihren Spaziergang durch den Klosterhof. Xavier Mellery und Adolf Verhaeren malen die herzbeklemmende Poesie von Brügge, einsame, stille Kirchen, wo Matronen in monumentalem schwarzem Mantel betend vor Heiligenbildern knieen. Auch A. Delaunois weiß dies Gefühl der großen feierlichen Ruhe, die in menschenleeren alten Kirchen herrscht, fein zu vermitteln. Bei P. Ter Linden sieht man graubraune, kahle Säle, wo an der Wand kleine schwarze Kruzifixe hängen und stille, weltferne Menschen in Gebetbüchern blättern; bei F. Taelemans winterliche Dorfstraßen mit alten Bäuerinnen, die in ihrem langen schwarzen Mantel feierlich wie lebendig gewordene gotische Statuen aussehen: bei Clemence van den Brock Kircheninterieurs mit schwarzgekleideten jungen Nonnen, die Kerzen vor Altarbildern anzünden. Oder es ziehen — auf einem Bilde Ch. W. Bartletts — Bauern in Schwarz und Bäuerinnen in jenem schwarzen Mantel, wie er in Brügge getragen wird, in endlosem Zuge durch eine weite Schneelandschaft dahin. Obwohl die Figuren der Gegenwart angehören, wirken sie doch ganz zeitlos. Obwohl nur ein simples Bauernbegräbnis dargestellt ist, wirkt das Bild doch unheimlich wie ein Totentanz. Es ist im Vergänglichen der Ewigkeitswert gefühlt.

Digitized by Google

Naturgemäß ist in diesen Werken auch die Farbenanschauung eine andere, als man sie sonst in den belgischen Bildern findet. Fette, üppige Farben würden hier die Stimmung zerstören. Nur ein bleiches, gleichsam „altes“ Licht darf über die alten, vom Staub der Vergangenheit bedeckten Dinge rieseln. Und durch die schwarzen Gewänder der Beguinen inmitten der weißgetünchten Hospitalsäle, durch die schwarzen Kleider der Nonnen inmitten der grauen Kirchen wurde man ja von selbst zur Farbenenthaltsamkeit, zu einer vornehmen weißgrauschwarzen Monochromie geführt. Gleichzeitig gaben die monumentalen Mäntel der Bäuerinnen, die ruhig fallenden Kutten der Priester die Anregung, dem feierlichen Fluß der Linie nachzugehen. Kurz, es folgte auf den linienleugnenden Impressionismus dieselbe Rückschlagsbewegung wie allerwärts. Außer den Lichtmalern und den Interpreten der Farbe gibt es in Belgien heute eine Anzahl sehr feiner Künstler, die in der strengen Stilisierung der Linie ihr Ziel sehen. Ich nenne Emile Motte und Eugène Broerman, die ihre Bildnisse ganz im Sinne Pisanellos scharf wie Medaillen herausziselieren, ferner noch einmal François Taelemans, dessen lebensgroße, auf die Schaufel gestützte Bauern sich monumental wie Statuen aus der graugrünen Düne erheben.

Daß auf diese jüngeren Belgier sowohl in der Farbenanschauung wie in dem Streben nach dem Monumentalen der alte Brueghel einen entscheidenden Einfluß hatte, steht fest. Denn schon bei diesem Meister findet sich jene braunweiße Monochromie, die uns heute so anzieht. Er klingt an Hammershoy an, wenn er in seinen Winterlandschaften braune Häuser und schneebedeckte Straßen zusammenstimmt. Zugleich sind seine Gestalten so groß gesehen, daß sie über das Bildnismäßige hinaus sich zu zeitlosen Typen erheben. Der erste, bei dem dieser Einfluß des großen Brueghel sich geltend macht, ist E. Smits, ein sehr ungleichartiger Künstler, der seinen Stil häufig wechselte. In den großen dekorativen Bildern, die er früher malte, macht er den Eindruck eines zahmen Rubensschülers. Dagegen hat er in einem Bildchen „Fin de la journée“ seiner letzten Zeit schwarze Hausdächer, weiße Kühe und braune Wagen, blaue Kittel und rote Jacken ganz auf jene ernste, auch in den Linien so herbe Harmonie gestimmt, die man aus den Werken Brueghels kennt. Weiter gehört hierher A. Levèque. „Der Totengräber“, „der Holzhacker“, der „Metzger“ ist unter drei große Einzelgestalten des Brüsseler Museums gesetzt, die, mächtig in den Linien, nicht nur die feierliche, auch die unheimliche Stimmung haben, die aus den Werken des alten Brueghel strömt. Und der interessanteste dieser Brueghelgruppe ist E. Laermans. Man kennt von der Pariser Centennale die Betrunkenen, die über eine einsame Landstraße wanken, jenes seltsame Bild, das so merkwürdig an die „Blinden“ des Brueghel mahnt. Und fast noch unheimlicher ist der „chemin du repos“, den das Brüsseler Museum besitzt. Zwei Bauern gehen über ein einsames Feld und nähern sich einer Brücke. Drei Strolche schleichen hinter ihnen. Es geschieht nichts. Und doch liegt über dem Bild eine dumpf drückende, herzbeklemmende Stimmung. Die drei Kerle blicken so unheimlich, daß man fühlt, es wird Blut fließen, die Fluten des Stromes werden über zwei Leichen zusammenschlagen. Von Brueghel hat Laermans die meisterhafte Art, wie er das Moderne ins Zeitlose, das Individuelle ins Typische umsetzt. Von ihm hat er die großen Linien in Gang und Geste, von ihm auch die Einfachheit der im Sinne des Plakats in großen Flächen nebeneinandergesetzten Farben.

Maeterlinck! Ist nicht von dem großen Brueghel auch Maeterlinck herzuleiten, und heißt den Namen Maeterlincks aussprechen nicht eine ganze Welt von Gespenstern heraufbeschwören. Wahrlich, man braucht kein Geisterseher zu sein, man braucht nur um sich zu blicken, wenn man durch die Straßen alter

Digitized by Google

belgischer Städte geht — und längst begrabene Menschen stehen neben uns, alle Spirits von einst beginnen zu sprechen. Ich stehe im Beguinenhof von Gent — und die alten Frauen, die da beim Spitzenklöppeln sitzen, scheinen dieselben, die einst dem van Eyck für seine Bilder Modell saßen. Ich stehe vor dem Rathaus in Brüssel, abends wenn der Vollmond seine scheuen Strahlen über das Gebäude gießt — und all die Steinwesen, die die gotischen Bildhauer hier an die Fassade gebannt, nehmen ein gespenstisches Leben an: als wollten sie Reden halten, als bewegten sich ihre schlanken Glieder. Oder ich stehe in der Peterskirche von Löwen. Sind sie nicht seltsam, diese holzgeschnitzten, goldstrotzenden Altäre. Winken diese Jungfrauen mit den toten gebrochenen Augen, mit dem armen in Askese und Kasteiung verkümmerten Körper mir nicht unsittliche Grüße zu? Zuckt nicht ein obscönes Lächeln über ihre blassen, holzgeschnitzten Lippen, da der Heilige gegenüber eine unanständige Bemerkung ihnen zuflüstert? Dann die kleinen Gärtchen in Brügge mit den weißen Levkojen und den bleichsüchtigen Astern? Ist es nicht, als ob die Jungfrau Maria, den Engel der Verkündigung erwartend, mit dem Gebetbuch über die stillen Kieswege wandelte? Oder die fratzenhafte Phantastik all der Brunnenfiguren, Wasserspeier, Kapitäle, Chorstühle und Lettner, die man im Gemeindemuseum in Brüssel sieht? Ist in diesen Schweinen, Engeln, Teufeln, Widdern und Fledermäusen nicht die ganze Welt des Hieronymus Bosch, die ganze Welt des Höllenbrueghel enthalten? Tat der kölnische Bartholomäusmeister etwas anderes, als daß er die Sandsteinwesen, die auf den Pilastern der gotischen Kathedralen hocken, mit unheimlich perversem Leben beseelte?

Auch im 19. Jahrhundert hat diese phantastische Welt immer und immer wieder die Maler beunruhigt. Immer und immer wieder setzten sie ihre Kraft daran, die Geister der Vergangenheit in ihre Werke zu bannen. Schon mit A. Lybaert setzen die Bestrebungen ein. Man hat vor seiner Magdalena das Gefühl, als sei die Maria des Genter Altarwerks lebendig geworden, doch die weißen Rosen, vor denen sie betet, vermitteln zugleich jene Friedhofsstimmung, die heute über den stillen Straßen Brügges lastet. Dann kam Edmond van Hove. Auch ihn zog das Mittelalter an, „le moyen âge enorme et delicat", doch nicht das geschichtliche, wie Leys es malte, mehr das gespensterhafte mit seinem Höllen- und Teufelsspuk. Männer aus der Zeit des Faust sitzen geisterbeschwörend über alte Folianten gebeugt. Junge Hexen erscheinen Eremiten oder erdulden den Flammentod. Er ist oft unsein, trägt im Sinne des Gabriel Max allzuviel Gruselstimmung in seine Werke hinein, teilt aber mit Max auch die Geschicklichkeit, alle seine Werke auf einen suggestiven Leichenton zu stimmen.

Leben bekam die Vergangenheit erst unter den Händen jüngerer Meister, und es ist ganz seltsam, nach wie verschiedenen Seiten diese große Gotik von einst anregend wirkte. Henry van de Velde, von ihr ausgehend, schuf das moderne Kunstgewerbe. Was er von den Gotikern lernte, war die folgerichtige Logik, die mathematische Klarheit des konstruktiven Gedankens. George Minne in seinen Skulpturen und Holzschnitten beschwor die dumpfe Askese, das betäubende Heilsverlangen des mittelalterlichen Geistes herauf: jene Zeit, als abgehärmte Menschen, spiritualisiert wie gotische Strebepfeiler, mit stieren von Tränen geröteten Augen in stillen Klosterhöfen vor holzgeschnitzten Kruzifixen knieten. Fernand Khnopff endlich bietet die Parallele zu Maeterlinck — auch zu d'Annunzio, Schnitzler und Hofmannsthal. All das, was wir herauszulesen glauben aus den Werken der alten Meister, fand in ihm den feinsinnigen Interpreten. Denn die Gestalten der altmeisterlichen Bilder sind ja für uns nicht tot. Ein geheimnisvolles Leben umwittert sie. Ihre stummen Lippen erzählen uns

Digitized by Google

von Leidenschaften, von Schicksalen. Aus ihren starren Augen spricht etwas wie die dunkle Erinnerung an ein Leben, das wir selbst schon einmal in ferner Vergangenheit gelebt. Moreau und Rossetti haben zuerst dieses dämonische Ewigkeitsleben der von den alten Meistern geschaffenen Wesen empfunden. Auch die Duse gab ihnen neues Lebensblut, eine neue Seele. Und bei Khnopff hat sich nun das alles — die belgische Kulturvergangenheit wie das englische Ästhetentum und die Opiumstimmung Gustave Moreaus zu einem aparten Akkord verbunden.

Khnopff verlebte seine Jugend in der Stadt Hans Memlings, in jenem Brügge, über dessen winkligen Gassen und ragenden Kirchen eine solche Welt von Geheimnissen lastet. Hier, nicht auf der Brüsseler Akademie, erhielt er seine ersten entscheidenden Eindrücke. Und damit verbanden sich dann später, als er nach Paris und London gekommen war, solche, die Moreau und Rossetti, Burne Jones, Rops und Odilon Redon ihm gaben. Zu allen verfallenen Kulturen fühlt er sich hingezogen. Alle Wesen, die in die Bilder der alten Meister gebannt sind, schauen ihn an mit lebendigen Augen und sprechen zu ihm mit wirklichen Lippen. Gleich das erste Bild, das seinen Namen bekannt machte, ist eine merkwürdige Mischung der verschiedensten Elemente. Mädchen haben Lawntennis gespielt. Man kennt das aus Laverys Werken, kennt auch den ästhetischen grünweißen Akkord, auf den bei Lavery solche Bilder gestimmt sind. Doch bei Khnopff wirken diese Mädchen garnicht wie Backfische der Gegenwart. Sie wirken wie Schatten in ihrem zeitlosen Gewand. „Erinnerungen" lasten auf ihnen. Es ist, als ob die Geister der Vergangenheit zu ihnen redeten. So schreiten sie geisterhaft stumm, wie mit geschlossenen Füßen durch die Schatten der Abenddämmerung dahin, als fürchteten sie durch eine Bewegung, durch ein Wort die feierliche Heiligkeit der Stunde zu stören. Und diese Geister der Vergangenheit beschwört Khnopff auch in seinen anderen Werken herauf. Die lebenden Menschen, die den Meistern der Vergangenheit Modell saßen, sind für ihn zu Spirits geworden, die ihm Geheimnisse aus der Ewigkeit zuflüstern. Oft sind diese Geheimnisse nicht sehr tief. Es fehlt seinen Wesen das frische Lebensblut, das eben nur solche haben, die im Verkehr mit dem Leben, der ewig jungen Natur gezeugt sind. Aber den wählerischen Geschmack des verfeinerten Kunstgenießers, der selbst dann, wenn er fast kopiert, durch eine kleine Nüance, durch ein unbeschreibliches Etwas dem Übernommenen den Stempel der eigenen Seele aufgedrückt, haben doch alle seine Werke. Mag er stille Mädchen malen mit trauerndem Lächeln; Sphinxköpfe, die kalt und seelenlos ins Unendliche starren oder von unerhörten Genüssen träumen; Augen, die in tiefem unergründlichen Glanze flimmern, oder bleiche Lippen, die sich bäumen, um Blut zu trinken — stets sind seine Wesen in ein seltsames Dämmerlicht getaucht, als seien sie aus einer unbekannten Welt herniedergeschwebt. Ein alter Meister scheint auferstanden, doch einer, der nicht mehr die Seele jener Zeiten in der Brust trägt, sondern lüstern den Hautgout all der neuen Gefühle schlürft, die erst wir Spätgeborene kennen. Meunier und Khnopff — in diesen Namen sind zwei Welten, die beiden Grundakkorde unserer Zeit enthalten. Dort der Selfmademan, der rauhe Sohn eines plebejischen Jahrhunderts, der einen neuen Stil erschafft für neue Dinge. Hier der Ästhet, der blaublütige Sproß der uralten belgischen Kultur, der nicht aus dem Leben, sondern aus der Kunst der Alten den welken, moderigen Duft seiner Werke saugt.

Digitized by Google

Orpheus in der „Dessa".

Von **A. de Wit.**

In der Stille und der Einsamkeit der Nacht war es ein einziger Ton gewesen — ein klarer, heller, hoher Ton, der durch die lampenhelle Galerie dahinstrich und leise erzitterte, und dann wieder vorüber war, fort über den Fluß und die im Mondlicht schimmernden Zuckerrohrfelder, in die Ferne hinaus.

Nun war es wieder still.

Der junge Mann blickte von seinem Buch auf.

Was war das? Ein Vogel? Fast klang es wie der Ruf einer Amsel.

Eine Amsel um Mitternacht!

Warum nicht, hier in Indien, wo alles so seltsam, so überraschend war, daß sich das Alltägliche vom Unmöglichen kaum noch unterscheiden ließ?

Nun war alles still.

Nur in dem kleinen Bambuswäldchen auf dem mondlichtüberfluteten Rasen zirpte eine Grille. Und von dort her, wo der Fluß zwischen bläulich überschimmertem Schilf leuchtete, vernahm man ein leises Gemurmel, kaum hörbar.

Sonst nichts.

Er nahm die Stelle in seinem Buch wieder auf.

. . . . . sodaß bei einer derartig veränderten Konstruktion die Maschine . . . aha, ja . . . eine Ersparnis an Arbeitskräften — hier, die Tabelle . . . .

Er kontrollierte die Zahlenreihen.

„Also, das ergibt . . . . ."

— Da, schon wieder!

Wieder solch ein klarer, heller, hoher Ton, der die weite Stille ringsum durchzitterte. Und nun ein zweiter, und dann ein dritter, und so ward es eine lange Reihe von Tönen, die einer nach dem anderen vorüberschwebten, jenen Vorzüglern nach. Einer nach dem anderen; klare, volle Töne.

Er horchte mit gespannter Aufmerksamkeit, die Lippen ein wenig öffnend, wie um den Laut einzuatmen. Und nun erkannte er es: es war der Ton einer „Soelingan", einer javanischen Flöte, wie sie des Abends wohl durch die Dessa klingt, wenn ein junger Mann das Mädchen hinauslockt, das bei den Eltern im engen Haus eingeschlossen.

Er wartete, bei jedem vorüberziehenden Ton horchend, ob der Schwarm der Töne sich nicht zu einer Melodie fügen wollte. Aber sie kamen noch immer dahergestrichen, einer nach dem anderen, und jeder einzige klang aus in seiner eigenen, reinen Klarheit. Keiner, der durch einen vorangehenden gemildert wurde, keiner, der in einen folgenden hinüberfloß; ohne merkbare Modulation, ohne merkbaren Rhythmus.

Digitized by Google

Wie fallende Tropfen.

Jetzt, jetzt, mit diesem hohen, lang ausgehaltenen Ton, der zitterte, als ob er einen Augenblick zauderte, ehe er, sich aufschwingend, in die Höhe schoß. Jetzt mußte die Melodie einsetzen!

Allein er sank nieder, sank, blieb einen langen Augenblick schweben, und begann dann sich zu neigen, auf und ab, in langsamen Schwingungen.

Wie das Murmeln eines Baches, der fort will über die Steine, und dann mit einer stärkeren Woge darüber hinströmt, dann wieder, herabgesunken, sacht an ihnen entlang gleitet; kein Brausen, kein Stocken, kein Aufhören. Immer das gleiche Murmeln. So fließt die leise Flötenweise dahin, in eintöniger Beständigkeit, unwillkürlich, gleichmäßig, sich selber unbewußt — ein Naturlaut, und er quillt hervor über menschliche Lippen, darin der Schlag des purpurnen Herzens bebt.

Der instinktiv empfundene Gegensatz lockte den Lauschenden mit dem Zauber, durch den uns das Unbegreifliche — alles Unbegreifliche, auch das scheinbar Nichtigste — einen schwindelnden Schritt näher führt zu jenem abgrundtiefen Unbegreiflichen, das unser eigenes Dasein ist.

Aber die Empfindung tauchte nicht empor aus dem Dunkel des Unbewußten, und ihm schien es, als sei es nur die Neugierde nach dem unsichtbaren Flötenspieler, die ihn hinzog in die Nacht.

„Wo mag er nur stecken?"

Er suchte mit den Blicken, ob er nicht irgendwo eine dunkle Gestalt entdeckte. Es war so hell, daß auf dem Gartenpfad jeder weiße Kieselstein einzeln erglänzte. Das Bambuswäldchen, vom Mondschein durchleuchtet, zerfloß in nebligem Glanz und durchsichtiger Dunkelheit. Luftig wie eine Wolke hing es über dem kaum beschatteten Gras.

Draußen, an dem freien Platz vor der Fabrik, schimmerten die Wohnungen der Beamten, mit weißen Säulen durch das düstere Laub des Gärtchens.

Er ging den Landweg hinauf, der sich an dem Fluß entlang zieht; die Tamarinden am Ufer streuten leichte graue Schatten-Zeichnungen darüber.

Das Wasser floß mit einer fast unmerklichen Bewegung, so ruhig, daß an der Spiegelung der Bäume auch nicht der kleinste Zweig erzitterte; scharf und durchsichtig wie ein Guß von mattgrünem Glase lag sie unter der blanken Oberfläche. Nur zwischen dem Schilf am Ufer bildete die Strömung kleine, langsam fortspielende Kreise und sich reckende Windungen, die silbernen Schlänglein gleich von Halm zu Halm schwammen.

Die Zuckerrohrfelder jenseits des Stromes standen regungslos; weithin schimmerten die weißbeleuchteten welligen Blätter, darüber die Menge der dunklen Blütenbüschel einen unruhigen fleckigen Nebel wob.

So still alles. So licht. So weit.

Ohne es zu wissen, hatte der junge Mann den Schritt verlangsamt. Er ging dahin, wie Einer, der im Traume durch eine weiße Vision geht, und die ungeübten Füße niedersetzt auf eine Flur von flachen Strahlen. Umsonst versuchte er in den leuchtenden Gefilden die Landschaft wieder zu erkennen, die so dürr und grau unter dem versengenden Mittagshimmel geflimmert hatte — die staubige Landstraße, auf der schweißtriefende Wasserträger verdrossen dahinschlenderten, den trägen Fluß, braun vom Schlamm seines Bettes, die mit dürftigem Gras bewachsenen Ufer, gelblich braun und von kahlen Stellen durchsetzt, wie ein räudiges Tigerfell. Das alles war nicht mehr, wie auch der unerträgliche Tag und der Druck der menschlichen Herrschaft auf allen Dingen nicht mehr war. Es war die Stunde der allnächtlichen Erlösung. Als hätte niemals ein Landmann hier gepflanzt, so wild und üppig stand das Zuckerrohr:

Digitized by Google

nicht länger mehr ein sorgfältig gehegter Reichtum, nur noch eine Ebene voll prächtigen Gewächses, in Freiheit strotzend. Die Tamarinden-Allee längs des Straßenweges war wie ein Ausläufer des Waldes, der in weiter Ferne die silbernen Hügel wolkig erscheinen ließ. Sogar die Fabrikgebäude hatten Anteil an jener freien Schönheit, sie standen wie weiße Klippen und Felsen, und das Zinkdach hatte sich in einen langsam fließenden Bach aus Mondenglanz verwandelt. Die Verklärung der Mitternacht war über alles gekommen.

Und nun wieder die Flöte! Die Weise begann von neuem — wenn man eine Weise nennen darf, was eher dem Tropfen des Wassers, dem Sausen des Windes im Schilf glich, dem abendlichen Gezwitscher kleiner Vögel, wenn der Himmel hochrot ist vom Sonnenuntergang, und es doch im Geäst, wo sie ihre Nestchen haben, schon zu dunkeln beginnt.

Immer noch so eintönig. Aber jetzt dünkte ihm die Eintönigkeit schön, so kindlich schlicht, ohne einen Schatten von der Willkür und der Leidenschaft, womit der Gedanke des Abendländers sich in Musik verwandelt. Sie paßt zu der Stille und dem Mondenglanz der tropischen Nacht. Und allmählich, er verstand es nicht, — allmählich wollte es ihm scheinen, als kenne er das alles schon längst — nicht die Flötenweise selbst, aber die Empfindung, die in ihm darauf antwortete, wie ein Echo auf eine rufende Stimme in der Ferne. Erinnerungen tauchten in ihm auf, fröhliche und düstere, Augenblicke, die er längst vergessen, und manche, von denen er nicht einmal wußte, daß er sie jemals gelebt. Sie kamen einer nach dem andern — ein Erglänzen wie von den ersten Sternen am dämmrigen Himmel; eine Heimfahrt von der Haag'schen Kirmeß mit lärmenden Korpsbrüdern, frühmorgens, als einer von ihnen mit der Hartnäckigkeit, die Betrunkenen eigen ist, absolut am Strand entlang fahren wollte, und auf einmal hatte das Meer ihnen entgegen geleuchtet, still glänzend, mit seinen hinaussegelnden Pinken; die Stimme und die Augen eines kleinen Mädchens, das er einst mitgenommen hatte in seinem Boot, als er sich übte für eine kommende Universitäts-Regatte; ein Gewitter, in das er als Junge geraten war, und wie er einmal barhäuptig durchs Feld gelaufen, während der Frühling herniederrieselte in den lauen Tropfen, und der Kuckuck in den Kappweiden rief. . . . . Es waren ganz andere Dinge, es war, als hätten sie nichts gemein mit jener kleinen Weise, der er nun nachging, als würde er von ihr angezogen; und doch war da eine heimliche, unbegreifliche Übereinstimmung, eine Erinnerung, ein Wiedererkennen, das den gegenwärtigen Augenblick in dem Sternenflimmer der Vergangenheit aufgehen ließ, und das Leben ringsum tief und weit machte wie einen Himmel . . . . .

Nun verstummte das Flötenspiel.

Der junge Mann blickte um sich. Er war an der Grenze der Dunkelheit angelangt, an dem Schattenkreis, den eine düstere Baumgruppe weithin über das schimmernde Gras warf. Undeutlich nur gewahrte er eine dichtgedrängte Menge von Stämmen, lang herabhängende Schlinggewächse und vom Mondlicht beschienene Laubmassen. Ein Duft von welkenden Blumen hing in der Luft. Er erkannte den heiligen „Waringin" am Eingang des Dorfes, wo die frommen Passah-Besucher dem Dantjang Dessa auf dem Altar Opfergaben von Jasminblüten darbringen.

Er hatte sich weit von der Fabrik entfernt.

Langsam ging er zurück durch das vom Tau weiß glitzernde, triefende Gras. In der Stille tönte die kleine Flötenweise durch seine Gedanken fort, und seine Schritte richteten sich nach dem kaum hörbaren Rhythmus.

Lange noch in der Dunkelheit seines Hauses wachend, lauschte er, ob der klare, helle Ton nicht wieder erklänge. Aber alles blieb still. Und endlich kam

Digitized by Google

der Tag mit purpurnem Licht und lauten Stimmen und an allen Seiten hervorbrechendem Leben.

Er eilte an seine Arbeit, in die geräuschvolle Fabrik.

Und dachte nicht mehr an die Schönheit und die Melodie der Nacht.

* * *

Die Sonne ging unter. Es begann kühler zu werden.

Eine kaum merkbare Bewegung fuhr durch die Bäume, sodaß die grauen Tamarinden bleich und dunkel wurden, und der Duft, der sich den ganzen Tag in den Blütenbechern des „Mujan ploeng" gesammelt hatte, sich in die Luft ergoß.

Langsam schwebten die durchsichtigen weißen Blütenblättchen auf die Erde hinab.

Die Dessa-Leute kamen um in dem Fluß zu baden. Truppweise schlenderten sie vorüber, lachend und einander zurufend. Gedankenlos sah Bake ihnen nach. Er stand mit einem anderen Beamten vor der Tür der noch stillen und leeren Fabrik, wo alles die nahende Kampagne erwartete.

„Sie gehen jetzt zum Baden, unsere braunen Brüder — denken Sie sich nur den Schlamm!" bemerkte der Beamte. Und dann plötzlich einer anderen Gedankenrichtung folgend, fügte er ohne scheinbaren Zusammenhang hinzu:

„Versteeg, Sie wissen wohl, der Indo, ist wieder auf der Jagd nach seinem Leguan. Er lauert schon seit drei Monaten auf das Tier — es holt ihm die Hühner weg, sagt er — und er kann's nur nicht zu Schuß kriegen."

Bake nickte zerstreut.

„Wissen Sie," sagte er plötzlich, „ich bleibe dabei, die Pfütze, an der wir gestern vorbei gekommen sind, hat Wasser genug; man könnte von dort aus eine schöne Leitung nach der Fabrik anlegen — und wir werden's brauchen mit den neuen Maschinen. Ich geh' rasch noch mal hin und seh' mir's an."

Der andere rief ihm nach:

„Passen Sie auf, daß Sie Versteeg nicht in den Weg kommen, der jagt dort irgendwo."

„Schön, ich danke."

Er ging mit seinen großen elastischen Schritten über den Weg, am Fluß entlang.

Vor ihm standen die Tamarinden, durchglüht vom Abendrot; die braunen Körper der Badenden glänzten wie Bronze. Ein nackter Knabe, dem zwei andere nachrannten, kam dahergelaufen und flog mit einem Sprung von der Uferhöhe ins Wasser, das glänzend rings um ihn aufspritzte: eine Strecke weiter tauchte er wieder auf, mit triefendem, tief ins Gesicht fallendem Haar und lachenden Augen, und sah sich um. — Am Ufer stand eine junge Frau, in ihrem roten naßdunkeln Sarong, der ihr in wässerigen Falten vom Busen zu den Füßen herabfloß. Den Kopf leicht neigend erhob sie beide Arme, um ihren schwarzen Haarknoten etwas höher zu stecken. Ihre Schultern und ihr gebeugter Nacken glänzten golden über dem purpurnen Gewand. — Von der Krümmung des Stromes her kam ein Boot getrieben; ein flaches Boot mit einem Bambushäuschen darauf; ein weißer Hahn, der in seinem Schwanz nur noch eine einzige Feder hatte, stand leuchtend auf dem rötlich strahlenden Blätterdach. Rings um das Boot hatte das Wasser die Färbung von Perlmutter, matt und doch mannigfach schillernd.

Bake ging weiter auf dem Landweg, die Augen in die Ferne gerichtet. Seine Phantasie baute Dämme, ließ Schleusen herunter, grub Kanäle, fing das Wasser all der funkelnden Hügelspitzen in einem Netz von Leitungen

Digitized by Google

auf und trieb es nach der Fabrik, damit es arbeite für seine neue Dampfmaschine. Ob wohl alles noch fertig werden konnte bis zur bevorstehenden Kampagne?

„Ach was, können! . . . Es mußte!"

Und er blickte auf, wie um mit den Augen Besitz zu ergreifen von dem Lande und all den Kräften, die darinnen waren.

Er hatte die Stelle erreicht, wo der kleine Bach, der sich aus dem Waldsee ergießt, einen mit Gestrüpp überwucherten Abhang zum Strome hinunterplätschert. Am Fuß verhüllt Farrenkraut und grobes Alang-Alang-Geäste fast gänzlich das schimmernde Gewässer. Höher steht viel junger Palmennachwuchs. Bambus und Mimosa, ein immer dichter werdendes Gewirr, daraus ganz auf der Höhe ein schlanker, junger Wald emporschießt, mit einem Wallen und Wogen von fahnengleichen Pisang-Blättern, und hoch darüber hinaus die zerzausten Kronen der Kokospalmen. Dahinter liegen die Hügel und der stille klare See, darin sich der Abhang spiegelt, golden von der Überfülle der Lantanablüten.

Bis über die Knöchel in den moorigen Boden versinkend, folgt Bake stromaufwärts dem Lauf des Flüßchens, durch Alang-Alang und Gestrüpp in den dichtesten Wald hinein. Hier ein wirres Durcheinander von zusammengedrängten Stämmen und Zweigen, von emporsprießendem breitgespreiztem und herabhängendem Laub, von tausendrankigem Kraut, das Netze über die Erde webt, von wuchernden Schlingpflanzen, die kraus in einander verflochten, zwischen den Wipfeln ihre Zelte spannen. Wie der sichtbar gewordene Atem dieses millionenzähligen Pflanzenvolkes schwebt ein grünliches Halbdunkel über allem. Und die kühlen Ausdünstungen des Wassers und des harten Gesteines bilden zusammen mit den dumpfen Erdgerüchen und dem frischen Duft des Laubes einen Brodem, der zugleich prickelnd wirkt und beklemmend.

Schritt vor Schritt mußte Bake sich hindurch winden durch zurückschnellendes Gezweig und zähe Verschlingungen dorniger Gewächse, die sich hundertfach an ihn klammerten. Schwärme aufgescheuchter Moskitos umsummten ihn. Er schlug hin, wo ihn die scharfen Stiche trafen, ins Gesicht, auf die Hand, in den Nacken, und seine Finger waren naß von Blut. Schweißtriefend und atemlos erreichte er endlich den Saum des Waldes. Ein roter Schein leuchtete ihm entgegen: da lag der See und flammte im Abglanz des Abendhimmels. Das Schilf an den Ufern schien aus einer Flut von Feuern aufzusprießen. Bake schaute hinauf nach den flockigen Purpurwölkchen im Zenit; das glimmende Rot war nicht merklich heller entglüht als er es von dem Landweg aus gesehen. Der Gang durch den Wald, der ihm so unendlich lang erschienen, konnte nur wenige Minuten gewährt haben. Wenn er die roten und goldenen Lantanadolden, die den spiegelnden See mit Funken überstreuten, hier ins Wasser würfe, so würde der Bach sie in wenigen Augenblicken den badenden Knaben im Strome zutragen. Wenn Ostwind war, verdunkelte der Rauch der Fabrik wohl oft den Glanz des Wasserspiegels. Und dennoch war die Stelle einsam wie das Herz eines Urwaldes.

Die Stille nahm ihn gefangen. Er stand da ohne an etwas zu denken.

Irgendwo im Gebüsch sang ein Vogel — hohe, klare, langgezogene Töne, die seltsam lockten und klagten und doch friedlich ausklangen; es war etwas darin von der stillen Glut der Abendröte, es schien, als ob sie mit den schrägen Purpurstrahlen durch die Zweige glitten. Ob sie wohl vom jenseitigen Ufer herkamen aus der Blätterfülle jenes flimmernden Hibiseus-Strauches, daran die scharlachfarbenen Blütenkelche wie Funken hingen? Und plötzlich kamen diese langgezogenen Laute dem Horchenden so bekannt vor. Er zweifelte und horchte

Digitized by Google

wieder und jetzt wußte er es: das war ja die Weise, die ihn jüngst hinausgelockt hatte in die helle Mondnacht. Von neuem hub die Melodie des unsichtbaren Flötenspielers an, sie kam dahergeschwebt über das Wasser, das sich leicht kräuselte, wie unter der Berührung der darüberstreifenden Töne.

„He du!" rief Bake. „Du Soelingan-Spieler! Wo steckst du?"

Die Flötenmelodie brach jäh ab. Vom Waldrande her rief ihn eine bekannte Stimme, gedämpft, doch nachdrücklich beim Namen. Er wandte sich um; das gelblichbraune Gesicht des Indo erschien zwischen den Sträuchern. Er hatte die Stirn ärgerlich gerunzelt.

„Seien Sie doch still, Sie werden ihn mir verscheuchen! Hierher, leise — so leise wie Sie können . . . . Da!"

Ein dürrer Ast hatte unter Bakes Fuß geknackt. Er duckte sich ins Gebüsch neben den Jäger. Der saß nach Art der Eingeborenen zusammengekauert da, ein Bambusrohr in der Hand, die Augen starr auf das Schilf am jenseitigen Ufer gerichtet. Ohne den Kopf zu wenden, wiederholte er hastig und leise:

„Still doch, still, damit er Sie nicht hört . . . sonst ist's vorbei!"

„Wo haben Sie Ihre Flinte?" flüsterte Bake.

Der andere machte eine ungeduldige Bewegung mit der Hand, ihm Schweigen gebietend. Zugleich deutete er auf das Schilf. Es hatte sich fast unmerklich bewegt, blieb einen Augenblick still und erzitterte dann wieder. Der Indo ließ einen leisen zwitschernden Pfiff ertönen. Wie als Antwort darauf hub die Flötenweise gleich wieder an.

„Rühren Sie sich nicht!" zischte der Indo kaum vernehmlich. „Er kommt."

Bake saß regungslos. Er hörte das schnelle Atmen des Jägers neben sich. Immer lieblicher ertönte die Flöte. Die langen schwebenden Kadenzen aus jener Mondnacht klangen ihm wiederum ins Ohr; und dann änderte sich die Weise allmählich, es wurde ein leichtes trällerndes Liedchen, die Töne hüpften dahin, wie wimmelnde Lichtpünktchen über dem Wasser.

Ein glänzender Vogel kam dahergeflogen, strich nieder auf einen schlanken Bambuszweig, der sich zitternd neigte, und begann zu zwitschern, gleich als wolle er die Schalmei übertönen, immer lauter und leidenschaftlicher, sodaß seine kleine Kehle bebte und seine Flügelchen schlaff herabhingen. Manchmal war sein Gezwitscher von dem Locken der Flöte kaum zu unterscheiden.

Bake lauschte und lächelte dabei, ohne daß er es selber wußte. Er hatte seine Kanalisations-Pläne vergessen, vergessen auch, daß er dort saß um auf eine harmlose Eidechse zu lauern.

Plötzlich stieß ihn der Indo an. Im Schilf regte es sich. Eine schlangenartige Bewegung lief durch die Halme, dann teilten sie sich. Etwas weiter noch glitt die sich schlängelnde Welle vorwärts, und noch etwas weiter, und dann kam aus dem Grünen ein spitzes dunkles Etwas zum Vorschein.

Es war nun, als ob die Töne über dem blühenden Strauche, woraus sie aufgestiegen, hängen blieben. Sie konnten nicht fort, sie hingen da und summten wie Mücken, die in einem roten Abendstrahle auf und nieder schweben, und weiter zu wollen scheinen und dennoch bleiben, ruhelos und unschlüssig bleiben, auf demselben Fleck, in dem schrägen roten Strahle . . . .

Das spitze dunkle Ding wagte sich nun ganz hervor aus dem Schilf. Es war ein Kopf mit scheuen, kleinen, schwarzen Augen: und dann folgte ein grau-brauner Körper, mit gerippter Zeichnung, wellig, gestreift und gefleckt, wie eine durch plätscherndes Wasser gemodelte Sandbank; der lange, dünnauslaufende Schweif lag noch im Wasser. Nun kam das Tier ganz und gar ans Land den lockenden Tönen nach und lag da, regungslos und lauschend.

Digitized by Google

Die Flötenweise schwebte auf und nieder, auf und nieder; immer langsamer, still wie ein Atemholen, das beim Einschlafen immer stiller wird.

Die Eidechse lag wie betäubt.

Ohne daß auch nur ein Blatt raschelte, hatte sich der Indo erhoben. Mit einem leichten Schlag tötete er das regungslose Tier. Die Flöte verstummte.

„Eine wunderschöne! Schauen Sie mal her . . . über sechs Fuß lang!" Das große Tier lag in derselben Haltung, in der das berückende Flötenspiel es hatte erstarren lassen. Es schien Bake, als sei es zu Tode gespielt worden.

„Schön, nichtwahr?" wiederholte der Indo. Er bückte sich, um die Stelle zu betasten, wo der Stockschlag hingetroffen. „Und nichts an der Haut verdorben . . . . Denken Sie sich, daß ich nun schon seit drei Monaten auf sie lauere und daß ich sie nicht zu Schuß kriegen konnte. Ehe ich wußte, ob ich sie auch gesehen hatte, war sie schon wieder untergetaucht. Es geht nur mit Musik — sie horchen hin, bis sie ganz betäubt sind, und dann kann man sie mit einem Stock totschlagen."

„War dazu das Soelingan-Spiel?"

„Natürlich! — Das haben Sie nicht gewußt?"

„He, Si-Bengkok!"

Aus dem rotblühenden Strauch kam ein dunkles Gesicht zum Vorschein, mit glänzenden, schüchternen Augen. Die Hand, die welke Zweige zur Seite bog, hielt eine kleine Bambusflöte.

„Komm nur her!"

Die glänzenden Augen blickten zögernd auf den Holländer.

„Nun, so komm doch! Vor wem fürchtest du dich denn?"

Das dichte Laub tat sich auf um einen halbnackten Jungen, der auf untergeschlagenen Beinen im Gebüsch saß. Der Abendhimmel beleuchtete sein Gesicht und seine zarten Schultern.

Einen Augenblick blieb er so dasitzen, unschlüssig. Dann, mit einem raschen Blick auf den Holländer, ließ er sich hinabgleiten zum Ufer und begann sich sitzend über den Boden zu schieben mit einer Bewegung als ob er ruderte.

Bake, der glaubte, es sei dies ein Akt jenes sonderbaren javanischen Ceremoniells, davon er schon so viel Erstaunliches gesehen, bat den Indo, er möge den Knaben aufstehen heißen.

„Aufstehen? das kann er doch nicht, er hat ja dürre Füße. Deshalb nennen ihn die Leute eben „Si-Bengkok" das heißt „der Krüppel". Haben Sie ihn noch nie gesehen in der Dessa?"

Mit halb widerwilligem Mitleid betrachtete Bake die Gestalt, die zu seinen Füßen im Schilf saß. Aber es war kein entstellendes Leidenszeichen an ihr wahrzunehmen. Zwischen den grünen Halmen glich der Knabe einem Buddha, im Lotoskelche ruhend. Ein rötlicher Sarong bedeckte seine Knie. Schlank strebte der wohlgeformte junge Leib von den Hüften empor. Das kindliche Gesicht hatte eine Sanftheit im Schnitt und in den Zügen, als hätten liebkosende Hände es aus der weichen braunen Erde des Waldes geformt. Unter einem zierlich gefalteten Kopftuch, bunt von Blumen- und Schmetterlingsfarben, leuchteten die Augen mit jener dunkel-flimmernden Klarheit, wie sie strömendem Wasser im Schatten eigen ist.

Der Indo nickte dem Knaben zu.

„Du hast gut gespielt, Si-Bengkok! so betäubt war das Tier, daß es sich nicht einmal rührte, als ich dicht vor ihm stand."

Ein Lächeln überstrahlte Si-Bengkok's Gesicht. Den Kopf zur Seite neigend, betrachtete er mit nachdenklicher Neugier die tote Eidechse, streckte einen Finger vor, um sie flüchtig zu berühren und zog dann rasch die Hand wieder zurück.

Digitized by Google

„Eh!“ sagte er und lachte wie ein Kind.

„Fürchtest du dich vor ihr?“ meinte der Indo und lachte auch. „Du darfst das Fett behalten um Arznei daraus zu machen.“

„Ich entbiete großen Dank, Herr! Meine Mutter weiß sehr gut Arzneien zu bereiten.“

Bake sah auf den Krüppel herab.

„Hat er Schmerzen?“

„Schmerzen? Nein! Er ist lustig wie eine Lerche. Den ganzen Tag hört man ihn mit seinem Soelingan!“

„Ich meinte, weil Sie ihm Arznei versprechen.“

„Ach, das Fett der Leguanen! Ja, das ist so eine Idee von diesen Leuten, sie glauben, daß es ein Zaubermittel gegen alle nur denkbaren Leiden sei. — Warten Sie einen Augenblick, Bake, ich will ein paar Leute rufen, daß sie mir das Tier vorsichtig nach Hause tragen.“

Mit seinem leichten Schritt verschwand er im Gebüsch.

Als wäre er nun schutzlos zurückgelassen worden, duckte Si-Bengkok sich sogleich wieder in das Schilf. Es stand mit seinen feinen grünen Halmen rings um ihn.

Bake sah auf ihn nieder. Ob so ein kleines halb wildes Wesen wohl zu zähmen sei? Wenn er doch noch einmal spielen wollte!

„Warst du es, der in der letzten Nacht die Flöte spielte als der Mond so hell schien, da drüben am Flusse?“

„Vielleicht, Herr,“ antwortete der Junge mit dem unbestimmten Worte, das die Javaner dem Höherstehenden gegenüber stets als Bejahung gebrauchen.

„Du kannst schön spielen, Si-Bengkok! Ich bin hinausgegangen um dich besser zu hören. Wenn du des Abends zu mir kommen, und mir etwas auf der Flöte spielen willst, werde ich dir Geld und Früchte geben.“

„Ja, Herr,“ sagte Si-Bengkok unterwürfig.

„So komme morgen Abend.“

„Ja . . . . Herr . . .“

* * *

Der Indo schaute Bake spöttisch an.

„Hatten Sie denn wahrhaftig geglaubt, daß er kommen würde?“

„Natürlich, warum nicht?“

Der andere zuckte seine eckigen Schultern.

„Reden Sie sich doch nur nicht ein, daß ein Javaner jemals etwas für einen Holländer tut, wenn man ihn nicht dazu zwingt. Hier in der Fabrik, zum Beispiel: sie werden gut bezahlt und gut behandelt, da könnte man doch wohl erwarten, daß sie ordentlich mitarbeiten, aber nein, im Gegenteil! Sie freuen sich niemals mehr, als wenn die Sachen schief gehen — irgend ein Unglück mit den Maschinen macht ihnen einen Heidenspaß. Sie haben noch Ihre holländischen Ideen, Humanität und Fortschritt u. s. w., — damit kommen Sie aber hier nicht aus. Ich will Ihnen Si-Bengkok mal schicken, wenn Sie ihn denn absolut haben wollen!“

„Oh, keinen Zwang, bitte!“

„Fürchten Sie nichts,“ sagte der Indo, und er lachte. „Fürchten Sie nichts, ich werde das liebe Jungchen nicht schlagen!“

Bake wandte sich ab. Die Geringschätzung, mit der der Indo von dem Volke seiner Mutter sprach, war ihm zuwider.

Digitized by Google

Was ist er selbst denn eigentlich anders als ein Javaner in holländischer Kleidung? dachte er ärgerlich.

An jenem Abend kam Si-Bengkok.

Es war schon beinahe Nacht. Der Bambusstrauch und die Gebüsche im Garten hingen finsternis-gesättigt, wie schwarze Wolken über den Pfaden. Unsichtbar und unhörbar näherte er sich der Gallerie und duckte sich nieder an der untersten Stufe, wo das Lampenlicht sich in das umlagernde Schwarz verlor. Bake wurde ihn durch seine gemurmelte Begrüßung gewahr.

„Bist du's, Si-Bengkok? Das ist Recht! komm' nur näher in die Gallerie! Spiele mir doch mal wieder eine von deinen hübschen Weisen vor, so wie neulich am See!"

Der Knabe warf ihm einen flüchtigen scheuen Blick zu, als wolle er argwöhnisch den eigentlichen Sinn der freundlich klingenden Worte erforschen. Und ohne näher zu kommen, begann er sein Spiel.

Eine dürftige Reihe dünner kreischender Tönchen zitterte aus der Flöte empor.

Bake horchte, erstaunt erst und dann ungeduldig.

„Kannst du nicht besser spielen?" fragte er unwirsch.

Si-Bengkok ließ seine Flöte sinken und schaute vor sich nieder. Der Lampenschein malte runde Lichter auf seine Stirn und auf seine Backenknochen, sein Gesicht glich einer glatten braun-hölzernen Maske, seine Augen waren starr auf den Boden gerichtet.

Bake sah einen Augenblick auf das stumpfe, starre Gesicht. Die Worte des Indo fielen ihm ein. Er warf dem Jungen ein kleines Geldstück zu.

„Du brauchst nicht zurückzukommen!"

Si-Bengkok nahm das Geld auf mit der Würde eines wohlerzogenen Javaners, der eine Gabe nicht als Besitz, sondern als Ehrung betrachtet.

„Ich entbiete meinen Dank, Herr."

Und er verschwand in der Dunkelheit wie in einem verwandten Element. Bake lauschte auf das schlürfende Geräusch, das sich langsam über den Kiespfad entfernte. Er schämte sich ein wenig seiner Heftigkeit. Ihm war es, als habe ihn aus den scheuen Augen des Knaben die Angst der überwundenen Rasse vor der überwindenden angeblickt.

„Vielleicht hat er gemeint, ich wolle ihm für ein paar Heller seine Flöte abnehmen oder ihn zwingen mir hier jeden Abend vorzuspielen, während seine Kameraden in der Dessa auf ihn warten" . . . . grübelte er. „Und er würde kommen wenn man's ihm beföhle. — Sie lassen sich wie Hunde treten, diese armen Teufel."

Er dachte an das, was er vor einigen Tagen auf dem Landweg gesehen hatte — eine Schar Inländer, die sich in den Staub duckten, weil ein Beamter sich näherte, der sie nicht einmal zu sehen schien. Und bei der Erinnerung daran empfand er wiederum jene Aufwallung von Ekel, entrüstetem Mitleid und Schamgefühl, die er bei dem widerwärtigen Anblick empfunden hatte — Schamgefühl zumal, eine unerträgliche Scham, als sei die Selbsterniedrigung jener kriechenden Männer und Weiber seine eigene. Daß diese sklavische Begrüßung mit zu den volkstümlichen Gebräuchen gehörte, das konnte für sein Gefühl die Verletzung der Menschenwürde, die ihnen sowohl wie ihm innewohnte, nicht gut machen. Und war es nicht vor holländischer Übermacht, daß javanische Ohnmacht also kroch? Der Name „Compagnie," mit dem das überwundene Volk seine Überwinder noch heute bezeichnet, kam ihm in den Sinn. — Marschall Daendels und sein mit Blut cementierter Postweg — die Politik der „indischen Tribute!"

Digitized by Google

Das alles war schon lange her.

Aber nun, nach so vielen Jahren guten Wollens und guten Handelns blickte ein javanischer Knabe ihn, den unbekannten Holländer, mit ängstlichen Augen an. Verjährt Unrecht jemals?

Er stand auf und warf seine Cigarre fort, die ausgegangen. Der abnehmende Mond breitete einen unsicheren, matten Schein über den Fluß und die weiten Zuckerrohrfelder. Still wie das Licht glitt ihm die Melodie jener Nacht in den Sinn. Halb unbewußt pfiff er eine Cadenz in Moll.

Nein — so war es doch nicht!

Er versuchte der innerlich vernommenen Modulation getreulich zu folgen. Aber sie entglitt ihm durch die eigenartigen Intervalle der javanischen Skala.

„Wenn er doch noch einmal spielen wollte, — nicht auf Kommando, aber nur so mal, wenn's ihm gerade einfiele. — Das unterwürfige Gesicht — es wird einem ganz elend davon . . . . . Man müßte ihn zähmen, so ganz allmählich, wie das Eichhörnchen daheim in der großen Tanne, das schließlich ankam, wenn ich ihm in die Gosse vor dem Dachfenster Bucheicheln streute . . ."

* * *

„— — — Radhén Pangloerah aber sprach zu seiner Schwester, der Prinzessin der „Goldenen Orchidee": „Ich will das Königreich meines Vaters nicht, denn in der Einsamkeit des heiligen Berges Goenoeng Tjen-dana habe ich bei Fasten und Gebeten Dinge kennen gelernt, die besser sind denn Macht und fürstlicher Reichtum." Darauf lehrte er seine Schwester den Spruch, mit dem sie ihn herbeirufen konnte, wenn sie seines Beistandes bedurfte. Er selbst aber, wie die Fürstensöhne, die ihm folgten, stieg hernieder in den See von Langeon und verschwand."

Si-Bengkok saß Bake zu Füßen, in der Vordergallerie. Mit einer langsamen Gebärde das Weggleiten und Verschwinden des Heiligen andeutend, schloß er seine Erzählung.

Seit einiger Zeit kam er nun fast jeden Abend. Manchmal fand Bake ihn schon wartend auf den Treppen der Gallerie, wenn er bei Sonnenuntergang aus der Fabrik heimkehrte. Dann wieder blieb er tagelang fort. Er kam und ging wann er wollte, vertraulich und eigensinnig. Auf seiner Flöte spielte er allerhand Weisen — was die jungen Männer und Mädchen im Reisfeld singen — was der Karrenführer hinter seinem schwerfällig stapfenden Büffel vor sich hersummt — die rasche Musik, nach der die Straßentänzerin ihren schlanken Leib wiegt und dreht — die Weisen, mit denen der „Gamelan" den Gang der Götter, der Helden und der schönen Fürstentöchter bei den Wajang-Spielen begleitet. Er sagte:

„Dieses Lied heißt „die bittere Senirie-Nuß". Dies ist „Der Frosch". Und nun werde ich spielen: „Die Prinzessin, die in der Gefangenschaft weint."

Bake holte seine Geige, die Gespielin aus seiner Studentenzeit, und lockte die javanische Musik aus den Saiten. Lächelnd sah er Si-Bengkok in die Augen.

„Nein, es ist noch nicht richtig, das weiß ich wohl. — Du mußt es mir noch mal vorspielen, Si-Bengkok, gerade so lange bis ichs ebenso gut kann wie du!" sagte er in jenem scheinbar ernsthaften Ton, den Erwachsene einem

Digitized by Google

Kinde gegenüber unwillkürlich anschlagen, und der ihm, — er wußte selbst nicht warum —, immer eigen war, wenn er zu Si-Bengkok sprach.

Und der Knabe lächelte geschmeichelt und bescheiden.

Manchmal erzählte er von dem Leben in der Dessa.

Bake hatte gelernt niemals direkt nach dem zu fragen, was er wissen wollte — es war wie in den Märchen, in denen die Fee den Prinzen in das Zauberland führt; er darf nicht fragen, denn sonst muß sie ihn verlassen! Er wiederholte auf gut Glück diesen oder jenen Ausspruch, den er im Vorübergehen von den Pflanzern auf dem Felde vernommen, oder von den Männern gehört hatte, die an der neuen Wasserleitung arbeiteten. Er verstand den Sinn der Worte nicht; er wiederholte sie als kämen sie aus seinen eigenen Gedanken und wartete dann was Si-Bengkok wohl antworten würde, gespannt, wie einer, der behutsam ein unbekanntes Instrument berührt — wird es stumm bleiben oder einen Mißton von sich geben? — oder wird plötzlich ein herrlicher voller Laut daraus emporklingen?

In jenen Tagen begann gerade die Reisernte.

Des Morgens in aller Frühe kamen die Frauen und Mädchen aus der Dessa, in hellfarbigen Kleidern und mit Blumen im Haar, den Postweg entlang. Und des Abends klang stundenlang das silberhelle Geläute des Gamelan aus der Wohnung des Dorfältesten.

Bake erprobte an Si-Bengkok die Wirkung der Worte, die er die Reispflückerin einst zu ihrer Gespielin hatte äußern hören.

„Der Doekoen hat einen guten Tag bestimmt, wie es scheint; denn die Reisernte geht vortrefflich von statten!"

„Oh, der Doekoen in unserm Dorf ist ein sehr gelehrter Mann!" antwortete Si-Bengkok. „Er ist in geheimer Wissenschaft bewandert. Aus all den Dessas der Umgegend kommen die Menschen zu ihm, wenn sie ein Feld urbar machen oder Unterhandlungen wegen der Hochzeit ihrer Kinder oder wegen des Ankaufs einiger Büffel für den Pflug anknüpfen wollen. Es gibt ja so viele Unglückstage im Jahr, und es würde schlecht stehen um die Sache, die man an einem solchen Tage begänne. Wenn man dann das Feld bebaute, würde es nur wenige und dünne Ähren tragen. Und wenn man seinen Sohn verheiratete, würden der Ehe keine Kinder entsprießen, und Mann und Frau würden schon bald zu dem Priester gehen, um sich scheiden zu lassen. Aber was an einem glücklichen Tage begonnen wird, das wird gedeihen. Darum kommen so viele Menschen hierher zu Si-Djono, der sehr klug ist im Berechnen der glücklichen Tage, und fragen ihn um Rat. Und Si-Djono nimmt ein Buch, in dem sehr viel geschrieben steht, und liest darin, und schreibt mit dem Finger auf den Boden, und denkt nach und sagt: „An dem und dem Tage in der und der Passar-Woche, sollst du tun, was in deinem Herzen ist und es wird dir gelingen!" Und stets ist es gut und wahr, so wie er es gesagt hat. So hat er auch getan vor dieser Ernte, die der Dessa-Älteste in den Reisfeldern hält!"

„Hat er auch den Tag der „Hochzeit des Reises" schon bestimmt?" fragte Bake, der von dieser mystischen Feierlichkeit schon gehört hatte. „Ich möchte gern sehen, wie er das Brautpaar wählt."

„Oh!" rief Si-Bengkok, „es ist wirklich sehr schön das zu sehen, denn Si-Djono tut alles in der schicklichsten Art, ganz nach den heiligen Vorschriften. Erst entzündet er zur festgesetzten Stunde ein Opfer an den vier Ecken des Reisfeldes, und pflanzt an jeder Ecke einen hohen Glaga-Halm auf. Und dann geht er hinein ins Feld, ganz vorsichtig, und sucht, bis er zwei dicht neben einander wachsende Halme findet, die länger sind als die andern, sodaß ein jeder sehen kann, daß diese Braut und Bräutigam sind, nach der Lehre der Dewi-

Digitized by Google

Sri. Und dann bindet er diese beiden zusammen, und salbt sie mit Borel und schmückt sie mit Kränzen aus Melatih-Blumen und baut über ihnen ein Blätterdach, um sie vor der Hitze zu schützen.

„Dann sucht er sechs andere Halme, die ebenfalls sehr lang sind, und je zwei zu zweien bei einander wachsen, dicht um das Brautpaar herum, das sind die Gefährtinnen der Braut und die Freunde des Bräutigams, und er gibt sie dem Paar als Ehrengefolge. Erst wenn das alles so geordnet ist, beginnen wir den Reis zu pflücken."

Lächelnd hörte Bake ihm zu.

In was für ein Traumland war er geraten, mit seinen Maschinen und seinen kühnen Minen-Spekulationen!

Einmal hatte er Si-Bengkok, der auf Süßigkeiten versessen war, wie die Biene auf den Honig, ein paar Plätzchen von dem dunklen aromatischen Zucker gegeben, der aus dem Saft der Arénpalme gewonnen wird.

Voller Anerkennung besah er sich die Leckerei, indem er sie aus ihrer Umhüllung von geflochtenen Blattstreifen losschälte.

„Sicher hat der Krämer diesen Zucker von Si-Djembar gekauft," bemerkte er. „Der weiß, wo im Walde die Arénpalme steht, die grüne Blüten trägt — die duftet süßer als alle andern. Ja, der kennt die Zauberformel um sie zu finden und auch die Zauberformel, um sie viel Saft geben zu lassen."

„Es gibt dafür viele Zauberformeln und selbst sehr gescheite Menschen streiten darüber, welche die beste ist!" sagte Bake aufs Geratewohl.

Si-Bengkok ließ den knallenden Zungenlaut hören, durch den der Eingeborene seine Entrüstung äußert.

„Eh, wie können Sie darüber streiten! Alle Menschen und selbst die Kinder in diesem Dorf wissen, daß Si-Djembar's Zauberformel die mächtigste ist. Trägt er nicht an einem Tage zwei volle Bambusgefäße Saft weg aus den Bäumen, die er besprochen hat? Eh! ich selbst habe es gehört, wie er der Palme zusprach. Er sah mich nicht, denn ich hatte mich hinter einem Strauch versteckt. Er hielt die Arén mit beiden Armen umfaßt und sagte überlaut: „Oh Mutter Endang Reni! um deinetwillen habe ich mich triefend naß regnen lassen, so daß das Wasser aus meinem Kopftuch rann! Um deinetwillen habe ich mich von der Sonne versengen lassen, so daß meine Glieder glühten in Fieberhitze! So sehr verlangte michs nach dir! Nun endlich habe ich dich gefunden. Früher trank ich gar manchesmal an deiner Brust, lange und im Überfluß. Doch nun leide ich seit geraumer Zeit schon Not. Darum gib mir wieder zu trinken, oh Mutter Endang Reni! Gib mir so viel, daß ich in vier der allergrößesten Becken nicht alles auffangen kann."

„Und gewann er viel Saft, nachdem er diesen Spruch gesprochen?" fragte Bake.

„Eh! er gewann viel, sehr viel!

„Ich kam zurück, um zu sehen wie es ging, nach fünf Passar-Wochen, als ich wußte, daß er den Blütenstiel genug geklopft hatte und daß auch die ersten Knospen an der Blütendolde aufgebrochen waren — denn vor dieser Zeit darf man mit dem Abzapfen des Saftes nicht beginnen. Si-Djembar hatte den Stiel gerade abgeschnitten; der war wie der Schwanz einer Kuh, dick und lang, und spitz auslaufend. Und er saß oben in dem Baum und hing an dem Stumpf ein kleines Gefäß auf."

„Ein kleines? Du sagtest mir doch soeben, daß er vier sehr große Gefäße voller Saft haben sollte!"

„Ja, das ist wahr! Aber es wäre nicht schicklich, noch klug, gleich so

Digitized by Google

unbescheiden viel zu erbitten und die Palme zu erschrecken. Er hing ein kleines Gefäß auf und sprach: ‚O Mutter Endang Reni! Dein Kind verschmachtet vor Durst! Dein Kind bittet dich, du mögest es trinken lassen!‘ Und darauf antwortete er sich selbst wieder, indem er für Mutter Endang sprach, und sagte: ‚Mein Kind trinke, bis es gesättigt ist! Die Brüste der Mutter sind übervoll. Es trinke solange bis es meiner Milch überdrüssig wird!‘ Also sprach Si-Djembar, ich hörte es selbst ganz deutlich. Und tags darauf bin ich wieder durch den Wald zu meinem Hause gegangen, und ich sah, wie seine Frau auf ihrem Herde den Saft zu Zucker kochte. Da war so viel, daß sie nicht irdene Töpfe genug hatte. Eh! Si-Djembar kennt die wahre Zauberformel für die Arén-Palme.“

„Ja, Si-Bengkok, nun, da du mir das alles so deutlich erklärt hast, glaube ich es auch wohl, daß Si-Djembars Zauberformel die wahre ist.“

Bake glaubte, daß er dies im Scherz sagte; er ahnte nicht, wie ernsthaft er es im Grunde meinte. Si-Bengkok's Lieder und Erzählungen begannen allmählich die Welt um ihn herum zu verändern. Manchmal dachte er, daß das, was er bisher für sichtbare, greifbare Wirklichkeit gehalten, vielleicht nur ein Trug der Sinne sei; doch was ihm als Traum und Phantasie erschienen — war das nicht vielleicht die echte Wirklichkeit?

Als Junge war er einmal, als er bei dem Bau eines Pier im Meere zusah, von den Tauchern mit hinunter genommen. Da war eine neue Welt, in der keines der Gesetze mehr galt, darauf wie er bis zu jenem Augenblick geglaubt hatte, die Welt und sein eignes Dasein begründet waren.

Das Schwere ward leicht, das Nachgebende widerstand, was Klang war, ward Bewegung, die Sonne verblaßte und das Dunkel leuchtete purpurn. Zwischen seltsamen Blumen, die der Wind niemals gewiegt, hingen Fische statt Schmetterlingen und Bienen. Es schien alles unmöglich, allein es war so, es war die Wirklichkeit, nur daß sie in nichts jener Wirklichkeit glich, die er kannte; und nun mußte er alles verlernen, sein gewöhnliches Leben, seine gewöhnlichen Bewegungen, sein Tun und Urteilen, und er mußte in sich selber suchen nach neuen Organen, um eine Gemeinschaft herzustellen zwischen sich und jener neuen Welt, nach einem neuen Sinn, um sie zu erfassen, nach einer neuen Kraft, um in ihr zu wirken. Als er endlich wieder hinauf kam, waren ihm der Pier und der Himmel und der Strand voller Menschen einen Augenblick fremd erschienen.

So erschienen ihm jetzt die Maschinen und die Fabrik fremd, wenn er hinkam, den Klang von Si-Bengkok's Worten noch im Ohr. Und dann fragte er sich, was nun eigentlich das wahre Indien sei — der Komplex von so und so viel Provinzen, in denen Holländer die Verwaltung führen und Recht sprechen und Steuern erheben und Fabriken bauen und Kanalisationswerke anlegen und große Vermögen erwerben — oder das „Tana-Djawa“ wo Buddha's uralte Tempelburg noch nicht ganz in Schutt verfallen, wo im Gebirge Einsiedler über die Lehre von dem klaren Wasser nachsinnen, bis ihre Seele so klar geworden wie Tau, und wo die Göttin Sri dem Landmanne, der sie beim Bebauen seines Reisfeldes anruft, Hülfe verleiht.

Die alltäglichen Dinge, die ihn umgaben — ein Baum, ein Paar Büffel vor dem Pflug — die Worte und Gebärden des Landvolkes am Wege, fielen ihm nun auf als etwas ganz Besonderes, das einen tieferen Sinn hatte. Wenn er eine Reisscheune sah, — eine jener anmutigen, aus Bambus geflochtenen kleinen Hütten, welche die Form einer Wiege haben, von schmaler Basis aufstrebend zu einem breit auslaufenden Dache, — dann sah er darin noch etwas anderes als nur eine Vorratskammer: das liebliche Geheimnis der Reisbraut schwebte darüber. Es kam ihm natürlich vor, daß die Dessaleute den hundert-

Digitized by Google

stämmigen Waringin am Flusse für den Wohnsitz des Daehjang Dessa hielten, des freundlichen Schutzgeistes des Dorfes, und daß sie auf dem Soden-Altar wohlriechende Salben und Eier und Blumen opferten.

Er lauschte endlosen Erzählungen, in denen die Götter des Hindu-Himmels Fürstensöhnen weisen Rat erteilten, und Nymphen wie Vögel hin und her schwebten zwischen dem heiligen Endra Kila und dem Gemach des jungen Helden, den sie zum Gatten erkoren. Der Gedanke der Seelenwanderung, der in allen javanischen Mythen und Überlieferungen lebt, erschien ihm nun nicht mehr als etwas so ganz Unsinniges.

In einem Dorf der Umgegend hatte ein Tiger ein Büffelkalb aus dem Kral fortgeschleppt. Am Abend kam Si-Bengkok und erzählte es ihm; mit gedämpfter Stimme sprach er von „dem großen Herrn im Walde", den man nicht Tiger nennen dürfe, denn das höre er und nähme es sehr übel. Am Tage sei er Mensch — ja, wahrlich, das sei so, die klügsten Menschen lehrten, daß es so sei! Und auf Java seien ganze Dörfer, wo alle Einwohner, Frauen sowohl als Männer, Wär Tiger seien. Am Tage verrichteten sie ihre Arbeit wie alle andern Menschen, die Männer pflügten das Feld und die Frauen webten Sarongs. Niemand halte sie für etwas anderes als für friedliche Dessaleute. Die aber in geheimer Wissenschaft erfahren seien, die könnten sie sehr wohl erkennen an der Form ihrer Fersen. Und wenn es dunkel werde, dann verwandelten sie sich in Tiger und gingen auf Raub aus, so daß es manchmal wohl geschehen sei, daß man andern Tages auf ihren Kleidern das Blut des Büffels sah, den sie in der vergangenen Nacht zerrissen. Menschen aber fielen sie nicht an, wenn sie sie kannten. Darum muß, wer dem großen Herrn im Walde begegnet, nicht versuchen sich mit dem Dolche zu verteidigen, sondern er muß ihn höflich begrüßen und ihn an die Freundschaft und an all die guten Dienste erinnern, die er ihm tagüber erwiesen, da er als Mensch in der Dessa wohnte. Dann wird er einen verschonen! Wahrlich, Herr, so ist es!" sagte Si-Bengkok, ihn ernsthaft anschauend.

Bake nickte. Er dachte an die Geschichten vom Wärwolf, die ihm in dem kleinen Heidedörfchen, wo er geboren, der Hirte erzählte, während er mit der Herde mitlief. Aus welchen fernen Urzeiten, da Mensch und Tier vertraulich miteinander verkehrten, haben wir diesen Gedanken wohl herüber genommen?

„Ich glaub's dir schon, Si-Bengkok."

Dann erzählte Si-Bengkok auch von Dewi-Sri, der guten Göttin, die den Menschen den Reis gegeben.

Daß sie erst eine Sterbliche gewesen, eine schöne, junge Maid, und daß viele Freier sie von ihren Eltern zur Frau begehrten. Da aber sah sie Batara Goerve, der mächtige Herr des Himmels, und sie starb, denn sie konnte so viel der Liebe und der Herrlichkeit nicht ertragen. Ihrem schmalen Grabhügel aber entsproß eine Pflanze, die man zuvor nirgends auf Java gesehen; die war schlank wie sie selber einst schlank gewesen, und die Blüte war lieblich wie einst ihr Angesicht, und die Ähre war milde wie ihr Herz milde war. Das Mädchen aber war im Himmel eine Göttin geworden; doch auch im Himmel dachte sie stets noch an die Menschen, unter denen sie aufgewachsen. Und als ein ganzes Feld mit der neuen Pflanze voll war, nahm sie die Gestalt jenes kleinen, grauen Vogels an, der Gelatik heißt; der flog über das Feld und brach mit seinem kleinen Schnabel all die reifen Ähren ab, eine nach der andern. So wollte Dewi-Sri, daß der Reis geerntet werde, und darum pflücken die Menschen auf Java ihren Reis so bis auf den heutigen Tag . . . . . .

Mit solchen Gedanken und Träumen im Herzen ging Bake dann des

Digitized by Google

Morgens in die Fabrik, an seine Arbeit. Die Kisten mit den neuen Maschinen waren angekommen. Es wurde beratschlagt über Raum und Einteilung, es wurde nachgesehen, abgebrochen, angebaut. Die Beamten sprachen über das Rohr auf dem Felde, über die Zuckerpreise und über die Konkurrenz, die man von einer in nächster Nähe errichteten Fabrik zu befürchten habe. Er sprach darüber mit. Heimkehrend fand er dann die Fachblätter, die der Direktor den Beamten zuschickte. Er las über chemische Experimente, über Krankheiten des Zuckerrohrs und neue Arten der Behandlung, er las die Statistik der Zuckerproduktion auf Java, mit der von Cuba und den Vereinigten Staaten verglichen, und die Maßregeln, die der Verfasser des Artikels für notwendig erachtete, wolle die niederländisch-indische Industrie auf die Dauer den Platz behaupten, den sie nun auf dem Weltmarkt einnahm.

Er vertiefte sich darin, denn diese Arbeit und dieses Wissen waren die Werkzeuge, mit denen er seine Existenz bilden mußte, sich einen Weg bahnen durch das Gedränge bis zu den bequemen Sesseln des Reichtums.

Aber durch allen Lärm und alle Berechnungen brachen doch immer und immer wieder Gedanken hindurch, die leuchteten wie ein Stückchen blaue Sonnenluft durch den Schornstein einer Fabrik. Und wenn dann, in der Dämmerung und der Abendkühle Si-Bengkok kam mit lieblichen Flötenweisen und unschuldiger Plauderei, dann wollte es ihn schier bedünken, als ob dieser Kampf, dieser wilde Kampf, der für so viele den ganzen Lebensinhalt bildet, ihn gar nichts angehe.

Es war nun einmal so, daß denkende Wesen sich selbst und einander peinigten — daß sie Sklavenarbeit verrichteten, einander bewucherten, betrogen und aushungerten, um ein Gut zu erringen, das sich auf solche Weise nicht erringen läßt. Aber was kümmerte das ihn, der sich nicht in den sinnlosen Kampf stürzen wollte? Ihn, der einen besseren, einen sichereren, einen lieblicheren Weg wußte als den, der durch Unrecht und Verzweiflung führte, um Es zu erreichen — das Glück?

Si-Bengkok plauderte.

Und aus den einfachen Worten wehte dem Lauschenden der nämliche Zauber entgegen, der ihn in jener Mondnacht umfangen hielt, als der Klang der Schalmei die Stille beseligte. Es war nicht nur die Poesie in den Legenden und Sitten und alten Bräuchen, naiv-sinnlich und fromm zugleich, die ihn so tief bewegte. Nicht nur die Phantasie, die mit der schweren Erdenwirklichkeit spielte, wie mit einer glänzenden Frucht, aus goldenen Ästen ihr in den Schoß gefallen, und die sie in die Höhe warf und wieder auffing und an deren Farbenpracht und Duft sie sich freute. Mehr noch als dies war es die neue Empfindung — die Empfindung vom Einswerden des menschlichen Gedankens mit dem Leben der Natur: Die Berechnung der Lebensjahre nach den wiederholten Erntefesten; die fromme Liebe zu Bäumen und Feldern, als zu gütigen, mächtigen und allzeit hülfsbereiten Gottheiten; die Verehrung der unauslöschbaren Seelenflamme, so wie sie in ewigem Hin und Her bald in Tieraugen glüht, bald aus Menschenblicken leuchtet; das alles gab ihm die beinahe physische Empfindung eines fortwährenden Ineinanderströmens und gemeinsamen Wogens und Flutens all der unzähligen Kräfte der Erde, der sichtbaren und der unsichtbaren, der gewaltigen, der geringen, der verborgenen und der offenkundigen, sodaß die Elemente freundlich wurden und die Menschen ruhig.

Wie gut und wie glücklich und wie wahr war das Leben, das so gelebt wurde! Ein Kinderleben. Ein Dichterleben. Und hatte er selbst es nicht auch gekannt — für wenige Tage, für wenige Augenblicke? Als Knabe, wenn er lang ausgestreckt in dem blühenden Haidekraut lag, ganz durchglüht von

Digitized by Google

dem Sonnenschein, gesättigt von dem Honigduft, der die summenden Bienen trunken machte und während er die Wolken ziehen sah . . . und auch später noch, nicht mehr so oft, nicht mehr so lang, in Augenblicken, deren er sich nun wieder allmählich erinnerte — in kurzen, seltenen Augenblicken, wenn er inmitten des Taumels seiner Einzel-Existenz in der blind und taub durcheinander wühlenden menschlichen Gesellschaft plötzlich des Lichtes und der majestätischen Ordnung des Weltlebens ansichtig ward.

Das Meer mit den ausseglenden Fischerbooten in der Morgenröte, — der Lenzregen auf dem braunen Felde — die Stimme und die Augen des kleinen Mädchens, mit dem er einst hinausgerudert, das alles waren Offenbarungen jenes alles erfüllenden Lebens gewesen. Und auch Si-Bengkok's Flötenspiel war eine solche Offenbarung; und die Bewegung, die er selbst empfand, wenn er ihm lauschte — keine Bewegung — ein Bewußtwerden. Solch ein stilles, starkes Bewußtwerden ewiger Kräfte, die ihn umflossen und emportrugen. Er empfand sein Ich als ein einziges Tröpfchen Leben in dem unendlichen Leben, das ihn umflutete, nicht wesentlich verschieden von anderen Tröpfchen, die Menschen oder Felsen oder Sterne waren. Er fühlte sich mit getrieben in dem Strom, der die Welten trägt. Und die Meinungen, und die Vorsätze und die Begierden, die ihm die Selbstsucht eben noch, als zu seinem Glück ganz unentbehrlich, aufgedrängt hatte, er ließ sie fahren, und sah sie wegtreiben und langsam ins Dunkel versinken, verschwindende Flecken Dunkelheit in der sonnenfunkelnden Flut. Um sich her aber fühlte er stützend und treibend unzählige Kräfte der Schönheit, der Güte und des Glücks.

Er sah Si-Bengkok, der vor ihm saß, glücklich über einen neuen Sarong und ein mit der Hand bemaltes Kopftuch, so gefaltet, daß die bunten Farben zu beiden Seiten seiner Stirne genau dasselbe Muster bildeten. Das war der kindliche Genius, der ihn einführte in das Land des Glücks. Mit einer kleinen Weise seiner gebogenen Flöte verwandelte er Willem Bake, den technischen Ingenieur und zukünftigen Finanzmann, in einen seligen Geist, in einen Gespielen der grünen Erde und des blauen Himmels.

Eines Abends sagte er ihm das, lachend, aber doch ganz im Ernst.

„Si-Bengkok, du hast mir schon so viel von geheimer Wissenschaft und Zauberkünsten erzählt; ich aber glaube, daß dir in deinem Flötenspiel ein kräftiges Zaubermittel eigen ist. Wenn du so dasitzest und leise flötest, dann müssen alle meine Gedanken dir folgen, ebenso wie jene Eidechse neulich, die aus ihrer Pfütze kam, um dich besser hören zu können."

Si-Bengkok lächelte mit hoffärtiger Bescheidenheit.

„Es gibt vielerlei Zauberkünste, doch ich kenne sie nicht. Ich bin ein unwissender Mensch! Nur kann ich wohl fein die Flöte spielen, sodaß wer es hört, zufrieden wird in seinem Herzen."

„Ja, zufrieden in seinem Herzen. So ist es, gerade so. Spiel mir noch mal eine deiner süßen Weisen vor, Si-Bengkok!"

„Ich habe eine neue!" sagte Si-Bengkok halb zögernd. „Die hat keinen Namen. Ich habe sie selbst erfunden."

Und er begann.

Erst erschien die Weise Bake nicht anders als die, die er schon so oft gehört, ein anhaltendes Sausen und Wogen von stets sich wiederholenden Klängen. Allmählich aber begann er einen neuen Ton zu unterscheiden, einen Ton, der rief und lockte, ganz leise lockte.

Si-Bengkok schaute nach einem Flecken auf dem Boden, wo in dem Lampenlicht der Schatten eines Farrens lag.

Bake folgte seinem Blick. Hatte das dünne Schwarz gezittert? Es be-

Digitized by Google

wegte sich etwas dort. Nun kam es langsam hervor geglitten, ein kleines, dunkles, sich windendes Ding. Eine kleine Schlange, braun und schwarz gezeichnet wie eine Orchidee, hob ihr glanzäugiges Köpfchen empor zu dem Lampenlicht.

Si-Bengkok ließ seine Flöte leise erklingen, indem er das kleine Tier ansah.

Einen Augenblick blieb es regungslos; dann erhob es sich und begann sich hin und her zu wiegen nach dem Takt der Musik. Die braun- und schwarze Zeichnung auf dem zierlichen kleinen Leib wurde immer lebhafter, die schwarzen Äuglein begannen zu funkeln wie Diamanten. Si-Bengkok beschleunigte den Rhythmus seines Spiels; mit immer rascherer Geschmeidigkeit folgte die kleine Tänzerin. Er ließ die Töne einen nach dem andern verklingen, und sie ließ nach, und sie gab sich willenlos ganz hin, bis es schien als ob sie wie eine dunkle, schlanke Blumenknospe unter einem kaum merklichen Windhauch leicht erzitterte. Die Flöte schwieg. Und das Schlänglein sank herab, und mit einer Bewegung wie von wegfließendem Wasser war es verschwunden.

Si-Bengkok lachte.

„So oft ich gespielt habe, hat sie hervorgelugt aus der Ritze dort in der Mauer — aber nun habe ich sie gerufen und sie ist gekommen," sagte er. „Soll ich sie noch einmal rufen?"

Er hob die Flöte an die Lippen. Und kaum war die Weise erklungen, als sie auch schon wieder hervorglitt aus der dunklen Spalte. Bake sah ihre Augen in dem Lampenlicht glänzen.

Und hinter ihr in dem dämmrigen Winkel bewegte sich noch etwas. Er starrte lange hin nach dem Fleck, bis er das Mäusepaar unterscheiden konnte, das dort hochaufgerichtet saß, die kleinen Ohren gespitzt. Dann nach einer Weile raschelten die Stäbchen der Jalousie, ein bräunlicher Kopf zeigte sich in der Spalte. Es war der alte Gekko, der unter dem Dach nistete und Nacht ein Nacht aus seinen heiseren Ruf ausstieß. Behutsam kroch er herbei. Er kam so dicht heran, daß Bake jede kleinste Schattierung von Blau und Braun auf seinem breiten Rücken unterscheiden konnte. Er sah nach der Mauer; dort saßen die kleinen Haus-Eidechsen, unbeweglich; ihr geschmeidiger Körper war starr wie Stein. Sie nahmen nicht die geringste Notiz von den Moskitos, die ihnen beinahe ins Maul flogen. Draußen in dem weißblühenden Kemoening-Strauche, der im Mondschein stand wie ein Glanz inmitten von tausendfachem Glanze, hatten ein paar Grillen gegen einander gezirpt, immer zorniger und lauter. Aber sie waren schon längst still geworden. Und sicher auch saß irgendwo in dem Laub der Tamarinden am Flusse lauschend das Eichhörnchen, das einen kleinen Vogel in seinem Nest hatte beschleichen wollen.

Und süßer und süßer klang die kleine Flöte, während rings umher alles still ward und an dem Kemoening-Strauch eine Blüte nach der andern sich strahlend erschloß und duftete.

Da plötzlich erklang ein langes klagendes Geheul vor dem Hause. Bake sprang auf. Es war eine ganze Herde magerer Dorfhunde, die ausgezogen waren um den aufsteigenden Mond anzubellen, die sich aber, die Flöte hörend, unterwegs eines andern besonnen hatten. Den Kopf hochgestreckt, den Schwanz zwischen den Beinen, heulten sie vor Bewunderung.

„Wahrhaftig, Si-Bengkok!" rief Bake lachend aus, „nun glaube ich bestimmt, daß du ein Zauberer bist: wenn du so süß spielst, dann kommen nicht nur all die Köter aus der Dessa, sondern auch die Büffel aus dem Kral und die Tiger aus dem Walde, um dir zuzuhören!"

* * *

Digitized by Google

In den glänzenden, wogenden Rohrfeldern ward Ernte gehalten. In nicht endenwollenden Reihen, die immer undeutlicher wurden in den aufgewirbelten Staubwolken der Ferne, kamen die langsamen Büffelkarren den Landweg herab, krachend und ächzend unter der Last der vollsaftigen Halme. Die Fabrik harrte ihrer mit weit geöffneten Pforten. Der grüne Strom staute sich hinein, die Maschinen keuchten und hämmerten, der turmhohe Schornstein blies den Rauch in Wolken aus.

Drinnen war die Hitze unerträglich. Den beinahe nackten Javanern lief der Schweiß in kleinen Bächen an den Gliedern herab: ihre sammetartige Haut, sonst fein und matt getönt wie die Schale der braunen Waldpilze, glänzte wie neugegossene Bronze. Die Beamten in ihren weißen Anzügen sahen aus, als wären sie vom Regen durchnäßt. Das große Flugrad, die dickbäuchigen Maschinen, die aufragenden Stangen, Krücken, Tuben, die Schnüre der Dampfröhren an der Wand, die Leitern, die Ballustrade der auf halber Höhe des Raumes angebrachten Gallerie, die eisernen Querbalken des Daches, ja sogar die Mauern und der Boden schienen zu zittern in der glühenden Luft. Alles war naß. Das ganze Gebäude schwitzte. Die Luft war schwer von dem Gestank des kochenden Syrups.

Mit bekümmertem Gesicht stand Bake bei der neuen Maschine, — sie arbeitete nicht gut. Es war unbegreiflich! Er hatte die Teile eines nach dem andern in der Hand gehabt, so wie sie aus der Kiste gekommen; er war beim Aufstellen nicht von der Stelle gewichen; er wußte, daß keine Schraube fehlte und daß kein Millimeter Eisen von seinem bestimmten Platz abwich. — Woran konnte es denn nur liegen?

Er kannte die Produktions-Ziffern vom vorigen Jahre. Sie waren ihm sehr niedrig erschienen damals, als er sie in den Tabellen kontrollierte. Nun konnte er mit der neuen Maschine nicht einmal Dies erreichen!

Die für untauglich erklärten Maschinerien lagen nun noch zum Teil eingepackt in einem Schuppen. Einen Haufen alten, verrosteten Eisens hatte er sie damals genannt. Er ging hin und stand lange, in mißmütige Grübeleien versunken, davor. Der Direktor, der vorüber kam, warf einen flüchtigen Blick herein und ging weiter. Bake ballte die Hände in seiner Tasche. Er begriff, was sein Chef dachte — was er denken mußte.

„Und die meinige ist doch besser. Doch!"

„Trauen Sie Ihrem Mandur*)?" fragte der Indo.

„Trauen? Wieso trauen? Er scheint mir ziemlich intelligent und willig zu sein. Wie meinen Sie das?

„Nun, was die Willigkeit anbetrifft — wir wissen doch, wie es damit bestellt ist bei einem Javaner, wenn er für uns arbeiten soll. In der Fabrik, in der ich vor zwei Jahren war . . . . ."

Und er erzählte, wie ein Javaner, der den Auftrag erhalten, auf eine bestimmte Stelle des Flugrads unausgesetzt Öl zu tropfen, dies absichtlich fortwährend daneben gegossen habe, sodaß die Maschine in Unordnung und ins Stocken geriet. Die Fabrik habe ihren Betrieb einstellen müssen bis die Sache wieder in Ordnung gebracht war — ein Verlust von vierundzwanzig Stunden Arbeit.

„Und wollen Sie mir wohl glauben, daß der Kerl das drei Mal hintereinander gemacht hat? Absichtlich, weil die Arbeit ihn langweilte!"

Bake dachte nach.

---

*) Mandur: Javanischer Aufseher.

Digitized by Google

„Aber dieser hier, der Mandur, macht jetzt doch keine andere Arbeit als die er immer gemacht hat?"

„Das heißt — vielleicht kommt es bei der neuen Maschine noch mehr auf große Genauigkeit an als bei der vorigen, sodaß er sich öfters danach umsehen muß. Ich vermute das alles natürlich nur. Oder ist vielleicht etwas versäumt worden bei der Slamettanfeier*)? Oder hat er etwas gegen Sie persönlich? Man weiß nie aus welchem Grunde ein Eingeborener so was tut. Aber ich würde ihn, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, jedenfalls scharf im Auge behalten."

Bake schüttelte den Kopf.

„Nein. Ich hätte es merken müssen, wenn an der Maschine herumgepfuscht wäre. Ich habe sie gründlich nachgesehen, Stück für Stück. Und übrigens bin ich ja immer dabei."

„Ja, am Tage. Aber nachts?"

„Dann ist doch der Beamte da, der den Nachtdienst hat."

„Ein Neuling, ein ganz junges Kerlchen. Und er hat auch nur ein Paar Augen."

Bake blieb nachdenklich stehen. Es schien unglaublich. Aber wenn es nun mal so wäre? Unwillkürlich ballten sich seine Hände zu Fäusten. —

Er hatte bis zwei Uhr Dienst diese Nacht. Als die Uhr schlug, ging er zum großen Tor hinaus, als ob er nach Hause wolle. Einmal aus der Bahn des ausströmenden elektrischen Lichtes, lief er rasch um die Gebäude herum und trat durch die kleine Laboratoriumstüre ungesehen wieder ein. Die Treibmaschine stand still. Davor stand, auf den Zehen und die Arme emporgestreckt, der Mandur und tastete an dem Regulator herum. Mit drei Schritten war Bake hinter ihm.

Der Inländer hatte sein Näherkommen nicht bemerkt, so sehr war er in seine Arbeit vertieft. Er hatte den untersten Deckel von der Klappe des Regulators abgenommen und war nun dabei, die Klappe selbst so zu verstellen, daß sie der Maschine die Dampfzufuhr fast ganz abschnitt. Darauf schraubte er sorgfältig wieder zu und brachte die Maschine von neuem in Gang. Die Kugeln des Regulators stiegen langsam empor und begannen mit träger Bewegung hin und her zu pendeln. Den Kopf zur Seite geneigt, betrachtete der Mandur sein Werk. Dann wandte er sich um, dorthin, wo er meinte, daß ein Kuli stand.

Bake sah in das grinsende Gesicht. In demselben Augenblick hatte er mit seinen beiden Fäusten einen Schlag dagegen geführt, der den Kerl zu Boden streckte; und er trat nach ihm, außer sich vor Wut.

Auf das Geschrei des sich hin und her wälzenden Inländers stürzten Menschen herbei. Der junge Beamte eilte hinzu und packte den Wütenden am Arm:

„Bake! Bake! Hören Sie auf. Sind Sie verrückt?"

Bake wandte sich ab, bleich bis in die Lippen, während der Mandur forthumpelte.

„Er hatte die . . . . ." begann er, konnte aber nicht weiter.

„Hat er etwas entzwei gemacht?" fragte der Angestellte mit einem Blick auf den langsam sich bewegenden Regulator, der nun still stand, während Bake die Maschine zum Stehen brachte. Mit Fingern, die zitterten, während er das Metall berührte, brachte er den Apparat wieder in Ordnung. Der Dampf schoß herzu, die Maschine begann ihren Lauf von Neuem.

„Ist etwas entzwei?" fragte der Angestellte noch einmal.

---

*) Religiöse Feier zur Einweihung eines neuen Unternehmens.

Digitized by Google

Bake antwortete nicht. Die Uhr in der Hand, kontrollierte er die hin und her fliegenden Bälle; sie gaben die normale Anzahl Schläge.

„Das war es also — Kanaille!“ stieß er endlich hervor. „Er hatte den Dampf abgeschnitten!“

„Gut, daß Sie dahinter gekommen sind — es wurde schon behauptet, das Ding tauge nichts,“ sagte der offenherzige Neuling. — „Da kommt er, der Racker, der wird's gewiß nicht ein zweites Mal versuchen.“

Der Mandur ging an seinen Platz, das eine Bein nachschleppend. Bake vermied ihn anzusehen, während er seine Befehle erteilte.

Draußen, unter den stillen Sternen, blieb er einen Augenblick stehen und holte tief Atem.

„Ich war auch schon so furchtbar gereizt wegen dieser verdammten Maschine, die absolut nicht funktionieren wollte! . . . . . Es tut mir leid, er kann natürlich nicht zurückschlagen. Weiß Gott, ich hätte nicht gedacht, daß ich so wütend werden könnte — 's war fast tierisch.“

Er ging dem Beamten, der Zeuge der Szene gewesen war, am folgenden Tage geflissentlich aus dem Wege. Aber der junge Mann kam auf ihn zu und scherzte darüber: „Mit Ihnen ist wahrhaftig nicht gut Kirschen essen!“

Der Direktor, der in bezug auf die teure Maschine nun wieder beruhigt war, tat die Sache mit einem Achselzucken ab. Anfangs war Bake erstaunt darüber, dann begann er seinen Jähzorn entschuldbar zu finden, endlich dachte er überhaupt nicht mehr daran.

Die Maschine funktionierte jetzt prächtig.

Die Zahlen stiegen. Es wurde ein Unterschied von mehr als 17 Prozent im Vergleich zu der vorigen Kampagne.

„Nun müssen wir sehen, wer gewinnt!“ meinte der Direktor, indem er nach der Rauchsäule der neuerrichteten Fabrik in der Ferne sah. „Sie — oder wir!“

„Wir!“ sagte Bake und schlug auf die Balustrade, die seine Maschine umgab. „Wir, mit dieser hier!“

Er steckte mitten in der Arbeit vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein, und regelte, berechnete, verglich voller Eifer und Energie. Er arbeitete wie eine Gehirn-Maschine zwischen all jenem Eisen. Und ihm war wohl dabei, er fühlte wie seine Kräfte zunahmen mit der zunehmenden Anstrengung — die Kraft seines Körpers, der die glühende Hitze und den langen Arbeitstag ertrug, und die Kraft seines Geistes, der Wissen in Zahlen umsetzte.

Die langsamen Karren kamen schwerfällig von der Wagenbrücke herunter. Zwischen Stäben und Treibriemen und dickbäuchigen Maschinen hindurch, sah er, wie das grüne Rohr einkam, Lasten Rohr, Fuder Rohr, Berge Rohr! Und das gab ihm eine Empfindung fröhlichen Muts, wie vor einer Schlacht, die er noch vor dem Abend gewinnen sollte. Die Massen Pflanzenvolk, die sich dort herandrängten, gleich als wollten sie die Fabrik vergraben, mußten bewältigt, in den Maschinen zermalmt, und zu dem gepreßt werden, was ihnen dienlich war.

Er sah zu, wie die schweren, runden Halme, all ihres wogenden Blätterreichtums beraubt, haufenweise zu den Maschinen geschleppt wurden, wie sie in dem gierig schlingenden Maul verschwanden und wie das Pflanzenfleisch zerquetscht herunterfiel, während der Saft strömte. Er merkte weder das Hämmern und das Dröhnen um sich her, noch die Hitze, die in schweren Tropfen von den Wänden rann, noch den widerlichen Syrupgestank, der ihn anfangs oft so unpäßlich gemacht. Mit dem Gefühl eines jungen Offiziers, der seinem General über eine glänzende Attacke Rapport abstattet, händigte er dem Direktor am Abend die Statistik des Tages ein.

Digitized by Google

Der Chef nickte.

„Ich werde Sie in dem Bericht an die Kommission ganz besonders erwähnen, Herr Bake."

Dann ging er heim, und sein Schritt war elastisch trotz der vierzehnstündigen Arbeit.

Wie hoch würden sich die Prozente für die Beamten wohl belaufen?

Und die besondere Gratifikation, die der Direktor ihm zugesagt? Er las zum so und so vielten Male den Brief eines Freundes, der als Bergwerks-Ingenieur nach Celebes gegangen war; „eine großartige Spekulation in Sicht; es sei geraten Aktien zu kaufen; er für sein Teil wage es — die Affäre sei solide."

Wenn's noch Zeit hat bis die Tantiemen ausgezahlt werden — warum nicht? dachte Bake. Man kann's gut mitnehmen.

Der Gedanke war ihm angenehm: wenn er zurückkam, so ab und zu einmal, während seiner Arbeitspausen. Wenn der krumme Postbote des Abends erschien, ging er ihm entgegen, der Zeitungen wegen; die Aktien der neugegründeten Unternehmungen waren darin notiert. Noch niedrig vorläufig. Desto besser!

Die Kampagne dauerte fort.

Bake's Arbeit hatte allmählich nachgelassen. Man konnte nicht mehr daran zweifeln, daß der Gewinn ein hoher sein würde. Er arbeitete nun wie die anderen, ruhig und gleichmäßig. Des Morgens nach dem Bad gönnte er sich die Zeit um seine Tasse starken Kaffee zu trinken und schlenderte dabei gemächlich durch den Garten.

An jenem Morgen nun trat er kurz vor Sonnenaufgang aus der Vordergallerie. Das Gras im Garten sah aus wie bereift, so dicht bedeckt war es von dem weißen Tau. Die Tamarinden längs der Landstraße wurden durchsichtig unter der Glut des roten Himmels. Die weißen Fabrikgebäude begannen sich in dem Abglanz leicht zu färben. Während er noch hinsah, ward diese matte Farbe wärmer, in den Fenstern und auf dem Zinkdache begann es zu funkeln, die Steinmasse verwandelte sich in einen Hügel von Rosen, hellrosa, lichtrote, feurige und wie Rubinen dunkelglühende Rosen. Der goldenrötliche Rauch glänzte darüber, wie ein farbenschillernder Paradiesvogel, der während des Fluges seine Flügel und seinen Schwanz ausbreitet. Bake schaute hin. Und seine Gedanken, die er so lange Zeit schon vor sich her getrieben hatte auf der staubigen Heerstraße der Arbeit, eilten davon, irrten spielend hin und her, und fanden einen rotblühenden Pfad im Gesträuch. Die Zweige teilten sich, da kam ein Gesicht zum Vorschein, das blickte aus schüchternen, glänzenden Augen.

„Si-Bengkok! wie kommt's nur, daß ich so plötzlich an ihn denke? Ich habe den Jungen schon wochenlang nicht mehr gesehen."

Der Gärtner kam vorbei geschlendert und fegte mit seinem Besen aus steifen Palmblatt-Fasern die dürren Blätter aus dem Grase.

„Ist Si-Bengkok nicht mehr hier gewesen in der letzten Zeit?"

Der Gärtnerbursche stand still.

„Er ist sehr oft hier gewesen."

„Warum hat mir das denn keiner gesagt?"

„Ich habe es meinem Herrn gesagt, jedesmal wenn er gekommen ist. Auch gestern Abend habe ich es gesagt."

Es ist wahr, dachte Bake, ich hatte es nur vergessen.

Der Gärtnerjunge hob, die aufgespießten Blätter aus dem Besen ziehend, mit den Zehen ein lederartiges Manga-Blatt auf und führte es nach seiner Hand.

Digitized by Google

„Er kam um sich einen Vorschuß auszubitten," sagte er in unzufriedenem Ton. Der Junge aus der Dessa, der wegen des Vorschusses kam, als gehöre er zur Haushaltung, ärgerte ihn.

„Ach ja — Vorschuß — er hat ja die ganze Zeit über nichts von mir bekommen, — wenn man so viel anderes im Kopf hat! — — — Sag mir's, wenn er wieder kommt!" befahl Bake.

Dann sah er die weiße Gestalt eines Beamten auf dem Platz glänzen und eilte ihm nach, in die Fabrik.

Ein dicker Qualm von Hitze, Maschinenöl und kochendem Syrup schlug ihm schon aus dem Tor entgegen. Die ruhelosen Maschinen keuchten. Man wartete bereits auf ihn.

* * *

Bake hatte bei der Wasserleitung zu tun gehabt, an jenem Nachmittag. Nun wollte er nach Hause.

Die Sonne brannte auf dem langen Wege zur Fabrik. Er glaubte besser quer durch die Felder hingelangen zu können, wenn er die Rauchwolke im Auge behielt, die zu seiner Rechten, die linke kam aus der benachbarten Fabrik.

Er lief an dem kleinen Deich eines Sawah*) vorüber, wo die Ähren ihm an den Knieen entlang strichen und überall zwischen dem Grün kleine Quellen verborgen murmelten, kam an brachliegende Äcker, die aufstiegen und wieder abglitten an den Abhängen einer niedrigen Hügelkette, irrte durch eine Kokos-Palmen-Plantage, wo er endlich bemerkte, daß er die ganze Zeit über in der falschen Richtung gegangen, und machte Halt in einem welligen Gelände, wo Gruppen junger Bambussträucher hie und da Schattenflecke warfen. Von dem Fluß, der in einem Bogen rings herum floß, kam eine leichte Kühle. Er setzte sich an einen geschützten Fleck, um auszuruhen und zu warten bis die Sonne hinter den Hügeln wäre, und dann wieder weiter zu gehen, den linksaufsteigenden Rauchsäulen nach. Die Hitze, die Stille und das Flimmern des besonnten Flusses machten ihn schläfrig. Er nickte ein.

Ein Geräusch von Kinderstimmen weckte ihn. Es war eine Horde kleiner Knaben, die ankam, die Büffelherde des Dorfes vor sich hertreibend. Voran lief ein kleiner Kerl von etwa zehn Jahren, splitternackt, mit einem Amulet an einem roten Faden um den Hals; aus aufgeblasenen Backen stieß er den Rauch seiner Zigarre aus.

Ein kleinerer folgte ihm, halbwegs bekleidet mit einem verschossenen Manneskittel, der ihm bis auf die nackten Waden hing, und mit einer langen Angelrute über der Schulter. Hinter den langsam einherstapfenden Büffeln kamen die andern, die ihre dünnen Bambus-Peitschen durch die Luft schwenkten und langgezogene Rufe ausstießen. Hü . . . . üt! Hü . . . . üt!

Die Büffel schritten auf den Fluß zu, und plumpsten schwerfällig hinein in das braune Wasser, das in Wogen über ihnen zusammenschlug. Und die kleinen Hirten hinter ihnen drein sprangen und plätscherten um die gewaltigen Tiere herum. Einer, der sich, wie es schien, ganz besonders viel an seinem Tiere gelegen sein ließ, führte es an eine tiefe Stelle, wo es bis zum Halse im Wasser stand, und auf den breiten Rücken springend, begann er den Büffel mit seinen trappelnden Füßen zu kneten. Den gewaltig gehörnten Kopf gerade vorgestreckt, stand das Tier still, zufrieden mit dem Schweif schlagend.

*) Sawah: — Künstlich bewässertes Reis- oder terrassenartiges Rieselfeld.

Digitized by Google

Die Sonne war hinter die Anhöhe gesunken, die im Westen den Weideplatz begrenzte; ein langer durchsichtiger Schatten fiel über das Gras.

Der Junge mit der Zigarre im Munde kam herbeigeschlendert, sah sich nach einem geeigneten Platz um und streckte sich dann lang aus auf den Bauch. Sein Freund in dem lilafarbenen Kittel hockte sich ihm gegenüber hin, mit einem Packet chinesischer Karten, die er auf dem Gras auszubreiten begann, während ein dritter, auf dessen kahlgeschorenem Kopf eine kleine Tolle Haar putzig emporstrebte, ernsthaft zusah. Etwas weiter davon war eine kleine Gruppe beim Tigerspiel; sie hatten Striche die Kreuz und die Quer auf den Boden gezogen und stießen mit dem Fuß den weißen Stein, der den Tiger vorstellte, von einem Viereck ins andere.

Ganz allein schlenderte ein kleiner Dickbauch durch die Wiese und fing Grillen. Er schleppte ein an einem Stock befestigtes Holzbrettchen über das Gras, die aufgeschreckten Grillen schwirrten aus den Halmen hervor, und mit einer schnellen Handbewegung hatte er sie erwischt und in die Bambusbüchse gesteckt, die ihm an einer Schnur um die Hüften baumelte. Jedesmal hielt er dann den kleinen Käfig an das Ohr und schüttelte ihn, um die Grillen zirpen zu hören. Unter einer kleinen Erdscholle, an die er mit seinen nackten Zehen gestoßen, saß eine große: er ergriff sie und lief jauchzend zu den Andern. Es war eine schwarze mit einem orangefarbenen Fleck auf dem Rücken, eine von der Art, die sich am besten zu den Grillen-Kämpfen abrichten läßt.

„Sie beißt jetzt schon," rief der kleine Dicke. „Seht nur, seht!" Und er kitzelte die Grille mit einem Grashalm, um zu zeigen, wie wütend sie danach schnappte.

„Die wird nicht loslassen beim Kampf, und wenn ihr auch die Füße kaput gebissen werden!"

Die andern Knaben umringten ihn. Die großen erboten sich, die Grille für ihn abzurichten und es wurden Wetten eingegangen, ob diese gewinnen würde oder die von Moedjaddi, die schon so oft gesiegt hatte.

Um die Knaben herum, hierhin und dorthin verstreut, weideten die Büffel das kurze, harte Gras ab. Einer kam dicht an Bake heran, schnaubend, während ihm der Speichel in langen, hellen Fäden aus dem Maul hing; er hielt den gewaltigen Kopf gesenkt. Aber da kam schon das Grillenjägerchen angetrabt, schalt ihn aus und gab ihm einen Fußtritt. Der Büffel machte Kehrt.

„Komm mal her, Kleiner," rief Bake. „Ich schenke dir was Schönes!"

Der Kleine blickte ihn über die Schulter an, und die Augen nicht von ihm abwendend, entfernte er sich Schritt für Schritt.

Da erscholl plötzlich ein jauchzender Schrei:

„Er kommt! Er kommt!"

All die Jungen sprangen auf und rannten nach dem Hügel, von wo der Schrei erklungen. Die farbigen Figürchen erloschen, als sie in den Schatten des Abhangs kamen, dann standen sie einen Augenblick strahlend auf dem Gipfel: und waren verschwunden. Der kleine Grillenjäger kam zuletzt; er wagte kaum zu laufen aus Angst, die Bambusbüchse möchte dabei aufspringen und all seine Grillen daraus entwischen. Er hielt die Hand auf den Deckel gedrückt. Als er den Abhang erreicht hatte, erschienen die anderen auf dem Gipfel, den Ankömmling mit sich führend, den sie mit solchem Gejauchze angekündigt.

„Si-Bengkok ist hier!" riefen sie.

„Erzähle uns wieder von dem Vajäng, Si-Bengkok!" rief einer.

„Nein, nein, von dem Fest bei Pak-Sidin!"

„Nein, spiel uns was vor!"

„Ja, spielen, spielen!"

Digitized by Google

Sie bildeten einen kleinen Kreis um ihn: einige standen mit aufmerksam zur Seite geneigtem Kopf, die Arme um die Schultern eines Kameraden gelegt, andere kauerten nieder und umfaßten ihre hochgezogenen Kniee; ein paar lagen lang hingestreckt neben einander im Grase.

Einer, der einen Papierdrachen an der Schnur hielt, stand allein und hob sich dunkel ab von dem goldig glänzenden Himmel; der rotblaue Drachen leuchtete, von der Sonne durchfunkelt, über seinem gesenkten Kopf. Alle sahen sie Si-Bengkok an, in atemloser Spannung.

Ein klarer hoher Ton schwebte über den Hügel: und noch einer, und ein dritter. Und die Weise begann.

Die grasenden Büffel hoben den Kopf, lauschend. Die in dem schlammigen Fluß badeten, kletterten am Ufer empor. Klafterbreit gehörnt stiegen sie aus dem Rohr auf, riesengroß. Und eines nach dem anderen schritten die gewaltigen Tiere den Hügel hinauf, den lockenden Tönen folgend. Dicht zusammengedrängt umringte die Herde den Flötenspieler. Und sie standen still, als wären sie eingeschlafen, nur hin und wieder die Ohren ein wenig bewegend, während ihr Atem sich über ihnen zu einem weißen Nebel verdichtete und ihre feuchten Körper in der Abendluft dampften.

Verwundert sah Bake zu.

* * *

„Wann haben Sie es entdeckt? Heute Morgen in der Frühe?"

„Drei sind's," sagte der Mandur.

„Man müßte nachforschen, ob die Wache wirklich nichts davon weiß."

„Wenn's nur nicht wieder dieselbe Bande ist, die voriges Jahr auf Mritjan ihr Wesen getrieben hat."

„Wie wär' denn das möglich? Sie haben die Kerls ja eingesteckt!" Die Angestellten sprachen alle durcheinander. Bake kam dazu.

„Was ist denn eigentlich hier los?" fragte er schon zum dritten Male.

„Wissen Sie's noch nicht? Der Dessamann, mit dem wir den Transport-Kontrakt geschlossen haben, ist gekommen und hat berichtet, daß Büffel aus dem Kral gestohlen sind, — nun haben wir heute zwei Karren weniger für den Rohrtransport."

„Voriges Jahr auf Mritjan," begann nun der wieder, welcher zuerst davon gesprochen hatte, „sind wir durch die Geschichte mitten in der Kampagne stecken geblieben. 'S war eine ganze Bande: die einen holten das Vieh aus dem Kral, während die andern es über die Grenze brachten, und wieder andere verschacherten es an die Aufkäufer. Das war keine Kleinigkeit damals auf Mritjan, das Rohr verfaulte auf dem Feld."

„Aber die Kerls sind doch eingesteckt, sagten Sie?" fragte Bake.

Der Indo antwortete:

„Das heißt, ein paar von ihnen sind eingesteckt. Lang genug ist nach ihnen gesucht. Vielleicht hat's den Dessa-Häuptling gelangweilt und er hat ein paar Leute kommen lassen und zu ihnen gesagt: „Ihr habt's getan — und die und die haben's gesehen — und damit basta. „Und dann schwören die Zeugen, und die beiden anderen bekennen und werden eingelocht und damit hat die Geschichte ein Ende. Das nennen sie dann „Klarheit in die Sache bringen."

„Sollten es am Ende wieder dieselben sein, was meinen Sie?"

„Ganz gut möglich!"

Er begriff nicht, wie der Indo so gleichgültig antworten konnte. Wenn

Digitized by Google

es nun wirklich dieselbe Bande wäre — was sollte dann aus dem Ertrag und den Tantièmen der Beamten werden — um von dem Anteil an den Minen nicht einmal zu reden?

Der Gedanke verdarb ihm seinen Tag.

Er ging nach dem Kral, aus dem die Tiere gestohlen waren — eine Lehmpfütze innerhalb einer Pallisade. Das Tor war in primitivster Weise mit hölzernen Pflöcken und Bolzen geschlossen.

Einige Eingeborene standen am Eingang. Einer sagte:

„Sicher ist unter den Dieben einer, der in geheimer Wissenschaft erfahren ist und er kennt die Worte, die alle Schlösser öffnen und alle Knoten lösen. Und er hat die Beschwörung ausgesprochen von den Geistern im Norden, und im Süden, und im Osten, und im Westen und in der Mitte, und er hat Erde gestreut in der Richtung des Kral, sodaß ein Schlaf, tief wie der Tod, über die Wächter gekommen ist, und dann ist er hingegangen und hat die Büffel genommen!"

Der andere dachte nach.

„Vater des Sidin!" sagte er nach einer Weile. „Dünkt dich nicht, daß es ratsam und schicklich wäre ein Opfermahl anzurichten und den Priester ein kräftiges Gebet sprechen zu lassen zu den Geistern nnd den Vorfahren und zu Vater Adam und Mutter Eva, auf daß sie unser Vieh beschirmen? Der Priester ist ein sehr gelehrter Mann! Alle Diebe aus dieser Gegend kommen zu ihm, um geheime Wissenschaft von ihm zu lernen, und er lehrt sie Sprüche, durch die sie reisen können, schneller als der Wind und sich unsichtbar machen in einem Raum, wo es taghell ist, sodaß man ihrer niemals habhaft werden kann. Wenn wir ihm nun ein reiches Geschenk anbieten, so wird er uns einen Spruch lehren, der noch kräftiger ist als der der Diebe, und unser Vieh wird von nun an sicher sein in dem Kral!"

Bake ging weiter, ungeduldig etwas vor sich herbrummend von „Dummheit und Schurkerei."

Oft genug hatte er derartige Worte von Si-Bengkok vernommen, und über die naive Phantasie des Gedankens gelächelt — eine Phantasie, die im Sonnenschein flatterte auf prächtig-bunten Schmetterlingsflügeln und die in dämmrigen Ecken kauerte und vor sich hinträumte mit weit geöffneten Kinderaugen. Aber jetzt war der Instinkt des Besitzenden in ihm erwacht, und er ärgerte sich über diesen völligen Mangel an Moralität in bezug auf das Mein und Dein.

„'S ist so wie Versteeg neulich sagte," dachte er, sich einer Äußerung des Indo entsinnend. — „In ihrem innersten Herzen sind alle Eingeborenen Diebe."

Und obgleich er sonst dem Indo, dessen unverschämte Geringschätzung des Javaners ihn empörte, viel eher widersprochen haben würde, gestand Bake ihm jetzt seine neuerdings gewonnene Überzeugung.

„Ich hab's Ihnen ja gesagt, daß ein paar Wochen in der Fabrik eine gute Kur sein würden für Ihre romantischen Ideen über dieses Volk . . . ." sagte der andere. „Nun, und Ihre Freundschaft mit dem musikalischen Genie, wie steht's damit?"

Es war unter den Angestellten ein ständiger Scherz geworden, Bake nach Si-Bengkok zu fragen.

„Gar nicht," antwortete er verdrießlich. „Augenblicklich spielt er, glaube ich, den Büffeln auf der Dessa-Weide vor. Ich habe ihn schon seit Wochen nicht mehr bei mir gehabt."

„So? Nun, dann wird's wohl nicht so schlimm mit ihm stehen, wie er

Digitized by Google

mir vorgejammert hat. Schulden bei dem Araber, und der Reis schon im voraus verpfändet, und ich weiß nicht was noch alles, die gewöhnliche Misère."

Bake hörte zu mit dem Staunen des Holländers, für den Java das Schlaraffenland ist, und der es nicht begreift, wie der Eingeborene Mangel leiden kann dort, wo sich der Fremde Reichtümer holt.

„Ist er denn arm?"

„Ach, nicht ärmer als die anderen. Ein Eingeborener ist immer in Verlegenheit. Wenn er zufällig mal was hat, gibt er's gleich wieder aus — für Kleider oder Naschwerk oder irgend ein Vergnügen — sie sind wie die Kinder.

Dann müssen sie natürlich zu den Chinesen gehen und gegen Wucherzinsen leihen. Oder sie verkaufen ihre Ernte für ein ganz Geringes schon ein paar Monate im voraus. Oder sie handeln auf dem Passar*) mit Blumen aus ihrem Garten und allerlei Gerät, das sie nicht einmal entbehren können und mit Reis, den sie auf Kredit gekauft haben — auch wieder von Chinesen natürlich. Und so geht das immer weiter. Wissen Sie nicht mehr, als wir letzthin von Madja zurückkamen, auf dem Passar?"

Bake entsann sich der Szene am Landwege: eine Gruppe kleiner, dunkler Buden im Schatten eines breitästigen Waringins und eine Menge festlich gekleideter Dessa-Leute davor, lustig bunte Farben und Gezwitscher von hohen lachenden Stimmen. Abseits von den Schwätzern und Käufern saß eine zerlumpte Alte, in unordentliche Kleider gehüllt, hinter einem Häufchen armseligen Gerümpels: abgenutztes Feldgerät, ein paar irdene Krüge, etwas schlechtes Obst. Mit trübem Auge starrte sie vor sich hin.

„Die Alte, ich zeigte sie Ihnen ja —, das war Si-Bengkok's Mutter. Er selbst wird auch wohl dagewesen sein; er geht immer mit, um zwischen den Buden aufzukehren, dafür bekommt er dann eine Kleinigkeit und findet dort wohl auch sonst noch allerhand: Reiskörner und Sirihblätter und was so abfällt. Manchmal spielt er auch im Tanzhaus auf — er ist eben auf seine Weise ein Künstler!" schloß der Indo und lachte.

Bake antwortete nicht. Er empfand in diesem Augenblick Si-Bengkok's Armut als etwas ihm persönlich Unangenehmes. Er brachte das Gespräch wiederum auf den Büffeldiebstahl und auf die Maßregeln, die getroffen werden sollten.

Der Indo antwortete, der Administrator der Fabrik habe „Djágá" zu sich kommen lassen, den Diebshauptmann des Dorfes, der verantwortlich dafür ist, daß seine Leute nicht in der eigenen Dessa stehlen, und der von der Beute, die sie sich anderswo holen, seinen bestimmten Anteil bezieht.

„Der kann mehr helfen als alle Polizei und das ganze Gericht zusammen, wenn er will. Und er wird wollen, denn er braucht die Gunst der Obrigkeit um im nächsten Jahre Dessa-Häuptling zu werden — das ist nämlich sein Ehrgeiz," sagte der Indo.

„Durch und durch unmoralische Zustände sind das hier!" rief Bake. „Durch und durch unmoralisch!"

Seine Entrüstung legte sich erst als die Polizei kam und erklärte, sie wolle eifrig suchen. Der Dessa-Häuptling, dem einer der gestohlenen Büffel gehörte, schickte geheime Späher in die Opiumschenken, in die Pfandhäuser, in die Spielhöllen, kurzum an all die Plätze, wo Diebe einander zu finden pflegen. Und der „Djágá" stellte auf seine eigene Faust eine Untersuchung an, denn er fühlte sich in seiner Autorität und seinem guten Ruf angegriffen durch die Behauptung seines persönlichen Feindes, des Dessa-Häuptlings, daß die Diebe im Dorfe Unterstützung gefunden haben müßten.

*) Passar: Markt.

Digitized by Google

Allein die Täter waren nicht zu finden.

Jeden Morgen frug Bake:

„Haben sie die Kerle gepackt?"

Und er wurde immer wütender und wütender über die regelmäßig wiederkehrende Antwort:

„Noch nicht!"

Er behauptete, es müsse böser Wille dabei im Spiele sein. Denn es sei nicht möglich, daß ein Trupp Männer, drei Büffel vor sich hertreibend, von keinem der Dessa-Bewohner gesehen worden sei. Und er erhielt die Antwort, daß natürlich der eine oder der andere sie gesehen habe, daß der sich aber wohl hüten werde zu sprechen.

„Warum?" fragte er kampflustig.

„Weil er sich darauf gefaßt machen könnte, daß sie ihm heut' oder morgen aus Rache sein Haus in Brand stecken würden. Um einen Diebstahl hat sich, der Auffassung der Eingeborenen zufolge, nur der Bestohlene selbst zu kümmern. Wußten Sie das noch nicht?"

„Ich weiß, daß es Gesindel ist, lauter Kanaillen!" rief Bake aus. „Und daß unsere hochgerühmte Regierung uns dagegen nicht scheint schützen zu können."

In seinen freien Stunden übte er sich im Schießen. Er zeigte den gaffenden Eingeborenen, wie er einen Kalong*) im Fluge traf. Für den Fall, daß es mal nötig würde — und zu gleicher Zeit als Warnung erklärte er. Der unbekannte Dieb war sein Todfeind geworden.

Währenddessen drangen immer neue Gerüchte bezüglich der Diebstähle ins Dorf.

Passarbesucher, die nachts mit ihren Karren von einem Markt zum andern die Straße entlang gezogen, waren auf dem Landwege Männern begegnet, die einen Trupp Büffel vor sich hertrieben, und die, ohne auf ihren Anruf zu antworten, weiter gegangen waren durch die Dunkelheit.

Als der Araber in die Dessa kam, um die auf dem Felde stehende Ernte seiner Schuldner in Augenschein zu nehmen, erzählte er, wie er zwei der vermißten Büffel in dem Stall eines Ankäufers erkannt hätte.

„Ich habe den Büffel des Pak-Dedin gesehen, der den großen Einschnitt im Ohr hat, und den Büffel des Dorfhäuptlings, den mit dem gebrochenen Schwanz. Die Hörner waren allerdings anders. Aber als der Ankäufer nicht Acht auf mich gab, faßte ich sie an und fühlte, daß sie lose saßen, und da wußte ich, daß die Diebe den Büffeln einen heißen Pisang-Stamm auf die Hörner gesteckt haben, bis sie weich wurden und sich lockerten, um ihnen dann andere Hörner auf die Wurzel zu pflanzen, auf daß sie nicht erkannt werden sollten!"

Endlich kam die Frau des „Tjang-Deres"**) mit einem Korb voller brauner Palmzucker-Plätzchen ins Dorf und berichtetete, was ihr Mann im Walde gesehen habe. Er war in die hohe Arén-Palme geklettert, um den Blütenstengel zu klopfen, und da hatte er unter sich Stimmen vernommen und da kamen zwei Männer, die einen Büffel vor sich hertrieben. Der eine sang und der Büffel schritt weiter, dem Takte nach.

„Sicher waren es Diebe, denn warum gingen sie sonst durch den Wald, wo es so schwer ist zu gehen, statt auf dem Landwege?" schloß die Frau gleichmütig.

Bake brauste auf.

---

*) Kalong: — Fliegender Hund, eine Art riesenhafte Fledermaus.

**) Tjang-Deres: — derjenige, der mittels Anzapfung den zuckerhaltigen Saft aus der Arén-Palme gewinnt.

Digitized by Google

„Warum hat er sie denn nicht angehalten, der dumme Kerl, wenn er doch begriff, daß es Diebe sein mußten!"

„Eh!" sagte das Frauchen, „wenn mein Mann gerufen hätte und gefragt: ‚Was ist das für ein Büffel, den ihr da forttreibt!' dann hätten die Diebe gewiß geantwortet: ‚Das ist ein Feuerbüffel!' und dann hätten sie uns das Haus angezündet, und mir meinen Ofen zerschlagen, auf dem ich Zucker koche! Und warum sollte mein Mann es auch fragen? Es ist garnicht schicklich, sich so viel um die Angelegenheiten anderer Leute zu kümmern!"

* * *

„. . . . . Auf hundertundachtzig stehen die Aktien. Und vorige Woche noch hundertundfünfzig. Dumm, daß ich damals nicht einfach depeschiert habe — ich hätte gut bei der Bank eine Anleihe machen können. Ein bißchen Schneid muß man bei solchen Sachen haben, sonst ist's besser, man läßt die Finger ganz davon. Hm. Hundertundachtzig! Wenn ich sie nun doch mal nähme . . . In zirka vierzehn Tagen — wir wollen sagen in einem Monat — wird wohl der Kurs praeter propter dreihundert sein. Und dann verkaufe ich sofort."

Auf dem Rand seines Bettes sitzend, trat Bake seine Schuhe aus und grübelte weiter.

„Bis dahin werden wir die Tantièmen von der Fabrik haben, — und dann die Gratifikation, die der Chef mir zugesagt hat: wenn's dann wieder fällt — natürlich wirds wieder fallen, dies ist nun schon das vierte Mal gewesen — dann noch ein paar Aktien; zwei oder drei. Drei — das geht schon."

In Gedanken berechnete er die Chancen für eine hohe Auszahlung an die Beamten. In der Fabrik ging alles gut: mit den Maschinen, mit dem Rohr, mit den Arbeitern. Und eine Wiederholung des Büffelraubes war auch nicht mehr zu befürchten, denn nun war seit drei Wochen schon alles ruhig. Keine Bande, wie es schien; nur ein Gelegenheitsdieb, irgend ein fauler Kerl, der lieber Überfluß stehlen als sich die Kost verdienen wollte.

„Ja, drei, das wird schon gehen. Und wenn's damit dann auch so gut geht, Donnerwetter, dann bin ich in ein paar Jahren ein gemachter Mann."

Er dachte an einen Studienfreund, der durch eine einzige Spekulation fünfundzwanzig Mille verdient hatte. Warum sollte es ihm nicht ebenso ergehen! Man hatte schon von Goldminen gehört, deren Aktien ein paar Jahre nach der Verausgabung auf 2400 standen.

„Aber dann auch sofort nach Holland zurück, — aber sofort!"

Eine goldene Welt tat sich vor ihm auf. Was darinnen war, war sein. Er warf sich auf seine Matratze wie auf all den Reichtum. Dann, zu erregt um schlafen zu können, lag er noch lange wach und malte sich aus, was er alles mit dem vielen Gelde tun wollte. Genießen! — Auf welche der tausend verschiedenen Arten?

Ein Gebimmel wie von einer dumpfen Glocke durchzog plötzlich seine Wonneträume.

Er horchte, verwundert erst, dann unruhig. Es war keine Glocke, es war der „Cesoeng," der hohle Holzblock, auf den in der Dessa Alarm geschlagen wird.

Er dachte an Brand, an einen Mord, an Amok-Laufen.

Draußen riefen Eingeborene einander etwas zu. Er verstand das Wort „stehlen", sprang aus dem Bett, warf sich in seine Kleider und eilte hinaus.

Der Indo kam zu Pferde vorüber, er rief: „Büffel gestohlen! Ich geh' drauf los!"

Mit einem Ruck stand Bake still.

Digitized by Google

„Was sagen Sie da?"

„Jawohl, drei oder vier. Sie sind schon über den Fluß damit."

„Einen Augenblick!" schrie Bake, „ich komme mit!"

„He, Sidin, Katjil! wer ist da? schnell, mein Pferd!"

Er rannte in den Stall, um das Sandelwood-Pferdchen zu satteln. Als er über die Chaussee trabte, sah der Indo den Lauf eines Gewehrs über seiner Schulter blinken.

Der Indo wartete ungeduldig.

„Nehmen Sie sich in Acht vor den tiefen Stellen."

Schweigend trabten sie nebeneinander durch die Finsternis. Die Landstraße wiederhallte unter den Hufen der Pferde, dann klang es dumpf über den weichen Grasflächen, ein Hügel stieg schwarz in die Höhe hinein.

Bake erkannte die Stelle, wo er die spielenden Hirtenknaben gesehen. Am Ufer stand eine Gruppe fackeltragender Männer. Einer von ihnen kam auf die Reiter zu.

„Hier sind sie über den Strom gegangen," sagte er. „Wir haben drüben die Spuren gefunden."

Er watete durch den Fluß, seine Fackel hochhaltend. In dem rötlichen Schein schimmerten eine Menge dunkler, kleiner Pfützen auf — die tiefen Eindrücke der Büffelhufe in dem sumpfigen Boden des Ufers.

Die Spuren ließen sich noch ein ganzes Ende weiter und bis über die Felder verfolgen. Der Eingeborene sprach hastig auf den Indo ein, wiederholt über seine Schulter nach den Hügeln zeigend: „Daher ist er gekommen." Er lief und schrie: „Ein Wildschwein, ein Wildschwein! kommt Alle! dann sind die Jungens ihm nachgerannt."

Der Indo wandte sich zu Bake.

„Verstehen Sie es? Irgend ein Helfershelfer hat die Jungens mitgelockt, da haben die Diebe das Vieh fortgetrieben. Wie es scheint, ist einer dabei, der Flöte spielt, sodaß die Büffel ihm willig folgen — das Kunststückchen hat er wohl Ihrem musikalischen Genie abgeguckt. Wir können uns bedanken bei Si-Bengkok!"

Sie hatten das andere Ufer erreicht. Der Eingeborene beleuchtete eine Spur von nassen Hufeindrücken auf dem staubigem Boden.

„Sie haben wohl die Richtung nach dem Wald eingeschlagen," meinte er.

Der Indo nickte.

„Der Wald fängt gleich jenseits der Hügel bei Madja an," sagte er zu Bake gewandt. „Wir müssen sie einholen ehe sie über die Hügel sind, sonst ist's zu spät."

„Wenn's nur hell genug ist zum Schießen," murmelte Bake zwischen den Zähnen.

Die Pferdchen galoppierten. Kein Mond — aber das Sternenlicht beschien den Weg. Links und rechts flogen die abgeernteten Rohrfelder ihnen entgegen und an ihnen vorüber.

„Ehe sie über die Hügel sind!"

Das war der einzige klare Gedanke in Bake's Kopf.

Und immer und immer wiederholte er es sich:

„Ehe sie über die Hügel sind!"

Er drückte dem Sandelwood die Fersen in die Weichen. Durch die Dunkelheit drang die Stimme des Indo zu ihm. „Ich fürchte, daß wir sie nicht mehr kriegen, — sie haben einen Vorsprung von mindestens zwei Stunden, wahrscheinlich sind sie schon im Wald!"

Bake stieß einen Fluch aus.

Digitized by Google

„Vorwärts denn, zum Teufel!“

Vornüber gebeugt hieb er mit dem Ende der Zügel auf sein Tier ein. Es schoß voraus. Rechts und links sprang das dunkle Feld, die Luft sauste um sie her.

„Ehe sie über die Hügel sind — ehe sie über die Hügel sind . . . .“

Der Ruf des Indo klang hinter ihm her.

„Haben Sie gehört? Die Flöte!“

Bake zog die Zügel an.

Dünn und klar, als kämen sie irgendwo aus der Höhe, erklangen Flötentöne.

„Sie sind auf dem Hügel! Vorwärts! Wir haben sie!“

Die Pferdchen flogen. Bake fühlte den brennenden Schlag von Kieselsteinen und Erde, die in sein Gesicht spritzte, die Luft peitschte ihn.

„Jetzt gilt's!“ hörte er die keuchende Stimme des Indo hinter sich. „Noch fünf Minuten und wir sind am Hügel!“

„Da sind sie!“ sagte der Indo gedämpft.

Bake sah nichts.

„Jawohl, dort an der Seite, wo die Bäume stehen. Sie werden gleich zum Vorschein kommen.“

Schritt für Schritt stiegen die schnaubenden Pferde hinan. Der Weg begann an zu steigen. Bake's Pferd stolperte — er riß es scharf in die Höhe. Dunkelheit von hohem Gestrüpp fiel auf die Reiter und verschwand wieder. Etwas Schwarzes stieg gerade vor ihnen empor, wie eine ungeheure Mauer. Die Pferdchen kletterten mühsam den steilen Hügel hinan.

Durch das Sausen und Hämmern in seinem Hirn hindurch vernahm Bake wieder den Flötenton klar und fein, ganz in der Nähe jetzt: er kam den Abhang hinuntergeflossen.

Bake blickte unverwandt auf die Lichtung: dämmerig flimmerte der Sternenschein darüber.

Jetzt löste sich etwas Dunkles aus den Schatten rings umher, und kam hervor, formlos und gewaltig. Der Indo ergriff seinen Arm:

„Da, da, sehen Sie! Ein Büffel und ein Kerl darauf! Er lockt die andern mit seiner Flöte!“

Einer nach dem anderen traten die dunklen Tiere aus der Waldfinsternis in das Halblicht der Sternennacht. Sie folgten dem Flötenspieler.

Seine Gestalt schmolz mit dem gewaltigen Büffelkörper zu einer dunklen Masse zusammen. Sorglos, als triebe er die Herde in die Weide, ließ er seine Weise erklingen.

„Wenn er nur erst mal auf dem Gipfel wäre, daß ich ihn deutlich zu sehen bekäme!“

Bake war vom Pferde gesprungen. Seine Augen bohrten sich in die dunkle Gestalt.

Nun erreichte der langsam ausschreitende Büffel den Gipfel des Hügels. Riesenhaft hob er sich von der Klarheit des Himmels ab, zwischen seinen Hörnern dunkelten die Schultern und der Kopf des Diebes.

Der Schuß knallte.

Die dunkle Gestalt zuckte empor und sank dann langsam zur Seite.

„Sie haben ihn getroffen! Er ist vom Büffel gefallen!“ schrie der Indo.

Bake hatte den Mann schon erreicht.

Er lag zu einem Haufen zusammengesunken da, beinahe zwischen den Hufen des Büffels, der unruhig schnaubend dastand.

Er packte den Kerl bei der Schulter.

„Steh auf!“

Digitized by Google

Aber hastig zog er die Hand zurück. Er hatte in Blut gefaßt.

Der Indo kam herbei, trat in den Lichtkreis einer kleinen Laterne.

„Wer ist's?"

Der Schein fiel auf die dunkle Masse, auf einen nackten Rücken, auf ein Gesicht, das halb abgewendet im Staube lag. Bake beugte sich darüber und richtete sich mit einem Ruck auf.

„Großer Gott! Großer Gott!"

„Wer ist's?" fragte der Indo noch einmal. Neugierig bückte er sich.

„Allah! Si-Bengkok!"

Der kleine Flötenspieler lag zusammengesunken, mit dem Kopf vornüber auf der Brust. Der Sarong war ihm von den verkrüppelten Beinen geglitten. Er rührte sich nicht

Bake kniete neben ihm, er war sehr bleich.

„Großer Gott!" murmelte er immer wieder. „Großer Gott!"

Der Verwundete stöhnte leicht, hülflos-matt und leise wie ein kleines, krankes Kind.

„Wo tut's dir weh, Si-Bengkok? Hier? Hier in der Schulter?"

Behutsam richtete Bake den elenden, kleinen Körper auf. Aus einem kleinen, dunklen Fleck am Schulterblatt tropfte Blut.

„Mir scheint, Sie haben ihn gefährlich getroffen — 's kann wohl durch die Lunge gegangen sein," sagte der Indo.

Bake konnte nicht sprechen.

Er fühlte das Blut an seinen Fingern entlang sickern, ganz, ganz langsam, ein lauer Tropfen nach dem andern. Mit unaussprechlicher Reue und Wehmut blickte er auf dies wegfließende Leben, das er zerstört hatte. Die Habsucht, der Haß, die Grausamkeit, mit der er dem Dieb seines Reichtums nachgestellt, waren verflogen wie ein böser Rausch. Sein Schlachtopfer lag vor ihm. Und er empfand undeutlich aber tief, daß er in diesem armen Wesen sich selber etwas angetan, das in alle Ewigkeit nicht wieder gut zu machen war.

Plötzlich sagte der Indo:

„Da kommt ein Karren."

In dem unsicheren Licht der schräg aufleuchtenden Fackel fuhr langsam ein Pedati*) den Hügel hinauf. Der gelblich-rote Schein flackerte hin und her über die Gestalt des Führers, der lang ausgestreckt auf dem aufgeladenen Grase lag. Leise vor sich hinsummend hielt er seine Büffel im Schritt.

Als er die allein laufenden Tiere am Rain und die Gruppe von Männern und Pferden im Laternenlicht mitten auf dem Wege sah, schwieg er erstaunt.

Der Indo rief ihn an.

„He da! komm mal her! Es ist ein Unglück geschehen!"

Der Mann gehorchte. Die Büffel, die am Wegrain grasten, näherten sich dem Paar vor dem Karren.

„Wir werden dich nach Hause bringen, Si Bengkok!"

Bake's Stimme klang sanft wie die einer Frau.

„Kannst du deine Arme um meinen Hals legen?"

Der Junge machte eine kraftlose Bewegung.

„Geht's nicht? Wart' mal, so! Sei nur nicht bange, ich werde dir nicht weh tun!"

Er hatte den schmerzenden Körper in seine Arme genommen. Behutsam trug er ihn auf das kühle, weiche Lager in dem Karren. „Liegst du so gut? Deine Füße auch?"

---

*) Pedati: — ein Karren, dessen Räder aus massiven Holzscheiben bestehen.

Digitized by Google

Die Haltung des verwachsenen Körperchens schien ihm unerträglich. Er setzte sich auf den Karren und legte Si-Bengkok's Kopf auf seine Kniee.

Der schwerfällige Wagen setzte sich in Bewegung. Die Büffel hinterher, dem Duft des süßen Grases folgend.

Am Fuße des Abhangs aber holte der Indo die Gruppe ein, Bake's Sandelwood, mit sich führend. Er warf die Zügel in den Karren.

„Kommen Sie mit?

Bake antwortete nicht. Er hatte einen Haufen Gras unter Si-Bengkok's hochgezogene Kniee geschoben, um sie etwas zu stützen. Unverwandt blickte er in des Knaben Gesicht. Der rötliche Schein der Fackel zitterte darüber hin. Die Augen lagen wie gebrochen. Unter dem Braun begann die Haut fahl zu werden.

Der Indo warf einen Blick darauf.

Schweigend ritt er neben dem Karren weiter. Nach einer Pause:

„Sie können doch nichts helfen, kommen Sie nur mit."

Bake sagte mit einer Stimme, die ihm selbst fremd klang: „Er stirbt."

Eine Weile sprach niemand. Die hölzernen Räder des „Pedati" krachten durch die Stille.

„Ich werde voran reiten und den Arzt benachrichtigen — er ist heute abend in der Fabrik," sagte der Indo endlich.

Er ritt weiter. Der Hufschlag seines Pferdes klang den Hügel hinunter, ward leichter und dumpfer, und starb weg.

Nun war es ringsum still.

Si-Bengkok machte eine schwache Bewegung mit dem Kopfe. Bake neigte sich über ihn.

„Hast du Schmerzen, Si-Bengkok?"

Die bleichen Lippen suchten sich zu bewegen. Er erriet es:

„Nicht so sehr."

„Sei nur ruhig. Ich bringe dich zum Arzt. Kennst du mich?"

Bake neigte sein Gesicht dicht über die matten Augen, die in das Licht der Fackel starrten. Sie blickten langsam zu ihm auf.

„Weißt du, wer ich bin, Si-Bengkok?"

Der Junge brachte die Worte heraus: „Ja, Herr."

Bake tastete nach der Hand, die kalt im kühlen Grase lag, und hielt sie mit warmem, festem Griff.

„Wie konntest du das nur tun, Si-Bengkok?"

Er hatte etwas ganz anderes sagen wollen, sein Herz war voll von Selbstanklage und Zärtlichkeit und Mitleid, aber er fand in seiner Erregung keine Worte, und so sagte er mechanisch: „Wie konntest du das nur tun?"

Und schämte sich noch, bevor er es ausgesprochen.

Si-Bengkok bewegte ein paar Mal die Lippen; endlich kam es heraus, kaum hörbar: „Ich bin ein gar zu armer Mensch. . . . ."

Wenn einer nichts hat — und er kann nichts verdienen — und niemand gibt ihm was — was soll er dann tun, um sich am Leben zu erhalten? . . . Ein Mensch? Ach Gott, dieses Häufchen Elend, das sich nicht einmal aufrichten konnte aus dem Staub, in dem es wie ein halb zertretener Wurm umherkroch! — — — Und nur so ein ganz kleines bißchen hatte er nötig gehabt! — Bake biß die Zähne zusammen bei dem Gedanken an eine demütige Bitte, deren Erfüllung er verweigert hatte — schlimmer als verweigert, vergessen, in der hastenden Jagd hinter dem Reichtum her.

„Geld zusammenscharren und an der Börse spielen — das ist wichtiger, nicht wahr — was macht es aus, ob so ein Eingeborener verhungert, der nur

Digitized by Google

ein wenig auf der Flöte spielen kann für Menschen, die nichts zu tun haben?"

„— — wohl süß auf der Flöte spielen, sodaß, wer es hört, zufrieden wird in seinem Herzen. . . . ."

Bake fühlte seine Augen brennen.

„Roher Patron du, nun hast du es zertreten in deiner blödsinnigen Wut, das unschuldige kleine Wesen — weil es ein klein bißchen abknabbern wollte von dem Haufen, den du zu viel hast . . . . . nur so totschlagen, so'n liebes Seelchen, das da saß und sang, mit dem unglücklichen kleinen Körper, wie eine Lerche im Käfig . . . ."

Als er wieder sprechen konnte, sagte er mit sanfter Stimme:

„Der Doktor wird dich wieder gesund machen, und dann bleibst du bei mir, und ich werde gut für dich sorgen, und wenn du Lust hast, spielst du mir was vor auf der Flöte. Ist dir das recht, Si-Bengkok?"

Es dauerte eine Weile, bis Si-Bengkok die Antwort herausbringen konnte.

„Es ist mir recht, Herr."

Dann lag er wieder still.

„Vielleicht wird er doch noch besser . . . ." versuchte Bake zu denken. „So eine kleine Wunde nur. . . . . Wenn wir doch erst zu Hause wären!"

Langsam krachte der Karren weiter.

Die eintönige Baumreihe am Wege, die sich, ein Stamm nach dem andern, vorüberschob, wollte kein Ende nehmen. Der Karrenführer hatte wieder zu summen angefangen. Es schien als ob bei der trägen Weise sogar die Zeit langsamer ward.

Jedesmal wenn eine Unebenheit des Weges dem Karren einen Ruck gab, neigte Bake sich voller Besorgnis über den Verwundeten. Aber er schien keinen Schmerz zu empfinden durch den Stoß: er stöhnte nicht einmal mehr

„Er wird bewußtlos sein," dachte Bake.

Er hatte seinen Rock ausgezogen und ihn über den armen widerstandslosen Körper gebreitet. Aber die Hand, die er in der seinen hielt, ward immer kälter.

Die Fackel war erloschen. In der schwarzblauen Höhe funkelten alle Sterne.

Bake sah danach, ganz mechanisch. Seine Gedanken waren wie erstarrt.

Das dauerte lange so.

Der Karren gab plötzlich einen Ruck.

Er schrak empor. Si-Bengkoks Kopf war ihm von den Knieen gerutscht.

„Du hast dir doch nicht wehe getan?"

Ängstlich sah Bake in das bleiche Gesicht.

Es lag regungslos zwischen den Grashalmen und dem welken Farrenkraut.

Auf den gebrochenen Augen ruhte das Sternenlicht.

(Aus dem Holländischen von Else Otten.)

Digitized by Google

Aus dem Falkyonier.*)

Schlußreime

von

Otto Erich Hartleben.

Gott.

Gott ist der Punkt im Kreis — doch löschest du den Kreis,
auf dem du lebst und stirbst — vom Punkte niemand weiß.

Religion.

Wie du im Mutterleib geworden und gegeben,
mit Willen und Gesetz — so gilt es fortzuleben.
Weißt du nur erst dich selbst dir selber recht zu lassen,
so hast du es erreicht — Gott und die Welt zu fassen.

An den Denker.

Du denkst — und bist gar stolz, weil du nach neuem trachtest?
Bringst nur als Mann hervor, was du als Kind schon dachtest.
Es ist dein Dünkel nicht, der deine Kräfte lenkt —
dein Ich ist schon ein Wahn — die Erde denkt — es denkt.

Die Geheimen Räte.

Die Würdigen, die die Kunst gemacht zum Lehrgebäude,
vergaßen mit der Zeit, daß sie ein Kind der Freude.
Sie anerkannten gern, doch schließlich weckts ihr Grollen,
Daß Künstler immerfort nur wieder spielen wollen.

---

*) Ungedrucktes aus einem demnächst bei S. Fischer Verlag erscheinenden Bande.

Digitized by Google

Ästhetische Erziehung.

Grüßt dich ein Blumenstrauß aus einer guten Vase,
sprich ihn mit Augen an und nicht gleich mit der Nase.

Dolus eventualis.

Der Unsinn ist sein Ziel, doch denkt er: meinetwegen
mag mir ein krauser Kopf auch Tiefsinn unterlegen.

Auf ein Mürbefleisch.

In klaren Worten kann dies Mürbefleisch nicht denken,
drum hat es sich bemüht, sie krampfhaft zu verrenken —
jetzt weiß man nicht genau: ist 's ein urtiefer Rauner?
Ist es vielleicht auch nur ein ganz gemeiner Gauner?

Zierdichter.

Zierdichter nennt man die, so leere Gesten malen,
wie man zu Ostern ziert die hohlen Eierschalen.

Der Liebesdichter.

Es fehlt ihm was zum Bock, doch langts zum Tändelböckchen,
das tänzelt zierlich geil und schielt nach Unterröckchen.
So lecker ist der Fant mit seinem Wonnekleister —
sein Vater war gewiß schon ein Konditormeister.

Wickelgreise.

Am Tage schreiben sie die guten alten Bücher,
Nachts wickeln edle Fraun sie dann in nasse Tücher
mit Lieb und Wolle drum — man spricht davon nur leise —
so halten sie sich frisch. Man nennt sie Wickelgreise.

Der Beschönigungsdichter.

Der alte Dichter haßt mit Leidenschaft das Wahre,
drum färbt er die Natur und sich die eignen Haare.

In der Belagerung.

Ausfällig wirst du erst, dünkt dich schon das Gemäuer
des eignen Festungswerks nicht mehr so recht geheuer.

Digitized by Google

Im Zeichen des Verkehrs.

Den Trauſchein gibt der Staat zur Fahrt ins Ehebett —
ach, gäb er uns doch auch gleich das Retourbillet.

Brieflich.

Mein Freund: im Freudenhaus wird erſt der Mann geachtet,
weil man darinnen nicht nach ſeiner Liebe trachtet —
indes ſonſt überall gefordert wird vom Weibe
für dero Sondergunſt die Seele ſamt dem Leibe.

Fürſtenregel.

Stets ſinne der Monarch, wie er durch tauſend Sachen
an jedem jungen Tag kann von ſich reden machen.
Er rede dies und das, tut es auch manchmal weh —
im ganzen hebt es doch die Popularité.

Der Rechtsſtaat.

Ein Herrſcher dieſer Welt, der alles wohlbedacht,
gibt ſeinem Volk das Recht und nimmt ſich ſelbſt die Macht.

Procul foro.

Du mahnſt, man ſoll Partei im Kampf des Tages nehmen,
ſoll, was man liebt und haßt, zu ſagen ſich bequemen —
ſo dacht ich ehmals auch — heut ärgert mich das Schrein,
heut bleib ich gern zu Haus bei Straßenſchlägerein.

Majorität.

Schlicht dumme Menſchen gibts auf Erden zwar nicht ſelten,
doch häufiger — ach! — ſind die, ſo für verſtändig gelten.

Orthodox.

Du glaubſt an Gott. Warum? Die Bibel lehrt ſein Leben.
Warum glaubſt du dem Buch? Gott hat es uns gegeben.

Digitized by Google

Neue Orthographie.

Im Bibelunterricht kann man der Jüden Taten
und Taten fürderhin nicht auseinander raten.

Geographisches.

Die Ströme trennen nicht die Länder, sie vereinen:
Strumpfbändern gleich, die nie zur Grenze tauglich scheinen.

Naturgeschichte.

Die Kinder bringt der Storch, nur die von Schokolade
schenkt uns der Automat aus ganz besondrer Gnade.

Auf eine leutselige Prinzessin.

Sie läßt sich so herab, daß, wenn nicht alles irrt,
in nicht zu ferner Zeit sie niederkommen wird.

Gelehrten-Nachruf.

Sein Sitzfleisch ward trainiert seit seinem fünften Jahre —
weich in der Wiege lags — hart liegt es auf der Bahre.

Der Ernst des Lebens.

Damits dir Spaß noch macht, mußt du dich schon bequemen,
Das Leben immerhin ein bißchen ernst zu nehmen.

Gedankenheld und Narr.

Der Name Gottes soll aus seinen Schriften weichen,
er will das Wort sogar aus seiner Sprache streichen —
Gedankenheld und Narr, der es noch nicht gelernt hat,
daß Gott es selber ist, der ihn von sich entfernt hat.

Autobiographie.

Frags Kind am Lebensschluß: was war nun dein Gewinn?
Ich war, ich ward und blieb ein rechter Eigensinn.

Digitized by Google

Das ſind wir Fremde.

Das ſind wir Fremde, die das Glück nicht faſſen können,
Das uns die Götter oft ganz ohne Aufgeld gönnen.
Wir predigen innere Not, weil wir uns ſchuldig wähnen.
im Prunk des Sonnenſcheins verſchmachten wir nach Tränen.

Von der Arbeit.

Die Arbeit iſt ein Fluch, ſo nicht in ihre Stunden
des Menſchen letzte Luſt und Hoheit liegt verwunden.

Digitized by Google

Rundschau.

Dresdener Ausstellungsgänge.

Wir schreiten die Freitreppe zur Brühlschen Terrasse empor; es ist Dämmerung, und die Zauberlichter des Übergangs umschweben versöhnend die vergoldeten Gruppen Johannes Schillings. Lieblich breitet sich oben die wohlgepflegte Promenade in reizvoller Unregelmäßigkeit, jetzt ein paar Stufen hinab, dann ein paar Stufen hinauf, dann wieder in sanfter Steigerung, zu schmaleren Wegen gespalten, bis zum Belvedere führend; zuerst eng gefaßt vom Gitter an der schroff abfallenden Uferseite zur Linken und den guten alten oder gutgemeinten neuen Häusern zur Rechten, später sich erweiternd und zu einem ganzen kleinen Stadtteil sich verzweigend. Und von oben her der Blick hinab auf das satte Gelb des Flusses, in dem die Elbdampfer, gravitätisch wie große Enten, dahinplanschen und eben ihre Lichter anzünden, auf den unsagbar feinen Bogen der trutzigen Augustusbrücke, über welche die bunten Laternen der elektrischen Bahnen wie farbige Leuchtkugeln blitzend hinschießen, auf das Barock-Gewimmel alter Dächer und Türme und auf die verschwimmenden Linien der Höhen von Loschwitz in der Ferne.

Welcher Stadtbaumeister schenkt uns heute noch solch eine Anlage? Und welcher Magistrat hätte die Kühnheit, einen Plan zu billigen, der sich so kecklich über alle geometrische Schablone hinwegsetzte? Vergangene Herrlichkeit! So gut gelaunt sind um 1900 weder die Fürsten noch die Väter der Kommunen noch die Architekten. Die alte deutsche Stadtkunst ist verloren gegangen und eine neue noch nicht gefunden. Was immer in dieser öffentlichsten aller Künste geschieht, entlockt Seufzer und Verstimmung. Wird etwas Neues geschaffen, so erfolgt es unter der stumpfsinnigen Despotie einer öden Korrektheit, jedoch ohne die Fähigkeit der Romanen, aus dieser Korrektheit selbst große Gesichtspunkte zu entwickeln. Wird innerhalb des Bestehenden und Überlieferten umgestaltet, so werden die elementarsten Gebote der Pietät verletzt; aber wo sie nicht verletzt werden, ist es fast noch böser, und nüchternes Wissen soll dann lebendiges Gefühl für Tradition und organisches Werden ersetzen. Von den Alpen bis zum Belt der gleiche Geschmacksbankerott. Und unter seinen Fittichen ein Geschlecht, das ohne Heimatsempfinden und Vaterhauserinnerungen aufwächst, mürrische Etagennomaden, die zumeist ganz abgestumpft sind und gar nicht mehr wissen, wie viel Schönes ihnen genommen ist.

Wenn die ehrenfesten Herren Oberbürgermeister und Bürgermeister, die in diesem Sommer gelegentlich der „Deutschen Städteausstellung" so zahlreich nach Dresden wallfahrten, fleißig auf der Brühlschen Terrasse spazieren gehen, so müssen sie recht nachdenklicher Stimmung werden. Denn gerade diese Ausstellung hat den schlimmen status quo, wohl ohne es zu wollen, einmal so deutlich dargestellt und ihn noch dazu durch Hinweise auf den status quo ante, sicherlich oft gerade entgegen ihrer Absicht, so besonders hell beleuchtet, daß auch den vorbereiteten Besucher noch ein Schrecken faßte.

Die originelle Ausstellung hat in einer imponierenden Übersicht gezeigt, was die neue Zeit den deutschen Städten Positives gegeben hat. Niemand wird den enormen Wert dessen unterschätzen, was kluge und geniale Männer für Reinlichkeit, Gesundheit, Sicherheit, Bequemlichkeit, für Kanalisation, Krankenpflege, Schulwesen, Hygiene, Volksbildung, Verkehrserleichterung, Polizei und Feuerwehr, für Hafenanlagen und Flußregulierungen, für soziale Fürsorge und Beschaffung wissenschaftlichen Materials zu weiteren Vervollkommnungen ersonnen und getan haben. Die Fundamente einer modernen, aus unerhörten technischen Fortschritten und

Digitized by Google

früher unbekanntem sozialem Geist geborenen Kultur sind in den Boden unserer Städte eingesenkt. Aber sobald es sich darum handelt, diesen neuen Geist des inneren Mechanismus auf dem äußeren Antlitz durchleuchten zu lassen, ihn zu ästhetischem Ausdruck zu steigern, daß er mit dem aus bodenständigen Überlieferungen erzeugten genius loci eine feine Mischung einzugeben imstande wäre, — da versagt die Kraft. Nur gelegentlich, wenn einmal eine günstige Konstellation eintrat, leuchtet in Fällen, wo die Notwendigkeit dazu zwang und die Sachlichkeit des Gegenstandes stark genug war, allen Ungeschmack zu besiegen, die Küste des Zukunftslandes auf. Etwa bei einer Hochbahnanlage, einem Warenhause, einem Zollamt, einem Bahnhof, einer Brückenkonstruktion, einer verwickten Hafenmelioration. Auch etwa bei einer Kolonie von Arbeiterhäusern, wo die gebieterischen Forderungen der Hygiene und — der Sozialdemokratie zum Ein- und Zweifamilienhaus führten, das für das mittlere Bürgertum noch ein frommer Wunsch ist. Hier setzt denn auch unsere Hoffnung ein. Aber wo der Charakter des Objekts sich nicht mit solcher, oft im doppelten Betracht „eisernen" Notwendigkeit zwingend durchzusetzen vermag, wo dem individuellen Geschmack des Bearbeiters Raum gelassen wird, — welche Verwilderung ist da unter der Maske äußerlicher Nettigkeit, welche Barbarei unter der Hülle trivialer Schablonengelehrsamkeit, welche Leere hinter verlegener Überladung, welche Armut hinter protzigem Scheinreichtum! O diese Postämter! Diese Rathäuser! Diese Platzanlagen! Diese Gerichts-, Verwaltungs-, Parlaments-, Theatergebäude! Diese Kirchenbauten! Diese ††† Denkmäler! Und schließlich diese bürgerlichen Wohnhäuser! Lieber Baumeister Solneß, der du „Heimstätten für Menschen" schaffen wolltest, warum mußtest du dem tödlichen Schwindelanfall erliegen, ehe du uns deine Pläne näher entwickelt hattest! —

Wenn die deutschen Oberbürgermeister und Bürgermeister auf jenem Gang über die Brühlsche Terrasse das Gebäude der Akademie betraten, konnten sie einen neuen Beweis dafür erhalten, daß es ja doch auch eine moderne künstlerische Kultur bereits gibt, die sehr wohl Lust hätte, sich mit den zukunftsstarken Elementen der technisch-sozialen Kultur zu vermählen. Dort haben die Dresdener Künstler, für dies Jahr eben durch die Städteausstellung aus ihrem schönen Hause im Großen Garten verdrängt, eine „Sächsische Kunstausstellung" etabliert, die mit dem Geschick und Geschmack des Arrangements, das man in Dresden schon kennt, ein Segment des heutigen deutschen Kunstzustandes darbietet. Es ist wieder eine kleine Idealausstellung geworden, die in engerem Rahmen den großen Unternehmungen von 1897, 1899 und 1901 nichts nachgiebt. Die äußere Form, in der sie sich präsentiert, ist schlechthin vorbildlich. Es galt, ein gräuliches Gebäude zu überwinden; aber die Schwierigkeiten stachelten die Kraft. Eine Vorhalle von diskreter Feierlichkeit, die dazu anregt, die mitgebrachte Alltagsstimmung mit den Regenschirmen in der Garderobe abzugeben, führt in eine Flucht verschieden großer, hie und da amüsant geteilter Räume mit vorzüglichem Licht und einem ganz schlichten dekorativen Schmuck, der lediglich in klug abgetönten, lebhaften und doch nicht unbescheidenen koloristischen Akkorden besteht: rötliche Wand und gelber Fußboden, dunkelgrauer Bilderfond und blauer Teppich, dann ein Hellgrau und ein sattes Rot, ein Blau und ein zartes Grün, ein keusches Weiß und ein mildes Blau (für Zeichnungen und Aquarelle) und so fort — eine Kette von schönen bunten Steinen, aber nicht von einem Händler, sondern von künstlerischem Geschmack gefügt. Und in diesem Gewande nun eine sorgsam gesiebte Sammlung erlesener Proben moderner Bemühungen, die um so angenehmer überrascht, als die gute „Kunstgenossenschaft", die sonst allenthalben bei derartigem Amte versagt, diesmal in Dresden die Oberhoheit und die Leitung hatte. Das Prinzip der Beschränkung auf das „Sächsische" wurde so erweitert, daß auch die Kinder der zur Zeit innerhalb des grünweißen Grenzbanns Weilenden liebevolle Aufnahme fanden — frei nach dem Code Napoleon: Tout enfant né en Saxe est Saxon —, und erwies sich dadurch so dehnbar, daß es an Abwechslung nicht gebricht.

Drei Sachsen von europäischem Rufe führen: in der Gemäldeabteilung Uhde, bei der Plastik Klinger, in den graphischen Kabinetten Th. Th. Heine. Uhde nimmt einen Ehrenplatz ein; man hat ihm im Hauptsaal eine ganze Wand eingeräumt, wo er mit einer Reihe neuer und älterer malerischer Studien erscheint; es ist ihm in jüngster Zeit etwas bange geworden vor den Erfolgen seiner Bibelbilder, und er will sich und sein Publikum ein bißchen in Zucht nehmen, möglichst wenig als Erzähler und möglichst eindringlich als Maler auftreten. Klinger erscheint mit zwei neuen Skulpturen, die seit langem angekündigt wurden: mit der großen Büste von Georg Brandes und dem Athleten. Sie haben beide das Janusgesicht der meisten Bildhauerarbeiten Klingers: große, eigenwillige, stark wirkende Auffassung auf der einen und nicht einwandfreie technische Behandlung auf der andern Seite. Das geistreich-nervöse Gesicht von Brandes, höchst charakteristisch in Ausdruck und Kopfhaltung, ist glänzend im Plan; es lüpft sich wieder ein Vorhangseckchen über rumorendem Seelenleben. Aber die Übertragung der ausge-

Digitized by Google

wählten Flächen und Linien in überlebensgroßen Maßstab ist nicht frei von Unzulänglichkeiten und leeren Partien. Der Athlet ist sehr merkwürdig in seiner bizarren Stellung, seinen ungewöhnlichen Silhouetten und kecken Überschneidungen, im Ganzen die originelle Auffassung eines rein formalen Körperproblems. Aber das Plastische daran zerflattert doch in Zwitterhaftigkeit; zur impressionistischen Wirkung ist es nicht summarisch genug, zum skulpturalen Genießen nicht naturandächtig genug. Klinger ist immer noch nicht auf der letzten Sprosse des bildhauerischen Ausdrucks, den er sucht, angelangt. Das darf man doch wohl ruhig sagen, gerade wenn man seinem Ringen, dessen Zeuge man ist, mit froher Bewunderung zusieht. Daß Th. Th. Heine, der sein teures sächsisches Heimatland in seinen erbarmungslosen Späßen stets mit besonderer Liebe aufs Korn nimmt, hier mit einer ganzen Kollektion himmlischer Ungezogenheiten zu Worte gekommen ist, mag der Leitung der immerhin halb offiziellen Ausstellung als besonderer Ehrentitel angerechnet werden. Daneben drängt sich eine ganze Schar anderer „Sachsen", die etwas Eigenes zu sagen haben. Die Bekannteren, mit Kuehl an der Spitze und Bantzer, Sascha Schneider, Unger, Richard Müller, Paul Baum, Lührig, Pietschmann, Strathmann, Stremel, Prell (der mit einer großen getönten Marmorskulptur „Aphrodite" in Klingers Bahnen einbiegen möchte) als nächstes Gefolge, bestätigen die bereits gefesteten Vorstellungen von ihrer künstlerischen Persönlichkeit. Bei den Unbekannteren aber melden sich ein paar homines novi mit Alarmsignalen zum Worte, an denen man nicht vorübergehen darf, darunter etwa Paula von Blanckenburg, eine Bildnismalerin von Geschmack und Temperament, oder Waldemar Rösler, ein noch etwas wilder Impressionist, den man sich merken wird. Es ist im Ganzen mehr das hohe Niveau, das zu rühmen ist, als pompöse Einzelüberraschungen.

Dennoch hat auch diese Dresdner Kunstausstellung dafür gesorgt, daß ihr Andenken sobald nicht verblassen wird. Ihre Vorgängerinnen hatten sich ihre „Clous" durch allerlei Sonderveranstaltungen gesichert: 1897 hießen sie „Constantin Meunier" und „Modernes Kunstgewerbe", 1899 „Lukas Cranach" und „Meißner Porzellan", 1901 war die „Porträtausstellung" der große Trumpf. In diesem Sommer aber fügt er sich dem „sächsischen" Rahmen ein und heißt „Ludwig Richter". Die Gelegenheit ergab sich von selbst; denn am 28. September werden hundert Jahre vergangen sein, seit der liebe Meister von Dresden geboren ist, und eine würdigere Form, diesen Gedenktag zu begehen, konnte nicht gefunden werden. Das Gelingen des Planes war in dem Augenblick entschieden, da Karl Wörmann sich seiner annahm. Die Schwierigkeiten lagen hier nicht, wie sonst, in dem Mangel, sondern in der Überfülle an Material. Die Reproduktionen, die nach Richterschen Zeichnungen in die Welt gegangen sind, vor allem die Holzschnitte, deren man allein weit über dreitausend gezählt hat, dann die Lithographien, Stiche, Radierungen, mußten zunächst überhaupt fortbleiben; eine Auswahl davon führte Lehrs im Kupferstichkabinett als Ergänzung vor. Aber auch für die Originalzeichnungen und aquarellierten Vorlagen zu den Vervielfältigungen, mit denen man sich bescheiden mußte, reichte der Raum nicht entfernt aus; nicht einmal die wichtigsten Sammlungen solcher Richterscher Arbeiten, die der Nationalgalerie, des Herrn Finsch in Berlin, des Herrn Eichorius in Leipzig, konnten in ihrer ganzen Ausdehnung Aufnahme finden! So hieß es auch hier mit Umsicht wählen. Vollständigkeit ließ sich nur bei den Gemälden und Skizzen erstreben, und hier ist sie in der Tat fast erreicht. Es war kein kleines Stück Arbeit, alles das zusammenzubitten, zu sichten, zu ordnen, zu katalogisieren.

Was dabei zustande kam, ist nun allerdings ein Extrakt aus Ludwig Richters Lebenswerk geworden, wie man ihn kaum wieder antreffen wird. Weit öffnen sich die Tore zu der reinen, friedlichen Welt dieses wundervollen Künstlers und Menschen, dessen Art so deutsch war wie die sanften Bergzüge des Thüringer Waldes und die Schluchten der sächsischen Schweiz, in deren romantischen Revieren Richter sich vom Klassizismus zur Heimat bekehrte. Es ist eine Welt der Innigkeit und Traulichkeit, des stillen Glücks und der tief empfundenen Herzensfrömmigkeit, voll tiefer und doch bescheidener Sehnsucht und arbeitsamer Tüchtigkeit, von Volksliedmelodien und Choralakkorden durchklungen, eine harmonische Welt voll dankbaren Vertrauens zu der gütigen Natur und dem milden Gott-Vater, der seine Engel zu den Menschen herabsendet, zumal zu den Kindern, deren Unschuld und Unbewußtheit er besonders liebt, eine Welt der Märchen und Volkserzählungen, der Sagen und Sänge und der harmlosen Fröhlichkeit. Hier gibt es keine schrillen Dissonanzen, kein wildes Pochen des Bluts und kein stürmisches Aufbegehren, kein Zweifeln und Verzweifeln, kein inneres Ringen, keine rauschende Pracht und keine Schrecken des Abgrunds — für alle diese Stimmungen, ohne deren Spiegelung die deutsche Kunst uns arm erscheinen würde, ist bei ihm kein Platz. Doch in jenen andern Provinzen der deutschen Seele hat er als unumschränkter Herr und Fürst gewaltet, mit unermüdlicher Erfindungskraft in immer neuer Form ihren Gefühlsinhalt ausschöpfend und wieder gestaltend, auch ihre Alltäglichkeit emporhebend und verklärend.

Digitized by Google

Die Ausstellung liest uns ein praktisches Kolleg über den ganzen Entwicklungsgang Ludwig Richters. Aus dem Versteck der Sammlermappen hervorgezogene Zeichnungen aus seiner Kindheit und ersten Jugend, bei aller Unbeholfenheit schon erfüllt von einer tiefen Liebe zur Natur, bringen uns zu dem Suchenden auf den Anfang seiner Bahn. Langsam erweitert sich sein Gesichtskreis auf der Reise nach Frankreich und an die Riviera mit dem russischen Fürsten Narischkin und auf der Fahrt über die Alpen nach Rom, wo er als Zwanzigjähriger einzieht. Dort nehmen ihn die romantischen Neuklassizisten in Beschlag, und Italien wird über ein Jahrzehnt seine Parole. Als eine Reiseerinnerung noch entsteht in Rom sein erstes Ölbild „Der Watzmann", dann geben die Streifzüge durchs Albaner- und Sabinergebirge und hinab bis Neapel und Paestum die Motive, die er mit ehrlicher Empfindung malt. Auch als er nach Dresden heimkehrt, bleibt er noch im Bann der römischen Schule, bis es ihm im Jahre 1835 auf jener Reise durch die sächsische Schweiz wie Schuppen von den Augen fällt. Nun entdeckt er die Schönheit und Eigenart des heimischen Landes, die Poesie des deutschen Lebens, den vernachlässigten Reichtum des Umgebenden und Gegenwärtigen. Er trotzt den Schulbegriffen seiner Zeit, und nur Natur und Leben erkennt er von jetzt als seine Lehrmeister an, nur sie empfiehlt er, ein mit Kopfschütteln betrachteter Neuerer, seinen Schülern. So hat Ludwig Richter, der heute oberflächlicher Betrachtung und hochmütig-einseitiger „Modernität" lediglich altfränkisch und philisterhaft erscheinen mag, an der Eroberung der modernen Welt für die Malerei wacker Anteil genommen. Und nun entstehen seine herrlichen deutschen Bilder. Die „Überfahrt zum Schreckenstein" mit ihrer versonnenen Romantik, der „Teich im Riesengebirge" in der Nationalgalerie mit seiner an Schwind gemahnenden Rübezahlstimmung, das Waldgedicht der „Genoveva", der „Brautzug im Frühling", dies klingende, jubilierende Lenzlied aus minneroher Vergangenheit. Allmählich aber tritt die Malerei in den Hintergrund, und es beginnt Richters schier unübersehbare Tätigkeit für den Holzschnitt, erst für die Buchillustration und dann für seine selbständigen „Folgen", in denen er mit einfachen, reinlichen Linien das deutsche Bürger- und Philistertum durch alle Stadien seines Alltagslebens geleitet, durch alle Jahres- und Tageszeiten, durch die beschauliche Stille des Sonntags und die heilige Freude des Weihnachtsfestes, durch seine Gebete und sein Familienglück. Auch das Schlichteste und Unbedeutendste, das ihm dabei begegnet ist, hat er leise, leise, fast unmerklich mit einem goldenglänzenden Schimmer von Poesie umwoben und seinem Volke reinen Herzens einen wundersamen Schatz echtester und edelster Volks- und Hauskunst hinterlassen. —

Drei Elemente modernen Lebens sind es, die uns in den Dresdner Ausstellungen dieses Jahres begegnen: die technisch-soziale Kultur der Städte, die ausdrucksreiche, dem verfeinerten Empfinden unserer Sinne und Seelen nachspürende Kunst der international gebildeten jüngeren Künstlergeneration, und die spezifisch deutsche Note Ludwig Richterschen Gepräges, die uns an den Boden erinnert, auf dem wir stehen. Noch halten sich die drei Elemente isoliert. Aber vielleicht nähern sie sich einmal; es könnte wohl aus ihrem Dreiklang der Keim zu der Kultur der Zukunft erstehen, nach der wir uns sehnen.

M. O.

Kunst und Recht.

„Das Recht des bildenden Künstlers und des Kunstgewerbetreibenden" nennt sich eine Broschüre von Bruno Wolff-Beckh (Steglitz, Verlag von Friedr. G. B. Wolff-Beckh), die in juristischen Paragraphen geschrieben ist, aber dem Nachdenklichen mancherlei zum Nachdenken gibt. Wir befinden uns gerade in der Gesetzperiode für Schutz von Literatur und Kunst. Die Industrie formt sich ihren Verkehr mit geistigen Werten und künstlerischen Schöpfungen und die Ästhetik hat das Vergnügen, dabei einen Prozeß zu beobachten, der vielleicht das wichtigste von allen Wirtschaftsproblemen aufrollt. Nicht nur, daß etwas Geistiges in Handelswege sich leiten läßt, sondern das dieses Geistige dabei selbst seine reinere Gestalt gewinnt, ist überaus merkwürdig.

Man kann sich den Vorgang nur geschichtlich ganz klar machen. Die Verbindung von geistiger Schöpfung und Handelsmonopolisierung ist eine ganz allmähliche. Es herrscht zuerst gar kein Begriff davon, daß das Geistige überhaupt Besitz, Eigentum darstellt. Was einer erdacht und selbst was er geformt hat, fliegt rhapsodisch durch die Welt. Die Historiker schreiben halb mythisch, die Helden des Thukydides halten imaginäre Reden, die homerischen Gedichte gehören dem Volke, die plastischen Arbeiten werden als Typen unendlich oft wiederholt und Kopisten setzen ihren Namen ruhig auf eine Wiederholung des polykletischen Doryphoros-kopies. Die Arbeit selbst wird bezahlt, die Kunst nicht. Schriftstellerhonorare kennt erst das kaiserliche Rom, das die Verlegerindustrie auszubilden beginnt. Aber noch in der Reformation ist es nicht Sitte, sich ohne weiteres eine schriftstellerische Arbeit bezahlen

Digitized by Google

zu lassen. Und noch heute hat es etwas Aristokratisches, für die Allgemeinheit, ohne Industrienutzen künstlerisch tätig sein zu können.

Die Industrie rückt Schritt für Schritt ins künstlerische Gebiet ein. Sie bewertet immer geistigere Dinge. Zuerst ist das Buch Handelsobjekt, dann geht die Berechnung vom schriftstellerischen Eigentum, vom Autor aus, dem sein Besitz geschützt wird. Die Musik macht denselben Prozeß durch. Bei dem Schutze der bildenden Kunst stehen wir heute. Die Vervielfältigung hat als Druckverfahren zuerst ihre gesetzlichen Schutzformen erhalten, das Original selbst wartet noch auf eine Lösung der Frage, wie weit sogar die Idee vor der Form zu schützen sei. Gewöhnlich geht man nur bis zur Form. Man sagt sich, daß es nicht angeht, ein bestimmtes Produkt der Phantasie als solches zu schützen, sondern daß nur die greifbare äußere Form patentiert werden könne. Doch wer weiß, ob dies das Ende ist. Die Griechen hielten für ein Kunstobjekt nur ein sinnfälliges Stück Marmor oder Malerei oder Gedicht, die Idee ist vogelfrei. Wir haben heut schon einen ausgeprägten Sinn für Originalität des Gedankens und der Einbildungskraft und rangieren, auch ohne gesetzlichen Schutz, dasjenige Kunstwerk niedriger ein, das der persönlichen Selbständigkeit ermangelt. Damit sind wir zunächst wenigstens moralisch von dem Eigentumsbewußtsein der bloßen Form in das der Idee eingetreten. Man glaubt noch allgemein, daß die Idee sich bei diesem moralischen Schutz begnügen müsse. Aber man braucht nur den Begriff vom unlauteren Wettbewerb etwas weiter auszudehnen, um von einer Schutzgesetzgebung originaler Phantasie nicht mehr allzu entfernt zu sein. Ich werde zuletzt einen Fall erwähnen, aus dem hervorgeht, daß unsere Gesetze noch nicht genügen, die originale Aufführungsform eines Dramas als künstlerische Idee zu schützen.

Ganz im Unklaren sind wir noch bei der Architektur. Erfindungen, selbst Geschmacksmuster lassen sich längst schützen, aber eine Entscheidung, wie weit ein Bau das geistige Eigentum eines andern mitbenutzt, ist noch garnicht gesetzlich zu fassen. Das Kunstgesetz vom 9. Januar 1876 erklärte ausdrücklich, daß es auf die Baukunst keine Anwendung finde. Doch man fängt schon an, durch Essais, durch Vereinssitzungen sich über die Frage zu unterhalten, wie weit der Architekt, der Dekorateur sich geistig so schützen könnte wie der Dichter und Musiker. Ein Zeichen der Zeit! Der „Stil“ früherer Bauwerke war nicht zu schützen und sollte auch Allgemeingut sein, das war sein Wesen. Wir bestreben uns heut auch in dieser monumentalen Kunst individuell zu werden und sofort taucht die Frage des Urheberschutzes auf.

In demselben Maße, in dem die Künste individueller werden, und in derselben Reihenfolge, in der sie es werden, unterwerfen sie sich der Industrie — ein Widerspruch, der im Grunde keiner ist. Denn die Industrie steigert die Originalität. Ja sie ruft sie sogar. In der Bestellungskunst liegt nichts daran, Persönlichkeit zu geben. In der Originalkunst kommt alles darauf an, aus sich selbst schaffen und zwar ruhig und sicher schaffen zu können. Die Industrie verfeinert und vergeistigt die Kunst und der Erfolg, der auf dem großen Markte von Angebot und Nachfrage erzielt wird, ist — wenn er wirklich künstlerisch ist — viel tiefer und nachhaltiger als derjenige, den die Gunst laienhafter Auftraggeber verspricht. Wenn in diesem Prozeß das Schutzgesetz immer mehr von der Form, der bloßen sinnfälligen Gestalt zur Idee selbst vorwärtsdringt, so ist dies zugleich Zeichen und Antrieb der Kunstsublimierung. Es ist der Weg vom Recht auf das Bucherexemplar zum Recht auf die Buchauflage, von diesem zum Recht des Autors und schließlich zum Recht des Ideenbesitzes. Der freie Buchdruck, der Raubdruck, die Verlagsausnutzung, die Honorierung des Anteils, schließlich die Monopolisierung eines Autors sind Stufen der Industrie und der steigenden Persönlichkeit. In dem Augenblick, da die Schriftstellerei eine Kunst wurde wie andere, mußte sie industrialisiert werden, um persönlich zu wachsen. So lange ihr an diesem Recht der Persönlichkeit etwas lag, blieb ihr nichts anderes übrig, als es zu schützen.

Man darf nicht vergessen, daß auch dies nicht das letzte ist. Von gewissen industriellen Proletarisierungen oder Erniedrigungen ist weniger die Rede, sie sind entweder notwendige Begleiterscheinungen, Übergriffe in Grenzgebiete, oder schließlich mit Takt zu vermeiden. Auch gewisse groteske Übergangszustände sind nebensächlich, wie z. B. daß heut eine Kopie eines Bildes in Plastik oder eine Kopie öffentlicher Denkmäler in einer anderen Kunstform nicht verfolgt wird, oder daß für Muster und Modelle, die in gewerblichen Anstalten entstehen, der Anstaltseigentümer als Autor gilt, wie einst der Stifter, nicht der Dichter der Theateraufführung in Athen als Sieger im Wettkampf geehrt wurde. Nein, das Ende liegt in der logischen Unmöglichkeit, ständig weiter das Ideale, statt des Formalen schützen zu müssen. Heut sind wir mit dem Schutz der Originalität noch nicht fertig, aber das letzte Urhebergesetz wird das Signal zur Aufhebung dieser ganzen Philosophie sein, die den einzelnen Geist vor seiner nichtindustriellen Ausnützung bewahren will. Es wird umschlagen. Es wird eine Epoche kommen, die den individuellen Geist als Teil des Menschengeistes verehrt, verwertet und glücklich macht. Die Kugel, die jetzt

Digitized by Google

noch nach der Grenze der Persönlichkeit hinrollt und hinrollen soll, wird von dieser Bande abprallen und im entgegengesetzten Winkel ihren Weg zurücknehmen. Dafür ist im Bau dieses Gedankens selbst gesorgt.

Erst dann wird und darf die Frage des postmortalen Autorschutzes allgemein beantwortet werden. Heut wäre es eine Hemmung unserer Persönlichkeitskultur, wenn wir ohne individuelle Behandlung den Schutz geistigen Eigentums vor und nach dem Tode zu Gunsten einer Popularisierung aufgeben wollten, die unter den jetzigen Umständen und Zielen nur ein verzerrtes Gefühl darstellt. Wir haben den Schutz der Persönlichkeit auszubauen, damit wir sie einst überwinden dürfen. Die individuelle Behandlung aber erreicht man nur, indem man bis zur Idee des Kunstwerks aufsteigt. Und so lange dies nötig, ja heilig ist, bleibt es eklig, wenn in New-York unsere persönlichsten deutschen Schöpfungen vor die Masse geschlagen werden dürfen oder durch ein Normalgesetz von Schutzfristen der letzte Rest des großen Wagnerschen Gedankens, die Isolierung eines repertoireunmöglichen Werkes auf eine Stadt, ein Theater, eine einzige Stimmung fallen sollte. In diesem Falle wurde es klar. Was soll das Recht? Es soll nicht die Uniformierung unterstützen, die heut tödlich wäre, sondern die Individualität der Form und des Gedankens. Bevor nicht die Möglichkeit gegeben ist, den künstlerischen Willen eines Autors, der in der Form der Aufführung eines bestimmten Werkes seinen persönlichen Ausdruck gefunden hat, vor diesem Allerweltssack der Volksliteratur zu bewahren, ist die Epoche des Autorschutzes noch nicht entfernt ihrem Problem gerecht geworden. Die Schablone der dreißig Schutzjahre ist schlimmer als die Schutzlosigkeit der Outsider von Berner Konventionen. Künstlerische Ideen, deren Wesen die Gebundenheit des Orts und die Ungebundenheit der Zeit sind, können nicht dadurch geschützt werden, daß man ihnen den Ort freigibt und die Zeit abbindet.

O. B.

Das Tagebuch von Delacroix.

Der Verlag von Bruno Cassirer, Berlin, läßt seit einiger Zeit eine „Bibliothek ausgewählter Kunstschriftsteller" erscheinen, die sehr nützlich ist. Man scheint vor allem an Uebersetzungen von ausländischen berühmten Schriftstellern und Tagebücher von Malern zu denken, und so wird der deutschen Literatur, die ja jetzt nicht mehr bloß die fremden Dichter, sondern auch Ruskin, Emerson, Wilde, Pater, selbst Plato in seinen Ausgaben sich einverleibt, ein neuer wichtiger Besitzstand zugeführt. Die ersten beiden Bände enthalten, von Heilbut eingeleitet, die Kunstaufsätze Zolas und einen Auszug aus dem Journal des Delacroix. Also gute Pendants. Ein Dichter, der aus allgemeiner Parteinahme auch über Malerei redet, und ein Maler, der aus allgemeinen Interessen auch über Literatur spricht.

Delacroix scheint eine moderne Seele zu sein. Denn er ist Maler, Musiker und Schriftsteller — das erste offiziell, das zweite halbamtlich, das dritte in stiller Vergnügtheit. Andere haben diese drei Künste anders gemischt, aber ihre Vereinigung stimmte sie stets zu Koloristen, die nicht für die Akademie der Linie, sondern für die nüancierte und sich wandelnde Farbe Organ hatten, nicht für die Logik und Konsequenz der Schönheit, sondern für ihren Stimmungswert und ihre Möglichkeiten, in das Erlebnis einzugehn.

Man könnte von dem Tagebuch eines Delacroix danach mehr erwarten: nicht bloß Andeutungen einer feingestimmten Seele, die man sich aus modernen Verwandtschaftsgefühlen mühsam zusammensucht, sondern das große Klingen einer Musik, die zeitlos und wahrhaft romantisch ist. Solche Hoffnungen erfüllt es nicht. Es ist nicht einmal bedeutend und souverän, es blitzt nur einige wenige Male und selbst gegen Ende, da der Geist weitere Horizonte erhält und der Künstler mit einem spottsüchtigen Publikum zu kämpfen hat, gehen die Wogen in leichtem West. Psychologisch ist das nicht ohne Interesse. Delacroix ist im Grunde Maler und er sucht nach Form und Ausdruck, wie die Besten seines Metiers. Er ist nicht sehr scharf, sondern ein wenig musikalisch, und er ist nicht reinsinnlich, sondern „allgemeiner gebildet". So kommt keine sonderlich aufregende Mischung heraus, es stören sich die Ingredienzen, statt sich zu heben. Es gibt Malerbücher, die uns menschlich viel näher stehen — wie Feuerbach. Und es gibt solche, die viel feinere analytische Sinne zeigen, wie Fromentin. Und wieder solche, die theoretisch schärfer gefaßt sind, wie Klinger oder Hildebrand. Delacroix' Schreiben ist ein Dämmern ohne Tiefe und ohne Klarheit und ohne Menschenblick, seine Widersprüche schillern nicht, seine Entwicklung geht nicht nach innen, er hat nur glückliche Momente. Die Romantik seiner Malerei ist nicht viel anders. In algerischen Bildern enthüllt sich das Organ für moderne malerische Schönheit, aber die Farben des Dantebildes oder des Chiosgemetzels haben nur eine kunsthistorische Bedeutung, ihre Musik ist verblaßt. Ich hatte auf der Centennarausstellung in Paris nicht den Eindruck, daß Delacroix die Schotten vorausnimmt, sondern nur daß er, wie so viele, in den Skizzen einen

Digitized by Google

frischen Farbensinn beweist, den das Bild häufig auf das stilübliche Maß reduziert.

Ganz dasselbe zeigt sein Tagebuch. Er ist frei von der Tradition, er sieht gut und interessant und, was ihm die Weichheit seines Naturells erlaubt, geht davon noch ins Bild über. Poussin und Lesueur (!) bleiben für ihn historische Ideale. Er glaubt, daß diese den modernen Schulen, die mit der Konvention gebrochen haben, die Wege weisen. In Wirklichkeit ist er von Rubens viel abhängiger. Dieser große Virtuose der Stoffe und der Reflexe hat es ihm nicht anders angetan, wie den übrigen alten Romantikern. An Rubens studiert er das, was ihn von der Starrheit der Davidschen Schule mit ihren coordinierten bestimmten Tönen entfernen soll: die Halbtöne. „Wie kommt es, daß ich erst jetzt (1850) merke, wie sehr Rubens mit den Halbtönen arbeitet, besonders in seinen guten Werken? Seine Skizzen hätten mich darauf bringen müssen. Ganz im Gegensatz zu Tizian legt er die Figuren als Ton an und läßt sie dunkel auf dem hellen Grunde stehen. Den Hintergrund macht er hinterher und zwar, bei seinem Streben nach starker Wirkung, sehr dunkel, damit das Fleisch außergewöhnlich hell wirke. Der Kopf des Christus (Antwerpen), der des Soldaten, die Beine des Christus und die des hingerichteten Mannes sind sehr farbig in der Anlage und Lichter nur an wenigen Stellen aufgesetzt. Bei der Magdalena scheinen die Augen, Wimpern, Brauen, Mundwinkel ins Nasse hineingezeichnet. Gegensatz zu Veronese."

So sieht er die alte Kunst an. Ihn interessiert das Problem, wie man gebrochene Töne am sichersten erhält. Das ist das moderne Gefühl in Delacroix. So übt er sich auf die Harmonie und die Bedeutung der Reflexe ein. Und dies ist ein Punkt, in dem er sich entwickelt. In der ersten Zeit ist er ganz nur von der sachlichen Wirkung der Halbtöne eingenommen, studiert, wie sie aus dem tonigen Untergrund oder aus einer gleichmäßigen Palettenmischung oder aus dankbarer Modellstellung resultieren. Später wird ihm klar, daß die akademische Zusammensetzung von bloßem Licht mit bloßem Schatten viel zu stofflich verfährt. „Je mehr ich über die Farbe nachdenke, desto mehr entdecke ich, wie sehr der reflektierte Halbton das herrschende Prinzip sein muß, weil tatsächlich er es ist, der den wahren Ton gibt, den Ton, der die Valeur ausmacht, der in dem Gegenstand spricht und ihn existieren läßt." So gelangt er zu jener berühmten Codificierung moderner Malprinzipien, die ihn theoretisch unter die Väter des Impressionismus eingereiht hat. In dem Entwurf eines Malereilexikons findet man die frappantesten Stellen. Es gibt eigentlich gar keine Schatten, es gibt nur Reflexe, die Begrenzung der Schatten ist immer zu stark, jüngere Personen haben leichtere Schatten. Die Luft ist eine der wichtigsten Reflexverbindungen. Jeder Reflex spielt ins Grüne, jede Schattengrenze ins Violette. Wie starr fängt dieser „Impressionismus" an. Die Schatten werden erleichtert, aber zugleich festgelegt. Wie kann man sagen, daß jeder Reflex ins Grüne spielt — als ob nicht das Grün nur ein Kontrast zu etwas Rötlichem wäre und also alles dunkle rötlich wäre oder alles Licht grün, und die violette Schattengrenze ständig nur zwischen dem Blaurot des Dunkels und dem Gelbgrün des Lichtes vermittelte. Das ist nicht zu docieren. Jede Farbe existiert nur durch eine andere Farbe und diese andere wieder durch andere — man kann Symphonien von Tönen binden, aber sie nicht für jedes Licht und jeden Schatten festlegen. Es war doch noch ein weiter Weg zu Manet.

„Ich sehe von meinem Fenster aus einen Parketeur, der bis zum Gürtel nackt in der Galerie arbeitet. Ich beobachte, indem ich seine Farbe mit der der äußeren Wand vergleiche, wie farbig im Vergleich mit den leblosen Materien die Halbtöne im Fleisch sind. Ich konnte dasselbe vorgestern auf dem Sulpiceplatze beobachten, wo ein Gassenjunge auf die sonnenbeschienenen Figuren der Fontäne geklettert war — mattes Orange im Licht, das lebhafteste Violett in der Schattengrenze, goldige Reflexe in den Schatten, die dem Boden zugewendet waren. Der goldige Ton hatte etwas Grünliches." Das ist eine schöne Stelle, es ist merkwürdig, sich diese Symphonie von Violett und Orange im Auge eines Künstlers von 1856 vorzustellen. Aber wird man nicht mißtrauisch? Es heißt gleich darauf: „Das Fleisch hat seine wahre Farbe nur in der Luft und besonders in der Sonne." Das ist ebenso dogmatisch wie die Ateliermalerei. Delacroix wollte hoffentlich sagen: ein Mensch im Freien muß nicht als Atelierstudie gemalt werden. Er weiß eben noch nicht, daß die Wahrheit eine Steigerung der Subjektivität ist.

Das unterscheidet ihn von uns, daß er seine Freiheit nicht ins Musikalische überträgt, was ihm so nahe gelegen hätte. Er schwärmt von Chopinschen Improvisationen, aber er schwankt, ob man das Bild verdirbt, wenn man es „fertig" macht. Das Opfer der Nebendinge begeistert ihn, aber er entschließt sich doch nicht dazu. Er weiß, daß die Liebe zum Detail und zur Genauigkeit ein Bild töten kann und daß er selbst nur gut malte, wenn er zur Wirklichkeit eine gewisse Distanz gewonnen hatte, aber er überträgt diese Beobachtung nicht auf den gesamten Akkord. Einmal macht er sich weis, man müsse einen Ton an einer Stelle nach der Natur nehmen, und dann das Bild danach einrichten. Warum nicht bloß die Einheit von der Natur ab-

Digitized by Google

strahieren und diese selbst auf subjektive Töne stimmen? Dies ist das Schottische geworden. Er weiß, daß es kein Unrecht ist den Pinsel auf der Leinwand stehen zu lassen und daß das Auge in der Entfernung diese Verschmelzung natürlicher besorgt, als der Maler mit allem Verreiben. Aber er zieht doch nicht die letzten Konsequenzen, obwohl Frans Hals oder Velasquez, dessen flüssige Pastosität er zuerst so bewunderte, längst vorgearbeitet hatten. Sein Wort „worin besteht denn das höchste Ziel der Kunst, wenn nicht im Eindruck?" ist in einem viel niedrigeren Sinne zu verstehen, im Sinne eben eines Ziels, einer ästhetischen Determination.

Ich glaube, daß man Delacroix heut nur wesentlich auf seine Analysen alter Bilder lesen wird. Seine Prophezeiung, daß man einst Rembrandt höher als Rafael stellen wird, steht etwas unvermittelt in seinem Buche. Es fehlt das letzte von Rembrandt. Es bleibt ein gebildeter, empfindender und fortschrittlicher Mensch, der nicht ohne Behagen eines Tages in sein Notizbuch schrieb:

Abends suchte mich dieser schreckliche Dumas, der seine Leute nicht mehr losläßt, auf, ein leeres Notizbuch in der Hand. Gott weiß, was er mit den Notizen machen will, die ich ihm dummerweise gegeben habe. Ich habe ihn sehr gern, aber ich bin nicht von derselben Art und wir streben nicht nach demselben Ziel. Sein Publikum ist nicht das meine. Einer von uns beiden ist sicherlich ein großer Narr.

O. B.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Berlin.
Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

Soziologie der Konkurrenz.

Von **Georg Simmel.**

Aus Entzweiung und Kampf ist unserer Art so viel Leiden und Elend erwachsen, daß das Ideal des pax hominibus aufwachsen konnte, als die Vollendung des menschlichen Seins. Denn fast unvermeidlich gilt unsere Wertung eines Lebenselementes seinem Gesamtbegriff, und nur schwer erkennt sie die völlige Entgegengesetztheit der Bedeutungen an, die einem und demselben je nach seinem Maß, seiner Ausnutzung, seinen Mitwirksamkeiten zu teil wird. Denn das Friedensideal verleugnen nicht nur die des Kampfes frohen Naturen, die in diesem einen definitiven, durch sich selbst gerechtfertigten Wert fühlen; nicht nur der Psycholog, der im Kampf die Äußerung ununterdrückbarer Triebe, ein nicht auszuscheidendes Element des seelischen Lebens, mit all seinen Höhen und Schönheiten erkennt; sondern auch der Soziologe, für den eine Gruppe, die schlechthin zentripetal und harmonisch, bloß „Vereinigung" wäre, nicht nur empirisch unwirklich ist, sondern auch keinen eigentlichen Lebensprozeß aufweist; die Gesellschaft der Heiligen, die Dante in der Rose des Paradieses erblickt, mag sich so verhalten, aber sie ist auch jeder Veränderung und Entwickelung enthoben, während schon die heilige Versammlung der Kirchenväter in Raffaels Disputa sich, wenn nicht als wirklicher Streit, so doch als eine erhebliche Verschiedenheit von Stimmungen und Denkrichtungen darstellt, aus der die ganze Lebendigkeit und der wirkliche, organische Zusammenhang jenes Zusammenseins quillt. Wie der Kosmos „Liebe und Haß", attraktive und repulsive Kräfte braucht, um eine Form zu haben, so braucht auch die Gesellschaft irgend ein quantitatives Verhältnis von Harmonie und Disharmonie, Assoziation und Konkurrenz, Gunst und Mißgunst, um zu einer bestimmten Gestaltung zu gelangen. Diese Entzweiungen sind keineswegs bloße soziologische Passiva, negative Instanzen, sodaß die definitive, wirkliche Gesellschaft nur durch die andern und positiven sozialen Kräfte zustande käme, und zwar immer nur so weit, wie jene es nicht verhindern. Diese gewöhnliche Auffassung ist ganz oberflächlich. Die Gesellschaft, wie sie gegeben ist, ist das Resultat beider Kategorieen von Wechselwirkungen, die insofern beide völlig positiv auftreten. In Wirklichkeit braucht, was zwischen Individuen, in bestimmter Richtung laufend und isoliert betrachtet, etwas Negatives und Abträgliches ist, innerhalb der Totalität der Beziehung keineswegs ebenso zu wirken; denn hier gibt es mit anderen, von ihm nicht berührten Wechselwirkungen zusammen ein ganz neues Bild, in dem das Negative und Dualistische nach Abzug dessen, was es etwa an singulären Beziehungen zerstört hat, seine durchaus positive Rolle spielt. Es würde keineswegs immer ein reicheres und volleres Gemeinschaftsleben ergeben, wenn die repulsiven und, im einzelnen betrachtet, auch destruktiven Energieen in ihm verschwänden — wie es ein qualitativ ungeändertes und reicheres Vermögen ergibt, wenn seine Passiva wegfielen — sondern ein ebenso verändertes und oft ebenso unrealisierbares Bild wie nach Wegfall der Kräfte der Kooperation und

Digitized by Google

Zuneigung, der Hülfeleistung und Interessenharmonie. Wie sich der Kampf in das gesellschaftliche Leben verwebt, wie er als eine besondere Art der Wechselwirkung die Einheitlichkeit der Gesellschaft beeinflußt, die nichts als eine Summe von Wechselwirkungen ist — das wollen diese Betrachtungen für eine eigentümliche Form des Kampfes, für die Konkurrenz, deutlich machen.

Für das soziologische Wesen der Konkurrenz ist es zunächst bestimmend, daß der Kampf ein indirekter ist. Wer den Gegner unmittelbar beschädigt oder aus dem Wege räumt, konkurriert insofern nicht mehr mit ihm. Der Sprachgebrauch verwendet vielmehr im allgemeinen das Wort nur für solche Kämpfe, die in den parallelen Bemühungen beider Parteien um einen und denselben Kampfpreis bestehen. Die Unterschiede derselben gegen andere Kampfarten lassen sich näher etwa so bezeichnen. Die Form des Konkurrenzkampfes ist vor allem nicht Offensive und Defensive — deshalb nicht, weil der Kampfpreis sich nicht in der Hand eines der Gegner befindet. Wer mit einem andern kämpft, um ihm sein Geld oder sein Weib oder seinen Ruhm abzugewinnen, verfährt in ganz anderen Formen, mit einer ganz anderen Technik, als wer mit einem anderen darum konkurriert, wer das Geld des Publikums in seine Tasche leiten, wer die Gunst einer Frau gewinnen, wer durch Taten oder Worte sich den größeren Namen machen solle. Während in vielen anderen Kampfarten deshalb die Besiegung des Gegners nicht nur den Siegespreis unmittelbar einträgt, sondern der Siegespreis selbst ist, treten bei der Konkurrenz zwei andere Kombinationen auf: wo die Besiegung des Konkurrenten die zeitlich erste Notwendigkeit ist, da bedeutet diese Besiegung an sich eben noch gar nichts, sondern das Ziel der ganzen Aktion wird erst durch das Sich-darbieten eines von jenem Kampf an sich ganz unabhängigen Wertes erreicht. Der Kaufmann, der seinen Konkurrenten erfolgreich beim Publikum der Unsolidität verdächtigt hat, hat damit noch nichts gewonnen, wenn die Bedürfnisse des Publikums etwa plötzlich von der Warensorte, die er anbietet, abgelenkt werden; der Liebhaber, der seinen Nebenbuhler verscheucht oder unmöglich gemacht hat, ist damit noch keinen Schritt weiter, wenn die Dame nun auch ihm ihre Neigung vorenthält; einer Konfession, die um den Gewinn eines Proselyten streitet, braucht dieser noch lange nicht darum anzuhängen, daß sie die konkurrierende durch den Nachweis ihrer Unzulänglichkeit aus dem Felde geschlagen hat — wenn ihr nicht aus dem Gemüte jenes Bedürfnisse, die sie positiv befriedigen kann, entgegenkommen. Der Konkurrenzkampf erhält bei diesem Typus seine Färbung dadurch, daß die Entscheidung des Kampfes für sich noch nicht den Zweck des Kampfes realisiert, wie überall da, wo Zorn oder Rache, Strafe oder der ideale Wert des Sieges als solchen den Kampf motiviert. Noch mehr vielleicht unterscheidet sich der zweite Typus der Konkurrenz von anderen Kämpfen. Bei diesem besteht der Kampf überhaupt nur darin, daß jeder der Bewerber für sich auf das Ziel zustrebt, ohne eine Kraft auf den Gegner zu verwenden. Der Wettläufer, der nur durch seine Schnelligkeit, der Kaufmann, der nur durch den Preis seiner Ware, der Proselytenmacher, der nur durch die innere Überzeugungskraft seiner Lehre wirken will, exemplifizieren diese merkwürdige Art des Kampfes, die an Heftigkeit und leidenschaftlichem Aufgebot aller Kräfte jeder anderen gleichkommt, zu dieser äußersten Leistung auch nur durch das wechselwirkende Bewußtsein von der Leistung des Gegners gesteigert wird, und doch, äußerlich angesehen, so verfährt, als ob kein Gegner, sondern nur das Ziel auf der Welt wäre. So verschlingt sich in dieser Form aufs wunderbarste die Subjektivität des Endzieles mit der Objektivität des Endergebnisses, eine überindividuelle Einheit sachlicher oder sozialer Natur schließt die Parteien und ihren Kampf ein, man kämpft mit dem Gegner, ohne sich gegen ihn zu wenden, sozusagen ohne ihn zu berühren;

Digitized by Google

so führt uns die subjektive antagonistische Triebfeder zur Verwirklichung objektiver Werte, und der Sieg des Kampfes ist nicht eigentlich der Erfolg eines Kampfes, sondern eben der Wertverwirklichungen, die jenseits des Kampfes stehen.

Darin liegt nun der ungeheure Wert der Konkurrenz für den sozialen Kreis, falls die Konkurrenten von einem solchen umfaßt sind. Während die anderen Kampftypen: bei denen entweder der Kampfpreis ursprünglich sich in den Händen der einen Partei befindet, oder wo die subjektive Feindseligkeit und nicht der Gewinn eines Preises das Kampfmotiv bildet — während diese Typen die Werte und Kräfte der Kämpfer sich gegenseitig verzehren lassen, und als Resultat für die Gesamtheit oft nur verbleibt, was die einfache Subtraktion der schwächeren Kraft von der stärkeren übrig läßt, wirkt umgekehrt die Konkurrenz, wo sie sich von der Beimischung der anderen Kampfformen frei hält, durch ihre unvergleichliche Kombination meistens wertsteigernd: da sie, vom Standpunkt der Gruppe aus gesehen, subjektive Motive als Mittel darbietet, um objektive soziale Werte zu erzeugen und, vom Standpunkt der Partei, die Produktion des objektiv Wertvollen als Mittel benutzt, um subjektive Befriedigungen zu gewinnen.

Dies ist ein sehr reiner Fall des häufigen Typus: daß für die Gattung, für die Gruppe, kurz für das umfassende Gebilde Mittel ist, was für das Individuum Endzweck ist, und umgekehrt. Zu höchst gilt dies in weitem Umfang für das Verhältnis des Menschen zu der metaphysischen Totalität, zu seinem Gott. Wo die Idee eines göttlichen Weltplanes aufwächst, da sind die Endzwecke des Einzelwesens nichts als Stufen und Mittel, die das absolute Endziel aller irdischen Bewegungen, wie es in dem göttlichen Geiste gesetzt ist, verwirklichen helfen; für das Subjekt aber, in der Unbedingtheit seines Ich-Interesses, ist nicht nur die empirische, sondern auch jene transzendente Wirklichkeit nur ein Mittel für seinen Zweck: sein Wohlergehen auf Erden oder sein Heil im Jenseits, das Glück ruhiger, erlöster Vollkommenheit oder ekstatischer Gotterfülltheit sucht es durch den Gott, der ihm dies alles vermittle; wie Gott als das absolute Sein auf dem Umwege über den Menschen zu sich selbst kommt, so der Mensch zu sich selbst auf dem Umwege über Gott. Für das Verhältnis zwischen dem Individuum und seiner Gattung im biologischen Sinn ist dies längst bemerkt; der erotische Genuß, für jenes ein sich selbst rechtfertigender Endzweck, ist für die Gattung nur ein Mittel, durch das sie sich ihre Fortsetzung über jeden momentanen Bestand hinaus sichere; diese Erhaltung der Gattung, die mindestens gleichnisweise als ihr Zweck gilt, ist für das Individuum oft genug nur das Mittel, sich selbst in seinen Kindern fortzusetzen, seinem Besitz, seinen Eigenschaften, seiner Vitalität eine Art Unsterblichkeit zu verschaffen. In den sozialen Beziehungen kommt das, was man als Harmonie der Interessen zwischen der Gesellschaft und dem Einzelnen bezeichnet, eben darauf hinaus. Das Tun des Einzelnen wird normiert und vorgespannt, um die rechtlichen und sittlichen, die politischen und kulturellen Verfassungen der Menschen zu tragen und zu entwickeln; was aber im ganzen nur dadurch gelingt, daß die eigenen eudämonistischen und sittlichen, materiellen und abstrakten Interessen des Individuums sich jener überindividuellen Werte als Mittel bemächtigen; so ist etwa die Wissenschaft ein Inhalt der objektiven Kultur und als solcher ein selbstgenugsamer Endzweck der gesellschaftlichen Entwickelung, der sich durch das Mittel des individuellen Erkenntnistriebes ververwirklicht; für das Individuum aber ist die ganze vorliegende Wissenschaft samt dem von ihm selbst erarbeiteten Teile ihrer ein bloßes Mittel für die Befriedigung seines persönlichen Erkenntnistriebes. Nun sind allerdings diese Verhältnisse keineswegs immer von so harmonischer Symmetrie; sie beherbergen vielmehr oft genug den Widerspruch, daß zwar sowohl das Ganze wie der Teil sich als Endzweck und demnach den anderen als Mittel behandeln, keines von

Digitized by Google

beiden aber diese Rolle als Mittel akzeptieren will. Daraus ergeben sich Reibungen, die an jedem Punkt des Lebens fühlbar sind und die Zwecke des Ganzen wie der Teile nur unter gewissen Abzügen sich verwirklichen lassen. Das gegenseitige Sich-aufreiben der Kräfte, das dem positiven Ergebnis nicht zu Gute kommt, und die Unbelohntheit und Ungenütztheit der als schwächer erwiesenen bilden derartige Abzüge innerhalb der Konkurrenz, die sonst jene Symmetrie einander entgegenlaufender Zweckreihen so deutlich zeigt.

Allein die inhaltliche Förderung, die der Konkurrenz durch ihre eigentümlich vermittelte Wechselwirkungsform gelingt, ist hier nicht so wichtig wie die soziologische. Indem der Zielpunkt, um den innerhalb einer Gesellschaft die Konkurrenz von Parteien stattfindet, doch wohl durchgängig die Gunst eines oder vieler dritter Personen ist — drängt sie jede der beiden Parteien, zwischen denen sie stattfindet, mit außerordentlicher Enge an jene Dritten heran. Man pflegt von der Konkurrenz ihre vergiftenden, zersprengenden, zerstörenden Wirkungen hervorzuheben und im übrigen nur jene inhaltlichen Werte als ihre Produkte zuzugeben. Daneben aber steht doch diese ungeheure vergesellschaftende Wirkung: sie zwingt den Bewerber, der einen Mitbewerber neben sich hat und häufig erst hierdurch ein eigentlicher Bewerber wird, dem Umworbenen entgegen- und nahezukommen, sich ihm zu verbinden, seine Schwächen und Stärken zu erkunden und sich ihnen anzupassen, alle Brücken aufzusuchen oder zu schlagen, die sein Sein und seine Leistungen mit jenem verbinden könnten. Freilich geschieht dies oft um den Preis der persönlichen Würde und des sachlichen Wertes der Leistung; vor allem bewirkt die Konkurrenz zwischen den Produzenten der höchsten geistigen Leistungen, daß diejenigen, die zur Leitung der Masse bestimmt sind, sich ihr unterordnen: um überhaupt nur zur wirksamen Ausübung ihrer Funktion als Lehrer oder Parteiführer, als Künstler oder Journalist zu gelangen, bedarf es des Gehorsams gegen die Instinkte oder Launen der Masse, sobald diese auf Grund der Konkurrenz die Auswahl unter den Bewerbern hat. Dadurch wird freilich *inhaltlich* eine Umkehrung der Rangordnung und der sozialen Lebenswerte geschaffen, aber das vermindert nicht die formale Bedeutung der Konkurrenz für die Synthesis der Gesellschaft. Ihr gelingt unzählige Male, was sonst nur der Liebe gelingt: das Ausspähen der innersten Wünsche eines anderen, bevor sie ihm noch selbst bewußt geworden sind. Die antagonistische Spannung gegen den Konkurrenten schärft bei dem Kaufmann die Feinfühligkeit für die Neigungen des Publikums bis zu einem fast hellseherischen Instinkt für die bevorstehenden Wandlungen seines Geschmacks, seiner Moden, seiner Interessen; und doch nicht nur bei dem Kaufmann, sondern auch bei dem Zeitungsschreiber, dem Künstler, dem Buchhändler, dem Parlamentarier. Die moderne Konkurrenz, die man als den Kampf aller gegen alle kennzeichnet, ist doch zugleich der Kampf aller um alle. Niemand wird die Tragik davon in Abrede stellen, daß die Elemente der Gesellschaft gegen einander, statt mit einander arbeiten, daß unzählige Kräfte in dem Kampf gegen den Konkurrenten verschwendet werden, die zu positiver Arbeit verwendbar wären, daß endlich auch die positive und wertvolle Leistung ungenutzt und unbelohnt ins Nichts fällt, sobald eine wertvollere oder wenigstens anziehendere mit ihr konkurriert. Aber alle diese Passiva der Konkurrenz in der sozialen Bilanz stehen doch nur *neben* der ungeheuren synthetischen Kraft der Tatsache, daß die Konkurrenz in der Gesellschaft doch Konkurrenz um den Menschen ist, ein Ringen um Beifall und Aufwendung, um Einräumungen und Hingebungen jeder Art, ein Ringen der wenigen um die vielen wie der vielen um die wenigen; kurz, ein Verweben von tausend soziologischen Fäden durch die Konzentrierung des Bewußtseins auf das Wollen und Fühlen und Denken der Mitmenschen, durch die Adaptierung der Anbietenden an die Nachfragenden, durch die raffiniert

Digitized by Google

vervielfältigten Möglichkeiten, Verbindung und Gunst zu gewinnen. Seit die enge und naive Solidarität primitiver sozialer Verfassungen der Dezentralisation gewichen ist, die der unmittelbare Erfolg der quantitativen Erweiterung der Kreise sein mußte, scheint das Sich-bemühen des Menschen um den Menschen, das Sich-anpassen des einen an den andern eben nur um den Preis der Konkurrenz möglich, also des gleichzeitigen Kampfes gegen einen Nebenmann um den dritten — gegen welch' letzteren man übrigens vielleicht in irgend einer anderen Beziehung um jenen konkurriert. Jene Interessen, die den Kreis schließlich von Glied zu Glied zusammenhalten, scheinen bei der Weite und Individualisierung der Gesellschaft nur lebendig zu sein, wenn die Not und die Hitze des Konkurrenzkampfes sich dem Subjekte aufdrängt. Auch zeigt sich die sozialisierende Kraft der Konkurrenz keineswegs nur in diesen gröberen, sozusagen öffentlichen Fällen. In unzähligen Kombinationen des Familienlebens wie der Erotik, der gesellschaftlichen Plauderei wie der auf Überzeugung gerichteten Disputation, der Freundschaft wie der Eitelkeitsbefriedigungen begegnet uns die Konkurrenz zweier um den dritten, oft freilich nur in Andeutungen, gleich fallen gelassenen Ansätzen, als Seiten oder Teilerscheinungen eines Totalvorganges. Überall aber, wo sie auftritt, entspricht dem Antagonismus der Konkurrenten ein Darbieten oder Verlocken, ein Versprechen oder Sich-anschließen, das jeden von beiden mit dem dritten in eine Beziehung bringt; diese ist zwar zunächst eine einseitige, gewinnt aber bei dem Sieger oft eine Intensität, zu der es ohne die eigentümliche, nur durch die Konkurrenz ermöglichte, fortwährende Vergleichung der eigenen Leistung mit einer andern und ohne die Erregung durch die Chancen der Konkurrenz nicht gekommen wäre. Je mehr der Liberalismus außer in die wirtschaftlichen und die politischen auch in die familiären und geselligen, die kirchlichen und freundschaftlichen, die Rangordnungs- und allgemeinen Verkehrsverhältnisse eingedrungen ist, das heißt also: je weniger diese vorbestimmt und durch allgemeine historische Normen geregelt, je mehr sie dem labilen, von Fall zu Fall sich herstellenden Gleichgewicht oder Verschiebungen der Kräfte überlassen sind — desto mehr wird ihre Gestaltung von fortwährenden Konkurrenzen abhängen; und der Ausgang dieser wiederum in den meisten Fällen von dem Interesse, der Liebe, den Hoffnungen, die die Konkurrenten in verschiedenem Maße in dem oder den dritten, den Mittelpunkten der konkurrierenden Bewegungen, zu erregen wissen. Das wertvollste Objekt für den Menschen ist der Mensch, unmittelbar wie mittelbar. Letzteres, weil in ihm die Energieen der untermenschlichen Natur aufgespeichert sind, wie in dem Tiere, das wir verzehren oder für uns arbeiten lassen, die des Pflanzenreiches, und wie in diesem die von Sonne und Erdboden, Luft und Wasser. Der Mensch ist das kondensierteste und in der Ausnutzung ergibigste Gebilde und in dem Maße, in dem die Sklaverei, d. h. das mechanische Sich-seiner-bemächtigen aufhört, wächst die Notwendigkeit, ihn seelisch zu gewinnen. Der Kampf *mit* dem Menschen, der ein Kampf um ihn und seine Versklavung war, wandelt sich deshalb in die kompliziertere Erscheinung der Konkurrenz, in der freilich auch ein Mensch mit dem andern, aber um einen dritten kämpft. Und der Gewinn dieses dritten, tausendfach nur durch die soziologischen Mittel der Überredung oder Überzeugung, der Über- oder Unterbietung, der Suggestion oder Drohung, kurz, durch den seelischen Konnex zu erreichen, bedeutet auch in seinem Erfolge ebenso oft nur einen solchen, nur die Stiftung einer Verbindung, von der momentanen des Kaufes im Ladengeschäft bis zur Ehe. Mit der kulturellen Steigerung der Intensität und Kondensierung der Lebensinhalte muß der Kampf um dieses kondensierteste aller Güter, die menschliche Seele, immer größeren Raum einnehmen und damit die zusammenführenden Wechselwirkungen, die seine Mittel wie seine Ziele sind, ebenso vermehren wie vertiefen.

Digitized by Google

Hierin liegt schon angedeutet, wie sehr die soziologische Struktur der Kreise sich nach dem Maße und den Arten der Konkurrenz, die sie zulassen, unterscheidet. Zunächst tritt die Differenz auf: ob der Interesseninhalt des Kreises von sich aus ihm eine neue Form aufnötigt, die die Konkurrenz verbietet oder einschränkt — oder ob er, an sich der Konkurrenz wohl zugänglich, nur durch die besondere historische Formung seines Inhaltes, durch allgemeine oder jenseits der fraglichen Interessen stehende Prinzipien an ihr behindert wird. Das erstere ist unter zwei Voraussetzungen möglich. Tritt Konkurrenz dann ein, wenn ein nicht für alle Bewerber ausreichendes oder überhaupt zugängliches Gut nur dem Sieger eines Wettbewerbes unter ihnen zufällt — so ist sie ersichtlich ausgeschlossen, wo entweder die Elemente eines Kreises überhaupt nicht auf ein Gut zustreben, das ihnen gleichmäßig erwünscht wäre — oder wo dieses zwar der Fall ist, das Gut aber für alle gleichmäßig ausreicht. Für jenes spricht die Vermutung überall da, wo die Vergesellschaftung nicht von einem gemeinsamen terminus ad quem, sondern einem gemeinsamen terminus a quo, einer einheitlichen Wurzel, ausgeht. So vor allem die Familie. In ihr mögen freilich gelegentliche Konkurrenzen vorkommen: die Kinder können um die Liebe oder um die Erbschaft der Eltern, oder auch die Eltern unter sich um die Liebe der Kinder konkurrieren. Diese sind aber durch personale Zufälligkeiten bestimmt — nicht anders als wenn etwa zwei Brüder kaufmännische Konkurrenten sind — und ohne Beziehung zu dem Prinzip der Familie. Dieses Prinzip ist vielmehr das eines organischen Lebens; der Organismus aber ist Selbstzweck, er weist als solcher nicht über sich hinaus auf ein ihm äußeres Ziel, um dessen Gewinn seine Elemente zu konkurrieren hätten. Die rein personale, aus der Antipathie der Naturen entspringende Feindseligkeit ist freilich dem Friedensprinzip, ohne das die Familie auf die Dauer nicht bestehen kann, entgegengesetzt genug, allein gerade die Enge des Miteinanderlebens, die soziale und ökonomische Zusammengefaßtheit, die einigermaßen gewalttätige Präsumtion der Einheit — alles dies bewirkt gerade besonders leicht Reibungen, Gespanntheiten, Oppositionen; ja der Familienkonflikt ist eine Streitform sui generis. Seine Ursache, seine Zuspitzung, seine Ausbreitung auf die Unbeteiligten, die Form des Kampfes wie die der Versöhnung ist durch seinen Verlauf auf der Basis einer organischen, durch tausend innere und äußere Bindungen erwachsenen Einheit völlig eigenartig, mit keinem sonstigen Konflikt vergleichbar. Aber die Konkurrenz fehlt in diesem Komplex von Symptomen, weil der Familienkonflikt sich unmittelbar von Person zu Person spinnt und die Indirektheit der Richtung auf ein objektives Ziel, die der Konkurrenz eigen ist, wohl zufällig hinzutritt, aber nicht aus seinen spezifischen Energieen entspringt. Den anderen soziologischen Typus des Konkurrenzausschlusses exemplifiziert die religiöse Gemeinde. Hier richten sich allerdings parallele Bestrebungen aller auf ein für alle gleiches Ziel, allein zu einer Konkurrenz kommt es nicht, weil die Erreichung dieses Zieles durch den einen nicht den andern von ihm ausschließt. Zum mindesten nach der christlichen Vorstellung ist in Gottes Hause Platz für alle. Wenn die Gnadenwahl diesen Platz dennoch einigen vorenthält und ihn anderen gewährt, so ist damit gerade die Nutzlosigkeit jeder Konkurrenz ausgesprochen. Dies ist vielmehr eine eigentümliche Form und Schicksal parallel laufender Bewerbungen, das man als passive Konkurrenz bezeichnen könnte; die Lotterie und das Hazardspiel sind reine Erscheinungen eben derselben. Es ist zwar ein Wettbewerb um einen Preis, aber es fehlt das Wesentliche der Konkurrenz: die Differenz der individuellen Energieen als Grund des Gewinnes. Der Erfolg ist zwar an irgend eine Vorleistung, aber seine Verschiedenheit nicht an die Verschiedenheit dieser geknüpft. Dies ergibt unter den Individuen des durch eine derartige Chance vergemein-

Digitized by Google

samten Kreises eine durchaus eigenartige Beziehung, der eigentlichen Konkurrenz gegenüber eine ganz neue Mischung von Gleichheit und Ungleichheit der Bedingungen. Wo eine Anzahl von Menschen den genau gleichen Einsatz leisten und unter den genau gleichen Chancen des Erfolges stehen, aber wissen, daß eine von ihnen nicht beeinflußbare Macht diesen Erfolg ganz versagt oder ganz gewährt, da wird einerseits eine Gleichgültigkeit unter ihnen herrschen, ganz anders als bei der Konkurrenz, bei der der Erfolg von dem Vergleiche der Leistungen abhängt; andrerseits wirkt das Bewußtsein, auf Grund der Leistungsqualität den Preis zu verdienen oder einzubüßen, beruhigend, objektivierend auf das Gefühl für den andern, während hier, wo dies fehlt, Neid und Erbitterung ihren eigentlichen Platz haben. Den Auserwählten in einer Gnadenwahl, den Gewinner im Trente-et-quarante wird der Unterlegene nicht hassen, sondern beneiden: wegen der gegenseitigen Unabhängigkeit der Leistung haben beide eine größere Distanz und aprioriſche Gleichgültigkeit gegen einander als die Konkurrenten eines wirtschaftlichen oder Sportkampfes; und bei einem solchen wird gerade die Verdientheit des Mißerfolges leicht den charakteristischen Haß erzeugen, der in der Projizierung des eigenen Unzulänglichkeitsgefühles auf denjenigen besteht, der uns zu ihm verhilft. Das — übrigens immer sehr lockere — Verhältnis jener Kreise also, insoweit eine Gnadenwahl göttlicher oder schicksalsmäßiger oder menschlicher Instanzen ihre Gemeinsamkeit ausmacht, ist eine spezifische Verschlingung von Gleichgültigkeit und latentem Neide, der nach der Entscheidung, zugleich mit den entsprechenden Gefühlen der Sieger, aktuell wird. So sehr dies also von den wechselwirkenden Gefühlen der Konkurrenz abweicht, so ist doch wahrscheinlich auch in jeder echten Konkurrenz ein geringerer oder stärkerer Beisatz dieses Verhältnisses durch gemeinsame Chancen, irgend ein Appell an ein Etwas in der Macht über den Parteien, das sich von sich aus und nicht von den Leistungen dieser aus entscheidet. Das sehr wechselnde Maß dieses fatalistischen Beisatzes ergibt eine ganz besondere Graduierung der Konkurrenzverhältnisse bis zu dem Typus der Gnadenwahl, in dem er allein herrschend geworden und das aktive und Differenzierungsmoment, das die Konkurrenz als solche bezeichnet, völlig ausgeschieden ist.

Als eine zweite scheinbare Konkurrenz in der religiösen Gruppe tritt die eifersüchtige Leidenschaft hervor, es andern in der Gewinnung der höchsten Güter zuvorzutun, die die Leistungen vielfach steigern mag, die Gebotserfüllungen und verdienstlichen Werke, die Devotionen und die Askese, die Gebete und Spenden. Allein hierbei fehlt das weitere Charakteristikum der Konkurrenz: daß der Gewinn, weil er dem einen zufällt, dem andern versagt bleiben muß. Hier liegt ein soziologisch beachtenswerter Unterschied vor, den man als den zwischen Wettbewerb und Wetteifer bezeichnen mag. Bei jedem Wettbewerb, selbst um die idealen Güter der Ehre und Liebe, wird die Bedeutung der Leistung durch das Verhältnis bestimmt, das sie zu der Leistung des Nebenmannes hat: die Leistung des Siegers würde, genau dieselbe bleibend, doch einen völlig anderen sachlichen Ertrag für ihn ergeben, wenn die des Konkurrenten größer statt kleiner als sie wäre. Diese Abhängigkeit des absoluten Erfolges von dem relativen (anders ausgedrückt: des sachlichen von dem personalen) motiviert die ganze Konkurrenzbewegung, fehlt aber gänzlich innerhalb jenes religiösen Wetteifers. Denn hier trägt das Tun des Einzelnen seine Frucht ganz unmittelbar, der absoluten Gerechtigkeit der höchsten Instanz würde es unwürdig sein, den Lohn des individuellen Tuns irgendwie davon abhängen zu lassen, ob das Verdienst irgend welcher anderen Individuen ein höheres oder ein niedereres ist; es wird vielmehr jedem nur nach *seinen* Werken, wie sie sich an den transzendenten Normen messen, vergolten, während der Wettbewerb jedem eigentlich nach den Werken

Digitized by Google

des Nebenmannes — nach der Relation zwischen jenem und diesen — vergilt. Es fällt also bei dem Typus des religiösen Wetteifers der Sachverhalt, der die Konkurrenz sachlich motiviert, hinweg, und der Wunsch, es dem anderen auch hier zuvorzutun, wo das Übertreffen als solches keinen andern Ertrag bringt, als er der Leistung so wie so zufällt — ist nur der Schatten der Konkurrenz, der den gleichen äußeren Umriß wie sie selbst, aber ohne ihren Inhalt, darbietet. Insofern das Ziel, dem die Mitglieder eines Kreises als solche zustreben, die religiöse, d. h. unbeschränkte und von ihrer Relation unter einander unabhängige Möglichkeit des Gewährens besitzt, wird der Kreis keine Konkurrenz ausbilden. Dies ist demnach auch der Fall bei allen Vereinigungen, die schlechthin auf Rezeptivität gestellt sind und individuell unterschiedenen Aktivitäten überhaupt keinen Raum geben: also wissenschaftliche oder literarische Vereine, die nur Vorträge veranstalten, Reisegesellschaften, Vereinigungen zu bloß epikureischen Zwecken.

Entsprangen in all diesen Fällen also aus den besonderen Zweckinhalten der Gruppe soziologische Formungen, die die Konkurrenz ausschlossen, so können nun weiterhin Gründe, die jenseits der inhaltlichen Interessen und ihres Charakters stehen, dem Gruppenleben den Verzicht, sei es auf die Konkurrenz überhaupt, sei es auf bestimmte ihrer Mittel, auferlegen. Das erstere findet in dem Maße statt, in dem das sozialistische Prinzip der einheitlichen Organisation aller Arbeit und das mehr oder weniger kommunistische der Gleichheit der Arbeitserträge zur Herrschaft gelangen. Die Konkurrenz ruht, formal betrachtet, auf dem Prinzip des Individualismus; allein sobald sie innerhalb einer Gruppe stattfindet, ist ihr Verhältnis zu dem Sozialprinzip: der Unterordnung alles Individuellen unter das einheitliche Interesse der Gesamtheit — nicht ohne weiteres klar. Der einzelne Konkurrent ist sich freilich Selbstzweck, er setzt seine Kräfte für den Sieg *seiner* Interessen ein. Allein da der Kampf der Konkurrenz vermittelst objektiver Leistungen geführt wird und ein für dritte irgendwie wertvolles Resultat zu ergeben pflegt, so kann das rein soziale Interesse, dieses Resultat als Endziel konstituierend, das für die Konkurrenten selbst nur Nebenprodukt ist — die Konkurrenz nicht nur zulassen, sondern direkt hervorrufen. Sie ist also keineswegs, wie man leicht meint, solidarisch mit dem individualistischen Prinzip verbunden, für das der Einzelne: sein Glück, seine Leistung, seine Vollkommenheit, den absoluten Sinn und Zweck alles geschichtlichen Lebens bildet. In bezug auf die Frage nach dem Endzweck hat sie vielmehr die Indifferenz jeder bloßen Technik. Sie findet also ihren Gegensatz und ihre Negierung nicht an dem Prinzip des allein herrschenden Sozialinteresses, sondern nur an einer andern *Technik*, die dieses sich bildet, und die man als Sozialismus im engeren Sinn bezeichnet. Im allgemeinen nämlich ist die Wertung des Ganzen gegenüber den Einzelschicksalen, die Tendenz der Einrichtungen oder wenigstens der Gedanken auf das allen Gemeinsame und alle Einschließende, dem jedes Individuelle zu dienen hätte — diese ist mit der Richtung auf *Organisierung* aller Einzelarbeiten verbunden; d. h. man sucht diese Arbeiten von einem einheitlichen, vernunftmäßigen Plane aus zu leiten, der jede Reibung zwischen den Elementen, jeden Kraftverbrauch durch Wettkampf, jeden Zufall bloß persönlicher Initiative ausschließt; der Erfolg für das Ganze wird also nicht durch das antagonistische Sich-messen spontan eingesetzter Kräfte erreicht, sondern durch die Direktive von einem Zentrum aus, die von vornherein alle zu einem Ineinandergreifen und Sich-ergänzen organisiert, wie es am vollkommensten an der Beamtenschaft eines Staates oder dem Personal einer Fabrik erreicht ist. Diese sozialistische Form der Produktion ist nichts als eine Technik, um die materialen Zwecke des Glücks und der Kultur, der Gerechtigkeit und

Digitized by Google

der Vervollkommnung zu erreichen — und muß deshalb der freien Konkurrenz überall da weichen, wo diese als das praktisch geeignetere Mittel erscheint. Es handelt sich dabei keineswegs nur um politische Parteizugehörigkeit; sondern die Frage, ob die Befriedigung eines Bedürfnisses, die Schaffung eines Wertes, der Konkurrenz individueller Kräfte oder ihrer rationellen Organisierung, ihrem Gegeneinander oder ihrem Miteinander überlassen werden soll — diese Frage will in tausend partiellen oder rudimentären Formen beantwortet werden, bei Verstaatlichungen und Kartellierungen, bei Preiskonkurrenzen und Kinderspielen; sie meldet sich bei dem Problem, ob Wissenschaft und Religion den tieferen Lebenswert erzeugen, wenn sie in ein harmonisches System geordnet sind, oder gerade wenn jede von beiden die Lösungen, die die andre gewährt, zu überbieten sucht und diese Konkurrenz beide zu höchster Steigerung zwingt; sie wird für die Entscheidungen der Schauspielregie wichtig: ob es für den Gesamteffekt richtiger ist, jeden Schauspieler seine volle Individualität entfalten und durch den Wettstreit der selbständigen Beeiferungen das Ganze steigern und beleben zu lassen, oder ob von vornherein das künstlerische Gesamtbild die Individualitäten zu gefügigem Sich-anpassen herabsetzen solle; sie spiegelt sich innerhalb des Individuums, wenn wir einmal den Konflikt ethischer und ästhetischer Impulse, intellektueller und instinktiver Beschlüsse als die Bedingung derjenigen Entscheidungen fühlen, die unser eigentliches Sein am wahrsten und lebendigsten ausdrücken, und ein andres Mal diesen entgegengesetzten Einzelkräften nur so weit das Wort verstatten, wie sie sich in ein einheitliches, von *einer* Tendenz geführtes Lebenssystem einordnen. Man wird den Sozialismus in seinem gewöhnlichen Sinne als ökonomisch-politische Tendenz nicht völlig verstehen, wenn man ihn nicht als die vervollständigte und rein herausgelöste Gestaltung einer Lebenstechnik erkennt, die und deren Gegensatz sich in Ansätzen und unkenntlicheren Verwirklichungen über das ganze Problemgebiet des Schaltens mit einer Vielfältigkeit erstreckt. Obgleich nun mit der Einsicht in den bloß technischen Charakter dieser Ordnungen die sozialistische Ordnung ihren Anspruch als sich selbst rechtfertigendes Ziel und letzte Wertinstanz aufgeben muß und mit der individualistischen Konkurrenz, soweit auch sie ein Mittel für überindividuelle Zwecke ist, in rechnerische Abwägung treten müßte, so ist doch nicht zu leugnen, daß solche Abrechnung sich unsern intellektuellen Mitteln häufig versagt und die Entscheidung von den Grundinstinkten der einzelnen Naturen abhängt. Aus diesen entspringt freilich, rein abstrakt betrachtet, nur das Setzen der Endziele, während die Mittel durch objektiv-theoretische Einsicht bestimmt werden; in der Praxis aber ist die Einsicht nicht nur so unvollkommen, daß die subjektiven Impulse an ihrer Stelle die Wahl vollziehen müssen, sondern auch oft so unkräftig, daß sie der Überredungskraft dieser nicht widersteht. So wird sehr oft jenseits aller verstandesmäßigen Rechtfertigung die unmittelbare Anziehungskraft der einheitlich organisierten, innerlich ausgeglichenen, alle Reibung ausschließenden Gruppenform, wie sie sich jetzt zum Sozialismus sublimiert hat, den Sieg über die Rhapsodik, die Kraftverschwendung, die Vielspältigkeit und Zufälligkeit der *Konkurrenzform* der Produktion davontragen; insoweit die Individuen sich dieser Stimmung nähern, werden sie die Konkurrenz selbst auch auf den Gebieten ausschließen, deren Inhalt sich ihr nicht widersetzen würde.

Ähnlich verhält es sich, wo nicht die organische Einheit des Ganzen, sondern die mechanische Gleichheit der Teile in Frage steht. Den reinsten Fall des Typus bildet die Zunftverfassung, soweit sie auf dem Prinzip ruht, daß jeder Meister „die gleiche Nahrung" haben sollte. Das Wesen der Konkurrenz ist es, daß die Gleichheit jedes Elementes mit dem andern fortwährend nach oben oder nach unten verschoben wird. Von zwei konkurrierenden Produzenten

Digitized by Google

zieht eben jeder der Halbierung des Gewinnes, die ihm bei genauer Gleichheit des Angebotes sicher ist, die unsichere Chance der Differenzierung vor: indem er anderes oder anders anbietet, kann er allerdings vielleicht viel weniger haben als die Hälfte der Konsumenten, vielleicht aber auch viel mehr. Das Prinzip der Chance, das durch die Konkurrenz realisiert wird, widerspricht derart dem Prinzip der Gleichheit, daß die Zunft die Konkurrenz durch alle Mittel niederhielt: durch die Verbote, mehr als eine Verkaufsstelle und mehr als eine sehr beschränkte Zahl von Gehülfen zu halten, anderes als das eigene Fabrikat zu verkaufen, andere Quantität, Qualitäten und Preise zu bieten, als die Zunft festgesetzt hatte. Wie wenig die Bedingungen der Sache diese Einschränkungen forderten, haben ihre sehr bald dennoch eintretenden Sprengungen gezeigt; es war eben das einerseits abstrakte, andrerseits personale Prinzip der Gleichheit des Gewinnes, was der Produktion die Konkurrenzform verbot. Es bedarf hierfür keiner weiteren Beispiele. Die Alternative, die unzählige Provinzen und Einzelfälle des menschlichen Verhaltens bestimmt: ob man um einen Wert kämpfen oder ihn gütlich teilen will — tritt hier an der besonderen Kampfform der Konkurrenz hervor; da hier die Parteien nicht unmittelbar mit einander ringen, sondern um den Erfolg ihrer Leistungen bei einer dritten Instanz, so besteht das Teilen des Wertes in der freiwilligen Gleichheit dieser Leistungen. Der Entschluß auch zu dieser hängt keineswegs nur von dem Wahrscheinlichkeitskalkül ab, der bald die zwischen dem Alles und dem Nichts pendelnde Chance der Konkurrenz, bald die sichere, aber beschränktere der Leistungsgleichheit als die größere zeigen wird; vielmehr wird die Stimmung der sozialen Epochen oder das Temperament der Individuen oft genug ganz jenseits aller Rechnung des Verstandes sich für das eine oder für das andre entscheiden, und schon aus diesem gefühlsmäßigen und also generellen Charakter der Entscheidung heraus den Verzicht auf die Konkurrenz auch dorthin erstrecken können, wo die Sache selbst ihn keineswegs bedingt.

Andre Modifikationen sozialer Wechselwirkung zeigen sich, sobald der Verzicht nicht die Konkurrenz als solche, sondern, unter Weiterbestand ihrer, nur gewisse ihrer Mittel betrifft. Es handelt sich hier um Stadien der Entwickelung, in der die absolute Konkurrenz des animalischen Kampfes ums Dasein in die relative übergeht; d. h. in der allmählich alle diejenigen Reibungen und Kraftparalysierungen ausgeschaltet werden, deren es für die Zwecke der Konkurrenz nicht bedarf. Nicht nur der Ertrag, sondern auch die Intensität der Konkurrenz bleibt dabei unberührt; die letztere soll nur wirklich auf den *Ertrag* hin geformt und ihrer Verirrung in Kanäle vorgebaut werden, in denen sie die Kräfte *beider* Parteien und damit sowohl den subjektiven wie den objektiven Nutzeffekt herabsetzt. Dies ergibt zwei Formen, die man als die interindividuelle und die überindividuelle Beschränkung der Konkurrenzmittel bezeichnen kann. Die eine findet statt, wo eine Anzahl von Konkurrenten freiwillig dahin übereinkommen, auf bestimmte Praktiken, mit denen der eine den andern übertrumpfen könnte, zu verzichten: der Verzicht des einen ist hier nur so lange gültig, wie der andere sich an den gleichen bindet; so die Ausmachung der Sortimentsbuchhändler eines Ortes, auf die Ladenpreise nicht mehr als 10 oder 5 Prozent oder gar keinen Rabatt zu gewähren; oder eine Vereinbarung der Ladenbesitzer, die Geschäfte um 9 oder um 8 Uhr zu schließen, u. ä. Hier entscheidet ersichtlich nur egoistische Utilität; der eine verzichtet auf die angedeuteten Mittel des Kundengewinnes, weil er weiß, daß der andre sie ihm sogleich nachmachen würde, und das Plus an Gewinn, das sie so zu teilen hätten, dem Plus an Spesen, das sie gleichfalls zu teilen hätten, nicht gleichkäme. Worauf hier verzichtet wird, ist also nicht eigentlich die Konkurrenz — die immer irgend welche Un-

Digitized by Google

gleichheit fordert — sondern gerade solche Punkte, in denen keine Konkurrenz möglich ist, weil in ihnen sofort und unvermeidlich Gleichheit aller Konkurrenten entsteht. Dieser Formtypus, obgleich bisher nicht allzu häufig realisiert, ist dennoch von größter Bedeutung, weil er eine Vereinigung der Konkurrenten auf dem Gebiet der Konkurrenz selbst, aber ohne diese irgendwie zu verringern, als möglich zeigt; durch die Aufzeigung eines Koinzindenzpunktes der Interessen wird deren Antagonismus um so intensiver auf die Punkte geführt, an denen er sich rein ausleben kann, und diese interindividuelle Beschränkung der Mittel kann ins Unbestimmbare weitergehen, um die Konkurrenz von allem zu entlasten, was nicht wirklich Konkurrenz ist, weil es sich gegenseitig ohne Effekt aufrechnet. Da nun die Mittel der Konkurrenz größtenteils in Vorteilen, die einem dritten geboten werden, bestehen, so wird in eben dem Maße dieser dritte die Kosten der Verständigung über den Verzicht auf jene zu tragen haben, innerhalb der Wirtschaft also der Konsument; ja es ist damit direkt der Weg zur Kartellierung eingeschlagen. Hat man erst einmal eingesehen, daß man sich von den Praktiken der Konkurrenz so und so viele ohne Schaden sparen kann, wenn nur der Konkurrent das Gleiche tut, so kann dies neben der schon hervorgehobenen Folge einer immer zugespitzteren und reineren Konkurrenz gerade die entgegengesetzte haben: daß man die Vereinbarung bis zur Aufhebung der Konkurrenz überhaupt treibt, bis zu einer Organisierung der Betriebe, die nicht mehr um den Markt kämpfen, sondern ihn nach einem gemeinsamen Plan versorgen. Dieser Konkurrenzverzicht hat einen ganz anderen soziologischen Sinn als der an der Zunft hervorgehobene: da diese die Individuen in Selbständigkeit beließ, forderte ihre Gleichheit die Herabsetzung auch des Leistungsfähigsten auf dasjenige Niveau, auf dem auch der Schwächste mit ihm konkurrieren konnte; dies wird die unvermeidliche Form sein, in der selbständige Elemente eine mechanische Gleichheit erreichen können. Bei der Kartellierung aber ist von vorn herein gar nicht die Lage der Subjekte, sondern die objektive Zweckmäßigkeit des Betriebes der Ausgangspunkt. In ihr gipfelt sich nun diejenige Einschränkung der Konkurrenzmittel auf, die die den Zwecken der Konkurrenz nicht dienenden entfernt und nun auch den noch bleibenden den Konkurrenzcharakter nimmt, weil die vollständige Beherrschung des Marktes und dadurch gewonnene Abhängigkeit des Konsumenten die Konkurrenz als solche überflüssig macht.

Endlich geschieht die Einschränkung der Konkurrenzmittel, die den Weiterbestand der Konkurrenz selbst unberührt läßt, durch Instanzen, welche ganz jenseits der Konkurrenten und ihrer Interessensphäre stehen: durch Recht und Moral. Das Recht versagt der Konkurrenz im allgemeinen nur diejenigen Mittel, die auch in den sonstigen Beziehungen von Menschen untereinander verpönt sind: Gewalttat und Sachbeschädigung, Betrug und Verleumdung, Drohung und Fälschung. Im übrigen ist die Konkurrenz derjenige Kampf, dessen Formen und Folgen viel weniger Gegenstände rechtlicher Verbote sind als die anderer. Wenn man die ökonomische, soziale, familiäre, ja physische Existenz jemandes durch unmittelbaren Angriff derart zerstören würde, wie es durch Konkurrenz geschehen kann — indem nur eine Fabrik neben der seinigen errichtet, eine Amtsbewerbung neben der seinigen angebracht, eine Preisschrift neben der seinigen eingereicht wird — so würde sogleich das Strafgesetz eingreifen. Weshalb die durch die Konkurrenz dem Ruin ausgesetzten Güter nicht vor ihr geschützt werden, scheint freilich ganz klar. Zunächst, weil den Konkurrenten jeder Dolus fehlt. Keiner von ihnen will etwas anderes als mit seiner Leistung den Preis davontragen, und daß der andere darüber zu Grunde geht, ist ein Nebenerfolg, der dem Sieger völlig irrelevant, ja vielleicht bedauerlich ist. Und ferner, weil der Konkurrenz das Moment der eigentlichen

Digitized by Google

Vergewaltigung fehlt, Niederlage wie Sieg vielmehr nur der zutreffende und gerechte Ausdruck für die beiderseitigen Kraftmaße ist: der Sieger hat sich den genau gleichen Chancen ausgesetzt wie der Besiegte, und dieser hat seinen Ruin ausschließlich seiner eigenen Unzulänglichkeit zuzuschreiben. Allein, was das erstere betrifft, so fehlt der gegen die Person des Geschädigten gerichtete Dolus ebenso bei einer großen Zahl der strafrechtlichen Delikte, eigentlich bei allen, die nicht aus Rache, Bosheit oder Grausamkeit hervorgegangen sind: der Bankrotteur, der Vermögensstücke beiseite schafft, will auch nur für sich ein gewisses Gut retten, und daß dadurch die Ansprüche seiner Gläubiger geschädigt werden, mag eine ihm selbst bedauerliche conditio sine qua non sein; wer bei Nacht mit Gejohle durch die Straßen zieht, wird wegen Störung der öffentlichen Ruhe bestraft, auch wenn er nur seiner übermütigen Stimmung Ausdruck geben wollte und der Gedanke, daß er andern damit die Nachtruhe raubt, ihm gar nicht gekommen ist. Zum mindesten also würde demjenigen, der durch seine eigene Bewerbung einen andern Menschen ruiniert, die fahrlässige Veranlassung hiervon zur Last fallen. Und die Exkulpierung durch die Gleichartigkeit der Bedingungen, die Freiwilligkeit der ganzen Aktion und die Gerechtigkeit, mit der der Erfolg der Konkurrenz den eingesetzten Kräften folgt — diese wäre gegen die Bestrafung fast aller Arten von Zweikämpfen ebenso gut anzuführen. Wenn in einer von beiden Seiten freiwillig und unter gleichen Bedingungen begonnenen Rauferei der eine Teil schwer verletzt wird, so ist die Bestrafung des andern insoweit durchaus nicht logisch konsequenter, als die eines Kaufmannes wäre, der mit loyalen Mitteln seinen Konkurrenten zu Grunde gerichtet hat. Daß diese nicht erfolgt, hat teils rechtstechnische Gründe, hauptsächlich aber wohl den sozial-utilitarischen: daß die Gesellschaft nicht auf die Vorteile verzichten mag, die die Konkurrenz der Individuen ihr bringt, und die weit den Abzug überwiegen, den sie durch die gelegentliche Vernichtung von Individuen im Konkurrenzkampfe erleidet. Dies ist der selbstverständliche Vorbehalt bei dem Rechtsgrundsatz des code civil, auf dem sich die ganze juristische Behandlung der concurrence déloyale aufbaut: tout fait quelconque de l'homme qui cause à autrui un dommage oblige celui par la faute duquel il est arrivé à le réparer. Die Gesellschaft würde nicht zugeben, daß ein einzelner einen andern einzelnen unmittelbar und nur zu seinem eigenen Vorteil in der eben charakterisierten Weise beschädigte; aber sie duldet es, weil diese Schädigung auf dem Umwege über eine objektive Leistung geschieht, die für eine unbestimmbare Zahl von Individuen wertvoll ist — gerade wie unser Staat auch das Offiziersduell nicht zugeben würde, wenn hier wirklich nur das persönliche Interesse eines einzelnen die Vernichtung eines andern forderte, und nicht die innere Kohärenz des Offizierkorps aus diesem Ehrbegriff eine Kraft zöge, deren Vorteil für den Staat das Opfer des einzelnen aufwiegt.

Die Gesetzgebung Frankreichs und Deutschlands ist nun allerdings seit einiger Zeit dazu übergegangen, die Konkurrenzmittel im Interesse der Konkurrenten selbst einzuschränken. Die Grundabsicht ist dabei, den einzelnen Handeltreibenden vor solchen Vorsprüngen seiner Konkurrenten zu schützen, welche derselbe durch moralisch unzulässige Mittel gewinnen könnte. Es werden also z. B. alle Reklamen untersagt, die durch unwahre Angaben den Käufer zu dem irrigen Glauben verführen sollen, daß dieser Kaufmann ihm vorteilhaftere Bedingungen als irgend ein anderer böte — und zwar selbst dann, wenn eine tatsächliche Überteuerung des Publikums dabei nicht stattfindet. Es wird ferner verboten, dem Käufer durch die Aufmachung der Ware die Illusion einer Quantität zu erregen, die sonst für den gleichen Preis nicht erhältlich ist — auch wenn die tatsächlich verkaufte Quantität durchaus die übliche und dem Preise angemessene

Digitized by Google

ist. Ein dritter Typus: eine bekannte Firma mit großem Kundenkreis kann es nun verhindern, daß irgend jemand gleichen Namens ein gleichartiges Fabrikat wie das ihre unter seinem Namen auf den Markt bringt, wenn bei den Kunden dadurch der Glaube, es seien die Fabrikate jener Firma, erweckt werden kann — gleichviel ob die gebotene Ware schlechter oder besser als die ursprünglich so benannte ist.

Was uns an diesen Bestimmungen hier interessiert, ist der scheinbar ganz neue Gesichtspunkt, den Konkurrenten, der unsaubere Mittel der Kundengewinnung verschmäht, gegen denjenigen, der sie benutzen möchte, zu schützen; während sonst alle Einschränkungen geschäftlicher Praktiken die Übervorteilung des Publikums verhindern sollen, ist diese kein Motiv der fraglichen Gesetze, und ihr Ausbleiben verhindert deren Anwendung in keiner Weise. Sieht man indessen genau zu, so sind diese Verbote nichts anderes als Explikationen des längst bestehenden Betrugsparagraphen; die Art dieser Explikation ist nicht nur von juristischem, sondern auch von formal-soziologischem Interesse. Das deutsche Strafgesetz bestraft es als Betrug, wenn jemand, um sich einen Vermögensvorteil zu verschaffen, „das Vermögen eines andern dadurch beschädigt, daß er durch Vorspiegelung falscher Tatsachen einen Irrtum erregt." Dies wird nun unbefangen so verstanden, als ob der Irrtum in derselben Person erregt werden müßte, deren Vermögen beschädigt werden soll. Der Wortlaut des Gesetzes enthält aber von dieser Identität nichts; und indem er es deshalb auch als Betrug zu erfolgen gestattet, wenn man das Vermögen eines A dadurch beschädigt, daß man einen Irrtum in einem B erregt — schließt er jene Fälle des unlauteren Wettbewerbes vollkommen ein. Denn diese besagen, daß in dem Publikum ein Irrtum erregt wird — ohne daß es einen Vermögensnachteil erleidet — und dadurch der ehrliche Konkurrent in seinem Vermögen beschädigt wird — ohne daß ihm falsche Tatsachen vorgespiegelt würden. Wer dem Käufer vorlügt, daß er Todesfalls wegen ausverkaufe, schädigt diesen vielleicht damit gar nicht, wenn er dabei etwa die gleichen soliden Preise berechnet wie sein Konkurrent; aber er schädigt diesen, indem er ihm so vielleicht Kunden entzieht, die ihm ohne jene lügenhafte Verlockung treu geblieben wären. Das Gesetz ist also durchaus keine Einschränkung der Konkurrenzmittel als solcher, kein spezifischer Schutz der Konkurrenten gegen einander. Das Verhalten der Gesellschaft der Konkurrenz gegenüber wird nicht dadurch bezeichnet, daß sie jetzt diese Einschränkung ihrer Mittel verfügt, sondern umgekehrt dadurch, daß sie sie so lange unterließ, obgleich sie nichts ist als eine logisch von je erforderte Anwendung des geltenden Strafgesetzes. — Dazu kommt noch folgendes. Wenn die Motive zu diesen Gesetzen allenthalben betonen, daß sie dem redlichen Wettbewerb keinerlei Beschränkungen auferlegen, sondern nur den gegen Treu und Glauben verstoßenden hindern sollen, so kann man dies für unsere jetzigen Zusammenhänge schärfer so ausdrücken, daß sie aus der Konkurrenz dasjenige, was eben nicht Konkurrenz im sozialen Sinne ist, eliminieren. Denn diese letztere ist doch ein durch objektive Leistungen, die dritten Personen zu Gute kommen, ausgefochtener Kampf. Jene objektiven sozialen Entscheidungsgründe aber werden durchkreuzt und verschoben, sobald Mittel der Reklame, Anlockung, Erschleichung angewendet werden, die keinerlei sachlichen Ertrag haben, sondern eine Art unmittelbareren, rein egoistisch und nicht über den gesellschaftlich nützlichen Umweg geführten Kampfes darstellen. Was die Rechtsprechung als „ehrlichen" Wettbewerb bezeichnet, ist, genau angesehen, immer ein solcher, der jenem reinen Begriffe der Konkurrenz entspricht. Ausdrücklich schließt ein Kommentar des deutschen Gesetzes folgenden Fall von ihm aus: es setze jemand neben einen Kleiderhändler ein großartiges Konkurrenzgeschäft und verkaufe so

Digitized by Google

lange zu Schleuderpreisen, die er in marktschreierischen Reklamen bekannt macht, bis er den kleinen Geschäftsmann vernichtet hat. Hier liegt die brutalste Vergewaltigung vor, und das Verhältnis der beiden Konkurrenten ist, individualistisch betrachtet, sicher kein andres als zwischen einem starken Räuber und seinem schwachen Opfer. Allein vom sozialen Standpunkt aus ist es lautere, d. h. ausschließlich durch das Objekt und den dritten hindurchgeleitete Konkurrenz — denn auch die Reklame, sobald sie nur Wahres mitteilt, dient dem Publikum. Was sie aber etwa an irreleitenden Angaben enthielte, würde diesem, wenn auch vielleicht nicht schaden, so doch nicht nützen, und von diesem Punkt an kann deshalb der Schutz des Konkurrenten gegen Vergewaltigung eintreten, ja er muß es sogar, um die konkurrierenden Kräfte ganz unabgelenkt an der reinen, d. h. der sozial-utilitarischen Form der Konkurrenz festzuhalten. Also selbst die spezifischen Einschränkungen, die das Recht an den Konkurrenzmitteln vornimmt, enthüllen sich gerade als Einschränkung der Einschränkungen, die die Konkurrenz durch bloß subjektiv-individualistische Praktiken erfährt.

Um so eher sollte man glauben, daß das Recht hier, wie auch sonst häufig, durch die Moral ergänzt würde, die doch nicht an die sozialen Nützlichkeiten gebunden ist, sondern das Verhalten des Menschen unzählige Mal nach Normen reguliert, die diesseits oder jenseits der Gesellschaftsinteressen liegen: nach den Impulsen eines unmittelbaren Gefühls, das nur nach dem Frieden mit sich selbst fragt und diesen oft grade in der Opposition gegen die Forderungen der Gesellschaft findet — wie nach metaphysischen und religiösen Ideen, die eben diese Forderungen manchmal einschließen, manchmal aber auch als beschränkt historische Zufälligkeiten gänzlich ablehnen. Aus beiden Quellen fließen Imperative des Verhaltens von Mensch zu Mensch, die nicht im hergebrachten Sinne sozial — wenn auch soziologisch — sind, und vermöge deren nun erst die gesamte menschliche Natur sich in der Idealform des Sollens wiederfindet. Daß asketische, altruistische, fatalistische Moralen die Konkurrenz samt ihren Mitteln möglichst reduzieren, bedarf keiner Ausführung. Die typische europäische Moral indes verhält sich gegen die Konkurrenz duldsamer als gegen viele andere Arten des Antagonismus. Dies hängt mit einer besonderen Kombination der Charakterzüge zusammen, die die Konkurrenz ausmachen. Wir scheuen uns einerseits als moralische Wesen um so weniger, unsre Kraft gegen einen Gegner anzuwenden, einer je weiteren Distanz wir uns zwischen unserer subjektiven Persönlichkeit und unserer in den Kampf eingesetzten entscheidenden Leistung bewußt sind. Wo unmittelbare persönliche Kräfte gegen einander ringen, fühlen wir uns eher zu Rücksichten und Reserven veranlaßt, dem Appell an das Mitleid können wir uns weniger entziehen; ja eine Art von Schamhaftigkeit hindert uns im unmittelbaren Antagonismus manchmal, unsre Energieen ganz vorhaltlos zu entfalten, alle unsre Karten aufzudecken, in einem Kampf, in dem Persönlichkeit gegen Persönlichkeit steht, das Ganze der unseren einzusetzen. Bei Kämpfen, die durch objektive Leistungen geführt werden, fallen diese ethisch-ästhetischen Retardierungen fort. Darum kann man mit Persönlichkeiten konkurrieren, mit denen man eine persönliche Kontroverse durchaus vermeiden würde. Durch die Wendung auf das Objekt bekommt die Konkurrenz jene Grausamkeit aller Objektivität, die nicht aus einer Lust am fremden Leide, sondern gerade darin besteht, daß die subjektiven Faktoren aus der Rechnung ausscheiden. Diese Gleichgültigkeit gegen das Subjektive, wie sie die Logik, das Recht, die Geldwirtschaft charakterisiert, läßt Persönlichkeiten, die absolut nicht grausam sind, doch alle Härten der Konkurrenz begehen — und zwar mit dem sicheren Gewissen, nichts Böses zu wollen. Während hier also das Zurücktreten der Persönlichkeit hinter die Objektivität des Verfahrens das sittliche

Digitized by Google

Bewußtsein entlastet, wird eben dieselbe Wirkung auch durch den gerade entgegengesetzten Bestandteil der Konkurrenz erreicht, durch die genaue Proportionalität, mit der der Erfolg der Konkurrenz den eingesetzten eigenen Kräften der Subjekte entspricht. Von Ablenkungen abgesehen, die mit dem Wesen der Konkurrenz nichts zu tun haben, sondern aus ihrer Verwebung mit anderweitigen Schicksalen und Beziehungen stammen, ist das Ergebnis der Konkurrenz der unbestechliche Anzeiger des persönlichen Könnens, das sich in der Leistung objektiviert hat. Was uns durch die Gunst von Menschen oder Konjunkturen, des Zufalls oder eines als vorbestimmt empfundenen Schicksals auf Kosten anderer Menschen zugute kommt, das nutzen wir nicht mit so gutem Gewissen aus wie den Ertrag, der nur auf das eigenste Tun zurückgeht. Denn neben der verzichtenden Sittlichkeit steht die selbstbehauptende, deren beider gemeinsamer Gegner nur das ist, daß unser Verhältnis zu anderen an äußere Mächte, unabhängig vom Ich, ausgeliefert ist. Wo schließlich, wie in der reinen Konkurrenz, dies Ich den Ausschlag gibt, entschädigt ein befriedigtes Gerechtigkeitsgefühl unsern Moralinstinkt für die Unbarmherzigkeiten des Wettbewerbes — und zwar nicht nur den Sieger, sondern unter Umständen auch den Besiegten.

Dies ist wohl einer der Punkte, an denen die Beziehung der Konkurrenz zu den entscheidenden Zügen des modernen Daseins hervortritt. Der Mensch und seine Aufgabe im Leben, die Individualität und der Sachgehalt ihres Wirkens erscheinen vor dem Beginn der Neuzeit solidarischer, verschmolzener, sozusagen in unbefangenerer gegenseitiger Hingabe als nachher. Die letzten Jahrhunderte haben einerseits den objektiven Interessen, der dinglichen Kultur eine Ausbildung von sonst unerhörter Macht und Selbständigkeit geschaffen, andrerseits die Subjektivität des Ich, das Sich-selbst-gehören der individuellen Seele gegenüber allen sachlichen und sozialen Präjudizierungen ebenso unerhört vertieft. Dies scharf differenzierte Sach- und Selbstbewußtsein des modernen Menschen läßt die Kampfform der Konkurrenz wie für ihn geschaffen erscheinen. Hier ist die reine Objektivität des Verfahrens, die ihre Wirkung ausschließlich der Sache und ihren gesetzlichen Wirkungen verdankt, unter völliger Gleichgültigkeit gegen die dahinter stehende Persönlichkeit. Und doch ist hier auch die volle Selbstverantwortlichkeit der Person, die Abhängigkeit des Erfolges von der individuellen Kraft, und zwar gerade weil hier persönliches Können gegen persönliches Können von ganz unpersönlichen Mächten abgewogen wird. Die tiefsten Tendenzen des modernen Lebens, die sachliche und die personale, haben in der Konkurrenz einen ihrer Treffpunkte gefunden, in denen sie unmittelbar praktisch zusammengehören und so ihre Entgegengesetztheiten als einander ergänzende Glieder *einer* geistesgeschichtlichen Einheit erweisen.

Digitized by Google

Peter Camenzind.

Von **Hermann Hesse.**

I.

Im Anfang war der Mythus. Wie der große Gott in den Seelen der Inder, Griechen und Germanen dichtete und nach Ausdruck rang, so dichtet er in jedes Kindes Seele täglich wieder.

Wie der See und die Berge und die Bäche meiner Heimat hießen, wußte ich noch nicht. Aber ich sah die blaugrüne glatte Seebreite, mit kleinen Lichtern durchwirkt, in der Sonne liegen und im dichten Kranz um sie die jähen Berge, und in ihren höchsten Ritzen die blanken Schneescharten und kleinen, winzigen Wasserfälle, und an ihrem Fuß die schrägen, lichten Matten, mit Obstbäumen, Hütten und grauen Alpkühen besetzt. Und da meine arme, kleine Seele so leer und still und wartend lag, schrieben die Geister des See's und der Berge ihre schönen kühnen Taten auf sie. Die starren Wände und Flächen sprachen trotzig und ehrfürchtig von Zeiten, deren Söhne sie sind und deren Wundmale sie tragen. Sie sprachen von damals, da die Erde barst und sich bog und aus ihrem gequälten Leibe in stöhnender Werdenot Gipfel und Grate hervortrieb. Felsberge drängten sich brüllend und krachend empor, bis sie ziellos vergipfelnd knickten, Zwillingsberge rangen in verzweifelter Not um Raum, bis einer siegte und stieg und den Bruder beiseite warf und zerbrach. Noch immer hingen von jenen Zeiten her da und dort hoch in den Schlüften abgebrochene Gipfel, weggedrängte und gespaltene Felsen, und in jeder Schneeschmelze führte der Wassersturz hausgroße Blöcke nieder, zersplitterte sie wie Glas oder rannte sie mit mächtigem Schlage tief in weiche Matten ein.

Sie sagten immer dasselbe, diese Felsberge. Und es war leicht sie zu verstehen, wenn man ihre jähen Wände sah, Schicht um Schicht geknickt, verbogen, geborsten, jede voll von klaffenden Wunden. „Wir haben Schauerliches gelitten," sagten sie, „und wir leiden noch." Aber sie sagten es stolz, streng und verbissen, wie alte unverwüstliche Kriegsleute.

Jawohl, Kriegsleute. Ich sah sie kämpfen, mit Wasser und Sturm, in den schauerlichen Vorfrühlingsnächten, wenn der erbitterte Föhn um ihre alten Häupter brüllte und wenn die Bachstürze frische, rohe Stücke aus ihren Flanken rissen. Sie standen mit trotzig gestemmten Wurzeln in diesen Nächten, finster, atemlos und verbissen, streckten dem Sturm die zerspalteten Wetterwände und Hörner entgegen und spannten alle Kraft in trotzig geduckter Sammlung zusammen. Und bei jeder Wunde ließen sie das grausige Rollen der Wut und Angst vernehmen, und durch alle fernsten Rüfenen klang gebrochen und zornig ihr schreckliches Stöhnen wieder.

Und ich sah Matten und Hänge und erdige Felsritzen mit Gräsern,

Digitized by Google

Blumen, Farnen und Mooſen bedeckt, denen die alte Volksſprache merkwürdige, ahnungsvolle Namen gegeben hatte. Ernſter und tiefer berührte mich der Anblick der Bäume. Ich ſah jeden von ihnen ſein abgeſondertes Leben führen, ſeine beſondere Form und Krone bilden und ſeinen eigenartigen Schatten werfen. Sie ſchienen mir, als Einſiedler und Kämpfer, den Bergen näher verwandt, denn jeder von ihnen, zumal die höher am Berge ſtehenden, hatte ſeinen ſtillen, zähen Kampf um Beſtand und Wachstum, mit Wind, Wetter und Geſtein. Jeder hatte ſeine Laſt zu tragen und ſich feſtzuklammern, und davon trug jeder ſeine eigene Geſtalt und beſondere Wunden. Es gab Föhren, denen der Sturm nur auf einer einzigen Seite Äſte zu haben erlaubte, und ſolche, deren rote Stämme ſich wie Schlangen um überhängende Felſen gebogen hatten, ſodaß Baum und Fels eins das andere an ſich drückte und erhielt. Sie ſahen mich wie kriegeriſche Männer an und erweckten Scheu und Ehrfurcht in meinem Herzen.

Unſere Männer und Frauen aber glichen ihnen, waren hart, ſtreng gefaltet und wenig redend, die beſten am wenigſten. Daher lernte ich die Menſchen gleich Bäumen oder Felſen anſchauen, mir Gedanken über ſie zu machen und ſie nicht weniger zu ehren und nicht mehr zu lieben als die ſtillen Föhren.

Unſer Dörflein Nimikon liegt auf einer dreieckigen, zwiſchen zwei Bergvorſprünge geklemmten ſchrägen Fläche am See. Ein Weg führt nach dem nahen Kloſter, ein zweiter nach einem viereinhalb Stunden entfernten Nachbarort, die übrigen am See gelegenen Dörfer erreicht man zu Waſſer. Unſere Häuſer ſind im alten Holzſtil erbaut und haben kein beſtimmtes Alter, es kommen faſt niemals Neubauten vor und die alten Häuslein werden je nach Bedürfnis ſtückweiſe repariert, dies Jahr die Diele, ein andermal ein Stück am Dach, und mancher halbe Balken und manche Latte, die früher einmal etwa zur Stubenwand gehört haben, findet man jetzt als Sparren im Dach und wenn ſie auch dazu nimmer dienen und doch noch zu gut zum Verbrennen ſind, ſo kommen ſie das nächſte mal beim Flicken des Stalls oder Heubodens oder als Querlatte an der Haustüre zur Verwendung. Ähnlich iſt es mit den darin Wohnenden ſelber; jeder ſpielt ſo lang er kann ſeine Rolle mit, tritt dann zögernd in den Kreis der Unbrauchbaren und taucht ſchließlich ins Dunkel unter, ohne daß viel Aufſehens davon gemacht würde. Wer nach jahrelanger Fremde zu uns heimkehrt, findet nichts verändert, als daß ein paar alte Dächer erneuert und ein paar neuere alt geworden ſind; die Greiſe von ehemals ſind zwar dahin, aber es ſind andere Greiſe da, welche die gleichen Namen tragen, dasſelbe dunkelhaarige Kindervolk bewachen und an Geſicht und Gebahren ſich von den indeſſen Weggeſtorbenen kaum unterſcheiden.

Unſrer Gemeinde mangelte eine häufigere Zufuhr friſchen Blutes und Lebens von außen her. Die Bewohner, ein leidlich rüſtiges Geſchlecht, ſind faſt alle untereinander aufs engſte verſchwägert und reichlich drei Viertel tragen den Namen Camenzind.

Ungeachtet dieſer ſcheinbaren Eintönigkeit gab es dennoch in unſrer Bürgerſchaft Böſe und Gute, Vornehme und Geringe, Mächtige und Niedrige und neben manchen Klugen eine ergötzliche kleine Sammlung von Narren, die Kretins gar nicht mitgerechnet. Es war wie überall ein kleines Abbild der großen Welt und da Große und Kleine, Schlaumeier und Narren unlöslich untereinander verwandt und vervettert waren, traten ſich ſtrenger Hochmut und bornierter Leichtſinn oft genug unter demſelben Dach auf die Zehen, ſo daß unſer Leben für die Tiefe und Komik des Menſchlichen hin-

Digitized by Google

reichenden Raum bot. Nur lag ein ewiger Schleier von verheimlichter oder unbewußter Bedrücktheit darüber. Das Abhängigsein von den Naturmächten und die Kümmerlichkeit eines arbeitsvollen Daseins hatten im Verlauf der Zeiten unsrem ohnehin alternden Geschlecht eine Neigung zum Tiefsinn eingegeben, der zu den scharfen, schroffen Gesichtern zwar nicht übel paßte, sonst aber keinerlei Früchte zeitigte, wenigstens keine erfreulichen. Eben darum war man froh an den paar Narren, welche zwar noch still und ernsthaft genug waren, aber doch einige Farbe und einige Gelegenheit zu Gelächter und Spott hereinbrachten. Wenn einer von ihnen durch einen neuen Streich von sich reden machte, ging ein frohes Wetterleuchten über die faltigen, braunen Gesichter der Söhne Nimikons und zur Lust am Spaße selber kam noch als feine pharisäische Würze der Genuß der eigenen Überlegenheit, welche vor Vergnügen schnalzte im Gefühl, vor solchen Irrungen oder Fehltritten sicher zu sein. Zu jenen Vielen, die in der Mitte zwischen Gerechten und Sündern standen und von beiden gern das Annehmliche mitgenossen hätten, gehörte auch mein Vater. Es wurde kein Narrenstreich reif, der ihn nicht mit seliger Unruhe erfüllt hätte, und er schwankte alsdann zwischen der teilnehmenden Bewunderung für den Anstifter und dem feisten Bewußtsein der eigenen Makellosigkeit possierlich hin und wider.

Zu den Narren selbst gehörte mein Oheim Konrad, ohne daß er deshalb etwa meinem Vater und anderen Helden an Verstand etwas nachgegeben hätte. Vielmehr war er ein Schlaukopf und ward von einem ruhelosen Erfindungsgeist umgetrieben, um den die andern ihn ruhig hätten beneiden dürfen. Aber freilich glückte ihm nichts. Daß er, statt darüber den Kopf hängen zu lassen und tatlos tiefsinnig zu werden, immer wieder Neues begann und dabei ein merkwürdig lebhaftes Gefühl für das Tragikomische seiner eigenen Unternehmungen hatte, war gewiß ein Vorzug, wurde ihm aber als lächerliche Sonderbarkeit angeschrieben, kraft welcher man ihn zu den unbesoldeten Hanswürsten der Gemeinde zählte. Meines Vaters Verhältnis zu ihm war ein dauerndes hin und her zwischen Bewunderung und Verachtung. Jedes neue Projekt seines Schwagers versetzte ihn in eine gewaltige Neugierde und Aufregung, die er vergebens hinter lauernd ironischen Fragen und Anspielungen zu verstecken trachtete. Wenn dann der Oheim seines Erfolges sicher zu sein glaubte und den Großartigen zu spielen begann, ließ er sich jedesmal hinreißen und schloß sich dem Genialen in spekulierender Brüderlichkeit an, bis der unvermeidliche Mißerfolg da war, über den der Oheim die Achseln zuckte, während der Vater im Zorn ihn mit Hohn und Beleidigung übergoß und monatelang keines Blickes und Wortes mehr würdigte.

Konrad war es, dem unser Dorf den ersten Anblick eines Segelboots verdankte, und meines Vaters Nachen hat dazu herhalten müssen. Das Segel- und Seilwerk war vom Oheim nach Kalenderholzschnitten sauber ausgeführt und daß unser Schifflein für ein Segelboot zu schmal gebaut war, ist am Ende nicht Konrads Schuld gewesen. Die Vorbereitungen dauerten wochenlang, mein Vater wurde vor Spannung, Hoffnung und Angst schier zu Quecksilber und auch das übrige Dorf sprach von nichts soviel wie von Konrad Camenzind's neuestem Vorhaben. Es war ein denkwürdiger Tag für uns, als das Boot an einem windigen Spätsommermorgen zum erstenmal in See gehen sollte. Mein Vater, in scheuer Ahnung einer möglichen Katastrophe, hielt sich fern und hatte auch mir zu meiner großen Betrübnis das Mitfahren verboten. Der Sohn des Bäckers Füßli

Digitized by Google

begleitete den Segelkünstler allein. Aber das ganze Dorf stand auf unserem Kiesplatz und in den Gärtchen und wohnte dem unerhörten Spektakel bei. Seeabwärts blies ein flotter Ostwind. Zu Anfang mußte der Beck rudern, bis das Boot in die Bise geriet, sein Segel blähte und stolz davonjagte. Wir sahen es bewundernd um den nächsten Bergvorsprung entschwinden und richteten uns darauf ein, den schlauen Oheim bei seiner Heimkehr als Sieger zu begrüßen und uns unserer höhnischen Aftergedanken zu schämen. Als jedoch in der Nacht das Boot zurückkehrte, hatte es kein Segel mehr, die Schiffer waren mehr tot als lebendig und der Bäckerssohn hustete und meinte: „Ihr seid um ein Hauptvergnügen gekommen, leichtlich hätte es auf den Sonntag zwei Leichenschmäuse geben können." Mein Vater mußte zwei neue Planken in den Nachen basteln, und seither hat sich nie wieder ein Segel in der blauen Fläche gespiegelt. Dem Konrad rief man noch lange, so oft er irgend etwas eilig hatte, nach: „Mußt Segel nehmen, Konrad!" Mein Vater fraß den Ärger in sich hinein und lange Zeit, so oft der arme Schwager ihm begegnete, sah er beiseite und spuckte in großen Bogen aus, zum Zeichen unaussprechlicher Verachtung. Das dauerte so lang, bis Konrad eines Tags mit seinem feuersicheren Backofenprojekt bei ihm vorsprach, welches dem Erfinder unendlichen Spott auf den Hals brachte und meinen Vater auf vier bare Taler zu stehen kam. Wehe dem, der ihn an diese Viertalergeschichte zu erinnern wagte! Lange später, als einmal wieder Not im Hause war, sagte die Mutter einmal so beiläufig, es wäre doch gut wenn jetzt das sündlich verdubelte Geld noch da wäre. Der Vater wurde dunkelrot bis an den Hals, aber er bezwang sich und sagte nur: „Ich wollt', ich hätt' es an einem einzigen Sonntag versoffen."

Am Ende jedes Winters kam der Föhn mit seinem tieftönigen Gebrause, das der Alpler mit Zittern und Entsetzen hört und nach welchem er in der Fremde mit verzehrendem Heimweh dürstet.

Wenn der Föhn nahe ist, spüren ihn viele Stunden voraus Männer und Weiber, Berge, Wild und Vieh. Sein Kommen, welchem fast immer kühle Gegenwinde vorausgehen, verkündigt ein warmes, tiefes Sausen. Der blaugrüne See wird in ein paar Augenblicken tintenschwarz und setzt plötzlich hastige, weiße Schaumkronen auf. Und bald darauf donnert er, der noch vor Minuten unhörbar friedlich lag, mit erbitterter Brandung wie ein Meer ans Ufer. Zugleich rückt die ganze Landschaft ängstlich nah zusammen. Auf Gipfeln, die sonst in entrückter Ferne brüteten, kann man jetzt die Felsen zählen und von Dörfern, die sonst nur als braune Flecken im Weiten lagen, unterscheidet man jetzt Dächer, Giebel und Fenster. Alles rückt zusammen, Berge, Matten und Häuser, wie eine furchtsame Herde. Und dann beginnt das grollende Sausen, das Zittern im Boden. Aufgepeitschte Seewellen werden streckenweit wie Rauch durch die Luft dahingetrieben, und fortwährend, zumal in den Nächten, hört man den verzweifelten Kampf des Sturmes mit den Bergen. Eine kleine Zeit später redet sich dann die Nachricht von verschütteten Bächen, zerschlagenen Häusern, zerbrochenen Kähnen und vermißten Vätern und Brüdern durch die Dörfer.

Alsdann, wenn der Föhn verblasen hat und die letzten schmutzigen Lawinen zerlaufen sind, dann kommt das Schönste. Dann recken sich berghinan auf allen Seiten die beblümten gelblichen Matten, rein und selig stehen die Schneegipfel und Gletscher in ihren Höhen und der See wird blau und warm und spiegelt Sonne und Wolkenzüge wieder.

Alles dieses kann schon eine Kindheit und zur Not auch ein Leben erfüllen. Denn alles dieses redet laut und ungebrochen die Sprache Gottes,

Digitized by Google

wie sie nie über eines Menschen Lippen kam. Wer sie so in seiner Kindheit vernommen hat, dem tönt sie sein Leben lang nach, süß und stark und furchtbar, und ihrem Bann entflieht er nie. Wenn einer in den Bergen heimisch ist, der kann jahrelang Philosophie oder historia naturalis studieren und mit dem alten Herrgott aufräumen, — wenn er den Föhn wieder einmal spürt oder hört eine Laue durch's Holz brechen, so zittert ihm das Herz in der Brust und er denkt an Gott und ans Sterben.

An meines Vaters Häuschen grenzte ein umzäunter, winziger Garten. Es gedieh dort ein herber Salat, Rüben und Kohl, außerdem hatte die Mutter eine rührend schmale, dürftige Rabatte für Blumen angelegt, in welcher zwei Monatrosenstöcke, ein Georginenbusch und eine Handvoll Reseden hoffnungslos und kümmerlich verschmachteten. An den Garten stieß noch ein kleinerer, kiesiger Platz, welcher bis zum See reichte. Dort standen zwei beschädigte Fässer, einige Bretter und Pfähle, und unten im Wasser lag unser Weidling angebunden, welcher damals noch alle paar Jahre neu geflickt und geteert wurde. Die Tage, an denen dies geschah, sind mir fest im Gedächtnis geblieben. Es waren warme Nachmittage im Vorsommer, über dem Gärtchen taumelten die schwefelgelben Zitronenfalter in der Sonne, der See war ölglatt, blau und still und leise schillernd, die Berggipfel dünn umdünstet, und auf dem kleinen Kiesplatz roch es gewaltig nach Pech und Ölfarbe. Auch nachher duftete der Nachen noch den ganzen Sommer hindurch nach Teer. So oft ich, viele Jahre später, irgendwo am Meere den eigentümlich aus Wassergeruch und Teerbrodem gemischten Duft in die Nase bekam, trat mir sogleich unser Seeplätzlein vor's Auge, und ich sah wieder den Vater in Hemdärmeln mit dem Pinsel hantieren, sah die bläulichen Wölkchen aus seiner Pfeife in die stillen Sommerlüfte steigen und die blitzgelben Falter ihre unsicheren, scheuen Flüge tun. An solchen Tagen zeigte mein Vater eine ungewöhnlich behagliche Laune, pfiff Triller, was er vortrefflich konnte, und gab vielleicht sogar einen einzelnen kurzen Jodler von sich, diesen jedoch nur halblaut. Die Mutter kochte alsdann etwas Gutes auf den Abend und ich denke mir jetzt, sie tat es in der stillen Hoffnung, Camenzind möchte diesen Abend nicht ins Wirtshaus gehen. Er ging aber doch.

Daß die Eltern die Entwicklung meines jungen Gemütes sonderlich gefördert oder gestört hätten, kann ich nicht sagen. Die Mutter hatte immer beide Hände voll Arbeit und mein Vater hatte sich gewiß mit nichts auf der Welt so wenig beschäftigt als mit Erziehungsfragen. Er hatte genug zu tun, seine paar Obstbäume kümmerlich im Stand zu halten, das Kartoffeläckerlein zu bestellen und nach dem Heu zu sehen. Ungefähr alle paar Wochen aber nahm er mich abends, ehe er ausging, bei der Hand und verschwand stillschweigend mit mir auf den über dem Stall gelegenen Heuboden. Dort vollzog sich alsdann ein seltsamer Straf- und Sühneakt: ich bekam eine Tracht Prügel, ohne daß der Vater oder ich genauer gewußt hätte wofür. Es waren stille Opfer am Altar der Nemesis und sie wurden ohne Schelten seinerseits oder Geschrei meinerseits dargebracht, als schuldiger Tribut an eine geheimnisvolle Macht. Immer wenn ich in späteren Jahren einmal vom „blinden Schicksal" reden hörte, fielen diese mysteriösen Szenen mir wieder ein und schienen mir eine überaus plastische Darstellung jenes Begriffs zu sein. Ohne es zu wissen, befolgte mein guter Vater dabei die schlichte Pädagogik, die das Leben selbst an uns zu üben pflegt, indem es uns hie und da aus heiteren Lüften ein Donnerwetter sendet, wobei es uns überlassen bleibt nachzusinnen, durch was für Missetaten wir eigentlich die

Digitized by Google

oberen Mächte herausgefordert haben. Leider stellte dies Nachsinnen bei mir sich nie oder nur selten ein, vielmehr nahm ich jene ratenweise Züchtigung ohne die wünschenswerte Selbstprüfung gelassen oder auch trotzig hin und freute mich an solchen Abenden stets, nun wieder meinen Zoll entrichtet und ein paar Wochen Strafpause vor mir zu haben. Viel selbständiger trat ich den Versuchen meines Alten, mich zur Arbeit anzuleiten, entgegen. Die unbegreifliche und verschwenderische Natur hatte in mir zwei widerstrebende Gaben vereinigt: eine ungewöhnliche Körperkraft und eine leider nicht geringere Arbeitsscheu. Der Vater gab sich alle Mühe, einen brauchbaren Sohn und Mithelfer aus mir zu machen, ich aber drückte mich mit allen Chikanen um die mir auferlegten Arbeiten und noch als Gymnasiast hatte ich für keinen der antiken Heroen so viel Mitgefühl wie für Herakles, da er zu jenen berühmten, lästigen Arbeiten gezwungen ward. Einstweilen kannte ich nichts Schöneres als mich auf Felsen und Matten oder am Wasser müßiggängerisch herumzutreiben.

Berge, See, Sturm und Sonne waren meine Freunde, erzählten mir und erzogen mich und waren mir lange Zeit lieber und bekannter als irgend Menschen und Menschenschicksale. Meine Lieblinge aber, die ich dem glänzenden See und den traurigen Föhren und sonnigen Felsen vorzog, waren die Wolken.

Sie schweben zwischen Gottes Himmel und der armen Erde als schöne Gleichnisse aller Menschensehnsucht, beiden angehörig — Träume der Erde, in welchen sie ihre befleckte Seele an den reinen Himmel schmiegt. Sie sind das ewige Sinnbild alles Wanderns, alles Suchens, Verlangens und Heimbegehrens. Und so wie sie zwischen Erde und Himmel zag und sehnend und trotzig hängen, so hängen zag und sehnend und trotzig die Seelen der Menschen zwischen Zeit und Ewigkeit.

Ich war ein unwissendes Kind und liebte sie, schaute sie an und wußte nicht, daß auch ich als eine Wolke durchs Leben gehen würde — wandernd, überall fremd, schwebend zwischen Zeit und Ewigkeit. Von Kinderzeiten her sind sie mir liebe Freundinnen und Schwestern gewesen. Ich kann nicht über die Gasse gehen, so nicken wir einander zu, grüßen uns und verweilen einen Augenblick Aug' in Auge.

Bald kam auch die Zeit, daß ich mich den Wolken nähern, zwischen sie treten und manche aus ihrer Schar von oben betrachten durfte. Ich war zehn Jahr alt, als ich den ersten Gipfel erstieg, den Sennalpstock, an dessen Fuß unser Dörflein Nimikon liegt. Da sah ich denn zum erstenmal die Schrecken und die Schönheiten der Berge. Tiefgerissene Schluchten, voll von Eis und Schneewasser, grüngläserne Gletscher, scheußliche Muränen, und über allem wie eine Glocke hoch und rund der Himmel. Wenn einer zehn Jahre lang zwischen Berg und See geklemmt gelebt hat und rings von nahen Höhen eng umdrängt war, dann vergißt er den Tag nicht, an dem zum erstenmal ein großer, breiter Himmel über ihm und vor ihm ein unbegrenzter Horizont lag. Schon beim Aufstieg war ich erstaunt, die mir von unten her wohlbekannten Schroffen und Felswände so überwältigend groß zu finden. Und nun sah ich, vom Augenblick ganz bezwungen, mit Lust und Jubel plötzlich die ungeheure Weite auf mich herein dringen. So fabelhaft groß war also die Welt! Unser ganzes Dorf, tief unten verloren liegend, war nur noch ein kleiner heller Fleck. Gipfel, die man vom Tale aus für eng benachbart hielt, lagen viele Stunden weit auseinander.

Da fing ich an zu ahnen, daß ich nur erst ein schmales Blinzeln, noch kein gediegenes Schauen von der Welt gehabt hatte und daß da

Digitized by Google

draußen Berge stehen und fallen und große Dinge geschehen konnten, von denen auch nicht die leiseste Kunde je in unser abgetrenntes Bergloch kam. Zugleich aber zitterte etwas in mir gleich dem Zeiger des Kompasses mit unbewußtem Streben mächtig jener großen Ferne entgegen. Und nun verstand ich auch die Schönheit und Schwermut der Wolken erst ganz, da ich sah, in was für endlose Fernen sie wanderten.

Meine beiden erwachsenen Begleiter lobten mein gutes Steigen, rasteten ein wenig auf der eiskalten Kuppe und lachten über meine fassungslose Freude. Ich aber, nachdem ich mit dem ersten großen Staunen fertig war, brüllte vor Lust und Erregung laut wie ein Stier in die klaren Lüfte hinaus. Das war mein erstes, unartikuliertes Lied an die Schönheit. Ich war auf einen dröhnenden Widerhall gefaßt, aber mein Geschrei verklang in den ruhigen Höhen spurlos wie ein schwacher Vogelpfiff. Da war ich sehr beschämt und hielt mich still.

Dieser Tag hatte irgend ein Eis in meinem Leben gebrochen. Denn nun kam ein Ereignis um das andere. Zunächst nahm man mich des öfteren auf Bergfahrten mit, auch auf schwierigere, und ich drang mit sonderbar beklommener Wollust in die großen Geheimnisse der Höhen ein. Darauf ward ich zum Geishirten ernannt. An einer von den Halden, wohin ich gewöhnlich meine Tiere trieb, gab es einen windgeschützten Winkel, von kobaltblauem Enzian und hellrotem Steinbrech überwuchert, das war mir der liebste Platz in der Welt. Das Dorf war von dort aus unsichtbar und auch vom See war nur über Felsen weg ein schmaler, blanker Streifen zu erblicken, dafür brannten die Blumen in lachend frischen Farben, der blaue Himmel lag wie ein Zeltdach auf den spitzigen Schneegipfeln und neben dem feinen Geläut der Ziegenglocken tönte ununterbrochen der nicht weit entfernte Wasserfall. Dort lag ich in der Wärme, staunte den weißen Wölklein nach und jodelte halblaut vor mich hin, bis die Geisen meine Trägheit bemerkten und sich allerlei verbotene Streiche und Lustbarkeiten leisten wollten. Es gab dabei gleich in den ersten Wochen einen herben Riß in meine Phäakenherrlichkeit, als ich mit einer verlaufenen Geis zusammen in eine Klamm abstürzte. Die Geis war tot und mir tat der Schädel weh, außerdem ward ich jämmerlich geprügelt, lief meinen Alten davon und ward unter Beschwörungen und Wehklagen wieder eingebracht.

Leichtlich hätten diese Abenteuer meine ersten und letzten sein können. Dann wäre dies Büchlein ungeschrieben und manche andere Mühe und Torheit ungeschehen geblieben. Ich hätte vermutlich irgend eine Base geheiratet oder läge vielleicht auch irgendwo beiseit ins Gletscherwasser gefroren. Es wäre auch nicht übel. Aber alles kam anders und es steht mir nicht zu das Geschehene mit Ungeschehenem zu vergleichen.

Mein Vater tat jeweils ein wenig kleinen Dienst im Welsdorfer Kloster. Nun war er einstmals krank und befahl mir ihn dort abzusagen. Das tat ich indessen nicht, sondern entlehnte beim Nachbar Papier und Feder und schrieb einen manierlichen Brief an die Klosterbrüder, gab den der Botenfrau mit und ging auf eigene Faust in den Berg.

Nächste Woche komme ich eines Tags nach Hause, da sitzt ein Pater und wartet auf denjenigen, der den schönen Brief geschrieben hat. Mir ward etwas bänglich, aber er lobte mich und suchte meinen Alten zu bereden, daß er mich bei ihm lernen lasse. Der Oheim Konrad war dazumal gerade wieder in Gunst und wurde befragt. Natürlich war er sofort dafür entflammt, daß ich lernen und später studieren und ein Gelehrter und Herr werden müsse. Der Vater ließ sich überzeugen, und so gehörte nun auch

Digitized by Google

meine Zukunft zu den gefährlichen Oheimsprodukten, gleich dem feuersicheren Backofen, dem Segelschiff und den vielen ähnlichen Phantastereien.

Es ging sogleich an ein gewaltiges Lernen, zumal in Lateinisch, biblischer Geschichte, Botanik und Geographie. Mir machte das alles vielen Spaß und ich dachte nicht daran, daß das welsche Zeug mich vielleicht Heimat und schöne Jahre kosten könne. Das Lateinische allein tats auch nicht. Mein Vater hätte mich zum Bauer gemacht, wenn ich auch die ganzen viri illustres vorwärts und rückwärts auswendig gekonnt hätte. Aber der kluge Mann hatte mir auf den Grund meines Wesens gesehen, wo als Schwerpunkt und Kardinaluntugend meine unbesiegbare Trägheit hauste. Ich entrann, wo es nur gehen wollte, der Arbeit und lief statt dessen den Bergen oder dem See nach oder lag seitwärts versteckt an der Halde, las träumte und faulenzte. In dieser Erkenntnis gab er mich schließlich weg.

Dies ist eine Gelegenheit, ein kurzes Wort über meine Eltern zu sagen. Die Mutter war ehedem schön gewesen, davon war aber nur der feste, grade Wuchs und die anmutigen, dunklen Augen übrig geblieben. Sie war groß, überaus kräftig, fleißig und still. Obwohl sie reichlich so klug wie der Vater und an Körperkraft ihm überlegen war, herrschte sie doch nicht im Hause, sondern ließ das Regiment ihrem Manne. Er war mittelgroß, hatte dünne und fast zarte Glieder und einen hartnäckigen, schlauen Kopf mit einem Gesicht, das von heller Farbe und ganz voll von kleinen, ungemein beweglichen Falten war. Dazu kam eine kurze, senkrechte Stirnfalte. Sie verdunkelte sich, so oft er die Brauen bewegte, und gab ihm ein grämlich leidendes Aussehen; es schien dann, als versuche er sich auf etwas sehr Wichtiges zu besinnen und sei selber ohne Hoffnung je darauf zu kommen. Man hätte eine gewisse Melancholie an ihm wahrnehmen können, aber niemand achtete darauf, denn die Bewohner unsrer Gegend sind fast alle von einer stetigen, leichten Trübe des Gemüts befangen, dessen Ursache die langen Winter, die Gefahren, das mühselige Sichdurchschlagen und die Abgeschlossenheit vom Weltleben sind.

Von beiden Eltern habe ich wichtige Stücke meines Wesens übernommen. Von der Mutter eine bescheidene Lebensklugheit, ein Stück Gottvertrauen und ein stilles, wenig redendes Wesen. Vom Vater hingegen eine Ängstlichkeit vor festen Entschließungen, die Unfähigkeit mit Geld zu wirtschaften und die Kunst viel und mit Überlegung zu trinken. Letzteres zeigte sich aber an mir in jenem zarten Alter noch nicht.

So ausgestattet und mit einem neuen Kleide versorgt trat ich die Reise ins Leben an. Die elterlichen Gaben haben sich bewährt, denn ich ging und stand in der Welt seither auf eigenen Füßen. Dennoch muß irgend etwas gefehlt haben, das auch die Wissenschaft und das Weltleben mir nimmer einbrachte. Denn ich kann heute noch wie je einen Berg zwingen, zehn Stunden marschieren oder rudern und nötigenfalls einen Mann freihändig erschlagen, zum Lebenskünstler aber fehlt mir heute noch so viel wie damals. Der frühe einseitige Umgang mit der Erde und ihren Pflanzen und Tieren hatte wenig soziale Fähigkeiten in mir aufkommen lassen und noch jetzt sind meine Träume ein merkwürdiger Beweis dafür, wie sehr ich leider einem rein animalischen Leben zuneige. Ich träume nämlich sehr oft, ich liege am Meeresstrand als Tier, zumeist als Seehund, und empfinde dabei ein so gewaltiges Wohlbehagen, daß ich beim Erwachen den Wiederbesitz meiner Menschenwürde keineswegs freudig oder mit Stolz, sondern lediglich mit Bedauern wahrnehme.

Ich ward in üblicher Weise mit Freiplatz und Freitisch an einem

Digitized by Google

Gymnasium erzogen und war zum Philologen bestimmt. Niemand weiß, warum. Es gibt kein unnützeres und langweiligeres Fach und keines, das mir ferner lag.

Die Schülerjahre gingen mir rasch dahin. Zwischen Balgereien und Schule kamen Stunden voll Heimweh, Stunden voll frecher Zukunftsträume, Stunden voll ehrfürchtiger Anbetung der Wissenschaft. Zwischenein trat auch hier meine angeborene Trägheit hervor, trug mir allerlei Ärger und Strafen ein und wich dann irgend einem neuen Enthusiasmus.

Daß die Schule und die Schulwissenschaft ein unzulängliches Stückwerk war, merkte ich wohl; aber ich wartete auf später. Hinter diesen Vorbereitungen und Schulfuchsereien vermutete ich das reine Geistige, eine zweifellose, sichere Wissenschaft des Wahren. Dort würde ich erfahren, was die dunkle Wirrnis der Geschichte, die Kämpfe der Völker und die bange Frage in jeder einzelnen Seele bedeute.

Noch stärker und lebendiger war eine andere Sehnsucht in mir. Ich wollte gern einen Freund haben.

Da war ein braunhaariger, ernsthafter Knabe, zwei Jahre älter als ich, namens Kaspar Hauri. Er hatte eine sichere und stille Art zu gehen und dazusein, trug den Kopf männlich fest und ernst und sprach nicht viel mit seinen Kameraden. An ihm blickte ich monatelang mit großer Verehrung empor, hielt mich auf der Straße hinter ihm her und hoffte sehnlich von ihm bemerkt zu werden. Ich war auf jeden Spießbürger eifersüchtig, den er grüßte, und auf jedes Haus, in das ich ihn eintreten oder kommen sah. Aber ich war zwei Klassen hinter ihm zurück und er fühlte sich vermutlich der seinigen schon überlegen. Es ist nie ein Wort zwischen uns gewechselt worden. Statt seiner schloß sich ohne mein Zutun ein kleiner, kränklicher Knabe an mich an. Er war jünger als ich, schüchtern und unbegabt, hatte aber schöne, lebende Augen und Gesichtszüge. Weil er schwächlich und ein wenig verwachsen war, stand er in seiner Klasse viel Unbilden aus und suchte an mir, der ich stark und angesehen war, einen Beschützer. Bald ward er so krank, daß er die Schule nicht mehr besuchen konnte. Er fehlte mir nicht und ich vergaß ihn rasch.

Nun war in unserer Klasse ein ausgelassener Blondkopf, ein Tausendkünstler, Musiker, Mime und Hanswurst. Ich gewann seine Freundschaft nicht ohne Mühe und der flotte kleine Altersgenosse benahm sich stets ein klein wenig gönnerhaft gegen mich. Immerhin hatte ich nun einen Freund. Ich suchte ihn in seinem Stüblein auf, las ein paar Bücher mit ihm, machte ihm die griechischen Aufgaben und ließ mir dafür im Rechnen helfen. Auch gingen wir manchmal miteinander spazieren und müssen dann wie Bär und Wiesel ausgesehen haben. Er war immer der Sprecher, der Lustige, Witzige, nie Verlegene, und ich hörte zu, lachte und war froh einen so burschikosen Freund zu haben.

Eines Nachmittags aber kam ich unversehens dazu, wie der kleine Charlatan im Schulhausgang einigen Kameraden eine von seinen beliebten komischen Aufführungen zum Besten gab. Soeben hatte er einen Lehrer nachgemacht, nun rief er: „Ratet wer das ist!“ und begann laut ein paar Homerverse zu lesen. Dabei kopierte er mich sehr getreu, meine verlegene Haltung, mein ängstliches Lesen, meine oberländisch rauhe Aussprache, und auch meine ständige Gebärde der Aufmerksamkeit, das Blinzeln und das Schließen des linken Auges. Es sah sich sehr komisch an und war so witzig und lieblos als möglich gemacht.

Als er das Buch schloß und den verdienten Beifall einstrich, trat ich

Digitized by Google

von hinten an ihn her und nahm Rache. Worte fand ich nicht, aber ich brachte meine ganze Entrüstung, Scham und Wut in einer einzigen, riesigen Ohrfeige prägnant zum Ausdruck. Gleich darauf begann die Lektion und der Lehrer bemerkte das Wimmern und die rotgeschwollene Backe meines ehemaligen Freundes, welcher obendrein sein Liebling war.

„Wer hat dich so zugerichtet?"

„Der Camenzind."

„Camenzind vortreten! Ist das wahr?"

„Jawohl."

„Warum hast du ihn geschlagen?"

Keine Antwort.

„Hast du keinen Grund dazu gehabt?"

„Nein."

Also wurde ich energisch bestraft und schwelgte stoisch in der Wonne des unschuldig Gemarterten. Da ich aber kein Stoiker noch Heiliger, sondern ein Schulbub war, streckte ich nach erlittener Strafe meinem Feind die Zunge heraus so lang sie war. Entsetzt fuhr der Lehrer auf mich los.

„Schämst du dich nicht? Was soll das heißen?"

„Das soll heißen, daß der dort ein gemeiner Kerl ist und daß ich ihn verachte. Und ein Feigling ist er auch noch."

So endete meine Freundschaft mit dem Mimen. Er fand keinen Nachfolger und ich habe die Jahre der reifenden Knabenzeit ohne Freund verbringen müssen. Aber ob auch meine Anschauung des Lebens und der Menschen seither sich einige mal verändert hat, jener Ohrfeige erinnere ich mich nie ohne tiefe Befriedigung. Hoffentlich hat auch der Blonde sie nicht vergessen.

Mit siebzehn Jahren verliebte ich mich in eine Advokatentochter. Sie war schön und ich bin stolz darauf, daß ich mein Leben lang immmer nur in sehr schöne Frauenbilder verliebt war. Was ich um sie und um andere litt, erzähle ich ein andermal. Sie hieß Rösi Girtanner und ist heute noch der Liebe ganz anderer Männer, als ich bin, würdig.

Damals brauste mir die ungebrauchte Jugendkraft in allen Gliedern. Ich ließ mich mit meinen Kameraden in tolle Raufhändel ein, fühlte mich stolz als besten Ringer, Ballschläger, Wettläufer und Ruderer, und war nebenher beständig schwermütig. Das hing kaum mit der Liebesgeschichte zusammen. Es war einfach die süße Schwermut des Vorfrühlings, die mich stärker als andere anfaßte, so daß ich Freude an traurigen Vorstellungen, an Todesgedanken und an pessimistischen Ideen hatte. Natürlich fand sich auch der Kamerad, der mir Heine's Buch der Lieder in einer billigen Ausgabe zu lesen gab. Es war eigentlich kein Lesen mehr, — ich goß in die leeren Verse mein volles Herz, ich litt mit, dichtete mit und geriet in ein lyrisches Schwärmen hinein, das mir vermutlich zu Gesichte stand wie dem Ferkel die Chemisette. Bis dahin hatte ich von aller „schönen Literatur" keine Ahnung gehabt. Nun folgte Lenau, Schiller, dann Goethe und Shakespeare, und plötzlich war mir der blasse Schemen Literatur zu einer großen Gottheit geworden.

Mit süßem Schauder fühlte ich aus diesen Büchern mir die würzig kühle Luft eines Lebens entgegen strömen, das nie auf Erden gewesen und doch wahrhaftig war und nun in meinem ergriffenen Herzen seine Wellen schlagen und seine Schicksale erleben wollte. In meinem Lesewinkel auf der Dachbodenkammer, wohin nur das Stundenschlagen vom nahen Turmgestühl und das trockene Klappern der daneben nistenden Störche drang,

Digitized by Google

gingen die Menschen Goethe's und Shakespeare's bei mir ein und aus. Das Göttliche und Lächerliche alles Menschenwesens ging mir auf: das Rätsel unseres zwiespältigen, unbändigen Herzens, die tiefe Wesenheit der Weltgeschichte und das mächtige Wunder des Geistes, der unsre kurzen Tage verklärt und durch die Kraft des Erkennens unser kleines Dasein in den Kreis des Notwendigen und Ewigen erhebt. Wenn ich den Kopf durch die schmale Fensterluke steckte, sah ich die Sonne auf Dächer und schmale Gassen scheinen, hörte verwundert die kleinen Geräusche der Arbeit und Alltäglichkeit verworren heraufrauschen und fühlte das Einsame und Geheimnisvolle meines von großen Geistern erfüllten Dachwinkels wie ein sonderbar schönes Märchen mich umgeben. Und allmählich, je mehr ich las und je wunderlicher und fremder mich das Hinunterblicken auf Dächer, Gassen und Alltag ergriff, tauchte des öfteren zaghaft und beklemmend das Gefühl in mir auf, auch ich sei vielleicht ein Seher und die vor mir ausgebreitete Welt warte auf mich, daß ich einen Teil ihrer Schätze höbe, den Schleier des Zufälligen und Gemeinen davon löse und das Entdeckte durch Dichterkraft dem Untergang entreiße und verewige.

Schamhaft fing ich an ein wenig zu dichten und es füllten sich allmählich einige Hefte mit Versen, Entwürfen und kleinen Erzählungen an. Sie sind untergegangen und waren vermutlich wenig wert, bereiteten mir aber Herzklopfen und heimliche Wonne genug. Nur langsam folgte diesen Versuchen Kritik und Selbstprüfung nach, und erst im letzten Schuljahr trat die notwendige erste, große Enttäuschung ein. Ich hatte schon begonnen mit meinen Erstlingsgedichten aufzuräumen und meine Schreiberei überhaupt mit Mißtrauen zu betrachten, als mir durch Zufall ein paar Bände Gottfried Keller in die Hände fielen, die ich sogleich zweimal und dreimal hintereinander las. Da sah ich in plötzlicher Erkenntnis, wie fern meine unreifen Träumereien der echten, herben, wahrhaftigen Kunst gewesen waren, verbrannte meine Gedichte und Novellen und blickte nüchtern und traurig mit peinlichen Katzenjammergefühlen in die Welt.

II.

Um von der Liebe zu reden, — darin bin ich zeitlebens ein Knabe geblieben. Für mich ist die Liebe zu Frauen immer ein reinigendes Anbeten gewesen, eine steile Flamme meiner Trübe entlodert, Beterhände zu blauen Himmeln emporgestreckt. Von der Mutter her aus eigenem, undeutlichem Gefühl verehrte ich die Frauen insgesamt als ein fremdes, schönes und rätselhaftes Geschlecht, das uns durch eine angeborene Schönheit und Einheitlichkeit des Wesens überlegen ist und das wir heilig halten müssen, weil es gleich Sternen und blauen Berghöhen uns ferne ist und Gott näher zu sein scheint. Da das rauhe Leben seinen reichlichen Senf dazu gab, hat die Frauenliebe mir soviel Bitteres als Süßes eingebracht; zwar blieben die Frauen auf dem hohen Sockel stehen, mir aber verwandelte sich die feierliche Rolle des anbetenden Priesters allzuleicht in die peinlich-komische des genarrten Narren.

Rösi Girtanner begegnete mir fast jeden Tag, wenn ich zu Tische ging. Eine Jungfer von siebzehn Jahren, fest und biegsam gewachsen. Aus dem schmalen, bräunlich frischen Gesicht sprach die stille beseelte Schönheit, welche ihre Mutter zur Stunde noch besaß und welche vor ihr Ahne und Urahne gehabt hatte. Aus diesem alten, vornehmen und gesegneten

Digitized by Google

Haus war von Geschlecht zu Geschlecht eine große, schmucke Reihe von Frauen ausgegangen, jede still und vornehm, jede frisch, adlig und von fehlerloser Schönheit. Es gibt von einem unbekannten Meister ein Mädchenbildnis aus der Familie der Fugger, im sechzehnten Jahrhundert gemalt und eines der köstlichsten Bilder, die meine Augen gesehen haben. So ähnlich waren die Girtannerschen Frauen und so war auch Rösi.

Das alles wußte ich damals freilich nicht. Ich sah sie nur in ihrer stillen, heiteren Würde schreiten und fühlte das Adelige ihres schlichten Wesens. Dann saß ich abends nachsinnend in der Dämmerung, bis es mir gelang, ihre Erscheinung mir klar und gegenwärtig vorzustellen, und dann lief ein süßes heimliches Grausen über meine knabenhafte Seele. In Bälde kam es aber, daß diese Augenblicke der Lust sich trübten und mir bittere Schmerzen machten. Ich empfand plötzlich, wie fremd sie mir sei, mich nicht kenne noch mir nachfrage, und daß mein schönes Traumbild ein Diebstahl an ihrem seligen Wesen sei. Und eben wenn ich das so scharf und peinigend fühlte, sah ich ihr Bild immer für Augenblicke so wahr und atmend lebendig vor Augen, daß eine dunkle, warme Woge mein Herz überflutete und mir bis in die fernsten Pulse seltsam wehe tat.

Bei Tage geschah es mitten in einer Lehrstunde oder mitten in einem heftigen Raufen, daß die Woge wiederkam. Dann schloß ich die Augen, ließ die Hände sinken und fühlte mich in einen lauen Abgrund gleiten, bis mich der Aufruf des Lehrers oder der Faustschlag eines Kameraden erweckte. Ich entzog mich, lief ins Freie und staunte mit wunderlicher Träumerei in die Welt. Nun sah ich plötzlich, wie schön und farbig alles war, wie Licht und Atem durch alle Dinge floß, wie klargrün der Fluß und wie rot die Dächer und wie blau die Berge waren. Diese mich umgebende Schönheit zerstreute mich aber nicht, sondern ich genoß sie still und traurig. Je schöner alles war, desto fremder schien es mir, der ich keinen Teil daran hatte und außerhalb stand. Darüber fanden meine dumpfen Gedanken den Weg zu Rösi zurück: Wenn ich in dieser Stunde stürbe, sie würde es nicht wissen, nicht danach fragen, nicht darüber betrübt sein!

Dennoch verlangte mich nicht danach von ihr bemerkt zu werden. Ich hätte gern etwas Unerhörtes für sie getan oder ihr geschenkt, ohne daß sie gewußt hätte von wem es kam.

Und ich tat auch vieles für sie. Es kam eben eine kurze Ferienzeit und ich ward nach Hause geschickt. Dort leistete ich täglich allerlei Kraftstücke, alles in meiner Meinung Rösi zu Ehren. Einen schwierigen Gipfel erstieg ich von der steilsten Seite. Auf dem See machte ich übertriebene Fahrten im Weidling, große Entfernungen in knapper Zeit. Nach einer solchen Fahrt, da ich ausgebrannt und verhungert zurück kam, fiel mir ein, bis zum Abend ohne Speise und Trank zu bleiben. Alles für Rösi Girtanner. Ich trug ihren Namen und Lobpreis auf entlegene Grate und in nie besuchte Klüfte.

Zugleich büßte dabei meine in der Schulstube verhockte Jugend ihre Lust. Die Schultern gingen mir mächtig auseinander, Gesicht und Nacken ward braun und überall dehnten sich und schwollen die Muskeln.

Am vorletzten Ferientag brachte ich meiner Liebe ein mühseliges Blumenopfer. Zwar wußte ich an mehreren verlockenden Hängen auf schmalen Erdbändern Edelweiß stehen, aber diese duft- und farblose, krankhafte Silberblüte war mir stets seelenlos und wenig schön erschienen. Dafür kannte ich ein paar vereinsamte Alpenrosenbüsche, in die Furche einer kühnen Fluh verweht, spätblühend und verlockend schwer zu erreichen. Nun, es mußte

Digitized by Google

gehen. Und da denn der Jugend und Liebe nichts unmöglich ist, gelangte ich mit zerschundenen Händen und krampfigen Schenkeln schließlich zum Ziel. Juchzen konnte ich in meiner bangen Lage nicht, aber das Herz jodelte und lärmte mir vor Lust, als ich vorsichtig die zähen Zweige durchschnitt und die Beute in den Händen hielt. Zurück mußte ich, die Blumen im Mund, rücklings klettern und Gott allein weiß, wie ich frecher Knabe heil den Fuß der Wand erreichte. Am ganzen Berg war die Blüte der Alpenrosen lang vorüber, ich hatte die letzten Zweige des Jahres knospend und zarterblühend in der Hand.

Andern Tags hielt ich die Blumen während der ganzen fünfstündigen Reise in den Händen. Anfangs schlug das Herz mir mächtig der Stadt der schönen Rösi entgegen; je ferner aber das Hochgebirge ward, desto stärker zog die eingeborene Liebe mich zurück. Ich erinnere mich so gut an jene Eisenbahnfahrt! Der Sennalpstock war schon lange unsichtbar, nun sanken aber auch die zackigen Vorberge einer um den andern hinab und jeder löste sich mit feinem Wehgefühl von meinem Herzen. Nun waren alle heimischen Berge versunken und eine breite, niedere, hellgrüne Landschaft drängte sich hervor. Das hatte mich bei meiner ersten Reise gar nicht berührt. Diesmal aber ergriff mich Unruhe, Angst und Trauer, als wäre ich verurteilt weiter in immer flachere Länder hinein zu fahren und die Berge und das Bürgerrecht der Heimat unwiederbringlich zu verlieren. Zugleich sah ich immer das schöne, schmale Gesicht der Rösi vor mir stehen, so fein und fremd und kühl und meiner unbekümmert, daß mir Erbitterung und Schmerz den Atem verhielt. Vor den Fenstern glitten hintereinander die frohen, sauberen Ortschaften mit schlanken Türmen und weißen Giebeln vorüber und Menschen stiegen aus und ein, redeten, grüßten, lachten, rauchten und machten Witze, — lauter fröhliche Unterländer, gewandte, freimütige und polierte Leute, und ich schwerer Bursch vom Oberland saß stumm und traurig und verbissen damitten. Ich fühlte, daß ich nicht mehr heimisch war. Ich empfand, daß ich den Bergen für immer entrissen war und doch nie werden würde wie ein Unterländer, nie so froh, so gewandt, so glatt und sicher. So einer wie diese würde sich immer über mich lustig machen, so einer würde die Girtanner einmal heiraten und so einer würde mir immer im Weg und um einen Schritt voraus sein.

Solche Gedanken brachte ich mit zur Stadt. Dort stieg ich nach der ersten Begrüßung auf den Dachboden, öffnete meine Kiste, und entnahm ihr einen großen Bogen Papier. Es war nicht vom feinsten und als ich meine Alpenrosen darein gewickelt und das Paket mit einem extra von Hause mitgebrachten Bindfaden verschnürt hatte, sah es gar nicht wie eine Liebesgabe aus. Ernsthaft trug ich es in die Straße, wo der Advokat Girtanner wohnte, und im ersten günstigen Augenblick trat ich durchs offene Tor, sah mich in der abendlich halblichten Hausflur ein wenig um und legte mein unförmliches Bündel auf der breiten, herrschaftlichen Treppe ab.

Niemand sah mich und ich erfuhr nie, ob Rösi meinen Gruß zu sehen bekommen habe. Aber ich war an Flühen geklettert und hatte mein Leben gewagt, um einen Zweig Rosen auf die Treppe ihres Hauses zu legen, und darin lag etwas Süßes, Traurigfrohes, Poetisches, das mir wohltat und das ich noch heut empfinde. Nur in gottlosen Stunden scheint es mir zuweilen, als sei jenes Rosenabenteuer so gut wie alle meine späteren Liebesgeschichten eine Donquichotterie gewesen.

Diese meine erste Liebe fand nie einen Abschluß, sondern verklang fragend und unerlöst in meine Jugendjahre und lief neben meinen späteren

Digitized by Google

Verliebtheiten wie eine stille ältere Schwester mit. Immer noch kann ich mir nichts Nobleres, Reineres und Schöneres vorstellen als jene junge, wohlgeborene und stillblickende Patrizierin. Und als ich manche Jahre später auf einer historischen Ausstellung in München jenes namenlose, rätselhaft liebliche Bildnis der Fuggertochter sah, erschien mir, es stehe meine ganze schwärmerische, traurige Jugend vor mir und schaue mich aus unergründlichen Augen tief und verloren an.

Indessen häutete ich mich langsam und bedächtig und ward allmählich vollends zum Jüngling. Meine damals angefertigte Photographie zeigt einen knochigen, hochgewachsenen Bauernbuben in schlechten Schülerkleidern, mit etwas matten Augen und unfertigen, lümmelhaften Gliedmaßen. Nur der Kopf hat etwas Frühfertiges und Festes. Mit einer Art von Erstaunen sah ich mich die Manieren der Knabenzeit ablegen und erwartete mit dunkler Vorfreude die Studentenzeit.

Ich sollte in Zürich studieren und für den Fall besonderer Leistungen hatten meine Gönner die Möglichkeit einer Studienreise erwähnt. Mein Wesen war nüchterner und doch schwungvoller geworden und ich freute mich des zukünftigen Glückes mit der festen Zuversicht seiner würdig befunden zu werden.

Im letzten Schuljahr fesselte mich das Studium des Italienischen und die erste Bekanntschaft mit den alten Novellisten, deren gründlicheres Kennenlernen ich mir als erste Liebhaberarbeit für die Züricher Semester vorbehielt. Dann kam der Tag, da ich meinen Lehrern und dem Hausvater Adieu sagte, meine kleine Kiste packte und vernagelte und mit wohliger Wehmut abschiednehmend um das Haus der Rösi strich.

Die Ferienzeit, die nun folgte, gab mir einen bitteren Vorschmack vom Leben und zerriß mir die schönen Traumflügel schnell und rauh. Zunächst fand ich die Mutter krank. Sie lag zu Bett, redete fast gar nichts und machte auch von meinem Kommen kein Aufhebens. Wehleidig war ich nicht, aber es schmerzte mich doch, meiner Freude und meinem jungen Stolz gar kein Echo zu finden. Alsdann erklärte mir mein Vater, daß er zwar nichts dagegen habe, wenn ich nun studieren wolle, daß er aber nicht vermöge mir Geld dazu zu geben. Wenn das kleine Stipendium nicht reiche, müsse ich eben sehen mir das Nötige zu verdienen. In meinem Alter habe er schon längst eigenes Brot gegessen u. s. w.

Auch mit Wandern, Rudern und Bergsteigen war es diesmal nicht viel, denn ich mußte in Haus und Feld mitarbeiten und an den freien halben Tagen hatte ich zu nichts Lust, nicht einmal zum Lesen. Es empörte und ermüdete mich zu sehen, wie das gemeine tägliche Leben breitmäulig sein Recht forderte und alles fraß, was ich von Überfluß und Übermut mitgebracht hatte. Übrigens war mein Vater, als er die Geldfrage einmal vom Herzen hatte, nach seiner Art zwar rauh und kurz, aber nicht unfreundlich gegen mich, doch hatte ich keine Freude daran. Auch daß meine Schulbildung und meine Bücher ihm einen stillen, halbverächtlichen Respekt einflößten, störte mich und tat mir leid. Und dann dachte ich auch oft an Rösi und hatte wieder das böse, rechthaberische Gefühl meines bauernhaften Unvermögens, je in der „Welt" einen sicheren und beweglichen Mann abzugeben. Ich besann mich sogar tagelang, ob es nicht besser sei dazubleiben und mein Latein und Hoffnungen im zähen, trüben Zwang des armseligen heimischen Lebens zu vergessen. Gequält und verdrossen ging ich umher und fand auch am Bett der kranken Mutter nicht Trost noch Ruhe. Die Wochen wurden unausstehlich lang, als sollte ich an

Digitized by Google

diese hoffnungslose Zeit des Ärgers und Zwiespalts meine ganze Jugend verlieren.

War ich erstaunt und empört gewesen, das Leben meine glückliche Träumerei so rasch und gründlich zerstören zu sehen, so kam ich nun in die Lage zu erstaunen, wie plötzlich und mächtig auch der jetzigen Quälerei ein Überwinder erwuchs. Das Leben hatte mir die ganze Werktagsseite gezeigt, nun trat es plötzlich mit seinen ewigen Tiefen vor mein befangenes Auge und belud meine Jugend mit einer schlichten, mächtigen Erfahrung.

Früh am Morgen eines heißen Sommertages litt ich im Bette Durst und stand auf, um in die Küche zu gehen, wo stets eine Kufe frischen Wassers stand. Dabei mußte ich durchs Schlafzimmer der Eltern gehen, wo mir das sonderbare Stöhnen der Mutter auffiel. Ich trat an ihr Bett, doch sah sie mich nicht und gab keine Antwort, sondern stöhnte trocken und angstvoll vor sich hin, zuckte mit den Lidern und war bläulich blaß im Gesicht. Dies erschreckte mich nicht sonderlich, obwohl mir etwas ängstlich wurde. Aber dann sah ich ihre beiden Hände auf den Laken liegen, still und wie schlafende Geschwister. An diesen Händen sah ich, daß meine Mutter im Sterben lag, denn sie waren schon so seltsam todmüde und willenlos, wie sie kein Lebender hat. Ich vergaß meinen Durst, kniete neben dem Lager nieder, legte der Kranken die Hand auf die Stirn und suchte ihren Blick. Da er mich traf, war er gut und ohne Qual, aber nahe am Erlöschen. Es fiel mir nicht ein, daß ich den Vater wecken müsse, der nebenan mit hartem Atem schlief. So kniete ich denn nahezu zwei Stunden und sah meine Mutter den Tod erleiden. Sie litt ihn stille, ernst und tapfer, wie es ihrer Art zukam, und hat mir ein gutes Vorbild gegeben.

Das Stüblein war stille und füllte sich langsam mit der Helle des heraufsteigenden Morgens; Haus und Dorf lag schlafend und ich hatte Muße, in Gedanken die Seele eines Sterbenden zu begleiten, über Haus und Dorf und See und Schneegipfel hinweg in die kühle Freiheit eines reinen Frühmorgenhimmels hinein. Schmerz fühlte ich wenig, denn ich war voll Staunen und Ehrfurcht zusehen zu dürfen, wie ein großes Rätsel sich löste und wie der Ring eines Lebens sich mit leisem Erzittern schloß. Auch war die klaglose Tapferkeit der Scheidenden so erhaben, daß von ihrer herben Glorie ein kühlend klarer Strahl in meine Seele fiel. Daß der Vater daneben schlief, daß kein Priester da war, daß weder Sakrament noch Gebet die heimkehrende Seele heiligend begleitete, empfand ich nicht. Ich spürte nur einen schauernden Hauch der Ewigkeit durch die dämmernde Stube fluten und sich mit meinem Wesen vermischen.

Im letzten Augenblick, die Augen waren schon erloschen, küßte ich zum erstenmal in meinem Leben meiner Mutter kühlen, welken Mund. Dann überlief die fremde Kühle der Berührung mich mit plötzlichem Grausen, ich setzte mich auf den Rand des Bettes und fühlte, daß mir langsam und zögernd eine große Träne um die andere über Wangen, Kinn und Hände fiel.

Bald darauf erwachte der Vater, sah mich dasitzen und rief mich schlaftrunken an, was es gäbe. Ich wollte ihm Antwort geben, konnte aber nichts sagen, sondern ging aus der Stube, kam wie im Traum in meine Kammer und zog langsam und unbewußt meine Kleider an. Bald erschien der Alte bei mir.

„Die Mutter ist tot," sagte er. „Hast du's gewußt?"

Ich nickte.

Digitized by Google

„Warum hast du mich schlafen lassen? Und kein Priester ist dagewesen! Dich soll doch —“ er tat einen schweren Fluch.

Da tat irgend etwas in meinem Kopf mir weh, wie wenn eine Ader gesprungen wäre. Ich trat auf ihn zu und nahm ihn fest bei beiden Händen — er war an Stärke ein Knabe gegen mich, und sah ihm ins Gesicht. Sagen konnte ich nichts, aber er ward still und beklommen und als wir darauf beide zur Mutter hinüber gingen, ergriff auch ihn die Gewalt des Todes und machte sein Gesicht fremd und feierlich. Dann bückte er sich über die Tote und begann ganz leise und kindlich zu klagen, fast wie ein Vogel, in hohen schwachen Tönen. Ich ging weg und brachte den Nachbarn die Nachricht. Sie hörten mich an, stellten keine Fragen, sondern gaben mir die Hand und boten unsrem verwaisten Haushalt ihre Hilfe an. Einer lief den Weg ins Kloster, um einen Pater zu holen, und da ich heimkehrte, war schon eine Nachbarin in unsrem Stall und versorgte die Kuh.

Der Hochwürdige kam, und fast alle Frauen des Orts kamen, alles geschah pünktlich und richtig wie von selber, sogar der Sarg ward ohne unser Zutun besorgt und ich konnte zum erstenmal deutlich sehen, wie gut es in schweren Lagen ist, heimisch zu sein und einer kleinen, sicheren Gemeinschaft anzugehören. Am andern Tage hätte ich mir das vielleicht noch tiefer überlegen sollen.

Als nämlich der Sarg gesegnet und versenkt und die wunderliche Schar wehmütig altmodischer, borstiger Zylinderhüte verschwunden war, auch der meines Alten, jeder in seine Schachtel und seinen Schrank, da wandelte meinen armen Vater eine Schwäche an. Er begann plötzlich sich selbst zu bemitleiden und hielt mir in sonderbaren, großenteils biblischen Redewendungen sein Elend vor, daß er nun, da sein Weib begraben sei, auch noch seinen Sohn verlieren und in die Fremde fahren sehen müsse. Es nahm kein Ende, ich hörte erschrocken zu und war beinahe bereit, ihm das Dableiben zu versprechen.

In diesem Augenblick, ich hatte schon zur Antwort angesetzt, geschah mir etwas Merkwürdiges. Es erschien mir plötzlich, in einer einzigen Sekunde, alles das, was ich von klein auf gedacht und erwünscht und sehnlich erhofft hatte, zusammengedrängt vor einem plötzlich aufgetanen innerlichen Auge. Ich hörte den Föhn gehen und sah ferne, selige Seeen und Ufer in südlichen Farben erglänzend liegen. Ich sah Menschen mit klugen, geistigen Gesichtern wandeln und schöne, feine Frauen, sah Straßen laufen und Pässe über Alpen führen und Eisenbahnen durch Länder hasten, alles zugleich und jedes doch für sich und deutlich, und hinter allem die unbegrenzte Ferne eines klaren Horizontes, von treibenden Flugwolken durchschnitten. Lernen, schaffen, schauen, wandern — die ganze Fülle des Lebens glänzte in flüchtigem Silberblick vor meinem Auge auf, und wieder wie in Knabenzeiten zitterte etwas in mir mit unbewußt mächtigem Zwang der großen Weite der Welt entgegen.

Ich schwieg und ließ den Vater reden, schüttelte nur den Kopf und wartete, bis sein Ungestüm ermüdete. Das geschah erst am Abend. Nun erklärte ich ihm meinen festen Entschluß zu studieren und meine künftige Heimat im Reich des Geistes zu suchen, von ihm aber keine Unterstützungen zu begehren. Er drang denn auch nicht weiter in mich und sah mich nur wehleidig und kopfschüttelnd an. Denn auch er begriff, daß ich von jetzt an eigene Wege gehen und seinem Leben schnell vollends fremd werden würde.

Von ihm und von meinem damaligen Aufenthalt unter seinem Dach

Digitized by Google

bleibt mir noch ein kleines, nicht unwichtiges Ereignis zu erzählen. In der letzten Woche vor meiner Abreise setzte eines Abends mein Vater seine Mütze auf und nahm den Türgriff in die Hand.

„Wo gehst du hin?" fragte ich.

„Geht's dich was an?" sagte er.

„Könntest mir's auch sagen, wenn's nichts Unrechtes ist," meinte ich.

Da lachte er und rief: „Kannst auch mitkommen, bist ja keiner von den Kleinsten mehr."

So ging ich denn mit. Ins Wirtshaus. Ein paar Bauern saßen da vor einem Krug Hallauer, zwei fremde Fuhrleute tranken Absinth, ein Tisch voll junger Burschen spielte Jaß und spektakelte mächtig.

Ich war gewohnt zuweilen ein Glas Wein zu trinken, doch war es nun zum ersten Mal, daß ich ohne Not ein Schankhaus betrat. Daß mein Vater ein gediegener Zecher sei, wußte ich vom Hörensagen. Er trank viel und gut und dadurch blieb sein Hauswesen, ohne daß er es sonst ernstlich vernachlässigt hätte, immer in einer hoffnungslosen Kümmerlichkeit stecken. Es fiel mir auf, wie viel Achtung ihm von Wirt und Gästen gezeigt wurde. Er ließ einen Liter Waadtländer bringen, hieß mich einschenken und belehrte mich darüber, wie das zu machen sei. Man müsse niedrig einschenken, dann den Strahl mäßig verlängern und zum Schluß die Flasche wieder so tief als möglich senken. Darauf begann er von verschiedenen Weinen zu erzählen, die er kannte und die er bei seltenen Gelegenheiten, wenn er etwa einmal zur Stadt oder ins Welsche hinüber kam, zu genießen pflegte. Er sprach mit ernster Achtung vom tiefroten Veltliner, von welchem er drei Arten unterschied. Hierauf kam er mit leiserer, eindringender Stimme auf gewisse Waadtländer Flaschenweine zu sprechen. Fast flüsternd und mit der Miene eines Märchenerzählers berichtete er zuletzt vom Wein von Neuchâtel. Von diesem gäbe es Jahrgänge, deren Schaum beim Einschenken im Glase einen Stern bilde. Und er zeichnete den Stern mit angefeuchtetem Zeigefinger auf den Tisch. Dann versank er in ungeheuerliche Mutmaßungen über das Wesen und den Geschmack des Champagners, den er nie getrunken hatte und von welchem er glaubte, daß eine Flasche davon zwei Mann stocksternhagelbetrunken mache.

Verstummend und nachdenklich zündete er sich eine Pfeife an. Dabei bemerkte er, daß ich nichts zu rauchen habe, und gab mir zehn Rappen für Cigarren. Und dann saßen wir einander gegenüber, bliesen uns den Rauch ins Gesicht und tranken langsam schlürfend den ersten Liter leer. Der gelbe, pikante Waadtländer schmeckte mir vorzüglich. Allmählich wagten die Bauern am Nebentisch sich mit ins Gespräch und schließlich siedelte einer nach dem andern räuspernd und vorsichtig zu uns über. Bald kam auch ich in den Mittelpunkt und es zeigte sich, daß mein Ruf als Bergsteiger noch nicht vergessen war. Allerlei verwegene Aufstiege und tolle Abstürze, in mythische Nebel gehüllt, wurden erzählt, bestritten und verteidigt. Mittlerweile waren wir schon fast mit dem zweiten Liter fertig und mir sauste das Blut in den Augen. Ganz gegen meine Natur begann ich laut zu prahlen und erzählte auch die freche Kletterei an der oberen Sennalpstockwand, wo ich die Alpenrosen für Rösi Girtanner geholt hatte. Man glaubte mir nicht, ich beteuerte, man lachte, ich ward zornig. Ich forderte jeden, der mir nicht glaubte, zum Ringen heraus und ließ merken, daß ich zur Not sie alle miteinander zu zwingen denke. Da ging ein altes, krummes Bäuerlein in die Kredenz, brachte einen großen Steingutkrug und legte ihn der Länge nach auf den Tisch.

Digitized by Google

„Ich will dir was sagen," lachte er. „Wenn du so stark bist, so hau den Krug mit der Faust zusammen. Dann zahlen wir dir so viel Wein, als er faßt. Wenn du es nicht kannst, zahlst aber du den Wein."

Mein Vater stimmte sogleich zu. Also stand ich auf, wickelte mein Taschentuch um die Hand und schlug. Die zwei ersten Schläge taten keine Wirkung. Beim dritten ging der Krug in Stücke. „Zahlen!" rief mein Vater und glänzte vor Wonne, der Alte schien einverstanden. „Gut," sagte er, „ich zahl' Wein, soviel in den Krug geht. Wird aber nimmer viel sein." Freilich faßte der Scherben keinen Schoppen mehr und ich hatte zum Schmerz im Arm noch den Spott. Auch mein Vater lachte mich jetzt aus.

„Nun, so hast du gewonnen," schrie ich, schenkte den Scherben aus unsrer Flasche voll und goß ihn dem Alten über den Kopf. Nun waren wir wieder die Sieger und hatten den Beifall der Gäste.

Derlei starke Scherze wurden noch mehr getrieben. Dann schleppte mein Vater mich nach Hause und wir polterten aufgeregt und unwirsch durch die Stube, in welcher vor noch nicht drei Wochen der Sarg der Mutter gestanden hatte. Ich schlief wie ein Toter und war am Morgen ganz verwüstet und zerbrochen. Der Vater spottete, war munter und heiter und freute sich sichtlich seiner Überlegenheit. Ich aber schwor im stillen, nie mehr zu zechen, und wartete sehnlichst auf den Tag der Abreise.

Der Tag kam und ich reiste ab, den Schwur aber habe ich nicht gehalten. Der gelbe Waadtländer, der tiefrote Veltliner, der Neuenburger Sternwein und viele andere Weine sind mir seither bekannt und gute Freunde geworden.

III.

Aus der nüchternen und drückenden Luft der Heimat herausgekommen, tat ich große Flügelschläge der Wonne und Freiheit. Wenn ich sonst im Leben je und je zu kurz gekommen bin, so habe ich doch die absonderliche, schwärmerische Lust der Jugendzeit reich und rein genossen. Tief und beglückt trank ich aus den vollen Bechern der Jugend, litt in der Stille süße Leiden um schöne, scheu verehrte Frauen und kostete das edelste Jugendglück einer männlich frohen, reinen Freundschaft bis zum Grunde.

In einem neuen Bukskinanzug und mit einer kleinen Kiste voll Bücher und sonstiger Habe kam ich angefahren, bereit mir ein Stück Welt zu erobern und so bald als möglich den Rauhbeinen daheim zu beweisen, daß ich aus einem anderen Holze als die übrigen Camenzinde geschnitten sei. Drei wundervolle Jahre wohnte ich in derselben weithinblickenden, windigen Mansarde, lernte, dichtete, sehnte mich und fühlte alle Schönheit der Erde mich mit warmer Nähe umgeben. Nicht jeden Tag hatte ich etwas Warmes zu essen, aber jeden Tag und jede Nacht und jede Stunde sang und lachte und weinte mir das Herz, einer starken Freude voll, und hielt das liebe Leben heiß und sehnlich an sich gedrückt.

Zürich war die erste große Stadt, die ich grüner Peter zu sehen bekam, und ein paar Wochen lang machte ich beständig große Augen. Das städtische Leben aufrichtig zu bewundern oder zu beneiden, fiel mir zwar nicht ein — darin war ich eben ein Bauer; aber ich hatte Freude an dem Vielerlei der Straßen, Häuser und Menschen. Ich beschaute die von Wagen belebten Gassen, die Schiffländе, Plätze, Gärten, Prunkbauten und Kirchen; ich sah fleißige Leute in Scharen zur Arbeit laufen, sah Studenten bummeln,

Digitized by Google

Vornehme ausfahren, Gecken sich brüsten, Fremde umherschlendern. Die modisch eleganten, hoffärtigen Weiber der Reichen kamen mir wie Pfauen im Hühnerhofe vor, hübsch, stolz und ein wenig lächerlich. Schüchtern war ich eigentlich nicht, nur steif und trotzig, und ich zweifelte nicht, daß ich ganz der Kerl dazu sei, dies rege Leben der Städte gründlich kennen zu lernen und später selber einmal meinen sicheren Platz darin zu finden.

Die Jugend trat mich an in der Gestalt eines schönen, jungen Menschen, der in derselben Stadt studierte und im ersten Stockwerk meines Hauses zwei hübsche Zimmer gemietet hatte. Jeden Tag hörte ich ihn unten Klavier spielen und spürte dabei zum erstenmal etwas vom Zauber der Musik, der weiblichsten und süßesten Kunst. Dann sah ich den hübschen Jungen das Haus verlassen, ein Buch oder Notenheft in der Linken, in der Rechten die Zigarette, deren Rauch hinter seinem biegsam schlanken Gang verwirbelte. Mich zog eine scheue Liebe zu ihm hin, doch blieb ich abgesondert und fürchtete mich mit einem Menschen Umgang zu haben, neben dessen leichtem, freiem und wohlhabendem Wesen meine Armut und mein Mangel an Lebensart mich nur demütigen würde. Da kam er selber zu mir. Eines Abends klopfte es an meiner Tür und ich erschrak ein wenig; denn ich hatte noch nie Besuch bei mir gesehen. Der schöne Student trat ein, gab mir die Hand, nannte seinen Namen und tat so frei und fröhlich, als wären wir alte Bekannte.

„Ich wollte fragen ob Sie nicht Lust hätten ein wenig mit mir zu musizieren," sagte er freundlich. Aber ich hatte in meinem Leben nie ein Instrument berührt. Ich sagte ihm das und fügte hinzu, daß ich außer Jodeln keinerlei Künste verstehe, doch habe mir sein Klavierspiel oft schön und verlockend heraufgeklungen.

„Wie man sich täuschen kann!" rief er lustig. „Ihrem Äußeren nach hätte ich geschworen, Sie seien Musiker. Merkwürdig! Aber Sie können jodeln? O bitte, jodeln Sie doch einmal! Ich höre es ums Leben gern."

Ich war ganz bestürzt und erklärte ihm, daß ich so auf Verlangen und in der Stube drin durchaus nicht jodeln könne. Das müsse auf einem Berge oder mindestens im Freien und ganz aus eigener Lust geschehen.

„Dann jodeln Sie also auf einem Berge! Vielleicht morgen? Ich bitte Sie sehr darum. Wir könnten etwa gegen Abend miteinander ausfliegen. Wir bummeln und plaudern ein wenig, droben jodeln Sie dann, und nachher essen wir in irgend einem Dorf zu Nacht. Sie haben doch Zeit?"

O ja, Zeit genug. Ich sagte eilig zu. Und dann bat ich ihn, mir etwas vorzuspielen, und stieg mit ihm in seine schöne, große Wohnung hinunter. Ein paar modern eingerahmte Bilder, das Klavier, eine gewisse zierliche Unordnung und ein feiner Zigarettenduft erzeugten in dem hübschen Raum eine Art von freier und behaglicher Eleganz und wohnlicher Stimmung, die mir ganz neu war. Richard setzte sich ans Klavier und spielte ein paar Takte.

„Sie kennen das, nicht wahr?" nickte er herüber und sah prachtvoll aus, wie er so vom Spielen weg den hübschen Kopf herüberbog und mich glänzend ansah.

„Nein," sagte ich, „ich kenne nichts."

„Es ist Wagner," rief er zurück, „aus den Meistersingern," und spielte weiter. Es klang leicht und kräftig, sehnsüchtig und heiter, und umfloß mich wie ein laues, erregendes Bad. Zugleich betrachtete ich mit heimlicher Lust den schlanken Nacken und Rücken des Spielers und seine weißen

Digitized by Google

Musikerhände, und dabei überlief mich dasselbe scheue und bewundernde Gefühl von Zärtlichkeit und Achtung, mit dem ich früher jenen dunkelhaarigen Schüler betrachtet hatte, zusammen mit der schüchternen Ahnung, dieser schöne vornehme Mensch würde vielleicht wirklich mein Freund werden und meine alten, nicht vergessenen Wünsche nach einer solchen Freundschaft wahr machen.

Tags darauf holte ich ihn ab. Langsam und plaudernd erstiegen wir einen mäßigen Hügel, überschauten Stadt, See und Gärten und genossen die satte Schönheit des Vorabends.

„Und nun jodeln Sie!“ rief Richard. „Wenn Sie sich immer noch genieren, so drehen Sie mir den Rücken zu. Aber bitte, laut!“

Er konnte zufrieden sein. Ich jodelte wütend und frohlockend in die rosige Abendweite hinein, in allen Tonarten und Brechungen. Als ich aufhörte, wollte er etwas sagen, hielt aber sogleich wieder inne und deutete horchend gegen die Berge. Von einer fernen Höhe her kam Antwort, leise, langgezogen und schwellend, der Gruß eines Hirten oder Wanderers, und wir hörten still und freudig zu. Während dieses gemeinsamen Stehens und Lauschens überrann mich mit köstlichem Schauer die Empfindung, zum erstenmal neben einem Freunde zu stehen und so zu zweien in schöne, rosig verwölkte Lebensweiten zu blicken. Der abendliche See begann sein weiches Farbenspiel und kurz vor Sonnenuntergang sah ich aus zerfließendem Gedünste ein paar trotzige, frech gezackte Alpengipfel hervortreten.

„Dort ist meine Heimat,“ sagte ich. „Die mittlere Schroffe ist die rote Fluh, rechts das Geishorn, links und weiter entfernt der runde Sennalpstock. Ich war zehn Jahr und drei Wochen alt, als ich zum erstenmal auf dieser breiten Kuppe stand.“

Ich strengte die Augen an, um etwa noch einen der südlicheren Gipfel zu erspähen. Nach einer Weile sagte Richard etwas, das ich nicht verstand.

„Was sagten Sie?“ fragte ich.

„Ich sage, daß ich nun weiß, welche Kunst Sie treiben.“

„Welche denn?“

„Sie sind Dichter.“

Da wurde ich rot und ärgerlich und war zugleich erstaunt, wie er das erraten habe.

„Nein,“ rief ich, „ein Dichter bin ich nicht. Ich habe zwar auf der Schule Verse gemacht, aber nun schon lang keine mehr.“

„Darf ich die einmal sehen?“

„Sie sind verbrannt. Aber Sie dürften sie doch nicht sehen, auch wenn ich sie noch hätte.“

„Es waren gewiß sehr moderne Sachen, mit viel Nietzsche darin?“

„Was ist das?“

„Nietzsche? Ja großer Gott, kennen Sie den nicht?“

„Nein. Woher soll ich ihn kennen?“

Nun war er entzückt, daß ich Nietzsche nicht kannte. Ich aber wurde ärgerlich und fragte, über wieviel Gletscher er schon gegangen sei. Als er sagte über keinen, tat ich darüber ebenso spöttisch erstaunt wie er vorher über mich. Da legte er mir die Hand auf den Arm und sagte ganz ernst: „Sie sind empfindlich. Aber sie wissen ja selber gar nicht, was für ein beneidenswert unverdorbener Mensch Sie sind und wie wenig solche es gibt. Sehen Sie, in einem Jahr oder zwei werden Sie Nietzsche und all den Kram ja auch kennen, viel besser als ich, da Sie gründlicher und gescheiter sind. Aber gerade so, wie Sie jetzt sind, hab ich Sie gern. Sie kennen

Digitized by Google

Nietzsche nicht und Wagner nicht, aber Sie sind auf viel Schneebergen gewesen und haben so ein tüchtiges Oberländergesicht. Und ganz gewiß sind Sie auch ein Dichter. Ich kann das am Blick und an der Stirn sehen."

Auch das, daß er so freimütig und ungeniert mich betrachtete und seine Meinung herausplauderte, erstaunte mich und kam mir ungewöhnlich vor.

Noch viel erstaunter und glücklicher war ich aber, als er acht Tage später in einem vielbesuchten Biergarten Brüderschaft mit mir schloß, vor allen Leuten aufsprang, mich küßte und umfaßte und mit mir wie verrückt um den Tisch herum tanzte.

„Was werden die Leute denken!" warnte ich ihn schüchtern.

„Sie werden denken: die zwei sind außerordentlich glücklich oder ganz außerordentlich besoffen; die meisten aber werden gar nichts denken."

Überhaupt schien Richard mir oft, obwohl er älter, klüger, besser erzogen und in allem beschlagener und raffinierter war als ich, doch im Vergleich mit mir das reine Kind zu sein. Auf der Straße machte er halbwüchsigen Schulmädchen feierlich-spöttisch den Hof, die ernsthaftesten Klavierstücke unterbrach er unerwartet mit völlig kindischen Witzen, und als wir einmal Spaßes halber in eine Kirche gegangen waren, sagte er plötzlich mitten während der Predigt nachdenklich und wichtig zu mir: „Du, findest du nicht, der Pfarrer sieht aus wie ein Kaninchengreis?" Der Vergleich traf zu, ich fand aber, er hätte mir das auch nachher mitteilen können, und sagte ihm das.

„Wenn es doch richtig war!" schmollte er. „Bis nachher hätte ich es wahrscheinlich wieder vergessen."

Daß seine Witze keineswegs immer geistreich waren, häufig sogar nur auf das Zitieren eines Buschverses hinausliefen, störte weder mich noch andere, denn was wir an ihm liebten und bewunderten, war nicht Witz und Geist, sondern die unbezwingliche Heiterkeit seines lichten, kindlichen Wesens, welche jeden Augenblick hervorbrach und ihn mit einer leichten fröhlichen Atmosphäre umgab. Sie konnte sich in einer Gebärde, in einem leisen Lachen, in einem fidelen Blicke äußern, aber lange sich verbergen konnte sie nicht. Ich bin überzeugt, daß er auch im Schlaf zuweilen lachen oder eine Geste der Heiterkeit machen mußte.

Richard brachte mich häufig mit andern jungen Leuten zusammen, Studenten, Musikanten, Malern, Literaten, allerlei Ausländern, denn was an interessanten, kunstliebenden und aparten Personen in der Stadt herumlief, geriet in seinen Umgang. Es waren manche ernste und heftig ringende Geister dabei, Philosophen, Ästhetiker und Sozialisten, und von vielen konnte ich ein gutes Stück lernen. Kenntnisse aus den verschiedensten Gebieten flogen mir stückweise an, ich ergänzte und las viel nebenher, und so gewann ich allmählich eine gewisse Vorstellung von dem, was die regsamsten Köpfe der Zeit plagte und bannte, und bekam einen wohltätig anspornenden Einblick in die geistige Internationale. Ihre Wünsche, Ahnungen, Arbeiten und Ideale waren mir anziehend und verständlich, ohne daß ein starker eigener Trieb mich genötigt hätte, für oder wider mitzustreiten. Bei den meisten fand ich alle Energie des Gedankens und der Leidenschaft auf Zustände und Einrichtungen der Gesellschaft, des Staates, der Wissenschaften, der Künste, der Lehrmethoden gerichtet, die wenigsten aber schienen mir das Bedürfnis zu kennen, ohne äußeren Zweck an sich selber zu bauen und ihr persönliches Verhältnis zur Zeit und Ewigkeit zu klären. Auch in mir selber lag dieser Trieb noch zumeist im Halbschlummer.

Digitized by Google

Freundschaften schloß ich keine mehr, da ich Richard ausschließlich und mit Eifersucht liebte. Auch den Frauen, mit denen er viel und vertraut umging, suchte ich ihn zu entziehen. Die kleinsten mit ihm getroffenen Verabredungen hielt ich peinlich genau und war empfindlich, wenn er mich warten ließ. Einmal bat er mich, ihn zu einer bestimmten Stunde zum Rudern abzuholen. Ich kam, fand ihn aber nicht zu Hause und wartete drei Stunden vergebens auf sein Kommen. Tags darauf warf ich ihm seine Nachlässigkeit heftig vor.

„Warum bist du denn nicht einfach allein rudern gegangen?" lachte er verwundert. „Ich hatte die Sache ganz vergessen; das ist doch schließlich kein Unglück."

„Ich bin gewohnt mein Wort pünktlich zu halten," antwortete ich heftig. „Aber freilich bin ich auch daran gewöhnt, daß du dir wenig daraus machst, mich irgendwo auf dich warten zu wissen. Wenn man so viele Freunde hat wie du!"

Er sah mich mit maßlosem Erstaunen an.

„Ja, so ernst nimmst du jede Bagatelle?"

„Meine Freundschaft ist mir keine Bagatelle."

„Dies Wort drang ihm in die Natur,
So daß er schleunigst Besserung schwur,"

zitierte Richard feierlich, faßte mich um den Kopf, rieb nach orientalischem Liebesbrauch seine Nasenspitze an der meinen und liebkoste mich, bis ich ärgerlich lachend mich ihm entzog; die Freundschaft aber war wieder heil.

In meiner Mansarde lagen in entlehnten, oft kostbaren Bänden die modernen Philosophen, Dichter und Kritiker, literarische Revuen aus Deutschland und Frankreich, neue Theaterstücke, Pariser Feuilletons und Wiener Modeästheten. Ernster und liebevoller als mit diesen rasch gelesenen Sachen beschäftigte ich mich mit meinen altitalienischen Novellisten und mit historischen Studien. Mein Wunsch war, baldmöglichst die Philologie beiseite zu legen und einzig Geschichte zu studieren. Neben Werken über Gesamtgeschichte und historische Methode las ich namentlich Quellen und Monographieen über die Zeit des Spätmittelalters in Italien und Frankreich. Dabei lernte ich zum erstenmal meinen Liebling unter den Menschen, Franz von Assisi, den seligsten und göttlichsten aller Heiligen, genauer kennen. Und so ward mein Traum, in dem ich die Fülle des Lebens und Geistes vor mir eröffnet gesehen hatte, täglich wahr und erwärmte mir das Herz mit Ehrgeiz, Freude und Jugendeitelkeit.

Eines Sonntags besuchte Richard mit mir eine kleine Ausstellung neuer Gemälde. Mein Freund blieb vor einem Bilde stehen, das eine Alp mit ein paar Ziegen vorstellte. Es war fleißig und nett gemalt, aber ein wenig altmodisch und eigentlich ohne rechten künstlerischen Kern. Man sieht in jedem beliebigen Salon genug solche hübsche, wenig bedeutende Bildchen. Immerhin erfreute es mich als eine ziemlich treue Darstellung der heimatlichen Almen. Ich fragte Richard, was ihn denn an dem Bildchen anziehe.

„Das hier," sagte er und deutete auf den Malernamen in der Ecke. Ich konnte die rotbraunen Buchstaben nicht entziffern. „Das Bild," sagte Richard, „ist keine große Leistung. Es gibt schönere. Aber es gibt keine schönere Malerin als die, die das gemacht hat. Sie heißt Erminia Aglietti und wenn du willst, können wir morgen zu ihr gehen und ihr sagen, sie sei eine große Malerin."

Digitized by Google

„Kennst du sie?“

„Jawohl. Wenn ihre Bilder so schön wären wie sie selber, dann wäre sie schon lange reich und würde keine mehr malen. Sie tut es nämlich ohne Lust und nur, weil sie zufällig nichts anderes gelernt hat, wovon sie leben könnte.“

Richard vergaß die Sache wieder und kam ein paar Wochen später darauf zurück.

„Ich bin gestern der Aglietti begegnet. Wir wollten sie ja eigentlich neulich schon besuchen. Also komm! Du hast doch einen reinen Kragen? Sie sieht nämlich darauf.“

Der Kragen war rein und wir gingen zusammen zur Aglietti, ich mit einigem inneren Widerstreben, denn der freie, etwas burschikose Verkehr Richards und seiner Kameraden mit Malweibern und Studentinnen hatte mir nie gefallen. Die Männer waren dabei ziemlich rücksichtslos, bald grob, bald ironisch; die Mädchen aber waren praktisch, klug und gerissen und nirgends war etwas von dem verklärenden Duft zu merken, in welchem ich die Frauen gerne sah und verehrte.

Etwas befangen trat ich in das Atelier. Mit der Luft der Malerwerkstätten war ich zwar wohl vertraut, doch betrat ich jetzt zum erstenmal ein Frauenatelier. Es sah recht nüchtern und sehr ordentlich aus. Drei oder vier fertige Bilder hingen in Rahmen, eines stand noch kaum ganz untermalt auf der Staffelei. Den Rest der Wände bedeckten sehr saubere, appetitlich aussehende Bleistiftskizzen und ein halbleerer Bücherschrank. Die Malerin nahm unsre Begrüßung kühl entgegen. Sie legte den Pinsel weg und lehnte sich im Malschurz gegen den Schrank und es sah aus, als verlöre sie nicht gerne viel Zeit an uns.

Richard machte ihr ungeheuerliche Komplimente über das ausgestellte Bild. Sie lachte ihn aus und verbat es sich.

„Aber Fräulein, ich konnte ja im Sinn haben das Bild zu kaufen! Übrigens sind die Kühe darauf von einer Wahrheit —“

„Es sind ja Ziegen,“ sagte sie ruhig.

„Ziegen? Natürlich Ziegen! Von einem Studium, wollte ich sagen, das mich verblüfft hat. Es sind Ziegen, wie sie leben, so recht ziegenmäßig. Fragen Sie meinen Freund Camenzind, der selbst ein Sohn der Berge ist; er wird mir Recht geben.“

Hier fühlte ich, während ich verlegen und belustigt dem Geschwätz zuhörte, mich vom Blick der Malerin überflogen und gemustert. Sie sah mich lange und unbefangen an.

„Sie sind Oberländer?“

„Ja, Fräulein.“

„Man sieht es. Nun, und was halten Sie von meinen Ziegen?“

„O, sie sind gewiß sehr gut. Wenigstens hab' ich sie nicht für Kühe gehalten wie Richard.“

„Sehr gütig. Sie sind Musiker?“

„Nein, Student.“

Weiter sprach sie kein Wort mit mir und ich fand nun Ruhe, sie zu betrachten. Die Gestalt war durch den langen Schurz bedeckt und entstellt, und das Gesicht erschien mir nicht schön. Der Schnitt war scharf und knapp, die Augen ein wenig streng, das Haar reich, schwarz und weich; was mich störte und fast abstieß, war die Farbe des Gesichts. Sie erinnerte mich schlechterdings an Gorgonzola und ich wäre nicht erstaunt gewesen, grüne Ritzen darin zu finden. Ich hatte noch nie diese welsche Bläße gesehen und

Digitized by Google

jetzt, im ungünstigen morgendlichen Atelierlicht, sah sie erschreckend steinern aus — nicht wie Marmor, sondern wie ein verwitternder, sehr gebleichter Stein. Ich war auch nicht gewohnt, ein Frauengesicht auf seine Formen zu prüfen, sondern pflegte in solchen noch in etwas knabenhafter Weise mehr nach Schmelz, nach Rosigem, nach Liebreiz zu suchen.

Auch Richard war vom heutigen Besuch verstimmt. Desto mehr war ich erstaunt oder eigentlich erschrocken, als er mir nach einiger Zeit mitteilte, die Aglietti wäre froh mich zeichnen zu dürfen. Es handle sich nur um ein paar Skizzen, das Gesicht brauche sie nicht, aber meine breite Figur habe etwas Typisches.

Ehe weiter hiervon die Rede war, kam ein anderes kleines Ereignis, das mein ganzes Leben geändert und für Jahre meine Zukunft bestimmt hat. Eines Morgens, da ich erwachte, war ich Schriftsteller geworden.

Auf das Drängen Richards hatte ich, rein als Stilübungen, gelegentlich Typen aus unsrem Kreis, kleine Erlebnisse, Gespräche und anderes skizzenhaft und möglichst treu dargestellt, auch einige Essays über Literarisches und Historisches geschrieben.

Eines Morgens nun, ich lag noch im Bette, trat Richard bei mir ein und legte fünfunddreißig Franken auf meine Bettdecke. „Das gehört dir," sagte er im Geschäftston. Endlich, als ich im Fragen alle Vermutungen erschöpft hatte, zog er ein Zeitungsblatt aus der Tasche und zeigte mir darin eine meiner kleinen Novellen abgedruckt. Er hatte mehrere meiner Manuskripte abgeschrieben, einem ihm befreundeten Redakteur gebracht und in aller Stille für mich verkauft. Das erste, was gedruckt war, samt dem Honorar dafür hielt ich nun in Händen.

Mir war nie so sonderbar zu mut. Eigentlich ärgerte ich mich über Richards Vorsehungspielen, aber der süße erste Schreiberstolz und das schöne Geld und der Gedanke an einen etwaigen kleinen Literatenruhm war doch stärker und überwog schließlich.

Einstweilen bekam ich von jenem Redakteur einen Stoß neuer Bücher zum Rezensieren ins Haus geschickt. Ich fraß mich durch und hatte wochenlang damit zu tun; da aber die Honorare erst zu Ende des Quartals fällig waren und ich in Aussicht auf dieselben besser als sonst gelebt hatte, sah ich mich eines Tages der letzten Rappen ledig und konnte wieder einmal eine Hungerkur antreten. Ein paar Tage hielt ich bei Brot und Kaffee in meiner Bude aus, dann trieb mich der Hunger in eine Speisehalle. Ich nahm drei von den Rezensionsbänden mit, um sie als Pfand für die Zeche dortzulassen. Beim Antiquar hatte ich sie schon vergeblich anzubringen versucht. Das Essen war vorzüglich, beim schwarzen Kaffee aber ward mir etwas ängstlich ums Herz. Zaghaft gestand ich der Kellnerin, ich hätte kein Geld, wolle aber die Bücher als Pfand dalassen. Sie nahm eines davon, einen Band Gedichte, in die Hand, blätterte neugierig darin herum und fragte, ob sie das lesen dürfe. Sie lese so gern, könne aber nie zu Büchern kommen. Ich fühlte, daß ich gerettet sei und schlug ihr vor, die drei Bändchen an Zahlungsstatt für das Essen zu behalten. Sie ging darauf ein und hat mir nach und nach für siebzehn Franken Bücher auf diese Weise abgenommen. Für kleinere Gedichtbände beanspruchte ich etwa einen Käse mit Brot, für Romane dasselbe mit Wein, einzelne Novellen galten nur eine Tasse Kaffee mit Brot. Soweit ich mich erinnere, waren es meist geringe Sachen in krampfhaft neumodischem Stil und das gutmütige Mädchen mag von der modernen deutschen Literatur einen sonderbaren Eindruck erhalten haben. Ich erinnere mich mit Vergnügen an jene Vormittage,

Digitized by Google

da ich im Schweiß meines Angesichts schnell noch einen Band im Galopp zu Ende las und ein paar Zeilen darüber schrieb, um ihn zur Mittagszeit fertig zu haben und etwas Eßbares dafür erhalten zu können. Vor Richard suchte ich meine Geldnöte sorgfältig zu verbergen, da ich mich unnötiger Weise ihrer schämte und seine Hilfe nur ungern und für ganz kurze Fristen annehmen mochte.

Für einen Dichter hielt ich mich nicht. Was ich gelegentlich schrieb, war Feuilleton, nicht Dichtung. Im stillen trug ich aber die geheimgehaltene Hoffnung, es werde mir eines Tages gegeben werden eine Dichtung zu schaffen, ein großes, kühnes Lied der Sehnsucht und des Lebens.

Der fröhlich klare Spiegel meiner Seele wurde zuweilen von einer Art von Schwermut verschattet, doch einstweilen nicht ernstlich gestört. Sie kam zuweilen für einen Tag oder eine Nacht, als eine träumende, einsiedlerische Trauer, verschwand wieder spurlos und kehrte nach Wochen oder Monaten zurück. Ich ward an sie allmählich wie an eine vertraute Freundin gewöhnt und empfand sie nicht quälend, sondern nur als ein unruhiges Müdesein, das seine eigene Süßigkeit hatte. Wenn sie mich nachts befiel, lag ich statt zu schlafen stundenlang im Fenster, sah den schwarzen See, die auf den bleichen Himmel gezeichneten Silhouettten der Berge und darüber die schönen Sterne. Dann ergriff mich oft ein ängstlich süßes, starkes Gefühl, als sähe all diese nächtige Schönheit mich mit einem gerechten Vorwurf an. Als sehnten sich Sterne, Berge und See nach Einem, der ihre Schönheit und das Leiden ihres stummen Daseins verstünde und ausspräche, und als wäre ich dieser Eine und als wäre dies mein wahrer Beruf, der stummen Natur in Dichtungen Ausdruck zu gewähren. Auf welche Weise das möglich wäre, darüber dachte ich niemals nach, sondern fühlte nur die schöne, ernste Nacht ungeduldig in stummem Verlangen auf mich warten. Auch schrieb ich nie etwas in solcher Stimmung. Doch spürte ich gegen diese dunkeln Stimmen ein Gefühl der Verantwortung und trat gewöhnlich nach solchen Nächten mehrtägige einsame Fußwanderungen an. Es schien mir, ich könnte damit der Erde, die sich in stummem Flehen mir anbot, ein wenig Liebe erweisen, über welche Vorstellung ich dann selbst wieder lachte. Diese Wanderungen wurden eine Grundlage meines späteren Lebens; einen großen Teil der seitherigen Jahre habe ich als Wanderer verbracht, auf wochen- und monatelangen Touren durch mehrere Länder. Ich gewöhnte mich daran, mit wenig Geld und einem Stück Brot in der Tasche weit zu marschieren, tagelang einsam unterwegs zu sein und häufig im Freien zu nächtigen.

Die Malerin hatte ich über der Schriftstellerei ganz vergessen. Da kam ein Zettel von ihr: „Ein paar Freunde und Freundinnen werden Donnerstag zum Tee bei mir sein. Bitte kommen Sie auch und bringen Sie Ihren Freund mit."

Wir gingen hin und fanden eine kleine Künstlerkolonie beisammen. Es waren fast lauter Unberühmte, Vergessene, Erfolglose, was für mich etwas Rührendes hatte, obwohl alle zufrieden und fidel schienen. Man bekam Tee, Butterbrot, Schinken und Salat. Da ich keine Bekannten dort fand und ohnehin nicht gesprächig war, gab ich meinem Hunger nach und aß etwa eine halbe Stunde lang still und ausdauernd, während die andern nur erst Tee nippten und schwatzten. Als diese nun, einer um den andern, auch ein wenig zugreifen wollten, zeigte es sich, daß ich fast den ganzen Schinkenvorrat allein verzehrt hatte. Ich war des trüglichen Glaubens gewesen, es stehe mindestens noch eine zweite Platte in Reserve. Da man nun leise lachte und ich einige ironische Blicke einheimste, wurde ich wütend

Digitized by Google

und verwünschte die Italienerin samt ihrem Schinken. Ich stand auf und entschuldigte mich kurz bei ihr, erklärte ein andermal mein Abendessen selber mitbringen zu wollen, und griff nach meinem Hütlein.

Da nahm die Aglietti mir den Hut aus der Hand, sah mich erstaunt und ruhig an und bat mich ernstlich, dazubleiben. Auf ihr Gesicht fiel das Licht einer Stehlampe, durch den Florschirm gemäßigt, und da sah ich mitten in meinem Ärger mit plötzlich begreifendem Auge die wunderbare, reife Schönheit dieser Frau. Ich erschien mir auf einmal sehr unartig und dumm und nahm wie ein gemaßregelter Schuljunge in einer abseitigen Ecke Platz. Dort blieb ich sitzen und blätterte in einem Album vom Comersee. Die andern tranken Tee, gingen hin und her, lachten und redeten durcheinander, und irgendwo im Hintergrund hörte man Geigen und ein Cello stimmen. Ein Vorhang wurde zurückgeschlagen und man sah vier junge Leute vor improvisierten Pulten sitzen, bereit ein Streichquartett aufzuführen. In diesem Augenblicke trat die Malerin zu mir, stellte eine Tasse Tee vor mir aufs Tischchen, nickte mir gütig zu und nahm neben mir Platz. Das Quartett begann und dauerte lang, aber ich hörte nichts davon, sondern staunte mit runden Augen die schlanke, feine, schöngekleidete Dame an, an deren Schönheit ich gezweifelt und deren Vorräte ich aufgegessen hatte. Mit Freude und Angst erinnerte ich mich daran, daß sie mich hatte zeichnen wollen. Dann dachte ich an Rösi Girtanner, an die Besteigung der Alpenrosenwand, an die Geschichte der Schneekönigin, die mir jetzt alle nur wie eine Vorbereitung auf diesen heutigen Augenblick erschienen.

Als die Musik zu Ende war, ging die Malerin nicht, wie ich gefürchtet hatte, wieder weg, sondern blieb ruhig sitzen und fing mit mir zu plaudern an. Sie gratulierte mir zu einer Novelle, die sie in der Zeitung gesehen hatte. Sie scherzte über Richard, um den sich ein paar junge Mädchen drängten und dessen sorgloses Gelächter zuweilen alle anderen Stimmen überklang. Dann bat sie wieder, mich zeichnen zu dürfen. Da hatte ich einen Einfall. Unvermittelt führte ich das Gespräch italienisch fort und erntete dafür nicht nur einen fröhlich überraschten Blick ihrer lebhaften Südländeraugen, sondern hatte den köstlichen Genuß sie ihre Sprache reden zu hören, die Sprache, die ihrem Mund und ihren Augen und ihrer Gestalt entsprach, die wohllaute, elegante, raschfließende lingua Toscana mit einem entzückenden leichten Anflug von Tessinerwelsch. Ich selbst sprach weder schön noch fließend, doch störte es mich nicht. Andern Tags sollte ich kommen, um von ihr gezeichnet zu werden.

„A rivederla," sagte ich beim Abschied und verbeugte mich so tief ich konnte.

„A rivederci domani," lächelte sie und nickte.

Von ihrem Hause weg schritt ich immerzu weiter, bis die Straße einen Hügelkamm erreichte und plötzlich das dunkle Land schön und nächtig vor mir ruhte. Ein einzelnes Boot mit roter Laterne strich über den See und warf ein paar flackernde Scharlachstreifen auf das schwarze Wasser, aus welchem sonst nur da und dort ein vereinzelter schmaler Wellenkamm mit dünnem, silberfahlem Umriß hervortrat. In einem nahen Garten war Mandolinenspiel und Gelächter. Der Himmel war fast zur Hälfte verhangen und über die Hügel lief ein starker, warmer Wind.

Und wie der Wind die Äste der Obstbäume und die schwarzen Kronen der Kastanien liebkoste, bestürmte und beugte, daß sie stöhnten und lachten und zitterten, so spielte mit mir die Leidenschaft. Auf dem Kamm des Hügels kniete ich, legte mich auf die Erde, sprang auf und stöhnte,

Digitized by Google

stampfte den Boden, warf den Hut von mir, wühlte mit dem Gesicht im Gras, rüttelte an den Baumstämmen, weinte, lachte, schluchzte, tobte, schämte mich, war selig und todbeklommen. Nach einer Stunde war alles in mir abgespannt und in einer trüben Schwüle erstickt. Ich dachte nichts, beschloß nichts, fühlte nichts; traumwandelnd stieg ich den Hügel hinab, schweifte durch die halbe Stadt, sah in einer abgelegenen Straße noch eine späte kleine Schenke offen, trat willenlos ein, trank zwei Liter Waadtländer und kam gegen Morgen schauderhaft betrunken nach Hause.

Am folgenden Nachmittag war Fräulein Aglietti ganz erschrocken, als ich zu ihr kam.

„Was ist mit Ihnen? Sind Sie krank? Sie sehen ja ganz zerstört aus."

„Nichts von Belang," sagte ich. „Mir scheint, ich war heute Nacht sehr betrunken, das ist alles. Bitte beginnen Sie nur!"

Ich ward auf einen Stuhl gesetzt und gebeten, mich ruhig zu halten. Das tat ich auch, denn ich schlummerte in Bälde ein und habe jenen ganzen Nachmittag im Atelier verschlafen. Es kam vermutlich vom Terpentingeruch der Malerwerkstätte, daß ich träumte, unser Nachen zu Haus werde frischgestrichen. Ich lag im Kies daneben und sah meinen Vater mit Topf und Pinsel hantieren; auch die Mutter war da und als ich sie fragte, ob sie denn nicht gestorben sei, sagte sie leise: „Nein, denn wenn ich nicht dawäre, würdest du am Ende der gleiche Lump werden wie dein Papa."

Als ich erwachte, fiel ich vom Stuhl und fand mich mit Erstaunen in die Werkstatt der Erminia Aglietti versetzt. Sie selbst sah ich nicht, hörte sie aber im Nebenstüblein mit Tassen und Besteck klappern und schloß daraus, daß es Abendessenszeit sein müsse.

„Sind Sie wach?" rief sie herüber.

„Jawohl. Hab' ich lang geschlafen?"

„Vier Stunden. Schämen Sie sich nicht?"

„O doch. Aber ich hatte einen so schönen Traum."

„Erzählen Sie!"

„Ja, wenn Sie herauskommen und mir verzeihen."

Sie kam heraus, doch wollte sie mit der Verzeihung noch warten, bis ich meinen Traum erzählt hätte. Also erzählte ich, und über dem Traumerzählen geriet ich tief in die vergessene Kinderzeit hinein, und als ich schwieg und es schon völlig dunkel geworden war, hatte ich ihr und mir selber meine ganze Kindheitsgeschichte erzählt. Sie gab mir die Hand, strich mir den zerknitterten Rock zurecht, lud mich ein morgen wieder zum Zeichnen zu kommen und ich fühlte, daß sie auch meine heutige Unart begriffen und verziehen habe.

In den nächsten Tagen saß ich ihr Stunde um Stunde. Es wurde dabei fast gar nichts gesprochen, ich saß oder stand ruhig und wie verzaubert da, hörte den weichen Strich der Zeichenkohle, sog den leichten Ölfarbegeruch ein und hatte keine andere Empfindung als daß ich in der Nähe der von mir geliebten Frau war und ihren Blick beständig auf mir ruhen wußte. Das weiße Atelierlicht floß an den Wänden hin, ein paar schläfrige Fliegen sumsten an den Scheiben und nebenan im Stübchen sang die Spiritusflamme, denn ich bekam nach jeder Sitzung eine Tasse Kaffee serviert.

Zu Hause dachte ich oft über Erminia nach. Es berührte oder verminderte meine Leidenschaft gar nicht, daß ich ihre Kunst nicht verehren konnte. Sie selbst war so schön, gütig, klar und sicher; was gingen mich ihre

Digitized by Google

Bilder an? Ich fand vielmehr in ihrer fleißigen Arbeit etwas Heroisches. Die Frau im Kampf ums Leben, eine stille, duldende und tapfere Heldin. Übrigens gibt es nichts Erfolgloseres als das Nachdenken über jemand, den man liebt. Solche Gedankengänge sind wie gewisse Volks- und Soldatenlieder, worin tausenderlei Dinge vorkommen, der Refrain aber hartnäckig wiederkehrt, auch wo er durchaus nicht paßt.

So ist denn auch das Bild der schönen Italienerin, das ich im Gedächtnis trage, zwar nicht unklar, aber doch ohne die vielen kleinen Linien und Züge, die man an Fremden oft viel besser sieht als an Nahestehenden. Ich weiß nicht mehr, welche Frisur sie trug, wie sie sich kleidete u. s. w., nicht einmal ob sie eigentlich groß oder klein von Gestalt war. Wenn ich an sie denke, sehe ich einen dunkelhaarigen, edel geformten Frauenkopf, ein paar scharfblickende, nicht sehr große Augen in einem bleichen, lebendigen Gesicht und einen vollendet schön geschwungenen, schmalen Mund von herber Reife. Wenn ich an sie denke und an jene ganze verlebte Zeit, dann erinnere ich mich stets nur jenes Abends auf dem Hügel, wo der warme Wind seeüber wogte und wo ich weinte, jubelte und berserkerte. Und eines anderen Abends, von dem ich nun erzählen will.

Mir war klar geworden, daß ich der Malerin irgendwie Geständnisse machen und um sie werben müsse. Wäre sie mir fern gestanden, so hätte ich sie ruhig weiterhin verehrt und verschwiegene Schmerzen um sie gelitten. Aber sie fast täglich zu sehen, mit ihr zu reden, ihr die Hand zu geben und ihr Haus zu betreten, stets mit dem Stachel im Herzen, hielt ich nicht lange aus.

Es ward ein kleines Sommerfest von Künstlern und ihren Freunden veranstaltet. Es war am See, in einem hübschen Garten, ein reifer, weichlich lauer Hochsommerabend. Wir tranken Wein und Eiswasser, hörten der Musik zu und betrachteten die roten Papierlampen, die in langen Girlanden zwischen den Bäumen hingen. Es wurde geplaudert, gespottet, gelacht und schließlich gesungen. Irgend ein lausiger Malerjüngling spielte den Romantischen, trug ein kühnes Barett, lag rücklings am Geländer hingestreckt und tändelte mit einer langhalsigen Guitarre. Die paar bedeutenderen Künstler fehlten entweder oder saßen ungesehen im Kreis der Älteren beiseite. Von den Frauenzimmern waren ein paar jüngere in lichten Sommerkleidern erschienen, die andern trieben sich in den gewohnten saloppen Kostümen herum. Namentlich fiel mir eine ältere, häßliche Studentin widerlich auf, sie trug einen Männerstrohhut auf den verschnittenen Haaren, rauchte Zigarren, trank tüchtig Wein und sprach laut und viel. Richard war wie gewöhnlich bei den jungen Mädchen. Ich war trotz aller Erregung kühl, trank wenig und wartete auf die Aglietti, die mir versprochen hatte sich heute von mir rudern zu lassen. Sie kam denn auch, schenkte mir ein paar Blumen und stieg mit mir in den kleinen Nachen.

Der See war glatt wie Öl und nächtig farblos. Ich trieb den leichten Nachen rasch in die stille Seebreite, und sah immerfort mir gegenüber die schlanke Frau bequem und zufrieden im Steuersitz lehnen. Der hohe Himmel war noch blau und trieb langsam einen matten Stern um den andern hervor, am Ufer war da und dort Musik und Gartenlustbarkeit. Mit leisem Gurgeln nahm das träge Wasser die Ruder auf, andere Boote schwammen da und dort dunkel und kaum mehr sichtbar auf der stillen Fläche, ich achtete aber wenig darauf, sondern hing mit unverwandten Blicken an der Steurerin und trug meine geplante Liebeserklärung wie einen schweren Eisenring um's bange Herz. Das Schöne und Poetische der ganzen

Digitized by Google

abendlichen Szenerie, das Sitzen im Kahn, die Sterne, der laue ruhige See und alles das beängstigte mich, denn es kam mir vor wie eine schöne Theaterdekoration, in deren Mitte ich eine sentimentale Szene agieren müsse. In meiner Angst und beklemmt durch die tiefe Stille, denn wir schwiegen beide, ruderte ich mit Macht drauf los.

„Wie stark Sie sind!" sagte die Malerin nachdenklich.

„Meinen Sie dick?" fragte ich.

„Nein, ich meine die Muskeln," lachte sie.

„Ja, stark bin ich schon."

Dies war kein geeigneter Anfang. Traurig und ärgerlich ruderte ich weiter. Nach einer Weile bat ich sie, mir etwas aus ihrem Leben zu erzählen.

„Was möchten Sie denn hören?"

„Alles," sagte ich. „Am liebsten eine Liebesgeschichte. Dann erzähle ich Ihnen nachher auch eine von mir, meine einzige. Sie ist sehr kurz und schön und wird Sie amüsieren."

„Was Sie sagen! Erzählen Sie doch!"

„Nein, erst Sie! Sie wissen ohnehin schon viel mehr von mir als ich von Ihnen. Ich möchte wissen, ob Sie jemals richtig verliebt waren oder ob Sie, wie ich fürchte, dafür viel zu klug und hochmütig sind."

Erminia besann sich eine Weile.

„Das ist wieder eine von Ihren romantischen Ideen," sagte sie, „sich hier in der Nacht auf dem schwarzen Wasser von einer Frau Geschichten erzählen zu lassen. Ich kann das aber leider nicht. Ihr Dichter seid gewöhnt, für alles hübsche Worte zu haben und denen, die weniger von ihren Empfindungen reden, gleich gar kein Herz zuzutrauen. In mir haben Sie sich getäuscht, denn ich glaube nicht daß man heftiger und stärker lieben kann als ich es tue. Ich liebe einen Mann, der an eine andere Frau gebunden ist, und er liebt mich nicht weniger; doch wissen wir beide nicht, ob es je möglich sein wird, daß wir zusammenkommen. Wir schreiben uns und wir treffen uns auch zuweilen . . . ."

„Darf ich Sie fragen, ob diese Liebe Sie glücklich macht, oder elend, oder beides?"

„Ach, die Liebe ist nicht da um uns glücklich zu machen. Ich glaube sie ist da, um uns zu zeigen, wie stark wir im Leiden und Tragen sein können."

Das verstand ich und konnte nicht hindern, daß mir etwas wie ein leises Stöhnen statt der Antwort vom Munde kam.

Sie hörte es.

„Ah," sagte sie, „kennen Sie das auch schon? Sie sind noch so jung! Wollen Sie mir nun auch beichten? Aber nur wenn Sie wirklich wollen —."

„Ein andermal vielleicht, Fräulein Aglietti. Mir ist heute ohnehin windig zu mut, und es tut mir leid, daß ich vielleicht auch Ihnen die Stimmung getrübt habe. Wollen wir umkehren?"

„Wie Sie wollen. Wie weit sind wir eigentlich?"

Ich gab keine Antwort mehr, sondern stemmte die Ruder rauschend gegen das Wasser, wendete und zog an, als wäre die Bise im Anzug. Das Boot strich eilig über die Fläche und mitten in dem Wirbel von Jammer und Scham, der in mir kochte, fühlte ich wie mir der Schweiß in großen Tropfen übers Gesicht lief, und fror zugleich. Wenn ich vollends daran dachte, wie nahe ich daran war, den knieenden Bittsteller und mütterlich-

Digitized by Google

freundlich abgewiesenen Liebhaber zu spielen, lief mir ein Schaudern durchs Mark. Das wenigstens war mir erspart geblieben, mit dem übrigen Jammer galt es nun sich abzufinden. Ich ruderte wie besessen heimwärts.

Das schöne Fräulein war einigermaßen befremdet, als ich am Ufer kurzen Abschied nahm und sie allein ließ.

Der See war so glatt, die Musik so fröhlich und die Papierlaternen so festlich rot wie zuvor, mir aber schien das alles jetzt dumm und lächerlich. Namentlich die Musik. Den Sammetrock, der noch immer seine Guitarre prahlerisch am breiten Seidenbande trug, hätte ich am liebsten zu Brei geschlagen. Und Feuerwerk stand auch noch bevor. Es war so kindisch!

Ich entlehnte von Richard ein paar Franken, setzte den Hut ins Genick und begann zu marschieren, vor die Stadt hinaus und weiter, eine Stunde um die andere, bis mich schläferte. Ich legte mich in eine Wiese, wachte aber nach einer Stunde taunaß, steif und fröstelnd wieder auf und ging ins nächste Dorf. Es war früh am Morgen. Kleeschnitter zogen durch die staubige Gasse, verschlafene Knechte glotzten aus den Stalltüren, bäuerliche Sommerarbeitsamkeit gab sich allerorten kund. Du hättest Bauer bleiben sollen, sagte ich mir, strich beschämt durchs Dorf und lief ermüdet weiter, bis die erste Sonnenwärme mir eine Rast erlaubte. Am Rand eines jungen Buchenstandes warf ich mich ins dürre Raingras und schlief in der warmen Sonne bis tief in den Spätnachmittag hinein. Als ich erwachte, den Kopf voll Wiesenduft und die Glieder so wohlig schwer wie sie nur nach langem Liegen auf Gottes lieber Erde sind, da kam mir das Fest und die Bootfahrt und alles das fern, traurig und halbverklungen vor wie ein vor Monaten gelesener Roman.

Ich blieb drei Tage fort, ließ mir die Sonne auf den Pelz brennen und überlegte mir, ob ich nicht in einem Strich heimwärts wandern und meinem Vater beim Ehmden helfen sollte.

Freilich war damit der Schmerz noch lange nicht abgetan. Nach meiner Rückkehr in die Stadt floh ich anfangs den Anblick der Malerin wie die Pest, doch ging das nicht lange an, und so oft sie mich später ansah und anredete, stieg mir das Elend in die Kehle.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Grillparzers Inferno.

Von **Felix Poppenberg.**

„Nimm es als ein Leben an" . . .

Es ist ein E. Th. A. Hoffmannsches Bild, gewoben aus äußerer Philisteriumssphäre und heimlich-schreckhaftem Gespensterwesen: eine kleinbürgerliche Wohnstube mit altväterischer Schlafrock-, Pantoffel- und Lehnstuhlgemütlichkeit, am Pult mit Tintenfaß und Streusandbüchse ein grämlich-grilliger vor der Zeit gealterter Mann mit spähender, argwöhnischer Miene über raschelndes Papier gebückt.

Aus den Blättern aber steigen Dämonen auf und erfüllen den Raum; um den Mann, der scheinbar einem verknöcherten eingetrockneten Archivare gleicht, scharen sich Geister. Ein Beschwörer ist er; sein eigenes Innere, das ihn mit dunklen ihm fremden Gesichten quält, das Labyrinth und die Wildnis seiner Seele zwingt er ans Licht. Die vielen Spielarten seiner Menschlichkeit, die unter der äußeren Maske verborgen sich umtreiben, über die er so wenig Macht hat, und die ihn scheuchen und ängstigen, versucht er herauszulocken, festzuhalten, ins Auge zu fassen. Seine eigenen Rätsel will er sich lösen, spürend umschleicht er sich. Eine Jagd nach Schatten ists, sie gehn trügerisch ineinander über, zu monströsen Zerrbildern ballen sie sich und zeigen ihm höhnische Grimassen, vor denen er bald grausend die Augen schließt, und die er bald in Selbsterniedrigungswollust als wahre Spiegelbilder seiner geflickten Halbnatur anerkennt . . .

* * *

Solch Schauspiel aufreibenden unheimlichen Kampfes mit den „Trolls im eigenen Herzen und Hirn" bieten die jetzt der Öffentlichkeit zugänglich gemachten, bei Cotta erschienenen, Tagebuchfragmente Grillparzers.

Befremdend wirkt zunächst die Vorstellung, daß dieser Verschlossenste der Verschlossenen, der Empfindlichste und Scheuste, dessen Lippen sich nie über sich selbst öffneten, der in seiner Autobiographie an Stellen, wo Intimitäten aus seinem Gefühlsleben zu berühren wären, mit gewundenen verschachtelten Sätzen undurchdringliche Mauern aufrichtet, der in den Briefen an die, die ihm die Nächsten waren, nur Tatsächliches, halb widerwillig gebotene Tagesübersichten und nur selten ein kärgliches Zeichen inneren Anteils gibt, sich in solch leidenschaftlichem seelischen Exhibitionismus austobt. Ein schonungsloses Niederreißen letzter Hüllen, ein Geißeln und Selbstzerfleischen stellt sich hier dar; ein Zuchtmeister seiner selbst heftet Grillparzer seine Seele an den Pranger und mustert ihre Blöße. Er geht mit sich ins Gericht und mit raffinierten Folterwerkzeugen erpreßt er sich Geständnisse, die er

Digitized by Google

dann später in Randbemerkungen, um sie gegen Unberufene unschädlich zu machen, als „erlogen" widerruft.

Eine fürchterliche Inquisition ist dieses Buch. Und zu der inneren Verzweiflung, die aus ihm schreit, kontrastiert seltsam die äußere Kälte. Mit forensischer Dialektik wird meistens die Sache geführt. Pedantisch und präzis formuliert der Ankläger seinen Schriftsatz, stellt das Thema: „Bin ich ein guter Mensch oder nicht?" Die guten Eigenschaften zählt er aber nur auf, um jede sofort auf einen egoistischen Beweggrund zurückzuführen, und in kunstvoller Steigerung des Plaidoyers läßt er dann alles Schlechte in sich mit deutlicher Freude an der Übertreibung heraus und beleuchtet es: Neid, Rachgier, Haß, Eifersucht, Wollust, bis zu den Diebsgelüsten. Wie eine Konfession Tolstoischer zermürbter Sünder liest sich das. In seinem Nachruf an den verwilderten Mystiker Zacharias Werner sprach er von der „unglückseligen Frucht der Selbstbeschauung", von der verhängnisvollen Gier, „die eigene Form und Unform" erforschen zu wollen, vom Fluch der „Unzucht mit sich selbst", und schaudernd schrie er über Paganini auf „dem Frevler am ich": „Selbstmörder du, was öffnest du des Busens stilles Haus und stößt sie aus die unverhüllte Seele, höhnst sie und dich, brichst spottend aus in gellendes Gelächter." Nicht anders aber handelte er gegen sich selbst.

* * *

Im Grunde ist dem Grillparzerwesen, das da sitzt und schreibt, dem äußeren Menschen, diese Beschäftigung tief zuwider. Doch ein starker unwiderstehlicher Zwang treibt ihn. In seinem scharf ausgeprägten logischen Bedürfnis konstruiert er sich ein äußeres Motiv für diese ihm so lästigen Beichten. Er redet sich ein, daß sie für ihn hygienisch wären, daß er sich durch das furchtlose ins Auge fassen dessen, was ihn belastet, befreien und reinigen würde:

„Kummer nimm erst Gestalt! Nur das Formlose ängstet und martert.
Hat sich der Feind mal gestellt, halb ist gewonnen der Sieg."

Er will sich auseinandersetzen mit seinen inneren Widersachern und in steter Rechnungsablegung vor sich selbst, ein Gleichgewicht gewinnen, Kontrolle üben und die Proportionen ausgleichen. Unter peinliches Kuratel stellt er sich. Er hält sich vor: „Du hast dir einen bequemen Armstuhl machen lassen, fast zu bequem!" Und er erinnert sich an den „elenden mit einem Brett bedeckten Rohrstuhl", auf dem er die Ahnfrau schrieb, „Du warst damals der Unbekannteste der Menschen, jetzt bekannt, berühmt fast. Deine Unzufriedenheit ist Verbrechen." Und ähnlich verfolgt er argwöhnisch alle inneren Vorgänge und versucht sie zu regulieren, trotzdem ihm das „gräßlich ennuyant" ist. Eine ähnliche Homöopathie, „sich durch Widerwärtigkeiten zu kurieren", wandte Grillparzer auch sonst an. Um seine Scheu vor den Berührungen mit dem Leben, vor den Aufgaben praktischer Betätigung zu überwinden, legte er sich Reisen auf, die ihn durch die kleinen Widerwärtigkeiten (seine Reiseerinnerungen sind meistens Bücher des Unmuts) bis aufs Blut peinigen und ihn selten zu großen Eindrücken kommen lassen, und später fand er gar die heilsamen Wirkungen des Wohnungswechsels, um sich durch die Notwendigkeit zugreifenden Handelns aus seinem „natürlichen Zustand eines Brütens ohne Gegenstand" herauszureißen.

Digitized by Google

In Wirklichkeit jedoch ist die Ursache zu dieser bohrenden Selbstanalyse eine viel tiefere und wesentlichere als solch scheinbar freiwillig vorgenommenes sanitäres Training. Es ist jene eingangs angedeutete Angst vor den Gespenstern des Inneren, die mit schauernder Begier an den Pforten des dunklen Reiches rüttelt, um die Wahrheit des eigenen Wesens zu schauen. Grillparzer hatte wie wenige die Erkenntnis vielfältig und widerspruchsvoll gespaltener Individualität, er sah dem Treiben der verschiedenen fremd und feindlich zusammengesperrten Wesenheiten in sich selber grauend zu und fand sich in dem Chaos nicht zurecht. Fragen quälten ihn: War er wirklich der Dichter, der Heros und Sapphos Todesliebe und die dunkel leuchtende Leidenschaft der Medea zu glühendem Erleben gerufen, er, der erstarrt und eisekalt dem menschlichen Geschehen kein Gefühl mehr abgewinnen konnte, der seine Unfähigkeit Menschen zu lieben so oft schreckensvoll konstatiert? Ist denn sein innerer Stolz wahr, oder seine äußere Schwäche, die ihn immer in Gesellschaft inferior macht, hülflos unterlegen, ja unterwürfig, während er sich selbst erbittert zusieht ohne mit dem souveräneren Teil seines Wesens eingreifen zu können. Die Vorstellung des alten Märchens, daß jemand seinen eigenen Leichenzug sieht und begleitet, verfolgt ihn, und er selbst, der pensionierte Hofrat Grillparzer mit seinen Gebresten und Launen und den Widerwärtigkeiten des Alltages kommt sich wie ein irrender Schatten jenes anderen Grillparzer vor, der ein Dichter war: „Mir ist zumute, als ob ich gestorben wäre und mich meiner früheren Arbeiten nur wie in einem fernen Jenseits zurückgelassener Lieben erinnerte." Und wie die armen Seelen die Stätte früheren Lebens ruhelos umkreisen, so läßt Grillparzer nicht ab, seinen verschiedenen Existenzen und Erscheinungsformen nachzuspüren und zwischen ihnen eine Einheit zu finden. Er findet sie nicht. Aber der Zuschauer empfängt in diesem scharf geschliffenen Hohlspiegel schonungslos aufgenommene Momentbilder äußerer und innerer Zustände.

* * *

Mit besonders selbstquälerischer Genugtuung verweilt Grillparzer bei allen Situationen, in denen sich seine Lebensschwäche zeigt. Er malt sich deutlich aus, wie er in einer entscheidenden Unterredung statt für sein Werk einzutreten, „gelassen wie ein Schaf dastand", und mit allem einverstanden war und er schmäht sich in ohnmächtiger Wut: „pfui, ekelhafte, niedrige Kotseele". Er hält sich seine Unfähigkeit zu disputieren vor und versetzt sich immer wieder zurück in die beschämende Lage, wenn er in aufbrausendste Hitze gerät, direktionslos Meinungen herausschreit und dann erschöpft in Apathie verfällt. Eine Angst vor allen Einladungen hat er und doch findet er nicht den Mut sie abzulehnen. Schreckliche Krisen ergeben solche an sich unbeträchtliche Veranlassungen. Wie sie seine Gedanken in wirren Knäuel verwickeln, schreibt er sich selbst einmal auf und stellt sich vor: „Die Einladung zu diesem Besuch unüberlegt angenommen; mich darauf gefürchtet; gehofft, es werde darauf vergessen werden, selbst darauf vergessen, wieder daran erinnert worden, aus Entsetzen halb ein Fieber bekommen; nun doch dort gewesen und mich im ganzen recht gut unterhalten." Er ist an sich nicht so ungesellig, wenn er sich neutral und harmlos geben kann, ohne zu fürchten, man erwarte etwas von ihm. Geistlose Menschen hat er ganz gern und kann mit ihnen, wenn „irgend ein Charakter, ja eine unschuldige Verkehrtheit hervortritt", humorhaft heiteren Zeitvertreib haben. Verhängnisvoll wird ihm aber jede gesellschaftliche Lage, in der Verantwortung oder Verpflichtung bestimmend ist. Dann bekommt sein Wesen etwas Krampfhaftes, Gezwungenes. Aus

Digitized by Google

Angst still zu sein, gelangweilt zu erscheinen, spricht er durcheinander, redet sich in eine forcierte lärmende Lustigkeit hinein, strapaziert sich, ärgert sich, daß er sich hat gehen lassen, schimpft sich einen ausgemachten Dummkopf, schämt sich und versinkt schließlich erschöpft in ein „geistiges Dunkel". Am nächsten Tage quält er sich dann, was er alles Schiefe und Verkehrte gesagt und getan haben könne. Dies Gefühl der Direktionslosigkeit und der Schwäche, „so oft er sich einer verworrenen Masse von kleinen Beziehungen, vor allem aber dem Wohlwollen, der Ehrfurcht und der Dankbarkeit gegenüber befindet", macht ihn völlig unsicher und schüchtert ihn ein. Am schmerzlichsten ward ihm das deutlich in seinem Verhältnis zu Goethe. Goethe hatte ihn in Weimar gütig aufgenommen, beim Mittagsmahl führte er ihn an seiner Hand, und der sensibele Grillparzer ward in diesem Augenblick von Tränen überwältigt. Als Goethe ihn aber nach diesem offiziellen Empfang mit anderen Gästen allein zu einer vertraulicheren Aussprache wünscht, da gewinnt er es nicht über sich, der Ermutigung zu folgen, er fürchtet sich und scheut sich und man hört, wie er dem eigenen heimlichen Wunsche widerstrebend, sich selbst betäubend vor sich hinmurmelt: Ich geh nicht hin, ich geh nicht hin, — bis er lethargisch und stumpf wird. Goethe hat ihm die Zurückweisung so hoher Gunst nicht verziehen.

* * *

Schwer litt Grillparzer unter seiner Schwäche, das Störende abzuweisen, und an dem Mangel energischen Ausdrucks für seine inneren Affekte. Er war ein guter Hasser, aber allzu leicht wittert — wie sein unnachsichtliches Merkertum sich vorhält — sein hypochondrischer Argwohn Beleidigungen. Und zu solcher Empfänglichkeit paßte dann schlecht „die mangelhafte Reaktion". Tragikomisch ist die Eigenschaft, die sich Grillparzer festnagelt: daß er zwar Beleidigungen nicht verzeiht, aber sie vergißt. Durch seine Zerstreutheit wird er wehrlos und manchmal fällt ihm erst, nachdem er freundlich mit jemand gesprochen hat, ein, daß er doch hätte kühl sein müssen. Und er schreibt sich das Monitum in die Führungsliste. Diese Schwäche nach außen zeugt innere Gehässigkeiten. Der Mangel an Rache sucht andere Möglichkeiten, sich „abzureagieren". So kam er auf die heimliche Giftzüchtung der Epigramme, von jedem Unbill löste er sich durch Stachelverse, die er wohlgefällig wie gute Waffen in seinem Pulte barg. Ihm, der seine eigentliche wirklichere Existenz nur in dem einsamen Leben der Vorstellungen führte — das ist, wie noch klarer werden wird, eine Erklärung des Grillparzerphänomens — genügte diese Vorstellungsrache durchaus. Und sehr charakteristisch für die Grillparzerart, für diese absolute Unfähigkeit allen tatsächlichen Lebensbeziehungen gegenüber, und für seine rein intellektuelle Betätigung ist die Bemerkung, daß er immer nur einen hassen kann, aber auf diesen, wie auf den Sündenbock des alten Testamentes „alles Schlechte, Widrige, Abgeschmackte", das ihn in der Welt anekelt, überträgt. So oft er einen neuen „Grollträger" findet, scheidet der frühere aus. Und dieser Haß — das bestätigt das Imaginatorische dieses Affekts — ist gar kein Haß gegen die Person, sie brauchte ihm gar nicht selbst etwas Beleidigendes angetan zu haben, sie ist ihm nur eine Konzentration, eine äußere Form, ein sichtbares Objekt für den Gedankenhaß „wenn ihn Schlechtigkeit oder Abgeschmacktheit in Harnisch bringt." Und er selbst verdrießt

Digitized by Google

sich über die „läppische Schwäche, zur Mißbilligung des Schlechten eine Leidenschaft gegen die Schlechten nötig zu haben."

* * *

Doch das alles sind nur Kuriositäten des Charakters. Viel tiefere Einblicke in die Centren dieses Wesens öffnen sich. In Grillparzers Selbstbeobachtungen stellt sich ein Phänomen in seltener Reinheit dar, das Phänomen eines wahrhaft vampyrischen Vorstellungs- und Phantasielebens, das aussaugend, ausbeutend nur für sich, für sein inneres Schattenreich, Nahrung sucht; das auf Kosten aller äußeren Menschlichkeit und Wirklichkeit wuchert. Konnte er sich diesem inneren Sinn ganz hingeben, stiegen ihm Gesichte auf, ward das Künstlerische flügelfrei, so erlebte er großes und reiches, aber nur um schweren Preis ging das, denn für seine rein menschliche Existenz blieb nichts übrig, kein Gefühl, kein Aufschwung; ein armes Gespenst schien er sich, verlassen von den höheren Kräften der Seele, ein Phantom, verdammt in der Maske eines vertrockneten, stumpfen Beamten umherzuschleichen und mit seiner Verdrießlichkeit, seiner dürren Teilnahmlosigkeit sich und andere zu ärgern.

Eine Doppelexistenz ist es, ein ganz leidenschaftliches inneres Leben in Vorstellungen und Phantasieschöpfungen und ein gefühlloses äußeres Dasein, das außer Verdruß keiner starken Erregungen fähig wird. Grillparzer formuliert sich das in schärfster Selbsterkenntnis und legt eine förmliche Casuistik dafür an. Für ihn erfüllte sich so restlos wie kaum je für einen anderen der Oscar Wilde-Satz, daß das Künstlerische und Künstliche eigentlicher ist als das Wirkliche.

Er konstatiert: für ihn haben die Dinge des Lebens immer nur etwas Zufälliges, Unzusammenhängendes, Schattenhaftes, „nur in der künstlerischen Tätigkeit fühlte ich, liebte ich, freute ich mich, war ich ein Mensch." „War dieser Zustand vorüber, trat wieder das alte Chaos ein. Mein ganzer Anteil blieb immer der Poesie vorbehalten und ich schaudere über meinen Zustand als Mensch, wenn die immer seltener und schwächer werdenden Anmahnungen von Poesie endlich ganz aufhören sollten." „Nur was du denkst ist dein, denn du bist's, es ist du, drum laß gefaßt ein Äußeres uns entbehren," formuliert er sich als Resignationsentschluß.

Aus diesen Dispositionen heraus waren alle Eindrücke der Außenwelt ihrer eigentlichen Natur nach für ihn wirkungslos, die ihnen entsprechende Reaktion blieb aus. Aber ein anderes begibt sich, die Imagination bemächtigt sich ihrer, gleich einer spielenden Katze hascht sie danach, bearbeitet sie, verändert sie, und jetzt erst, nachdem durch diese subjektivische Metamorphose der Gegenstand umgeformt ist, reagiert Grillparzer darauf, nicht auf ein Fremdes mehr, sondern nun auf sein eigenes Produkt — höchster Grad geistiger Inzucht. Grillparzer verwundert sich immer wieder selbst über diese Erscheinung, die er sich durch Demonstrationsbeispiele aus seiner Beobachtung klar macht.

Kunstwerken und Menschen gegenüber erlebte er dies. Er liest z. B. sich laut Verse vor, etwa die „Jungfrau von Orleans", die er im Grunde wie Schiller überhaupt nicht mag. Und nun geschieht dieses: „die Melodie der Verse, das Steigen und Fallen, der sanfte, schmelzende oder herrische Ausdruck der Stimme bringt meine Phantasie in Schwingung, vergangene, halbverlöschte Bilder erneuern sich in meiner Seele, reizende Ideale formen sich, ich gerate in Enthusiasmus, aber nicht für das, was ich lese, nicht für die Ideen, die mein Mund ausspricht, für andere schönere; oft

Digitized by Google

ganz fremdartige Bilder entstehn und diese rezitiert meine Seele, möchte ich sagen, zu den Versen, die ich lese."

An die Baudelaireschen Gedanken der „Paradis artificiels" und des „Opium naturel" wird man erinnert.

* * *

Ähnlich geht es ihm mit den Menschen. Vor allen in seinen erotischen Beziehungen wird das offenbar. Die Vorstellung einer Frau, das Gleiten ihres Bildes, so wie er es sich geprägt, durch seinen Phantasiekreis erregt ihn aufs heftigste; die Materialisation, die wirkliche leibliche Erscheinung läßt ihn kühl. Und diese Phantasie ist von einer empfindlichen Sensibilität, konvulsivisch, vibrierend, — „reizbare Schwäche" der Einbildung.

Eine Frau, die ihm gleichgültig, die er längst vergessen, wird durch das Parfum in einem Buche ihm neu erweckt, die gefällig buhlerische Phantasie funktioniert sofort und formt ihr Bild, das Grillparzer nun tagelang liebt. Wäre sie wirklich gekommen, wäre er vermutlich gleichgültig geblieben: „Ihr Ja tötet die Begier." Ein anderes Beispiel für die Phantasiereaktion und Produktion: „Bei Hartmut seine Schwägerin getroffen, die mich beinahe in Bewegung setzte, weil sie in Stimme und Äußerem der G . . b . . . e gleicht, und zwar, wie diese letztere jetzt ist, da sie mir mißfällt; mich dabei aber an die alte erinnerte, wie sie einst gewesen, da sie anders war und mir gefiel."

Nur durch ein Medium, nur in jenem inneren Phantasiebereich, hat er Gefühl, „sobald er etwas von innen nach außen stellt, wird es ihm verhaßt."

Er ist nicht imstande, „sich von etwas anderem bestimmen zu lassen," als von der „sprungweisen Aufeinanderfolge des eigenen verstockten Ideenganges." „So war es bei mir auch immer mit dem, was andere Leute Liebe nennen. Von dem Augenblick an, als der teilnehmende Gegenstand nicht mehr haarscharf in die Umrisse passen wollte, die ich bei der ersten Annäherung voraussetzend gezogen hatte, warf ich auch mein Gefühl als ein Fremdartiges so unwiderruflich aus, daß meine eigenen Bemühungen, mich nur in einiger Stellung zu erhalten, verlorene Mühe waren." So sehr es ihn selbst quält, er kommt zur keiner anderen Beziehung der Wirklichkeit und den Menschen gegenüber, als daß sie Figuren einer Komödie sind, „die nur durch ihre Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit der Idee (d. h. eben mit jener Parallelexistenz in der Vorstellungswelt) anziehen und abstoßen, ohne Rücksicht darauf, daß sie ein lebendes Selbst sind, mit Liebe und Freude, mit Wille und Gemüt." Bei Katastrophen, beim Tod eines Mädchens, das ihn mit stummer Liebe schwärmerisch geliebt, am Krankenbett einer Frau, die ihm leidenschaftlich angehangen, bleibt er starr; kalt fühlt er nur ungeheure Gleichgültigkeit, er hat nur den Wunsch weit fort zu sein. Der ekstatische Gefühlsausbruch einer Frau, die äußerlich kühl-abwehrend erscheint, weckt ihm kein Feuer, sondern nur bohrendes Interesse des Anatomen, den „stoffumbildenden Dichtersinn": „dieser Charakter ist genau zu studieren, dem Dichter kommt nicht leicht ein interessanterer vor."

Hier sind wir ganz in der Eishauch-durchwehten Welt Ibsens, John Gabriel Borkmanns und des Toten-Epiloges, in denen es vom Verbrechen gegen das Leben raunt; vom Verrat warmer zuckender Menschenherzen für Ideen und erstarrte Abbilder; von der Preisgabe des Lebens an den Moloch Kunst; von der Aufopferung

Digitized by Google

alles Menschlichen; von geheimnisvollem Pakt und Verschreibung der Seele an einen Dämon.

Ibsen sprach von dem „argen Elf mit grabeskaltem Munde," und Grillparzer grübelte ähnlich in „böser Stunde"; und gleich jenem Ibsenschen Troll ist sein „Incubus", der wie ein hohnlachender Narr ihm aus allem entgegengrinst und er fühlt in seinem Reiche, ein Schatten unter Schatten, den Fluch:

„Sieh, was das Leben dir entzogen
Ob dirs ersetzen kann die Kunst!"

* * *

Als ein „Ideen-Egoismus" definiert sich Grillparzer dies Wesen.

Und er erlebte sich und den Bann dieser Eigenschaft am erschreckendsten in seinen Beziehungen zu Kathi Fröhlich. Sie zogen sich durch die Ausdauer, den nicht zu erschöpfenden Hang des Mädchens und seine eigene Passivität ein Lebenlang hin, was ihr bei schöngeistigen Literaturbetrachtern den poetischen Namen der „ewigen Braut" eintrug.

Hier ist — Irenes und Rubecks Schatten gleiten im Hintergrund vorüber — jenes seelentötende Spiel Wahrheit geworden: wir sehen ein Mädchen, das Liebe will, das, wenn auch unbewußt, nur darauf wartet, sich ganz zu geben, und den reflektierenden Mann, dem die spannenden Experimente seiner Einbildungskraft, seine Phantasieerregungen reicherer Reiz sind, und dessen körperliches Triebbegehren durch die Hingabe an dies „Opiumnaturel" geschwächt ist.

Grillparzer war übrigens — das ist hier in Parentheſe zu merken — ein Wissender, er kannte die Stimulanzen und die „unendliche Melodie" der Erregung. Ein Gedicht gibt es, in dem er von Küssen spricht, zu denen sich in jener Zeit niemand bekannte: „Auf die Hände küßt die Achtung" beginnt es, wie ein Stammbuchvers für artige Kinder, es schließt aber wie ein Stammbuchvers für eine Demi-Vierge:

„In die hohle Hand Verlangen
Arm und Nacken die Begierde
Überall sonst hin Raserei.

Primitiv scheint jedoch diese Kußetude gegen die viel aufreizendere, nervenspannendere Vorstellung einer Situation, voll Perversität und Unschuld zugleich, die Grillparzer als Motiv notiert:

„Zwei Liebende, die in dem unschuldvollsten Verhältnisse leben, ohne fast ihre Leidenschaft zu ahnen. Einmal sprechen sie durch eine Glastür, die Scheidewand macht sie kühner. Das Mädchen neigt den Kopf gegen das Glas und ihre Lippen ruhn darauf. Er küßt sie durch Glas. Und mit der unbefangenen Bewußtlosigkeit ist es vorbei." Geistige Defloration könnte man das nennen. Nur eine raffinierte Phantasie konnte auf solchen Gedanken kommen.

Eine sehr markante Stelle der Tagebücher, die zu jenem Kathi-Verhältnis zurückführt, analysiert weiter noch eingehender jenen erotischen Ideen-Egoismus, die Sehnsucht „die immer nur Narcissus gleich sich selbst träumt", die absolutistische Liebe, die nicht anders lieben kann als die Projektion der eigenen Phantasielaune:

„Am Ende war es doch mein grillenhaft beobachteter Vorsatz, das Mädchen

Digitized by Google

nicht zu genießen, was mich in diesen kläglichen Zustand versetzt hat. Grillenhaft beobachtet, sage ich, denn es war kein eigentlich tugendhafter Entschluß, er war erzeugt durch ein vielleicht bloß ästhetisches, künstlerisches Wohlgefallen an des Mädchens Reinheit, was mich zurückhielt, das zu tun, wozu alle Gefühle und Gedanken mich beinah unwiderstehlich hintrieben. So kämpfte ich mich ab gegen die fast immerwährende Aufregung, und der schwüle Odem, der aus meinem Wesen auf die Unschuldvolle hinüberging, setzte auch sie unbewußt in Bewegung, und brachte endlich bei ihr alle Wirkungen der unbefriedigten Geschlechtsliebe hervor. Sie ward argwöhnisch, heftig zänkisch sogar, und so ward dieses Verhältniß uns auch in seinen geistigen Bestandheiten zerstört, die es so fabelhaft schön gemacht hatten. Meine Phantasie kann sich übrigens von jener Niederlage noch immer nicht erholen. Es ist, als ob mir die Darstellung aller inniger Gefühle unmöglich geworden wäre, nachdem ich ein weltempfundenes, so überschönes in Kälte und Gemeinheit übergehn gesehn hatte."

„Sie blieb ein Weib und ich war immer ich," ist auch hier der Schluß.

Freilich kann die schwüle Halberotik dieses Verhältnisses mit ihren unbefriedigten Reizungen wohl nicht ganz durch diese Reflexionen erklärt werden. Etwas allzu Beflissenes, ein Motivieren um jeden Preis, damit die Sache nur ja für das innere Archiv rubriziert und etikettiert ist, spricht aus der Stelle. Und der „Kampf", und das „ästhetische Prinzip" hätten wohl nicht gesiegt, wenn nicht in Grillparzers Natur eine Disposition gewesen wäre, die für das „Halbe" empfänglicher und fähiger war als für das „Ganze". Psychisch stimmt dies Erlebnis ja auch durchaus zu dem vorher vielfältig beleuchteten imaginatorischen Wesen Grillparzers, den die Wirklichkeit choquierte und dem nur Einbildungsreize Genüge geben konnten.

Im erotischen Fühlen war das nicht anders als in den anderen Affekten. Solch Temperament ist nun wie kein anderes dem Versagen und der physischen Schwäche ausgesetzt. Stendhal hat in dem nachdenklichen Kapitel über das „Fiasco" einiges über die Fallstricke, die den melancholischen und phantasievollen Temperamenten drohen gesagt: „Jenes Unglück ist besonders zu fürchten, wenn unsere Seele über die Maßen gespannt ist."

Und noch etwas mischte sich bei Grillparzer hinzu, und komplizierte seine sexuellen Dispositionen, ein femininer Zug, der dem homosexuellen Fühlen sehr nahe kommt.

Leidenschaftliche Freundschaftsergüsse — man denkt an Platen und Liebig — stehen in diesen Tagebüchern. Nun waren ja schwärmerische Jünglingsfreundschaften zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts durchaus nichts Außergewöhnliches, und nichts ist verkehrter und fataler als immer und überall Pathologisches zu wittern, aber es bleibt doch auffallend, daß auf allen diesen Seiten, die dann so viel von Frauen handeln, nicht einmal ähnlich überströmend, ähnlich gefühlslodernd von einer Frau gesprochen wird als hier von dem Jugendfreunde. In Erregung geschüttelt wühlt Grillparzer seine Leiden und Zweifel hin; die Selbstquälereien eines Liebenden sind es, der Eifersucht-zerfleischt, sich nicht genug tun kann in ohnmächtigem Hader. Da er glaubt, daß der Freund einen anderen vorzieht, so zerstückt er, in Zerstörungswollust, das Bild des Geliebten; er müht sich qualvoll, sich diese Liebe zu verleiden, und brennend bohrt sie sich immer wieder durch alles Anklagen und Schmälen hindurch und erinnert an die Stunden, da sie sich fanden. Und stärker noch als diese ekstatische Verzweiflung ist der ekstatische Enthusiasmus, als er beglückt einsehen darf, daß er sich in seinem Argwohn geirrt hat.

Digitized by Google

Die gemischt geschlechtlichen Gefühle können Grillparzer übrigens nicht fremd gewesen sein, er hatte ein ausgesprochenes Interesse für hermaphroditische Motive. Ihn fesselte (an Halms Wildfeuermotiv erinnert es) der Stoff der „Familie Moscoso von Altariva", weil hier ein Mädchen als Knabe aufgezogen wird, und in dem Cherubingedicht, das er später allerdings ziemlich kühl und unbeteiligt als „fast unsittlich" abwies, verdichtete er die durch die Geschlechts-Maskerade erregte Gefühlsverwirrung, jenen aufgestachelten Zweifel- und Spannungsreiz, den auch Casanova einem als Jüngling täuschend verkleideten Mädchen gegenüber empfand:

Laß mich der Lippen fieberische Glut
In dieses Busens regen Wellen kühlen
Und meiner Küsse räuberische Flut
Soll das Geheimnis dir im Sturm entreißen
Welch ein Geschlecht du würdigst sein zu heißen.

* * *

Das Reich dieser Bekenntnisse und das Reich der Dramen, welch ein Abgrund klafft dazwischen! Hier das düster starrende Inferno gehetzter, belasteter von Dämonen gepeitschter Menschlichkeit, dort der still leuchtende Glanz der Regenbogenbrücke, auf der ein Dichter abgeklärt, weltweise zum Meister jeglichen Geschickes wird.

Und beide Reiche doch vereint in einem Menschen. Und dieses Menschen Stimme sagt als letzte Mahnung den Verstehenden:

Tadle mich nicht, ich tue es selber.
Lobe mich nicht! denn es beschämt mich.
Nimm es als ein Leben an . . .

Digitized by Google

Francesca da Rimini.

Eine Tragödie in Versen.

Von

Gabriele d'Annunzio.

Deutsch von Vollmoeller.

(Gekürzte Bühnenbearbeitung des Übersetzers.)

Erster Akt.

Ein Hof im Palast der Polenta. Daran anstoßend ein Garten, der durch eine Umhegung von gitterartig durchbrochenen Marmorplatten schimmert. In der Höhe läuft eine Loggia, die rechts zu den Frauengemächern führt, in der Mitte, luftig auf ihren dünnen Säulen, Aussicht nach beiden Seiten bietet. Linker Hand führt eine leichte Treppe zur Schwelle des eingehegten Gartens herab. Im Hintergrund ein großes Tor und ein niedres vergittertes Fenster, durch dessen Öffnung man eine Flucht von Arkaden erblickt, die einen zweiten, größeren Hof umgeben. Nahe der Treppe ein byzantinischer Sarkophag ohne Deckel, mit Erde ausgefüllt, wie ein Blumentopf. In ihm blüht ein scharlachroter Rosenstrauch.

Erste Szene.

(Man sieht die Frauen, über die Loggia gebeugt und auf der Treppe stehend. Sie winken voll Neugier dem Spielmann, der seine Fiedel an der Seite trägt, in der Hand ein altes Röckchen.)

Alda: Der Spielmann! Heda, Spielmann!

Garsenda: Adonella, Adonella, da ist der Spielmann
Im Hofe. Biancofiore!

Alda: Heda, bist du der Gianni . . .

Spielmann: Meine süßen Damen . . .

Alda: Bist du der Gianni, der jetzt aus Bologna
Erwartet wird? Gian Figo?

Garsenda: Bist du Gordello und kommst von Ferrara?

Spielmann: Meine süßen Damen . . .

Adonella: Was suchst du da im Hof?

Spielmann: Geh meiner Nase nach und dem Geruch!

Biancofiore: Wir sind gerad' dabei, Lavendelöl
Zu destillieren.

Spielmann: Bin kein Apotheker.

Altichiara: Doch sollst du davon haben, süße Amsel,
Wenn du uns singst . . .

Digitized by Google

Spielmann: Ich dachte eh'r Geruch von Blut zu finden
Im Haus des Guido.
Alda: Blut von den Traversari. Lauf, am Markte
Da findest du's.
Alle (zusammenschreiend): Polenta! Hängt sie! hängt sie!
Die Traversari!
Spielmann: Hoho! Tirli in Birli! Rette sich, wer kann!
Die Spatzen sind mit einmal Sperber worden!
(Die Mädchen lachen.)
Alle: Packt ihn, den Ghibellinen!
Spielmann: Still! Still! Sonst hört's am End der Armbrustschütz
Und brennt mir einen fetten Bolzen auf.
Alda: So schwöre, daß du Guelfisch bist!
Spielmann: Beim heiligen Mercurial von Forli
(Er schmeiße den Glockenturm aufs Dach
Des Feltrano!) Ich sag euch, ich bin Guelfisch
So gut wie Malatesta di Verucchio.
Garsenda: Gut also, bist in Sicherheit. Mach dich her;
Denn man erlaubt dir hier zu schnüffeln.
Spielmann: Zu riechen nur und keinen Braten? He?
Gut denn, wenn ich ein Hund bin,
So müssen da herum Hündinnen sein.
Wir wollen sehen . . .
(Er läßt sich auf alle Viere nieder wie ein Hund und macht Miene, die Frauen anzupacken.)
Garsenda: Du Hund, verdammter! Da!
Alda: Sündhafter Hund du!
Altichiara: Räudiger Hund, da nimm!
Spielmann: Ohe, ohe, ihr schlagt mir die Geige ein,
Zerbrecht mir meinen Bogen!
Adonella: Da, da, nimm dies!
Garsenda: Und dies!
Biancofiore: Und dies, da! da!
Spielmann: Alle verliebt!
Ach wüßt' ich doch, welches die wärmste ist!

(alle schlagen ihm lachend mit der Faust auf den Rücken. Wie er den Hund spielt und schnüffelnd zwischen die Röcke springt, lassen sie das Schlagen und beginnen einen Reigen um ihn herum zu tanzen.)

Biancofiore: — Tanzen wir einen Reigentanz!
Adonella: — Riechst du Lavendel?
— Lavendel blühe!
Altichiara: — Bin frisch und brenne,
— Bin jung und glühe.
Biancofiore: — Frisch der wilde Lavendel im zarten
— Leinen!
Alda: So komm und beschaue den Garten!
Altichiara: — Lavendel duftet. Den Garten, den seh ich nicht.

Digitized by Google

Adonella: — Woher dann dies Düften, dies Düften, verſteh ich nicht.
Alle: — Rieche doch! Rieche doch!
Garſenda: — Friſch im Hemde Lavendel und Narde
— Liebſter, s'iſt Maienzeit, Liebſter, ich warte.
Alle: — Rieche doch! Rieche doch!
Adonella: — Liebſter, wo biſt du? Ach, wär er doch, wär er doch
— Nah wie mein Hemde mir, näher noch, näher noch!
— Liebe ergriff mich ganz,
— Liebe ergriff mich!
Alle: — Rieche doch! Rieche doch! Rieche doch!
Spielmann: (richtet ſich auf und verſucht ſie zu faſſen):
Ah! Tirli in Birli,
Wenn eine ich faſſe!
(Mit Geſchrei und Lachen flüchten die Mädchen die Treppe hinauf.)
Alda: (mit einer verächtlichen Bewegung):
Du biſt kein Fanghund, du!
Garſenda: Biſt nur ein Küchenhund!
Die Stimme des Oſtaſio (aus dem Hintergrund):
Sagt dem apuliſchen Dieb,
Sagt ihm, ich werde mir Händ' und Füße waſchen
In ſeinem Blut!
Alda: Hört! Meſſer Oſtaſio!
Garſenda: Fort, Fort!

(Sie flüchten über die Gallerie und verſchwinden.)

Zweite Szene.

(Oſtaſio da Polenta durch das große Tor im Hintergrund, in Begleitung des Ser Toldo Berardengo.)

Oſtaſio (packt den beſtürzten Spielmann):
Was ſuchſt du hier, du Gauner?
Sag, mit wem ſprachſt du? Mit den Frauen? Biſt du
Mit Paolo Malateſta? Auf!
Gib Antwort!
Spielmann: Au, mein Herr, ihr drückt mich
Au, au!
Oſtaſio: Kamſt du mit Meſſer Paolo!
Spielmann: Nein, Herr!
Oſtaſio: Du lügſt?
Spielmann: Ja Herr!
Oſtaſio: Sprachſt mit den Frauen?
Was ſagteſt du? Du ſprachſt gewiß
Von Meſſer Paolo ... was ſprachſt du?
Spielmann: Nein,
Nein, Herr, die Damen wünſchten eine Geſchichte

Digitized by Google

Von Rittern ... Ich bin Spielmann, und ich singe
Aus Hunger, und mein Hunger
Hat besseres erwartet,
Als Prügel in dem Haus des prächtigen
Herrn Guido.

Ostasio: Warst du nie zu Rimini?

Spielmann: Nein, nie, mein Herr!

Ostasio: Dann also,
Kennst du auch nicht Herrn Paolo, den Schönen,
Der so sehr die Spielleute liebt.

Spielmann: Das ist mein Unglück, daß ich ihn nicht kenne;
Doch geh ich jetzt zu ihm ...

(Er macht Miene, auszureißen. Ostasio packt ihn wieder und ruft den Armbrustschützen, der den andern Hof bewacht.)

Ostasio: Jacomello!

Spielmann: Was tat ich nur? Warum
Werd ich mißhandelt?

Ostasio: Sprichst zu viel.
Ich bin

Spielmann: Ganz stumm. Das ist der Hunger,
Der in mir bellt. Setzt in der Küche mich
Gefangen, und ihr werdet sehn, ich bin
Ganz mäuschenstill ...

Ostasio: Schweig, Nichtsnutz! Jacomello,
Bewach den Schwätzer. Gib ihm einen guten
Knebel ins Maul!

Spielmann: Ja, einen fetten Knödel!
Ein Knödel ist genug für mich.

Ostasio: Die Faust
Wär besser.

Spielmann (während ihn der Armbrustschütz wegstößt):
Ah, wenn das Madonna Francesca
Erfahren wird! Ich soll
Bei ihrer Hochzeit singen.
Es lebe Messer Paolo Malatesta! (Ab.)

Dritte Szene.

(Zornig und mißtrauisch zieht Ostasio den Notar mit sich zu dem Sarkophag hin.)

Ostasio: Diese Spielleute, fahrendes Gesindel,
Sind die Pest der Romagna, schlimmer noch,
Als die Kanaille der Kaiserlichen.
Wie Weiberzungen sind sie, wissen alles
Und schwatzen alles; strolchen

Digitized by Google

In aller Welt mit Zoten und Histörchen:
Wer wünscht zu hören, wie der gute Rektor
Des Papst's zusammenliegt
Mit der Ehefrau des Lizio von Valbona?
Wer wünscht zu hören,
Wie Rinier von Calboli versehen wird
Mit geremeischen Gulden?
Und dieser Taugenichts
Schwatzt jetzt mit den Fraun Francesca's.
Gewißlich werden wir nicht Ruhe haben,
Bis die Hochzeit geschlossen ist. Und fürchte,
Ser Toldo, leichtlich möchte noch daraus
Ein Ärgernis entstehen.

Ser Toldo: Ihr müßt wissen,
Wer eure Schwester ist
Und wie hochfahrend sie
Gesinnt. Und sieht sie diesen Hinkenden,
Lahm wie er ist und rauh und mit den Augen
Eines ergrimmten Teufels,
Eh noch der Ehvertrag
Vollkommen ausgerichtet,
So steh ich euch, daß weder euer Vater,
Noch ihr, noch andere
Sie dazu bringt, zum Mann ihn anzunehmen,
Setzt Ihr ihr auch den Degen an den Hals
Und schleiftet sie an ihren Haren durch
Die Straßen von Ravenna.

Ostasio: Ich weiß das wohl, Ser Toldo . . .

Ser Toldo: Und dieweil
Paolo Malatesta eingetroffen
Als rechtlicher Freiwerber des Gianciotto
Die Ehe abzuschließen mit Madonna
Francesca, scheint's mir Recht und Pflicht, sofort
Ohn allen weitern Aufschub die Vermählung
Der Schwester vorzunehmen, wenn ihr Ruhe
Begehrt, Messer Ostasio. Paolo ist
Ein feiner Köder, nur
Ist's allzuleicht, zu wissen, daß er
Vermählt ist mit Orabile. Jetzt eben
Schlugt ihr den Burschen, doch aus Furcht
Vor Schwätzerein.

Ostasio: Recht habt ihr, völlig Recht,
Ser Toldo: ja, wir müssen
Das Trödeln lassen. Heute abend kehrt
Mein Vater von Valdoppio und wir sehn,
Daß morgen alles fertig ist.

Ser Toldo: Wohlan,
Messer Ostasio.

Digitized by Google

Oſtaſio: Und dann . . . was dann?
Ser Toldo: Wenn alles ſich vollführt mit großer Umſicht
Und Heimlichkeit, ſo wird Madonna Francesca
Nicht eher des Betruges inne werden
Als bis am Morgen nach der Hochzeit,
Wenn ſie von ihrer Seite
Sich heben ſieht . . .
Oſtaſio (verwirrt): Ah, ſcheint's nicht eine Rache,
So fürchterlich . . .
Ser Toldo: Ja, aufſtehn
Von ihrer Seite ſieht den Hinkenden.
Oſtaſio (für ſich): Wie ſchön iſt ſie!
Und wir, wir rächen gleichſam uns an ihrer
Schönheit, als hätt' ſie unſer Haus beſchimpft,
Da ſie wie eine Blume wuchs inmitten
Von ſoviel Eiſen. Und wir geben ſie
Dem Hinkenden für einen lumpigen Zuzug
Von hundert Lanzen. Iſt ſie nicht vielleicht
Mehr wert, als alle Herrſchaft der Romagna?
He, falſcher Schreiber, haſt du's etwa nicht
Dem Vater in den Kopf geſetzt. Ja, dein
Iſt dieſer niedre Handel. Ich will nichts mehr
Davon. Nichts mehr, verſtehſt du?
Ser Toldo: Die Tarantel
Stach euch, mein Herr Oſtaſio!
Es ſchien doch eben noch, als wär in aller
Romagna keine beſſere Heirat möglich . . .
Oſtaſio: Die Malateſta! Ja, wer ſind ſie denn,
Die Leute von Verucchio?
Und Gianciotto!
Wer iſt denn der?
Ser Toldo: Ihr ſeid undankbar, Meſſer Oſtaſio, in zwei Tagen
Legt' euch der Hinkende in allen Straßen
Die Sperren nieder und das Gitterwerk.
Von Sankt Simon bis Porta San Vittore
Fegte ſein ſchwer Geſchütz
Die Gaſſen rein in einem Augenblick.
Und er hat ſelbſt ſich nicht geſchont. Er tat
Beſtändig wackre Taten,
Stets mitten in den Haufen
Trieb er ſein Pferd, und Stefano Gilbaldo. . .
Oſtaſio: Ser Toldo, ihr habt ſicher euren Anteil
Am Preis. Ihr ſchneidet denen ja die Kunſt ab,
Die zu dem Lob der zwölf Barone ſangen
Des großen Karl. Sagt mit Vergunſt,
Wieviel war's?
Ser Toldo: Die apuliſche Tarantel
Iſt eine Art von Spinne,

Digitized by Google

Als welche unterſchiedliche und ſondre
Zufälle vorruft bei dem, den ſie beißt.
Die Malateſta aber haben ſtets
Beſchimpfung ſchlecht ertragen und der Lahme
Kennt jetzt den Zugang in die Mauer von
Ravenna . . . Und ihr könnt jetzt eure Schweſter
Vergeben, wie ihr wollt,
Dem königlichen Prinzen von Salerno
Oder dem Dogen von Venedig.

Oſtaſio (abweſend): Ja,
Sie gilt ein Königreich! Wie iſt ſie ſchön!
Da iſt kein Degen grad und ſcharf, als wie
Der Blick aus ihren Augen, wenn ſie aufſieht.
Sie frug mich geſtern: „An wen gebt ihr mich,
Ihr?“ Wenn ſie ſchreitet und wenn ihr das Haar
Rings um den Gürtel niederfällt und um
Die kräftigen Kniee (kräftig iſt ſie, wenn auch
Sehr blaß) und ſie ihr Haupt ein wenig ſchüttelt,
Gibt ſolche Freude ſie
Wie Banner in dem Wind, wenn man zu Feld liegt
Vor einer reichen Stadt mit glänzenden
Harniſchen. Und es ſcheint
Alsdann, ſie trüge in der Fauſt
Den Adler der Polenta
Wie einen zahmen Falken, den ſie auswirft
Nach großer Beute. Geſtern frug ſie mich:
„An wen gebt ihr mich, ihr?“
Wer könnte ſie ſterben ſehen . . .

Ser Toldo: Ihr könntet ſie recht wohl
Dem Ungarnkönig geben,
Beſſer noch dem Paläologos . . .

Oſtaſio: Schweigt ſtill.
Ser Toldo, ich bin heute
Nicht ſehr geduldig.

Die Stimme Banninos: Oſtaſio! Oſtaſio!

Oſtaſio: Bei Gott, ſieh da Bannino, der Baſtard!

Vierte Szene.

(Durch das Tor im Hintergrund Bannino keuchend und mit zerzaustem Haar, wie auf der Flucht, mit ihm Aſpinello Arſendi, Viviano de' Vivii, Bertrando Luro blutend und staubbedeckt.)

Bannino: Oſtaſio!
Die Forliveſen fielen auf die Karren
Mit Salz, bei Cervia.

Digitized by Google

Sie brachen durchs Geleit und warfen
Die Wagen um . . .

Oſtaſio (aufſchreiend): Ich wußt' es ja.
Dir ſchnitten ſie doch nicht die Gurgel durch!

Aſpinello: Die ausgewieſ'nen Ghibelinen von Bologna
Mit denen von Faenza und von Forli
Machen Streifzüge rings im Land herum
Und wüſten überall mit Stahl und Feuer.

Bannino: Sie brachen die Eskorte durch und warfen
Die Karren um und trieben
Das Vieh weg und die Pferde und erſchlugen
Uns viele Knechte, und die andern flohn
Wild durcheinander nach dem Meer hin . . .

Oſtaſio: Und du dem Lande zu,
Du mit verhängten Zügeln. Ja, das wußt ich,
Das wußt ich wohl.
Wo haſt du deinen Degen?
Und deinen Helm haſt wohl dazu geworfen!

Bannino: Meinen Degen zerbrach ich
Im Eifer, mich zu ſchlagen. Aſpinello,
Bertrando, redet ihr!
Ich hatte mehr als zwanzig gegen mich . .

Oſtaſio: Du ſiehſt,
Die können nicht antworten, da ſie ſehr
Beſchäftigt ſind, ihr Blut zu ſtillen und
Den ſchwarzen Staub aus dem Geſicht zu wiſchen.
Doch du biſt ſauber, du: Rüſtung und Ärmel
Sind ſauber. Ja du haſt
Nicht einen Riß in deinem Milchgeſicht,
O Prahlhans du.

(Die drei Kriegsleute gehen beiſeite, indem ſie ſich die Rüſtung ſtückweiſe abnehmen und den Schweiß abwiſchen.)

Bannino: Oſtaſio, Oſtaſio, gib Acht!

Oſtaſio: Ich wußt' es ja voraus
Und lachen mußt' ich, wie
Der Vater dich gerade ausgeſucht . .

Bannino: Sei du doch ſtill, dieweil ich
Im Handgemenge bin,
Machſt du hier deine Schliche mit dem Schreiber.

Oſtaſio: Herr und Geleiter aller Huren, wiſſe,
Wenn die von Forli dich nicht eingefangen,
Glaub mir, ich pack dich.

Bannino: Ja, von hinterrücks,
Wie du gewöhnlich tuſt.

Oſtaſio: So werd ich's machen,
Daß diesmal du dann nicht zum Vater läufſt
Und ihm was vorflennſt.

Digitized by Google

Ser Toldo: Friede! Friede!
Bannino: Ich werd ihm diesmal sagen, was ich weiß.
Ostasio: Was weißt du?
Bannino: Du verstehst mich wohl.
Ser Toldo: Gebt Frieden!
Ihr seid doch Brüder!
Ostasio: Er von anderem Nest!
Ser Toldo: Messer Ostasio, er ist ein Knabe.
Ostasio: So sprich! Ob wenigstens du mit der Zunge
Verwunden kannst.
Bannino: Du hast mich schon verstanden.
Ich spar das Wort.
Ostasio: Nein, gieße
Die Galle aus, die das Gesicht dir färbt
Oder ich drück dich aus, so wie man auswringt
Ein nasses Tuch.
Bannino: Ostasio,
So gut weiß ich nicht Galle einzugießen,
Wie du den puren Wein
Mit Händen, die nicht zittern.
Ostasio: Sag, was für Wein?
Bannino: Den Wein, den puren Wein!
Ostasio: Du Bastard, hör mich.
Bannino: Unser guter Vater
Ward eines Tages krank. Wie viele Sorgfalt
Erwiesest du ihm da als zarter Sohn,
Verstehst du jetzt, verstehst du? Ich weiß Dinge,
Die du auch weißt.
Und Gott verdorre dir
Die rechte Hand!
Ostasio: Ah, Weiberlügen, Weiberlügen! Bastard,
Heut ist dein Tag,
Die Flucht vorm Feinde hat dir nichts gefrommt.

(Er zieht den Degen und stürzt sich auf Bannino, der mit einem Sprung dem Schlag ausweicht. Er macht Miene, ihn zu verfolgen. Ser Toldo sucht ihn zurückzuhalten.)

Ser Toldo: Messer Ostasio, was wollt ihr tun?
So laßt ihn doch! So laßt ihn doch!

(Die Sklavin erscheint auf der Gallerie und sieht zu.)

Bannino: Mein Vater!
Mein Vater, hilf! Francesca, Schwester, Schwester!
Zu Hülfe. Laß! Du bringst mich um. Verdammter!
Verdammter! Nein! Ostasio! Gnade! Nein!
Ich sage nichts . . .

(Er spürt die Degenspitze an der Kehle und sinkt in die Kniee.)

Digitized by Google

Das Gift war nicht von dir!

(Die drei Kriegsleute sind ohne Waffen herzugelaufen.)

Ich sag es nicht. Nein! Gnade! Ah!

(Ostasio verwundet ihn an der Backe. Er wird ohnmächtig.)

Ostasio: Nichts! Gar nichts!
Gar nichts.

(Er beugt sich, um den Liegenden zu betrachten.)

Nein, es ist nichts.
Er ist ohnmächtig. Ritzt ihm nur die Haut,
Ich ritzte ihn ein wenig,
Damit er besser sich an Stahl gewöhnt,
Damit er besser zu Streifzügen taugt,
Damit er nicht das Schwert verliert und Helm,
Um nur den Gaul zu wenden,
Wenn er zu Feld liegt gegen die Ghibellinen.

(Die drei heben den bewußtloßen Bannino auf.)

Bringt ihn hinauf zum Meister Gabbadeo,
Der soll die Blutung stillen
Mit Salz aus den Salzgruben
Von Cervia.

(Er sieht zu, wie sie den Verwundeten wegtragen. Er schließt das große Tor, das schwer einschlägt. Oben auf der Gallerie verschwindet die Sklavin lautlos.)

Ostasio: Ser Toldo, gehn wir!
Ser Toldo: Und Madonna Francesca
Also?
Ostasio: Es sei, wir geben sie dem Lahmen.
Ser Toldo: In Gottes Namen denn!
Ostasio: Jetzt auf, begleitet mich,
Ser Toldo. Paolo Malatesta wartet. (Beide ab.)

Fünfte Szene.

(Die Sklavin erscheint wieder mit einem Eimer und einem Schwamm. Sie steigt geräuschlos mit nackten Füßen die Treppe herab, besieht die Blutflecke auf dem Pflaster und kniet nieder, um sie aufzuwaschen. Aus den oberen Gemächern hört man den Gesang der Frauen, während die Sklavin an ihrer Arbeit ist.)

Chor der Frauen: Oh weh, so muß ich kennen,
— Wie allzugroße Liebe tut. Oh weh.
— Oh weh, ich fühl die süße Glut
— Mir unterm Herzen brennen. Oh weh.

Digitized by Google

(Aus den Gemächern Francesca und Samaritana. Sie kommen Seite an Seite über die Loggia, jede den Arm um den Leib der andern geschlungen. Nach ihnen die Schar der Frauen. Sie tragen Spinnrocken mit verschiedenfarbenem Flachs und bleiben oben auf der hellen Loggia wie in einem Chor stehen, während die beiden Schwestern die Treppe bis zur Schwelle des Gartens niedersteigen. Die Sklavin hat die Lache aufgewaschen und schüttet, und den Vorfall zu verbergen, rasch das blutige Wasser aus ihrem Eimer in den blühenden Sarkophag.)

Francesca (auf der Treppe innehaltend):
Die Liebe macht sie singen!

(Sie neigt das Haupt ein wenig nach hinten, wie um dem Hauch der leichten, zitternden Melodie nachzugeben.)

Die Frauen:
— Oh weh des trüben Leidens,
— Das unsrem Herzen aufbewahrt.
Oh weh.

Francesca:
Sind sie nicht wie berauscht von den Gerüchen?
Hörst du, hörst du? Mit einer traurigen Weise
Besingen sie die Dinge
Vollkommener Freudigkeit.

(Sie zieht ihren Arm von der Schwester zurück und tritt etwas beiseite, wie um sich von ihr zu lösen. Sie bleibt auf derselben Stufe stehen, während Samaritana weiter herabsteigt.)

Die Frauen:
— Oh weh, daß Qual des Scheidens
— Dem hellen Leben nicht erspart. Oh weh.

Francesca (in sich versunken):
So, wie das rasche Wasser
Hinfließt und fließt, das Auge sieht es nicht,
Ist meine Seele . . .

Samaritana: (klammert sich mit einem plötzlichen Erschrecken an die Schwester):
Schwester, wo gehst du hin? Wer nimmt dich fort?

Francesca:
Du hast mich aufgeweckt!

(Der Gesang verstummt. Die Frauen wenden sich nach der andern Brüstung der Loggia, den Rücken nach der Szene kehrend, und schauen aufmerksam nach dem Hof, der drüben liegt. Die zweispitzigen Frisuren und die hohen Spinnrocken glänzen in der Hand. Von Zeit zu Zeit hebt sich von Lippen und Gewändern ein Wispern und Rauschen in die klare Luft.)

Samaritana:
O Schwester, Schwester,
Hör mich: Oh bleib noch bei mir! Bleib
Hier, wo wir groß geworden!
Geh nicht! Geh nicht! Oh laß mich nicht allein!
Damit ich weiter noch
Mein kleines Bett bei deinem Bett bereiten,
Daß ich bei Nacht dich hören kann!

Francesca:
Er ist gekommen.

Digitized by Google

Samaritana: Wer?
Der dich wegnimmt?
Francesca: Er ist gekommen, Schwester.
Samaritana: Er hat nicht Namen, noch Gesicht, und nie
Sahn wir ihn noch.
Francesca: Vielleicht
Sah ich ihn schon?
Samaritana: Du? Wann?
Wo konntest du ihn sehen ohne mich?
Sag, wo?
Francesca: Da, wo du nicht
Hinkommen kannst, mein süßes Leben, denn
Es ist ein tiefer Ort und einsam
Und brennt ein großes Feuer dort,
Das nie verlischt.
Samaritana: Du sprichst in Rätseln, Schwester.
Mir ist's, als wäre dein Gesicht verschleiert,
Mir ist's, als wärest du schon weit entfernt
Und kehrtest dich von weitem
Noch einmal um. Schon klingt mir deine Stimme
Schwach, wie in einem großen Wind.
Francesca: Sei ruhig,
Du meine Seele, zarte, kleine Taube!
Warum bist du so sehr erschreckt? Sei ruhig!
Sei ruhig! Sieh, es kommt
Dein Tag in kurzem auch, und wird
Dein kleines Bettchen neben
Dem meinen auch verlassen sein, und nie mehr
Werd ich im Frühtraum hören,
Wie barfuß du zum Fenster läufst. Ja, nie mehr
Werd ich dich sehen, weiß, mit nackten Füßen
Zum Fenster laufen, meine zarte Taube,
Und nie mehr werde ich dich sagen hören:
„Francesca, auf, der Morgenstern ist da,
Und die Gluckhenne ist im Untergehn."
Samaritana: Und man wird leben, weh,
Ja, man wird dennoch leben!
Und die Zeit flieht dahin,
Die Zeit flieht hin!
Francesca: Und nie mehr wirst du morgens zu mir sagen:
„Was hatte doch dein Bett heut Nacht, das stöhnte
Und zitterte." Noch werd ich dir erwidern:
„Ich drehte mich, um einzuschlafen,
Um Schlaf zu finden, und ich sah
In meinem Schlaf, in dem Schlaf, den ich schlief" ...
Nie mehr werd ich dir sagen, was ich sah
Im Schlaf. Und man wird sterben,

Digitized by Google

Und man wird dennoch sterben,
Und die Zeit flieht dahin,
Die Zeit flieht hin!

(Pause.)

Doch sag mir, sag, was tust du mit dem Eimer,
Smaragdi?

Die Sklavin: Wasser gab ich
Dem Rosenstrauch.

Francesca: Und warum tust du das
Außer der Zeit? Samaritana
Wird dir's verdenken. Immer bringt sie
Das Wasser für den Rosenstrauch,
Sobald die Glocke Vesper anschlägt.
Samaritana, was sagst du?

Samaritana: Ich will
Ihn gerne sterben lassen,
Da du jetzt weg aus unsrem Hause gehst
Francesca.

Francesca: Sieh, wie schön er ist! Vielleicht
Auch heilig, aufgewachsen in dem alten
Sarg, der ein Grabmal war
Vielleicht für einen heil'gen Märtyrer oder
Eine verklärte Jungfrau. — —

(Sie richtet sich auf und breitet die Arme gegen den purpurnen Rosenstrauch.)

Und das Blut des Martyriums blüht empor
In Purpur und in Feuer. Sieh doch, sieh,
O Schwester, welches Glühn!
Schau her, wie sich der Rosenstrauch entflammt.
Hier pflanzten wir ihn ein mit unsern Händen,
Und war Oktober und ein Tag des Siegs
Für den scharlachnen Adler der Polenta.
Entsinnst du dich? Es tönten die Trompeten
Von Porta Gaza bis zum Turm Zancana
Für unsre neue Fahne, die der Vater
Uns machen ließ und gab uns vierzig Ellen
Blutroten Carmesin, und mächtig war
Die Stange, weißt du noch?
Wir hatten selbst das Tuch verbrämt mit einem
Güldenen Streif, und sieh,
Die Fahne siegte. Und wir achteten
Hier unsern Rosenstrauch
Für benedeit und hielten ihn unberührt
Als ein jungfräulich Ding.
Und nie ward eine Rose abgebrochen
Von allen denen, die in dreien Lenzen
Blühten und welkten in dem alten Sarg.

Digitized by Google

Doch waren's nie zuvor
So viele, viele wie in diesem Mai,
So viele. Sind wohl hundert,
Sind mehr als hundert, sieh!
Berühr ich sie, verbrenn ich mich.
Samaritana, welche glaubst du
Lag hier zu Grab, nachdem sie
Gemartert worden? Welche
Von ihnen ward bestattet
Hier, sag, nach dem großen Martyrium?
Schau, schau, schau das Mirakel an des Bluts!

Samaritana: (zieht sie erschreckt an sich):
Was hast du, Schwester, Schwester?

Biancofiore (von der Galerie): Madonna Francesca!

Adonella: Kommt schnell herauf!

Alda: Herauf zu uns, Madonna Francesca, kommt
Und seht!

Adonella: Kommt schnell, da geht er, kommt und seht,
Euer Gemahl!

Biancofiore: Da geht er übern Hof
Mit eurem Bruder, Messer
Ostasio. Auch Ser Toldo Berardengo
Mit ihnen, der Notar.

Alda: Herauf, Madonna Francesca! Eilt!
Der, der dort ist's!

(Francesca fliegt die Treppe empor. Samaritana schickt sich an, ihr zu folgen, muß aber kraftlos und erdrückt innehalten.)

Adonella (zu Francesca, die sich über die Brüstung beugt):
Das ist er, der bestimmt ist, euer
Gemahl zu werden.

Garsenda: O, Ihr Glückliche,
Glückliche Ihr!
Er ist der schönste Ritter auf der Welt,
Gewißlich. Seht doch hin,
Wie er sein Haar trägt, das ihm lang herab
Bis auf die Schultern fällt.

Altichiara: Und diese feine Spange. Was für Spitzen!

Biancofiore: Und groß und schlank und königlichen Gangs!

Adonella: Und was für weiße Zähne!
Er lächelte ein wenig und sie hielten.
Habt ihr das nicht gesehen!

Garsenda: O überglücklich, die ihn auf den Mund küßt!

Francesca: Schweigt.

Alda: Er ist weg. Sie gehen durch die Halle.

(Die Sklavin öffnet das Tor, schließt es heimlich hinter sich und verschwindet im Garten.)

Francesca: Ah, schweigt, schweigt!

Digitized by Google

(Sie dreht sich um und bedeckt ihr Gesicht mit beiden Händen Dann nimmt sie die Hände wieder weg und ihr Gesicht erscheint gleichsam verändert. Sie steigt die ersten Stufen langsam nieder, dann eilt sie plötzlich vollends hastig die Treppe herab und stürzt sich in die Arme ihrer Schwester, die sie am Fuß der Treppe erwartet.)

Altichiara: Messer Ostasio kommt allein zurück.
Biancofiore: Die Sklavin, seht, wo will die Sklavin hin?
Da läuft sie durch den Garten.
Garsenda: Smaragdi läuft,
Läuft wie ein Windhund (sie lacht)
Wo will sie hin?

(Francesca bricht in der engen Umarmung der Schwester plötzlich in ein Weinen aus. Der Gesang bricht ab, die Frauen reden mit leiser Stimme.)

Biancofiore: Madonna weint.
Adonella: Sie weint, oh!
Alda: Warum weint sie?
Altichiara: Weil ihr das Herz wehtut vor Fröhlichkeit.
Garsenda: Ja mitten so ins Herz
Hat er sie gleich getroffen.
Adonella: Sind
Geboren eins fürs andre
Und unter einem Stern.
Biancofiore: Erster Schauer im Frühling
Fördert die Saat,
Erste Tränen der Liebe
Reifen das Glück.
Adonella: Nun lacht sie, seht, nun lacht sie!
Biancofiore: Siehst du, wie alle
Ihre Tränen lachen,
Grad wie Tau!
Garsenda: Geh, wärme das Bad,
Richte die Kämme . . .

(Die Frauen zerstreuen sich über die Galerie. Mit unterdrücktem Flüstern.)

Biancofiore: Die neuen silbernen
Riechfläschchen müssen wir
Füllen mit Wasser von Orangenblüten
Und Rosenwasser.
Alda: Und mit Bettüchern, seiden eingesäumt,
Müssen vier große Truhen
Wir füllen.
Adonella: Ja, viel ist noch zu tun!
Garsenda: Und die gestreiften
Linnen zu falten
Und die mit Gold gesteppten Decken.
Biancofiore: Und die Haarnetze abzuzählen und
Die Bänder und Schärpen und Gürtel.
Adonella: Ja, viel ist noch zu tun!

Digitized by Google

Alda: Und zeigen wollen wir
Den etwas simplen Fraun von Rimini
Die Kunst der Wohlgerüche.
Biancofiore: Und Musik
Und Tanz und Sang.
Alda: Auf, auf, Hochzeit im Maien!
Das wird ein Mahl mit hundert
Vorschneidern und mit dreißig Gängen.
Biancofiore: Wir müssen Mazarello
Ein Wörtchen sagen
Von wegen der Musik.
Adonella: Ja, viel ist noch zu tun!
Garsenda: Auf, lustig ans Geschäft!
Adonella: Die Rocken weg, die Rocken,
Und Kränze her!

(Sie kehren in die Gemächer zurück. Francesca hat ihr verweintes Gesicht erhoben und erhellt ihre Tränen mit einem plötzlichen Lächeln — Während des gleichmäßigen leisen Geredes der Frauen hat sie mit ihren bloßen Fingern die Tränen auf ihrem Gesicht und dem der Schwester getrocknet. Jetzt spricht sie und ihre ersten Worte vermischen sich mit den letzten, hochzeitlichen Stimmen.)

Francesca: Schwester, Schwester,
Nun weine nicht mehr. Weine nicht mehr. Sieh,
Ich lache! Wein und lache
Und ist mir nicht genug:
Ja Tränen scheinen mir verbraucht und schal,
Und Lachen scheint mir ein zu leichtes Spiel
Und sieh, mein ganzes Leben
Mit allen seinen Adern
Und allen seinen Tagen
Und jeglichem entferntesten Geschehn
Bis in die blinde, stumme Zeit hinab,
Da ich noch an der Brust
Der Mutter hing und du
Noch nicht geboren warst,
Das alles zittert jetzt
In einem großen Beben
Über die Erde hin.
O du jetzt, du jetzt, nimm mich,
Geliebte Schwester, nimm mich
Mit dir und bringe mich
Ins Zimmer, schließ das Fenster
Gib mir ein wenig Schatten,
Gib mir ein wenig Wasser
Und leg mich auf dein kleines Bett
Und deck mich mit dem Schleier zu
Und bring zum Schweigen diese Schreie,

Digitized by Google

Zum Schweigen dies Geschrei und Wirrnis
Das mir im Herzen tobt.
Und halt mich, Schwester, fest
Ja, halt mich du bei dir,
Wir wollen den Abend erwarten
Und das Abendgebet und den Schlaf,
Wir wollen auf das Frührot warten, Schwester,
Bis dein Stern sich erhebt.

Garsenda (stürzt hastig auf die Galerie):
Er kommt! Er kommt! Madonna Francesca,
Da kommt er durch den Garten.
Ich sah ihn, sah ihn unter den Cypressen,
Smaragdi selber zeigt ihm
Den Weg.

(Die übrigen Frauen kommen neugierig und belustigt auf die Galerie. Sie haben alle fröhliche Kränze im Haar und ziehen an Guirlanden drei musizierende Knaben mit Laute, Geige und Flöte nach sich.)

Francesca (bleich vor Schreck und Erregung, wie besinnungslos):
Nein, nein, so lauft,
Lauft Frauen, eilt!
Er soll nicht kommen. Eilt,
Ihr Fraun, geht ihm entgegen,
Er soll nicht kommen. Schließt
Die Pforten, sperrt dem Zugang ihm:
Sagt ihm, daß ich ihn grüße!
Samaritana, hilf mir,
Denn sieh, ich kann nicht fliehn, mir brechen
Die Kniee, meine Augen
Versagen . . . eilt doch, eilt
Ihr Frauen, geht, er soll
Umkehren. Geht! Geht ihm entgegen und
Sagt ihm, daß ich ihn grüße!

Die Frauen: Da! Da ist er!
Er ist ganz nah, er ist ganz nah.

(Auf die Schwester gestützt, schickt sich Francesca an, die Treppe hinaufzusteigen. In diesem Augenblick erscheint ganz nah, jenseits des Gitters, das Gesicht Paolo Malatestas. Francesca bleibt unbeweglich und er hält im Gebüsch; so stehen sie einander gegenüber, durch das Gitter getrennt und sehen sich ohne Wort und Bewegung an. Die Sklavin hält sich im Strauchwerk versteckt. Die Frauen auf der Galerie stellen sich zum Reigen, die Musikanten intonieren.)

Chor der Frauen: — Durch Maiental und Hage
— Der Jäger streift den guten
— Bogen und Pfeil in Handen:
— Zu schaurigem Gelage
— In fern entlegnen Landen
— Soll nun ein Herz verbluten.

Digitized by Google

(Francesca löst sich von der Schwester und geht langsam auf den Sarkophag zu. Sie bricht eine große purpurne Rose, kehrt sich um und reicht sie über die Pforte weg dem Paolo Malatesta. Samaritana geht mit gesenktem Kopf und weinend die Treppe empor. Die bekränzten Frauen beginnen von neuem das Lied. An dem Gitterfenster hinten erscheint zwischen den Eisenstangen das Gesicht Baninos, die Wange verbunden. Er tritt nach einem Augenblick weg und schlägt mehrmals heftig gegen das Tor, das Ostasio verschlossen hat. Francesca fährt zusammen.)

Die Stimme Banninos: Francesca, auf! Francesca!

(Vorhang.)

Zweiter Akt.

Im Palast der Malatesta. Ein Saal mit Kreuzgewölbe, vortretenden Gewölberippen und starken Pilastern; zwei der Pfeiler hinten tragen einen Bogen, der durch einen kurzen gedeckten Gang, mit Schießscharten rechts und links, nach der Plattform eines runden Turmes führt. Zwei seitliche Treppen von zehn Stufen führen vom Gang nach dem Estrich des Turms hinauf; eine dritte Treppe führt zwischen den beiden durch eine Falltüre zu den unteren Stockwerken. Man sieht durch die Öffnung des Bogens die rechteckigen Zinnen der Guelfen mit Brustwehren und Pechnasen. Eine schwere Wurfmaschine reckt den Kopf ihres Langholzes empor und dehnt sich breit mit ihrem Gerähme von gedrehten Tauen. Große Armbrüste für Bolzen, Rund- und Kantpfeile, Balisten, Bogenbalisten und anderes Seilgeschütz ist rings aufgepflanzt, mit Winden, Rollen, Flaschenzügen, Haspeln, Hebeln. Die Spitze des Malatesta-Turms ragt, starrend von Maschinen und Waffen, in die trübe Luft und beherrscht die Stadt Rimini, von der nichts sichtbar ist, als in der Ferne die Schwalbenschwanz-Zinnen, die den höchsten, ghibellinischen Turm krönen. An der rechten Wand des Saals eine Tür: links ein enges Fenster nach der Adria, das mit einem Fallgitter versehen ist.

Erste Szene.

(Man sieht im Gang den Türmer damit beschäftigt, Holz unter einem rauchenden Kessel nachzulegen. Er hat reihenweise die Schäfte für die Zündmasse und die Brandpfeile an die Mauer gelehnt und ringsherum fertiges Feuerwerk aller Art aufgehäuft. Auf dem Turm, nahe der Wurfmaschine, ein junger Armbrustschütze, der Ausguck hält.)

Türmer: Ist das Gemeindefeld noch immer leer?
Armbruster: So glatt und sauber wie mein Schild.
Türmer: Es wagt sich
Noch keiner vor.
Armbruster: Nicht einen Schatten sah ich.
Türmer: Grad so, als wären sie schon alle tot,
Die heute dran sollen.
(Er richtet sich von seiner Arbeit auf.)

Digitized by Google

Wohl! Da haben wir
Feuer genug, um die halbe Romagna
Niederzubrennen. Diesmal
Geht's heiß her! Und der Lahme
Wollte sogar die Mähne seines Gauls
Mit Feuerwerk absengen: Zeichen
Daß heute Salamanderwetter ist.

Armbruster: Ihm duftet Schwälen und Versengen besser,
Als der Zibeth an seiner Ehefrau.

Türmer: Ich seh sie beinah täglich diesen Turm
Erklimmen. Spricht ein Wort kaum. Sieht nur stets
Dem Meer zu und entdeckt sie
Eine Galeere oder Brigantine,
Folgt sie ihr mit den Augen,
Als hoffte sie auf Botschaft oder sehnte
Zu reisen sich.

Armbruster: Der Lahme taugt vorzüglich
Auf dem Omodeo herumzureiten,
Burgen zu brechen, Flüsse zu durchwaten,
Doch nicht den schönen Weinberg zu bestellen,
Den Gott ihm gab.

Türmer: Sei still und sieh jetzt zu,
Was auf dem Platz passiert.

Armbruster (kehrt zu seinem Posten zurück):
Die Unsern von Verucchio her sind jetzt
Am Ponte de Maone. Herr Paolo
Ist mit dem Fußvolk schon durchs kleine Seetor
Herein . . .

Türmer: Die Mischung ist
Jetzt grade gar. Seit Mittag rühr ich
Sie mit dem Spatel, mische, gebe zu.
Auf die exkommunizierten Häuser soll sie
Faßweise fliegen.

Zweite Szene.

(Francesca kommt durch die Türe rechter Hand und geht an der Mauer entlang bis vor zu dem Pfeiler, der den Bogen trägt. Sie trägt ein schwarzes Tuch ums Gesicht, das unter dem Kinn durchgeschlungen ist und wie eine Kapuze ihr Haar bedeckt bis auf die Flechten im Nacken, die zu einem Knoten geschürzt sind.)

Francesca: Berlingerio!

Türmer (aufspringend):
O, Madonna Francesca!

(Der Armbruster verstummt bestürzt und sieht sie, ans Geschütz gelehnt, unverwandt an.)

Digitized by Google

Francesca: War Messere Giovanni
Noch nicht hier oben auf dem Turme Mastra?
Türmer: Noch nicht, Madonna, wir erwarten ihn.
Francesca: Auch niemand sonst?
Türmer: Der alte Herr Malatesta
War hier. Er selber hat die Mischung
Im Kessel angemacht, und ich bin da
Seit Mittag schon und rührte mit dem Spatel.
Francesca (näher tretend):
Auch niemand sonst?
Türmer: Niemand, Madonna.
Francesca: Und du, was machst du da?
Türmer: Griechisches Feuer,
Raketen, Raketchen, Brandzungen, Knallröhren, Petarden
Zündpfeile und sonst unterschiedliche
Liebkosung für die Parcitaden; hoffen,
Heut eine gute Waffentat zu tun
Und dem Gesindel eine Anzahlung
Aufs Höllenfeuer zu leisten.
Francesca: (betrachtet mit Verwunderung die Masse, die im Kessel brodelt):
Griechisches Feuer! Wer entrinnt ihm? Nie
Sah ich's zuvor. Ist's wahr:
Es brennt im Meere,
Brennt in den Flüssen,
Verbrennt die Schiffe,
Verbrennt die Türme,
Erstickt, verpestet,
Trocknet plötzlich das Blut
Des Menschen, macht
Aus Fleisch und Gebein
Eine schwarze Asche,
Entreißt dem gepeinigten
Menschen Geheul des Tiers,
Das die Rosse zum Wahnsinn treibt,
Und die Kühnsten versteinert.
Ist's wahr, daß es den Fels
Zerbröckeln macht, das Eisen
Verzehrt, durch diamantne
Brünnen sich frißt?
Türmer: Frißt und verzehrt
Jegliches Ding von lebendem und totem;
Und ganz allein mit Sand
Läßt sich's ersticken. Essig
Dient um's zu dämpfen.
Francesca: Und wie schleudert ihr's?
Türmer: Mit Blas- und Pusterohren
Von weiter Tragkraft. Vorne an den Piken.

Digitized by Google

Mit wergumwickelten Pfeilen
Schießen wir's aus der Armbruſt.
Seht da, Madonna, die vorzüglichen
Spinnrocken. Dieſes ſind
Spinnrocken der Guelfen,
Und ohne Spindel ſpinnen ſie den Tod.

(Er greift einen der fertigen Brandpfeile aus der Reihe und zeigt ihn Francesca, die den Schaft erfaßt und ſchwingt.)

Francesca: Steck einen an!

Türmer: Das Zeichen ward noch nicht
Gegeben.

Francesca: Ich will, daß du den da anſteckſt.

Türmer: Wer löſcht ihn dann?

Francesca: Ich will die Flamme ſehn,
Die ich noch nie geſehen habe. Her!
Steck an!

Türmer: Noch iſt's nicht Nacht, noch ward
Das Zeichen nicht gegeben.

Francesca: Steck an, ich will's!

Türmer: So wollt ihr denn Madonna,
Den Maſtraturm verbrennen?

(Francesca taucht das Werg des Brandpfeils in den Keſſel und entzündet ihn raſch an den Scheitern.)

Francesca: Ich
Stecke ihn an!

(Die Flamme praſſelt heftig und vielfarbig aus der Spitze des Geſchoſſes, das ſie furchtlos wie eine Fackel in der Fauſt hält.)

O ſchöne Flamme! Sie beſiegt den Tag.
Oh, wie ſie lebt und wie ſie lebend bebt!
Es bebt der ganze Schaft und meine Hand,
Ich fühle ſie ſo nah, als trüg ich ſie
In meiner flachen Hand. Sag, willſt du mich
Verzehren, ſchöne Flamme?

(Ihre Stimme tönt wie Geſang. Sie nähert ſich der Falltür, und hält den brennenden Wurfpfeil ins Dunkel der Öffnung.)

Wunder, Wunder!

Türmer: Madonna, Gott erlös uns, ihr verbrennt
Den Turm noch.

(Er bemüht ſich, die herumliegenden Feuerkörper vor den Funken zu ſchützen.)

Francesca: (in den Glanz verſunken):

Wunder! Wunder!
Feſt du und Freude für die Augen! Sehnſucht
Nach Glanz nnd nach Zerſtörung! Im verſchwiegnen
Herzen von welchem ungeheuren Berg
Hat dies geronnene Geſtein gelegen,

Digitized by Google

Das jetzt die schauerliche Flamme löst
Und wiederum in Feuergeister wandelt.
O Leben, fürchterlich und plötzlich! Schönheit,
Die tödlich! Fliegt durch die sternlose Nacht,
Stürzt in das Lager nieder und befällt den
Gewappneten, umhüllt die tönende
Rüstung ihm gänzlich, drängt sich zwischen Platte
Und Platte, frißt sich ein
In alle Adern, spaltet
Die Knochen ihm und sucht das weiche Mark,
Krümmt ihn, erstickt ihn, blendet ihn, doch eh'
Sein Auge ganz erlosch, heult seine Seele
Verloren auf im Glanz, der ihn verzehrt.

(Sie horcht wachsam auf, über die Luke gebeugt.)

Ich höre einen, der die Treppe hoch kommt.
Wer ist's?

Türmer: Für jedes Stockwerk
Haben wir gegen hundert Armbrustschützen.
Mag sein, daß sie die Flamme sahn.

Francesca: Es ist nur Einer.
Sein Harnisch klirrt ein wenig.
(Hinabrufend):
Wer kommt herauf?

Türmer: Nehmt jedenfalls den Brandspieß weg, Madonna
Francesca, denn höchst sicher ist's kein Feind.
Vielleicht ist's Herr Giovanni!

Francesca (neigt sich über die Falltüre):
Sag, wer bist du?
Wer bist du?

Die Stimme Paolos: Paolo!

(Francesca verstummt plötzlich, zieht den Brandpfeil weg und tritt zurück. Die Flamme lodert durch die plötzliche Bewegung noch höher auf und beleuchtet den Helm und die Halsberge Paolo Malatestas.)

Dritte Szene.

(Paolo erscheint bis zum Gurt in der Öffnung der Treppe und wendet sich nach der Schwägerin, die sich nach der Mauer zurückgezogen hat, immer noch in der Hand den eisernen Schaft des Brandpfeils. Sie hat ihn gesenkt, sodaß das Feuer gefährlich nah an ihren Füßen züngelt. Der Armbrustschütze kehrt zum Ausguck zurück.)

Türmer: Zur guten Zeit kommt ihr, Messer Paolo,
Zur guten Zeit. Wir waren
Schon nah daran, lebendig hier zu schmoren
Zusamt dem ganzen Turm. Ihr seht: Madonna
Spielt mit dem griechischen Feuer . . .

Digitized by Google

(Francesca, die totenblaß an der Mauer lehnt, bricht in ein qualvolles Lachen aus und läßt den Schaft aus der Hand zu Boden fallen. Der Türmer erstickt die Flamme mit einigen Händen voll Sand. Paolo nimmt rasch die letzten Stufen. Wie er den Fuß auf die Plattform des Turmes setzt, deutet der Armbruster mit ausgestrecktem Arm nach den Punkten, wo das Handgemenge schon begonnen hat.)

Armbruster: Unruhig wird's im Quartier San Cataldo,
Die Aktion hat eingesetzt am Ponte
Membruto und man kämpft an der Gualchiera
Gleich unterhalb des Sperberturms.

(Francesca zieht sich zurück. Sie tut ein paar unsichere Schritte zwischen den Geschossen und Gerätschaften, die den Gang versperren, und wendet sich nach der Tür, durch die sie gekommen ist. Sie stellt sich hinter den Pfeiler, der sie dem Blick Paolos verbirgt.)

Türmer: Wir warten
Noch auf das Zeichen, Messer Paolo?
In kurzem fällt der Abend. Was soll werden?

(Paolo scheint ihn nicht zu hören, überwältigt von einem einzigen Gedanken und einer einzigen Angst. Wie er Francesca nicht mehr sieht, verläßt er den Turm. Er steigt eine der kleinen Seitentreppen herab, um sie aufzusuchen.

Paolo: Francesca!

Francesca: Gebt das Zeichen, Paolo, gebt
Das Zeichen. Fürchtet nichts. — Doch einen Helm
Könntet ihr mir verehren, mein Herr Schwager.

Paolo: Ich werd ihn euch verehren.

Francesca: Von Cesena
Seid ihr zurück?

Paolo: Ja, heute
Zurück.

Francesca: Recht lange habt ihr
Verzogen.

Paolo: Vierzig Tage lagen wir
Zu Feld mit dem Graf Guido di Montforte.

Francesca: Ein wenig abgemagert seid ihr. Bleicher
Scheint ihr mir auch ein wenig.

Paolo: Ein herbstlich Fieber schleicht
In dem Gestände längs des Suavio.

Francesca: Ah!
Ihr kränkelt? Deshalb bebt ihr? Und Orabile
Gab euch kein Mittelchen?

Paolo: Mein Fieber saugt sich Nahrung aus sich selbst.
Heilmittel will ich nicht, Kraut such ich nicht,
Um zu genesen, Schwester.

Francesca: Ein gutes Kraut zu heilen
Hatte ich wohl im Hause meines Vaters,
Im Garten, den ihr eines Tags betratet,

Digitized by Google

Mit einem Kleide angetan, deß Name
Betrug ist in der feinen Welt. —
Ihr aber tratet mit dem Fuß darauf
Und saht es nicht und niemals, niemals wieder
Wuchs es, ob Euer Fuß schon fein und leicht ist,
Herr Schwager. Niemals wieder.
War tot.

Paolo Ich sah es nicht
Noch wußt ich, wo ich war,
Noch wer mich hergebracht auf diesen Weg,
Und sprach kein Wort und hörte auch kein Wort
Sah einzig eine Rose,
Die man mir bot, viel röter als die Lippe
Von einer frischen Wunde, und Gesang
Von jungen Stimmen hört ich, hörte Schläge
Voll Wut an einem fürchterlichen Tor.
Und alles ward mir feind rund um mich her
Seit jener Stunde, da ihr Euren Fuß
Hinsetztet auf die Schwelle ohn Entrinnen
Und ich zurückging mit dem Brautgeleit.
Gewalttat war
Das einzige Heilkraut mir
In jener Nacht: Gewalttat.
Und ich erschlug den Tindaro Omodei . . .

Francesca: Verziehen sei von Gott
Verziehen sei dir dieses Blut
Und alles andere,
Doch nie die Tränen, die ich nicht geweint
Das Auge nicht, das trocken blieb im ersten
Frühschein. Ich weinte nicht,
Ich weine nie mehr, Bruder! — Und der Trunk,
Den ihr mir damals reichtet an der Furt
Des schönen Flusses, Bruder, ihr entsinnt euch?
Mit eurem falschen Herzen
Voll von Verräterei und voll von Wahn:
Er war der letzte Trunk, der letzte, der
Den Durst mir löschte und kein Wasser
Hat mir danach den Durst gelöscht, mein Herr. —
Und stiegen auf die Mauern Riminis
Und lag im Abend das Tor Galeana
Und war die Sonne hinterm Berg gestürzt
Und wieherten die Rosse nach den Zinnen
Und schien euer stumm Gesicht
Zwischen den blanken Lanzen
Der Knechte. — Ruchlos wars,
Daß ihr mich nicht dem Strome überließt,
Der hätte wohl mich aufgenommen und

Digitized by Google

Mich fortgespült zum Meere und mich sanft,
Sanft hingelegt am Strande von Ravenna.
Und hätt mich einer wohl erkannt und mich
Zum Vater hingebracht, meinem sehr gütigen
Vater, der nach dem Recht an den mich gab,
Der ihm gut schien, nach seinem Recht. Und Gott
Hab ihn in seinem Schutze und verleih ihm
Stets größere Herrschaft.

Paolo: Ah, Francesca, grausam
Ist eure Schmähung, grausam und doch süß!
Wie soll ich sterben?

Francesca: Wie der Knecht ans Ruder
Geschmiedet der Galeere „Hoffnungslos".
So sollt ihr sterben, so! Und das Gedächtnis
Des Trunks, den ihr mir reichtet an der Furt
Des schönen Flusses, soll euch brennen, Bruder,
Und euch verzehren. Bruder, ja, bei Gott,
Beim allerhöchsten Gott
Und Sankt Johann, viel besser war es dir
Dein Haupt zu lassen, als so deine Seele
Zu schänden . . .

(Man hört die Glockenschläge von Santa Colomba. Die beiden fahren aus ihrer Versunkenheit empor):

Ah, wo sind wir denn? Wer ruft?
Paolo, was für eine Stunde schlägt da?
Was macht ihr da?

(Der Türmer und der Armbrustschütze sind dabei, die Schleudern zu spannen und die Brandpfeile aufzulegen.)

Türmer: Das Zeichen! Das Zeichen!
Das ist die Glocke von Santa Colomba!

Armbruster: Feuer! Feuer! Es lebe Malatesta!

(Er entzündet einen der Brandpfeile und schleudert ihn nach der Stadt. Aus der Treppenluke bricht mit wildem Geschrei ein Trupp Armbrustschützen. Sie füllen die Plattform und legen Hand an die Maschinen.)

Die Schützen: Es leben Malatesta und die Guelfen!
Tod, Tod! den Parcitaden und
Den Ghibellinen!

(Von den Zinnen bricht ein Hagel von Feuergeschossen, die die dunstige Luft entflammen. Paolo Malatesta nimmt seinen Helm vom Kopfe und reicht ihn der Frau seines Bruders.)

Paolo: Seht da den Helm, den ich euch gebe.

Francesca: Paolo!

(Paolo eilt auf den Turm. Sein gelockter Kopf überragt die Gewappneten. Francesca wirft den Helm zu Boden und stürzt ihm nach.)

Paolo: Her da, mit einer Armbrust!

Francesca: Paolo! Paolo!

Digitized by Google

Paolo: Her eine Armbruſt, einen Bogen!
Francesca: Paolo!

(Ein Armbruſter ſtürzt mit durchſchoſſner Kehle hintenüber.)

Türmer: Madonna geht, um Gott! zurück! zurück!
Hier fängt man an, ins Gras zu beißen.

(Einige von den Schützen heben ihre großen bemalten Schilde und verſperren Francesca den Weg.)

Die Schützen: — Der Turm Galaſſa
Antwortet!
— von der Masdogna
Kommen die Leute des Cignatta!
— Hoch Meſſer Malateſta und die Guelfen!

(Francesca ſucht die Schützen, die ihr den Weg verſperren, zurückzudrängen.)

Türmer: Madonna!
Beim Gott, zu dem ihr betet! Meſſer Paolo,
Schafft hier Verſtand! Madonna Francesca
Iſt nicht in Deckung. Hier geht's um den Tod!

(Paolo ſteht mit einer Armbruſt aufrecht auf der Mauer und feuert wie ein Raſender, den feindlichen Schüſſen völlig ausgeſetzt.)

Francesca: Paolo!

(Paolo wendet ſich bei dem Schrei um und ſieht Francesca zwiſchen dem Flacken der Brände. Er nimmt den Schild eines der Schützen und deckt ſie damit.)

Paolo: Francesca, geht hinunter, welcher Wahnſinn
Iſt dies?

(Er drängt ſie nach dem Gang. Sie ſchaut unter dem bemalten Schild hervor in ſein erregtes und ſchönes Geſicht.)

Francesca: Ihr ſeid der Raſende, Ihr! Ihr!
Paolo: Ich ſoll ja ſterben!
Francesca: Noch iſt's nicht die Zeit,
Noch kam die Stunde nicht.
Die Schützen: — Malateſta, Malateſta!
Die Leute des Cignatta
Stehn an der Rubbia unten.
Nach dieſer Seite!
Nach dieſer Seite!

(Sie kommen die linke Seitentreppe herab und ſetzen die Armbrüſte an die Schießſcharten der Mauer. Die Glocken läuten Sturm. Man hört ferne Trompetenrufe.)

Paolo: Doch, dieſes iſt die Stunde, wenn ihr mich
Im Sterben anſeht und das Haupt mir aufhebt
Mit euren beiden Händen von der Erde.
Was könnte ich denn anderes von euch haben?
Nicht wie der Knecht am Ruder
Denk ich zu ſterben.

Digitized by Google

Francesca: Paolo,
Stählt euer Herz dem kommenden Geschick
Und bleibt so stumm
Wie an dem Tag des traurigen Geleits,
Stumm wie am Tag zwischen den Lanzen
Der Knechte, daß ich nicht die Seele mir
Für euch noch schände!

Paolo: Ja wohl, zu spielen mit dem Schicksal
Begehrt mein falsches Herz
Voll von Verräterei und voll von Wahn.

(Mit einer heftigen Bewegung zieht er Francesca nach dem Fenster mit dem Fallgitter und gibt ihr die Zugleine in die Hand.)

Zieht das Fallgitter hoch!

(Er nimmt ein Bündel Pfeile und wirft es Francesca vor die Füße. Dann lädt er die Armbrust.)

Francesca: Ah, Rasender,
Rasender, denkst du etwa,
Es werde die Hand mir beben?
Ich öffne dir den Ausgang. Schau!
Jetzt ziel gerad
Und triff dein Ziel wohl, triff, daß ich nicht lache.

(Sie zieht mit dem Seil das Fallgitter hoch. In der Öffnung erscheint das weite Meer, das im letzten Tageslicht glänzt.)

Das Meer! Das Meer!

(Paolo legt die Armbrust an, zielt und drückt ab.)

Paolo: Der mag für mich Quartier besorgen
Im Unterreich.

(Francesca läßt das Fallgitter nieder. Man hört die feindlichen Bolzen gegen das Gitter schlagen. Paolo lädt die Waffe wieder.)

Die Schützen (auf dem Turm):
— Victoria!
Victoria! Tod, Tod dem Parcitaden!
— Dort, dort, Messer Giovanni im Galopp!
— Jetzt aufgepaßt, daß im Gemenge
Keiner die unsern trifft.
Sieg, Sieg dem Malatesta!

Francesca (in großer Erregung):
Ich sah das Meer,
Das ewige Meer,
Ein Zeugnis seines Schöpfers;
Und auf dem Meer ein Segel,
Das der Herr führt und wohlbehält.
Paolo, Bruder in Gott,
Ein groß Gelöbnis tu ich,
Wenn dich der Herr in Gnaden
Beschützt.

Digitized by Google

Paolo: Zieht das Fallgitter hoch!

Francesca: Auch werd ich's nicht mehr niederlassen. Dies
Sei Gottes Urteil durch den Pfeil vollstreckt.
Bruder in Gott, der Makel des Verrats
Den du auf deiner Seele hast
Sei dir vergeben aus der großen Liebe,
Und göttliches Urteil
Tue sich kund
Durch tödliche Pfeile,
Die dich nicht versehren:
Oder besser,
Du läßt dein Haupt und
Ich meines mit dir.

(Sie hält die gespannte Leine in den Händen und kniet zum Gebet nieder. Paolo lädt und schießt ohne auszusetzen. Von Schuß zu Schuß sausen die ghibellinischen Bolzen durchs Fenster, prallen an die gegenüberliegende Wand und fallen unschädlich auf den Estrich.

Francesca: Pater noster
Qui es in Coelis,
Sanctificetur
Nomen tuum
Adveniat regnum tuum
Fiat voluntas tua
Sicut in Coelo et in Terra.
Panem nostrum quotidianum
Da nobis hodie.

(Paolo hat einige Schüsse ins Blaue getan und zielt jetzt mit strafferem Willen. Er drückt ab. Man hört Geschrei vom Feind.)

Paolo (mit wilder Freude):
Ah, Ugolino, übel traf ich dich!

Francesca: Et dimitte nobis debita nostra
Sicut et nos
Demittimus debitoribus nostris
Et ne nos inducas
In tentationem
Sed libera nos a malo:
Amen.

(Auf dem Turm wächst das Geschrei der Schützen. Einige tragen die Toten und Verwundeten durch die Luke nach unten.)

Die Schützen: — Sieg, Sieg dem Malatesta!
— Sieg!
Die Leute des Montagna
Wenden zur Flucht
— Ah, Messer Ugolino
Cignatta schlägt vom Pferd herab.
Ein Bolzen ist ihm in das Maul gefahren.

Digitized by Google

Wer hat den Schuß getan? Der Bartolo
Gambitta?

— Von wem kam der Schuß? Von uns.
Ein großer Schuß!

— Verdient sich hundert Lire.
Gewiß. Ist tausend Kronen wert.

— Victoria!

(Ein Schuß streift das Haupt Paolo Malatestas und fährt ihm durchs Haar. Francesca stößt einen Schrei aus, läßt das Seil los, springt auf und nimmt das Haupt Paolos, den sie getroffen glaubt, in ihre Hände. Sie sucht zwischen den Haaren nach der Wunde. Sie erschrickt noch mehr durch die tödliche Bläße, die bei der Berührung Paolos Gesicht überzieht. Die Armbrust fällt zur Erde.)

Francesca: Paolo! Paolo!

(Sie beschaut ihre Hände, um zu sehen, ob Blut an ihnen ist. Es ist kein Blut an ihnen. Sie sucht schweratmend weiter nach der Wunde.)

Sag, was ists?, Bei Gott!
Paolo! Nein, du blutest nicht. Kein einziger
Blutstropfen ist auf deinem Haupt. Und scheint doch,
Als stirbst du! Paolo!

Paolo: Nein, ich sterbe nicht!
Francesca, Eisen hat mich nicht
Berührt.

Francesca: Gerettet bist du, rein!
Geläutert vom Verrat, nun knie, mein Bruder
Und danke Gott!

Paolo: Doch eure Hände haben
Mich angerührt und meine Seele ist
Verstört. Ein Frost hat alle meine Adern
Befallen . . .

Francesca: Knie!

Paolo: Nachdem ich so gelebt,
Abseits gestellt im Kampf, hoch auf der Zinne
Von eurem Gebet
Und in der glühnden Einsamkeit
Von euren Augen . . .

Francesca: Nieder in die Kniee!
Und danke deinem Gott!

Paolo: . . Einsam im Kampf gestellt,
Männer erlegend . . .

Francesca: Sieh, dir ward verziehn,
Du wardst geläutert und verdammst dich selbst!

Paolo: . . Fest um mein wildes Herz
Versammelt und gedrängt mein letzter Mut
Und innen tief verrammelt
Die große Macht meiner verruchten Liebe.

Francesca: Verloren du! verloren!
Sag, daß du rasend bist! Bei deinem Haupt,

Digitized by Google

Sag, daß du rast, daß deine arme Seele
Kein Wort gehört,
Das dein Mund aussprach. Schwör mir bei dem Pfeil,
Der dich nicht traf,
Beim Tod, der mit dem Finger dich berührt
Und dich nicht nahm,
Daß niemals je, das niemals je solch Wort
Von deinem Mund soll ausgehn . . .

Die Schützen: Hoch, hoch, Messer Giovanni Malatesta!

Vierte Szene.

(Der Lahme erscheint in der Treppenluke in voller Rüstung. Er steigt hinkend die Stufen hinauf.)

Gianciotto: Beim großen Gott, ihr Lümmel
Ihr Eisenfresser,
Ich bin im Stand und schmeiß euch
Alle zusamt hinunter in die Ausa
Wie faules Aas.

Francesca: Dein Bruder!

(Paolo rafft die Armbrust auf.)

Gianciotto: Was dünkt euch, habt ihr Groß' getan mit euren
Armbrüsten ohne Strang und Klang! Ja, wär ich
Mit meinen Rossen nicht am Platz gewesen,
So sprengte der Cignatta beide Tore.
Und Gott zerschlage jedem Prahlhans gleich die Knochen!

Die Schützen: — Die Pfeile sind uns nächstdem ausgegangen.
— Den Turm Galassa brachten wir zum Schweigen.
— Auf der Masdogna liegen sie haufenweis.

Gianciotto: Zu wenig Feuer, Herrgott! Brennt ja kaum
Ein ordentliches Haus. Zu schlecht gezielt.

Die Schützen: — Das Haus des Accarisio brennt schon lang.
— Wer hat dann den Cignatta abgetan?
— Einer von uns vernagelte ihm die Gurgel.

Gianciotto: Wer stand am Fenster mit der Gitterfalle?

Schützen: War nicht auf ihn ein Schußgeld festgesetzt!
— Tausend Goldkronen unserer Kompagnie!

Gianciotto: Wer war am Fenster?

Schützen: — Mit leeren Därmen standen wir im Kampf.
— Der Hunger und der Durst bringt uns fast um.
— Hoch Herr Gianciotto! Hoch der Niezufriedne!

(Paolo nimmt seinen Helm an sich, setzt ihn auf und geht auf den Turm. Francesca eilt nach der Tür, durch die sie kam, öffnet und ruft hinab.)

Francesca: Smaragdi! Smaragdi!

Gianciotto: (zu den Armbrustschützen):
Schweigt doch, daß euch die Zunge gleich verdorre!

Digitized by Google

Kann das Geschwätz nicht leiden. Wer das Maul hält
Und rasch zur Hand ist steht mir an. Jetzt gilt's,
Eine der großen Tonnen abzuschicken,
Ich selber will euch Grad und Richtung zeigen;
Wir wollen sie im Namen meines Vaters
Magnifico dem alten Parcitaden
Als warmen Abschiedsgruß aufs Dach befördern.
He, Berlingerio, wo ist
Mein Bruder Paolo?
War er nicht hier?

(Die Sklavin erscheint in der Tür, empfängt einen leisen Auftrag von ihrer Herrin und verschwindet. Francesca bleibt auf der Schwelle.)

Paolo: Da bin ich! Hier bin ich, Giovanni. Ich
War auch der Schütze an dem Gitterfenster.
Mein stummer Bolzen schlug dem in den Rachen,
Der ihn zu weit auftat zu eurem Hohn.

(Ein Murmeln läuft durch die Reihe der Schützen.)

Gionciotto: Hab großen Dank, mein Bruder!

(Er wendet sich zu den Bewaffneten.)

So ein Schuß mußte wahrlich
Von der Hand eines Malatesta sein,
Prahlhänse ihr!

(Die Sklavin erscheint wieder mit einer Kanne und einem Becher. Gianciotto steigt die Treppe herab, seinem Bruder entgegen.)

Paolo, gute Nachricht
Hab ich für dich.

(Er bemerkt seine Gemahlin. Seine Stimme nimmt sogleich einen weicheren Ausdruck an.)

Francesca!

Francesca: Seid mir gegrüßt, mein Herr, ihr bringt den Sieg.

(Der Lahme geht auf sie zu und umarmt sie.)

Gianciotto: Geliebte, sagt mir, Liebste sagt, wieso
Find ich euch hier?

Francesca: Ihr habt
Viel Blut auf eurer Rüstung.

Gianciotto: Hab ich euch
Befleckt?

Francesca: Und ganz mit Staub bedeckt
Seid ihr!

Gianciotto: Geliebte, Staub ist mir wie Brot!

Francesca: Und habt ihr keine Wunde
An euch?

Gianciotto: Die Wunden spür ich nicht.

Francesca: Und habt ihr keinen Durst?

Gianciotto: Durst hab ich wohl.

Francesca: Smaragdi, bring den Wein!

(Die Sklavin bringt Kanne und Becher.)

Digitized by Google

Gianciotto: (mit Freude und Verwunderung):
Wie, liebe Frau, kam es euch an,
An meinen Durst zu denken? Liebe Frau!
Gewiß habt ihr die Sklavin aufgestellt,
Mich zu erspähn, daß sie euch Kunde bringe
Von meinem Kommen.

Francesca: Trinkt! trinkt! Es ist Wein
Von Chios.

Gianciotto: Trinkt zuerst ihr, mit Vergunst!
Nur einen Schluck!

Francesca: Der Wein ist nicht vergiftet.

Gianciotto: So lacht doch. Wahrlich nein, nicht aus Verdacht
War dies, nur um die Gunst, nur um die Gunst
Um Eure Gunst, Francesca,
Mein treues Weib.
Von euch soll wahrlich kein Verrat mir kommen.
Noch hat mein Pferd nicht einmal unter mir
Gestrauchelt. Auf, trinkt einen Schluck.
So trinkt doch!
(Francesca führt den Becher an die Lippen.)
Freilich süß,
Süß ist es, nach der Schlacht eur Angesicht
Zu schauen und von euch kredenzt zu haben
Den Becher voll von starkem Wein und ihn
Mit einem Zug zu trinken.
(Er leert den Becher.)
So. Nun heitert
Das Herz sich auf. Und Paolo?
Wie, richtest du kein Wort an ihn. Er kehrt
Von Cesena und du
Beutst ihm nicht Gruß, der doch mein Bruder ist?
Paolo, komm. Bist du nicht durstig? Laß
Das griechische Feuer für den griechischen Wein.
Nachher verbrennen wir die Parcitaden!
Francesca, gießt ihm einen Becher voll,
Trinkt einen Schluck zuerst, um ihm die Ehre
Zu tun! begrüßt ihn wohl den höchst vollkommnen
Pfeilschützen.

Francesca: Meinen Gruß
Empfing er schon.

Gianciotto: Wann?

Francesca: Als er schoß.

Paolo: Denk dir, Giovanni,
Ich traf sie oben auf dem Turm,
Als sie gerad mit Belingerio
Ein Feuerwerk probiert.

Gianciotto: Ist 's wahr?

Digitized by Google

Paolo: Sie spielte
Mit einem Brandpfeil und der Türmer schlug
Ein großes Geschrei auf, voller Furcht sie möchte
Den Turm abbrennen. Und sie lachte nur.
Ja, lachen hört ich sie, derweil das Feuer
Zu ihren Füßen spielte
Wie ein gezähmter Windhund an der Leine.

Gianciotto: Ist dieses wahr, Francesca?

Francesca: Gelangweilt hatt ich mich da unten im
Gemach bei meinen weinerlichen Frauen.

Gianciotto: Tochter des Guido, wohl hat dich geprägt
Dein edler Vater. Und Gott lasse dich
Mir fruchtbar sein, daß du mir mehr als einmal
Ein Löwenjunges wirfst!

(Francesca blickt düster.)

Paolo und du hast noch immer nicht
Getrunken! Du mußt trinken, du bist bleich.
So gieß ihm einen guten Becher voll
Du meine Kriegerin und trink ihm zu,
Denn er hat einen großen Schuß getan.
Gieß ihm doch ein, Francesca,
Dem Schwager.

Francesca: Sieh, ich gieß ihm ein.

Gianciotto: Es ist fast Nacht. Schon kann man kaum mehr sehn
Hier oben . . . Hast den Wein verschüttet?

Francesca: Trinkt,
Trinkt, mein Herr Schwager, aus demselben Kelch,
Aus dem schon euer Bruder trank! Und gutes
Gelingen geb euch Gott,
Dem einen wie dem andern. Und auch mir!

(Paolo trinkt. Er sieht Francesca fest in die Augen.)

Gianciotto: Gutes Gelingen! Paolo,
Schon sagt ich dir und sprach es nicht zu End:
Dir bring ich gute Botschaft. Angekommen
Im Augenblick des Siegs
Sind die Gesandten von Florenz und nennen
Dich den erwählten Capitän des Volks
Und florentinischen Staates.

Paolo: Angekommen
Sind die Gesandten.

Gianciotto: Angekommen! Reut's dich?

Paolo: Ich werde gehn.

(Francesca wendet ihr Gesicht aus dem Licht und macht einige Schritte nach dem Turm zu. Die Sklavin stellt sich abseits und bleibt unbeweglich.)

Gianciotto: Dann wirst du in drei Tagen
Aufbrechen müssen. Bleibt dir knapp die Zeit

Digitized by Google

Für einen Ritt nach Ghiaggiolo zu deiner
Hausfrau Orabile, die nachgerad
An Witwenschaft gewöhnt ist. Und so wirst du
Hinziehn zur Stadt der heiteren Gelage,
Die voll ist von geschwellten Kaufherrn und
Von Possenreißern und von Hofgesindel,
Und wo man morgens sich zur Tafel setzt
Und abends auch, und wo man singt und tanzt
Und wirst dich da nach Möglichkeit ergötzen.

(Sein Gesicht umwölkt sich und er wird bitter.)

Wir aber bleiben hier derweil und stellen
Wolfsfallen oder schneiden Lämmergurgeln durch.
Klopfen mit Stahl an Stahl
Des Abends zum Vergnügen
Des Abends spät, ja früh bis spät. Und warten
So hin, bis eines Tags beim Mauerstürmen
Ein Feldstein auch das andere Knie zerschlägt.
Dann läßt sich Hans der Lahme, Gianni Ciotto,
Mit einem guten Strick auf einem Hengst
Festbinden der den Koller hat und fährt
Hals über Kopf, Hals über Kopf zur Hölle.

(Francesca schreitet gequält im Dunkel auf und ab. Man sieht in der Öffnung des Bogens den Abendhimmel von Feuerbrünsten gerötet.)

Paolo: Giovanni, hast du etwas gegen mich?

Gianciotto: Nein, nein,
Nichts! Hast du doch dem Kerl das Maul gestopft.
Der mich beschimpfte.
Ja dein Bolzen fuhr ihm
Ins Maul und kam am Hinterkopf zum Vorschein.
Du hättest fehlen können . . .
Ich spürte wie die Federn deines Pfeils
Mich fächerten. Du hättest fehlen können . . .

Paolo: Da ich es nicht getan, was denkst du dran?

Gianciotto (legt ihm eine Hand auf die Schulter):
Das ist so deine Art, Gefahr zu suchen.
Dort sei vorsichtig, in Florenz. Du gehst
In schwerem Amt.

Paolo: Da du mich so berätst,
Wär's nicht viel klüger, Bruder,
Auf das Amt zu verzichten? Haben ja
Gerad genug Bedarf an aller Kraft
Zu Hause . . .

Gianciotto: Anzunehmen ziemt dir
Und ohne langes Trödeln. Unser Name
Kommt so jenseits den Grenzen der Romagna
Zu hohem Klang und breitet sich; und jeder

Digitized by Google

Folgt seinem eignen Sterne, wie er steigt.
Ich so auf meinem Weg mit meinem Schwert,
Das für mich Augen hat und sieht:
Noch hat mein Pferd
Kein einzig Mal gestrauchelt . . .

(Während er spricht, wird der verwundete Malestino die Turmtreppe heraufgetragen. Er scheint tot.)

Francesca (aus dem Hintergrund):
Seht ihr nicht, seht ihr nicht? Malatestino!
Sie haben ihn dem Vater umgebracht!

Fünfte Szene.

(Sie läuft der Schar entgegen, die eine der Seitentreppen im Gang herabkommt und an den Schützen vorbeizieht, die schweigend Raum geben. Gianciotto und Paolo laufen herzu. Oddo dalle Caminate und Foscolo d'Olnano tragen den Blutenden. Vier Bogenschützen mit langen Köchern halten die Fackeln.)

Francesca (beugt sich über den Jüngling):
Malatestino! Gott,
Das Auge ist ihm eingeschlagen
Weiß es der Vater? Hat er ihn gesehn?

(Gianciotto befühlt den Körper seines jungen Bruders und horcht, ob das Herz schlägt.)

Gianciotto: Francesca, nein, er ist nicht tot. Er atmet,
Das Leben ist nicht weg. Hat gute Zähne,
Es festzuhalten. Auf, verliert den Mut nicht!
Laß ihn da nieder, da! auf diesem Bündel
Von Tauen.

(Während ihn die Träger niederlassen, kommt Malatestino langsam wieder zu sich.)

Oddo, sag was war's?
Oddo: Ein Steinwurf,
Als er den Turm Galassa nehmen wollte.
Foscolo: Erst hatte ganz allein er den Montagna
Parcitade gefangen
Und brachte ihn vor Messer Malatesta.
Dann kehrt er schleunig wieder,
Den Turm zu nehmen . . .
Oddo: Mit einem offnen Helm ohne Visier
So ganz im Leichtsinn,
Ihr wißt ja wie er ist . . .

Digitized by Google

Foscolo: Und war
Voll Wut, weil sein Herr Vater
Nicht wollte, daß er dem Gefangnen
Den Hals abschnitt.

(Francesca flößt dem Jüngling ein paar Tropfen Wein ein. Paolo verfolgt mit heißen Blicken jede ihrer Bewegungen.)

Gianciotto (besieht die Wunde):
Ein Stein, nur aus der Hand, nicht von der Schleuder.
Weg! nicht der Rede wert!
Um den da auszublasen,
So ausgedörrt er ist,
Braucht's Katapulten und Balliſten. Hat
Ein Herz von Stahl und eine trockne Leber.
Gezeichnet hat ihn Gott, wie mich, im Krieg.
Jetzt wird er, grad wie ich, von seiner Schmarre
Den Namen haben.

(Küßt ihn auf die Stirne.)

Francesca: Malatestino!

(Der Jüngling schüttelt sich und kommt zur Besinnung.)

Da, trink, Malatestino!

(Malatestino nimmt einen Schluck von dem Wein, den Francesca ihm an die Lippen hält. Dann schüttelt er den Kopf und will, wie er den Schmerz spürt, mit der Hand, die noch im Panzerhandschuh steckt, nach dem linken Auge fahren. Francesca hält ihn fest.)

Malatestino (wie einer, der plötzlich aufwacht, heftig):
Er kommt uns durch, er kommt uns durch! Kein Kerker
Ist sicher . . . Und ich sag euch, fliehen wird er.
Erlaubt doch, Vater, daß ich ihm den Hals
Abschneide! Seht, ich hab ihn ja gefangen.
Laßt ihn mich abtun. Laßt mich! — —

Oddo: Schwatzt noch immer
Von dem Montagna.

Gianciotto: Malatestino, wie, du kennst mich nicht?

Malatestino: Giovanni,
Wo bin ich? Ah, ihr Schwägerin, ihr seid es?

(Er hebt die Hand zu dem zerschlagnen Auge.)

Was hab ich da im Auge?

Gianciotto: Sie haben einen ordentlichen Steinwurf
Dir aufgepetzt.

Francesca: Wie, hast du große Schmerzen?

(Der Jüngling richtet sich empor und schüttelt den Kopf.)

Malatestino: Steinwürfe von den rotzigen Ghibellinen
Haben nicht weh zu tun.
Legt eine Binde an,

Digitized by Google

Gebt einen Schluck zu trinken,
Und dann zu Pferd, zu Pferd!

(Francesca nimmt das Tuch ab, das sie um Kinn und Wangen trägt.)

Gianciotto: Siehst du uns?
Malatestino: Eins genügt mir.
Gianciotto: Laß probieren,
Ob das linke verloren ist.

(Er nimmt einem der Bogenschützen die Fackel aus der Hand.)

Schließ jetzt das rechte. Du, Francesca,
Halt du's ihm mit dem Finger zu. Er hat noch
Den Panzerhandschuh an.

(Francesca drückt mit dem Finger das Augenlid des Jünglings zu. Gianciotto hält ihm die Fackel vors Gesicht.)

Gianciotto: Sieh her!
Kannst du die Fackel sehen?
Malatestino: Nein.
Gianciotto: Siehst du keine Helle?
Malatestino: Nein, nein.

(Er faßt nach der Hand Francescas und schiebt sie weg.)

Mit dem da seh ich grad genug.

Die Schützen: (begeistert von seiner Unerschrockenheit): Es lebe
Messer Malatestino Malatesta!
Malatestino: Zu Pferd! sag ich, zu Pferd!
Bruder, der Tag ist unser, doch der alte
Parcitade ist immer noch am Leben
Und wartet auf Succurs. Wir wollen uns
Nicht prellen lassen. Oddo, Foscolo,
Das Beste fehlt noch . . .
Gianciotto (zu den Schützen): Her, die Feuertonne!
Ist alles fertig?

(Er wendet sich nach dem Turm, um die Handhabung des Geschützes zu leiten.)

Oddo (zu Malatestino): Bleibt, ihr schlagt zu Boden
Mitten im Weg.
Francesca: Malatestino, laß
Die Schlacht! Komm her zu mir, ich will dich waschen
Und wohl versorgen. Lauf, Smaragdi, lauf,
Laß Wasser wärmen, bring Verbandzeug, hol uns
Den Meister Almodoro.
Malatestino: Schwägerin, nein!
Bindet mir etwas um
Und laßt mich laufen. Nachher komm ich dann
Zu dem Chirurgus. Sagt ihm, er soll warten.
Und Schmerzen hab ich keine.

Digitized by Google

Verbindet mich, ich bitt' euch, Schwägerin,
Mit eurem Tuch da, das ihr abgenommen.

Francesca: Weiß Gott, verbinden will ich euch, doch wird's
Kein Meisterstück.

(Sie verbindet ihm das Auge mit ihrem Kopftuch. Malatestino bemerkt Paolo, der keinen Blick von Francesca läßt.)

Malatestino: Paozzo, he, was machst du, träumst du?

Francesca: Gut
Wird's freilich nicht.

Malatestino: Du bist jetzt Capitän
Des Volkes von Florenz. Ich hab sie selber
Gesehn, die Herren von der roten Lilie,
Wie sie beim Vater standen, als ich ihm
Meinen Gefangnen brachte, den Montagna,

(Man hört die dumpfen Kehllaute, mit denen die Mannschaft ruckweise die schwere Feuertonne hochhebt und die Wurfmaschine spannt. Über den Zinnen sieht man die Glut der Feuersbrünste sich am Himmel immer weiter verbreiten. Die Glocken läuten Sturm. Man hört Trompetensignale.)

Jetzt hat er ihn im Seeturm eingesperrt.
Verstehst du? Er wird fliehn.
Auf meinen Knien bat ich den Vater, daß er
Ihn mich doch abtun ließe.
Die Florentiner lächelten. Ihretwegen
Verweigert es der Vater,
Er wollt vor ihnen großtun . . . Diese Nacht
Darf der Montagna mir nicht überleben.
Willst du mir helfen? Komm mit nach dem Turm!
Seid ihr zu Ende, Schwägerin? Ihr zittert!

Francesca (hat den Verband fertig):
Ja, ja, gut ist es freilich nicht. Du hast
Die Hitze in der Stirn. Und fieberst. Bleib,
Malatestino. Hör auf mich! Bleib da,
Um Gott!

Gianciotto (auf dem Turm): Laßt los! Laßt los!

(Man hört den Schlag des Geschützes beim Abschleudern der Brandtonne.)

Die Mannschaft: Viktoria!
Für Malatesta!
Es lebe die Partei der Guelfen! Tod
Dem Parcitaden und den Ghibellinen!

Malatestino (nach der Treppe eilend):
Zu Pferd! sag ich. Zu Pferd!

(Oddo, Foscolo und die Bogenschützen mit den Fackeln folgen ihm. Der Raum verdüstert sich. Der Widerschein des Feuers rötet das Dunkel, in dem Paolo und Francesca allein zurückgeblieben sind.)

Digitized by Google

Paolo: Lebt wohl, Francesca!

(Er nähert sich Francesca, die mit einem Schaudern zurückfährt.)

Gianciotto: (vom Turm):
Paolo! Paolo!

Francesca: Bruder, mit Gott! Lebt wohl!

(Paolo geht nach dem Turm, wo das Abfeuern der Brandpfeile wieder in vollem Gang ist. Francesca bleibt allein im Dunkel zurück. Sie bekreuzt sich, fällt in die Knie und wirft sich zuletzt ausgestreckt auf den Boden. Im Hintergrund erleuchtet eine heftigere Helle den Himmel.)

Die Mannschaft: Schießt los, Schießt los! Tod, Tod dem Parcitaden!
Gebt Feuer! Tod den Ghibellinen! Hoch
Die Guelfen alle! Hoch die Malatesta!

(Die flammenden Geschosse sausen von den Zinnen. Die Glocken läuten Sturm. Trompeten schmettern durch das Getöse in den Straßen der brennenden Stadt.)

(Vorhang.)

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Kulturbesitz.

Von **Henriette Goerling.**

Einige Wochen nach unserm feierlichen Einzug in das alte ostpreußische Familiengut sagte ich eines Nachmittags zu meinem Mann:

„Arwed, ich möchte heute einmal in unsere Arbeiterwohnungen gehen."

Mein Mann machte ein nicht unbedenkliches Gesicht. Wahrscheinlich hatte ich ihn durch theoretische Ausschreitungen auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege (übrigens eine Kinderkrankheit, die jede strebsame junge Gutsfrau durchzumachen hat), durch reformatorischen Übereifer und durch gelegentliches Ziehen schiefer Parallelen zwischen der „Deel" eines selbständigen holländischen Bauern und der „Stow" des ostpreußischen Instmanns etwas mißtrauisch gegen meine Äußerungen praktischer Nächstenliebe gemacht.

„Gut," sagte er nach einigem Nachdenken; „schaden kann es nicht, wenn du dich persönlich über die hiesigen Verhältnisse zu orientieren suchst. Bitte nur mit Reformvorschlägen den Leuten gegenüber sehr zurückhaltend zu sein; ebenso mit Ausdrücken der Verwunderung. Du mußt dir bei allem was du siehst und hörst denken: es hat jede Einrichtung hier ihre guten Gründe — schon seit Urväterzeiten her."

Das Wort „Urväterzeiten" übte auf mich die Wirkung aus, wie sie etwa für den Archäologen bei Ausgrabungen der Klang des Spatens auf Stein oder Metall haben mag. — Mein Onkel Frederik, Professor der Ethnologie an der Universität zu Utrecht, hatte nämlich kürzlich in einem Brief darauf hingewiesen, wie sich durch meine Verpflanzung in eine neue Heimaterde mein Ideenkreis bedeutend erweitern müsse; denn gerade in meiner Eigenschaft als Gutsherrin hätte ich Gelegenheit, „dem Kulturbesitz der fremden Nation, wie er sich vielfach aus den Sitten und Gebräuchen der niederen Volksklassen dokumentiere, zu begegnen."

Diese Briefstelle hatte mir ungeheuer imponiert; beinahe noch mehr als der erste Band von Brehms Tierleben, den mir Onkel Frederik an meinem achten Geburtstage schenkte mit der Aussicht, allmählich in das ganze Werk hineinaltern zu dürfen. — Seitdem hielt ich es für meine Pflicht, bei unsern Gutsarbeitern nach dem Kulturbesitz des deutschen Volks zu suchen; — daß sich an das Wort nur eine sehr unabgeklärte Vorstellung in meinem neunzehnjährigen weiblichen Hirn knüpfte, milderte meinen Entdeckungseifer keineswegs.

Nach Empfang einiger weiterer Ratschläge und Instruktionen meines Mannes begab ich mich an jenem Nachmittag auf den Weg.

Es war Frühling — Mitte Mai. Die Linden zu beiden Seiten der Auffahrtsallee standen mit ihren hellgrünen, frischen Blättern so sauber und fast pedantisch gegen den lichten Himmel, wie auf einem fleißig gemalten Ölbild der Romantikerperiode.

Ein junges, kaum zwei Wochen altes Fuchsfohlen, das im Weidegarten

Digitized by Google

geschlafen hatte, stand als ich vorbeikam, auf und reckte sich, wobei es seinen feisten, kleinen Rücken durchdrückte und den Hals wölbte. Dadurch sah es einem Schaukelpferd so täuschend ähnlich, daß ich laut auflachen mußte.

Am Ende der Allee lagen die Arbeiterwohnungen. Eine Frau, die in einem der viereckigen Gärtchen vor dem Hause ein schmales Gemüsebeet umgrub, steckte ihren Spaten in die Erde und verschwand eilig in der Tür, als sie mich kommen sah.

Ich blieb stehen und tat als studiere ich die Konstruktion einer kleinen Spielerei, die oben an einer Wäschestange im Gärtchen angebunden war: ein plump geschnitztes Männchen mit einem roten Röckchen, das seine mühlenflügelähnlichen Arme konvulsivisch im Frühlingswind drehte. Denn ich wollte Zeit gewinnen; es kam mir plötzlich bei meinem Vorhaben ein Gefühl der Hülflosigkeit und Unsicherheit; als hätte ich zu der erwähnten archäologischen Ausgrabung etwa nur den guten Willen und meine beiden Hände mitgebracht.

Die Frau aus dem Gärtchen — ich wußte, daß sie „die Hübnersche" war — stand mitten in der Stube als ich eintrat. Sie war nicht verlegen; eher lag auf ihrem Gesicht geschmeichelte Eitelkeit oder Stolz als sie mir die Hand küßte, — eine landesübliche Sitte, an die ich schon gewöhnt war. Ein zehn- oder zwölfjähriges Mädchen, das Garn haspelte, war mir ein willkommener Anknüpfungspunkt zum Gespräch.

Aber ich sah bald ein, daß ich in keiner Verlegenheit um Stoff zu sein brauchte; die Frau des Hauses beantwortete jede geringfügigste Frage mit einem Redeschwall, der im Handumdrehen über nah- und fernliegendes, — über die Kinder, die Schweine, die Kartoffeln und über die Periode ihres Lebens hinflutete, in der sie „in den Stuben" bei der Frau Generalin gewesen sei. — Sie sprach — wie all unsere Arbeiter, wenn sie mir gegenüber ihre Bildung und Lebensart zeigen wollten — hochdeutsch, und zwar genau so deutlich vokalisiert und allzukorrekt wie der Ausländer, der das fremde Idiom nur aus den Regeln der Grammatik gelernt hat. Ab und zu entschlüpfte ihr dazwischen auch ein Ausdruck im Platt; zum Beispiel wie sie von ihren arbeitsreichen Back- und Waschtagen sprach: „. . . denn mott ick renne wie de Franzos vör Leipzig . . ."

Ich spitzte die Ohren. — Meine eigenen Schultage waren mir zwar hauptsächlich aufs hartnäckigste vom Studium des achtzigjährigen Kriegs unsicher gemacht worden, aber soviel preußische Geschichte kannte ich doch, um diesen Vergleich als nationale Reminiszenz ansprechen zu können. Mein Onkel Frederik fiel mir wieder ein; ich begann mich verstohlen-neugierig im Zimmer umzusehen nach etwaigem stofflichem Kulturbesitz, der sich vielleicht aus der Einrichtung dokumentieren könnte.

Ich entdeckte wenig Bemerkenswertes. In der Ecke ein Himmelbett mit rotweißkarrierten Gardinen; der übrige einfache Hausrat aus gestrichenem Holz, — durchaus alltäglich. Das einzige, was mir als originell auffiel, war ein Stück Wandschmuck; es war als Pendant zu einem Zehnpfennig-Haussegen angebracht und bestand aus einem länglich-viereckig zugeschnittenen Abfall meiner eigenen Boudoirtapete. Ich lächelte innerlich: denn ich machte es mir damals nicht klar, daß der Schönheitssinn, der diesem Zierat künstlerischen Wert beimißt, nur um wenige Stufen tiefer steht als der, der sich etwa an einer farbig bedruckten Glasscheibe oder einem braun-beritzten Holzteller mit rotem Plüschrand ergötzt.

Ein ostentativer Seufzer, der aus einer Ecke des Zimmers kam, lenkte Frau Hübners Beredtsamkeit in eine neue Bahn.

„Wer ist das?" fragte ich mit einem Blick nach der alten Frau, die

Digitized by Google

vor einem mit Federbetten hochgetürmten Bettgestell auf einem Stuhl saß und spann.

„Das ist meine Tante; die alte Schukatsche; die wohnt bei uns, seitdem ihr letzter Mann gestorben ist; nämlich der war . . . ." es folgte eine verwickelte Verwandtschaftsgeschichte.

Ich entsann mich jetzt, daß mein Mann mich schon über die alte Schukatsche unterrichtet hatte. Sie war die Nestorin unter unseren Ortsarmen und gehörte nach seiner Behauptung zu den Familienmitgliedern, die seit Einführung der Altersversicherung — (gewissermaßen als verkörperter Kapitalwert einer monatlich zehn bis zwölf Mark betragenden Rente) geschätzt und gesucht werden.

Ich trat zu ihr und wollte mich nach ihrem Befinden erkundigen; — die Frage blieb mir aber tatsächlich im Munde stecken. — Das Bett der Alten stand an der Wand, der ich bisher den Rücken zugedreht hatte; und diese Wand wurde belebt von einem noch seltsameren Kunstgegenstand als der Tapetenrest, — der mir kein Lächeln, dagegen ein unwillkürliches Grauen abzwang: von zwei an die Mauer gehefteten schwarzen Tuchstücken, aus deren Mitte je ein weißer Totenkopf über zwei gekreuzten Knochen dem Beschauer entgegengrinste; — in voller („Lebensgröße" läßt sich hier nicht gut anwenden) — also in voller Todesgröße.

Etwas eingeschüchtert durch den sonderbaren Anblick fragte ich die Schukatsche wie es ihr gehe.

„Mi geiht dat recht good, gnädiget Fruke! — vunn Harte sie ick gesund; awer, achott, gnädiget Fruke! — wenn ick doch man blot starwe kunnt!"

Der Widerspruch, der in diesen in larmoyantem Ton ausgesprochenen Worten lag, frappierte mich. Die Alte sah durchaus nicht lebensmüde, sondern recht rüstig aus; auch bestand die Hauptschwierigkeit, die sie nach den Angaben ihrer Nichte dieser bereitete, in ihrem ungewöhnlich starken Appetit, — der ab und zu Zweifel an der Vollwertigkeit des erstatteten Äquivalents besagter zehn Mark Pflegegelder auftauchen zu lassen schien. — Ich hielt deshalb ihre Äußerung nur für eine façon de parler und ging nicht weiter darauf ein. „Weshalb wohnen Sie denn bei Ihrer Nichte? Haben Sie keine verheirateten Kinder?"

„Kinner heww ick keine, gnädiget Fruke. — Nei. — Nie gehadd. — Ok keine wo jung sturwe. — Nei. — Nie gehadd," bekräftigte sie mit einem nachdrücklichen Kopfschütteln, als sei der seltene Fall nicht glaubhaft genug vorzutragen. „Drei Männer heww ick gehadd, — awer keine Kinner. — Dat mott der leewe Gottke doch nich so gewullt hewwe!" schloß sie mit jenem frommen Behagen, mit dem man im Bewußtsein, das menschenmögliche in einer Sache geleistet zu haben, eine etwaige weitere Verantwortung den höheren Mächten überläßt.

Ich selbst aber nahm die Mitteilung, daß der „leewe Gottke" unbegreiflicherweise auf die Nachkommenschaft der Schukatschen verzichtet hatte, sehr zerstreut entgegen: mein Blick war auf eine Photographie in Visitkartenform gefallen, die über dem Bett hing; — auf dem Rahmen aus gepreßtem Silberpapier prangten in den vier Verbindungsecken vier Totenköpfe, darunter je zwei gekreuzte Knochen.

Die alte Frau, über deren Lagerstätte diese unheimlichen Schlummer-Insignien angebracht waren, begann mich lebhaft zu interessieren. „Wie alt sind Sie denn?"

„Ick denk, ick wär oppe Harwst tweiunachtig ware. Achott gnädiget Fruke — nu kunnd de leew Gottke mi doch ok bohl starwe loate!"

„Aber weshalb wollen Sie denn schon sterben? Sie sehen ja noch so gesund und rüstig aus!"

Digitized by Google

„Gnädiget Fruke — dat sinn nu bohl drittieje Joahr her, dat ick mi mien Dode-Tüg geköfft heww! Drittieje Joahr liggt dat nu all in mienem Kaste; un ganz stockfleckig is mi dat all woore! — de Min' hewwt et mi all eemol utwasche un bläke mött; — as ick säventig wier, heww ick mi dat allens fülwst geköfft; — un gnädiget Fruke —" machte sie, immer in dem entrüsteten Tonfall mit dem man sich über die Ungerechtigkeit des Schicksals beklagt — „wenn dat nu noch en Joahrer drei, vier ligge bliwwt — denn mott mi dat Tüg jo rein verfuhle!!"

Mein Erstaunen über das fremdartige Wesen der Frau wuchs immer mehr. In ihr Platt hatte ich mich soweit zurechtgefunden, um den Sinn der Worte verstehen zu können: aber die Tragik die darin liegen sollte, daß infolge ihrer robusten Gesundheit ihre Sterbekleider dem Verderben ausgesetzt waren, blieb mir unverständlich. Ich wußte nicht recht, was ich darauf erwidern sollte. Aber die Hübnersche enthob mich dieser Schwierigkeit.

„Tante — tau wat redst noch? — Du weetst ganz good, dat dat ohl Tüg tau nuscht mehr dohgt! Ick mott di doch niejes köpe!" sagte sie ärgerlich; und zu mir gewendet: „sie hat sich das billigste Zeug gekauft, das sie bekommen konnte; sie ist so geizig — aber so geizig! — wie ich es ausgewaschen hatte und die Appretur heraus war, konnte man so recht sehen, was für schlechtes Zeug es war! — Mienswegens kunndst dat Tüg all hüd verschmiete, Tante!" fuhr sie gegen ihre alte Verwandte fort, wobei ihre Zungengeläufigkeit in dem ihr bequemer liegenden Platt geradezu schwindelerregend wirkte, — „ick war di dat nich antehne — dat ohl holl Tüg! — dats rein als wie e Schleier so holl! — Ick war mi dat doch nich segge loate, dat ick di so schlechtet billiget Starwkleed geköfft heww — vunn all dei Lüd dei taum Begräwnis koame un di besehne! — Du wetst doch, wie sick de ohle Wiewer äwer so wat dat Muhl terriete . . . ."

„Aber . . . aber . . . liebe Frau . . ." machte ich entsetzt mit einem hülflosen Versuch, diesen unzarten Redestrom zu hemmen.

Die Schukatsche dagegen schien diese Auslassungen ihrer Nichte keineswegs als Gefühlsroheit aufzufassen. Es lag vielmehr in der interessierten Art, in der sie jetzt selbst auf die Details des Themas einging, ein gewisses Behagen ihrer Phantasie an der Vorstellung, wie ihr einstiges Ich im Sarge liegen würde und „all dei Lüd" sie in ihrem letzten Schmuck bewundern würden.

Ganz verblüfft hörte ich den Reden der beiden Frauen zu.

Mit einemmale wurde meine Aufmerksamkeit wieder vom Gespräch abgezogen. Mein Blick war von ungefähr — jetzt ohne jeden Hintergedanken — durch das Zimmer geschweift und an der Kommode haften geblieben. Zwischen allerlei alltäglichen Gebrauchsgegenständen lag dort eine kurze Pfeife; — der Pfeifenkopf war die genaue Nachbildung eines Totenschädels. . . Und daneben stand ein billiger kleiner Toilettenspiegel; der schmale Rahmen aus einem blechähnlichen Metall wurde gekrönt von einem plastisch ausgestanzten Totenkopf über zwei gekreuzten Knochen. . . .

Und plötzlich kam mir angesichts dieses so konsequent in der Wohnung angebrachten grauenhaften Abzeichens und der auffallenden Kaltblütigkeit mit der die beiden Frauen das Todesthema behandelten, eine Ideenkombination.

. . . Wie, wenn beide Erscheinungen im Zusammenhang mit einander ständen? ? . . .

Allerlei Bruchstücke meiner sehr fragmentarischen Schulweisheit fuhren mir jäh durch den Sinn. . . Die Stoiker, die das Leben als etwas Gleichgültiges betrachteten und den Selbstmord für erlaubt oder gar erstrebenswert hielten. . .

Digitized by Google

Und die Trappisten, denen als einziges lautes Wort die gegenseitige Begrüßung: „memento mori“ gestattet war.

. . . Wie, wenn hier in der Anbringung des unheimlichen Emblems etwas Ähnliches vorläge?? . . . Eine Art planmäßiger Abstumpfung gegen die Schrecken des Todes durch die ständige Gewöhnung an den Anblick seines Symbols?? . . . .

Hier durchfuhr es mich ordentlich wie ein freudiger Ruck.

Wozu war ich heute ausgegangen?? — Was hatte ich finden wollen?? — Und jetzt hatte ich etwas gefunden!! — Es war kein Zweifel: das sonderbare Phänomen mußte eines jener bewußten Überbleibsel aus den „Urväterzeiten“ sein. — Irgend eine alte, geheiligte Tradition. — Und ich wollte seine Bedeutung schon erforschen!

Ach! der Stolz — — der Stolz, mit dem ich es Onkel Frederik mitteilen wollte: ich hätte ein höchst eigenartiges und interessantes Stück Kulturbesitz der Deutschen bei meinen Studien in den hiesigen Arbeiterwohnungen zutage gefördert!! . . .

Die Tür der Stube wurde jetzt aufgestoßen und ein kleiner etwa zweijähriger Junge watschelte herein, gefolgt von einem größeren Mädchen. Er lief mit einem gekrähten: „Grotmudder“ zur Hübnerschen, drängte sich aber, als er mich sah, bestürzt an ihre Rockfalten und begann in höchster Verlegenheit an dem Gegenstand mit dem er spielte zu lutschen.

Eine fieberhafte Forscher-Erregung begann sich meiner zu bemächtigen. Mit einem einzigen Blick hatte ich erkannt, daß dieser kleine metallene Gegenstand ein allerliebster niedlicher Miniatur-Totenkopf über zwei gekreuzten Knochen war — etwa in Ordens- oder Broschenform. . .

Also meine Annahme war fraglos, zweifellos richtig: hier lag eine völlig systematisch durchgeführte Abstumpfungsmethode vor — die schon beim zartesten Kindesalter mit ihrem Erziehungswerk einsetzte. . . .

„Ist das Ihr Enkelkind?“ erkundigte ich mich liebenswürdig, in der Freude meines Forscherstolzes.

„Ja; — segg gudendag Koalke unn mak 'n Knix; nu heww man kein Angst!“

„Kohlke heißt er?“

„Das hat sich der Hübner nur so ausgedacht; „Kardel“ ist so lang!“

„Das ist richtig,“ sagte ich; mir kam der Name Karl in der deutschen Aussprache auch verhältnismäßig umständlich vor. „Ist er bei Ihnen auf Besuch?“

„Er wohnt bei uns; es ist der Jett ihrer.“

„Ihre Tochter?“

„Nein gnädige Frau — die Jett die bei der gnädigen Frau in der Küche ist; — Böhms Jett.“

„Die Jette die bei mir als Küchenmädchen dient?“ fragte ich verwundert; „die war verheiratet?“

Die Frau schien plötzlich etwas verlegen zu werden und verfiel in ihr Platt. „Sei is noch nich, gnädige Fruke.“

Ich sah ganz perplex auf den rotbackigen blonden Jungen. „Und das . . . ist ihr Kind? . . . ihr eigenes Kind? . . . .“

Die Hübnersche nickte nur und zog leicht die Schultern in die Höhe.

Ich fühlte wie ich rot wurde. Und zugleich fiel es mir ein, daß ich mich in den vier Wochen meines Hierseins schon über einen ähnlichen Fall hatte entrüsten müssen. — Als wir kürzlich im Gemüsegarten den Arbeiten zusahen, hatte ich meinen Mann gefragt: „Weshalb nennst du die anderen Frauen

Digitized by Google

„Plaumannsche“ und „Böhmsche“ — und diese nennst du Anna?“ — „Weil das keine Frau ist; du mußt die Mädchen beim Rufnamen nennen und „du“ zu ihnen sagen; zu den Frauen „sie“ — sie klein geschrieben; zum Beispiel: ‚komm sie mal her, Böhmsche‘.“

Ich hatte mir das Mädchen noch einmal genauer angesehen, war dann rot geworden und auf den Irrtum meines Mannes eingegangen, der glaubte, daß es sich nur um eine sprachliche Belehrung handelte. Als dann vor etwa acht Tagen meine Wirtin sich etwas zaghaft danach erkundigte ob „Kleins Anna“ wie die anderen Wöchnerinnen Suppe aus der Herrschaftsküche bekommen sollte, entschied ich kurz und schroff: „Nein — die bekommt keine Suppe.“ — Denn ich hatte an meinem Einsegnungstage gelobt, daß ich „das Böse“ in jeder Gestalt bekämpfen wollte; und ich hätte ja die Unsittlichkeit unterstützt, wenn ich die ledige Mutter auf eine Stufe mit der kirchlich getrauten gestellt hätte.

Ich durfte also auch jetzt nicht mit meiner Ansicht hinterm Berge halten.

„Aber das hätte mir doch gesagt werden müssen!“ sagte ich streng und mit deutlicher Mißbilligung im Ton; „wenn ich das gewußt hätte, hätte ich der Jette gekündigt; die . . . die so sind, will ich nicht in meinem Hause haben!“

Die Hübnersche sah mich treuherzig und ohne jedes Schuldbewußtsein an. „Gnädige‘ Frauchen — so ist sie nicht! — O nein, nein! Sie ist ein tüchtiges anständiges Mädchen!“ versicherte sie mit großem Eifer; „sie ist mit unserm Fried versprochen; — und das können gnädige Frauchen mir glauben: wenn die Jette liederlich wäre und es mit allen Mannsleuten halten wollte — dann würden wir sie nicht als Schwiegertochter nehmen wollen! — O nein, nein! — Gnädige Frauchen! sie ist ’ne ordentliche anständige Marjell! Zu Michael wollen der Fried und sie die gnädige Herrschaft um eine Stube bitten; — die Jett ist wirklich ein gutes braves Mädchen, gnädige Frauchen!“ schloß sie mit immer größerem Überzeugungseifer.

Ich gab keine Antwort. Mir kam plötzlich wieder das Gefühl der eigenen Unreife und Unsicherheit, das ich vorhin empfunden hatte.

„Wenn sie ordentlich und anständig ist,“ fragte ich endlich mit einem Blick auf den kleinen Jungen den die Großmutter auf den Arm genommen hatte, „wie konnte denn . . . . . das da kommen?“

Die Hübnersche trat vertraulich näher an mich heran.

„Gnädiges Frauchen,“ sagte sie in einem leisen, familiären, von weiblichem Solidaritätsbewußtsein durchtränkten Ton, „gnädiges Frauchen — die Jette kann bloß nicht nein sagen.“

„Ach!“ machte ich jetzt nur verblüfft. — Das Gefühl meiner eigenen Unzulänglichkeit im Verstehen sittlicher Probleme verstärkte sich. — Die Moralanschauungen die ich mir bisher aus halben Andeutungen Älterer und Erfahrenerer zurechtgelegt hatte, hatten mich zu dem Grundsatz geführt, daß der Fehltritt eines Mädchens unter allen Umständen zu den verwerflichen Dingen gehöre, — sich offen zu den Folgen dieses Fehltritts zu bekennen aber zu den Todsünden zu rechnen sei; — die Hübnersche dagegen begründete die vorzeitige Existenz ihres Enkels so natürlich und harmlos mit der Unfähigkeit der Jette „nein“ zu sagen, als wäre das Koalke nur ein von einem Sprachfehler hervorgerufenes Mißverständnis; nicht anders als wenn sie gesagt hätte: „die Jette kann das R oder das S nicht aussprechen.“

„Gnädige Fruke — de Jett könne Sei ruhig behoale — de Marjell is good — is ’ne ordntliche brave Marjell,“ bekräftigte die Schukatsche.

Ich dachte einige Augenblicke nach. — Eigentlich wäre es jetzt meine

Digitized by Google

Pflicht, die Frauen mit dem feineren ethischen Unterscheidungsvermögen der Gebildeten bekannt zu machen; — es war ja etwas direkt Widersinniges, von der Anständigkeit eines Mädchens zu sprechen, dessen lebender Schuldbeweis in der Stube anwesend war. — Aber ich fühlte mich dieser Aufgabe nicht recht gewachsen. Da fiel mir mein Versprechen ein, mit Reformbestrebungen heute noch nicht vorzugehen; und ich war froh, für meinen Mangel an moralischer Initiative diese Ausflucht zu haben. Mit einem nichtssagenden; „So so — nun wir wollen sehen," ging ich von dem heiklen Thema ab, machte noch ein paar nebensächliche Bemerkungen und wünschte darauf guten Abend.

Aber in der Nähe der Tür blieb ich stehen. . .

Wie vergeistert starrte ich zu einer großen Photographie hinauf die unter Glas und Rahmen über der Türeinfassung hing; — einem Soldatengruppenbild.

Die Hübnersche bemerkte sofort meinen Blick. Sie hakte das Bild vom Nagel, wischte über das Glas, deutete mit dem Finger auf eine bestimmte Stelle und sagte mit einem breiten Lächeln strahlenden Mutterstolzes: „Das ist unser Gottfried, gnädige Frau."

Ich machte mechanisch: „aha!" — — aber ich sah Gottfried gar nicht .... Ich sah nur eine zahllose Menge von weißen Totenköpfen über zwei gekreuzten Knochen, die mir höhnisch entgegengrinsten . . . Von den Pelzmützen der Soldaten — von ihren Säbeltaschen — von den Fähnchen im Hintergrunde — von den Schabracken die im Vordergrund als Dekoration angebracht waren — von dem breiten Rand der das Bild umgab, auf dem in gedruckten Zierbuchstaben die Inschrift stand:

„Wie sie sind und wie sie waren,
Es leben hoch die Leibhusaren!"

— Ein Gefühl großer Enttäuschung stieg in mir auf . . . Es kam mir vor als grinsten mir die Totenköpfe meinen schönen Forschertraum zu Grabe; — meinen stolzen Traum des entdeckten Kulturbesitzes mit dem ich Onkel Frederik hatte imponieren wollen!! . . . Denn das war ja leicht zu kombinieren, daß es das Eigentum oder die Geschenkgegenstände eines solchen Husaren waren, die der Wohnung seiner Eltern etwas so Schädelstättenmäßiges gegeben hatten .... Schweigend reichte ich der Hübnerschen das Bild zurück. — Das Koalke, auf das augenscheinlich die Manipulation des Ab- und Aufhakens wie ein Stichwort zu Kunstproduktionen wirkte, erinnerte mich in diesem Augenblick durch ein indiskretes „Vatta!" an seine illegitime Gegenwart. — Bis dahin hatte ich es mir noch nicht klar gemacht daß „unser Fried" mit dem Gottfried vom Bilde identisch war.

In dem doppelt unbehaglichen Bewußtsein, in meinen wissenschaftlichen Erwartungen getäuscht und in meinem moralischen Empfinden verletzt worden zu sein, verließ ich die Stube. —

* * *

Ich klopfte an die gegenüberliegende Tür.

In dieser Wohnung war nur eine ältere Frau zu Hause die ich nicht kannte. Sie stand am Tisch und war mit Kartoffelschälen beschäftigt.

Ich wollte sie nicht direkt nach ihrem Namen fragen, sondern erkundigte mich nach ihren Kindern; als die Mutter irgend einer auf dem Felde oder bei mir arbeitenden Male oder Mine wollte ich sie dann schon unterbringen. — Währenddessen sah ich mich auch hier verstohlen beobachtend im Zimmer um. Bei Hübners war es nicht auffallend unordentlich gewesen; hier sah es auffallend

Digitized by Google

sauber aus. Die rotweißkarrierten Bettgardinen und die gehäkelte Spitze daran leuchteten vor Frische. Irgend welche phantasie-anregenden Gegenstände waren nirgends zu sehen: mein Entdeckungseifer hatte sich auch schon bedeutend abgekühlt durch die erlittene Niederlage.

Die Frau war bei weitem nicht so gesprächig wie die Hübnersche. Sie gab in einer fast wortkargen Weise Auskunft über ihre Familienverhältnisse, hatte aber kein unfreundliches, sondern ein recht sympathisches angenehmes Wesen.

Zehn Kinder hätte sie gehabt. Drei wären gestorben, vier verheiratet. Eine Tochter ginge bei der gnädigen Herrschaft in Arbeit. Ihre beiden Jüngsten wären sieben und acht Jahre und gingen in die Schule.

Jetzt wußte ich aber doch noch nicht wer die Frau war.

Hinter der Gardine des Himmelbettes bewegte sich etwas. Ich sah hin und bemerkte durch den Spalt, daß jemand darin lag.

„Wer ist das? Haben Sie eine Kranke?"

„Das ist die Anna."

„Welche Anna?"

„Die Tochter. Die bei der gnädigen Herrschaft in Arbeit geht, in der Meierei."

Das Blut schoß mir jäh ins Gesicht. — Jetzt wußte ich, wer die Frau war. — Sie war die Mutter jener Anna Klein, der ich die übliche Wöchnerinnensuppe nicht hatte schicken wollen.

Ich war so bestürzt, daß ich in hülfloser Verwirrung die Frau anstarrte ohne ein Wort zu sagen; mit einer instinktiven Bewegung wandte ich dem Himmelbett den Rücken zu.

. . . Wie hatte ich nur so gedankenlos sein können, in die erstbeste Wohnung hineinzugehen? . . . Diese peinliche Situation hätte ich doch voraussehen können! . . . Peinlich war noch zu gelind ausgedrückt. . . . Ich fühlte schon unbestimmte Gewissenszweifel in mir aufsteigen, ob ich nicht durch mein Hiersein mein Konfirmationsgelübde gebrochen hätte. . . . Das Mädchen — die Anna würde am Ende glauben, ich sei ihretwegen gekommen! . . und nicht nur sie — auch die andern könnten annehmen, daß ich als Gutsherrin einen Wochenbesuch bei einer unverheirateten Mutter gemacht hätte. . . Ich hatte also durch mein unüberlegtes Vorgehen geradezu der Unsittlichkeit Vorschub geleistet in dem mir unterstellten Wirkungskreis!! . . . . .

Die Mutter des Mädchens schien so wenig wie die Hübnersche den wahren Charakter meiner Gefühle zu ahnen. Sie zuckte nur mit einer ähnlichen nachsichtigen, beinahe mitleidigen Bewegung die Schultern und sagte in einem kummervoll-resignierten Ton: „Die Anna hätte auch klüger sein können."

Ich gab keine Antwort. Ich kämpfte noch immer mit meiner Verwirrung und meiner Ratlosigkeit und war nicht einmal imstande, einen Ausdruck der Entrüstung zu finden. Und dann griff ich im Gefühl der Notwendigkeit, doch irgend etwas sagen zu müssen, gerade nach der Frage, die ich nicht hatte stellen wollen: „Wie geht es ihr denn?"

„Sie steht ja schon manchmal auf. — Aber dann legt sie sich auch bald wieder hin. — Sie ist wohl noch recht schwach. — Aber sie sagt nichts. — Es mag ihr wohl auch schamhaft sein zu klagen. — Sie sagt nie was."

In der stillen ruhigen Weise, in der die schweigsame Frau dies vorbrachte, mit kurzen Zwischenpausen zwischen den einzelnen Sätzen, lag etwas, das mich eigentümlich berührte. Sie war während der ganzen Zeit mit Kartoffelschälen fortgefahren und stand da, die Augen auf ihre Finger gesenkt, die in unglaublicher Geschicklichkeit und Schnelligkeit die schmalen braunen Streifen unter dem Messer hervorringeln ließen.

Digitized by Google

Ich wußte nicht, weshalb ich sie mit plötzlich erhöhtem Interesse ansah. Ihr Gesicht war noch nicht alt, hatte aber etwas Müdes, Verbrauchtes, Abgenutztes; an ihren Schläfen lagen tiefe Höhlen; die hervorstehende senkrechte Muskel an ihrem mageren Hals bildete mit dem Kinnbackenknochen ein scharfes Dreieck und um den Mund lag ein trauriger abgehärmter Zug. Die niedergeschlagenen, von lauter kleinen Fältchen durchzogenen Augenlider gaben dem Gesicht einen ergebungsvollen, duldenden Ausdruck.

Sie hob jetzt den Kopf und sah mich an. Ihre grauen Augen hatten ganz das müde, geduldige, das ihre Sprache hatte. Mit einem Blick nach dem Himmelbett, einem Kopfschütteln und einem Seufzer sagte sie — wieder in dem beklommen-resignierten Ton —: „Die Anna hätte wirklich damit noch warten sollen. — Ach gnädige Frau — — das kommt immer noch früh genug!“

Meine Bestürzung und Verwunderung waren jetzt ganz verschwunden. Es schien mir als etwas ganz Selbstverständliches, daß auch diese Tagelöhnerfrau wie die Hübnersche in dem vertraulichen, vom Gefühl der Interessengemeinschaft zweier weiblicher Personen diktierten Ton zu mir sprach. Denn ich selbst sah in diesem Augenblick nicht die mir fernstehende Frau aus dem Volk, nur die Geschlechtsgenossin in ihr; ein Wesen meiner eigenen Art, dem sich eine Seite des Lebens enthüllt hatte, die mir noch ein Geheimnis war. — Ich sah auf den mageren, abgearbeiteten, schwächlichen Körper, der zehnmal einen Menschen geboren hatte: auf die müden abgehärmten Züge, die den Ausdruck des Leidens und des Duldens trugen. Ein Gefühl, gemischt aus Bewunderung — aus Mitleid — aus Grauen und aus Auflehnung gegen die bestehenden Naturgesetze regte sich in mir. Zum erstenmal in meinem jungen Leben kam mir eine Ahnung von der Härte und Schwere des Frauentums; ein dunkles dämmerndes Verständnis für die unabänderliche, ewige Tragik im Schicksal des Weibes, das von der Natur dazu verurteilt ist, mit all seinen Sinnen und Kräften das zu suchen, was ihm Leiden und Schmerzen bringen muß; was sein Leben in Gefahr bringt, und ihn geistig und physisch welk und verbraucht macht. Ein dunkles dämmerndes Verständnis auch für die Tragik im Schicksal des Weibes das „nicht warten kann“ — das „nicht nein“ dazu sagen kann, wenn sich dieses harte, furchtbare Naturgesetz an ihm erfüllen will: für die Tragik im Frauentum, dem die Schaffensgewalt in raffinierter Berechnung die seelische Kraft versagte, sich gegen sein Geschick wehren zu können.

Schweigend sah ich den tätigen rauhen Fingern der Frau zu, die keine Zeit hatte, meinetwegen in ihrer häuslichen Beschäftigung innezuhalten.

Da bewegte sich wieder etwas hinter der rotweißkarrierten Gardine. Und diesmal wurde auch ein Ton dahinter laut; — ein sonderbarer, unartikulierter, mir ganz unbekannter Ton, der ebenso gut einer schwachen menschlichen Stimme wie irgend einer jungen hülflosen Tierkehle hätte entstammen können.

In einer mir selbst nicht recht erklärlichen impulsiven Regung stand ich auf, trat an das Bett und schlug eine Hälfte der Gardine zurück.

Das Licht des Fensters fiel auf das Gesicht des Mädchens das halbaufgerichtet, im Rücken von den Kissen unterstützt, dasaß. Das weiße Hemd aus grober Leinwand, dessen Ärmel bis zu den Ellbogen herabreichten, war vorn geöffnet und die rechte Brust war entblößt. An dieser Brust, die sehr zart aussah, lag ein kleines, braunes, faustgroßes Etwas — ein winziges menschliches Köpfchen mit einigen wirren Büschelchen sehr weicher dünner Haare.

Aber diese Einzelheiten nahm ich nur ganz mechanisch in mir auf. Ich stand und schaute — schaute auf das Gesicht des Mädchens, dessen Ausdruck Gefühle und Empfindungen in mir zur Auslösung brachte, von deren verborgenem Vorhandensein in meinem Innern ich bisher nichts gewußt hatte.

Digitized by Google

Ich kannte das Gesicht gar nicht wieder. Es waren die Züge jener Anna, die damals im Gemüsegarten so rot und erhitzt und unschön ausgesehen hatte, wie sie mit ihrer Hacke die Rillen in die Beete zog. Damals hatten ihre Augen, wenn sie mit den anderen sprach, einen teilnahmlosen, ausdruckslosen, fast stumpfen Blick. Jetzt war das Gesicht schmal und durchsichtig blaß. Es sah schön aus. Und das schönste daran waren die Augen. Braune Augen mit einem guten, treuen, sanften Blick; und sie hatten ein Leuchten wie ich es noch an keinem Frauengesicht gesehen hatte. Es sprach nicht Freude daraus — nicht Erregung — auch nicht Glück oder Triumphgefühl: — vielleicht etwas von all diesen Schattierungen zusammen; es war ein stilles, ruhiges, inneres Leuchten, wie es wohl nur aus dem tiefsten Grund, aus dem Unbewußten einer Frauenseele seinen Ursprung nehmen kann.

Ich stand vor dem Mädchen und fühlte mich eingeschüchtert durch die auffallende Verwandlung in seinem Aussehen. Ich legte ihm die Hand auf den Arm und fand nur wieder dieselbe verlegene Frage: „Wie geht es dir denn, Anna?"

Anna gab keine direkte Antwort. Sie schien eine ebenso schweigsame Natur wie ihre Mutter zu sein. Sie nahm nur meine Hand mit ihrer Linken, sah mich mit ihren guten rührenden Augen an und sagte weiter nichts als ein ungeschicktes, beinahe gestammeltes: „Gnädige Fru . . . gnädige Fru! . . ." Dabei drückte sie meine Hand mit einer linkischen, naiv-urwüchsigen Liebkosung an ihre warme entblößte Brust.

Ich ließ ihr die Hand. Sie lag dicht neben dem Körperchen des Kindes. Neugierig sah ich mir das winzige braune Etwas jetzt genauer an.

Es hatte durch die Bewegung der Mutter seine Lage verändert und den bisherigen Halt verloren; suchend drehte es sein Köpfchen hin und her. Und plötzlich gab es wieder den sonderbaren unartikulierten Laut von sich, der ebenso gut einer schwachen menschlichen, wie einer jungen Tierkehle hätte entstammen können: einen hilfeheischenden, unbestimmt fordernden, trotz seiner Schwäche energisch dringenden Ton.

Jetzt verstand ich, was dieser mir bisher unbekannte Ton besagte.

Das winzige Menschenkind wollte: Leben.

Es forderte: Leben. —

— Anna ließ meine Hand los und schob dem Kind die Brust wieder zurecht. Dabei sah sie auf das kleine Wesen herab und dann auf mich mit einem stillen, verständnissicheren Lächeln, das wieder von dem inneren, aus weltfernen Tiefen geborenen Leuchten durchglüht war.

Ich stand vor dem schlichten ungebildeten Arbeitermädchen — und wußte es damals noch nicht was ich erst viele Jahre später einsehen lernte: daß es mich in eben jenem Augenblick lehrte, das Leben zu verstehen.

Ich fühlte nur, wie mir zum ersten Male in meinem eigenen, jungen Dasein eine Ahnung kam von der Größe — der gewaltigen Größe des Frauentums, das von der Schaffensgewalt dazu ausersehen wurde, das Leben der Menschheit zu tragen. Ein dunkles, dämmerndes Verständnis für das unvergängliche, ewige Schönheitsgesetz unserer Menschennatur, das den Mann wie das Weib dazu zwingt, mit all ihren Sinnen und Kräften danach zu streben, daß der allbeherrschende souveräne Lebenstrieb durch ihren vereinten Willen — in höchsterreichbarer Reinheit und Vollendung Ausdruck und Gestalt erhalte. — Ein dunkles, dämmerndes Verständnis auch für die Schönheit im Geschick des Weibes, das „nicht nein sagen kann"; — das nicht Nein zu seinem Schicksal sagen kann, gleichviel ob es Glück oder Unglück, Ehre oder Schande mit sich bringt, — weil es das Leben ist — das allbeherrschende, sieghafte, königs-

Digitized by Google

liche Leben, das hinter diesem Schicksal steht und Einlaß fordert. — Ich stand vor dem schlichten, ungebildeten Arbeitermädchen — und wußte damals noch nicht, was ich erst viele Jahre später begreifen lernte: daß es mich in eben jenem Augenblick lehrte, wie es nur eine Sünde des Mannes wider das Weib und des Weibes wider den Mann gibt: die Sünde wider den Geist des Schönheitsgesetzes unserer sittlichen Menschennatur. —

Wir sahen jetzt beide dem kleinen Geschöpfchen zu, das still und befriedigt an der lebenspendenden Brust lag. Beide schwiegen wir.

Das Mädchen streckte plötzlich von neuem seine Hand aus und strich mir wieder mit einer naiven Dankbarkeitsgebärde über den Ärmel meines Kleides. „Gnädige Fru . . . gnädige Fru . . .“ machte es unbeholfen, — „ick bedank mi ok . . . ick bedank mi ok veelmals . . . . “

„Wofür denn?“

„Dat Sei gekoame sind . . . dat Sei tau mi gekoame sind . . .“

— Ich fühlte wie es mir heiß in die Augen und in die Schläfen stieg.

Ich schämte mich. — Ich kam mir mit meiner sittlichen Entrüstung und meinen Gewissenszweifeln plötzlich so kläglich und kindisch vor — und so lächerlich, so ungeheuer lächerlich!

Und im Bestreben, mich vor mir selbst zu rehabilitieren, entdeckte ich auf einmal ein ganz neues, eigenartiges Freudengefühl: die Freude an dem Bewußtsein so recht aus Herzensgrund zu lügen.

„Hat dir denn die Suppe geschmeckt, Anna?“ fragte ich unbefangen; „du hast keine bekommen? — Nein? — Das muß ein Irrtum sein — da hat die Mamsell mich gewiß falsch verstanden — — ich spreche manchmal noch solch schlechtes Deutsch. Aber von heute an sollst du sie bekommen bis du wieder ganz gesund bist . . .“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als ich die Stube verließ, beschloß ich, es für heute bei diesen beiden Besuchen bewenden zu lassen. Es wurde Abend. Von weitem sah ich schon die Leute vom Felde nach Hause kommen.

Während ich drinnen war mußte es leicht geregnet haben; der Wind hatte sich gelegt. Das geschnitzte Männchen mit dem roten Röckchen ließ seine Mühlenflügel-Arme ruhig zur Seite hängen. Im Vorbeigehen warf ich wieder einen Blick zu ihm hinauf und in die kleinen Gärten mit den primitiven Lauben aus Bohnenstangen, an denen sich noch nichts rankte. Jedes alltägliche Ding, das ich sah, kam mir bedeutsamer vor als vor einer Stunde.

Als ich an dem Weidegarten vorüberging, wurden die Mutterstuten soeben für die Nacht in den Stall geholt. Das kleine Fuchsfohlen schien sich bei dieser Gelegenheit mit Mut und Selbständigkeitsdrang brüsten zu wollen: es ging sehr lässig, am Grabenrand schnüffelnd hinter den anderen her und rannte plötzlich im schärfsten Tempo in entgegengesetzter Richtung in den Garten zurück. Das Muttertier wurde unruhig. Es blieb stehen, reckte den Hals und stampfte wiehernd, mit geblähten Nüstern den Boden. Es riß dem Stallburschen fast den Zaum aus der Hand, weil es glaubte, daß man ihm sein Junges nehmen wollte.

Ich ging weiter. Noch nie war ich in einer ähnlichen Stimmung wie heute gewesen; — so über mich selbst hinausgehoben, als hätte ich etwas ganz Großes erlebt — oder etwas ganz Großes gefunden. . . Dann begann ich schneller auszuschreiten. — Mein Ausgangsziel, der gesuchte Kulturbesitz, war mir plötzlich wieder eingefallen. Ich wollte — jetzt gleich — meinem Onkel Frederik schreiben: ich hätte sehr wichtige Studien gemacht bei meinem ersten Besuch in unseren Arbeiterwohnungen. Der geheimnisvolle Totenkult, den ich

Digitized by Google

anfangs entdeckt zu haben glaubte, hätte sich als Ausfluß einer charakteristischen Vorliebe der deutschen Landbevölkerung für phantastischen Wandschmuck und für Soldaten herausgestellt.

Und außerdem hätte ich etwas viel größeres gefunden als ich gesucht; ich hätte etwas Schönes und Herrliches gesehen — aus nächster Nähe — etwas das seit dem Weltenaufgang lächelnd und siegreich den Tod bezwingt: das Leben.

Ich ging durch das Parktor. In den alten Bäumen schlugen die Nachtigallen. Das junge Laub stand regenfeucht da in seinem leuchtenden Hellgrün, — glänzend, strotzend vor Kraft, vor unendlicher Werdelust. Der Faulbaum duftete und über der ganzen Natur lag ein schwerer süßer würziger betäubender Hauch von Fruchtbarkeit, von Schönheit und Daseinswonne.

Da gab ich mein Vorhaben wieder auf.

Wie sollte ich es jemals einem anderen deutlich machen, was ich selber nicht gekannt und nicht begriffen hatte, bevor ich das verwandelte Gesicht des Mädchens mit dem Kind an der Brust sah? Wie kann man das in Worte fassen wollen — in arme, trockene, dürre Worte, — was wie eine lodernde Lichtquelle ist, vor der ehrfurchtgeblendet die Augen schließt, wem zum ersten Male die Erkenntnis ihrer wärmespendenden, kräfteweckenden Allmacht kommt; wie kann man es in Worte fassen wollen, das reiche, königliche, sieghafte, allbeherrschende Leben? —

Digitized by Google

Drei Gedichte

von **Hermann Stehr**.

Der weiße Fliederstrauch.

(8. 6. 1894.)

Schwanenjungfrau, du, Syringe,
Wie der weißen Schmetterlinge
Reine Flügel, also schwanken
Deine blütenvollen Ranken.

Über dir die Sterne gleiten:
Goldne Rätsel aller Zeiten;
Leise, träumerische Stimmen
Durch den Himmelsabgrund schwimmen.

Was versteckt, will sich ergründen,
Was verschlossen, sich verkünden,
Was kein Wesen je erfahren,
Will geheim sich offenbaren.

Aber du stehst an dem Bronnen:
Lauschend, tiefgebückt, versonnen;
Wie erschlafft und wie befangen
Ganz in kummervollem Bangen.

Aus der Röhre rauschend springen
Tropfenströme, gleißen, klingen,
Steigen, fallen, drehn im Kreise
Und zerfließen klagend leise.

Kommen. — Gehen. — Du Syringe,
Hebe deine Blütenschwinge!
Sei nicht traurig, alles Leben
Ist nur ein Vorüberschweben.

Nach der Krankheit.

(28. 2. 1901.)

Als käm man neu in dieses alte Leben,
So ist nach langer Krankheit das Genesen.
Nun fing ich dreimal an „so eben"
Und weiß kaum, was ich früher bin gewesen.

Viel tausend Seiten haben alle Sachen;
Langsam gewöhnt man sich an eine Weise:
Die kleinste Ändrung ähnelt dem Erwachen
Zu einer nie gekannten, neuen Reise.

Nach Tagen wird man wohl im alten Tritt
Den Kreis der Pflichten wieder umgetrieben,
Doch irgend was von uns geht nicht mehr mit
Und ist für immer wer weiß wo geblieben.

Digitized by Google

Letzter Entschluß.

(1903.)

So will ich warten, bis es sich erfüllt,
Den Grimm abtun und auch die gleiche Ruh',
Die alles nimmt, wie es vorübergeht:
Ein Mund zu essen nur, doch nie ein Arm,
Inbrünstger Gier und wilden Widerwillens.
Stillschreiten, aufmerksamen Augs, die Seele
Lebendig-mild, zerspalten nicht von Glut
Und Frost, getragen nur von einem Sehnen,
Das nicht mehr trotzig fordert, sondern gern
Durch Halbgewährtes sich dem Ziele nähert.
Dem Ziel?! — Vergrabnes Wort, in Nächten wachsend,
Gleich einer nie geschauten Blume; Schild
Am Rätselbaum, den niemand sah. — In Zeit
Stößt dich des Mittelgartens Wind und ehern
Klingt ein Ton zu uns herein, die wir
Im Tal der unentwirrten Träume
Hinwandeln. Denn vom Boden heben wir
Des Augs gebannten Stern, von schwerer Stirn
Streicht unsre Hand das Spinngewebe der
Erkenntnis. Und ins Mark getroffen, wissend
Nicht, was wir gehört, entflammt in Glut,
Die trunken macht, auf Augenblicke Zweifel
Mit Füßen stoßend, wie des Weges Steine:
So stürzen wir dem Tone nach, bergan,
Durch Klüfte, über tiefe Furten, durch
Verwachsene Wälder. Indes leiser, leiser
Vor uns hinhuscht, verstiebt der Laut, der uns
Vom Schild der Weltenesche traf und alles,
Was wir gewußt, gehört, getan, sinkt wieder
In Nebelwallen an uns, in uns nieder — — —
O, du!! — vielleicht geformt nur durch mein Wort,
Das unruhvollen Dranges nach dir flattert;
Durch meine Nöte zu der großen Not
Des Lebens mir geboren; Traum, der mystisch
Ist aller Träume Schoß und Ende . . . . . Nein! —
Nichts weiter! — Walte um mich, tief verhüllt.
In Weisheit wart' ich, bis es sich erfüllt.

Digitized by Google

Rundschau.

Das kleine Botticellibuch.

Das Aphorismus macht Schule. Er verdichtet die Abhandlung zum Essai. Und das Buch zum Charakterbild. Der Verlag Julius Bard gibt unter der Leitung von Muther kleine feine Kunstbücher heraus. Er wird ihnen Musikbücher unter der Leitung von Richard Strauß folgen lassen. Alles bunt durcheinander, ohne feste Einschwörung: Cranach, die Stadt Wittenberg, Burne-Jones, Renaissance der Antike, Japanischer Farbenholzschnitt, Praxiteles, Venedig, Leonardo, moderner Impressionismus, zuletzt Botticelli von Emil Schaeffer. Es ist eine schriftstellerische Aufgabe, Botticelli auf vier Bogen zu bezwingen. Die vortreffliche Schulung der jungen Kunsthistoriker liegt in der leichten Hand, mit der Schaeffer das kleine Problem löste. Hingeworfen, hier und da angeknüpft, ohne Chronologie, aber reich an Hinweisen auf gleichzeitige Literatur und Kultur, ohne Übertreibung, ein paar Minuten farbigen Wissens, so stehen die Stücke neben einander. Auf den Fond der Wissenschaft leicht aufgeheftet, wie die niedlichen Illustrationen. Lieber allein die Töchter Jethros mit den großen Augen und den sodomitischtn Haaren und der weichen Rückenwendung, als das ganze langweilige Fresko, dem sie entnommen sind, „die Taten des Moses". Es ist ein Vergnügen so zu lesen. Der Autor fühlt keinerlei Verpflichtung Anfangsgründe zu lehren, er gibt Einblicke, Durchschnitte, Proben der geologischen Forschung in der Kunst. Die Gelehrsamkeit wurde ihm zum Mittel des Genusses. Die „hadernden Gelehrten, die die Pforten zum Reich der Venus umlagern" müssen sich ducken. Die Geburt der Venus, der Frühling, das Magnificat rauscht über sie dahin. Blumenduft, florentiner Luft liegt über der Lieblichkeit dieser Kunst. Heidnische Anmut, religiöse Innigkeit und die wundervolle Pause der Nachwelt. Eine Madonna schlägt die Augen nieder, die so volle Lider zeigen, so sehnsüchtige Brauen über der Kindernase und dem Blütenmund. Wir haben uns in sie verliebt, in die Venus Madonna, mit ihren Blumenstoffen und dem Duft des Haares hat sie uns berauscht, daß wir ihren Meister für einen großen Schöpfer, ja für einen Koloristen halten.

O. B.

Die Wohnung.

Das „individuelle" Zimmer erstreben wir heute. Unser Bett, Tische und Sessel, die Bilder an der Wand sollen unser Eigenstes offenbaren; wie wir sind und sein möchten. So haben es die tönenden Manifeste der jungen Generation in letzter Zeit oft genug verkündet. Immer jedoch, heute so gut wie vor fünfhundert oder tausend Jahren, schufen die Daseinsbedingungen einer Epoche, ihre besondere Art zu leben, ein schwer zu erklärendes Etwas, das, mächtiger als der zufällige Geschmack des Einzelnen, allen Wohnungen einer bestimmten Epoche eine bestimmte, von anderen leicht zu unterscheidende Note leiht. Natürlich übernahmen die Söhne das Haus der Väter, gaben jedoch hier eine Zierform als veraltet auf, fügten dort zu dem Ererbten ein neues Gerät, und forschen wir nach den Ursachen von alledem, so wird die Geschichte des Hauses unversehens zur Chronik der Sitten und Anschauungen seiner Bewohner, erweitert sich zur Kulturhistorie.

Wer eine solche, von diesem Standpunkt aus, schreiben will, dem kann W. Fred's Buch „Die Wohnung und ihre Ausstattung"*) eine wertvolle Disposition bieten. Fred selbst wollte „nur in Andeutungen sprechen", entwirft nur eine rasche Skizze der historischen Entwickelungen, aber seine Umrißzeichnung bringt die Hauptlinien und nur diese in der Physiognomie jeder Kultur-Periode sehr wirksam heraus. Jahrtausende werden mit bedächtiger Schnelle durchwandert. Wir sitzen in Agamemnons königlichem Palaste um die Feuerstätte, blicken aus einer heiteren Halle Sansovinos auf die Gondeln im Kanal, sprechen, umstarrt von der verschnörkelten Pracht des Louis XIV.-

*) W. Fred. „Die Wohnung und ihre Ausstattung." Mit 136 Abbildungen. Bielefeld und Leipzig: Velhagen und Klasing 1903.

Digitized by Google

Stiles, in möglichst preziösen Wendungen über Corneilles Cid, plaudern, umgaukelt von spöttischen Amoretten Bouchers, mit unserer Maitresse über Bürgertugenden und träumen, unserer zwanzig Ahnen froh, vom Glück der armen Leute. . . In Goethes heiligen Räumen verweilen wir zu kurzer Rast. Wie einfach scheint da alles! Die Tage, wo der Stil der Herrscher maßgebend war für die Beherrschten, sind bereits vorüber; früher „wohnten" nur die Großen und die Kleinen ahmten ihre Weise nach, so gut oder schlecht es ging; jetzt behauptet jeder Stand sein eigenes Wesen. Als Goethe bei dem Maler Melchior Kraus die Skizze zu einem Gruppenbild der Familie Wieland sah, war er mit der Einrichtung des Zimmers nicht ganz zufrieden: „es schienen ihm die darinnen angebrachten Meubles zu reich und prächtig für einen Autor zu sein" und „der neueste Geschmack, ganze Zimmer in altdeutscher und gotischer Art einzurichten", deuchte ihm schlankweg eine „Maskerade". Was hätte der alte Herr zu den maurischen Rauchzimmern und den chinesischen Boudoirs des späteren neunzehnten Jahrhunderts gesagt, zu dem planlosen Durcheinanderwerfen aller möglichen historischen und exotischen Stile, was zur verdorrten und verstaubten Schönheit des Makart-Bouquets unseligen Angedenkens! Die Dämmerung für alle Götter des guten Geschmackes war hereingebrochen. Man konstruierte Sessel, die, wenn man sich arglos niederließ „Heil dir im Siegerkranz" spielten, ersann die „gute" Stube, ein Ding, das zwischen Schreckenskammer und Lachkabinett die Mitte hielt, und während Isabella d'Este „cose tristi e vulgari" in ihren Gemächern nicht duldete, war es einem Hebbel „gleichgültig, ob die Mobilien, die Tische, Sofas u. s. w. an Eleganz zunehmen. Im Gegenteil" — schrieb er — „es widert mich an, wenn sich das Handwerk der Kunst bis zu dem gefährlichen Punkt nähert, wo es mit ihr verwechselt werden kann".

Der Erhebung des deutschen Geschmackes aus solcher Schmach, der Wiedervereinigung von Kunst und Handwerk zum Kunsthandwerk widmet Fred den zweiten Teil seines Buches. Jene Motive, aus denen sich der neue Stil entwickelt, werden hervorgehoben. Von den Engländern haben wir gelernt, daß bei Möbelformen „in der Einfachheit der geraden Linie und der einen Farbe die höchste Schönheit liege" und wie sich „Bequemlichkeit mit starker Wucht des Ausdrucks" verbinden lasse. Van de Velde, dieser Fanatiker des Reinkonstrukiven gab die stärksten Anregungen und den Japanern endlich danken wir die Artisten-Freude an Farben-Nuancen. Auch hier weist Fred das Richteramt des Historikers von sich; dagegen möchte er „nützliche Anregungen" geben: „Die Wohnung soll ein Rahmen sein, in den der Mensch selbst das Bild einzeichnet." Seine Ratschläge offenbaren hohes Kulturgefühl und zielsicheren Geschmack. Aber es ist ein eigen Ding um die Erziehung zur Kunst. Wem es gesagt werden muß, daß man eine Reproduktion, die fünf Mark kostet, nicht in einen Prunkrahmen zwängen darf, der wird, — einmal darüber aufgeklärt, — es gewiß an einer anderen Stelle, etwa in der Wahl seiner Poterien versehen. „Das Unkraut merk' ich, rottet man nicht aus," wird Fred noch oft mit Grillparzers Gregor sprechen und gleich dem frommen Bischof zufrieden sein müssen, „wächst nur der Weizen etwas drüber."

E. S.

Skepsis und Mystik.

Aus den dumpfen Hütten der gezüchteten Mystik läutet es wieder Sturm, und die Bettelmönche mit zerrissenen Gewändern ziehen wieder durchs Land, um wie Dachshunde überall nach dem Universum zu wittern. Dies Treiben geht schon seit einiger Zeit, unter Leuten von mancherlei Art; man hat es nicht beachten brauchen. Nun aber mischen sich Gesellen des freiesten Geistes darunter, Freibeuter, die vieler Meere kundig sind; stolze Bettler, die ihres Reichtums freiwillig entsagen wollen. Die Worte, die Sprachen sind die Gewänder, die man jetzt zerreißt, in Staub und Asche tritt; die man schmäht und verflucht wie einen räudigen Hund; deren Fetzen man nun herumträgt, zum Zeichen daß die große Tat geschehen ist, die Ermordung der Sprache, die Vernichtung jeder Wahrheit und jedes Absoluten, und schon erscheinen fliegende Blätter, „gedruckt in diesem Jahr", um aus dieser neuesten Weltenverneinung ein Evangelium zu machen. Nun kommet her in die Hütten der gezüchteten Mystik, kommt in die feuchte Dumpfheit des sprachlosen Gestammels, holt aus den „Bergwerkschächten des Innern" den trüben Urschlamm des Gefühls; tötet euer Ich, „damit Weltich leben kann"; kommt zu „unerhörtem Frevel und wunderbarer Schönheit"; verlaßt die ungastlichen Gemächer des Denkens und Erkennens und der Worte und schreibt „vor sie, die wir von den wohnlichen Räumen unserer lustvollen Anschauungen und unsrer glanzerfüllten Lebenstriebe sorgsam getrennt halten, den warnenden Vermerk: Nr. 0". — Gustav Landauer, dieser ernste und suchende Mensch, meint im Ton der Verkündigung durch solche Botschaft dem sprachkritischen Werk Fritz Mauthners den Boden bereiten zu müssen.*) Die radikale Skepsis eines verwegenen Aufklärers soll unmittelbar zum narkotischen Getränk um-

*) G Landauer, Skepsis und Mystik, bei F. Fontane 1903.

Digitized by Google

gerührt und ausgeboten werden, durch das die Stummen des Gefühls nun mit dem korybantischen Lärm von Welterlösern in den alten Taumel ihrer Schwärmerei sich versetzen können. Die Wahrheit soll endgültig tot sein; jeder muß „mehrere parallele, ergänzende Weltanschauungen in sich parat halten"; wie ein Selbstmörder sich ins Wasser stürzt, so muß sich jeder „senkrecht in die Welt" hinabstürzen; jeder muß einsehen, daß die Sprache ein totgeborenes Kind ist; aber „auch der Tote muß noch getötet werden". Mystiker und Ketzer und ekstatische Nonnen, Max Stirner und Hugo von Hofmannsthal, sie alle werden mit der Zerstörung der Wissenschaften und Worte irgendwie in Beziehung gebracht. So wird mit ungeheurem Lärm das Weltalter des stillen, sprachlösten Zustands heraufbeschworen; — mit Worten sind diese Prediger freilich nicht vorsichtiger geworden, höchstens daß hinter den alten Ausdrücken, mit denen hier die Sprache beschimpft wird, in einer Klammer irgend ein Vorbehalt oder eine Warnung ausgesprochen wird.

Was ist nun eigentlich geschehen? Fritz Mauthner hat drei Bände gegen die Sprache geschrieben; ein Werk, das hier schon angezeigt worden ist und auf das noch ausführlicher zurückzukommen sein wird; voll staunenswertem Freimut, vielseitigster Bildung und radikalem Skeptizismus; ein cynisches und dennoch begeistertes Buch, das sich selber schmeichelt und verwundet, selber unsterblich nennt und selber tötet; frei und frech gegen alle Perücken, gegen allen Betrug und Mißbrauch der Sprache; gewaltsam eindringend in alle Sondergebiete des Wissens; kirchenschänderisch und doch fromm; manchmal sentimental unter seinen Wortleichen; jedenfalls ein sehr freies und vorurteilsloses Buch, eine staunenswerte Arbeitsleistung des in journalistischer Tagesfrohn Arbeitenden, mit dem die betroffenen Wissenschaften zu rechnen haben. Aber ist nun alles tot, Wahrheit und Wissenschaft, Denken und Sprechen? bleibt nichts die als Entsagung, der lachende Verzicht, die hohnvolle Resignation, die Zuflucht zu den „Stummen des Himmels"? muß nun wirklich die Mystik ein Beruf werden, eine turnerische Leistung wie der Kopfsprung, die der anständige Mensch zuwege bringen muß, eine Sache, über die man eine Broschüre schreiben kann? muß dieser elende Dualismus des Denkens (auf Nr. 0) und der „lustvolleren" Seelentätigkeiten wirklich nun gepredigt werden? muß man nun auf allen Gassen schreien: Leute, seid still, es ist nichts mit den Worten, sie führen nie zur Wirklichkeit; es ist nichts mit dem Denken; es ist nur ein Sprechen; es ist nichts mit eurer Welterkenntnis; sie ist nur die Grammatik eurer Sprache, sie ist euer Sprachschatz, euer Gedächtnis! Muß man nun allen Leuten drohen: es gibt kolossal große Zeiträume, es gibt Millionen von Jahren! es giebt Eiszeiten, die im Rhythmus von 21000 Jahren vielleicht alles vernichten und durcheinanderschütteln; was ist dagegen euer bißchen Spracherkenntnis?

Mit himmelsheitrem Lachen wird man dies alles hören; es ist wirklich nicht so schlimm. Die Hauptsache ist seit Jahrhunderten bekannt; Sextus Empirikus wußte sie auch schon. Mauthner hat ein dokumentarisches Werk vollbracht, dessen wissenschaftlicher Wert hier übrigens ganz gleichgiltig ist; und jeder soll ihm glauben, der sich dadurch vernichtet fühlt; jeder soll ihn als einen frischen Zugwind nützen, besonders wer seine Worte in die Rauchkammer seiner separierten Denktätigkeit zu hängen pflegt; jeder soll ihn widerlegen oder berichtigen, der seine Wissenschaft bedroht glaubt. Allen, die mit Worten handeln, tut er sicher in dem oder jenem not. Alle, die ihre Worte lieben, werden ihn verstehen; denn nur der liebt seine Worte, der sie im geheimen auch fürchtet, den sie schon einmal zugedeckt haben, im Denken, im Lieben, im Dichten, dem sie schon einmal Leben verschüttet haben, den sie schon einmal tief schmerzten, dem sie schon einmal wie lustvoller Schauer gleitender Blumen gespenstisch durch die Finger huschten; oder den sie glücklich machten, den sie retteten wie treue Hunde, die in eiskaltes menschenfremdes Leben Spuren der Menschennähe brachten, dem sie fernes und nahes Erleben zu einem wundervollen neuen Begegnis zusammenbrachten, dem sie einmal geheiligt waren, wie eigene Kinder, die uns verpflichten.

Ist das Wort wirklich dies trübe Wasser, das nur zusammenrinnt aus dem Abfluß, dem eine unbegreifliche Wirklichkeit durch zufällige Breschen der Zufallssinne in unser Innenleben wirft? Ist Sprechen und Denken nur die Trübung an dem Spiegel in uns, der als Geist sich einzig bestrebt, eine absolute Wirklichkeit abzubilden? Ist das Wort und der Geist der schlechteste Platz, wo die Welt für uns sein kann? O diese gehetzten Nachläufer, denen die Wirklichkeit immer zerrinnt! Dies elende Erkennen, das wie ein lahmer Köder den Windhunden einer endgültigen Wahrheit da draußen nachrennen muß; dann kommt er abends erschöpft nach Haus und man bringt ihm die Bettelsuppe einer Allerweltsmystik! Es ist beschämend, daß nach der großen Philosophie des deutschen Idealismus solche invaliden Auskünfte immer noch gesucht werden; daß eine gewiß betrübliche naturwissenschaftliche Phantasie und ein paar entwicklungswütige Aufklärungsgedanken immer wieder das Bewußtsein innerster, unmittelbar ergreifbarer Werte in Frage stellen können, deren Rechtfertigung doch nie und nimmer von der Geschichte ihres Entstehens und den Hypothesen über ihren Ursprung abhängen kann. Dies

Digitized by Google

Wertbewußtsein, dies Wirken innerer Kategorien, das nicht nur dem Denken, sondern allen Funktionen der erlebenden Seele ihren tiefsten Inhalt, ihr Formgesetz zuteil werden läßt, das Gesetz intellektueller Auffassungen so gut wie das Gesetz des rhytmischen Erlebens, dies Bewußtsein innerer wertschaffender Tätigkeiten stellt sich dem mystischen Taumel des bankrott sich erklärenden Intellekts und den Drohungen naturwissenschaftlicher Aufklärung nicht als diskutierbare Tatsache, sondern als Lebensüberzeugung, gegenüber. In dieser erlebten Überzeugung von Wert und Unwert, von Schönheit und Häßlichkeit, von Gott und Teufel, von Lichthelle und bangen dunklen Schatten stand aller Idealismus von je zusammen, Kant und unsre Klassiker, Fichte und die Romantik so gut wie Christentum und Mystik, griechische Philosophie und eleusinische Mysterien u. s. w. Und so steht heute wieder ein aufblühender wissenschaftlicher Idealismus mit dem gesteigerten Innenbewußtsein neuromantischer Kunst und vielen anderen Erscheinungen des heutigen Lebens in einer Linie. Da soll nicht der Unfug jener separierten Gemächer gelten; Wahrheit ist nicht Kopie, Erkennen ist nicht Abbilden; in der Seele selber ist die Wahrheit als Gesetz der Verknüpfungen, als Formgesetz ihres schaffenden und empfangenden Lebens. Nach dem Glauben idealistischer Philosophie wird ja die Objektivität unsres Weltbildes gerade durch das verbürgt, was gewöhnlich als das Subjektive gilt. Die Kategorien sind nicht trübende Augengläser, sondern produktive Tätigkeiten; Malen ein produktives Schauen, Erkennen und Dichten ein produktives Aufnehmen. Es gibt nicht eine Welt hier und eine dort; dazwischen die Hundehetze des Erkennens, zur Erholung und Tröstung der Schleichhandel des Gefühls. Es wird nicht der ganze Wald des lebenden Bewußtseins erst ausgerottet, damit der Wüstenwind sprachloser Mystik freie Bahn hat; sondern es ist der Glaube, daß wo die hohen, starken Bäume aus der fruchtbaren und gedüngten Erde sich heben, da auch das geheimnistiefe abendliche Weben der Stille sich verkündigen müsse; wenn die Vögel still geworden sind, wenn die Arbeit getan ist, wenn die hohe Mutter alles Lebens über die bestellte Erde schreitet. Es ist wirklich ein Elend, daß durch das harte, helle, offene Buch Mauthners nun alle dumpfen Seelennebel durchgetrieben werden. Mauthner selber ist schuld daran. Er meinte das Erkennen und die Worte radikal zerstören zu müssen, weil unser Wissen darin über sich selber nicht hinaus dringt; weil wir zum Ding an sich doch nicht kommen. Aber kommt die Seele über sich selbst hinaus, wenn sie stumm wird? Gewiß empfängt sie die ungenannten Dinge ohne Wort; gewiß ist ihr tiefster Rhythmus und Klang ohne Wort; gewiß kommen die leisesten Quellen hervor ohne Wort, wenn sie selbst namenlos geworden ist. Aber „senkrecht" in das All taucht sie nie; sich selber verliert sie nie. Auch die neunte Symphonie löst sich in Worte; auch die innerste in Gott versunkene Seligkeit löst sich im Gebet; auch die blinde Tiefe des namenlosen Geschehens, dessen *eine* Deutung „das Schweigen" ist, wird uns faßbar erst, indem wir ihm diesen Namen geben. Mich dünkt Maeterlinck, der vom Schweigen mit Worten redet, viel weiser als Mauthner, der mit Worten gegen Worte redet. Denn um endlich zum Mittelpunkt zu kommen: Worte sind unsre Deutung des Lebens, unsre Besitzergreifung von der Welt, unsre Rettung vom Untergang der Sinne und der Seele in der blinden Tiefe endloser Gleichgültigkeiten; sie sind die treuen Hunde, die in die ewige Fremdheit der Sachwelt die Spuren der Menschenwege bringen. Wortbewußtsein ist im letzten Grunde Wertbewußtsein. Die Sprache ist ja Metapher, Symbol, Bild in allem und jedem, schon in den Klangnachahmungen; nur kann man eben diesen Sachverhalt genau umgekehrt wie Mauthner deuten. Nicht nur der elende Jammer des sprachlichen Lebens beruht darauf, sondern auch sein Segen, sein Wert, seine Wahrheit und seine Schönheit. Da ist gar kein Unterschied zwischen Denken und Fühlen, so wenig wie zwischen den Kategorien des Verstands und der Seele. Wie wäre die Welt uns faßbar, wenn sie es nicht durch Worte wäre! Wie wäre — am letzten Ende dieses Wegs — Gott uns faßbar, wenn er nicht Welt würde! Friedrich Hebbel hat es am deutlichsten, wenn auch nur in ein paar flüchtigen, übersehenen Sätzen gesagt, daß die Sprache die glänzendste Illustration der neueren Philosophie ist: eben als unsre notwendige Anschauungsform wie Raum und Zeit, die uns die unsrer Fassungskraft fort und fort sich entziehenden Objekte dadurch näher bringt, daß sie sie bricht und zerbricht. — Mauthner hat von einem möglichst naturalistischen Standpunkte aus die Sprache wie irgend ein naturwissenschaftliches Objekt kritisieren zu können vermeint, aber Sprachbewußtsein ist ja Kulturbewußtsein, über ihrem Wert und Unwert ist von jenem Standpunkt aus gar nichts zu sagen. Wir brauchen eine Kulturphilosophie der Sprache!

Das unendlich komplizierte Geflecht, in dem sich diese Tatsache des sprachlichen Lebens verwirklichen muß, tut dem allem keinen Abbruch, wenn auch all die Sklaverei und das Betrugswesen dadurch entsteht, das Mauthner oft so glänzend aufdeckt. Die Notwendigkeiten unsrer seelischen Formgesetze scheinen durch die Sprache nicht zum einfachen Ausdruck, sondern mehr oder weniger in der Sphäre des Willkürlichen, in unsere Herrschaft zu kommen. Aber was

Digitized by Google

Mauthner als Bindung und Trübung wie ein Schwergetroffener schmäht und verfolgt, das ist andern doch eben das Heil und die Sicherheit unseres Erkennens und Lebens. Der Streit steht nicht um Sachlichkeiten, auch eigentlich nicht um verschiedene Grade von Bescheidenheit oder Wahrheitsfanatismus, sondern um Lebensüberzeugung und — bewertung, um die einfache Deutung eines von niemand bestrittenen Sachverhalts. Mauthners oft cynisch gesteigerter Skeptizismus treibt das Menschsein als eine elende Herrlichkeit in den gleichgültig unbarmherzigen Ablauf eines dunklen Geschehens; aber gewiß kommt sein Buch „als Weltanschauung" zu spät; eine neue Generation setzt froh lachend ihr Bekenntnis ihm entgegen; mag dieser Zugwind die Perücken nur fortnehmen, auch uns selber treffen und dies und jenes rein machen; vor allem sich mit dem Streben verbünden, das vielerorten schon wirkt um das Dumpfe hell zu machen, das Schwere leicht und das Kriechende beflügelt; all das gibt gewiß noch keine Zerstörung Jerusalems; es gibt eher Freude und Helligkeit, wenn das Leben Sprache wird, wenn das Geschehen Bewußtsein wird, wenn das Göttliche menschlich wird. Das bohrende, dunkel drängende Wahrheitssuchen, der „Hunger nach dem Unerreichlichen" verläßt den Geist schon von selber nicht mehr. Warum ihn immer mehr in den Spießrutengang des verzweifelnten Fragens hetzen? — Als Jacobi und andre vor hundert Jahren nicht aufhören wollten, den Dualismus von Denken und Fühlen, von Nichtwissen und Empfinden, von Skeptik und Mystik zu predigen, vertrat Schelling in glänzendem Kampfgang noch einmal die alten Forderungen seiner Genossen. Es handelte sich um Gott selber. Schelling war alt geworden; nur noch die dunklen Fragen der Mysterien umdrängten ihn; er forschte in die Tiefe des Unerforschlichen. Man hielt ihm entgegen, dies sei nur ein partikulärer Gott, der dem Ich „auf seinem armseligen Erdsphäroid" eigentümlich zugehöre; der wahre Gott sei was er sein wolle. Schelling gab diese Einwände zurück: „Wenn er menschlich ist und sein wollte, wer darf etwas dagegen einwenden?" Er lehrte das Recht einer totalen Vermenschlichung Gottes; er spottete über die Weisheit, daß wir im ewigen Schnappen nach ihm begriffen sein sollen, und über die Weisen, die uns diese Auskunft unter dem Titel der Ahnung, der Sehnsucht, des Gefühls als die vollkommenste Art, einer Sache gewiß zu werden, aufreden wollen. — Und mir scheint er mit diesem tollkühnen Glauben, vom äußersten Ufer des Erkennens aus auch noch in das ewige Dunkel Helligkeit der Menschenwege bringen zu können, viel weiser und bescheidener als seine Gegner. Wenn schon ewig unbegriffen das Weltgeschehen seinen Gang geht und, nie völlig ausgesprochen, die Worte der Natur in den Dingen liegen, warum sollen wir da nicht jedes Gedankens, jedes Wortes froh sein, das in uns sich erfüllt, das in uns erkannt und erlebt wird, das uns Erkennenden und Erlebenden eine Welt baut, die wir begreifen, weil wir sie selber sind. Die Worte sind wie unsre Geliebten, Lieder die wir selber singen; und keiner von uns kann Gott und das Universum, kann das Lied der Dinge lieben, wenn er nicht zuvor einen Menschen und ein Wort geliebt hat. E. K.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Berlin.
Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Roack & Co.

Digitized by Google

Romantischer und historischer Sinn.

Von **Erwin Kircher.**

Een nieuwe lente en een nieuw geluid: dies Wort voll Frühlingsflut und Verheißung, das wie ein Refrain durch die schönheitstrunkene Dichtung des jungen Holland geht, ist die Losung einer ganzen über Europa verstreuten Generation. Eine „unsichtbare Kirche" wie in den Tagen der alten Romantik scheint sich zu bilden. Ein neuer Geist, voll der goetheschen Sehnsucht, allen Sonnenschein und alle Bäume, alles Meergestad und alle Träume ins innerste, eigenste Leben der Seele zu ziehen, voll einer bis zur Religion erhöhten Weltfreude, aber die Geheimnisse ehrend und still vor den einfachen und großen Dingen, die heiliger sind als das Glück, solcher Geist wird allerorten fühlbar, in Werken der Kunst und der Forschung, in Worten der Klage und des zuversichtlichen Träumens, in Bestrebungen des Alltags und der Praxis, ja schon im Gespräch stiller, abseitsstehender Menschen in irgend einem Winkel der Stadt, und vielen deutet er auf das Nahen eines neuen Kulturzeitalters, eines streng und freudig schaffenden Idealismus, eines Geschlechts, das sein Leben in Notwendigkeit leben und es erhöhen will durch „die heiligen Spiele der Kunst." Noch ist kein Name, kein Mittelpunkt, kein gemeinsames und streng verbindendes Bekenntnis da, und im wirren Suchen und der Unrast des hierhin und dorthin Greifens sind die müden Spätlinge und Verirrten nicht immer von den Suchenden zu scheiden, die vom Dunklen ins Helle streben. Aber in der Ferne leuchtet den meisten derselbe Stern, sie hören hinter dem umschließenden Nebel das Geläut derselben Glocken, daß sie immer weiter wandern müssen. „Wo ist ein Meer, in dem man wirklich noch ertrinken kann, nämlich ein Mensch?" So geht die alte Frage, und im Traum wenigstens treffen sich die in der Gegenwart Zerstreuten. Der neue Mensch! Er ist dieser Traum und er allein jenes Meer. Der Mensch Nietzsches, der Mensch Rodins, der suchende und verzehrte Adorant deutscher Künstler, der Unheilige voll Mystik und Lebensdrang, dessen Gewissen die Phantasie ist, „dieses gewissenloseste Ding", der Unselige voll dionysischer Trunkenheit, aber mit dem scheuen Herzen des ewigen Kindes, wie ihn nordische Dichter schufen: so viel Künstler, so viel Irrende, Wandernde, die alle, wie der Fremdling des Novalis, vertrauen auf dem Weg „nach Hause" zu sein. — Und die verschollenen Kunstzeiten werden wieder lebendig gemacht, im Sinn dieser Sehnsucht gedeutet. Man sucht die Vorfahren, die geschmähten und übersehenen, die verwandten Menschen in den fremden Zeiten. Die alte deutsche Romantik ersteht in Büchern von seltener Schönheit; die Seelen grüßen einander über ein Jahrhundert weg. All die siegesfrohen, hoffenden, überschwänglichen Menschen ziehen vorüber, die ihren unverstandenen Kunst- und Lebenstraum, übermütig verschwendend, durch die Mühsale einer engen Wirklichkeit

Digitized by Google

festhielten, bis sie als Müde, Besiegte, Verzagende und als mirakelfromme Toren endeten. Man fühlt darin nicht den Zusammenbruch von Spätlingen, sondern das Schicksal von Seelen, die den Sonnenflug wagten und geblendet wurden. Der romantische Mensch, der im Leben Besiegte, ist in einer neuen Deutung zu einem umfassenden Symbol heutiger Kämpfe geworden. Und man vertraut mit Novalis: vergänglich ist nichts, was die Geschichte einmal ergriff, aus unzähligen Verwandlungen geht es in immer reicherer Gestalt erneut wieder hervor.

I.

Neuromantik pflegt man seit Jahr und Tag die wichtigsten Strömungen zu nennen, die den neuen Kunstidealismus ins Leben riefen. Heut ist noch kein besserer Name zu finden. Vor allem: dieser Begriff ist grenzenlos weit. Er engt das werdende Leben nicht ein. Er bündet die Bestimmungen des Geisteslebens nur in bezug auf letzte allgemeinste Lebenswertungen zusammen. — Noch hat ja niemand das ungeheure Phänomen des Romantischen uns erhellt. Alle geschichtlichen Antithesen waren zu eng. Sogar im griechischen Gefühlsleben hat neuerdings U. von Wilamowitz romantische Elemente nachzuweisen gesucht. Das Rätsel der Romantik scheint zum Rätsel der Seele selber zu werden. Was ursprünglich als eine einmalige Summe historischer Vorgänge erschien, als Ausartung bekannter geschichtlicher Bedingungen, erscheint jetzt als eine jener seltenen, unbegreiflich und doch gesetzmäßig auftauchenden Epochen, in denen die Seele selber erwacht, diese rätselvolle Wirklichkeit des inneren Lebens, von der bisher nur die Dichter gesprochen haben und die jeder zergliedernden Wissenschaft zu spotten scheint, diese Wirklichkeit, die so viel einfacher, gesicherter, wahrhafter scheint als das gewöhnliche, differenzierte Bewußtseinsleben, die gleichsam von einem tieferen und ursprünglicheren Einheitspunkt aus erlebt wird als die Wirklichkeit, die das Ich unserer getrennten psychischen Vermögen sich zu erschaffen vermag. — Von hier aus läßt sich wenigstens ein allgemeinster Begriff der Romantik aufstellen. Nichts entscheidet so sehr über das Wesen einer Kultur als der Weg, den der Mensch nimmt in seinem künstlerischen Hören und Schauen, in seinem wissenschaftlichen und sittlichen Vermögen, um sich selber auszugestalten im Stoff des ihm gegebenen Lebens, um sich zu deuten in den Erlebnissen und Sachgehalten seines Bewußtseins. Denn diese Deutungen sind eben seine Kunst und seine Wissenschaft, seine Sittlichkeit und seine Religion. Es gab nun große und herrliche Kulturen, die den Weg von den Sichtbarkeiten aus nahmen, denen Form und Gestalt des äußeren Lebens, das Verhältnis der Farben, Töne und Bewegungen und all die übrigen Werte der Erscheinungswelt das Letzte, Gewisseste und Objektive waren, gleichsam ewige Formen, denen die geistigen Inhalte und Deutungen nur wie eine wechselnde Willkür, oder, in den hohen Zuständen der Vollendung, wie ein selbstverständliches Geschenk innewohnten. Umgekehrt ist es nun das Wesen aller Romantik, daß sie vom inneren Leben als dem einzig gewissen, wirklichen und wahrhaft Objektiven aus die Sichtbarkeiten und Sinnlichkeiten sich vertraut und zu eigen zu machen sucht, und daß dies innere Leben von der Seele gelebt wird und all seine Wurzeln bis in jene Einheitssphäre hinabsenkt, die dem Weltwesen inniger verwachsen und näher verwandt scheint. So wächst das Wesen und der Sinn der Romantik über alle bloß künstlerischen, ja schließlich über all seine einzelnen geschichtlichen Inhalte hinaus; es wird begriffen als ein ursprüngliches und innerstes Verhalten und Vermögen, die Welt ins Bewußtsein zu ziehen, die Dinge als schön zu empfinden und zu den letzten Werten und Bedeutsamkeiten unseres Lebens in

Digitized by Google

Beziehung zu setzen. So schließen sich denn als Geschichte des Romantischen all jene Erscheinungen, Menschen und Zeiten, ihre Künste und Wissenschaften, ihre Lebenshaltung und ihre Sittlichkeit zusammen, in denen jenes Verhalten der Seele im Wandel bestimmter historischer Bedingungen sich verwirklicht.

Die geschichtliche Form des Romantischen, an die unsere Neuromantik anknüpft, ist nun jene Gedanken- und Kunstwelt, in der der romantische Geist zum ersten Mal sich selber als eine durch die Jahrhunderte heraufgewachsene selbständige Form des Weltfühlens begriff. Die unbewußte Mächtigkeit des romantischen Lebens, wie sie etwa in der deutschen Gotik unvergleichlich zu Tag kam, ist da schon durch das moderne Bewußtseinsleben gebrochen und aus ungeheurer Verfeinerung beginnt sich eine erste Form romantischer Dekadenz herauszubilden. Was deren Gefühlswelt von allem damaligen Klassizismus streng unterscheidet, ist vor allem die Selbstherrlichkeit, mit der sie in all ihrem Werten und Empfinden in den Grenzen des modernen Individualismus verharrt. Sie hat eigentlich erst diesen Individualismus, der nicht mehr die Allgemeinidee des Einzelnen, sondern seine schlechthin einzige einmalige Totalität betrifft, in Kunst und Wissenschaft zum Sieg gebracht. Nicht den Göttern will man glauben, die außerhalb sind, im christlichen Himmel, in den Dogmen einer allgemeinen Vernunft, in den rationalen Bindungen, die über die Einzelseele hinausgreifen. Sie stellen den Traum von sich selber als das heilige Bild auf; ihm beugen sie sich und nennen es ihren Gott.

Manche Generationen des modernen Europa waren schon an der Arbeit gewesen, den „vergrabenen Tempel" aus dem Innersten, Eigensten der Seele ans Licht zu heben, um darin zu opfern. Wie der Individualismus alle Provinzen des Innenlebens allmählich erobert hat, ist noch nicht gezeigt. In der Renaissance kam er in den Willen und ins Blut. Menschen und alle Dinge der Natur lagen vor dem Machtwillen des Einzelnen als fremder, „objektiver" Stoff, als Werkzeug der Macht. In der Geniezeit senkte er sich tiefer ein in ein erweichtes, empfindsam gewordenes Seelenleben, durchdrang die feinsten psychischen Erlebnisse, die Beziehungen zur Welt, und wurde zum Quellpunkt aller ästhetischen Umwertungen. Die Welt fing an eine „état d'âme" zu werden.

In der immer begehrlicher ausgreifenden Entwicklung des Individualismus ist es nun das Wesen dieser Romantik, wie es das Wesen vieler heutiger Kämpfe ist: den Subjektivismus im Subjekte selber zu überwinden. Sie taucht in in alle lockenden und gefahrvollen Tiefen der in uns verborgenen Welt, rührt alle Strudel innerer Erregung auf, immer aber will sie die subjektiven Gefühlswirren überwinden, und, von der ruhlosen Zufälligkeit des realen Impulses erlöst, das Erleben in eine breitere Gültigkeit überführen. Sie will das Leben der Seele selber leben, die Wirklichkeit ihrer letzten Tiefe. Im modernen europäischen Gefühlsleben gab es keine andere Generation, die dasselbe in so umfassendem Sinn versucht hat. Dies romantische Streben ist mit bedingt durch eine der merkwürdigsten und folgenreichsten psychischen Wandlungen, die sich in dem einen Menschenalter zwischen Geniezeit und Romantik begeben hat. — Die genialischen Menschen des Sturms und Drangs, die letzte Generation, in der unsere modernen Lebensgefühle noch verwurzelt sind, wenige junge Leute, die in einem unerhörten Maß neue Dinge als schön empfanden, sie blieben doch im Genuß des naturalistischen Trieblebens befangen. Das intensiv gesteigerte Empfinden als solches war ihnen schön. „Gottes Ozean und Gottes Menschen" sollten Ebb' und Flut erleben nach den magischen Gesetzen des Naturlaufs: das war ihre frohe Botschaft; und so warteten sie diese Stunden gläubig ab, in denen das Leben in einer großen reichen Flut in ihnen aufstieg und sie willenlos in die eigene Tiefe fortschwemmte. Damals ging alles große Erleben wie ein rauschender bacchantischer Zug voll Trauer und Freude, Lust und

Digitized by Google

Hohn, Rausch und Gebet durch die Gassen der Seele. Selig unwissend oder doch unbekümmert, im Dunstkreis des Unbewußten, der ein großes Handeln und Empfinden immer beschützen muß, und noch mit der Kraft, sich ans Leben zu verlieren. — Kaum ein Menschenalter danach, in der Romantik, ist diese Kraft plötzlich verschwunden. Jetzt auf einmal — und fast unmerklich vorbereitet — gehen die Schicksale mit einem unheimlichen Gefolge spähender, argwöhnischer, verzerrender, hohnvoller Gesellen, — sie gehen zwischen Spiegeln durch die Seele. Unter den Romantikern ist zum ersten Mal von Spiegeln als einem Gleichnis seelischer Erscheinungen die Rede. In diesem Bild liegt die ganze Schönheit und Erbärmlichkeit ihres Erlebens. Es zeigt den Quell ihrer tiefsten Qualen und Freuden. Man empfindet einen großen Reichtum darin, als wenn kein Erleben vollständig wäre, das keinen Spiegel hat; etwa wie ein Festzug eigentlich erst im Beschauenden zustande kommt. Die unmittelbaren, materiellen Affekte geben keinen ästhetischen Reiz mehr. Das Verschlungensein in den Drang des Moments gibt keine Lust. Man will die Schwere besiegen, man will darüberstehen, nicht nur die Dinge, die Objekte beherrschen, sondern die Gefühle selbst. Diese ästhetische Gleichgültigkeit gegen die elementaren Affekte ist eine seelische Basis aller neueren Romantik. — Aber wie viel Trauer, Abgrund, Gefahr und Armseligkeit liegt zugleich in der Schönheit, die der Spiegel so bedarf. Die ganze Ruhlosigkeit, immerfort flüchtende Glücksjagd, der ganze Ekel des in sich selber Geängstigten, Heimatlosen liegt in dem Bild. Der Romantiker fließt nach einem Wort Clemens Brentanos wie ein unendlicher Strahl, den nichts umarmt, ins weite Leben hinein, und er weiß nichts von sich und der Welt und irrt ruhlos und flüchtig, bis er dem Spiegel begegnet, der ihn aufnimmt. Jetzt fühlt er sich und weiß, daß er lebt, jetzt kann er sich und die Welt erkennen. — So rieseln diese Seelen, es sind Ricarda Huchs Worte, drangvoll über Stock und Stein, einen See oder ein Meer zu finden, das sie aufnähme oder in sich faßte. Und was alles ist diesen Menschen Spiegel! Die Geliebten, die Freunde, die Träume der Phantasie oder des Intellekts, die Erinnerung, die Philosophie, die katholische Kirche, alles tiefste, letzte, sie umarmende Erleben. Und wie kurz sind gewöhnlich diese Umarmungen! Dies ist ein innerstes Kennzeichen der neuromantischen Seele, ob sie in englischen Mystikern oder in deutschen Dichtern lebt: sie empfängt ihr Erleben wie aus einem Spiegel. Nicht in eigener Wirklichkeit steht die Welt, die innere und äußere, vor ihnen; nichts hat sein eigenes Leben. Nur die Scheinbilder und Gleichnisse der Dinge sind ihre Welt, die sie in den Spiegeln auffangen. Nicht dem Atem der Dinge lauschen sie demütig und still, sondern den eigenen Stimmungen, die um die Dinge wie feine Schleier oder wie heftige Gluten schwingen. Die Stimmungen, die states im Blakeschen Sinn, sind das produktive Vermögen der Romantiker. Geängstet in tausend Spiegelungen, schießt der Strahl in unzähligen Tropfen zerstiebend hervor und will die harte, niedere Ding-welt in einen Spuk von Traum und Schönheit verwandeln. Und so wird die Mystik die Erlösung von den Spiegeln. Die Stimmungen sollen kommen, in denen sich, nach Novalis' Wort, die Gedanken in Gesetze, die Wünsche in Erfüllungen verwandeln. Der eine erlebt sie als dionysische Flut, der andere als „magischen Idealismus", dem einen schafft sie seine Phantasie, dem andern sein ekstatischer Intellekt; dem einem wirkt die Mystik im Herzen, dem andern in den Nerven: sie alle sehnen sich nach „den dunkeln Gefühlen, die wie verhüllte Engel zu uns herniedersteigen", nach dem vermummten Tanz der unsichtbaren Geister in unserem Innern, nach den „namenlosen Begeisterungen, die Tonen des Kampfes aufwiegen, wo das irdische Leben tot und die Zeit nicht mehr ist, wo die Flamme vom dürren Holz sich löst und der entfesselte Geist zum Gott wird."

Digitized by Google

„Schon scheinen durch der Zweige Zackenrahmen
Mit Sternenstädten selige Gefilde,
Der Zeiten Flug verliert die alten Namen.
Und Raum und Dasein bleiben nur im Bilde."

Es sind die hohen Stunden des Schaffenden:

„Er aber hat die Schönheit stets gesehen,
Und jeder Augenblick war ihm Erfüllung;
Indessen wir zu schaffen nicht versteben
Und hüflos harren müssen der Enthüllung"

Dies sind die Worte Wackenroders, Hölderlins, Stephan Georges, H. von Hofmannsthals; aber es ist derselbe Seelenzustand, aus dem alle die symbolischen und phantastischen Visionen der Romantik, ihre Traum- und Wunschwelt, ihre „Wirklichkeiten" emporsteigen. Im Bild ist jeder Drang erlöst. Das wirre fesselloſe Gefühl hat sich aus sich selber gereinigt, gegen seine eigene Ruhelosigkeit gefestet und hat nun, in einem mystischen Einheitszustand erlöst, an einer Ordnung der Dinge teil, die über das persönliche Ich hinausragt. Der Subjektivismus ist im Subjekt selbst überwunden. Die Seele ist Herrin geworden über das Reich der Erscheinung. Sie erschafft die Dinge noch einmal, indem sie ihren Sinn noch einmal erschafft. Sie selbst ist ihr Sinn. Alles Dasein enthüllt sich in seiner Verwandtschaft und seiner Sehnsucht nach Erlösung im Geist. Der Mensch wird Welt. Die Kunst und das Wissen wird Offenbarung eines religiös gestimmten Grundzustands der Seele. — Es sind viele Zeichen da, daß dieser neuromantische Geist, als der Wille zu einer fast lithurgisch erfaßten Kunst, zu einer religiös gesteigerten Geschichtsfreude, zu einer mystisch erfaßten Wissenschaft, sich zu einem Siegeszug weit hinaus über das artistische Gebiet rüstet, daß er Kräfte sammelt, um sich zu einer umfassenden Weltbildung und -aneignung zu erweitern, um eine Epoche deutschen Kunst- und Geisteslebens zu begründen. Ob das gelingen wird, steht noch ganz ungewiß in der Ferne, soviel bedeutende Menschen — nicht nur der Kunst — diesen geheimen Konventikeln auch schon angehören. Sicher aber wird es Zusammenstöße und Kämpfe geben zwischen dem Alten und Neuen. Und weil sich die Menschen, in der Zeit der historisch Neutralen, verständlicher geworden sind als vor einem Jahrhundert, werden die Kämpfe härter und tiefgreifender sein, und die Antithese wird nicht mehr Romantik und Aufklärung, Mystik und Rationalismus werden. Ein Schutzkind der alten Romantik selber ist inzwischen zum mächtigsten Feind romantischer Invasionen erwachsen: Romantik und Geschichte, mystischer und historischer Sinn stehen jetzt gegeneinander. — Es reizt in Tagen, wo die Jünger des neuen Kunstidealismus schon ins Gebiet der Geistesgeschichte ausgreifen, wo Bücher wie die von R. Kaßner, R. Huch ꝛc., mit geheimer oder offener Verachtung der Wissenschaften, den neuen Geist für historische Probleme fruchtbar machen, der neuen Antithese ins einzelne nachzugehen.

II.

Der historische Sinn! Es handelt sich nicht um verborgene Heimlichkeiten der Gelehrtenseele, sondern um eine Weltmacht. Man hat das neunzehnte Jahrhundert mit Recht das historische genannt. In ihm ist der historische Geist fruchtbar geworden, „als sein sechster Sinn". Seine Wirkungen sind noch gar nicht auszudenken. Vergangenheiten von nie geahnten Dimensionen stürzten auf den Menschen herab. Bis zum Nebelfleck zurück zeigt man ihm seine Herkunft

Digitized by Google

und seine kosmischen Fahrten und baut ihm Leib und Seele aus den Erbstücken von Jahrtausenden auf. Allein schon die Menschheitsgeschichte wird zur erdrückenden Last, und wer einmal die schützende Dunstschicht des blinden Handelns durchrissen, auf den kommt alles Vergangene wie ein Bergsturz herab. Die Historisierung aller Lebens- und Wissenschaftsgebiete hat alle Horizonte verschoben, alle Perspektiven und den Stil, das Tempo des Lebens selber verändert. Von den religiösen Anschauungen und den kosmischen Spekulationen bis zu den Paragraphen der Gesetzbücher ist nichts unberührt geblieben. In die Unrast des Werdens wurde alles Sein fortgerissen; von dem Ungestüm des „Prozesses" wurden alle stabilen Werte erfaßt und auch die ehrwürdigsten erschüttert. Ganz neue Konflikte kommen in das innere Leben, indem das ruhelos gewordene Denken auch die tieferen Sicherungen des Gefühlslebens zu lösen begann. Niemals vorher hat die bloße Vermehrung des Wissens so sehr die seelischen Grundlagen selbst verändert, und durch Vermischung, Entartung und Bereicherung neue Möglichkeiten des Weltempfindens geschaffen. Die Inhalte der Seele wurden durch eine unübersehbare Fülle neuer Beziehungen zu fernen und vergangenen Dingen bereichert, so sehr, daß es oft scheinen kann, die toten Dinge regierten das Leben und der Mensch sei in ihre Herrschaft gekommen. Eine ungeheure Vorratskammer seelischer Masken wurde aufgetan, der Weltflucht, dem Betrug, dem hohlen Komödiantentum willfährig zur Hand und „dem geistigsten Fasching-Gelächter und Übermut, der transzendentalen Höhe des höchsten Blödsinns" ein aristophanisches Thema. Es klingt wie eine Vorahnung von Wedekind und Überbrettl, wenn in „Jenseits von Gut und Böse" dem historischen Plebejersinn neue „Parodisten der Weltgeschichte und Hanswürste Gottes" als Gefolgschaft prophezeit werden. Wirklich hat die Intellektualität der historischen Bildungsmenschen ein eigenes Nervenleben hervorgebracht, und mancher modernste Genüßling zieht daraus seine subtilen Reize. Strindbergs „an offener See" zeichnet einen solchen extremen Typus, einen Menschen von fast schon perverser Intellektualität, der seiner Geliebten z. B. am Meeresstrand ein Frühstück in kostbaren und aus aller Welt und Vergangenheit zusammengetragenen Porzellangefäßen serviert: „seine feinentwickeltnn Sinne suchten nicht die dürftige Schönheit in Form und Farbe, die so leicht altert, sondern er wollte in dem, was ihn umgab, Geschichte sehen, Erinnerungen an Weltbegebenheiten", worauf eine Analyse dieser raffinierten historischen Lustgefühle folgt.

Dieser Einbruch des historischen Bewußtseins in die moderne Welt ist eines der folgenreichsten und verwickeltsten Phänomene, und für den Psychologen ebenso interessant wie für den Geschichtsforscher. „Wir Historiker, zur Krankheitsgeschichte der modernen Seele", so wollte Nietzsche die leuchtende Kampfschrift ursprünglich nennen, die er, als Baseler Professor, gegen die „historische Krankheit" und die durch sie drohende Lebensentartung ausgehen ließ. In dieser Schrift steht zum erstenmal der Schaffende, der Künstler gegen den „historisch Neutralen". Die Wissenschaft ist zum Problem geworden und vor das Gericht der Kunst und des Lebens gestellt. Aber die Entartungen, gegen die hier stürmend Klage erhoben wird, gehen weit über die Verantwortlichkeit der historischen Bildung hinaus. Sie war noch gar nicht in der Welt, als diese selben Klagen schon durch Europa gingen: der Mensch ist Bruchstück, Form, Fragment geworden, die Instinkte sind geschwächt, die Totalität ist zerstört, die moderne Bildung hat den Ruin des lebendigen naturkräftigen Menschentums gebracht. Diese Weckrufe gehn von Rousseau über Herder und Schiller zur Romantik und sind nun hier bei dem großen Verkünder des schöpferischen Menschen, der romantischen, der künstlerischen Genialität zur heftigsten Gewalt gesteigert und gegen den damaligen Siegeszug der historischen Wissenschaften gewandt. Der Wille zur

Digitized by Google

Wahrheit ist schon Wille zur Macht geworden, die höchsten Exemplare sind der Sinn der Erde, nur das Genie ist ein Selbstzweck, alles andere ist Werkzeug und Sklave, aus der Sehnsucht der Gegenwart soll das Vergangene gedeutet werden. Der Geschichtsschreiber ist der rückwärts gewandte Prophet, hatte Friedrich Schlegel geschrieben. Der Spruch der Vergangenheit ist immer ein Orakelspruch: nur als Baumeister der Zukunft, als Wissende der Gegenwart werdet ihr ihn verstehen; das ist Nietzsches Botschaft. So steht er hier schon als der cäsarische Züchter und Gewaltmensch der Kultur gegen die Objektiven, gegen die Eunuchen vor dem großen geschichtlichen Weltharem, gegen die Religion der historischen Macht, der jeder Erfolg eine vernünftige Notwendigkeit enthält; er steht als Fürsprecher des Lebens gegen die im Fluß des Werdens schwimmenden und ertrunkenen Fanatiker des Prozesses; als Fürsprecher des „göttlichen Tiers" gegen den blasierten, sinnenschwachen Skeptizismus und den Gott der Geschichte, der innerhalb der Hegelschen Hirnschalen sich selbst durchsichtig und verständlich geworden sei; er steht als Kämpfer gegen seine Zeit. — Deutlich sieht man — trotz der unvergänglichen Wahrheiten des Buchs —, daß Nietzsche nicht imstande war, eine Psychologie des historischen Sinnes zu geben. Historische Bildung und historischer Sinn — das sind zutiefst zwei von einander unabhängige Erscheinungen und eine ohne die andere wohl möglich. Indem Nietzsche die Schäden und Auswüchse der einen aufdeckte, entging ihm das Wesen nnd die Wirksamkeit der anderen völlig. Er hatte sich bestrebt, nach eignem Geständnis, eine Empfindung zu schildern, die ihn oft gequält hat; er rächte sich an ihr, indem er sie der Öffentlichkeit preisgab. Aber diese Empfindung war viel zu leidenschaftlich erregt, von tiefsten Fragen der Menschenzukunft schon aufgewühlt, um an dem Lebensgefühl teil zu haben, das die eigentliche Quelle des historischen Sinnes ist. „Wir Historiker", in dieser Aufschrift verhöhnte er sich gleichsam selber, weil er am Kreuzweg der Wahrheit und der Sehnsucht, des romantischen und des historischen, des künstlerischen und des wissenschaftlichen Sinns wie so viele zuerst in die Irre gegangen war. Es ist der Wahn der künstlerischen Halbbildung, daß an dieser Wegscheide nur die Frage der größeren oder geringeren Begabung, der Fruchtbarkeit oder der Sterilität, des Weltfühlens oder des Stubenhockens sich entscheide. Für Menschen, die die Fülle ihrer Natur vor dem Handlangertum hier oder dort bewahrt, ist es vielmehr die instinktive Entscheidung eines Lebensgefühls und es gibt im Grunde keine Wahl.

Der historische Sinn ist keine Methode, kein „Herumschaufeln in Tatsachen", keine Rechenkunst, um den Wert vergangener Dinge zu bestimmen, überhaupt nichts Intellektuelles; sondern ein Lebensgefühl, das aus einem eigenen und einzigartigen Vermögen der Seele seine Nährkraft zieht. Dies Lebensgefühl ist bei uns Deutschen erst seit wenig mehr als einem Jahrhundert wirklich lebendig und scheint eine Entdeckung des deutschen, sicher aber eine besondere Anlage des germanischen Geistes zu sein. Seine Entdeckung fällt nicht mit dem Ursprung der modernen historischen Bildung zusammen. Dieser liegt ganz im intellektuellen Bereich. Seine Wurzeln in der „Aufklärung", also vor allem tief im 18. Jahrhundert. Der vergleichende, unterscheidende, kombinierende Verstand lernte die historischen Fakten und differenten Bedingungen in das Rechenexempel der rationalistischen Bewertungen einzustellen, er öffnete die Schleusen, durch die die Massen des geschichtlichen Stoffs in die Wissenschaften einströmten. Die verschiedensten Kräfte des Seelenlebens suchten einzeln oder in neuen Mischbildungen damit fertig zu werden, ehe sich ein spezifisch historischer Sinn rein herausbildete.

„In dreierlei Hinsicht gehört die Historie dem Lebendigen: sie gehört ihm als dem Tätigen und Strebenden, ihm als dem Bewahrenden und Ver-

Digitized by Google

ehrenden, ihm als dem Leidenden und der Befreiung Bedürftigen. Dieser Dreiheit von Beziehungen entspricht eine Dreiheit von Arten der Historie: sofern es erlaubt ist, eine monumentalische, eine antiquarische und eine kritische Art der Historie zu unterscheiden." Diese Nietzschesche Dreiheit bezeichnet die lebensvollsten und ältesten Formen des historischen Empfindens, aber sie beruhen durchweg auf Mischbildungen und sind noch nirgends zur Reinheit des historischen Sinns durchgebildet. Der Tätige und Strebende will aus der Enge seines Alltags erlöst werden durch das Bewußtsein, daß das Große einmal da war, und so beschreitet er den Höhenzug der Menschheit durch die Jahrtausende hin, wie der primitive Mensch seinen Mythus erlebt und wie wir durch die Kunst erlöst sein wollen. Der Verehrende und Bewahrende gibt dem Kleinen, Beschränkten, Morschen seine Würde und Unantastbarkeit wieder, indem seine Seele in diese Dinge übersiedelt und sich darin ein heimisches Nest bereitet, gerade wie in uns der heimliche Dichter Geliebtes und Vertrautes mit einem Duft von Schönheit und Traum umgibt und wie in alten Zeiten Sage und Lied sich um den Alltag schlangen. Und endlich der Leidende und Bedrückte, der um leben zu können eine Vergangenheit zerbricht und auflöst, zieht nicht anders die Dinge vor Gericht als es der Handelnde zu allen Zeiten getan hat. Es sind Überwältigungen des geschichtlichen Lebens durch den Intellekt, durch irgend eine einseitige apriorische Idealbildung, wie sie in der modernen Welt zuerst in leisem Anfang in der Renaissance und dann bei keinem schöner als bei Schiller auftauchen, oder es sind Spiele der ästhetischen Anschauung, wie sie in der Romantik sich ins Leben mischten; ganz anders aber ist das Wesen der Kraft, die im 19. Jahrhundert zum sechsten Sinn wurde, die den großen Forschern den Zusammenhang zwischen dem Wissen und dem Leben schuf und die aus der historischen Anschauung statt einer Lebensentartung, einem Eunuchentum gerade im Gegenteil ein im psychischen Sinn produktives Erleben gemacht hat.

Es handelt sich um eine jener elementaren Beschaffenheiten der Seele, um eine jener Grundfunktionen, die mit exakten Worten nicht zu bezeichnen und nur an ihren Ausgestaltungen im Material des Lebens, in den Sachinhalten des Bewußtseins zu erfassen sind. Solche Funktionen wie die ästhetische, die religiöse, die ethische, können sich an und für sich an all diesen Sachinhalten vollziehen, sie sind ein letztliches Verhalten der Seele im Zudrang des Stoffs und gegeneinander nicht abwägbar; denn beweisen läßt sich nach Simmels geistvollem Wort immer nur das vorletzte. Man hat das im „historischen Sinn" wirksame psychische Vermögen noch nicht unter diese Funktionen eingereiht oder es analysiert, aber zweifellos wird es der Psychologie gelingen, die primitiven Ausbildungen dieser Anlage festzustellen.

Wenn wir auf hohen Bergen stehen und durch klare reine Luft die Welt sich vor uns dehnt, wird manchem ein Wirklichkeitssinn seltsamer Art lebendig. Wir fragen die Namen der Städte, Berge, Flüsse und freuen uns dieses Wissens. Die Gegend ist nicht „schön", die Freude ist keine ästhetische Lust, auch keine bloße Neugier. Wir freuen uns dieser Wirklichkeit, des einfachen Soseins der Dinge; daß da unten die Flüsse so breit durch die Kornfelder fließen und daß auf jener Brücke, worüber eben die hohen Kornwagen fahren, vor Jahr und Tag dies und jenes wunderbare und seltsame Menschenschicksal geschehen ist. — Hier ist die primitive Form eines Wirklichkeitssinns wirksam, der bei Menschen Goethescher Art bis zur Religion erhöht werden kann. In einer seiner reichsten Ausgestaltungen ist er ein Quellpunkt des historischen Sinns. Ein seltsamer Zwang ist in diesem Anschauen: ein Stillmachen und Auslöschen eigenen Begehrens. Man liegt im Gras und sieht das Land in heller

Digitized by Google

Sonne, einfach und klar; Bäume, Hügel, Bauernhütten und eine endlose Ferne; man hält still, als dürfe man sich nicht bewegen, als störe jeder eigene Atemzug das reine Leben dieser kleinen Welt. Man weiß, daß all dies eine eigene Sprache hat, jede Hütte ihr eigenes Schicksal, man möchte diese Sprache hören, nur sie, und man möchte den Atem der Dinge selber empfinden. — Es ist ein Gefühl, das zwischen ästhetischen und sittlichen Phänomenen in der Mitte ist: eine so völlige Hingabe, daß man sich selber kaum spürt, ein so ruhiges Hinhorchen und Einsaugen der Wellen, die von den Dingen kommen, daß man das eigene Hinausströmen kaum empfindet. Und doch nicht die Bewußtheit irgend eines Gebots, nicht die Seligkeit der schönen Dinge, die sich uns als ein Vorklang von Glück, comme une promesse de bonheur schenken. Es ist die Macht als gegenwärtig empfundener Wirklichkeit, die doch dem Nahkommen und Einswerden mit einer leisen, aber zwingenden Fremdheit wehrt. Die fremden Dinge bekommen ihr eigenes Leben, aber sie besitzen uns nicht. Sie stehen vor uns im freien Losgelöstsein der Kunst, aber mit der Wahrheit des Lebens.

Dieser Gefühlston ist nun der entscheidende Bestandteil des rein ausgeprägten historischen Sinns. Er erschafft das Medium, in dem sich zwischen der fernen toten Tatsachenwelt und unsrem lebendigen Gegenwartsleben und Kulturbewußtsein jenes komplizierte Wechselverhältnis von Deutungselementen und ordnender, analysierender, gliedernder Tätigkeit vollzieht, als das sich das historische Denken und Begreifen dem Psychologen und Erkenntnistheoretiker darstellt. Wo dies Medium fehlt, da ist auch keine positive seelische Sphäre, in der sich die so verschiedenartigen intellektuellen Fähigkeiten des Gelehrten zu einem wirklichen historischen Erleben zusammenschließen könnten. Alle Freudigkeit des historischen und im weiteren Sinne wissenschaftlichen Erlebens und zugleich die ungeheure sittliche Macht, die stählend durch das stille Leben großer Forschender geht — sogar Nietzsche bewundert den unbezwinglich starken und zähen Mannescharakter der großen deutschen Philologen und Geschichtskritiker —, hat darum in jenem Sinn vor allem ihren Quell. Das künstlerische Erfüllen der toten Dinge mit dem Leben der eigenen Seele hat darin seine Grenze. Kein lauter Mensch hat an diesem Gefühl je teil gehabt. Nur der still in die Welt horchenden Seele wird es zuteil. Solche Menschen können das Leben nicht als eine genialische Täuschung empfinden, und sind scheuer und reinlicher, auch strenger gegen das eigene Erleben, als die Dichter; denn „die Dichter lügen so viel."

Dieser Gefühlston des historischen Geistes trat nun im modernen Europa, nach schwachen Ansätzen in der Renaissance, unter den genialen Menschen des Sturms und Drangs zum erstenmal flutartig in die Seele. Ehrfürchtig und hingerissen erlebten sie diese Stimmungen: der junge Herder und dann, in hohen Stunden verehrender Hingabe, vor allem auch der junge Goethe. Die Wertungen der Geniezeit waren ja bei weitem nicht ausschließlich ästhetisch oder gar artistisch. Im Gegensatz zum aufklärerischen intellektuellen·wurde geradezu ein sinnliches Wertsystem geschaffen. Das Leben als solches wurde als schön empfunden, seine rätselvolle Verschlungenheit, die Macht seiner uns oft so fremden Gewalten, die Unerschöpflichkeit des einfachen Soseins der Dinge. Die Freude am geschichtlichen Menschendasein schlechthin, am historisch individuellen Leben, die ein Vermögen vor allem des germanischen Geistes zu sein scheint, diese Lust erwachte mit der Gewalt eines fast religiösen Empfindens; und mit ihr eine neue Anschauung Shakespeares, die neue Weltempfindung des historischen Sinns. Herder, der die sinnenkräftige Dichterlust primitiver Völker aufspürte, der ihre Lieder sammelte und sie singen hörte vom jungen Lappländer, wenn er zu seiner Geliebten im Rentierschlitten jagt, oder vom Skalden auf der Meerfahrt;

Digitized by Google

der junge Goethe, der vor dem Straßburger Münster stand und den der Anhauch der alten starken deutschen Seele über die Jahrhunderte berührte; all diese heißen Menschen, die in lebenstollen Tagen sehnsüchtig nach der „Stille“ wurden, weil darin die Dinge in ihrem eigenen Leben atmen, sie hatten in ihren besten Stunden teil an dem neu erwachten Lebensgefühl — und ihre Führer wurden dann die großen Anreger des historischen Weltalters.

Die innerste Kraft dieses historischen Sinns wird noch sichtbarer im Kontrast mit dem romantischen Vergangenheitsempfinden. Romantischer und historischer Sinn — diese so vielfältig ineinander verschlungenen sind sich im Tiefsten gerade entgegengesetzt. Wie so viele Lebensgefühle der Geniezeit ist auch dieses völlig verwandelt unter den Romantikern lebendig geworden. Ihr historischer Sinn — von Friedrich Schlegels Frühzeit und seiner Begründung einer geschichtlichen Weltanschauung, somit also von den ungeheuren Fortschritten der historisch intellektuellen Bildung abgesehen — ist durchaus ein ästhetisches Phänomen und hängt mit den unbewußt wirkenden Formprinzipien des romantischen Gefühls zusammen.

Die Erinnerung enthält eine ästhetisch wirkende Kraft. Sie rückt alles in objektive Ferne, streift ab, mildert, verklärt, sie schützt uns vor der Zudringlichkeit gegenwärtiger Dinge und schafft durch die Distanz ein reines Anschauungs- und Gefühlsbild. In einem ästhetisch gesteigerten Gefühlsleben ist die Bedeutung dieser Erinnerungsbilder eminent. Im Traumleben entstehen unmittelbar Kunstwerke von seltenstem Reiz. Hier beleben und verschlingen sich im Unterbewußten die Zusammenhänge gewisser Lebensszenen zu den geheimnisvollen Gefühlen, die über den einzelnen hinausreichen und sonst nur der Kunst erreichbar sind. Hier vollzieht sich somit eine Formung des Gefühlsstoffs, die dem subtil gewordenen romantischen Empfinden sehr entgegenkommt. Die Dinge werden schön durch Schleier, die sich um sie weben, nicht ihre Gegenwärtigkeit, sondern ihr Fernbild gibt den ästhetischen Reiz. Wir sind von der Gewaltsamkeit des realen Impulses erlöst. — So tritt denn in aller Romantik eine Ueberflutung mit solchen Vergangenheitsbildern ein. Träume, Kindheitserinnerung, Schatten von Ahnung und Wissen huschen durch die Bücher. Man liebt, vergangene Menschen sich wieder zu erwecken und eigenes Erleben als vergangen sich vorzustellen. Man liebt den „historischen Sinn“, die alten Zeiten. Auch an ihnen haftet ja nicht mehr die Wirrnis und Trübung des Momentanen. Die Schleier, die der Dichter sonst zwischen das Ich und die Dinge breitet, sind von der Zeit geschlungen:

„Das macht so schön die halbverwehten Klänge,
So schön die dunklen Worte toter Dichter
Und alle Dinge, denen wir entsagen.
Das ist der Zauber auf versunknen Tagen
Und ist der Quell des grenzenlosen Schönen,
Denn wir ersticken, wo wir uns gewöhnen.“

Hier wurzeln die schönsten Gefühlswertungen der alten Romantik: die Ehrfurcht vor dem Alten so gut wie die heut trivial gewordene Rheinromantik; hier wurzeln viele Reize neuromantischer Kunst, die ihre stärksten Sinnbilder aus alten Kulturen und prunkvollen Zeiten holt; viele schmerzreichen Schönheiten der Dekadenten, die zum Leben kein andres Verhältnis haben, als daß sie es anschauen; hier auch die Freude an fernen Kunststilen, am Fragment, am Symbol und die ganze Empfindungsreihe, deren pathologische Ausartung die sog. „Berührungsangst“ ist; G. Simmel hat diese Distanzierungserscheinungen auf allen Gebieten als eine Tendenz des modernen Geistes dargestellt.

Nicht die Wirklichkeit ist in all diesem Empfinden schön, sondern das Gleichnis

Digitized by Google

und die Sehnsucht, die wir darum breiten; die Dinge leben nicht ihr eigenes Leben, sondern das Leben unserer Stimmungen; die Toten bekommen Macht über den Menschen: mit dem geheimnisvollen Anspruch neu gelebt zu werden, steht alles Vergangene, früher Geliebte, früher Gelittene um unsre Seele: wie die Schatten der Unterwelt, die Blut aus unsern Adern begehren. „ . . . Ist es doch, das Weh was in der Fabelwelt begraben liegt, mit dem zu mischen des heutigen Tages . . Ja wer mit Gräbern sich vermählt, der kann leicht wahnsinnig werden den Lebenden, — denn er träumt nur hier am Tag, wie wir träumen in der Nacht, aber drunten im Schlaf wacht er und geht mit jenen mitleidsvoll Hand in Hand, die längst verschollen der geschäftigen Eile des Tages sind": so hat schon vor hundert Jahren Bettina Brentano an die Günderode geschrieben. — Gerade die junge Bettina ist es aber, der ein kritischer Freund „Mangel an historischem Sinn" vorwarf, er meinte damit — und es ist dies vielleicht eine Etappe in der Geschichte dieses Worts — einen seelischen Defekt, den Mangel einer psychischen Qualität. Kein echter Romantiker hat in Wahrheit dies Lebensgefühl besessen. Mit diesem Mangel ist ihre schwermutsvolle Schönheit erkauft.

In Deutschland haben wir nun das wundervolle Schauspiel, wie eben dieser historische Sinn aus dem romantischen Gefühlsleben erwächst. Diese Entwicklung ist eine der schönsten und subtilsten in der deutschen Geistesgeschichte: wie allmählich, nach der großen politischen und sozialen Krise, Anschauung in Erkenntnis, Traum in waches helles Schauen übergeht, wie der Mensch aus der Herrschaft der Dinge zurückkommt, aus einem Kunstwerk wieder ein Künstler, aus einer Schöpfung wieder ein Schöpfer wird, wie er die Welt die ihn so geknechtet, mit wachen Sinnen erobert und ihr doch das Geheimnis läßt; sie kommen zurück im Überschwang der Genesung, mit einer „zweiten Unschuld" und nehmen die Dinge demütig in ihre Gewalt; manche lernen die Seele schlicht auf ein Einziges richten und empfinden im stillen Schaffen allen Frühlingsdrang großen Erlebens; in alle strömt ein stärkender Realismus, eine sieghafte Freude und über einigen liegt die goldene kühle Vollendung der reifen Dinge. So kommen die Dichter, die das alte deutsche Leben wieder stark und frisch vor sich sehen, dann die großen Philologen, dann die großen Historiker. Wir stehen in der Frühzeit der deutschen Wissenschaft, die sich aus dem sang- und klangreichen Treiben der Heidelberger Romantik entwickelt hat. Wir haben noch keine Darstellung dieser verwandlungsreichen Zeit. Die Anfänge der deutschen Philologie stehen aber in unsrer schönsten Gelehrtenbiographie: in Wilhelm Scherers „Jacob Grimm".

Eine der merkwürdigsten Übergangsfiguren ist Achim von Arnim, der in vielem so ganz unromantische Freund Clemens Brentanos. Seine Lust, vergangene Zeiten zu beschwören, ist aus Romantischem und Historischem seltsam gemischt. „Wir suchen alle etwas Höheres, das goldene Vließ, daß allen gehört, was den Reichtum unseres ganzen Volkes, was seine eigene innere lebende Kunst gebildet, das Gewebe langer Zeit und mächtiger Kräfte, den Glauben und das Wissen des Volkes, was sie begleitet in Lust und Tod, Lieder, Sagen, Kunden, Sprüche, Geschichten, Phrophezeiungen und Melodien. Wir wollen allen alles wiedergeben, was im vieljährigen Fortrollen seine Demantfestigkeit bewahrt, nicht abgestumpft, nur farbespielend geglättet hat, was alle Fugen und Ausschnitte hat zu dem allgemeinen Denkmale des größten neueren Volkes, der Deutschen: das Grabmal der Vorzeit, das frohe Mahl der Gegenwart, der Zukunft ein Merkmal in der Rennbahn des Lebens. Wir wollen wenigstens die Grundstücke legen und was über unsere Kräfte, andeuten, im festen Vertrauen, daß die nicht fehlen werden, welche den Bau zum Höchsten fortführen und der, welcher die Spitze aufsetzt allem Unternehmen". Dies schöne

Digitized by Google

Bekenntnis steht in Arnims Aufsatz über Volkslieder, der dem Wunderhorn vorausging. Und solchem hohen Vorklang folgten die Freunde der jungen Romantik, die Grimms, Uhland und all die anderen aus der Blütezeit unserer historischen Wissenschaften. So golden wie alter edler Wein ist die leuchtende Freudigkeit dieser forschenden Menschen und der Überschwang ihrer kleinen und großen Bekenntnisse. So wenn die Grimms über die Freude treuen Sammelns sprechen: „Das Geschäft des Sammelns, sobald es einer ernstlich tun will, verlohnt sich bald der Mühe, und das Finden reicht doch noch am nächsten an jene unschuldige Lust der Kindheit, wann sie in Moos und Gebüsch ein brütendes Vöglein auf seinem Nest überrascht; es ist auch hier bei den Sagen ein leises Aufheben der Blätter und behutsames Wegbiegen der Zweige, um das Volk nicht zu stören und um verstohlen in die seltsam, aber bescheiden in sich geschmiegte, nach Laub, Wiesengras nnd frischgefallenem Regen riechende Natur blicken zu können." So wenn der junge Ranke schwärmt: „All die Helden zu sehen von Aug' zu Aug', mitzuleben noch einmal, und gedrängter fast, lebendiger fast. Es ist so gar süß und so gar verführerisch", oder wenn er seine Lebenshoffnung zusammenfaßt: „Du kennst meine alte Absicht, die Mär der Weltgeschichte aufzufinden, jenen Gang der Begebenheiten und Entwickelungen unseres Geschlechtes, der als ihr eigentlicher Inhalt, als ihre Mitte und ihr Wesen anzusehen ist; alle die Taten und Leiden dieses wilden, heftigen, gewaltsamen, guten, edlen, ruhigen, dieses befleckten und reinen Geschöpfs, das wir selber sind, in ihrem Entstehen und in ihrer Gestalt zu begreifen und festzuhalten." In diesen Menschen bildete sich der historische Sinn zu einer Reinheit ohne gleichen aus. Sie taten ihre Arbeit in einer jener halkyonischen Zeiten der Meeresstille, in denen nach Ranke der Genius Freiheit genug behält zu großen Schöpfungen. Sie *lebten* ihre Wissenschaft, und der historische Sinn wurde ihnen nicht nur zum tragenden Grund unvergleichlicher Arbeit, sondern auch zur Bildungskraft reichen und umfassenden Menschentums. Hier steht die Historie erst wahrhaft im Dienst des Lebens, nicht im Sinn einer Nützlichkeit, sondern als eine produktive seelische Arbeit, als eine Tat des Lebens selber. „Das Ideal historischer Bildung würde darin liegen, daß das Subjekt sich rein zum Organ des Objekts, nämlich der Wissenschaft selbst machen könnte, ohne durch die Schranken des menschlichen Daseins daran gehindert zu werden, die volle Wahrheit zu erkennen und darzustellen", diese harten und das Menschentum scheinbar bedrohenden Worte, die Ranke an König Max schrieb, sind in Wirklichkeit das nie zu zu erreichende Fernbild des historischen Erlebens. Alfred Dove hat sie sehr fein erläutert: es ist nicht Neutralität, sondern Universalität des Mitgefühls, was hier gefordert ist. „Zur Höhe des Erdgeists will sich die erlebende Seele erheben, der in allem Tatensturm auf- und abwallt, feurig dabei und doch mit erhabenem Gleichmut, er weiß, daß das lebendige Kleid der Gottheit gewirkt wird."

Die historische Empfindung in ihrer höchsten Intensität hat so, schematisch betrachtet, den Gegenpol des neuromantischen Weltempfindens erreicht. Das romantische Erleben irrt als suchender Strahl umher, bis es dem Spiegel begegnet, der es aufnimmt und zum Bewußtsein des eignen Lebens, der eigenen Persönlichkeit bringt. Das historische Erleben stellt seine Spiegel selber gegen das Leben, Spiegel von einer so starken aneignenden Kraft, daß sie unsichtbar werden sollen „in der Klarheit des zurückgeworfenen Bildes". Hier wird das Selbst scheinbar ausgelöscht, indem es tätig in die Dinge eindringt und aufgeht; dort kommt es dadurch gleichsam erst zustande, daß es die Macht der Dinge erleidet und in ihnen einen Halt gewinnt. Hier leben die Dinge ihr eigenes Leben, dort leben sie das Leben unserer Stimmungen. Hier ist der Mensch der Spiegel, dort sind es die Dinge. Viel mehr als der

Digitized by Google

„objektive Mensch“ ist der Mensch des maßlosen Subjektivismus, der romantische, in der von Nietzsche bespotteten Gefahr: so sehr zum Durchgang und Wiederschein fremder Gestalten und Ereignisse zu werden, daß, was noch an „Person“ an ihm übrig ist, ihm zufällig und willkürlich dünken muß. Dafür aber, wo sich der andere bescheidet, wagt er den Sonnenflug. Historischer und romantischer Sinn, in diesem Gegensatz der Lebensgefühle verstanden, verhalten sich wie Wahrheit und Sehnsucht, wie Wissenschaft und Mystik. Dem einen gehört die begrenzte Erde, dem andern die Grenzenlosigkeit magischer Zusammenhänge. Wahrheit, im Sinn wissenschaftlicher Ergründung — erfaßt „das Entstehen und die Gestalt“; Sehnsucht, im Sinn mystischer Erfassung, denkt den Genius der Dinge aus, strebt zum Sein und zum Sinn. Die Mystik hat den Erlebenden von den Spiegeln erlöst, hier schenkt sie dem Forschenden die Beglückung innerlichen Schauens, intuitiven Denkens. Die Dinge als Werden oder Sein, als Relativität oder als Absolutes — andere Arten, sie zu betrachten, haben wir nicht. So stehen Romantik und Geschichte, mystischer und historischer Sinn — von jedem Punkt aus betrachtet — gegeneinander wie der Nord- und Südpol des menschlichen Empfindens.

III.

Das intuitive Denken hat nun, trotz dieser offenbaren Unvereinbarkeit historischen und mystischen Sinns, das Gebiet geschichtlicher Ergründung betreten. Über das Urteil des Moments, das kurze Aufleuchten künstlerischen Erkennens hinaus werden umfassende Geistesentwicklungen zu bewältigen gesucht. An die Stelle der wissenschaftlichen ist die künstlerische Begriffsbildung getreten. Dichter und „Platoniker“ sind an die Arbeit gegangen, um auf anderen als den öden und unfruchtbar scheinenden Wegen der heutigen Wissenschaft zu einer Erfassung geistiger Zusammenhänge zu kommen. Nach Essays von Maeterlinck, Hofmannsthal ꝛc. haben wir so bedeutsame Bücher wie R. Kaßners „Die Mystik, die Künstler und das Leben“ (bei E. Diederichs) und Ricarda Huchs Darstellung der deutschen Romantik erhalten.

Kein Zeitpunkt konnte günstiger sein. In der heutigen Geisteswissenschaft herrscht eine offenbare Ratlosigkeit und Verwirrung, was Ziel und Methode der Forschung betrifft. Seit Jahrzehnten hat ein Einbruch naturwissenschaftlicher Begriffe neben einer Fülle unverlierbarer Fortschritte und Anregungen eine offenbare Verheerung des geschichtlichen Denkens und eine Verkümmerung des historischen Sinns herbeigeführt. Die Zahl wurde zum Despoten, das Naturgesetz zum Phantom erhoben. Man will den Reichtum des geschichtlichen Lebens in eine Mathematik von Bewegungsvorgängen pressen. Man will den Werdegang des schlechthin einmaligen, einzigartigen Kulturgeschehens der rationalen Notwendigkeit unterwerfen, die für Aufklärerei und Rationalismus seit je das naturwissenschaftliche Bild der Dinge zu dem eigentlich „wissenschaftlichen“ gemacht hat. Diese Mechanisierung hat, wenigstens in der Forderung, alle Kulturwissenschaften gleicherweise bedroht. Auch das künstlerische Schaffen soll in einer naturwissenschaftlichen Ästhetik seine erschöpfende Deutung finden. „Das Entstehen und die Gestalt“ sind so sehr in den Vordergrund der Erforschung getreten, daß Sinn und Inhalt darüber fast vergessen sind. Auf jeden Einzelvorgang kommt der Bergrutsch aller vergangenen „verwandten“ Dinge als seine Erklärung herab. Jedes Motiv, jeder Inhalt, jede Tat wird durch den Kometenschweif „ähnlicher“ Motive, Inhalte und Taten „erklärt“. Das ist die Ausflucht einer völlig unfruchtbaren „Wissenschaftlichkeit“, die das Individuelle nicht

Digitized by Google

nach individueller Art zu behandeln wagt, wiewohl sie es einer rationalen Gesetzlichkeit doch nicht einzugliedern vermag. — In andren Gebieten schien es manchmal wirklich, als ob der Mechanismus des Geschehens sich lückenlos schlösse, als ob der Ring der Sichtbarkeiten den ganzen inhaltlichen Sinn eines Geschehens notwendig in sich umfange. Daß jedes historische Faktum an der Unsichtbarkeit unserer Wertungen teil hat, daß unter jedem solchen Mechanismus tiefere Schichten und zum Teil metaphysische Voraussetzungen ruhen, daß jedem geschichtlichen Sein tragend und schaffend ein Sinn innewohnt und jeder Wirklichkeit eine Sehnsucht, dies wurde und wird noch heute völlig übersehen oder wenigstens, weil keine exakt wissenschaftlichen Methoden dafür ausgebildet sind, ins Gebiet spekulierender Romantik verwiesen. Es konnte nicht ausbleiben, daß der neu erwachte Idealismus sich vor allem gegen diese Mechanisierung des Geisteslebens wandte. Allerorten sind bedeutsame Anfänge, die Unterwelten des Kulturgeschehens wieder aufzudecken. Exakte Mittel sind noch nicht vorhanden. So machten sich die großen Nichtexakten, Philosophen und Künstler, ans Werk. Man begreift den Menschen wieder im doppelten Zusammenhang mit der Welt, in dem, welchen sein bewußter Geist herstellt, und in dem ihm untergebreiteten unbewußten, anfänglichen, nie ganz zu ergründenden. Der philosophische Gedanke ist aus seinem stolzen Für-sich-sein herausgetreten und setzt sich wieder mit der lebendigen, geschichtlichen Welt und ihren Geisteskämpfen auseinander. Eine Kulturphilosophie beginnt sich allmählich unter den Anhängern des deutschen Idealismus, der „romantischen" Philosophie, zu bilden. Die Grenzen naturwissenschaftlicher Begriffsbildung sind in erkenntnistheoretischen Untersuchungen Heinrich Rickerts scharf und für die heutige Verwirrung bedrohlich gezogen und die Fundamente des geschichtlich individuellen Weltbilds sind in die tiefsten Werte unsres Bewußtseins eingesenkt. Ein „empirischer Pantheismus" beginnt auch das Ungeistige, Gestaltlose des Lebens zu durchdringen und von den äußerlichsten Erscheinungen eine Richtlinie in die letzten Werte und Bedeutsamkeiten des Menschlichen zu ziehen. Die „Philosophie des Geldes" von Georg Simmel, der fast schon zum Philosophen des neuen Kunstidealismus geworden ist, hat diese Forderung in einem glänzenden Beispiel verwirklicht; dem historischen Materialismus ist darin wirklich ein Stockwerk untergebaut, das die wirtschaftlichen Formen als das Ergebnis tiefster Wertungen und Strömungen erkennen läßt.

Der Geist dieses Buches weist auf eine bedeutsame Synthese, die der historische Sinn mit dem produktiven Vermögen moderner Philosophen und Künstler einzugehen im Begriff ist. Der deutende und von innen erhellende Geist schmiegt sich in einer so leisgehenden, behutsamen Zartheit und Empfänglichkeit an die Windungen und Eigentümlichkeiten des historisch-individuellen Lebens an wie niemals zuvor. Fern von der früheren Gewohnheit, die Masse des empirischen Stoffs durch die ordnenden Gedanken, die Wucht philosophischer Systembildung oder des eignen Kunstbekenntnisses zu bezwingen und zu überwältigen, hat der philosophische oder künstlerisch intuitive Geist in diesen Menschen etwas von dem Wirklichkeitssinn der realistischen Generation ererbt und das Gewissen für die Unantastbarkeit historisch individuellen Lebens in sich aufgenommen. Der Atem der Dinge selber, nicht ihrer Sichtbarkeiten, aber ihres Innenlebens, ihrer Geistigkeit, ihrer Seele soll belauscht werden. Und in diese Zusammenhänge gehören Bücher wie die von Kaßner und Ricarda Huch. — Sie gehören beide dem Kunstbekenntnis der Kreise an, die man als Neuromantik zusammenfaßt. Das Lebensgefühl des echten historischen Sinns ist gewiß in beiden nicht lebendig. Vielleicht wurde Kaßner aus einer Not eignen Künstlertums zum Geschichtsschreiber; beide aber gewiß aus einer Sehnsucht. Ein umarmender Spiegel nimmt ihren eignen Strahl auf. Aber die Dinge bekommen doch keine Macht

Digitized by Google

über sie. Ricarda Huch, die große Gestalterin seltener und wundersamer Menschenschicksale, ist dazu eine viel zu starke und bewußte Persönlichkeit, Kaßner ein viel zu verwandlungsfroher und bildungsstolzer Kenner, ein Spürhund der Seele, der in vielen Menschen und Ereignissen gefahrlose Zu- und Ausgänge kennt. Bei jedem ist der Sehnsucht eigne Not und Stärke beigemischt, aber in beiden ist doch dasselbe Zurückschauen, wie man es wohl auf langen Wegen braucht. Denn es ist wie eine Bewährung, wenn man miterlebt, wie ein großes verwandtes Streben sich in abgeschlossenen Zeiten durchsetzte und nach Vollendern ruft.

Der neue Mensch soll gezeigt werden, als Traum im Heraufgang der modernen Seelenentwicklung, als Hoffnung und als Ziel. Kaßner sucht den mystischen Menschen zu erfassen, wie er in den großen englischen Stilisten des 19. Jahrsunderts, in Dichtern und Malern lebendig wurde. Ricarda Huch zeigt den romantischen Menschen als den Beginn einer neuen Welterfassung und den Träger einer neuen Menschenhoffnung. Beide Bücher sind also Präludien, „Akkorde". Das bestimmt die Wege der Forschung. Beide deuten vor allem die Sehnsucht, die unter den sorgsam beobachteten historischen Wirklichkeiten verborgen ist. Beide streben zum Sein, gehen nicht von der „Gestalt", sondern von mystisch erfaßten Mittelpunkten aus und fassen die Dinge als etwas Absolutes. „Die Verse des Dichters sind als Genie über das Leben hingestreut und nehmen nur unter dem Einflusse, dem Zauber des Dichters die Form an, an der wir sie erkennen, nach der wir sie benennen. Der Dichter also nur der Diener eines höheren Sinnes, der sich an ihm in einer ungewöhnlichen Kombination von Worten, Farben ꝛc. äußert." Es ist die Kunsterfassung romantischer Philosophen, die hier von Kaßner ausgesprochen ist und an der auch Ricarda Huch — im Gegensatz zu aller naturwissenschaftlichen und streng historischen Anschauung — teil hat. Die besten Erkenntnisse kommen ihnen im Bild, gehen von innen nach außen. — Trotz dieser Gemeinsamkeiten sind die Bücher grundverschieden. Dort spricht ein Platoniker, voll der herben schmerzlichen Schönheiten, mit der er selber diesen Typus ausstattet; aber oft auch voll von dessen gewaltsamer Dunkelheit und Verworrenheit: er lebt mit allem und die Dinge erkennen in ihm kein Gesetz; er hat das feinste Gehör und vermag keine Saite zu rühren; er, der sehnsüchtigste Mensch, steht immer am Ufer und ihm fehlen die Ruder zu den wartenden Booten. — Hier spricht eine Dichterin, vielleicht die feinste, die wir jetzt haben. Sie lebt in Einem nur, in ihrer Seele Land, und dort erkennen die Dinge in ihr ein Gesetz. Sie kommt zum Ufer in geschmücktem Kahn, aus einer Freiheit, die ihr ein großes dunkles Erleben gegeben haben mag. — Kaßners Worte, Bilder und Gedanken sind mit schweren Ketten an die Dunkelheit heißer Nächte gebunden, in denen sie geprägt werden; sie haben etwas Ringendes, Emporstrebendes, eine schwere Fülle, sie kommen in erhitztem Tanz; oft haben sie die wunden Male des Menschen, der um die Größe des Erlebens kämpft. — Die Worte, Bilder und Gedanken der Dichterin sind leichtbeschwingt, sie kommen auf leisen Sohlen, oft fast leichtfertig und spielend, über die Oberfläche huschend. Oft aber bringen sie noch den Duft von tiefer Liebe und den Ton des Erlebten mit, den sonst nur das gesprochene Wort hat. Ihre Bilder sind von einer still zwingenden Einfachheit. Sie stehen nicht wie schmückende Pforten über den Gedanken. Meist geben sie ihm Flügel und bringen Wahrheit des Künstlers mit. — Dort geht ein Mensch in wirrer Dunkelheit und schwingt Fackeln über die Wege; oft leuchten tiefste Zusammenhänge auf; oft ist die Flamme zu schwach. Hier kommt einer mit einem hellen, klaren Licht und bringt die Helligkeit dieses einen Lichtes wenigstens überallhin, wo er geht. — Dort ist mehr Mystik, mehr Artistenheimlichkeit und ein herberes Suchen nach

Digitized by Google

der letzten Tiefe; hier ein einfacheres Erkennen, eine weiter um sich greifende Forschung und mehr Weisheit des Lebens.

William Blake, Shelley, John Keats, dann die Präraphaeliten, D. G. Rossetti, Swinburne, Morris, Burne-Jones, Browning — Dichter und Maler von so verschiedenem Leben und Schaffen sind in Kaßners Buch vereint. Durch sie alle klingt eine große Melodie — in immer neuen Wandlungen, neuem Zustrom von Tönen. Ihr lauscht Kaßner und bindet die Menschen durch die Einheit ihrer Sehnsucht. Seine Erlebnisse mit ihren Büchern und Bildern werden die Quellpunkte seiner Forschung: — Indem er ihr Leben betrachtet, sieht er den Traum des Lebens, der dahinter ist. Durch ihn sind sie sich alle ähnlich, er steht bei allen zwischen ihrem Leben und ihrem Tun. Wie wurde ihnen nun aus Licht und Schatten ein Leben, wie formten sie aus beiden ein Bild, das ihrem Leben und Traum gleichsah, wie vermählten sie im Gedicht das Leben der Mystik? — Indem er ihre Bücher liest und vergleicht, sieht er einen milden Schein aufleuchten. In ihm sind sie sich alle ähnlich, wenn auch nur einen Augenblick. An die Flügel der höchsten Träume hängt sich die Last der engsten Stunden: sie leiden an den Dingen. Wie spielt nun das Leben der Dinge um diese Menschen, wie bändigen sie die Schatten, wie leiden sie unter dem Gesetz, daß die Formen auch von uns leben, daß sie die Kraft der Seele aussaugen, bis sie selber von aller Lust und allem Wehe singen? — Indem er ihre Bilder betrachtet, sieht er eine schmerzvolle Wahrheit: die Menschen, die hier gemalt sind, können aus ihrer Schönheit nicht mehr heraus, sind wie Narcissus in ihrem Spiegel ertrunken, nur die Augen leben. — Und darin sind sich alle ähnlich, daß sie der Spiegel bedürfen, daß sie die Schönheit aus dem Widerschein nehmen, und nun ist einer davon starr geworden an der Bürde der Spiegel. Wie verhält es sich nun — Spiegel und Leben, Schein und Sein in diesen Dichtern? — So erlebt Kaßner die Grundfragen seines Buchs. Die subtilsten Bewegungen sind in einem sehr verfeinerten Nervenleben aufgefangen, die Seele breitet sich in solchen Momenten wie ein ganz weicher Teppich aus, daß die Schönheit der Dinge über sie schreite und jede Spur sich eindrücke. Die Zusammenhänge und Entwickelungen werden durch solche ganz feinen, nervös aufgefangenen Impressionen hergestellt; wie Wellen um einen zarten Körper drängen und schmiegen sich dann die Worte und Bilder heran und möchten diese Spuren festhalten. Und von solchen Punkten aus werden die Gedanken wie feine Netze ausgebreitet. Alle Studien fast sind von solchen künstlerischen Impressionen aus komponiert. Aber auch fast alle werden dann erdrückt von schwerem Prunk der zudrängenden Gedanken, von aufgehäufter Last. Eine Fülle feinster Fragestellungen, erlesenster Kunsteindrücke bringt so keine volle Frucht, kommt nicht zum Auf- und Ausblühen. Das Entstehen, das Werden, alle historischen Fragen kommen zu kurz. Die Bürde der Spiegel und der Träume, das Leiden an den Dingen, an der Realität, solche feinste Erscheinungen romantischen Seelenlebens werden nicht um ihre Herkunft und ihre Verwandtschaft befragt. Auf andern als den wissenschaftlichen Wegen ist eben ein Eindringen in die Seelen versucht.

Der mystische Mensch, der spirituelle Mensch, der sinnliche Platoniker, der geistige Epikuräer — dieser Traum des neuen Menschen ist der beherrschende Mittelpunkt. „Die Mystik, die Künstler und das Leben", dieser Titel schon enthält eine Metaphysik des künstlerischen Lebens. Es führt kein direkter Weg vom Leben zu dieser Kunst. Die Dichter sind Seher, ihr Wissen ist vorwegnehmend. Sie haben die Antwort vor der Frage. In der Phantasie, dort wo die Dinge Visionen sind, lebt ihnen ein Wissen, das wirklicher ist als die Wirklichkeit. Der Künstler ist the true man. Er sucht nicht die Schönheit

Digitized by Google

da und dort, er findet sie überall. Ihm wächst sie aus der ganzen Natur. Die Kunst soll zurückführen, aber sie gibt nicht Ideale, sondern ist das Ideal, sie züchtet sie und schreibt sie nicht vor. Sie verallgemeinert nicht wie das 18. Jahrhundet und der Klassizismus. Die neue Ethik ist ein natürlicher, kein angewandter Idealismus. — In dem tiefen Essay über Blake, der das Buch einleitet, ist diese Kunstanschauung vor allem entwickelt. Die Blakesche Mystik enthält fast alle Erkenntnis, die den Kaßnerschen Gleichnissen zugrunde liegt. — Einst war die Welt wirklich so wie das Auge des Sehers sie sieht; im mystischen Paradies. Die willenlose, leidlose, geschlechtslose Menschheit fiel aber aus dem Reich der Phantasie ins Reich der Natur. Was ein Ganzes bildet in der Phantasie, ist getrennt in der Wirklichkeit. Der Geist emanierte in die Natur, die Seele in den Körper, die Ewigkeit in die Zeit, der Wille in das Schicksal, der Mann in das Weib, der Künstler in sein Werk und der Mensch in sein Ideal. Ein jedes Ding verhält sich zu seiner Emanation wie das Positive zu seinem Negativ, die Bejahung zu seiner Verneinung, das Männliche zu dem Weiblichen. — Diese ganze Anschauung wurzelt in der uralten, von aller Romantik wieder aufgenommenen Geschlechtsmystik, in der lebenumfassenden Unterscheidung von männlich und weiblich. Sie kehrt als tiefstes Gleichnis seelischer Dinge immer wieder, wo vom Künstler geschaute Wahrheit sich bildmäßigen Ausdruck schafft; wo über alles wissenschaftliche Erkennen hinaus sich der Gedanke auf ein letztes Verstehen und Erleben der Seele beruft.

Der ewige Sinn fiel in die vielen Zeichen, die die Natur weist; die Bilder des Dichters in die vielen Worte, die das Leben spricht. Die Bilder, die Metaphern sind das natürliche, die Illusion ist Natur. Von diesem mystischen Kunstbekenntnis aus gewinnt Kaßner tiefe Anschauungen über Symbol und Gleichnis, Metapher und Wort. Von hier aus kommt ein Zug von tragischer Not in dies verhängnisvoll weiterdrängende Schauspiel, wie die Menschen immer weniger mit den Dingen selbst leben, sondern sie in ihrer letzten Schönheit empfangen, nur den Schein von ihnen empfangen, den Augenblick; wie sie nichts anderes mehr können als wiederspiegeln, wie das wirkliche Leben nur ein trauriger Zug von Möglichkeiten wird, welche Träume an ihnen vorüberführen; ein Eilen durch die Nacht, wobei die Erlebnisse wie eine gehäufte Masse erloschener Fackeln und gebrauchter Masken liegen bleiben; wie die Verse Traum und Leben in sich aufsaugen und mehr sind als die Menschen. In tiefen Worten hat Kaßner ihr Wesen ergriffen. Das Ende sind dann die vollkommenen Ästheten; sie lieben nur noch die Kunst. Diese Jünglinge und Mädchen sind nicht schön wie die Giorgiones und Mantegnas, schön wie das Leben hier und dort, wie das Leben immer, sie sind schön an der Schönheit. Die Schönheit lebt nicht aus ihnen oder von ihnen, sondern sie selbst leben an der Schönheit wie ein anderer an einem Schmerze oder an einer Sünde. Hier, in Burne-Jones und Morris, ist ein großes Kunstempfinden zu Ende gekommen. Das Schicksal hat den Menschen aufgesogen wie die Blüte die Kraft der Wurzel, und auch hier hat Kaßner tiefes Symbol seelischen Geschehens gedeutet: Burne-Jones' „hl. Georg" ist nicht mehr der frohe Drachentöter — er ist traurig. Man sieht nichts anderes als Kopf, Hände und die Rüstung; es ist keine Rüstung aus gewöhnlichem Stahl, wie sie sonst Ritter tragen. Sie ist wie ein Gewächs, wie die zähen Rinden einer Palmenstaude schlägt sie sich um seinen Körper; er kann nicht mehr aus ihr heraus, sie ist ihm an den Leib gewachsen, hat die ganze Kraft des Leibes in sich aufgenommen, sie ist sein Leib geworden. Was in ihr steckt, ist nur mehr die Seele. Um dieser Rüstung willen ist er heilig und

Digitized by Google

traurig. Wo immer er in ihr erscheint, jubelt das Volk dem Auserlesenen zu: der hl. Georg aber weiß den Preis.

Es ist hier nicht der Ort, die „Ergebnisse" des Buchs herauszuheben oder nachzuprüfen. Nur der Standort der Betrachtung sollte hervorgehoben werden. Der reiche Unterstrom des Romantismus, der in all diesen Kunst- und Lebensgefühlen zutage tritt, hat Kaßner nicht zu Aus- und Umblicken gelockt, er hat es fast immer verschmäht, um die Fülle der Anschauungen die toten Netze des Begriffs und des wissenschaftlichen Gedankens zu werfen. Er hat sich mit der Romantik nur auf eine sehr unzureichende Art auseinandergesetzt. Und doch ist sein Buch nur durch das von der Romantik geschaffene Empfindungsleben möglich geworden. Sich hinzubreiten vor den Dingen wird zur Lust, von ihnen aufgesogen zu werden wird zum Leben. Die eigene Sehnsucht ist das Alkahest, das in verwandten Menschen die Worte ihrer Seele löst. „Nie ganz bewußt, nie völlig unbewußt" wird der Genius der Dinge ausgedeutet.

„Gelegenheit
Das große Wort; wir selber nur der Raum,
Drin tausende von Träumen buntes Spiel
So treiben wie im Springbrunn Myriaden
Von immer neuen, immer fremden Tropfen.
All unsre Einheit war ein bunter Schein;
Ich selbst mit meinem eignen Selbst von früher,
Von einer Stunde früher, grad so nah,
Vielmehr so fern verwandt wie mit dem Vogel,
Der dort hinflattert."

Hofmannsthal hat diese Menschen am meisten uns lieb gemacht. John Keats hat in seinen Briefen am wehmütigsten ihre Philosophie gegeben. Er erkennt — es sind Kaßners eigene Worte — die Schönheit als ein für immer vom Dichter Getrenntes und gerade darum vom Dichter Ersehntes und vom Denker Begriffenes, als etwas, das sich in alle Farben und Linien des Lebens verwebt und nur die Seele dessen ausschließt, der sie sucht. Sie ist da, weil der Dichter da ist, sie lebt von ihm wie der Tod vom Leben . . .

Solche künstlerisch erfaßte Geistesgeschichte, so sehr sie eine Syntheſe historischen und mystischen Sinns erstrebt, steht allen Forderungen und Gewohnheiten der heutigen Wissenschaft völlig unvermittelt gegenüber. Zu Kaßner bieten sich keine Vergleiche. Er hat die Entwicklung des englischen Stilismus zum erstenmal untersucht. Ricarda Huchs Büchern steht eine reiche wissenschaftliche Literatur gegenüber. Trotzdem ihre Darstellung von aller Künstlermetaphysik und allen esoterischen Formeln viel freier ist und ihren Hauptgedanken in weit ausgedehnter Forschung bis in seine äußerlichsten Sichtbarkeiten verfolgt, tritt auch hier Wissenschaft des Künstlers und des Historikers in scharfen Gegensatz.

Ricarda Huch will den romantischen Menschen erwecken. Sie erweckt seine Sehnsucht und ihre Deutung wird ein Symbol. Apollo und Dionysos — so nennt sie in ihrem ersten Romantik-Buche das entscheidende Kapitel, das jeder exakten Psychologie spottet und doch im Bild die tiefste Deutung des romantischen Menschen gibt, die bisher gelungen ist, und mehr: es ist der Versuch gemacht, der Darstellung einer ganzen Zeit, dem Mechanismus eines wie nach eigenen Gesetzen abrollenden Gedankenlebens einen Untergrund zu geben, aus dem die dunklen Kräfte des Erlebens in die Gebilde der geistigen Region aufsteigen, sodaß der Zusammenhang und Kreislauf eines organischen Werdens entsteht. Und die Dichterin weiß, daß der Mensch nicht allein in seinem Hause ist; er ist in Wirklichkeit eine Welt und eine Erde im Kleinen. Nicht das

Digitized by Google

cerebrale System, sondern das vegetative oder Gangliensystem ist die Wurzel, die sich jenseits des Tageslichts, des bewußten Einzeldaseins, in den Kosmos verbreitet und klimatische, anorganische und organische Einflüsse auffaugt, es verbindet mit der Nacht, der Natur, der Allgemeinheit. Und nur in diesem Zusammenhang des Weltganzen ist das Leben der Seele zu begreifen, das die romantische Wirklichkeit ist.

Wo man bisher nur Spiele der Willkür sah, sollen jetzt gesetzmäßig verlaufende psychische Entwicklungen aufgewiesen werden. Unter den Romantikern ist ja zum erstenmal verwirrend, betäubend und voll Schönheiten des Ineinanderspielens ein Unterstrom des wachen Lebens und Fühlens, der sonst nur in Schicksalsstunden emporkam, in das alltägliche Bewußtsein eingeströmt. Sie nennen es das eigene Du, das passive Bewußtsein, das transzendentale Ich; sie erfüllen mit diesem Empfindungsinhalt ganz abstrakte Begriffe, die der deutsche Idealismus durch Kant und Fichte eben ausgebildet hatte. Ricarda Huch ist von den Beobachtern dieser historischen Vorgänge und einer Aufklärung des großen Irrtums, durch den auf solchen Wegen der Romantismus mit Kant und Fichte verknüpft wurde, weit ab. Sie hat von innen her die neue Menschenart und das Geheimnis ihrer Freuden und Qualen erschaut; sie hat auf tausend Spuren das Wirken der neuen Seelenkräfte verfolgt; sie hat darin die Quelle des Romantismus erkannt; nun faßt sie das Erlebte im Bild und füllt das Erkennen in ein Gleichnis. Apollo und Dionysos — schon Friedrich Schlegel hatte sie zusammengenannt; Nietzsche hat sie dann neu gedeutet; nun werden sie Symbole des neuen Seelenlebens. — Warum dachten die Alten ihre Dichter blind, Homer und Demodokos? Warum machte Juno den Teiresias blind, ehe sie ihm die Gabe der Weissagung verlieh? — Das Bewußtsein, das dem griechischen Dichter verhüllt werden mußte, war anders als das unsrige — antwortet Ricarda Huch. Es war nur von der äußeren Welt erfüllt. Er richtet sein Auge unverwandt auf diese, daß es ihm gewaltsam nach innen gekehrt werden muß, damit es die zweite Hälfte der Welt, die innere, wahrnimmt. Der moderne Mensch, in dessen Bewußtsein das Unbewußte sich aufzulösen beginnt, ist von Natur der dionysische; er muß Apollo anrufen, daß die Klarheit des Sonnengottes sein verworrenes Stammeln ordne. Eine Felsplatte bedeckte die verhängnisvolle Spalte im Innern des antiken Menschen; ungetrübte Lichthelle herrschte in seinem apollinischen Haupte. Er mußte zu Dionysos flehen, daß er mit der Kraft seines Götterrausches den Stein wegwälzte und die feste Erde erschütterte, bis die magische Geburt sich aus ihrem Schoße löste und nach oben stieg. — In der Symbolik der griechischen Mythologie bedeutete Apollo die Einheit, Dionysos die Vielheit. Hier treten sie sich wie die wache und verhüllte Hälfte des Menscheninnern gegenüber, wie die Oberwelt und die Unterwelt, wie Tag und Nacht, wie Mann und Weib. Wieder wird die tiefste Erkenntnis im Gleichnis der Gegensätze erfaßt, wieder nimmt die Geschlechtsmystik, freilich in andrer Deutung, die erste Stelle dabei ein. Die Dämmerungsmenschen, die romantischen, artistischen, die weiblichen Menschen — das sind die Formeln, in die sich die neuen Anschauungen verdichten. Die Triebe, die ehe sie sich ansammeln und bilden, ins Bewußtsein treten, können sich darum nicht in Handlung umsetzen und nach außen wirken. Im Innern entstehen die wundervollen Zwischenspiele von Tag und Nacht; Rausch, Mystik, alle höchsten Momente des Lebens. Aber die pythischen Dünste betäuben auch; das Gebet zum Sonnengott verrät die tiefste Sehnsucht dieser Menschen. Und hier wächst aus der Deutung des romantischen Seelenlebens die Deutung der romantischen Weltanschauung. Das langgemiedene Wort Romantik bekommt einen neuen Klang, wird der Träger einer neuen Menschenhoffnung. Trieb in Kunst zu verwandeln, das Unbewußte in Wissen,

Digitized by Google

war das Studium der Romantik. So lautet die neue Formel. Von den Zukunftsmenschen sagt Novalis, daß sie immer zugleich wachen und schlafen werden. So strebten die Romantiker nach der Einheit, der Harmonie. Sie blieben die bewußten Pfadfinder durch das dunkle Land des Unbewußten, mit klardenkendem Kopf liebten sie die schöne Raserei und die Verwirrung des Traums, und eine Verbindung der entgegengesetzten Pole, nenne man sie Vernunft und Phantasie oder Geist und Trieb, stellten sie als Ideal auf. Unerschütterlich war ihr Glaube, daß alle Gespenster und Schrecken der Mitternacht sich im Tageslichte in schöne Wirklichkeit verwandeln müßten, daß jeder Schmerz des Lebens nur auf einer Täuschung des noch umflorten Auges beruhe. Das ist die Deutung R. Huchs und damit ist ein umfassender Traum des neuen Menschen gegeben. Auch die Blakesche Mystik ist darin einer Harmonie zugeführt; die Erkenntnis, die die Einheit der Natur zerstörte, kann nach dem Glauben dieser Menschen dennoch ihr Heil und das Mittel zu einer Wiedervereinigung auf höherer Stufe sein.

In umfassendem Sinn ist hier romantische Wissenschaft fortgeführt. Im Bild ist aller Streit gelöst, dem Erlebenden und dem Forschenden der Romantik. Ob exakte Wissenschaft ihre Anschauung vollends in Erkenntnis, in objektive Ergründung umwandeln kann oder nicht, gilt R. Huch gleich. Zum Unbewußten dringt keine Zahl vor, zur Sehnsucht kein Forscherwille. Freilich wäre der Komplex psychischer Erscheinungen, der hier das Unbewußte genannt wird, an vielen Punkten wissenschaftlich aufzuklären, vor Verwirrung zu schützen, in seinem Entstehen geschichtlich zu begreifen. Aber was wäre damit für das intuitive Denken gewonnen, dem die Bücher ihr Bestes verdanken? Den Gewinn, der dem Verständnis der Dinge aus dem historischen Begreifen zuwächst, entbehrt es gern mit dem Bewußtsein, daß sich der inhaltliche Sinn der Erscheinungen in den Zufälligkeiten ihrer geschichtlichen Verwirklichung nicht im geringsten erschöpfen kann. Den Sinn der Romantik darzustellen setzt das Vorwort dem Buche zum Ziel. — Aber R. Huch ist eine viel zu erdenkräftige Natur, mit viel zu großer Freude an den historischen Wirklichkeiten, an der Fülle individueller Ausgestaltung, die das Leben den Ideen schenkt, um sich am ästhetischen Gebiet genügen zu lassen oder den Mysterien das klare Umsichschauen, der Schönheit und ihrer Deutung das bunte Leben zu opfern. Man bedauert es fast, namentlich im zweiten Band, von der romantischen Dichterin nicht eindringendere Deutung der verwandten Kunst zu finden. Dafür gibt sie das große Schauspiel, wie sich der neue Geist, das neue Erleben zu einer universalen Welterfassung ausbreitet; das erste Zeitalter einer vorwiegend ästethisch orientierten Kultur, das wir im deutschen Geistesleben hatten, breitet sich in seiner ganzen sieghaften und bald so verworrenen Fülle vor uns aus. Wirklich liegt das sonnige Glänzen junger wandernder Sieger über dem ersten Trupp, die mutwillige Verschwendung des ersten Sturms über ihrem freudigen, frechen, stolzen Andringen. Sie greifen alle Positionen der alten Kultur an, breiten sich über alle Lebens- und Wissenschaftsgebiete aus, erfassen Religion wie Philosophie, Ethik wie Kunstlehre, Geschichts- wie Naturwissenschaft, Psychologie wie Psychiatrie, Medizin wie Politik. Wie viel neue Keime sie ausstreuten, wie viel neue Gedanken und Empfindungen, aber auch wie viel Verwirrungen und Trübungen durch sie in die deutsche Seele kamen, ist noch gar nicht auszumessen. Das Huch'sche Werk sucht den Geist in all seinen Erscheinungen aufzuspüren. Hier sollte nur die Art seiner Betrachtung charakterisiert werden; wie sie sich im einzelnen am Stoff bewährt, wie viel Neues sie der Wissenschaft zubringt und wie viel Einschränkungen und Korrekturen die historische Nachprüfung, wie viel Ergänzungen eine wissenschaftliche Betrachtung nötig macht,

Digitized by Google

das gehört nicht hierher. — Ein Ton froher Hoffnung geht durch die Bände. Die Welt, die sie schildern, ging unter. Träumer, Schwache und Schwindler kamen über das stolze Erbe, brachten Verwirrung und Schmutz, schwelgten und verprahlten. Dem Übermut folgte Ekel und Erschöpfung. Das Triebleben überwucherte das Geistesleben; die Nachtseite der Seele lockte die Schwindelgeister und die Verirrten; „die kosmischen Kräfte ließen sich beschwören, wurden aber der Menschen Meister und unterwühlten ihre edle Bewußtseinswelt, anstatt sie zu einem Ganzen zu vollenden. Dieser Prozeß mag indessen so notwendig sein, wie dem einzelnen Menschen der Schlaf ist, damit sich der Geist aus den Elementen des Seins, die ihn verschlingen, wieder Kraft zum Leben schöpfe." — Über diesen tragischen Untergang hinweg ruft das Beste nach Vollendern, grüßen die verwandten Geister die Nachfolger, die heut am Leben sind. Ricarda Huch hat diesen Zusammenhang erst recht lebendig gemacht; auch Menschen, die nicht in müder Schönheit träumen, können jetzt aus der vielgescholtenen Romantik den Anhauch verwandten Strebens über das Jahrhundert weg empfinden.

Solche Bücher kommen zur rechten Stunde. Daß die notwendigen Grenzen des wissenschaftlichen Erkennens durch sie verwischt würden, ist nicht zu fürchten. Wohl aber können sie helfen, das geschichtliche Erkennen über sein eigentliches Wesen — aller naturwissenschaftlichen Invasion gegenüber — aufzuklären. Der Glaube an eine mögliche Mechanisierung des geistigen Geschehens wird immer mehr erschüttert. Die Atomisierung historisch-individuellen Lebens ist ein so offenbares Übel, daß jeder nach neuen Aufgaben, neuen Wegen organisch zusammenfassender Betrachtung verlangen muß. Ein Wort muß vor allem in seinem verwirrenden Ansehen erschüttert werden, das heut als Grenzwächter am wissenschaftlichen Zaune steht: das schon von Lessing inquirierte Wörtlein „Tatsache". Kein Begriff wird heute leichtfertiger im Mund geführt als dieser. In keinem sind auf eine so unmerkliche Art die schlimmsten Trugschlüsse versteckt. Das Material, an dem der Naturforscher seine Gesetze findet und das, dem der Historiker seine Betrachtung schenkt, besteht gleichermaßen aus „Tatsachen". Aber das eine Mal sind es die in ihrer gleichgiltig allgemeinen Begrifflichkeit aufgefaßten Inhalte des Naturlebens, und das andere Mal die in ihrer einmaligen individuellen, nie wiederkehrenden Bedeutsamkeit ergriffenen geschichtlichen Lebensvorgänge. Als ob jener Begriff nicht erst durch eine freilich notwendige, aber komplizierte Abstraktion zustande käme, als ob es irgendwo in der historisch individuellen Welt „Tatsachen" im Sinn isolierter Wissensinhalte gäbe, die man beliebig herumschaufeln und womöglich zu „Gesetzen" zusammenscharren kann! Wer aus dem flutenden Meer einen Eimer Wasser schöpft und meint, damit die Welle zu haben, dies Stück Kraft im magischen Zusammenhang des Weltmeers, der ist nicht harmloser in seinem Treiben als die Fanatiker der Tatsachen es sind. — H. Hertz, der geniale Physiker, schrieb einmal aus seinem Laboratorium an seine Eltern, hier stehe er Aug' in Aug' vor der Natur; alles Philologische sei ausgelöscht. Er meinte alles Geschichtliche, Einmalige, Niewiederkehrende, alle Werte des historisch-individuellen Lebens. Er stand wirklich vor dem Gesetz und sah es in seinen elektrischen Wellen schwingen, wie es vor Jahrtausenden darin wirkte und immer wirken wird. — Wer könnte davor die Überwältigungen und Schematisierungen geschichtlicher Inhalte, die dem Historiker allenfalls glücken, als „Gesetze" bezeichnen wollen? Wer hat nicht die Sehnsucht in der tollen Jagd des Werdens, in dem Strudel der immer fortrollenden Prozesse, in die jetzt alles aufgelöst wird, das Ewige, Einzige, Einmalige des historischen Verlaufs festzuhalten und auszudenken? — Das scheint die tiefste Mission der

Digitized by Google

Bücher romantischer Wissenschaft, daß sie das Sein und Sosein der Dinge und ihren Genius zu Ende denkt. Daß sie feinere, tieferdringende Fragen an die Erscheinungen heranbringt, als es die heutige Wissenschaft will und kann. Und dann: nach den inneren geistigen Zusammenhängen geht heut wieder ein verstärktes Verlangen, nach überschauenden Höhen, nach zwingenderen und tieferen Mittelpunkten der Betrachtung, als es Jahreszahlen oder Ähnlichkeiten der Technik sind. Ehe nicht auch die Unterwelten des Geschehens und Schaffens ins Bereich wenigstens wissenschaftlicher Anschauung und Beschreibung rücken, ist keine Grundlage umfassend genug, um allen sichtbaren Lebensäußerungen eines Menschen, einer Generation, einer ganzen Zeit der Wurzelboden und der tragende Grund zu sein. Ricarda Huch hat, von den andersartigen Tendenzen Lamprechts abgesehen, zum erstenmal diesen Versuch gemacht. Sie hat die Geschichte der Romantik von jener wesentlichsten Sphäre des Geisteslebens aus zu schreiben versucht, in der aus der Notwendigkeit geheimer und gegebener Kräfte und aus der Freiheit des schaffenden Vermögens die Werte und Ideale geboren werden. Auf diese Sphäre aber ist jede geschichtliche Betrachtung bewußt oder unbewußt bezogen. So sollte auch die Wissenschaft sich der Wahrheiten freuen, die ihr im Bild und Gleichnis hier gebracht werden. Freilich ist Wahrheit des Künstlers noch keine Erkenntnis im Sinn der Wissenschaft; und ihr scheint es ärmlich, ein geistiges Geschehen in den Verlauf seiner meßbaren objektiv festzulegenden Sichtbarkeiten aufzulösen; und ihre Worte sind nur so viel wert, als der Mensch wert ist, der sie schuf. Aber wann haben wir je über die dunklen Quellen des Erlebens und Schaffens, über den Unterstrom, an dem unser Tun und Leiden teil hat, irgend etwas erfahren, wenn es nicht zuerst im Bilde war? Und war es nicht Romantik, aus der die Wissenschaft vom deutschen Volk und all unsere historische Wissenschaft heranwuchs? Der Glaube, daß sie, wenn auch hundertmal geblendet und gelähmt, einmal das Antlitz der Sonne doch berühren würden, machte die Menschen der alten Romantik so jung und herrlich. Und wie vor hundert Jahren Ahnung in Erkennen, Wahrheit des Bildes in Wahrheit treuer schlichter Forschung überging, so kann auch jetzt der Geist der Künstler im wissenschaftlichen Bereiche fruchtbar und lebendig werden. Neue Verbindungen historischen und künstlerischen Sinns müssen sich dann herausbilden, und Romantik und Geschichte, intuitives und historisches Denken müssen neue Grenzverträge und neue Bündnisse schließen.

Digitized by Google

Peter Camenzind.

Von **Hermann Hesse.**

(1. Fortsetzung.)

IV.

Was meinem Vater seinerzeit nicht gelungen war, das gelang nun diesem Liebeselend. Es erzog mich zum Zecher.

Für mein Leben und Wesen war das wichtiger als irgend etwas von dem, was ich bisher erzählte. Der starke, süße Gott ward mir ein treuer Freund und ist es heute noch. Wer ist so mächtig wie er? Wer ist so schön, so phantastisch, schwärmerisch, fröhlich und schwermütig? Er ist ein Held und Zauberer. Er ist ein Verführer und Bruder des Eros. Er vermag Unmögliches; arme Menschenherzen füllt er mit schönen und wunderlichen Dichtungen. Er hat mich Einsiedler und Bauern zum König, Dichter und Weisen gemacht. Leer gewordene Lebenskähne belastet er mit neuen Schicksalen und treibt Gestrandete in die eilige Strömung des großen Lebens zurück.

So ist der Wein. Doch ist es mit ihm wie mit allen köstlichen Gaben und Künsten. Er will geliebt, gesucht, verstanden und mit Mühen gewonnen sein. Das können nicht Viele, und er bringt tausend und tausend um. Er macht sie alt, er tötet sie oder löscht die Flamme des Geistes in ihnen aus. Seine Lieblinge aber lädt er zu Festen ein und baut ihnen Regenbogenbrücken zu seligen Inseln. Er legt, wenn sie müde sind, Kissen unter ihr Haupt und umfaßt sie, wenn sie der Traurigkeit zur Beute fallen, mit leiser und gütiger Umarmung wie ein Freund und wie eine tröstende Mutter. Er verwandelt die Wirrnis des Lebens in große Mythen und spielt auf mächtiger Harfe das Lied der Schöpfung.

Und wieder ist er ein Kind, hat lange seidige Locken und schmale Schultern und feine Glieder. Er lehnt sich dir ans Herz und reckt das schmale Gesicht zu deinem empor und sieht dich erstaunt und traumhaft aus lieben großen Augen an, in deren Tiefe Paradieserinnerung und unverlorene Gotteskindschaft feucht und glänzend wogt wie eine neugeborene Quelle im Wald.

Nun, ich muß erst erzählen.

Es geschah, daß ich stundenlang selbstvergessen heiter sein konnte, studierte, schrieb und Richards Musik anhörte. Aber kein Tag ging ganz ohne Leid vorbei. Manchmal überfiel es mich erst nachts im Bette, daß ich stöhnte und mich bäumte und spät in Tränen entschlief. Oder erwachte es, wenn ich der Aglietti begegnet war. Meistens aber kam es am Spätnachmittag, wenn die schönen, lauen, müdemachenden Sommerabende begannen. Dann ging ich an den See, nahm ein Boot, ruderte mich heiß und müde und fand es dann unmöglich, nach hause zu gehen. Also in eine Kneipe oder in einen Wirtsgarten. Da probierte ich verschiedene Weine, trank und brütete und

Digitized by Google

war manchmal am andern Tage halbkrank. Dutzendemal überfiel mich dabei ein so schauderhaftes Elend und Ekelgefühl, daß ich beschloß nie mehr zu trinken. Und dann ging ich wieder und trank. Allmählich unterschied ich die Weine und ihre Wirkung und genoß sie mit einer Art von Bewußtsein, im ganzen freilich noch naiv und roh genug. Schließlich fand ich am dunkelroten Veltliner einen Halt. Er schmeckte mir beim ersten Glase herb und erregend, dann verschleierte er mir die Gedanken bis zu einer stillen, stetigen Träumerei, und dann begann er zu zaubern, zu schaffen, selber zu dichten. Dann sah ich alle Landschaften, dir mir je gefallen hatten, in köstlichen Beleuchtungen mich umgeben und ich selbst wanderte darin, sang, träumte und fühlte ein erhöhtes, warmes Leben in mir kreisen. Und es endete mit einer überaus angenehmen Traurigkeit, als hörte ich Volkslieder geigen und als wüßte ich irgendwo ein großes Glück, dem ich vorbeigewandert wäre und das ich versäumt hätte.

Es kam von selbst so, daß ich allmählich selten mehr allein kneipte, sondern allerlei Gesellschaft fand. Sobald ich von Menschen umgeben war, wirkte der Wein anders auf mich. Dann wurde ich gesprächig, aber nicht erregt, sondern fühlte ein kühles sonderbares Fieber. Eine mir selbst bisher kaum bekannte Seite meines Wesens blühte über Nacht empor, doch gehörte sie weniger zu den Garten- und Zierblumen, als in die Gattung der Disteln und Nesseln. Zugleich nämlich mit der Beredtsamkeit kam ein scharfer, kühler Geist über mich, machte mich sicher, überlegen, kritisch und witzig. Waren Leute da, deren Gegenwart mich störte, so wurden sie bald fein und listig, bald grob und hartnäckig so lange aufgezogen und geärgert, bis sie gingen. Die Menschen überhaupt waren mir ja von Kind auf weder sonderlich lieb noch notwendig gewesen, nun begann ich sie kritisch und ironisch zu betrachten. Mit Vorliebe erfand und erzählte ich kleine Geschichten, in welchen die Verhältnisse der Menschen untereinander lieblos und mit scheinbarer Sachlichkeit satirisch dargestellt und bitter verhöhnt wurden. Woher dieser verächtliche Ton mir kam, wußte ich selber nicht, er brach wie eine reifende Schwäre aus meinem Wesen hervor, die ich lange Jahre nicht wieder los ward.

Saß ich dazwischen einmal einen Abend allein, dann träumte ich wieder von Bergen, Sternen und trauriger Musik.

In diesen Wochen schrieb ich eine Folge von Betrachtungen über Gesellschaft, Kultur und Kunst unserer Zeit, ein kleines giftiges Büchlein, dessen Wiege meine Wirtshausgespräche waren. Aus meinen ziemlich fleißig weiterbetriebenen historischen Studien kam mancherlei geschichtliches Material hinzu, welches meinen Satiren eine Art von solidem Hintergrunde gab.

Auf Grund dieser Arbeit erhielt ich bei einer größeren Zeitung den Rang eines ständigen Mitarbeiters, wovon ich nahezu leben konnte. Gleich darauf erschienen jene Skizzen auch als selbständiges Büchlein und hatten einigen Erfolg. Nun warf ich die Philologie vollends über Bord. Ich war nun schon in höheren Semestern, Beziehungen zu deutschen Zeitschriften knüpften sich an und hoben mich aus der bisherigen Verborgenheit und Armseligkeit in den Kreis der Anerkannten empor. Ich verdiente mein Brot, verzichtete auf das lästige Stipendium und trieb mit vollen Segeln dem verächtlichen Leben eines kleinen Berufsliteraten entgegen.

Und trotz des Erfolgs und meiner Eitelkeit, und trotz der Satiren und trotz meiner Liebesleiden lag über mir in Fröhlichkeit und Schwermut der warme Glanz der Jugend. Trotz aller Ironie und einer kleinen, harmlosen Blasiertheit sah ich in Träumen doch stets ein Ziel, ein Glück, eine Vollendung vor mir. Was es sein sollte, wußte ich nicht. Ich fühlte nur, das Leben

Digitized by Google

müsse mir irgend einmal ein besonders lachendes Glück vor die Füße spülen, einen Ruhm, eine Liebe vielleicht, eine Befriedigung meiner Sehnsucht und eine Erhöhung meines Wesens. Ich war noch der Page, der von Edeldamen und Ritterschlag und großen Ehren träumt.

Und so genoß ich meinen kleinen, etwas herben Ruhm mit aller Jugendlust. Es tat mir wohl, bei gutem Wein unter klugen und geistigen Menschen zu sitzen und, wenn ich zu reden begann, ihre Gesichter begierig und aufmerksam mir zugewendet zu sehen.

Zuweilen fiel mir auf, eine wie große Sehnsucht in allen diesen Seelen von heute nach Erlösung schrie und was für wunderliche Wege sie sie führte. An Gott zu glauben, galt für dumm und fast für unanständig, sonst aber wurde an vielerlei Lehren und Namen geglaubt, an Schopenhauer, an Buddha, an Zarathustra und viele andere. Es gab junge, namenlose Dichter, welche in stilvollen Wohnungen feierliche Andachten vor Statuen und Gemälden begingen. Sie hätten sich geschämt sich vor Gott zu beugen, aber sie lagen auf Knieen vor dem Zeus von Otrikoli. Es gab Asketen, die sich mit Enthaltsamkeit quälten und deren Toilette zum Himmel schrie. Ihr Gott hieß Tolstoi oder Buddha. Es gab Künstler, die sich durch wohlerwogene und abgestimmte Tapeten, Musik, Speisen, Weine, Parfüme oder Cigarren zu aparten Stimmungen anregten. Sie sprachen geläufig und mit erkünstelter Selbstverständlichkeit von musikalischen Linien, Farbenakkorden und ähnlichem und waren überall auf der Lauer nach der „persönlichen Note", welche meist in irgend einer kleinen, harmlosen Selbsttäuschung oder Verrücktheit bestand. Im Grunde war mir die ganze krampfhafte Komödie amüsant und lächerlich, doch fühlte ich oft mit sonderbarem Schauder, wie viel ernste Sehnsucht und echte Seelenkraft darin flammte und verloderte.

Von all den phantastisch einherschreitenden neumodischen Dichtern, Künstlern und Philosophen, die ich damals mit Erstaunen und Ergötzen kennen lernte, weiß ich keinen, aus dem etwas Notables geworden wäre. Es war unter ihnen ein mir gleichaltriger Norddeutscher, ein gefälliges Figürchen und ein zarter, lieber Mensch, delikat und sensibel in allem, was irgend künstlerische Dinge betraf. Er galt für einen der zukünftigen großen Dichter und ich hörte ein paar mal Gedichte von ihm vorlesen, die meiner Erinnerung noch immer als etwas ungemein Duftiges, seelenvoll Schönes vorschweben. Vielleicht war er der einzige von uns allen, aus dem ein wirklicher Dichter hätte werden können. Zufällig erfuhr ich später einmal seine kurze Geschichte. Durch einen literarischen Mißerfolg scheu geworden, entzog sich der Überempfindliche aller Öffentlichkeit und fiel einem Lumpen von Mäcen in die Hände, der ihn, statt ihn anzuspornen und zur Vernunft zu bringen, schnell vollends zugrunde richtete. Auf den Villen des reichen Herrn trieb er mit dessen nervösen Damen ein fades Ästhetengeflunker, stieg in seiner Einbildung zum verkannten Heros und brachte sich, jämmerlich mißleitet, durch lauter Chopinmusik und präraphaelitische Ekstasen systematisch um den Verstand.

An dies halbflügge Volk seltsam gekleideter und frisierter Dichter und schöner Seelen kann ich mich nur mit Grauen und Mitleid erinnern, da ich erst nachträglich das Gefährliche dieses Umganges einsah. Nun, mich bewahrte mein Oberländer Bauerntum davor, an dem Taumel teilzunehmen.

Edler und beglückender aber als der Ruhm und der Wein und die Liebe und die Weisheit war meine Freundschaft. Sie war's schließlich allein, die meiner angeborenen Schwerlebigkeit aufhalf und meine Jugendjahre unverdorben frisch und morgenrot erhielt. Ich weiß auch heute in der Welt

Digitized by Google

nichts Köstlicheres als eine ehrliche und tüchtige Freundschaft zwischen Männern, und wenn mich einmal an nachdenklichen Tagen etwas wie ein Jugendheimweh befällt, so ist es allein um meine Studentenfreundschaft.

Seit meiner Verliebtheit in Erminia hatte ich Richard ein wenig vernachlässigt. Es geschah im Anfang unbewußt, nach einigen Wochen aber schlug mir das Gewissen. Ich beichtete ihm, er entdeckte mir, daß er das ganze Unglück mit Bedauern habe kommen und wachsen sehen, und ich schloß mich ihm aufs neue herzlich und eifersüchtig an. Was ich damals etwa an heiteren und freien kleinen Lebenskünsten mir erwarb, kam alles von ihm. Er war schön und heiter an Leib und Seele und das Leben schien für ihn keine Schatten zu haben. Die Leidenschaften und Irrungen der Zeit kannte er als kluger und beweglicher Mensch wohl, aber sie glitten ohne Schaden an ihm ab. Sein Gang und seine Sprache und sein ganzes Wesen war geschmeidig, wohllaut und liebenswert. O wie er lachen konnte!

Für meine Weinstudien hatte er wenig Verständnis. Er ging gelegentlich mit, hatte jedoch nach zwei Gläsern genug und betrachtete meinen wesentlich größeren Konsum mit naivem Erstaunen. Aber wenn er sah, daß ich litt und hilflos meiner Schwermut unterlag, musizierte er mir, las mir vor oder führte mich spazieren. Auf unsern kleinen Ausflügen waren wir oft ausgelassen wie zwei kleine Knaben. Einmal lagen wir auf warmer Mittagsrast in einem waldigen Tal, warfen uns mit Tannenzapfen und sangen Verse aus der frommen Helene auf gefühlvolle Melodieen. Der rasche klare Bach plätscherte uns so lange kühl verlockend ins Ohr, bis wir uns entkleideten und uns ins kalte Wasser legten. Da kam er auf die Idee Komödie zu spielen. Er setzte sich auf einen moosigen Felsen und war die Lorelei, und ich segelte unten als Schiffer im kleinen Schiffe vorüber. Dabei sah er so jungferlich schamhaft aus und schnitt solche Grimassen, daß ich, der ich das wilde Weh hätte markieren sollen, mich vor Lachen kaum halten konnte. Plötzlich wurden Stimmen laut, eine Touristengesellschaft erschien auf dem Fußweg und wir mußten uns in unsrer Blöße eiligst unter dem ausgewaschenen, überhängenden Ufer verbergen. Als die ahnungslose Gesellschaft an uns vorüberschritt, stieß Richard allerlei seltsame Töne aus, grunzte, quietschte und fauchte. Die Leute stutzten, schauten um sich, stierten ins Wasser und waren nahe daran uns zu entdecken. Da tauchte mein Freund mit halbem Leibe aus seinem Schlupfwinkel auf, blickte die indignierte Gesellschaft an und sprach mit tiefer Stimme und priesterlicher Geberde: „Ziehet hin in Frieden!“ Sogleich verschwand er wieder, zwickte mich in den Arm und sagte: „Auch das war eine Charade.“

„Was für eine?“ fragte ich.

„Pan erschreckt einige Hirten,“ lachte er. „Es waren aber leider auch Frauenzimmer dabei.“

Von meinen geschichtlichen Studien nahm er wenig Notiz. Meine fast verliebte Vorliebe für den heiligen Franz von Assisi aber teilte er bald, obschon er gelegentlich auch über ihn Witze machen konnte, die mich entrüsteten. Wir sahen den seligen Dulder freundlich begeistert und heiter wie ein liebes großes Kind durch die umbrische Landschaft wandern, seines Gottes froh und voll demütiger Liebe zu allen Menschen. Wir lasen zusammen seinen unsterblichen Sonnengesang und kannten ihn fast auswendig.

Wenn wir Streit bekamen und uns Schnödigkeiten sagten, warf er mir, immer halb im Scherz, nach Art der Schuljungen eine solche Menge von drolligen Übernamen an den Kopf, daß ich bald lachen mußte und dem Ärgernis der Stachel genommen war. Verhältnismäßig ernst war mein

Digitized by Google

lieber Freund nur, wenn er seine Lieblingsmusiker hörte oder spielte. Auch dann konnte er sich unterbrechen, um irgend einen Spaß zu machen. Dennoch war seine Liebe zur Kunst voll reiner, herzlicher Hingabe und sein Gefühl für das Echte und Bedeutende schien mir untrüglich.

Wunderbar verstand er die feine, zarte Kunst des Tröstens, des teilnehmenden Dabeiseins oder des Erheiterns, wenn einer seiner Freunde in Nöten war. Er konnte mir, wenn er mich übellaunig fand, ganze Mengen kleiner anekdotischer Geschichten von grotesker Nettigkeit erzählen und hatte dann etwas Beruhigendes und Erheiterndes im Ton, dem ich selten widerstand.

Vor mir hatte er ein wenig Respekt, weil ich ernster war als er; noch mehr imponierte ihm meine Körperkraft. Vor andern renommierte er damit und war stolz einen Freund zu haben, der ihn einhändig hätte erdrücken können. Er gab viel auf körperliche Fähigkeiten und Gewandtheit, er lehrte mich Tennis, ruderte und schwamm mit mir, nahm mich zum Reiten mit und ruhte nicht, bis ich fast eben so gut Billard spielte wie er selbst. Es war sein Lieblingsspiel und er betrieb es nicht nur künstlerisch und meisterhaft, sondern pflegte am Billard auch immer besonders lebhaft, witzig und fröhlich zu sein. Häufig gab er den drei Bällen die Namen von Leuten unsrer Bekanntschaft und konstruierte bei jedem Stoß aus Stellung, Annäherung und Entfernung der Bälle ganze Romane voll von Witzen, Anzüglichkeiten und karikierenden Vergleichen. Dabei spielte er ruhig, leicht und überaus elegant und es war eine Lust ihn dabei zu betrachten.

Meine Schriftstellerei schätzte er nicht höher als ich selbst. Einmal sagte er mir: „Sieh, ich hielt dich immer für einen Dichter und halte dich noch dafür, aber nicht deiner Feuilletons wegen, sondern weil ich fühle daß du etwas Schönes und Tiefes in dir leben hast, das früher oder später einmal hervorbrechen wird. Und das wird dann eine wirkliche Dichtung sein."

Indessen glitten uns die Semester wie kleine Münze durch die Finger und die Zeit kam unverhofft, da Richard an die Rückkehr nach seiner Heimat denken mußte. Mit einer etwas künstlichen Ausgelassenheit genossen wir die schwindenden Wochen und kamen am Ende überein, daß vor dem bitteren Abschied noch irgend eine glänzende und festliche Unternehmung diese schönen Jahre heiter und verheißungsvoll beschließen sollte. Ich schlug eine Ferientour in die Berner Alpen vor, doch war es freilich noch Vorfrühling und für die Berge eigentlich viel zu früh. Während ich mir den Kopf nach anderen Vorschlägen zerbrach, schrieb Richard seinem Vater und bereitete mir in der Stille eine große und freudige Überraschung vor. Eines Tages kam er mit einem stattlichen Wechsel angerückt und lud mich ein, ihn als Führer nach Oberitalien zu begleiten.

Mir schlug bang und frohlockend das Herz. Ein seit Knabenzeiten gehegter, tausendmal durchgeträumter, sehnlicher Lieblingswunsch sollte sich mir erfüllen. Wie im Fieber besorgte ich meine kleinen Vorbereitungen, brachte meinem Freund noch ein paar Worte Italienisch bei und fürchtete bis zum letzten Tag, es möchte doch nichts daraus werden.

Unser Gepäck war vorausgeschickt, wir saßen im Wagen, die grünen Felder und Hügel flirrten vorüber, der Urnersee und der Gotthard kam, dann die Bergnester und Bäche und Geröllhalden und Schneegipfel des Tessin, und dann die ersten schwärzlichen Steinhäuser in ebenen Weinbergen und die erwartungsvolle Fahrt an den Seen hin und durch die fruchtbare Lombardei dem lärmend lebhaften, sonderbar anziehenden und abstoßenden Mailand entgegen.

Richard hatte sich vom Mailänder Dom nie eine Vorstellung gemacht,

Digitized by Google

sondern von ihm nur als von einem berühmten großen Bauwerk gewußt. Es war ergötzlich, seine entrüstete Enttäuschung zu sehen. Als er den ersten Schreck überwunden und seinen Humor wiedergefunden hatte, schlug er selber vor, das Dach zu besteigen und sich in dem tollen Wirrsal von Steinfiguren dort oben umherzutreiben. Wir stellten mit einiger Befriedigung fest, daß es um die Hunderte von unseligen Heiligenstatuen auf den Fialen nicht so sehr schade sei, denn sie erwiesen sich zumeist, wenigstens sämtliche neuern, als Fabrikarbeit gewöhnlicher Art. Wir lagen fast zwei Stunden auf den breiten, schrägen Marmorplatten, die ein sonniger Apriltag leise durchglüht hatte. Behaglich gestand mir Richard: „Weißt du, im Grunde hab' ich nichts dagegen, noch mehr solche Enttäuschungen zu erleben wie mit dem verrückten Dom da. Auf der ganzen Reise hatte ich eine kleine Angst vor alle den Großartigkeiten, die wir sehen und die uns erdrücken würden. Und nun fängt die Sache so freundlich und menschlich-lächerlich an!" Dann reizte ihn das wirre steinerne Figurenvolk, in dessen Mitte wir lagerten, zu allerlei barocken Phantasieen.

„Vermutlich," sagte er, „wird dort auf dem Chorturm, als der höchsten Spitze, wohl auch der höchste und vornehmste Heilige stehen. Da es nun keineswegs ein Vergnügen sein muß, ewig als steinerner Seiltänzer auf diesen spitzen Türmchen zu balancieren, ist es billig, daß von Zeit zu Zeit der oberste Heilige erlöst und in den Himmel entrückt wird. Nun denke dir, was das jedesmal für ein Spektakel absetzt! Denn natürlich rücken nun sämtliche übrige Heilige genau nach der Rangordnung je um einen Platz vor und jeder muß mit einem großen Satz auf die Fiale des Vorgängers hüpfen, jeder in großer Eile und jeder jaloux auf alle, die noch vor ihm kommen."

So oft ich seither durch Mailand kam, fiel jener Nachmittag mir wieder ein und ich sah mit wehmütigem Lachen die hunderte von Marmorheiligen ihre kühnen Sprünge tun.

In Genua ward ich um eine große Liebe reicher. Es war ein heller, windiger Tag, kurz nach der Mittagsstunde. Ich hatte die Arme auf eine breite Mauerbrüstung gestützt, hinter mir lag das farbige Genua, und unter mir schwoll und lebte die große blaue Flut. Das Meer.

Mit dunklem Tosen und unverstandenem Verlangen warf sich mir das Ewige und Unwandelbare entgegen und ich fühlte, daß etwas in mir sich mit dieser blauen, schäumigen Flut für Leben und Tod befreundete.

Ebenso mächtig ergriff mich der weite Meerhorizont. Wieder sah ich wie in Kinderzeiten die duftblaue Ferne wie ein geöffnetes Tor auf mich warten. Und wieder faßte mich das Gefühl, ich sei nicht zum stetig heimischen Leben unter Menschen und in Städten und Wohnungen, sondern zum Schweifen durch fremde Gebiete und zu Irrfahrten auf Meeren geboren. Mit dunklem Trieb stieg das alte, traurigmachende Verlangen in mir empor, mich an Gottes Brust zu werfen und mein kleines Leben mit dem Unendlichen und Zeitlosen zu verbrüdern.

Bei Rapallo rang ich schwimmend zum erstenmal mit der Flut, schmeckte das herbe Salzwasser und fühlte die Gewalt der Wogen. Ringsum blaue, klare Wellen, braungelbe Strandfelsen, tiefer stiller Himmel und das ewige, große Rauschen. Stets von neuem ergriff mich der Anblick der ferne gleitenden Schiffe, schwarzer Masten und blanker Segel oder die kleine Rauchfahne eines entfernt dahinfahrenden Dampfers. Nächst meinen Lieblingen, den rastlosen Wolken, weiß ich kein schöneres und ernsteres Bild der Sehnsucht und des Wanderns als solch ein Schiff, das in großer Ferne fährt, kleiner wird und in den geöffneten Horizont hinein verschwindet.

Digitized by Google

Und wir kamen nach Florenz. Die Stadt lag da wie ich sie aus hundert Bildern und tausend Träumen kannte — licht, geräumig, gastlich, vom grünen, überbrückten Strom durchzogen und von klaren Hügeln umgürtet. Der kecke Turm des palazzo vecchio stach kühn in den lichten Himmel, in seiner Höhe lag weiß und warmsonnig das schöne Fiesole und alle Hügel standen weiß und rosenrot im Flor der Obstblüte. Das beweglich freudige, harmlose toskanische Leben ging mir wie ein Wunder auf und ich war bald heimischer als ich je zu Hause gewesen war. Die Tage wurden in Kirchen, auf Plätzen, in Gassen, Loggien und Märkten verbummelt, die Abende in Hügelgärten verträumt, wo schon die Limonen reiften, oder in kleinen naiven Chiantischenken vertrunken und verplaudert. Dazwischen die beglückend reichen Stunden in den Bildersälen und im Bargello, in Klöstern, Bibliotheken und Sakristeien, die Nachmittage in Fiesole, San Miniato, Settignano, Prato.

Nach einer schon zu Hause getroffenen Verabredung ließ ich nun Richard für eine Woche allein und genoß die edelste und köstlichste Wanderung meiner Jugendzeit, durch das reiche, grüne umbrische Hügelland. Ich ging die Straßen des heiligen Franz und fühlte ihn in manchen Stunden neben mir wandern, das Gemüt voll unergründlicher Liebe, jeden Vogel und jede Quelle und jeden Hagrosenstrauch mit Dankbarkeit und Freude begrüßend. Ich pflückte und verzehrte Limonen an sonnig glänzenden Hängen, nächtigte in kleinen Dörfern, sang und dichtete in mich hinein und feierte die Ostern in Assisi, in der Kirche meines Heiligen.

Mir ist immer, als seien diese acht Wandertage in Umbrien die Krone und das schöne Abendrot meiner Jugendzeit gewesen. Jeden Tag sprangen Quellen in mir auf und ich sah in die lichte, festliche Frühlingslandschaft wie in Gottes gütige Augen.

In Umbrien war ich Franz, dem „Spielmann Gottes", verehrend nachgegangen; in Florenz genoß ich die beständige Vorstellung vom Leben des Quattrocento. Ich hatte ja schon zu Hause Satiren auf die Formen unsres heutigen Lebens geschrieben. In Florenz aber fühlte ich zum erstenmal die ganze schäbige Lächerlichkeit der modernen Kultur. Dort überfiel mich zuerst die Ahnung, daß ich in unsrer Gesellschaft ewig ein Fremdling sein würde, und dort erwachte zuerst der Wunsch in mir, mein Leben außerhalb dieser Gesellschaft und womöglich im Süden weiter zu führen. Hier konnte ich mit den Menschen verkehren, hier erfreute mich auf Schritt und Tritt eine freimütige Natürlichkeit des Lebens, über welcher adelnd und verfeinernd die Tradition einer klassischen Kultur und Geschichte lag.

Glänzend und beglückend rannen uns die schönen Wochen hin; auch Richard hatte ich nie so schwärmerisch entzückt gesehen. Übermütig und freudig leerten wir die Becher der Schönheit und des Genusses. Wir erwanderten abseitige, heiß gelegene Hügeldörfer, befreundeten uns mit Gastwirten, Mönchen, Landmädchen und kleinen zufriedenen Dorfpfarrern, belauschten naive Ständchen, fütterten bräunliche, hübsche Kinder mit Brot und Obst und sahen von sonnigen Berghöhen Toskana im Glanz des Frühlings und fern das schimmernde ligurische Meer liegen. Und wir hatten beide das kräftige Gefühl, unseres Glückes würdig einem reichen, neuen Leben entgegen zu gehen. Arbeit, Kampf, Genuß und Ruhm lagen so nah und glänzend und sicher vor uns, daß wir ohne Hast uns der glücklichen Tage freuten. Auch die nahe Trennung schien leicht und vorübergehend, denn wir wußten fester als je, daß wir einer dem andern notwendig und einer des andern fürs Leben sicher waren.

* * *

Digitized by Google

Das war die Geschichte meiner Jugend. Es scheint mir, wenn ich es überdenke, als sei sie kurz wie eine Sommernacht gewesen. Ein wenig Musik, ein wenig Geist, ein wenig Liebe, ein wenig Eitelkeit — aber es war schön, reich und farbig wie ein eleusisches Fest.

Und erlosch schnell und armselig wie ein Licht im Wind.

In Zürich nahm Richard Abschied. Zweimal stieg er wieder aus dem Eisenbahnwagen, um mich zu küssen, und nickte mir noch, so lange es ging, vom Fenster aus zärtlich zu.

Zwei Wochen später ertrank er beim Baden in einem lächerlich kleinen süddeutschen Flüßchen. Ich sah ihn nicht mehr, ich war nicht dabei als er begraben wurde, ich hörte alles erst ein paar Tage später, als er schon im Sarge und in der Erde lag. Da lag ich in meinem Stüblein auf den Boden hingestreckt, fluchte Gott und dem Leben in gemeinen Lästerworten, weinte und tobte. Ich hatte bis dahin nie bedacht, daß mein einziger sicherer Besitz in diesen Jahren meine Freundschaft gewesen war. Das war nun vorüber.

Es litt mich nicht länger in der Stadt, wo täglich eine Menge von Erinnerungen sich an mich hängte und mir die Luft raubte. Was nun käme, war mir einerlei; ich war im Kern der Seele krank und hatte ein Grauen vor allem Lebendigen. Einstweilen schien die Aussicht gering, daß mein zerstörtes Wesen sich wieder aufrichte und mit neu gespannten Segeln dem herberen Glück der Mannesjahre entgegen treibe. Gott hatte gewollt, daß ich das Beste meines Wesens einer reinen und fröhlichen Freundschaft hingäbe. Wie zwei rasche Nachen waren wir miteinander vorangestürmt, und Richards Nachen war der bunte, leichte, glückliche, geliebte, an dem mein Auge hing und dem ich vertraute, er würde mich zu schönen Zielen mitreißen. Nun war er mit kurzem Schrei versunken und ich trieb steuerlos auf plötzlich verdunkelten Wassern umher.

Es wäre an mir gewesen, die harte Probe zu bestehen, mich nach den Sternen zu richten und auf neuer Fahrt um den Kranz des Lebens zu kämpfen und zu irren. Ich hatte an die Freundschaft, an die Frauenliebe, an die Jugend geglaubt. Nun sie eine um die andere mich verlassen hatten, warum glaubte ich nicht an Gott und gab mich in seine stärkere Hand? Aber ich war zeitlebens zag und trotzig wie ein Kind und wartete immer auf das eigentliche Leben, daß es im Sturme über mich käme, mich verständig und reich machte und auf großen Flügeln einem reifen Glück entgegen trüge.

Das weise und sparsame Leben aber schwieg und ließ mich treiben. Es schickte mir weder Stürme noch Sterne, sondern wartete, bis ich wieder klein und geduldig und mein Trotz gebrochen wäre. Es ließ mich meine Komödie des Stolzes und Besserwissens spielen, sah daran vorbei und wartete, bis das verlaufene Kind die Mutter wieder finden würde.

V.

Es kommt nun diejenige Zeit meines Lebens, welche scheinbar bewegter und bunter war als das bisherige und allenfalls einen kleinen Roman abgäbe. Ich müßte erzählen, wie ich von einer deutschen Zeitung zum Redakteur berufen wurde. Wie ich meiner Feder und meinem bösen Maul zu viel Freiheit gönnte und dafür schikaniert und geschulmeistert wurde. Wie ich darauf den Ruf eines Säufers errang und schließlich, nach giftigen Händeln, das Amt niederlegte und mich als Korrespondenten nach Paris schicken ließ.

Digitized by Google

Wie ich in diesem verfluchten Nest zigeunerte, verbummelte und auf verschiedenen Gebieten einen starken Tobak rauchte.

Es ist nicht Feigheit, wenn ich den etwaigen Schweinigeln unter meinen Lesern hier eine Nase drehe und diese kurze Zeit übergehe. Ich bekenne, daß ich einen Irrweg um den andern ging, allerlei Schmutz gesehen habe und darin gesteckt bin. Der Sinn für die Romantik der Bohème ist mir seither abhanden gekommen und ihr müßt mir erlauben, daß ich mich an das Reinliche und Gute halte, das doch auch in meinem Leben war, und jene verlorene Zeit verloren und abgetan sein lasse.

Namentlich Paris war schauderhaft: Nichts als Kunst, Politik, Literatur und Dirnengewäsch, nichts als Künstler, Literaten, Politiker und gemeine Weiber. Die Künstler waren so eitel und aufdringlich wie die Politiker, die Literaten noch eitler und aufdringlicher, und am eitelsten und aufdringlichsten waren die Weiber. Dazu eine staubige, warme und weichliche Luft und außer teuren Flaschenweinen nichts anständiges zu trinken!

Eines Abends saß ich allein im Bois und überlegte mir, ob ich nur Paris oder lieber gleich das Leben überhaupt verlassen sollte. Darüber ging ich, seit langer Zeit zum erstenmal, in Gedanken mein Leben durch und berechnete, daß ich nicht viel daran zu verlieren habe.

Aber da sah ich plötzlich in scharfer Erinnerung einen längst vergangenen und vergessenen Tag — einen frühen Sommermorgen, daheim in den Bergen, und sah mich an einem Bette knieen und darauf lag meine Mutter und litt den Tod.

Ich erschrak und schämte mich, daß ich so lange jenes Morgens nicht mehr hatte denken können. Die dummen Mordgedanken waren vorbei. Denn ich glaube, daß kein ernster und nicht völlig entgleister Mensch fähig ist, sich das Leben zu nehmen, wenn er je einmal das Erlöschen eines gesunden und guten Lebens angesehen hat. Ich sah meine Mutter wieder sterben. Ich sah wieder auf ihrem Gesicht die stille, ernste Arbeit des Todes, der es adelte. Er sah herb aus, der Tod, aber so mächtig und auch gütig wie ein behutsamer Vater, der ein irregegangenes Kind heimholt.

Ich wußte plötzlich wieder, daß der Tod unser kluger und guter Bruder ist, der die rechte Stunde weiß und dessen wir mit Zuversicht gewärtig sein dürfen. Und ich begann auch zu verstehen, daß das Leid und die Enttäuschungen und die Schwermut nicht da sind, um uns verdrossen und wertlos und würdelos zu machen, sondern um uns zu reifen und zu verklären.

Acht Tage später waren meine Kisten nach Basel abgeschickt und ich wanderte zu Fuß durch ein schönes Stück Südfrankreich und fühlte von Tag zu Tag die unseligen Pariser Zeiten, deren Erinnerung mich wie ein Gestank verfolgte, verblassen und zu Nebel werden. Ich wohnte einer cour d'amour bei. Ich übernachtete in Schlössern, in Mühlen, in Scheunen, und trank mit den dunkeln, gesprächigen Burschen ihren warmen, sonnigen Wein.

Abgerissen, mager, braungebrannt und im Innern verändert kam ich nach zwei Monaten in Basel an. Es war meine erste so große Wanderung, die erste von vielen. Zwischen Locarno und Verona, zwischen Basel und Brieg, zwischen Florenz und Perugia sind wenig Orte, durch die ich nicht zwei und dreimal mit staubigen Stiefeln gepilgert bin — hinter Träumen her, von denen noch keiner sich erfüllt hat.

* * *

In Basel mietete ich eine Vorstadtbude, packte meine Habe aus und begann zu arbeiten; es freute mich in einer stillen Stadt zu leben, wo kein

Digitized by Google

Mensch mich kannte. Die Beziehungen zu einigen Zeitungen und Revuen waren noch im Gang und ich hatte zu arbeiten und zu leben. Die ersten Wochen waren gut und ruhig, dann kam allmählich die alte Traurigkeit wieder, blieb tagelang, wochenlang, und verging auch bei der Arbeit nicht. Wer nicht an sich selber gespürt hat, was Schwermut ist, versteht das nicht. Wie soll ich es beschreiben? Ich hatte das Gefühl einer schauerlichen Einsamkeit. Zwischen mir und den Menschen und dem Leben der Stadt, der Plätze, Häuser und Straßen war fortwährend eine breite Kluft. Es geschah ein großes Unglück, es standen wichtige Dinge in den Zeitungen — mich ging es nichts an. Es wurden Feste gefeiert, Tote begraben, Märkte abgehalten, Konzerte gegeben — wozu? wofür? Ich lief hinaus, ich trieb mich in Wäldern, auf Hügeln und Landstraßen herum, und um mich her schwiegen Wiesen, Bäume, Äcker in klagloser Trauer, sahen mich stumm und flehentlich an und hatten das Verlangen mir etwas zu sagen, mir entgegen zu kommen, mich zu begrüßen. Aber sie lagen da und konnten nichts sagen, und ich begriff ihr Leiden und litt es mit, denn ich konnte sie nicht erlösen.

Ich ging zu einem Arzt, brachte ihm ausführliche Aufzeichnungen, versuchte ihm mein Leiden zu beschreiben. Er las, fragte, untersuchte mich.

„Sie sind beneidenswert gesund," lobte er dann, „körperlich fehlt Ihnen nichts. Suchen Sie sich durch Lektüre oder Musik zu erheitern."

„Ich lese von Berufs wegen tagtäglich eine Menge neue Sachen."

„Jedenfalls sollten Sie sich auch einige Bewegung im Freien gönnen."

„Ich laufe täglich drei bis vier Stunden, in Ferienzeiten mindestens das doppelte."

„Dann müssen Sie sich zwingen, unter Menschen zu gehen. Sie sind ja in Gefahr ernstlich menschenscheu zu werden."

„Was liegt daran?"

„Es liegt viel daran. Je größer zur Zeit Ihre Unlust am Umgang ist, desto mehr müssen Sie sich zwingen Menschen zu sehen. Ihr Zustand ist noch kein Kranksein und scheint mir nicht bedenklich; wenn Sie aber nicht aufhören so passiv zu bummeln, könnten Sie schließlich doch einmal die Balance verlieren."

Der Arzt war ein verständiger und wohlwollender Mann. Ich tat ihm leid. Er empfahl mich einem Gelehrten, in dessen Hause viel Verkehr und ein gewisses geistiges und literarisches Leben war. Ich ging hin. Man kannte meinen Namen, war liebenswürdig, fast herzlich, und ich kam öfters wieder.

Einmal kam ich an einem kalten Spätherbstabend hin. Ich fand einen jungen Historiker und ein sehr schlankes, dunkles Mädchen, sonst keine Gäste. Das Mädchen besorgte die Teemaschine, sprach viel und war spitzig gegen den Historiker. Nachher spielte sie ein wenig Klavier. Dann sagte sie mir, sie habe meine Satiren gelesen, aber gar nicht goutiert. Sie kam mir gescheit, aber ein wenig allzu gescheit vor, und ich ging bald nach Hause.

Inzwischen hatte man allmählich herausgebracht, ich säße viel in Kneipen herum und sei eigentlich ein heimlicher Säufer. Es wunderte mich kaum, denn der Klatsch blühte gerade in der akademischen Gesellschaft unter Männern und Frauen aufs üppigste. Meinem Verkehr schadete die beschämende Entdeckung gar nicht, machte mich vielmehr begehrt, denn man war gerade für die Temperenz begeistert, Herren und Damen gehörten den Komitees der Mäßigkeitsvereine an und freuten sich jedes Sünders, der ihnen in die Hände fiel. Eines Tages erfolgte der erste höfliche Angriff. Es ward mir die Schmach des Wirtshauslebens, der Fluch des Alkoholismus und all das vom sanitären, ethischen und sozialen Standpunkt zu betrachten nahe gelegt und ich wurde

Digitized by Google

eingeladen einer Vereinsfeierlichkeit beizuwohnen. Ich war maßlos erstaunt, denn von allen solchen Vereinen und Bestrebungen hatte ich bisher kaum eine Ahnung gehabt. Die Vereinssitzung, mit Musik und religiösem Anstrich, war peinlich komisch und ich verhehlte diesen Eindruck nicht. Wochenlang wurde mir mit aufdringlicher Liebenswürdigkeit zugesetzt, die Sache wurde mir äußerst langweilig und eines Abends, da man mir wieder dasselbe Lied vorsang und sehnlich auf meine Bekehrung hoffte, ward ich desperat und bat mir energisch aus, man möge mich nun mit dem Geplärre verschonen. Das junge Mädchen war wieder da. Sie hörte mir aufmerksam zu und sagte dann ganz herzlich: „Bravo!" Ich war aber zu verstimmt, um darauf zu achten.

In meiner kleinen, hoch und frei gelegenen Stube über dem Rhein studierte und grübelte ich viel. Ich war trostlos, daß das Leben so an mir ablief, daß kein starker Strom mich mitriß, keine heftige Leidenschaft oder Teilnahme mich erhitzte und dem dumpfen Traum entzog. Zwar arbeitete ich, neben dem täglich Notwendigen, an den Vorbereitungen zu einem Werk, welches das Leben der ersten Minoriten darstellen sollte; doch war dies kein Schaffen, nur ein stetes bescheidenes Sammeln und genügte dem Trieb meiner Sehnsucht nicht. Ich begann, indem ich mich an Zürich, Berlin und Paris erinnerte, mir die wesentlichen Wünsche, Leidenschaften und Ideale der Zeitgenossen klar zu machen. Einer arbeitete daran, die bisherigen Möbel, Tapeten und Kostüme abzuschaffen und die Menschen an freiere, schönere Umgebungen zu gewöhnen. Ein anderer war bemüht, den Häckel'schen Monismus in populären Schriften und Vorträgen zu verbreiten. Andere hielten es für erstrebenswert, den ewigen Weltfrieden herbeizuführen. Und wieder einer kämpfte für die darbenden unteren Stände, oder sammelte und redete dafür, daß Theater und Museen fürs Volk gebaut und geöffnet würden. Und hier in Basel wurde der Alkohol bekämpft.

In all diesen Bestrebungen war Leben, Trieb und Bewegung; aber keine davon war mir wichtig und notwendig und es hätte mich und mein Leben nicht berührt, wenn alle jene Ziele heute erreicht worden wären. Hoffnungslos sank ich in den Stuhl zurück, schob Bücher und Blätter von mir und sann, und sann. Dann hörte ich vor den Fenstern den Rhein ziehen und den Wind sausen und lauschte ergriffen auf diese Sprache einer großen, überall auf der Lauer liegenden Schwermut und Sehnsucht. Ich sah die blassen Nachtwolken in großen Stößen wie erschreckte Vögel durch den Himmel flattern, hörte den Rhein wandern und dachte an meiner Mutter Tod, an den heiligen Franz, an meine Heimat in den Schneebergen und an den ertrunkenen Richard. Ich sah mich an den Felswänden klettern, um Alpenrosen für die Rösi Girtanner zu brechen, ich sah mich in Zürich von Büchern und Musik und Gesprächen erregt, sah mich mit der Aglietti auf dem nächtlichen Wasser fahren, sah mich über Richards Tod verzweifeln, reisen und wiederkommen, genesen und wieder elend werden. Wozu? Wofür? O Gott, war alles das denn nur ein Spiel, ein Zufall, ein gemaltes Bild gewesen? Hatte ich nicht gerungen und Qualen der Begierde gelitten nach Geist, nach Freundschaft, nach Schönheit, Wahrheit und Liebe? Quoll nicht noch immer in mir die schwüle Woge der Sehnsucht und der Liebe? Und alles für nichts, mir zur Qual, niemand zur Lust!

Dann war ich reif für die Kneipe. Ich blies die Lampe aus, tastete mich die steile alte Wendeltreppe hinab und erschien in einer Veltlinerhalle oder Waadtländer Weinstube. Dort empfing man mich als guten Gast mit Respekt, während ich gewöhnlich trutzig und gelegentlich sackgrob war. Ich

Digitized by Google

las den Simpliziſſimus, der mich jedesmal ärgerte, trank meinen Wein und wartete, bis er mich tröſten würde. Und der ſüße Gott berührte mich mit ſeiner weiblich weichen Hand, machte meine Glieder wohlig müde und führte meine verirrte Seele in das Land der ſchönen Träume zu Gaſt.

Gelegentlich wunderte ich mich ſelber darüber, daß ich die Leute ſo borſtig behandelte und eine Art von Spaß daran hatte ſie anzuſchnauzen. In Gaſthäuſern, die ich öfter beſuchte, fürchteten und verwünſchten mich die Kellnerinnen als einen Grobian und Nörgler, der ewig zu reklamieren hatte. Geriet ich in ein Geſpräch mit anderen Gäſten, ſo war ich höhniſch und grob, freilich waren auch die Leute danach. Trotzdem fanden ſich ein paar wenige Wirtshausbrüder, ſämtlich ſchon alternde und unheilbare Sünder, mit denen ich zuweilen einen Abend verſaß und ein leidliches Verhältnis fand. Es war namentlich ein ältlicher Rauhbein unter ihnen, ſeines Zeichens Deſſinateur, ein Weiberfeind, Schweinigel und geaichter Zecher erſter Klaſſe. Wenn ich ihn abends in irgend einer Schenke allein antraf, ſetzte es jedesmal ein ſcharfes Zechen ab. Erſt wurde geplaudert, gewitzelt und nebenher ein Fläſchchen Roter gebechert, dann trat allmählich das Trinken in den Vordergrund, das Geſpräch ſchlief ein und wir hockten einander ſchweigſam gegenüber, ſogen jeder an ſeiner Briſſago und leerten jeder für ſich ſeine Flaſchen. Dabei war einer dem andern ebenbürtig, wir ließen ſtets gleichzeitig die Flaſchen wieder füllen und beobachteten einer den andern halb mit Achtung und halb mit Schadenfreude. Zur Zeit des Neuen, im Spätherbſt, zogen wir einſt gemeinſam durch einige Markgräfler Weindörfer und im Hirſchen zu Kirchen erzählte mir der alte Knopf ſeine Lebensgeſchichte. Ich glaube, ſie war intereſſant und abſonderlich, doch vergaß ich ſie leider vollſtändig.

Später hätte ich ſie mir gerne nochmals erzählen laſſen. Es hatte aber bei einem Schützenfeſtabend unverſöhnliche Händel zwiſchen uns gegeben, wir hatten einander die Bärte gerupft und waren im Zorn auseinander gegangen. Von da an kam es einige mal vor, daß wir als Feinde gleichzeitig in einer Wirtsſtube ſaßen, jeder natürlich an einem anderen Tiſch; aber aus alter Gewohnheit beobachteten wir einander ſchweigend, tranken im gleichen Tempo und blieben ſitzen, bis wir längſt die letzten Gäſte waren und ſchließlich erſucht wurden abzuziehen. Zu einer Verſöhnung iſt es nie gekommen.

Fruchtlos und ermüdend war das ewige Nachdenken über die Urſachen meiner Trauer und Lebensunfähigkeit. Ich hatte durchaus nicht das Gefühl, fertig und verbraucht zu ſein, ſondern war voll von dunklen Trieben und glaubte daran, daß es zur rechten Stunde mir noch gelingen würde, etwas Tiefes und Gutes zu ſchaffen und dem ſpröden Leben wenigſtens eine Handvoll Glück zu entreißen. Aber würde die rechte Stunde jemals kommen? Mit Bitterkeit dachte ich an jene modernen, nervöſen Herren, die ſich durch tauſend künſtliche Anregungen zur künſtleriſchen Arbeit ſtachelten, während in mir ſtarke Kräfte unverbraucht lagen und liegen blieben. Und ich grübelte wieder, was für ein Hemmnis oder Dämon mir in meinem ſtrotzend ſtarken Leibe die Seele ſtocken und immer ſchwerer werden laſſe. Dabei hatte ich auch noch den ſonderbaren Gedanken, mich für einen aparten, irgendwie zu kurz gekommenen Menſchen zu halten, deſſen Leiden niemand kenne, verſtehe oder teile. Auch daß die Mehrzahl meiner Eigenſchaften und Eigenheiten nicht ſo ſehr mir gehörte als Familiengut oder Übel der Camenzinde war, kam mir in meiner Iſolierung und Heimatferne ganz abhanden.

Alle paar Wochen ging ich einmal wieder in das gaſtliche Gelehrtenhaus. Allmählich kannte ich ziemlich alle dort verkehrenden Leute. Es waren meiſt

Digitized by Google

jüngere Akademiker, viele Deutsche darunter, von allen Fakultäten, außerdem ein paar Maler, einige Musiker, sowie ein paar Bürgersleute mit ihren Frauen und Mädchen. Ich sah oft mit Erstaunen diese Leute an, die mich als seltenen Gast begrüßten und von denen ich wußte, daß sie sich untereinander wöchentlich so und so viele mal sahen. Was sprachen und trieben sie nur immer miteinander? Die meisten hatten dieselbe stereotype Form des homo socialis und sie schienen mir alle ein wenig mit einander verwandt, kraft eines geselligen und nivellierenden Geistes, den ich allein nicht besaß. Es waren manche feine und bedeutende Menschen dabei, welchen die ewige Geselligkeit offenbar nichts oder nicht viel von ihrer Frische und persönlichen Kraft raubte. Mit einzelnen von ihnen konnte ich lang und mit Interesse sprechen. Aber von einem zum andern gehen, bei jedem eine Minute stehen bleiben, den Weibern auf gut Glück Artigkeiten sagen, meine Aufmerksamkeit auf eine Tasse Tee, zwei Gespräche und ein Klavierstück zu gleicher Zeit richten, dabei angeregt und vergnügt aussehen, das konnte ich nicht. Meistens suchte ich am Schluß solcher Abende noch ein Weinhaus auf und schwemmte die Trockenheit im Halse und die faule Langeweile mit Veltliner weg.

Bei einer von diesen Gesellschaften sah ich das schwarze junge Mädchen wieder. Es war eine Menge Leute da, sie musizierten und verführten ihr gewohntes Getöse, und ich saß mit einer Bildermappe in einem abseitigen Lampenwinkel. Es waren Ansichten von Toskana, nicht die gewöhnlichen, tausendmal gesehenen Effektbildchen, sondern intimere, privatim skizzierte Veduten, meist Geschenke von Reisegenossen und Freunden des Hausherrn. Eben hatte ich die Zeichnung eines steinernen, schmalfenstrigen Häuschens in dem einsamen Tal von San Clemente gefunden, das ich erkannte, denn ich hatte dort manche Spaziergänge gemacht. Das Tal liegt ganz nah bei Fiesole, aber die Menge der Reisenden besucht es nie, weil keine Altertümer dort sind. Es ist ein Tal von herber und merkwürdiger Schönheit, trocken und kaum bewohnt, zwischen hohe, kahle und strenge Berge geklemmt, weltferne, melancholisch und unbetreten.

Das Mädchen trat heran und sah mir über die Schulter.

„Warum sitzen Sie immer so allein, Herr Camenzind?“

Es ärgerte mich. Sie fühlt sich von den Herren vernachlässigt, dachte ich, und nun kommt sie zu mir.

„Nun, bekomme ich keine Antwort?“

„Verzeihung, Fräulein; aber was soll ich denn antworten? Ich sitze allein, weil es mir Spaß macht.“

„Dann störe ich Sie also?“

„Sie sind komisch.“

„Danke; ist aber ganz gegenseitig.“

Und sie setzte sich. Ich hielt beharrlich mein Blatt in den Fingern.

„Sie sind doch vom Oberland,“ sagte sie. „Ich möchte Sie gern einmal von dort erzählen hören. Mein Bruder sagt, in Ihrem Dorf gebe es bloß einen Familiennamen, lauter Camenzinds. Ist das wahr?“

„Beinah,“ knurrte ich. „Es gibt aber auch einen Bäcker, der Füßli heißt. Und einen Gastwirt namens Nydegger.“

„Und sonst nichts als Camenzind! Und die sind alle miteinander verwandt?“

„Mehr oder weniger.“

Ich reichte ihr die Zeichnung hin. Sie hielt das Blatt fest und ich bemerkte, daß sie es verstand so etwas richtig anzufassen. Das sagte ich ihr.

„Sie loben mich,“ lachte sie, „aber wie ein Schullehrer.“

Digitized by Google

„Wollen Sie das Blatt nicht auch ansehen?“ fragte ich grob. „Sonst kann ich es zurücklegen.“

„Was stellt es denn vor?“

„San Clemente.“

„Wo?“

„Bei Fiesole.“

„Sie sind dort gewesen?“

„Ja, mehrmals.“

„Wie sieht das Tal aus? Das hier ist ja nur ein Ausschnitt.“

Ich dachte nach. Die ernste, herbschöne Landschaft trat vor meinen Blick und ich schloß die Augen halb, um sie festzuhalten. Es dauerte eine Weile, ehe ich zu sprechen begann und es tat mir wohl, daß sie still blieb und wartete. Sie begriff, daß ich nachdachte.

Und ich schilderte San Clemente, wie es schweigend, dürr und großartig im Brand des Sommernachmittags liegt. Nebenan in Fiesole treibt man Industrie, flicht Strohhüte und Körbe, verkauft Souvenirs und Orangen, betrügt die Reisenden oder bettelt sie an. Weiter unten liegt Florenz und umfaßt eine Flut alten und neuen Lebens. Aber beide sieht man von Clemente aus nicht. Dort haben keine Maler gearbeitet, dort ist kein Römerbau gewesen, die Geschichte vergaß das arme Tal. Aber dort kämpft die Sonne und der Regen mit der Erde, dort erhalten sich schiefe Pinien mühsam am Leben und die paar Cypressen fühlen mit hageren Wipfeln in die Luft, ob nicht der feindliche Sturm nahe sei, der ihnen das karge Leben verkürzt, an dem sie mit dürstenden Wurzeln hängen. Es fährt zuweilen ein Ochsenwagen von den nahe liegenden großen Meierhöfen vorbei oder eine Bauernfamilie pilgert Fiesole entgegen, aber sie sind nur zufällige Gäste und die roten Röcke der Bauernweiber, die sonst so flott und lustig aussehen, stören hier und man vermißt sie gern.

Und ich erzählte, wie ich als junger Mensch mit einem Freunde dort wanderte, zu Füßen der Cypressen lag und mich an ihre hageren Stämme lehnte; und wie der traurig schöne Einsamkeitszauber des seltsamen Tales mich an die heimatlichen Schluchten erinnerte.

Wir schwiegen eine Weile.

„Sie sind ein Dichter,“ sagte das Mädchen.

Ich schnitt eine Grimasse.

„Ich meine es anders,“ fuhr sie fort. „Nicht weil Sie Novellen und dergleichen schreiben. Sondern weil Sie die Natur verstehen und lieb haben. Was ist es anderen Leuten, wenn ein Baum rauscht oder ein Berg in der Sonne glüht? Aber für Sie ist ein Leben darin, das Sie mitleben können.“

Ich antwortete, daß niemand „die Natur verstehe“ und daß man mit allem Suchen und Begreifenwollen nur Rätsel findet und traurig wird. Ein in der Sonne stehender Baum, ein verwitternder Stein, ein Tier, ein Berg — sie haben ein Leben, sie haben eine Geschichte, sie leben, leiden, trotzen, genießen, sterben, aber wir begreifen es nicht.

Indes ich sprach und mich ihres geduldig stillen Aufmerkens freute, begann ich sie zu betrachten. Ihr Blick war auf mein Gesicht gerichtet und wich dem meinen nicht aus. Ihr Gesicht war ganz ruhig, hingegeben und von der Aufmerksamkeit ein wenig gespannt. Wie wenn ein Kind mir zuhörte. Nein, sondern wie wenn ein Erwachsener im Zuhören sich vergißt und, ohne es zu wissen, Kinderaugen bekommt. Und während des Betrachtens entdeckte ich allmählich mit naiver Finderfreude, daß sie sehr schön war.

Digitized by Google

Als ich nicht mehr sprach, blieb auch das Mädchen still. Dann schreckte sie auf und blinzelte ins Lampenlicht.

„Wie heißen Sie eigentlich, Fräulein?“ fragte ich und dachte nicht viel dabei.

„Elisabeth.“

Sie ging weg und wurde bald darauf genötigt Klavier zu spielen. Sie spielte gut. Aber da ich hinzutrat sah ich, daß sie nicht mehr so schön war.

Als ich die behaglich altmodische Treppe hinabstieg, um nach Hause zu gehen, hörte ich ein paar Worte vom Gespräch zweier Maler, welche in der Hausflur ihre Mäntel anlegten.

„Na ja, er hat sich den ganzen Abend mit der hübschen Lisbeth beschäftigt,“ sagte einer und lachte.

„Stille Wasser!“ meinte der andere. „Er hat sich nicht das Schlechteste ausgesucht.“

Also die Affen sprachen schon darüber. Es fiel mir plötzlich ein, daß ich, fast wider Willen, diesem fremden jungen Mädchen intime Erinnerungen und ein ganzes Stück meines inneren Lebens preisgegeben hatte. Wie kam ich dazu? Und nun schon die bösen Mäuler! — Bande!

Ich ging weg und betrat monatelang das Haus nicht mehr. Zufällig war eben einer von jenen zwei Malern der Erste, der mich auf der Straße darüber zur Rede stellte.

„Warum gehen Sie denn nicht mehr hin?“

„Weil ich das verdammte Klatschen nicht leiden kann,“ sagte ich.

„Ja, unsere Damen!“ lachte der Kerl.

„Nein,“ antwortete ich, „ich meine die Männer, und speziell die Herren Maler.“

Elisabeth sah ich in diesen Monaten nur ganz wenige Mal auf der Straße, einmal in einem Kaufladen und einmal in der Kunsthalle. Gewöhnlich war sie hüsch, doch nicht schön. Die Bewegungen ihrer überschlanken Gestalt hatten etwas Apartes, das sie meistens schmückte und auszeichnete, manchmal aber auch etwas übertrieben und unecht aussehen konnte. Schön, überaus schön war sie damals in der Kunsthalle. Sie sah mich nicht. Ich saß ausruhend beiseite und blätterte im Katalog. Sie stand in meiner Nähe vor einem großen Segantini und war ganz in das Bild versunken. Es stellte ein paar auf mageren Matten arbeitende Bauernmädchen dar, hinten die zackig jähen Berge, etwa an die Stockhorngruppe erinnernd, und darüber in einem kühlen, lichten Himmel eine unsäglich genial gemalte, elfenbeinfarbene Wolke. Sie frappierte auf den ersten Blick durch ihre seltsam geknäuelte, ineinandergedrehte Masse; man sah, sie war eben erst vom Winde geballt und geknetet und schickte sich nun an zu steigen und langsam fortzufliegen. Offenbar verstand Elisabeth diese Wolke, denn sie war ganz dem Anschauen hingegeben. Und wieder war ihre sonst verborgene Seele in ihr Gesicht getreten, lachte leise aus den vergrößerten Augen, machte den zu schmalen Mund kindlich weich und hatte die überkluge herbe Stirnfalte zwischen den Brauen geebnet. Die Schönheit und Wahrhaftigkeit eines großen Kunstwerkes zwang ihre Seele, selbst schön und wahrhaftig und unverhüllt sich darzustellen.

Ich saß still daneben, betrachtete die schöne Segantiniwolke und das schöne von ihr entzückte Mädchen. Dann fürchtete ich, sie möchte sich umwenden, mich sehen und anreden und ihre Schönheit wieder verlieren, und ich verließ den Saal schnell und leise.

Um jene Zeit begann meine Freude an der stummen Natur und mein Verhältnis zu ihr sich zu verändern. Immer wieder streifte ich durch die

Digitized by Google

wundervolle Umgebung der Stadt, am liebsten in den Jura hinein. Ich sah immer wieder die Wälder und Berge, Matten, Obstbäume und Gebüsche stehen und auf irgend etwas warten. Vielleicht auf mich, jedenfalls aber auf Liebe.

Und so begann ich diese Dinge zu lieben. Es kam ein starkes, dürstendes Verlangen in mir ihrer stillen Schönheit entgegen. Auch in mir drängte ein tiefes Leben und Sehnen dunkel empor und suchte nach Bewußtsein, nach Verstandenwerden, nach Liebe.

Viele sagen, sie „lieben die Natur". Das heißt, sie sind nicht abgeneigt je und je ihre dargebotenen Reize sich gefallen zu lassen. Sie gehen hinaus und freuen sich über die Schönheit der Erde, zertreten die Wiesen und reißen schließlich eine Menge Blumen und Zweige ab, um sie bald wieder wegzuwerfen oder daheim verwelken zu sehen. So lieben sie die Natur. Sie erinnern sich dieser Liebe am Sonntag, wenn schönes Wetter ist, und sind dann gerührt über ihr gutes Herz. Sie hätten es ja nicht nötig, denn „der Mensch ist die Krone der Natur". Ach ja, die Krone!

Also ich blickte immer begieriger in den Abgrund der Dinge. Ich hörte den Wind vieltönig in den Kronen der Bäume klingen, hörte Bäche durch Schluchten brausen und leise stille Ströme durch die Ebene ziehen, und ich wußte, daß diese Töne Gottes Sprache waren und daß es ein Wiederfinden des Paradieses wäre, diese dunkle, urschöne Sprache zu verstehen. Die Bücher wissen davon wenig, nur in der Bibel steht das wunderbare Wort vom „unaussprechlichen Seufzen" der Kreatur. Doch ahnte ich, daß zu allen Zeiten Menschen, gleich mir von diesem Unverstandenen ergriffen, ihr Tagewerk verlassen und die Stille aufgesucht hatten, um dem Liede der Schöpfung zu lauschen, das Ziehen der Wolken zu betrachten und in rastloser Sehnsucht dem Ewigen anbetende Arme entgegenzustrecken, Einsiedler, Büßer und Heilige.

Indem ich nun anfing die Natur persönlich zu lieben, ihr zu lauschen wie einem Kameraden und Reisegefährten, der eine fremde Sprache redet, ward meine Schwermut zwar nicht geheilt, aber veredelt und gereinigt. Mein Ohr und Auge schärfte sich, ich lernte feine Tönungen und Unterschiede erfassen und sehnte mich, den Herzschlag alles Lebens immer näher und klarer zu hören und vielleicht einmal zu verstehen und vielleicht einmal der Gabe teilhaftig zu werden, ihm in Dichterworten Ausdruck zu gönnen, damit auch andere ihm näher kämen und mit besserem Verständnis die Quellen aller Erfrischung, Reinigung und Kindlichkeit besuchten. Einstweilen war das ein Wunsch, ein Traum — —, ich wußte nicht ob er sich je erfüllen könne und hielt mich ans nächste, indem ich allem Sichtbaren Liebe entgegenbrachte und mich gewöhnte, kein Ding mehr gleichgültig oder verächtlich zu betrachten.

Ich kann nicht sagen, wie erneuend und tröstend dies auf mein verdunkeltes Leben wirkte! Es ist nichts Adligeres und nichts Beglückenderes in der Welt als eine wortelose, stetige, leidenschaftslose Liebe und ich wünsche nichts herzlicher als daß von denen, die meine Worte lesen, einige oder auch nur zwei oder einer diese reine und selige Kunst durch meinen Antrieb zu lernen beginnen möchte. Manche haben sie von Natur und üben sie ihr Leben lang unbewußt, das sind Gottes Lieblinge, die Guten und Kinder unter den Menschen. Manche haben sie in schweren Leiden gelernt — habt ihr nie unter Krüppeln und Elenden solche mit überlegenen, stillen, glänzenden Augen gesehen? Wenn ihr nicht auf mich und meine armen Worte hören

Digitized by Google

möget, so gehet zu ihnen, in denen eine begierdelose Liebe das Leiden überwand und erklärte.

Dieser Vollendung, die ich an manchen armen Duldern verehrt habe, stehe ich noch heute kläglich fern. Aber diese Jahre hindurch entbehrte ich nur selten des tröstenden Glaubens, den rechten Weg zu ihr zu wissen.

Daß ich ihn auch immer gegangen wäre, darf ich nicht sagen, vielmehr blieb ich unterwegs auf allen Bänken sitzen und sparte auch manchen bösen Umweg nicht. Zwei selbstsüchtige und mächtige Neigungen stritten in mir wider die echte Liebe. Ich war Trinker und ich war menschenscheu. Zwar beschnitt ich mein Quantum Wein erheblich, aber alle paar Wochen überredete mich der schmeichlerische Gott, daß ich mich ihm in die Arme warf. Daß ich etwa auf der Straße liegen blieb oder ähnliche Nachtstücke verübte, ist allerdings kaum jemals vorgekommen, denn der Wein liebt mich, und lockt mich nur bis dahin, wo seine Geister mit meinem eigenen in freundschaftlichem Zwiegespräch verkehren. Immerhin verfolgte mich lange Zeit nach jeder Trinkerei das böse Gewissen. Aber schließlich konnte ich meine Liebe doch nicht gerade dem Wein entziehen, zu dem ich eine starke Neigung vom Vater ererbt hatte. Jahrelang hatte ich diese Erbschaft sorgsam und pietätvoll gehegt und mir gründlich zu eigen gemacht, also half ich mir nun und schloß zwischen Trieb und Gewissen einen halb ernsten, halb scherzhaften Vertrag. Ich nahm in den Lobgesang des Heiligen von Assisi „meinen lieben Bruder, den Wein" mit auf.

VI.

Viel schlimmer war mein anderes Laster. Ich hatte wenig Freude an den Menschen, lebte als Einsiedler und war gegen menschliche Dinge stets mit Spott und Verachtung zur Hand.

Im Beginn meines neuen Lebens dachte ich daran noch gar nicht. Ich fand es richtig, die Menschen einander zu überlassen und meine Zärtlichkeit, Hingabe und Teilnahme allein dem stummen Leben der Natur zu schenken. Auch erfüllte diese mich im Anfang ganz.

Nachts, wenn ich zu Bett gehen wollte, fiel mir etwa plötzlich ein Hügel, ein Waldrand, ein einzelner Lieblingsbaum ein, den ich lange nicht mehr besucht hatte. Nun stand er in der Nacht im Wind, träumte, schlummerte vielleicht, stöhnte und regte die Zweige. Wie mochte er aussehen? Und ich verließ das Haus, suchte ihn auf und sah seine undeutliche Gestalt im Finstern stehen, betrachtete ihn mit erstaunter Zärtlichkeit und trug sein dämmerndes Bild in mir davon.

Ihr lacht darüber. Vielleicht war diese Liebe verirrt, doch nicht vergeudet. Aber wie sollte ich von hier den Weg finden, der zur Menschenliebe führte?

Nun, wo ein Anfang gemacht ist, kommt immer das Beste von selber nach. Immer näher und möglicher schwebte mir die Idee meiner großen Dichtung vor. Und wenn mein Liebhaben mich dahin bringen würde, einmal als Dichter die Sprache der Wälder und Ströme zu reden, für wen geschähe das dann? Nicht nur für meine Lieblinge, sondern doch vor allem für die Menschen, denen ich ein Führer und ein Lehrer der Liebe sein wollte. Und gegen diese Menschen war ich rauh, spöttisch und lieblos. Ich empfand den Zwiespalt und die Nötigung, das herbe Fremdsein zu bekämpfen und auch den Menschen Brüderlichkeit zu zeigen. Und das war schwer, denn Vereinsamung und Schicksale hatten mich gerade auf diesem Punkt hart und

Digitized by Google

böse gemacht. Es genügte nicht, daß ich daheim und im Wirtshaus mich mühte weniger herb zu sein und daß ich etwa unterwegs einem Begegnenden freundlich zunickte. Übrigens sah ich schon hierbei, wie gründlich ich mir das Verhältnis zu den Leuten versalzen hatte, denn man kam meinen Freundlichkeitsversuchen mißtrauisch und kühl entgegen oder nahm sie für Hohn auf. Das Schlimmste war, daß ich das Haus jenes Gelehrten, das einzige meiner Bekanntschaft, fast ein Jahr lang gemieden hatte, und ich sah ein, daß ich vor allem dort wieder anklopfen und mir irgend einen Weg in die hiesige Art von Geselligkeit suchen müsse.

Nun, hier half mir meine eigene verhöhnte Menschlichkeit erklecklich. Kaum hatte ich wieder an jenes Haus gedacht, so sah ich auch im Geist Elisabeth, schön wie sie vor Segantinis Wolke gewesen war, und merkte plötzlich, wie sehr sie an meiner Sehnsucht und Schwermut teil hatte. Und es geschah, daß ich zum erstenmal ernstlich daran dachte, ein Weib zu freien. Bisher war ich von meiner völligen Unfähigkeit zur Ehe so überzeugt gewesen, daß ich mich darein mit bissiger Ironie ergeben hatte. Ich war Dichter, Wanderer, Trinker, Einspänner! Jetzt glaubte ich mein Schicksal zu erkennen, das mir in der Möglichkeit einer Liebesehe die Brücke zur Menschenwelt schlagen wollte. Alles sah so verlockend und sicher aus! Daß Elisabeth mir Teilnahme schenkte, hatte ich gespürt und gesehen; auch daß sie ein empfängliches und edles Wesen besaß. Ich dachte daran, wie bei der Plauderei über San Clemente und dann vor dem Segantini ihre Schönheit lebendig geworden war. Ich aber hatte seit Jahren aus Kunst und Natur einen reichen inneren Besitz gesammelt; sie würde von mir das überall schlummernde Schöne sehen lernen und ich würde sie so mit Schönem und Wahrem umgeben, daß ihr Gesicht und ihre Seele alle Trübungen vergäße und sich zur Blüte ihrer Fähigkeiten entfalten könnte. Seltsamer Weise empfand ich das Komische meiner plötzlichen Verwandlung gar nicht. Ich Einsamer und Sonderling war über Nacht ein verliebter Fant geworden, der von Eheglück und von der Einrichtung eines eigenen Hauswesens träumt.

Eiligst suchte ich denn das gastliche Haus auf und ward mit freundlichen Vorwürfen empfangen. Ich ging mehrmals hin und nach einigen Besuchen traf ich Elisabeth dort wieder. O, sie war schön! Sie sah aus wie ich sie mir als meine Geliebte vorgestellt hatte: schön und glücklich. Und ich genoß eine Stunde lang die frohe Schönheit ihrer Gegenwart. Sie begrüßte mich gütig, sogar herzlich und mit einer vertrauten Freundschaftlichkeit, die mich glücklich machte.

* * *

Erinnert ihr euch noch des Abends auf dem See, im Boot, des Abends mit den roten Papierlampen, mit der Musik, mit meiner im Keim erstickten Liebeserklärung? Es war die traurige und lächerliche Geschichte eines verliebten Knaben.

Lächerlicher — und trauriger ist die Geschichte des verliebten Mannes Peter Camenzind.

Ich erfuhr so beiläufig, Elisabeth sei seit kurzem Braut. Ich gratulierte ihr, ich machte die Bekanntschaft ihres Verlobten, der sie abzuholen kam, und ich gratulierte auch ihm. Den ganzen Abend lag ein wohlwollendes Gönnerlächeln auf meinem Gesicht, mir selber lästig, wie eine Maske. Nachher lief ich weder in den Wald noch ins Wirtshaus, sondern saß auf meinem Bett, sah der Lampe zu, bis sie stank und erlosch, erstaunt und verdonnert,

Digitized by Google

bis endlich mein Bewußtsein wieder erwachte. Da breiteten noch einmal der Schmerz und Verzweiflung ihre schwarzen Flügel über mich, daß ich klein und schwach und zerbrochen lag und daß ich schluchzte wie ein Knabe.

Darauf packte ich meinen Rucksack, ging morgens zur Bahn und reiste nach Haus. Ich hatte Sehnsucht wieder am Sennalpstock zu klettern, an meine Kinderzeit zu denken und nachzusehen, ob mein Vater noch lebe.

Wir waren uns fremd geworden. Der Vater sah völlig grau, ein wenig gebückt und ein wenig unscheinbar aus. Er behandelte mich sanft und mit Scheu, fragte nach nichts, wollte mir sein Bett abtreten und schien durch meinen Besuch nicht weniger in Verlegenheit gebracht als überrascht zu sein. Er hatte das Häuschen noch, die Matten und das Vieh aber verkauft, bezog einen kleinen Zins und tat hier und dort ein wenig leichte Arbeit.

Als er mich allein ließ, trat ich an die Stelle, wo früher meiner Mutter Bett gestanden hatte, und das Vergangene lief wie ein breiter, ruhiger Strom an mir vorbei. Ich war kein Jüngling mehr und dachte daran, wie schnell die Jahre weitergehen würden, dann wäre auch ich ein gebücktes und graues Männlein und legte mich zum bittern Sterben hin. In der fast unveränderten, ärmlichen alten Stube, wo ich klein gewesen war, wo ich Latein gelernt und den Tod der Mutter gesehen hatte, hatten diese Gedanken eine ruhebringende Natürlichkeit.

Darauf gab ich meinem Vater etwas Geld. Am Abend gingen wir ins Wirtshaus und dort war alles wie damals, nur daß jetzt ich den Wein bezahlte und daß der Vater, als er vom Sternwein und Champagner sprach, sich auf mich berief, und daß ich jetzt mehr als der Alte vertragen konnte. Ich fragte nach dem greisen Bäuerlein, dem ich damals den Wein über seinen Kahlkopf gegossen hatte. Er war ein Witzbold und Kniffgenie gewesen, aber nun war er längst tot und über seine Schnurren begann Gras zu wachsen. Ich trank Waadtländer, hörte den Gesprächen zu, erzählte ein wenig, und da ich mit dem Vater durch den Mondschein nach Hause ging und er im Rausche weiter redete und gestikulierte, war mir so sonderbar verzaubert zu Mute wie noch nie. Fortwährend umgaben mich die Bilder der früheren Zeit, Onkel Konrad, Rösi Girtanner, die Mutter, Richard und die Aglietti und ich sah sie an wie ein schönes Bilderbuch, bei dem man sich wundert, wie schön und wohlbeschaffen alle Dinge darin aussehen, die in der Wirklichkeit nicht halb so köstlich sind. Wie war das alles an mir vorbeigerauscht, vergangen, fast vergessen und stand nun doch klar und reinlich in mir aufgezeichnet: ein halbes Leben, ohne meinen Willen vom Gedächtnis aufbewahrt.

Erst als wir nach Hause kamen und als mein Vater spät verstummte und entschlief, dachte ich wieder an Elisabeth. Noch gestern hatte sie mich begrüßt, hatte ich sie bewundert und hatte ihrem Bräutigam Glück gewünscht. Es schien mir eine lange Zeit seither vergangen zu sein. Aber der Schmerz erwachte, vermischte sich mit der Flut der aufgestörten Erinnerungen und rüttelte an meinem selbstsüchtigen und schlecht verwahrten Herzen wie der Föhn an einer zitternden und baufälligen Almhütte. Ich hielt es nicht im Hause aus. Ich stieg durchs niedere Fenster, ging durchs Gärtchen an den See, machte den verwahrlosten Weidling los und ruderte leise in die blasse Seenacht. Feierlich schwiegen umher die silbrig umdünsteten Berge, der fast völlige Mond hing in der bläulichen Nacht und ward beinahe von der Spitze des Schwarzenstocks erreicht. Es war so still, daß ich den fernen Sennalpstock-Wasserfall leise brausen hören konnte. Die Geister der Heimat und die Geister meiner Jugendzeit berührten mich mit ihren bleichen Flügeln,

Digitized by Google

erfüllten meinen kleinen Nachen und deuteten flehentlich mit ausgestreckten Händen und schmerzlichen, unverständlichen Geberden.

Was hatte nun mein Leben bedeutet und wozu waren so viele Freuden und Schmerzen über mich hinweggegangen? Warum hatte ich Durst nach dem Wahren und Schönen gehabt, da ich heute noch ein Dürstender war? Warum hatte ich in Trotz und Tränen um jene begehrenswerten Frauen Liebe und Schmerzen gelitten — ich, der ich heute wieder das Haupt in Scham und Tränen um eine traurige Liebe neigte? Und warum hatte der unbegreifliche Gott mir das brennende Heimweh nach Liebe ins Herz getan, da er mir doch das Leben eines Einsamen und wenig Geliebten bestimmt hatte?

Das Wasser gurgelte dumpf am Bug und tröpfelte silbern von den Rudern, die Berge standen ringsum nahe und schweigend, über die Nebel der Schluchten wandelte das kühle Mondlicht. Und die Geister meiner Jugendzeit standen schweigsam um mich her und blickten mich aus tiefen Augen still und fragend an. Mir war, ich sähe unter ihnen auch die schöne Elisabeth, und sie hätte mich geliebt und sie wäre mein geworden, wenn ich zur rechten Zeit gekommen wäre.

Auch war mir als wäre es am besten, ich sänke still in den bleichen See und es würde mir von niemand nachgefragt. Aber dennoch ruderte ich schneller, als ich merkte, daß der schlechte alte Nachen Wasser zog. Mich fror plötzlich und ich eilte, nach Haus und zu Bett zu kommen. Dort lag ich müd und wach und sann über mein Leben nach und suchte zu finden, was mir fehle und was mir nötig wäre, um glücklicher und echter zu leben und näher an das Herz des Daseins zu kommen.

Wohl wußte ich, daß aller Güte und Freude Kern die Liebe sei und daß ich beginnen müsse, trotz meines frischen Schmerzes um Elisabeth die Menschen ernstlich liebzuhaben. Aber wie? Und wen?

Da fiel mir mein alter Vater ein und ich merkte zum erstenmal, daß ich ihn nie in der rechten Weise lieb gehabt hatte. Als Knabe hatte ich ihm das Leben sauer gemacht, dann war ich fortgegangen, hatte ihn auch nach der Mutter Tod allein gelassen, mich oft seiner geärgert und ihn schließlich fast ganz vergessen. Ich mußte mir vorstellen, er läge auf dem Totenbett und ich stünde allein und verwaist daneben und sähe seine Seele entrinnen, die mir fremd geblieben war und um deren Liebe ich mich nie bemüht hatte.

So begann ich denn die schwere und süße Kunst, statt an einer schönen und bewunderten Geliebten, an einem greisen, ruppigen Trinker zu lernen. Ich gab ihm keine groben Antworten mehr, beschäftigte mich nach Möglichkeit mit ihm, las ihm Kalendergeschichten vor und erzählte ihm von den Weinen, die in Frankreich und Italien wachsen und getrunken werden. Sein bißchen Arbeit konnte ich ihm nicht abnehmen, da er ohne das verwahrlost wäre. Auch gelang es mir nicht ihn daran zu gewöhnen, daß er seinen Abendschoppen mit mir zu Hause statt in der Kneipe trank. Ein paar Abende versuchten wir es. Ich holte Wein und Cigarren, und gab mir Mühe dem alten Mann die Zeit zu vertreiben. Am vierten oder fünften Abend war er still und trotzig und klagte endlich, als ich ihn fragte was ihm fehle: „Ich glaube, du willst deinen Vater nimmer ins Wirtshaus lassen."

„Keine Rede," sagte ich, „du bist der Vater und ich der Bub und wie's gehalten werden soll, ist deine Sache."

Er blinzelte mich prüfend an, dann nahm er vergnügt seine Mütze und wir marschierten selbander zum Wirtshaus.

Es war deutlich zu sehen, daß meinem Vater ein längeres Zusammenbleiben zuwider gewesen wäre, obwohl er nichts darüber sagte. Auch trieb

Digitized by Google

es mich, irgendwo in der Fremde die Beruhigung meines zwiespältigen Zustandes abzuwarten. „Was meinst du, wenn ich dieser Tage wieder abreiste?“ fragte ich den Alten. Er kratzte sich den Schädel, zuckte die schmalgewordenen Achseln und lächelte schlau und abwartend: „Je, wie du willst!“ Ehe ich reiste, suchte ich einige Nachbarn sowie die Klosterleute auf und bat sie, ein Auge auf ihn zu haben. Auch benützte ich noch einen schönen Tag zur Besteigung des Sennalpstocks. Von seiner halbrunden, breiten Kuppe überschaute ich Gebirg und grüne Tale, blanke Wasser und den Dunst entfernter Städte. All dies hatte mich als Knaben mit mächtigem Verlangen erfüllt, ich war ausgezogen mir die schöne weite Welt zu erobern, und nun lag sie wieder vor mir ausgebreitet, so schön und so fremd wie je, und ich war bereit aufs neue hinüberzugehen und noch einmal das Land des Glückes zu suchen.

Meinen Studien zuliebe hatte ich längst beschlossen, einmal für längere Zeit nach Assisi zu gehen. Ich fuhr nun zunächst nach Basel zurück, besorgte das Nötigste, packte meine paar Sachen ein und schickte sie nach Perugia voraus. Ich selber fuhr nur bis Florenz und pilgerte von dort langsam und behaglich zu Fuße südwärts. Dort unten braucht man zum freundschaftlichen Verkehr mit dem Volke keinerlei Künste zu verstehen; das Leben dieser Leute liegt stets an der Oberfläche und ist so simpel, frei und naiv, daß man von Städtchen zu Städtchen sich mit einer Menge von Leuten harmlos befreundet. Ich fühlte mich wieder geborgen und heimisch und beschloß, auch später in Basel die wärmende Nähe menschlichen Lebens nicht wieder in der Gesellschaft, sondern unter dem schlichten Volke zu suchen.

In Perugia und Assisi bekam meine historische Arbeit wieder Interesse und Leben. Da auch das tägliche Dasein dort eine Lust war, begann mein schadhaft gewordenes Wesen bald wieder zu gesunden und neue Notbrücken zum Leben zu schlagen. Meine Hauswirtin in Assisi, eine redselige und fromme Gemüsehändlerin, schloß auf Grund einiger Gespräche über den Santo eine innige Freundschaft mit mir und brachte mich in den Geruch eines strammen Katholiken. So unverdient diese Ehre war, brachte sie mir doch den Vorteil, mit den Leuten intimer umgehen zu können, da ich frei vom Verdacht des Heidentums war, der sonst jedem Fremden anhaftet. Die Frau hieß Annunziata Nardini, war vierunddreißig Jahr alt und Witwe, von kolossalem Körperumfang und sehr guten Manieren. Sonntags sah sie in einem geblümten, fröhlich farbigen Kleid wie der leibhaftige Festtag aus, dann trug sie außer den Ohrringen auch noch eine goldene Kette auf der Brust, an welcher eine Reihe von Medaillen aus Goldblech läutete und leuchtete. Auch schleppte sie dann ein silberbeschlagenes, schweres Brevier mit sich herum, dessen Gebrauch ihr jedenfalls schwer gefallen wäre, und einen schönen schwarzweißen Rosenkranz mit Silberkettchen, den sie desto gewandter handhaben konnte. Wenn sie dann zwischen zwei Kirchgängen in der Loggetta saß und den bewundernden Nachbarinnen die Sünden abwesender Freundinnen aufzählte, lag auf ihrem runden, frommen Gesicht der rührende Ausdruck einer mit Gott versöhnten Seele.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Angedrucktes aus den Tagebüchern Friedrich Hebbels.

Die meisten dramatischen Dichter benehmen sich der Geschichte gegenüber ungefähr, wie ein Maler, der vom Menschen nur den Kopf oder den Rumpf oder Hand und Fuß abzeichnen und das für ein Gemälde ausgeben wollte.

*

Ein abgebrochener Arm heilt wieder an, der zerschnittene Polyp wächst wieder zusammen, aber wenn einer einen Menschenkopf, einen Löwennacken, einen Pferdefuß und einen Straußflügel auf einen Haufen zusammen trüge und erwartete, die Zeit werde die auch schon zu einem organisch-untrennbaren Gebilde in einander fügen: wem gliche er?

*

Heute nickte ich meiner Frau und ein Mädchen vor einem Fenster glaubte sich von mir gegrüßt und dankte mir. Das erinnerte mich an einen komischen Fall in Wien. Ein Herr geht im Micheler Haus an mir vorbei und zieht den Hut tief ab. Ich ziehe den meinigen eben so tief und sehe mich dann nach ihm um, weil ich ihn nicht erkannt habe. Er sieht sich aber auch nach mir um und ich bemerke, daß er ein Kruzifix gegrüßt und zu seiner Verwunderung von mir den Dank dafür empfangen hat.

*

Wenn es mit Eisenbahnen und Dampfschiffen so fort geht, so wird man in künftigen Zeiten einen Schimmel durch die Lupe betrachten müssen, wenn man sich vergegenwärtigen will, wie ein Wald ausgesehen hat.

*

Stelle den Menschen vor die Sonne: er wird sie nicht ihrer Strahlen wegen anbeten, sondern weil er, wie im Monde, einen „Mann" in ihr entdeckt.

*

Die Natur sorgt allerhöchst unmittelbar dafür, daß der Mensch Atem holt, aber sie überläßt es ihm selbst, ob er sich auch waschen und sich die Nägel putzen will. Der Staat sollte sie hierin zum Vorbild nehmen.

*

Der Mensch tritt die Erde, die ihn zeugt und ernährt, mit Füßen: wie sollte er dankbar sein?

*

Bei Shakespeare sieht man das Kind im Mutterleibe.

*

Das Drama hat es vor allem mit der Wiederbringung des Teufels zu tun.

*

Digitized by Google

Die Eidechse, die eine Fliege erschnappt und die Otter, die in demselben Augenblick die Eidechse verschlingt. (Naturbild.)

*

Hier steht ein Mensch und funfzig Schritte von ihm das Horn, in das er zu blasen glaubt. Solche Dichter gibts.

*

Wer leben will, muß das Fieber riskieren.

*

Würde Raphael zu malen aufhören, wenn die ganze Welt bis auf ihn blind würde?

*

Ein Geizhals gönnt sich einen Genuß und liest in einem Kochbuch.

*

Im Winter sieht man seinen Odem.

*

Jeder Mensch trägt einen Zauber im Gesicht: irgend einem gefällt er.

*

Der essende Mensch ist, je nach dem Standpunkt des Betrachters, ein Gegenstand der Rührung oder des Neides.

*

Es gibt Leute, die einen Autor so auslegen, wie ein altes Weib die Flecken der Kaffee-Tasse.

*

Es gibt Menschen, die einen Vogel kaum festhalten, wenn er ihnen in die Hand geflogen kommt, die aber Kopf und Kragen an ihn setzen, wenn er wieder weg ist.

*

Es gibt Mantelkinder der Unsterblichkeit.

*

Man sollte in großen Städten überall, wo man das P.ssen verhindern will, Denktafeln für verdiente Männer anbringen, statt der Polizei-Verbote.

*

Oft scheint der Teufel an die Tür zu klopfen, und es ist doch nur der Schornsteinfeger.

*

Schmarotzer sind Schmarotzer, gleichgiltig, ob sie sich bei'm reichen Mann setzen und in Austern und Champagner prassen, oder ob sie sich am Tisch des Genies bei einem bescheidenen Mahl niederlassen und in seinem geistigen Reichtum schwelgen, ja, die letzteren sind die schlimmsten und ihr Undank ist der schändlichste.

*

Meyerbeer hat nach seinem glänzendsten Triumph nicht so ruhig geschlafen, wie Mozart nach seiner größten Niederlage.

*

Digitized by Google

Die Größe des Philologen besteht darin, daß er alles so klein zu machen sucht, als er selbst ist. Daher das Streben, jede Dichter-Größe zu zertrümmern.

*

Lord Byron ist doch, wenn man von der Energie seiner Gedanken und Bilder absieht und nach seiner Idee, den Müttern all dieser Gedanken und Bilder fragt, durchaus trivial. So ist das Böse in seinem Teufel ein ganz willkürlicher Akt eines mit Gott unzufriedenen Individuums.

*

Die Kraft der Mücken liegt darin, daß sie keinen Namen hat.

*

Im Irrenhause. Einer geigt den ganzen Tag von einem alten Notenblatt die Melodie ab; ein anderer sitzt ihm rauchend gegenüber und klascht ihm Beifall wenn er zu Ende ist.

*

„So lang, wie von heut' auf morgen." Altdeutscher Ausdruck.

*

Zu jeder Art des Glückes gehört ein besonderer Mund oder eine besondere — Schnauze.

*

Je mehr Mühe das künstliche Produkt macht, je schlechter pflegt es zu sein und je niedriger wird es gestellt. Das beweist so recht, daß man es von jeher als reine Naturtat betrachtet hat, denn von allem Menschlichen gilt das Gegenteil.

*

Das Schöne entsteht, sobald die Phantasie Verstand bekommt.

*

Die meisten Leute, die ihre Dichtungen herausgeben, haben nichts davon, als daß sie, wie Karl der Fünfte, bei Lebzeiten ihr eigenes Leichenbegängnis feiern.

*

Der Polyp kann sich immer aus sich selbst ergänzen; jedes seiner Glieder wächst sich aus zu einem neuen und wird vollständig. Der Mensch bleibt ewig Stückwerk und bedarf aller übrigen, nicht bloß der gegenwärtigen, sondern auch der toten und der noch nicht geborenen.

Digitized by Google

Francesca da Rimini.

Eine Tragödie in Versen.

Von

Gabriele d'Annunzio.

Deutsch von Vollmoeller.

(Gekürzte Bühnenbearbeitung des Übersetzers.)

(Schluß.)

Dritter Akt.

Das Gemach der Francesca: die Wände zierlich in Felder geteilt, mit Darstellungen aus dem Tristan-Roman, dazu Vögel, Blumen, Früchte, Wappen. Unter der Decke läuft rings um die Wände ein Fries von Blumengewinden, darauf ein paar Verse aus einem Liebeslied geschrieben stehen:

Melglio m'è dormire gaudendo
C'avere pensieri veghiando.

Rechts in der Ecke ein Bett mit prächtigen Vorhängen: links der Ausgang mit einer schweren Portiere; im Hintergrund ein Fenster, das auf die Adria hinausgeht und ein Basilientopf am Fenstersims. Auf der Seite des Ausgangs, zwei Ellen über dem Fußboden, ein kleiner Chor für die Musikanten mit hübsch durchbrochenen Feldern. Beim Fenster ein Lesepult, darauf, aufgeschlagen, die Geschichte Lanzelot's vom See, ein Buch aus großen illuminierten Pergamentblättern in einem starken Einband mit rotsamtnen Deckeln. Dicht dabei ein Ruhelager mit vielen Kissen aus farbigem Tuch, von dem man bequem die ganze Rhede von Rimini übersehen kann. Eine kleine tragbare Orgel mit Lade, Pfeifen, Manual, Balg und Registern in feiner Arbeit, steht in einer Ecke; dabei eine Laute und eine Viole. Auf einem kleinen Tisch ein silberner Handspiegel zwischen Riechfläschchen, Gläsern, Beuteln, Gürteln und anderen Toilettegegenständen. Große eiserne Kandelaber stehen zu seiten des Betts und unter dem Chor der Musikanten. Schemel und Fußbänke stehen hier und dort verstreut; in der Mitte des Fußbodens ist der Ring einer Falltreppe sichtbar, die in ein tiefer liegendes Gemach führt.

Erste Szene.

(Man sieht Francesca lesend vor dem Buch. Die Frauen sitzen im Kreis auf ihren Schemeln, sticken die Säume eines Überwurfs und hören zu; jede trägt am Gürtel ein kleines Glas mit Perlen und Goldfäden. Die Märzsonne fällt auf den karmesinroten Taffet, und ein leichter Widerschein rötet die Gesichter der Stickerinnen. Die Sklavin steht am Fenster und durchspäht aufmerksam den Himmel.)

Francesca: (lesend): Da hub Galeotto an und bat und sprach:
„Herrin, um Gott, so schenkt ihm euer Mitleid!

Digitized by Google

Tut so für mich, wie ich für euch wohl täte,
Bätet ihr mich." „Was für Mitleiden, wollt ihr
Daß ich ihm schenke?" „Wohl ist euch bekannt,
Daß er euch über alles liebt und hat
Taten getan für euch wie nie ein Ritter
Vor ihm für seine Herrin tat." „Gewißlich
Hat er für mich getan, mehr als ich ihm
Jemals vergelten kann, doch niemals hat er
Etwas von mir verlangt, nein ist schwermütig
Und melancholisch, höchlich zu verwundern."
Sprach Galeotto: „Herrin, schenket ihm
Eur Mitleid." Schenken will ich ihm, sprach sie,
Solch Mitleid, als ihr wollt, doch er verlangt ja
Keines von mir . . ."

(Die Frauen lachen. Francesca sinkt trüb und schlaff in die Kissen zurück.)

Garsenda: Madonna,
Wie konnt er nur so schüchtern sein, der Ritter
Lanzelot?

Alda: Und die arme Königin
Vergeht doch fast vor Sehnsucht, ihm zu schenken,
Worum er sie kein Mal gebeten hat!

Altichiara: Sie liebte die Belustigung, Ginevra,
Und guten Zeitvertreib; doch insgeheim
Wünschte sie nichts, als ein bequemes Bett.

Francesca: Schweig, Altichiara, schweig! genug
Hab ich von dem leichtfertigen Gerede.
Smaragdi, kehrt der Falke nicht zurück?

Smaragdi: Er kehrt noch nicht zurück, Madonna. Übel
War es getan, ihn von der Schnur zu lassen.
Er war sehr reizbar.

(Francesca beugt sich aus dem Fenster und blickt sich um.)

Francesca: Ja, er war von denen,
Die man von Ventimillia nennt.

Altichiara: Auf einer Insel wohnen die;
Jetzt ist er wohl dahin zurückgeflogen
Zu seinem Land im Meer.

Garsenda: Er kehrt nicht wieder. Er war viel zu stolz,
Ja, grade so, wie der ihn euch geschenkt,
Ich meine Herrn Malatestino, mög er's
Nicht hören!

Francesca: Adonella
Lauf du zum Falkner, sag ihm, was geschehn ist,

Digitized by Google

Er ſoll ihn locken mit dem Federſpiel,
Er ſoll ihn ſuchen.

(Adonella läßt die Arbeit fallen und fliegt.)

Altichiara: Er hat ſich verflogen
Hinter den erſten Schwalben her, Madonna.

Alda: Das Blut der Schwalben träufelt
Jetzt auf das Meer . . .

Biancofiore (ein Tanzlied anſtimmend):
„Aufs neu in Märzentagen,
Oh Schwalben, die ihr kehrt,
Aus den beſonnten Ländern überm Meer . . .“

Francesca: Ja, ja, Biancofiore,
Macht mir Muſik, Muſik,
Hebt an ein leiſes Lied in Moll,
Laßt eure Nadeln liegen,
Stimmt an, ſtimmt an.

(Die Frauen ſtehen bereitwillig auf und legen den Überwurf in Falten.)

Du rufſt
Den Simonetto, Biancofiore.

Biancofiore: Gleich,
Madonna.

Francesca: Und du, Alda, ſiehſt nach Biordo
Und Signorello und Roſſo,
Sie ſollen ihre Inſtrumente bringen
Und die Tabulaturen,
Kammermuſik zu machen.

Alda: Wohl, Madonna,

Francesca: Garſenda, wenn du auf den Kaufmann ſtößt,
Den Florentiner, ſo beſcheid ihn gleichfalls
Hierher.

Garſenda: Madonna, gleich. Ich bring ihn ſchon.

Francesca: Und ein Gewinde will ich
Von dunkeln Veilchen,
Der erſte März iſt heut!

Biancofiore: Madonna, ich! Ich bring es euch!

Francesca: So geht mit Gott! (Alle Frauen ab.)

Zweite Szene.

(Francesca wendet ſich zu der Sklavin, die noch immer vom Fenſter aus den Himmel durchſpäht.)

Francesca: Er kam noch nicht; Smaragdi?

Smaragdi: Herrin, er kam noch nicht.
Der Falkner wird ihn ſicher wieder bringen.
Drum grämt euch nicht.

Digitized by Google

Francesca: Ja, freilich gräm ich mich. Malateſtino
Wird mir's verdenken, daß ich ſein Geſchenk
So ſchlecht gehütet.

(Nach einer Pauſe.)

Mir iſt angſt.

Smaragdi: Angſt iſt euch, Herrin, und vor wem?

Francesca: Ich habe
Angſt vor Malateſtino.

Smaragdi: Fürchtet ihr
Sein ausgelaufnes Auge?

Francesca: Nein, das andre,
Aus dem er ſieht. Es iſt entſetzlich!

Smaragdi: Herrin,
Macht, daß es euch nicht ſieht.

(Pauſe.)

Francesca: Smaragdi, ſag was war das für ein Wein,
Den du mir damals nach dem Turme brachteſt,
Als Rimini in Rauch und Flammen ſtand?
War er behext?

Smaragdi: Was ſagt ihr, Herrin?

Francesca: Grad
Als wär's ein falſcher Zaubertrank geweſen,
Drang das Gift in die Adern
Derer, die mit mir auf dem Turme tranken,
Und mein Geſchick wird trüb und grauſamer.

Die Sklavin: Was ſoll die Traurigkeit?
Kehrt euer Sperber auch nicht wieder,
So kam euch doch zurück
Die Sonne, welche eure Seele liebt.

Francesca: (erblaſſend, mit verhaltener Wut):
Verflucht ſeiſt du!
Wie wagſt du ſo zu ſprechen? Auf Verrat
Sinnſt nun auch du, auch du, auch du verrätſt mich!
Verflucht die Stunde, da du ihn zu mir
Geleitet, zum Betrug!
Warſt du's nicht, die den Weg bereitet hat
Zu meinem Tod?

(Die Sklavin wirft ſich jäh auf den Boden.)

Die Sklavin: Zertritt mich! Tritt auf mich! Zwiſchen zwei Steinen
Zerſchlage mir den Kopf!

Francesca: Steh auf, auf! Ärmſte, nicht iſt's deine Schuld,
Smaragdi, nein, nicht deine!
Mit einmal gingſt du aus als wie ein Geiſt
Aus meinem Herzen, meiner Luſt entgegen! — —
Steh auf!

Digitized by Google

Die Sklavin: (mit gedämpfter Stimme):
Soll ich ihn rufen?

Francesca: (auffahrend): Wen?

(Sie sieht sich angstvoll ringsum: Ihr Blick haftet an der unbeweglichen Portiere. Die Furcht schnürt ihr die Brust zusammen und macht ihre Stimme heiser.)

Hast du gesehn, ob Herr Giovanni ausritt?

Sklavin: Ja, Herrin, mit dem alten
Herrn Malatesta.

Francesca: (dunkel):
Wachsam bist du, Smaragdi! Alles siehst du.
Doch, weißt du, wo Malatestino ist?

Sklavin: Sein Vater schickte ihn
Nach Roncofreddo mit dreißig Berittnen.

Francesca: Ich fürchte ihn. Beschütze mich vor ihm.

Sklavin: Herrin, weshalb? Habt ihr nicht als er krank war,
In Tagen und in Nächten ihn gepflegt
Wie eine Schwester.

Francesca: Schwester ist ein Wort,
Das hier den Mund vergiftet.
Ringsum im Dunkel seh ich wilde Augen
Die mich belauern, Augen wilder Tiere
Bereit auf mich zu stürzen und danach
Sich um der Beute willen zu zerfleischen.
Und lebt in ihren Adern gleiches Blut,
Sind Brüder: — — Ja Gott selber denkt
Mich zu verderben. — Tag und Nächte saß ich
Zu Häupten des Verwundeten und tat
Buße für meine schweifenden Gedanken.
Berührte die entsetzliche
Wunde und flehte innerlich zu Gott;
Wusch die bösartige Unreinheit ab
Mit vielem Beten. Und die Seele hoffte
Auf Heil und Gnade aus dem Schauer selbst.
Da ward sie der tierischen Brunst gewahr
Die sich in dem zu heißen Blut entzündet ....
Verstehst du? wie die gräßliche Verletzung
Unter der Stirn verheilte, brach im Innern
Die noch viel gräßlichere Wunde auf.

Smaragdi: (mit gedämpfter Stimme):
Verzweifelt nicht!
Hört an, ich weiß das Los zu werfen dem
Der Euch erschreckt. Ich kenne auch den Trank,
Der das Gedächtnis auslöscht. Reicht ihm den
Mit Eurer linken Hand

Digitized by Google

Wenn müd und durſtig er vom Sattel ſteigt,
Ich werde Euch die Zauberformel lehren . . .

Francesca: Gib ihn mir, wenn er hilft,
Den Trank, daß ich ihn trinke und mich ſelbſt
Befreie. Da iſt kein Entrinnen. Willſt du
Den Traum mir deuten der in dieſen Nächten
Mir ſtets erſchien.

Smaragdi: Sagt ihn mir und ich will
Ihn Euch auslegen, Herrin.

Francesca: Ich ſehe jede Nacht die wilde Jagd
Wie ſie ſchon ſah Naſtagio degli Oneſti
Im Pinienwalde von Ravenna. Und ich ſeh ſie
Im Traum als wär ſie wirklich: Durch den Wald
Läuft eine nackte Frau mit wirrem Haar
Und ganz zerſchunden von Geſtrüpp und Dorn
Weinend und Mitleid rufend und verfolgt
Von zwei gewaltigen Doggen
Die ohne Erbarmen hetzend nach ihr ſchnappen.
Und ſieh da, hinter ihr fährt durch den Wald
Auf einem ſchwarzen Hengſt
Ein dunkler Ritter, knochig das ergrimmte
Geſicht, und einen Degen in der Fauſt
Und droht und droht
Den Tod ihr an mit fürchterlichen Worten.
Und die zwei Hunde beißen
Sich in die Hüften ihr
Und halten feſt. Der Wilde ſprengt herzu
Steigt ab von ſeinem Gaul
Und läuft den Degen in der Hand
Los auf die nackte Frau
Die auf den Knieen liegt und von zwei Hunden
Gehalten wird und um Erbarmen ruft.
Und er ſtößt ihr mit ſeiner ganzen Kraft
Den Degen mitten durch die Bruſt
Und ſtößt ſie durch und durch. Und ſie fällt vorwärts
Hin aufs Geſicht, beim Stoß,
Noch immer weinend. Und der Reiter legt
Hand an ein Meſſer
Und öffnet ihr den Rücken
Und reißt das Herz heraus
Und wirft's mit allem was daran hängt
Den beiden Doggen vor, die es ſogleich
Heißhungrig niederſchlingen. Und nicht lange
Stehts an, ſo richtet ſich die Frau, als wäre
Sie nicht ſchon tot geweſen, wieder auf
Und hebt von neuem an die fürchterliche

Digitized by Google

Jagd und läuft wie vorher dem Meere zu.
Und die zwei Hunde hinter ihr und beißen
Sich in ihr Fleisch und hinter ihr der Reiter
Aufs neue hoch zu Roß und wieder
Den Degen in der Faust
Und ewig sie bedrohend . . .
Nun deut mir diesen Traum, den ich gesehn,
Smaragdi!

(Die Sklavin hat mit dem Ausdruck des Entsetzens zugehört.)

Fürchtst du dich?

Dritte Szene.

(Garsenda und der Kaufmann, gefolgt von einem Diener der mit einem Ballen bepackt ist.)

Garsenda: (fröhlich):
Madonna seht, da bring ich Euch den Kaufmann
Mitsamt der Ware. Wollet ihm verstatten
Hier einzutreten. S'ist der Florentiner
Der gestern abend ankam im Gefolge
Des Herrn Paolo.

(Francesca ist plötzlich errötet. Sie schüttelt die qualvollen Vorstellungen ab.)

Francesca: Herein, herein, wir brauchen neue Kleider
Zur neuen Jahreszeit
Herein, herein. Aussuchen will ich eins
Für mich aus buntgewebtem Ormusin,
Vielfarbig, ja ein hundertfarbiges,
So eines das mit jeder Falte anders
Im Lichte fällt und schillert, o Smaragdi,
Ein Freudenkleid!

(Der Kaufmann verbeugt sich tief.)

Nun, Kaufmann, sag was bringst du?

Der Kaufmann: Erhabenste Gebieterin, alles was
Eurer erhabenen Erhabenheit
Ansteht: Ich habe leichte Zendeltafte,
Brokate, hochgestickt und mit Kantillen
Ormusine, Damaste,
Grosgrains und Etamins, Berkan und Barchent,
Serge und Futterstoffe aus Neapel,
Moirés, hoch oder tief, Gold-Moirés
Und Silber-Moirés mit Wellen-Fäden
Tuche von Lucca, Tuche von Ostende,

Digitized by Google

Sarſche von Como, Changeant-Taffte
Und Seide in verſchiedenſten Deſſins,
Laubmuſter, Augenmuſter, Schachbrettmuſter,
Samte von jeder Art und Arbeit,
Einhaarigen, Zweihaarigen, Dreihaarigen . . .

(Garſenda lacht.)

Francesca: Genug! Genug! Und haſt in Rimini
Speicher gefunden für ſo viele Ware.

Der Kaufmann: Ich heiße Giotti Bernarduccio Buoninſegni,
Faktor der Compagnie des Riero
Di Niccolai degli Oricellari,
Der mehr als tauſend Stück in den Gewölben
Von Calimara und Calimaruzza
Auf Lager hat und ſchickt uns aus nach Weſten
Bis hin nach Irland und nach Oſten bis
Zum Land Tibet, erhabene Gebietrin.

(Der Kaufmann öffnet den Ballen zu Füßen Francesca's, die auf ihrem Lager liegen bleibt, und legt die Waren aus.)

Der Kaufmann: Wir reiſen bis nach Ermelland und kaufen
Nerz, Zobel, Hermelin
Und Marderpelz und Luchs und andres Rauchwerk.
Und reiſen, Wolle einzukaufen,
Nach den Klöſtern in Engelland und China.

(Francesca muſtert mit Aufmerkſamkeit die Stoffe.)

Francesca: Dieſer Brokat mit Goldgranaten . . . Sag
Wie biſt du denn nach Rimini gekommen,
Giotto?

Der Kaufmann: Erhabenſte Gebieterin,
Es iſt das Leben eines Kaufmanns voll
Von Fährde und er tut ſehr wohl von jeder
Gelegenheit Gebrauch zu machen. So
Hats ſichs zur guten Stunde mir geſchickt
Mich anzuſchließen dem Gefolge
Des edeln Herrn Paolo. Und gewiß
So ſchnelle Reiſe werden unſre Klepper
So bald nicht wieder tun.

(Francesca fährt anſcheinend ruhig fort, die Stoffe zu befühlen.)

Francesca: Ei wirklich,
Ritt man ſo raſch?

Kaufmann: Herrin ich kann Euch ſagen,
Man ritt ohn Raſt und Ruh, verhängt die Zügel,
Man ritt geradewegs die Flüſſe durch
Ohne zu warten, bis das Waſſer fiel.
Und Meſſer Paolo hatte ſolche Eile
Und gab die Sporen ſo, daß zwiſchen ihm

Digitized by Google

Und dem Gefolge ſtets ein Zwiſchenraum
Von mindeſtens einer Meile war. Ich denk mir,
Er hat hier wichtiges vor. Er bat ſich Urlaub
Vom Staat Florenz und wünſchte heimzukehren
Schon nach zwei Monden oder wenig mehr
Nachdem er das Amt übernahm. Und ſag Euch
Die Stadt iſt traurig, denn kein beſſrer Ritter
War in Florenz je Capitän des Volks.

Francesca: Ich nehme den Brokat da.

Kaufmann: Ja, Madonna.
Sehr wohl.

Francesca: Man ſagt, ihr Florentiner
Habt Feſt auf Feſt, iſt's wahr? und nichts verſteht ihr
Als Spiel und Schmaus und allerhand Ergötzen
Und Tanz . . .

Kaufmann: Gewiß, Madonna, iſt's ein ſüßer
Luſtiger Boden der Florentiſche
Und ſie die Blume aller Blumen
Die Stadt Florenz!

Francesca: Ich nehme dieſes Silber Moiré.
Der Capitän war alſo wohl geſehn
In der Geſellſchaft
Und von den Rittern und den Damen?

Kaufmann: Jede
Geſellſchaft lud ihn um die Wette ein
Als einen äußerſt höfiſchen
Und wohlberedten Herren, der er iſt.
Er aber war, ſoviel ich weiß, mehr einſam
Und auch etwas hochmütig und nicht oft
Sah man ihn bei den Schmauſereien.

Francesca: Hier
Den Changeant-Seidenſtoff und da den braunen
Geköperten Barchent. Was erzähltest du,
Giotto?

(Garſenda nimmt die ausgeſuchten Stoffe und legt ſie beiſeite, nicht ohne ſie vorher im Licht ſchillern zu laſſen.)

Kaufmann: Doch ſah ich ihn oft in Begleitung
Des Guido . . .

Francesca: Garſenda,
Dir geb ich dieſes veilchenfarbene Tuch!

Garſenda: Viel Dank, Madonna, großen Dank!

Kaufmann: Dies zarte Violett
Iſt eine echte feine Lakmusfarbe!

Francesca: Und dir Smaragdi? Was erzählſt du, Giotto?

Kaufmann: Des Guido von den Herren Cavalcante
Dei Cavalcanti . . .

Digitized by Google

Francesca: Dir Smaragdi, diesen
Grünbraunen Sarsch. Ich brauche
Ein neues Kleid auch noch für Altichiara
Und Biancofiore . . .

Kaufmann: Hier, Madonna, hab ich
Eine ganz neue Farbe,
Die man „Meerelfter" nennt.
Besonders schön mit goldnem Traubenmuster,
Von der hat mir Madonna Guiglia . . .

(Francesca erhebt sich plötzlich)

Francesca: Laß jetzt, laß sie mir da, ich werde dann
In Muße wählen.

(Sie beugt sich über das Fensterbrett hinaus nach dem leuchtenden Meer, indem sie die Augen mit der Hand beschirmt.)

Stark schon ist die Sonne,
Die Märzensonne, stark und toll. — —
Zieht eine Fuste hin mit rotem Segel!
Kommen die Schwalbenschwärme übers Meer!

(Musik, Stimmen und Lachen nähern sich von außen. Francesca geht mit müdem Sichgehenlassen auf ihr Bett zu.)

Vierte Szene.

(Es stürzen in das Gemach die sämtlichen Frauen, gefolgt von den Musikanten, die sich auf der Tribüne aufstellen.)

Alda: Da bringen wir die Musikanten
Zum Tanzlied mit,
Mit Klarinette, Pfeife, Laute
Ribebe und Monochord.

(Francesca steht aufrecht zwischen den Bettvorhängen und sieht träumend gerade aus, ohne ein Wort oder Lächeln.)

Biancofiore: (vortretend):
Und hier ist das Gewinde
Von Veilchen . .

(Sie reicht ihr mit einer graziösen Geste die Girlande.)

Gegen die Melancolie!

(Francesca nimmt die Blumen, während Altichiara nach dem Wandspiegel auf dem kleinen Rundtisch greift und ihn Francesca vorhält, die sich die Girlande umlegt. Die Sklavin geht rasch zur Tür hinaus.)

Adonella: (mit fünf weißen Narzissenkränzen an einem Reif von Golddraht):
Und hier die Kränze für das Schwalbenlied!
Heut ist der erste März und der Gesang

Digitized by Google

Verlangt nach Tanz und der Tanz braucht ein Lied.
Auf, Simonetto, spiel!

(Sie löst den goldenen Draht und verteilt die Narzissenkränze an ihre Gespielinnen, die sich damit schmücken, für sich selbst behält sie einen zurück, der als besonderes Abzeichen zwei Schwalbenflügel zeigt. Alda nimmt aus einem Netz vier bemalte hölzerne Schwälbchen die auf einer Art von Handgriff befestigt sind und gibt eins davon an jede der Frauen, die sie in Tanzstellung mit der linken Hand hochheben. Adonella, die den Kranz mit den Flügeln trägt, erhält statt dessen ein Pfeifchen, mit dem sie das Zwitschern der Schwalben nachahmt.)

Alda: — Aufs neu in Märzentagen
— Oh Schwalben die ihr kehrt
— Aus den besonnten Länderu überm Meer
— Zuerst die frohe Botschaft uns zu tragen
— Und herben Duft und neuen Glanz,
— Fröhliche Vögel seid
— Im Kleidchen schwarz und weiß bei unsrem Tanz
— Der Frühlingsfreudigkeit!

Altichiara: — Daß sich der März erfülle
— Ging Februar im Schnee:
— Statt Zobelpelz und Feh
— Tragen wir leichte Tülle.
— Die Flüsse stehn in Fülle
— Wenn wir am Wasser gehn
— Bei den sich neigenden begrünten Bäumen
— In Schwärmen und Geselligkeit der Lieder
— Und frischer Buhlen in die Wiesen nieder
— Wo dunkle Veilchen stehn
— Und wo das Kraut mehr duftet weil mit nackten
— Füßen der Frühling dort vorüberging.

Garsenda: — Wie ist die Erde heut
— Ein neues Ding zu schauen
— Und das Gesicht der blauen
— See glänzt wie Perlen heut.
— Schon steigt im Hain verstreut
— Der Amselruf und schon
— Schwingt sich die Lerche zu den höchsten Himmeln.
— Grausame Winde tragen hin und wieder
— Geraubte Nester. — Schwälbchen: Pfeilgefieder
— Ist dein Schwanz und der Ton
— Von deinem Zwitschern ist wie Klang des Bogens
— Mit dem der Frühling uns zu treffen liebt.

Biancofiore: — Fröhliche Vögel führt
— Den leichten Tanz und seid

Digitized by Google

— Im schwarz und weißen Kleid
— Wo euch ein Platz gebührt.
— Wenn euch die Bitte rührt
— Wohnt hier im Lustgemache
— Das Tag und Nacht erhellt ist von der Sage
— Isoldens, Königin des grünen Lands
— Und weiße Blume; baut in meinem Kranz
— Das Nest und trauert nicht
— Denn seht die süße Dame die hier wohnt
— Ist ja Francesca nicht, es ist

(Die Tänzerinnen kehren sich mit einer raschen Wendung zu Francesca und strecken ihr in einer Reihe geordnet beide Hände und die Schwälbchen entgegen: sie fallen alle ohne Pause in das letzte Wort des Verses ein.)

Alle: Der Frühling!

(Bei den Worten der Strophe „wohnt hier im Lustgemache" erscheint die Sklavin wieder in die Tür. Während die Musik nachspielt tritt sie mit leichten Schritten an die Herrin heran und flüstert ihr etwas zu, was Francesca offenbar verwirrt und erregt.)

Francesca: Biancofiore, Alda, Adonella,
Garsenda, Altichiara, hört ich will
Für diesen Tanz euch neue Kleider schenken,
Da nehmt!

(Sie beugt sich nieder, greift nach den zerstreut liegenden Stoffen und reicht sie den Frauen.)

Für dich! Für dich! Für dich!
Und das, Garsenda, für die Musikanten,
Daß sie sich neue Wämser machen lassen
Mit rot und gelben Streifen.
Nun geht! Habt alle euer Märzgeschenk.
Geht, geht und singt im Hof das Schwalbenlied.
Der Kaufmann kommt zurück. — Garsenda wird
Dich rufen. Laß die Waren ruhig hier.
Geht jetzt und seid vergnügt im Hof, vergnügt euch
Bis Abend. Adonella geh voran.
Fröhliches Frühjahr allen!

(Die Musikanten verlassen die Tribüne und gehen musizierend ab. Die andern alle verbeugen sich vor der Herrin, in Händen die geschenkten Kleider, und gehen unter Lachen und Flüstern den Klängen der Musik nach. Zurückgeblieben ist nur die Sklavin, die beschäftigt ist, die verstreuten Stoffe zusammenzupacken. Francesca überläßt sich der Erregung. Sie tut verwirrt ein paar Schritte durchs Gemach. Sie zieht mit einer plötzlichen Bewegung die Vorhänge des Alkovens zusammen, die etwas offen standen und das Bett sehen ließen. Dann tritt sie an das Lesepult und wirft einen Blick in das geöffnete Buch; aber bei einer Wendung streift sie mit dem Kleid die Laute, die fällt und am Boden klagt. Sie fährt erschrocken zusammen.)

Digitized by Google

Nein, nein, Smaragdi! Lauf und sage ihm,
Er soll nicht kommen!

(Man hört die Klänge der Musik ferner und ferner. Die Sklavin läßt von ihrer Beschäftigung und geht nach der Tür. Francesca macht eine Bewegung, wie um sie zurückzuhalten.)

Smaragdi!

(Die Sklavin geht. Nach einigen Augenblicken hebt eine Hand die Vorhänge und es erscheint Paolo Malatesta. Die Tür schließt sich hinter ihm)

Fünfte Szene.

Francesca: Ich heiße euch willkommen, mein Herr Schwager.
Paolo: Ich kam, weil ich Musik von unten hörte.
Ich komme, um euch meinen Gruß zu bieten,
Den Gruß des Heimgekehrten.
Francesca: Schnell, recht schnell
Seid ihr zurückgekehrt: Gerade mit
Den ersten Schwalben kommt ihr. Meine Frauen
Sangen ein Tanzlied hier dem März zum Gruß.
Und war auch hier der Kaufmann aus Florenz
Der mit euch kam. Er sprach von euch.
Paolo: Von euch
Hat mir da unten keiner je gesprochen.
Nichts hört ich mehr von euch seit jenem Abend,
Da ihr mir einen Becher Weins gereicht
Und Abschied mir geboten
Und gute Fahrt.
Francesca: Dies ist aus dem Gedächtnis
Entschwunden mir. Ich habe viel gebetet.
Paolo: Ihr wißt nicht mehr?
Francesca: Ich habe viel gebetet.
Paolo: Ich habe viel gelitten.
Wärs wahr, daß, wer da leidet, überwindet,
So mußt ich überwinden . . .
Francesca: Was?
Paolo: Mein Schicksal,
Francesca.
Francesca: Und ihr seid zurück?
Paolo: Ich will
Leben.
Francesca: Und nicht mehr sterben?
Paolo: Ah, entsinnt ihr
Der Stunde euch, da ich den Tod beschwor,

Digitized by Google

Der mich nicht wollte. Dieſes wenigſtens
Entſchwand euch nicht.

(Francesca zieht ſich gegen das Fenſter zurück, wie um der ſchlecht verhaltenen Leidenſchaft auszuweichen.)

Francesca: Paolo
Gebt mir den Frieden!
Wenigſtens hier in dieſem ſchützenden
Gemach, wo die Muſik verſchwiſtert iſt
Der Hoffnung, und wo ich vergeſſe
Das Übel das ich geſtern litt
Und das ich morgen leiden ſoll.
Ja dies mein ganzes Leben
Mit allen ſeinen Adern
Und allen ſeinen Tagen
Und allen ſeinen tief entlegnen Dingen
Möcht ich für eine kurze Stunde nur
Wie einen Strom zur Ruhe kommen ſehn
Im großen Meer, das geſtern ſtürmiſch war
Und heut wie Perlen glänzt. Oh gebt mir
Den Frieden!

Paolo: Eine ſüße Melodie
Des Frühlings hör ich, die von euren Lippen
Hinausläuft in die Welt,
Und die beim Reiten ich
Im ſcharfen Luftzug hörte
An jeder Krümmung, jedem Paß
Hoch auf den Hügeln und am Rand der Wälder
Und an Gießbächen hin,
Da mein entbrannt Verlangen
Gebeugt im Sattel mit dem heißen Atem
Die Mähne meines tollen Roſſes ſengte,
Und aus der Schnelle ſelber
Die Seele Leben ſog
Wie die geſchwungne Fackel, und da alle
Gedanken, außer einem, außer einem
Nach hinten ſich verloren
Wie Aſche.

Francesca: Aſche, Paolo, Aſche
Sind eure Worte und erbarmungslos.
Und immer noch im ſcharfen Zug des Ritts
Lebt eure Seele
Und ſchleppt die meine ſchaudernd mit ſich fort.
Ich bitte euch, ich bitt euch,
Ihr wollet Frieden geben
Auch nur für eine Stunde
Mein ſchöner Freund,

Digitized by Google

Daß ich in mir einschließen kann die alte
Qual und das übrige vergessen kann,
Und wieder in den Augen haben kann
Nichts als den ersten Blick in euer Antlitz
Als eines Unbekannten; denn allein
Nach dem Tau schmachten meine trocknen Lider:
Nicht, nichts in sich zu haben
Als nur das Wunder jenes ersten Blicks.
Und spüren schon, daß sich die Gnade naht,
Wie sie zu andrer Zeit im Traum gespürt
Das Nahn des Morgenrots,
Und spüren, daß für sie vielleicht noch Trost liegt
Im Schatten dieses Kranzes . . .

Paolo: So bekränzt
Mit Veilchen seid ihr gestern mir erschienen
In einer Wiese wo ich einsam
Den andern weit voraus mich lagerte.
Ich hörte nur
Leise die Zäume meines Pferdes klirren
Das weidete und sah von fern die Türme
Von Meldola, das hinter dem Gehölz lag.
Die ganze Landschaft tönte
Von euch im jungen Morgen: Ihr erschient mir
Veilchen bekränzt und trugt auf euren Lippen
Das Wort das eines Tags gesprochen ward:
‚Dir sei verziehen aus der großen Liebe.‘

Francesca: Solch Wort ward einst gesprochen
Und fließt darauf vollkommne Freudigkeit . . .

(Der Blick Paolos irrt im Zimmer umher.)

Nein schaut sie nicht
Die toten Dinge ringsumher
Die fröhlich scheinen
Und doch nur Bitternis und Schmerz und Schmach sind.
Der Herbst macht sie nicht welken
Der Lenz erneut sie nicht!
Schaut an das Meer, das Meer
Das einst mit Gott uns Zeuge war als jenes
Wort ausgesprochen ward,
Glänzend und groß jenseits der wilden Schlacht
Schweigend und stumm jenseits des wütigen
Getöses, und ein Segel eilte, eilte
Allein mit seinem Schicksal, so wie jenes,
Ihr seht? Und herbe Prüfung
Bestanden wir.
Jetzt seid ihr hier am Fenster
Doch nicht gerüstet Menschen zu erlegen

Digitized by Google

Nein ohne Grausamkeit, nehmt hier, nehmt hier!
Paolo . . . dieses Büschel
Basilium . . .

(Sie reißt ein Büschel aus dem Blumenscherben und reicht es ihm. Wie Paolo herantritt, strauchelt sein Fuß über den Ring der Falltüre.)

Da stießt ihr mit dem Fuß
Gegen den Ring der Falltür
Durch die man zu den unteren
Gemächern steigt.

(Paolo bückt sich ein wenig um nachzusehen. Francesca reicht ihm das Basilienreis.)

Da nehmt! Und riecht daran. Es duftet wohl.
Smaragdi hats in diesen Topf gepflanzt
Zum Angedenken ihrer Heimatinsel. — —
Sie sagen in Florenz hat jede Dame
Vor ihrem Fenster ein Basilienreis?
Ist's so? Sagt wollt ihr nicht
Ein weniges mir von eurem Leben sagen?
Hier setzt euch, hier! Nun redet mir von euch!
Wie lebtet ihr?

Paolo: Was soll ich
Das Elend meines Lebens mir im Herzen
Erneun? Mir ward zur Last und Traurigkeit
Was allen andern Freude schien. Und nur
Musik gab mir ein paar
Sanftere Stunden. So kam ich zuweilen
In das Haus eines höchst berühmten Sängers
Casella,
Und traf daselbst sonst unterschiedliche
Edle, darunter Guido Cavalcanti
Der einer von den ersten Rittern ist
Und gern in Reimen spricht, desgleichen
Messer Brunetto
Einen vorzüglichen Rhetoriker
Gerade von Paris zurückgekehrt;
Und einen Jüngling von den Alighieri
Mit Namen Dante.
Und dieser Jüngling ward vor andern mir
Teuer und wert. So voll war seine Seele
Von liebenden und schmerzlichen Gedanken
Und so erglüht beim Hören der Musik.
Und etliche Mal ward von ihm dem Herzen,
Das stets verschlossen war, ein unverhofftes
Und großes Glück, da ihn der allzusüße
Gesang etliche Mal

Digitized by Google

Leiſe zu weinen zwang und ich es ſah
Und mit ihm weinte.

(Die Augen Francescas füllen ſich mit Tränen, ihre Stimme bebt.)

Francesca: Wie, ihr habt geweint?

Paolo: Francesca!

Francesca: Wie, ihr habt geweint? Paolo!
Geprieſen ſei der euch dies Weinen lehrte!
Und beten will ich für ſein ewiges Heil.
Jetzt ſeh ich euch, jetzt ſeh ich ſo euch wieder
Wie damals zarter Freund. Es hat die Gnade
Auf meine Lider endlich ſich geſenkt!

(Sie erſcheint wie verwandelt in vollkommner Freude. Sie nimmt mit einer langſamen Bewegung den Kranz vom Haupt und legt ihn auf das offne Buch das nahe dabei ſteht.)

Paolo: Weshalb nahmt ihr in dieſem Augenblick
Den Kranz vom Haupt?

Francesca: Weil er mir nicht von euch
Gegeben ward, wie damals euch von mir
Die Roſe die aus einem Sarkophag
Ich für euch brach. Schon ſpürt ich
Der Kranz iſt nicht mehr friſch!

(Paolo erhebt ſich, tritt zum Pult und berührt die Veilchen.)

Paolo: Iſt's wahr, entſinnt ihr euch? An jenem Abend
Von Blut und Feuer batet ihr vor mir
Euch einen feinen Helm aus. Und ich gab euch
Einen feinen geſtählten Helm.
Es kennen kein Verwelken Stahl und Gold.
Ihr aber ließt ihn fallen.
Entſinnt ihr euch?
Ich hob ihn auf und hab ihn wert gehalten
Wie eines Königs Krone.
Setz ich ihn auf, ſo hebt ſich alſobald
Mein Wert und in mein Haupt
Dringt kein Gedanke der nicht glühend wäre.

(Er beugt ſich auf das Buch.)

Sieh da, das Wort, auf das mein Auge fiel!
„. . . und reichlicher beſchenkt als hättet ihr
Die ganze Welt zu eigen ihm gegeben . .“
Was iſt das für ein Buch?

Francesca: Die vielberühmte,
Geſchichte Lanzelots vom See.

(Auch ſie ſteht auf und tritt zum Pult.)

Paolo: Ihr habt
Sie ſchon geleſen?

Digitized by Google

Francesca: Bis zu dieser Stelle
Kam ich beim Lesen.
Paolo: Wo? Hier bei dem Zeichen?
(liest:) „.. er will ja nichts von mir ..“ Kommt und lest weiter!
Francesca: Seht auf das Meer, das abendlich und weiß wird!
Paolo: Francesca kommt, wir lesen eine Seite!
Francesca: Seht diesen Schwarm von Schwalben
Der näher kommt und seinen Schatten wirft
Aufs weiße Meer!
Paolo: Francesca, laßt uns lesen
Francesca: Und dieses Segel, das so rot ist, daß es
Ein Feuer scheint!
Paolo: (liest): „Gewißlich, Herrin sprach
Galeotto drauf, wird er sich nie erkühnen
Noch je von euch den kleinsten Liebesdienst
Erbitten, da er zaghaft ist. Doch ich
Bitte für ihn und bät ich nicht für ihn,
So müßtet ihr's aus eignen Stücken doch
Betreiben, denn ihr werdet sicherlich
Solch einen reichen Hort nie wieder finden.
Und sie versetzte drauf . . .“

(Paolo zieht Francesca leicht an der Hand zu sich.)

Jetzt lest ihr weiter
Was sie ihm sagt. Ihr seid Ginevra jetzt.
Spürt ihr den Duft
Der Veilchen die ihr wegwarft? Lest ein wenig!

(Ihre Stirnen nähern sich, wie sie sich über das Buch beugen.)

Francesca: (lesend):
„Und sie versetzte: sehr wohl weiß ich dies
Und tun will ich in allem wie ihr sagt.
Und Galeotto sprach: Habt großen Dank
O Herrin. Und ich sage euch, ihr sollt
Ihm eure Liebe schenken . . .“

(Sie bricht ab.)

Paolo: Lest weiter!
Francesca: Nein, ich kann
Die Worte nicht mehr sehen.
Paolo: Lest „Gewißlich . . .“
Francesca: „Gewißlich, sprach sie, sag ich euch dies zu;
Er aber soll ganz mein sein und ich will
Ganz ihm gehören, und es sollen alle
Zwiste begraben sein . . .“ Genug, Paolo!
Paolo: (liest mit gebrochner und bebender Stimme):
„Herrin, sprach er, habt großen Dank: Nun küßt ihn
Vor meinen Augen, als zum Anbeginn

Digitized by Google

Der wahren Liebe . . ." Jetzt kommt ihr! Was sagt sie?
Was sagt sie drauf? Hier!

(Ihre bleichen Gesichter sind über das Buch gebeugt derart daß sich ihre Wangen fast berühren.)

Francesca: (lesend): „Und sie sprach: Wozu
Sollt ich mich bitten lassen, da ich doch
Es wünschte grad wie ihr . . ."

Paolo: (fortfahrend): „Und zogen sich
Beiseit, und sah die Königin den Ritter
Daß er nach nichts so brannte wie nach dem.
Und faßte ihn beim Kinn und küßt ihn lang
Auf seinen Mund . . . . ."

(Paolo tut dasselbe mit Francesca und küßt sie. Im Augenblick wo ihre Lippen sich von einander lösen taumelt Francesca und fällt in die Kissen zurück.)

Francesca!

Francesca: (mit erlöschender Stimme):
Paolo!

(Vorhang.)

Vierter Akt.

Ein achteckiger Saal mit grauen Steinwänden, von denen fünf im Prospekt. Oben an den Wänden läuft auf dem bloßen Stein ein Fries von Einhörnern in goldenem Feld. In der Mittelwand im Hintergrund ein großes verglastes Fenster mit Aussicht aufs Gebirge und Sitzen in der Fensternische. An der nächsten Wand rechts eine kleine eisenbeschlagene Tür, die zu den unterirdischen Gewölben führt. An der entsprechenden Wand links eine Bank mit hoher Lehne, davor ein langer schmaler Tisch, auf dem Essen und Getränk bereit steht. In jeder der beiden folgenden Wände rechts und links je eine Tür: die linker Hand nächst dem Tische führt zu den Gemächern Francescas; die andere, rechter Hand, zu den Korridoren und Treppen. Rings an den Wänden eiserne Fackelträger; an den Balkenköpfen hängen Degenkoppeln, Gürtel, Köcher und einzelne Rüstungsstücke; geschäftete Waffen lehnen gegen die Wand, als Piken, Turnierlanzen, Spontone, Wurfspieße, Doppeläxte und Stockschleudern.

Erste Szene.

(Francesca sitzt in der Fensternische, Malatestino dall' Occhio steht vor ihr.)

Francesca: Zum Henker machst du dich, Malatestino.
Gewiß ward deine Wiege ausgehauen

Digitized by Google

Aus einem alten Richtblock mit dem Beil
Das drauf zuvor viel hunderte enthauptet.

(Malateſtino lacht krampfhaft auf.)

Malateſtino: Schwägrin, ihr Fürchtet euch
Vor mir? Behagt euch beſſer
Der deſſen Wiege aufgehangen war
Im Schallloch einer Laute?

Franceſca: Wie biſt du ſonderbar? Stets auf der Lauer
Allen zum Feind. In jedem deiner Worte
Schläft eine dunkle Drohung. Wie ein Raubtier
Krallſt du nach jedem der dir nahe kommt.
Wo ſtammſt du her! Hat deine Mutter dich
Mit Milch geſäugt? Und biſt ſo jung, ſo jung!
Kaum ſteht der erſte Flaum dir im Geſicht!

Malateſtino: (mit plötzlichem Ausbruch):
Du reizt mich. Der Gedanke
An dich reizt mich ununter-
Brochen! Du biſt mein Tod!

(Franceſca ſteht auf und tritt aus der Fenſterniſche, wie um einem Anfall auszuweichen. Sie bleibt an der Mauer ſtehen, nahe der Stelle wo die angelehnten Lanzen blitzen.)

Franceſca: Malateſtino, hüte dich! Dein Bruder
Kommt gleich hierher . . . Sag, kennſt du keine Scham?

Malateſtino: (ihr nachgehend):
Wie einen Bogen ſpannſt du mich.
Ich fliehe, du verfolgſt mich.
Du hüllſt mich unverſehns
Und jählings wie der Nebel
Im freien Felde ein,
Und auf den Straßen, zwiſchen
Den Felſen, wenn ich aus nach Beute reite.
Ich atme dich im Staub den mir der Sturm
Zuträgt. Die Wolke, die
Von der zerſtampften Erde ſteigt, nimmt deine
Geſtalt und Form, lebendig
Bebſt du und löſt dich auf
Unter den Hufen der erhitzten Renner
In den Hufſpuren die gefüllt mit Blut ſind . . .
Nun faß ich dich, ich will dich endlich faſſen!

(Franceſca weicht längs der Wand zurück und kommt ſo bis an die kleine Eiſentür, gegen die ſie den Rücken kehrt.)

Franceſca: Rühr mich nicht an, Verruchter, oder ich
Ruf' deinen Bruder. Geh! Ich habe Mitleid
Mit dir. Du biſt ein Knabe.
Geh, daß er dich nicht züchtigt.

Digitized by Google

Bist ein entartetes
Lästernes Kind.

Malatestino: Wen rufst du?

Francesca: Deinen Bruder.

Malatestino: Welchen?

(Francesca fährt auf. Durch die Tür an die sie lehnte dringt aus der Tiefe empor ein Schrei.)

Francesca: Wer schreit da? Hast du nicht gehört?

Malatestino: Einer der sterben muß.

Francesca: Der Parcitade?

(Aus dem Gewölbe dringt erneutes Heulen.)

Malatestino: Auch ich sag jetzt: Francesca, hüte dich!
Ja, hüte dich! Du sprichst noch heut dein Urteil.

Francesca: Ich kann nicht mehr, ich kann ihn nicht mehr hören!
Er heult die ganze Nacht, heult wie ein Wolf;
Was hast du ihm getan? Läßt du ihn foltern?

Malatestino: Hör mich jetzt an: Giovanni
Reitet zu Abend nach der Stadtvogtei
Von Pesaro. Du hast Wegzehrung ihm
Bereitet.

(Deutet auf den Tisch.)

Hör: Ich kann ihm andere
Wegzehrung geben ....

Francesca: Sag, was hast du vor?
Du sinnst Verrat gegen den eigenen Bruder?

Malatestino: Verrat! Ich glaubte, Schwägrin,
Es müßt euch dieses Wort
Die Lippen sengen und nun seh ich
Sie unversehrt, die Lippen
Und nur ein wenig bleich. Ich irrte wohl
Und fasle nur. Das eine laßt euch sagen
Noch einmal ....

(Man hört von neuem das Geheul des Gefangenen.)

Francesca: (bebend vor Schauder):
Wie er heult! Hört, wie er heult!
Wer foltert ihn? Welch eine neue Marter
Hast du ihm ausgedacht?
Hast du ihn lebend eingemauert? Soll er
So ewig heulen? Lauf, lauf! Daß er aufhört!
Nimm ihn doch aus der Folter!
Ich kann nicht mehr.

Malatestino: Ich gehe schon. Seht. Ich will Sorge tragen
Daß ihr Ruh habt heut Nacht und allertiefsten
Schlaf ohne Schrecken habt.

(Lauernd:)

Digitized by Google

Ihr geht ja heute nacht allein zu Bett
Wenn Herr Giovanni auf der Straße reitet
Nach Pesaro . . . .

(Er geht nach der Wand und wählt unter den aufgestellten Waffen ein kleines Doppelbeil.)

Francesca: Was machst du?

Malatestino: Zum Henker mach ich mich
Nach eurem Wunsch und Willen,
Frau Schwägerin.

(Er prüft die Schneide der Waffe und öffnet die Eisentür.)

Francesca: Du gehst
Ihn abzuschlachten? Ja du hast
Zu lang schon drauf gewartet, wildes Tier!
Seit jenem Abend da ich dir die Wunde
Verband und du gegen den eignen Vater
Gewütet . . . Heut noch hör ich dich. Du hast
Dieselbe Hand gebissen, die dich pflegte,
Die für dich sorgte, da du siech und krank warst,
Die dir den Schmerz gelindert . . . Ja verflucht
Die Stunde da ich mich zu deinen Kissen
Gebeugt um dich zu trösten.

Malatestino: Hör, Francesca!
Hör mich: Glaub so gewiß
Sitzt der Tod in der Schneide dieses Beils
Das meine Faust hält, als das Leben liegt
In einem Wort das du noch sagen kannst . . .

(Er hält wartend ein, Francesca antwortet langsam mit ruhiger Stimme wie mit einem Mal von Angst und Schauder frei.)

Francesca: Was für ein Wort? Und wer soll das Wort sagen?
Du lebst nur aus dem Lärm, o trauriger
Henker, berauscht von wildem Schrei und Schlag!
Schweigsam ist das Geschick.

Malatestino: Ah, könntest du das dunkle Antlitz sehn
Des aufgehangnen Schicksals. Höre!
Hör wohl! Daß mich noch einmal deine Hand
Berühre, daß dein Haar noch einmal sich
Zu meinem Fieber neige . . .

(Man hört länger anhaltendes Geheul aus dem Gewölbe.)

Francesca: Entsetzlich! Entsetzlich!

(Sie zieht sich in die Vertiefung des Fensters zurück, setzt sich, die Arme auf die Kniee gestützt, und preßt das Haupt zwischen beide Hände.)

Malatestino: (scheel):
Das sei auf euch.

(Er nimmt einen Span aus einem Fackelring, stellt die Axt an die Wand, greift zum Feuerstahl, schlägt Feuer und steckt im Sprechen die Fackel an.)

Digitized by Google

Ihr sollt ihn nicht mehr hören.
Ich gehe, denn ihr sollt
Ruh haben heute nacht und allertiefsten
Schlaf . . . und ich will den Vater auch beruhigen
Der immer fürchtet daß er noch entkommt.
Giovanni bringt ihm heut ein sicheres Pfand.
Nun Schwägrin, gute Vesper!

(Francesca bleibt unbeweglich, als hörte sie nicht. Malatestino nimmt die Waffe auf und tritt ins Dunkel, in der linken Hand die brennende Fackel. Das kleine Tor bleibt offen. Francesca erhebt sich und sieht den letzten Schimmer im Leeren verschwinden. Sie eilt plötzlich nach der Tür und schlägt sie mit einem Schaudern zu. Dann kehrt sie sich um und tut langsam ein paar Schritte, das Haupt wie unter einer schweren Last gesenkt.)

Francesca: (leis, in sich versunken):
Den allertiefsten Schlaf!

Zweite Szene.

(Man hört durch die große Tür die rauhe Stimme Gianciottos. Francesca hält plötzlich inne.)

Gianciotto: Geh, sieh nach Messer Paolo, meinem Bruder
Sag ihm, daß ich in einer Stunde spätstens
Nach Pesaro zu reiten habe. Geh!

(Der Lahme tritt ein. Er ist in voller Rüstung. Er bemerkt Francesca und geht auf sie zu.)

Habt ihr auf mich gewartet, liebe Frau?
Weshalb seid ihr so blaß und zittert?

(Er nimmt ihre Hände.)

Kalt
Seid ihr, kalt, wie vor Schreck
Was ist?

Francesca: Malatestino
War eben hier und hörte den Gefangenen
Der schon seit vielen Tagen gräßlich heult.
Als er sah daß ich heftig dran erschrak
Geriet er sehr in Zorn und stürzte gleich
Hinab in das Gefängnis fest entschlossen
Ihn abzutun gegen des Vaters Willen
Der ihm sehr unbequem ist . . . wild und grausam
Ist euer Bruder, Herr,
Und liebt mich nicht.

Gianciotto: So hört doch auf zu zittern.
Malatestino war es überdrüssig

Digitized by Google

Den Wächter stets zu spielen, in Erwartung
Des Lösegelds vom alten Parcitaden,
Der nicht bezahlen will, der schmutzige Geizhals . .
Doch warum sagtest du, er liebt dich nicht?

Francesca: Ich weiß nicht recht. Mir schien es so.

Gianciotto: Hat er
Sich übel aufgeführt?

Francesca: Er ist ein Kind; und wie die junge Dogge
Beißt er und muß er beißen . . . Kommt
Mein Herr, und sättigt euch
Eh ihr zu Pferd steigt,

Gianciotto: Wie, Malatestino,
Hat er vielleicht . . . .

Francesca: Laßt sein! Was denkt ihr noch
An das was ich so leicht nur hingesagt.
„Ein stählern Herz und eine dürre Leber"
Sagtet ihr selbst. Ich denk an eure Worte
Und jene Nacht. Sein Rennpferd hat er gern
So lang's nicht lahmt und strauchelt,
Und seinen Harnisch gern, so lang er neu ist.
Ich will euch nicht mit langen Klagen kommen
Mein Herr. Es geht auf Vesper.
Kommt doch und stärkt euch. Werdet ihr den Weg
Am Strande reiten?

(Gianciotto ist in Gedanken versunken. Er folgt Francesca zu dem gedeckten Tisch, nimmt den Helm ab, hakt die Halsberge aus und reicht beide Stücke seiner Gattin, die sie im Sprechen mit einer plötzlichen Anwandlung von Grazie und Frische auf einer Bank niederlegt.)

Ihr habt die Abendfrische für den Ritt.
Die Nacht ist lau und weich jetzt im September.
Und gegen Mitternacht hebt sich der Mond.
Wann kommt ihr wohl nach Pesaro
Herr Podestà?

Gianciotto: Des morgens um die dritte Stunde, denk ich.
Ich werde in Gradara halten müssen
Bei unserem Vater.

(Er löst den Gurt an dem der Degen hängt. Francesca nimmt ihn.)

Francesca: Und bleibt ihr lange Zeit in Pesaro?

(Man hört den furchtbaren Schrei des Montagna von unten. Francesca fährt zusammen und läßt den Degen fallen der aus der Scheide gleitet.)

Gianciotto: Das ist geschehn! Kein Grund, so zu erschrecken,
Francesca! Jetzt ist's still. Gott fälle so
Die Häupter aller unserer Feinde. Jetzt

Digitized by Google

Wird kein Wind mehr den übeln Samen ſtreuen
Zwiſchen die Steine der Stadt Rimini.

(Er bückt ſich und hebt den bloßen Degen auf.)

Der Papſt Martin iſt tot und unſer König
Karl iſt ihm vorgereiſt ins Paradies.
Das iſt nicht gut für uns. Nun heißt's, Francesca,
Den Degen locker, und geſchärft den Stahl!

(Er macht eine Bewegung mit dem bloßen Degen den er in der Fauſt hält, dann hält er den Griff ans Auge und ſieht die Klinge entlang.)

Der iſt unbeugſam.

(Steckt ihn wieder in die Scheide.)

Francesca: Gebt ihn mir, Herr,
Ich laß ihn nicht zum zweiten Male fallen.
Jetzt geht doch hin und ſtärkt euch.

(Gianciotto gibt ihr den Degen und nimmt auf der Bank Platz.)

Gianciotto: Hier, meine liebe Frau!
Da red ich euch von Krieg und eben kommt mir,
Daß ich noch nie euch eine Blume gab.
Wir ſind ein rauh Geſchlecht. Ja Helm und Harniſch
Habe ich in eure weiße Hand gelegt.
Sonſt nichts. Malateſtino wenigſtens
Schenkte euch einen Sperber. Paolo
Gibt euch vielleicht die Blumen.
Als Kapitän des Volkes in Florenz
Hat er jedwede Höflichkeit gelernt.
Nur kam ihm ſeine Kraft dabei abhanden
Am Arno, und jetzt liegt er müßig da
Statt auszureiten und ſteckt ſtets zuſammen
Mit ſeinen Muſikanten.

(Er bricht das Brot und gießt ſich Wein ein, während Francesca ihm gegenüberſitzt, das Kinn auf den Knauf des Degens geſtützt.)

Doch auch ihr
Francesca liebt das Zimmer voll Geſang.
Sind eure Frauen noch nicht müd geworden
Vom ewigen Singen? Ihre Stimmen hätten
Doch wohl die Schreie übertönen müſſen
Des Parcitaden. Ihr
Verwandelt mir die Türme
Der Malateſta noch
In einen Luſtwald voll von Nachtigallen.

(Er ißt und trinkt.)

Francesca: Ich und mein Schweſterlein
Samaritana lebten zu Ravenna

Digitized by Google

In einem Haus von Liedern angefüllt.
Denn unsre Mutter hatte eine Kehle
Von Gold. Ja seit der allerfrühsten Kindheit
Gab die Musik uns eine sanfte Biegung
So wie ein Fluß das Gras am Ufer biegt.
Und unsere Mutter sprach:
‚Lied und Gesang verscheucht die schlimmen Geister.‘

Gianciotto: Und meine Mutter sprach:
‚Weißt du, weißt du, was eine brave Frau ist?
‚Die Frau die spinnt und an die Spindel denkt,
‚Und die gleichmäßig spinnt und ohne Knoten,
‚Die Frau, die nie die Spindel fallen läßt,
‚Die Frau, die ihren Faden eben spult
‚Die Frau, die weiß wie weit die Spindel voll ist.‘

Francesca: Warum Herr, habt ihr nicht so eine Frau
Euch ausgesucht?

(Man hört Schläge gegen die kleine Eisentür. Francesca springt auf, wirft den Degen auf den Tisch und wendet sich zum Gehen.)

Da kommt Malatestino wieder.
Ich will ihn nicht mehr sehn.

Stimme Malatestinos: Wer hat geschlossen?
Seid ihr da, Schwägrin? Habt ihr zugeschlossen?

(Er stößt mit dem Fuß gegen die Tür.)

Gianciotto: Wart doch! Ich mach dir auf.

Stimme Malatestinos: Du bist's, Giovanni!
Mach auf, da bring ich zur Wegzehrung dir
Noch eine reife Frucht:
Eine Septemberfeige
Schwer sag ich dir ....

(Der Lahme geht um zu öffnen. Francesca folgt einige Augenblicke lang mit dem Blick seinem humpelnden Schritt; dann verschwindet sie durch die Tür die nach ihren Gemächern führt.)

Mach schnell!

Gianciotto: Ich komme.

Dritte Szene.

(Gianciotto öffnet; auf der schmalen Schwelle erscheint Malatestino in der linken Hand die brennende Fackel, in der rechten an einem geknoteten Strick das Haupt des Montagna, das in ein Tuch eingeschlagen ist.)

Malatestino (reicht die Fackel dem Bruder hin):
Da nimm —: und lösch sie aus!

(Gianciotto tritt die prasselnde Flamme mit dem Fuße aus.)

War deine Frau
Bei dir?

Digitized by Google

Gianciotto: Ja sie war da.
Was wolltest du von ihr?

Malatestino: Dann weißt du ja,
Was für ein Obst ich dir zur Tafel bringe . . .

Gianciotto: Und unser Vater?

Malatestino: Faß! wie schwer es ist!

(Er gibt dem Lahmen die Strickschlaufe zu halten. Gianciotto faßt an und wägt das Bündel in der Hand, dann läßt er es mit einem dumpfen Ton auf den Estrich fallen.

Ich schenk es dir. Es ist das Haupt des Herrn
Montagna dei Parcitadi. Nimm's!
Du kannst's am Sattel tragen
Und reitst du durch Gradara läßt du's dem
Magnifico unsrem erlauchten Vater
Und sagst: ‚Malatestino
Schickt euch dies Unterpfand
Um jeden Zweifel seiner Wachsamkeit
Euch zu benehmen und versichert euch
Daß der Gefangne nicht mehr fliehen soll;
Zum Lohn verlangt er nur
Den Rappen mit drei weißen Fesseln, den ihr
Ihm schon versprochen habt
Dazu den goldbeschlagenen Sattel.'
Heiß ist es, heiß!

(Er trocknet sich die nasse Stirn. Gianciotto hat sich wieder an den Tisch gesetzt.)

Ich sage dir:
Als er das Licht der Fackel sah begann er
Zu schnaufen wie ein scheues Pferd . . . Jetzt gib
Zu trinken.

(Er stürzt einen vollen Becher hinab. Gianciotto ist düster und kaut schweigsam mit gesenktem Kopf ohne den Bissen hinabzuschlucken. Malatestino setzt sich auf den Platz den vorher Francesca eingenommen.)

Ärgert's dich?
Du wolltest wohl ein volles Jahr noch warten
Auf des Perdecittaden Lösegeld?
Ich sage dir wir hätten's nie gesehn:
Das ist so sicher als der Gulden gelb ist.

(Kurze Pause.)

Wie, ärgerst dich noch immer?
Erzürn dich nicht mir mir,
Denn ich gehöre ja zu dir, Giovanni:
Du bist der Hinkende
Ich bin das Einaug . . .

(Er hält einen Augenblick inne. Bösartig.)

Paolo ist der Schöne!

Digitized by Google

(Gianciotto hebt den Kopf, heftet die Augen ſtarr ins Geſicht des Bruders. Man hört im Schweigen das Klirren des Sporns an ſeinem Fuß, der hin und wieder auf den Eſtrich ſtößt.)

Gianciotto: Du biſt mit einmal auch zum Schwätzer worden!

(Malateſtino will ſich nochmals Wein eingießen. Gianciotto hält ihn am Handgelenk feſt.)

Halt, laß das Trinken! Sag was hatteſt du
Jetzt mit Franceſca?

Malateſtino: Ich? Was hat ſie dir
Erzählt.

Gianciotto: Du biſt erblaßt!

Malateſtino: Was hat ſie
Dir nur erzählt!

Gianciotto: Du ſollſt mir Antwort geben!

Malateſtino (mit geheuchelter Verwirrung):
Ich kann nicht, Bruder, kann nicht.

Gianciotto: Was führſt du Böſes gegen ſie im Schild?

Malateſtino (plötzlich belebt, mit einem Leuchten in dem ſtechenden Auge):
Das hat ſie dir geſagt? Und iſt dabei
Nicht ſelbſt erblaßt?

Gianciotto: Gib Acht, Malateſtino.
Sieh mir ſcharf in die Augen.
Ich hinke, doch ich gehe meinen Weg
Gradeaus. Du gehſt ihn krumm.
Jetzt ſag ich dir das eine:
‚Weh dem, weh dem, der mir an meine Frau rührt!‘

Malateſtino: (leis, mit geſenktem Auge):
Und wenn ein Bruder anſieht, wie ein andrer
An die Frau ſeines Bruders rührt und er
Entrüſtet alles tut der Schmach zu ſteuern,
Sag mir, worin er fehlt?
Und wenn er darum angeſchuldigt wird
Böſes im Schild zu führen, ſag du mir:
Wird er mit Recht beſchuldigt?

(Gianciotto fährt furchtbar empor und hebt die Fauſt wie um den Bruder niederzuſchlagen. Er beherrſcht ſich und läßt den Arm ſinken.)

Gianciotto: Malateſtino, Teufel! Qual der Hölle!
Wenn du nicht willſt, daß ich dein andres Auge
Durch das deine ſchielende Seele noch
Die Welt beleidigt, aus dem Kopf dir reiße,
So ſprich, was ſahſt du?

(Malateſtino ſteht auf und geht mit ſeinem geräuſchloſen Schritt nach der Tür. Er ſteht einen Augenblick lauſchend da, dann reißt er mit einer raſchen Bewegung plötzlich die Türe auf und ſieht ins Dunkel. Er entdeckt niemand. Er kommt zurück und ſetzt ſich wieder dem Bruder gegenüber.)

Red jetzt!

Digitized by Google

Malateſtino: Laß doch das Drohen. Glaub doch nicht
Daß du mir Angſt machſt, Bruder!
Mir hat es nie gepaßt, Viſier zu tragen,
Dafür bin ich einäugig jetzt. Doch du
Trägſt eins in deinem Haus, mit Backenplatten
Und Kinnſtück und ganz ohne Augenſchlitze!
Nichts ſiehſt du, nichts, in dein Gehirn von Eiſen
Dringt keine Schneide des Verdachts . . .

Gianciotto: Zur Sache! Nur nicht ſchwätzen, nur nicht ſchwätzen!
Los! Sag heraus, was du geſehen haſt!
Wer iſt's!

Malateſtino: Sag, hats dich gar nicht
Erſtaunt, daß einer der erſt im Dezember
Uns hier verließ, mit einem Mal ſein Amt
Bei der Kommune aufgab
Und ſchon im Februar bei uns zurück war?

(Man hört das Knittern eines der ſilbernen Becher, den der Lahme in der Fauſt zerdrückt.)

Gianciotto: Paolo? wie? Nein! Nein! Das iſt nicht wahr!

(Er ſteht auf und geht vom Tiſch weg; er läuft finſter und irr durchs Zimmer. Dabei ſtößt er gegen das dunkle Bündel. Er geht nach dem großen Fenſter, deſſen Glas im Licht des ſchwülen Untergangs ſcheint. Setzt ſich in der Fenſterniſche und drückt das Haupt in beide Hände, wie um die Gedanken auf einen Punkt zu zwingen. Malateſtino ſpielt indeſſen mit dem Degen, den er halb aus der Scheide zieht und wieder zurückſtößt.)

Malateſtino. Komm!

(Malateſtino nähert ſich ihm leicht und lautlos. Gianciotto hält ihn mit beiden Armen feſt und preßt ihn zwiſchen ſeine gepanzerten Kniee. Er ſpricht zu ihm, Atem gegen Atem.)

Biſt du gewiß? Haſt du's geſehn?

Malateſtino: Ja.

Gianciotto: Wie? wo? wann?

Malateſtino: Ich ſah ihn öfters kommen . . .

Gianciotto: Wohin kommen?

Malateſtino: In ihr Gemach . . . .

Gianciotto: Was ſonſt. Du ſahſt vielleicht
Wenn mit den Muſikanten er . . .

Malateſtino: Bei Nacht.
Bei Gott, du tuſt mir weh! Drück mich nicht ſo!
Laß los!

(Er macht ſich mit einer gewandten Bewegung frei.)

Gianciotto: Wie, hab ich recht gehört? Du ſagteſt . .
Sag's noch einmal!

Digitized by Google

Malateſtino: Bei Nacht.
Jawohl, bei Nacht hab ich ihn kommen ſehn.
Gianciotto: Die Rippen brech ich dir . .
Malateſtino: Bei Nacht hab ich ihn kommen ſehn und morgens
Aus ihrem Zimmer gehn. Du lagſt zu Felde
Gegen die Urbinaten.
Gianciotto: Wenn du lügſt!
Malateſtino: Soll ich dir's mit der Hand zu greifen geben?
Gianciotto: Ja, gib mir's! Vorher laſſe ich dich nicht
Aus dieſem Griff!
Malateſtino: Willſt du heut nacht?
Gianciotto: Ja.
Malateſtino: Aber,
Kannſt du dich auch verſtellen,
Und lächeln? Ah, du wirſt nicht lächeln können!
Gianciotto: Ich will es lernen . .
Malateſtino: Ja, und Bruder wirſt du
Im Stand ſein, ſie zu küſſen, ihn und ſie,
Und nicht zu beißen?
Gianciotto: Ich will bei mir denken,
Wenn ich ſie küſſe, ſie ſei'n beide tot.
Malateſtino: Umarmen mußt du ſie, zu ihnen ſprechen
Und darfſt dabei nicht zittern.
Gianciotto: Ah du ſpielſt
Mit meinem Schmerz! Gib Acht, er hat zwei Schneiden.
Malateſtino: Drück mich nicht ſo, bei Gott!
Gianciotto: Wohlan: jetzt ſag mir
Den Plan den du dir ausgedacht,
Und raſch!
Malateſtino: Du wirſt von ihnen Abſchied nehmen,
Dann ſteigſt du auf und reiteſt aus der Stadt
Den Weg nach Peſaro. Ich reite mit.
Du ſagſt vorher, du ſeiſt mit mir erzürnt
Von wegen des Montagna, und du wolleſt
Zum Vater mich jetzt nach Gradara bringen,
So glauben ſie, die Nacht allein zu bleiben.
Verſtehſt du? Später dann
Laſſen wir deine Leute, reiten wieder
Zurück zur Stadt und kommen durch das Tor
Des Gattolo noch eh der Mond herauf iſt.
Wir werden Rizio das Zeichen geben.
Laß mich nur alles machen.
Du nimmſt dein ſchnellſtes Pferd; nimm auch ein paar
Wollene Lappen mit um nötigenfalls
Die Hufe zu umwickeln. Denn du weißt
Des Nachts auf klaren Straßen
Werden auch Steine zu Verrätern, Bruder!

Digitized by Google

Gianciotto: Ich werd' es sehn! Ist's sicher?
Malatestino: Drück mich nicht so! Jetzt fällt mir ein, da ist
Die Sklavin noch, sie macht die Kupplerin.
Ich seh sie stets umhergehn
Und schnüffeln . . . Mit der Schlinge
Will ich sie fangen und den Mund ihr stopfen.
Das überlaß du mir. Und denk an nichts
Bis du dann vor der Türe stehst . . .
Gianciotto: Bei deinem Haupt, sag mir, werd ich sie fangen?
Malatestino: Jetzt ist's bei Gott genug!
He, laß mich los und spar dir diesen Griff
Für andere!

(Man hört durch die Tür rechter Hand die Stimme Paolos.)

Die Stimme Paolos: Giovanni, bist du hier?

(Der Lahme läßt Malatestino los und springt erbleichend auf.)

Malatestino: Paß auf! laß ihn nichts merken!

(Während Paolo die Tür öffnet und eintritt, stellt sich Malatestino wütend gegen Gianciotto und schreit:)

Läßt du mich
Nun endlich los!

(Er tut als schmerzten ihn die Handgelenke.)

Bei Gott, ein Glück für dich
Daß du der Älteste bist. Sonst wollt ich dir . . .
Gut, Paolo, daß du kommst!

Vierte Szene.

(Paolo trägt ein langes, reiches Oberkleid, das ihm weit übers Knie bis beinah auf die Knöchel fällt. Es ist an den Hüften mit einem edelsteinbesetzten Gürtel zusammengenommen, in dem ein schöner damaszenischer Dolch steckt. Das gelockte Haar ist nicht gescheitelt, sondern fällt ihm wirr und frei über die Stirn.)

Paolo: Was macht ihr nur?
Malatestino: Sieh her, er regt sich auf,
Weil ich jetzt endlich die Geduld verlor
Und den Montagna stumm gemacht. Er heulte immer.
Francesca klagte auch, sie könnt' nicht schlafen
Und weil es endlich mir
Zu lange ward vom Vater
Die selbe Botschaft ewig nur zu hören:
„Bewachst du ihn auch gut?
„Kannst du ihn auch bewachen?"
Zu lang ward mir's bei Gott! Da ist sein Kopf.

Digitized by Google

Paolo: Hast du ihn selber abgehaun?
Malatestino: Ich selbst
Und sauber.

(Paolo besieht sich das Bündel, bleibt aber beiseite, um sich nicht zu beflecken. Das Blut sickert in Tropfen durch das Tuch.)

Auch du beugst ängstlich aus
Und fürchtest die paar Flecken
Am Kleid. Ich wußte nicht
Daß ich zwei Schwestern habe
Die so gefühlvoll sind und zimperlich.
Gianciotto: Laß jetzt die dummen Reden! Paolo,
Ich will daß er mit nach Gradara kommt
Zum Vater und da soll er sich
Entschuldigen. Was denkst du?
Paolo: Recht scheint es mir, Giovanni, daß du ihn
Mit dir zum Vater nimmst.
Malatestino: Mir kann es recht sein.

(Er faßt das Bündel am Strick.)

Vor seinem Zorn ist mir nicht angst. Der Vater
Wird höchlichst sich ergötzen, wenn ich ihm
Den Knoten löse. Ja, das sag ich euch,
Er wird mir den romanischen Rappen schenken.
Gianciotto: Geh, mach dich fertig. Laß das Trödeln endlich.
Es wird schon spät.

(Malatestino hebt das Bündel auf um wegzugehen.)

Paolo (zu Giovanni):
Ich sah, daß deine Leute Rüstung antun
Und nur auf das Signal zum Satteln warten.

(Die beiden Brüder gehen nach der Fensternische dem Feuer des Sonnenunterganges entgegen und setzten sich.)

Malatestino (im Weggehn):
Ih, wie er schwer ist. Und das ohne Helm!
Schlachtvieh sind sie ja stets gewesen und
Gehörnte Schädel, diese Parcitaden,
Bei Gott! — Paozzo hör, wo du vorbeigehst
Bleibt ein Duft von Orangenblütenwasser!
Hörst du? Gib Acht, gib Acht auf deinen Rock,
Daß ich ihn nicht bespritze!

(Ab.)

Paolo: Immer zeigt er
Die Klaun und ist allzeit bereit zu zausen.
Und nie erschlafft die Sehne seiner Wildheit.
Er ist gemacht, um Herrschaft zu erobern
Und eines Tags von einem guten Dolche

Digitized by Google

Zu fallen, unſer Bruder. Helf ihm Gott. —
Und du wirſt Podeſtà von Peſaro!
Der Vater ſieht jetzt von Gradara ſchon
Hinüber nach dem ſteilen Peſaro
Als ſeiner ſichern Beute. Und vielleicht
Wirſt du's ihm bald verſchaffen
Mit deiner Tapferkeit und ruhigem Blick,
Giovanni.

Gianciotto: Kaum ein Jahr
Iſt's her, da zogſt du aus als Capitän
Des Volkes von Florenz.
Und jetzt geh ich und werde Podeſtà.
Du biſt nicht lang am Arno blieben. Ich
Werd um ſo länger bleiben, wo das Amt
Mich braucht. Doch tut mir's weh
Francesca hier ſo lang allein zu laſſen.

Paolo: Du kommſt von Zeit zu Zeit. Nicht gar ſo ferne
Iſt Peſaro.

Gianciotto: Der Podeſtà hat kein Recht aus der Stadt
Sich zu entfernen, eh ſein Amt zu Ende,
Wie du wohl weißt und darf auch ſeine Frau
Nicht mit ſich nehmen. Dir mein Bruder will ich
Sie anvertrauen, meine liebe Frau,
Der du zurückbleibſt.

Paolo: Immer hielt ich ſie
Wie eine teure Schweſter.

Gianciotto: Ich weiß, Paolo.

Paolo: Und magſt ſicher ſein,
Daß ich ſie dir wohl halten will.

Gianciotto: Ich weiß
Paolo. Von Ravenna
Haſt du ſie mir jungfräulich zugeführt
In mein Bett, du wirſt ſie mir wohl bewahren.

Gianciotto: Geh nun und ruf ſie ſelbſt. Sie hat ſich eben
In ihr Gemach zurückgezogen
Aus Abſcheu vor Malateſtinos Blutgier.
Ich möchte, daß du ſie beruhigſt und ſie
Sich nicht mehr fürchtet hier allein zu bleiben.
Geh jetzt und rufe ſie.

(Er ſteht auf und legt ſeine Hand leicht auf die Schulter des Bruders, wie um ihn anzutreiben. Paolo geht nach der Tür. Der Lahme folgt hoch aufgerichtet mit tödlichem Blick dem ſchönen Bruder bis zur Schwelle. Kaum iſt Paolo verſchwunden, ſo ſtreckt er die Hand aus wie um einen Schwur zu tun. Dann geht er zum Tiſch und nimmt den zerdrückten Becher weg, um ihn zu verſtecken. Er dreht ſich um und ſein Blick fällt auf die kleine Eiſentür die noch offen ſteht; er geht hin, wirft den Becher ins Dunkel und ſchlägt ſie zu.)

Digitized by Google

Fünfte Szene.

(In der gegenüberliegenden Tür erscheint Francesca an der Seite Paolos.)

Francesca: Herr, wollt verzeihn,
Daß ich so unversehens euch verließ.
Ihr kennt den Grund.

Gianciotto: Ich kenn ihn, liebe Frau:
Und sehr bedaur ich, was euch angetan
Mein unglückseliger Bruder.
Ich bring ihn unserem Vater nach Gradara
Er macht sich schon bereit,
Mit mir zu reiten.

Francesca: Wenn ihr ihn beim Vater
Verklagt, wird er mir's nie vergessen können.
Verzeiht auch ihr ihm lieber.
Er ist ein Kind.

Gianciotto: Für euch
Und eure Ruhe ist es sicher besser
Er kommt mit mir. Paolo
Bleibt ja bei euch. Und ihm vertrau ich euch.
Bald sollt ihr Botschaft haben
Und oft von Pesaro. Auch will ich hoffen
Daß mir von Rimini desgleichen wird.

Francesca: Das seid gewiß.

Gianciotto: Verscheucht
Jedwede Traurigkeit aus eurer Seele.
Mag euch Musik und Tanz
Erheitern, auch versagt euch lustige Kleider
Und feine Wohlgerüche nicht. Die Spindel
Paßt nicht zur Tochter Guidos, ich weiß.
Und das Wort meiner Mutter
Erwähnt ich nur um euch
Ein Lächeln zu entlocken. Habt es doch
Nicht übel aufgenommen?

Francesca: Herr, es schien mir
Als sei ein dunkler Vorwurf drin verborgen
In diesem Wort.

Gianciotto: Ein altes Wort, entstanden
Zwischen den finstern Mauern des Verucchio
Die jetzt ein allzu enges Nest geworden
Den Malatesta. Wenn in unsrem Haus
Man heute spinnt
So sei es Purpur und auf goldenem Rocken.
Jetz kommt in meine Arme, liebe Frau.

(Francesca tritt zu ihm und er umarmt und küßt sie. Paolo ist stumm auf der Schwelle stehen geblieben.)

Digitized by Google

Ich sag euch lebewohl. So schön seid ihr
Mir nie erschienen, nie so zart. Und dennoch
Geh ich von euch!

(Er streicht mit der Hand über Francescas Haar; dann löst er sich von ihr.)

Mein Bruder,
Bewahre sie mir. Mag sie Gott bewahren.
Komm her, gib mir das Pfand
Der festen Treue.

(Paolo tritt zu ihm. Sie umarmen sich.)

Wo ist die Halsberge?

Francesca (reicht sie ihm):
Hier.

Gianciotto (sie anlegend): Bitt dich, hake sie mir zu, Paolo!

(Paolo tuts. Francesca reicht ihm den Helm.)

Entsinnst du, Bruder, dich
Das Abends oben auf dem Turme Mastra?
Und deines Armbrustschusses?
Francesca, du entsinnst dich?
War's nicht um diese Stunde?
Damals fiel der Cignatta. Heute folgt
Ihm der Montagna nach.
Noch ist's kein Jahr her. Still und schweigend ist
Jetzt unser Haus. An jenem Abend dröhnten
All unsere Türme im gefärbten Himmel.

(Francesca nimmt den Degen vom Tisch und schnallt ihm das Gehänge um.)

Entsinnst du dich Francesca? Damals reichtest
Du Wein von Chios uns. Kommt trinken wir
Auch heut aus einem Becher.

(Er ist ganz gerüstet.)

Ja, trinken wir noch einmal!

Francesca: Es fehlt ein Becher. Eben waren's zwei.
Wo ist der andere?

(Sie sieht nach, ob er nicht zu Boden gefallen ist.)

Gianciotto: Einer mag genügen
Heute wie damals.

(Er gießt Wein ein und reicht den vollen Becher Francesca.)

Glück und guten Ausgang
Gebe uns Gott!

Francesca: Ich kann nicht trinken, Herr,
Von diesem Wein. Ich bin es nicht gewohnt.

Digitized by Google

Gianciotto: Nehmt einen Schluck wie damals nur und reicht
Den Becher eurem Schwager, daß er trinke!

(Francesca nippt und gibt den Becher an Paolo weiter.)

Paolo: Glück auf! Dem Podestà von Pesaro!

(Er wirft das lockige Haupt nach hinten und trinkt. Man hört draußen die Stimme Malatestinos, der die Türe aufreißt und in voller Rüstung hereintritt. Aus einem fernen Hof dringt Trompetenton.)

Malatestino: Giovanni, auf! Sie geben das Signal.
Zu Pferd! Zu Pferd!

(Vorhang.)

Fünfter Akt.

(Das Gemach der Francesca. Vier Wachskerzen brennen auf einem der eisernen Kandelaber; zwei brennende Armleuchter stehen auf dem kleinen Rundtisch. Das Fenster steht offen. Die Nacht ist klar. Auf dem Fensterbrett der Basilienstock; daneben ein goldener Teller mit frischen Trauben.)

Erste Szene.

(Man sieht durch die offnen Vorhänge Francesca angekleidet auf dem Bett liegen. Die Frauen sitzen in weißen Kleidern und mit leichten weißen Binden ums Gesicht auf den niedern Schemeln; sie unterhalten sich leise. Neben ihnen auf einer kleinen Bank fünf silberne Lämpchen.)

Adonella: Die Müdigkeit hat sie erfaßt. Sie schläft.

(Biancofiore steht auf und schleicht zum Bett, sieht vorsichtig nach und kehrt wieder zu ihrem Schemel zurück.)

Biancofiore: Sie schläft. Wie schön sie ist!
Altichiara: Ja mit dem Sommer nahm
Auch ihre Schönheit zu.
Alda: Wie beim Lavendel.
Garsenda: Wie
Beim Mohn.
Biancofiore: O schöner Sommer
Vergeh noch nicht!
Altichiara: Die Nächte werden langsam kühl und frischer.
Spürt ihr den Hauch?
Alda: Er streicht
Vom Meer herauf!

(Sie kehrt das Gesicht zum Fenster und atmet tief.)

Digitized by Google

Adonella: Nun kommt der Herbst gegangen,
Bringt Trauben und Feigen mit.
Altichiara (auf den Teller am Fenster weisend):
Hol uns doch eine Traube, Adonella
Alda: Wir essen sie zusammen ab.
Adonella (nimmt eine schöne große Traube vom Teller auf dem Fensterbrett; dann kehrt sie zu ihrem Schemel zurück und hält die Traube in die Höhe, während die andern anfangen sie abzuessen:)
Biancofiore: Süß ist sie, Muskateller.
Alda: Wirft keine mir die Schalen weg!
Altichiara: Man ißt sie ganz: die Traubenkerne mit.
Garsenda: Die ist ein bißchen säuerlich.
Biancofiore: Das sind die Beeren, die im Schatten hingen.
(Sie essen ein paar Augenblicke ohne zu schwatzen.)
Adonella: Was für ein Schweigen!
Alda: Stille, stille.
Biancofiore: Madonna ließ
Uns heut zur Nacht nicht singen.
Garsenda: Sie ist müd.
Alda: Und der Gefangne
Jammert nicht mehr.
Garsenda: Messer Malatestino hat den Kopf
Ihm abgeschnitten.
Alda: Wirklich?
Garsenda: Ja, heute, gegen Vesper.
Alda: Wo hast du's her?
Garsenda: Smaragdi hats gesagt.
Auch sah ich selber,
Als Herr Giovanni abritt
Im Hof, wie sie ein Bündel
Ihm an den Sattel banden,
Und darin war der abgeschnittene Kopf.
Adonella: Wo bringen sie ihn hin?
Altichiara: Wem wollen sie ihn bringen?
Biancofiore: Jetzt reiten sie
Über den Strandweg
Unter den Sternen
Am Sattel hängt der abgeschlagene Kopf.
Garsenda: Wie anders atmet man im Haus
Seitdem der Lahme und
Das Einaug weg sind!
Altichiara: Still, daß dich Madonna
Nicht hört.
Garsenda: Seht, auch Madonna atmet tiefer!
Alda: Herr Paolo blieb zurück.
Altichiara: Sei still!
(Francesca stößt im Schlaf einen Seufzer aus.)

Digitized by Google

Adonella: Sie wird erwachen.

(Sie wirft die abgegessene Traube aus dem Fenster. Biancofiore steht von neuem auf, geht nach dem Alkoven und sieht nach.)

Biancofiore: Nein, sie schläft noch,
Sie jammert leis im Schlaf.
Adonella: Sie träumt.
Biancofiore: Sag, hat es auch geblutet?
Garsenda: Was?
Biancofiore: Das Bündel da am Sattel.
Garsenda: Ich konnte nicht recht sehn. Es war schon dunkel
Im Hof. Ich weiß nur, daß Smaragdi gleich
Den Estrich waschen mußte
Drüben im Einhornsaal.
Biancofiore: Jetzt sind sie etwa bei Cattolica.
Garsenda: Gott halt sie fern und laß sie niemals wieder
Den Weg zurück!
Biancofiore: Und das Pferd bäumt und scheut,
Wenn es jetzt in der Nacht das tote Ding spürt
Das ihm am Sattel baumelt. . .
Adonella: Wie duftet das Basilium heute nacht!
Altichiara: Und wie es groß geworden. Weiter faßt's
Der Topf nicht mehr.
Biancofiore: Garsenda, du, erzähl
Uns die Geschichte jener Lisabetta,
Du weißt doch, von Messina, die den Jüngling
Aus Pisa liebte.
Erzähl' Garsenda, leise, leise, bis
Sie aufwacht.

(Francesca stößt einen stärkeren Seufzer aus und wälzt sich auf dem Bett. Die Frauen fahren zusammen.)

Alda: Hört, sie jammert!
Garsenda: Sie liegt grad auf dem Rücken und der Alp
Drückt ihr die Brust.
Hört, wollen wir sie wecken?
Biancofiore: Nein laßt, das tut nicht gut!
Adonella: Sie ließ
Sich stets die Träume von der Sklavin deuten . . .

Zweite Szene.

(Francesca stößt einen entsetzten Schrei aus und springt vom Bett, als entfliehe sie einem wilden Verfolger. Sie greift mit beiden Händen nach ihren Hüften wie um sich aus einem Griff loszumachen.)

Francesca: Nein, nein! Ich bin ich es nicht! ich bins ja nicht!
O, oh, sie fassen mich . . . sie reißen mir

Digitized by Google

Das Herz heraus . . . zu Hilfe! Hilfe!
Paolo!

(Sie macht einen Satz, bleibt stehen und kommt plötzlich zu sich. Die erschreckten Frauen sind um sie bemüht.)

Seht, Madonna, wir sind hier.

Altichiara: Erschreckt doch nicht!

Adonella: Es ist
Sonst niemand hier. Nur wir sind da. Madonna!

Francesca: Was habe ich gesagt? Hab ich geschrieen?
Was habe ich gemacht, mein Gott?

Alda: Ihr habt wohl einen schweren Traum getan,
Madonna.

Garsenda: Jetzt ist das vorbei, und wir
Sind hier bei euch.

Francesca: Ists spät?

Biancofiore: Schweiß steht euch auf der Stirn.

(Sie trocknet ihr die Stirn.)

Francesca: Wie weit ists in der Nacht?
Garsenda, Alda, Biancofiore . . .
Ganz weiß seid ihr.

Garsenda: Es mag wohl auf die vierte Stunde gehn,
Madonna.

Francesca: Schlief ich lange? Und Smaragdi?
Kam sie noch nicht zurück?

Biancofiore: Wohin habt ihr sie denn geschickt?

Adonella: Vielleicht
Ist sie schon da und hat sich auf die Schwelle
Hinter der Tür gelegt, wie sonst.

Francesca: Sieh nach,
Ob sie nicht da ist, Adonella.

(Adonella geht, nimmt die Portiere auseinander, öffnet die Tür und sieht hinaus.)

Adonella: Smaragdi! Keine Antwort.
Niemand ist da. Es ist so dunkel.

Francesca: Ruf,
Noch einmal, ruf!

Adonella: Smaragdi!

Francesca: Nimm ein Licht!

(Garsenda nimmt eine der Lampen, entzündet sie und geht zur Tür.)

Sie müßte schon seit einiger Zeit zurück sein.
Ist ihr was Übles zugestoßen? Gott,
Mags wissen; etwas Gutes ist es nicht.

Biancofiore: Ihr seid noch in der Angst des Traums, Madonna.

Altichiara: Atmet die frische Luft.

(Garsenda und Adonella kommen zurück.)

Digitized by Google

Francesca: Sagt, ist sie da?
Garsenda: Niemand ist da, Madonna.
Adonella: Alles ist still und dunkel. Das Gesinde
Liegt tief im Schlaf.
Garsenda: Wir sahen nur allein . . .

(Sie bricht ab.)

Francesca: Was saht ihr nur allein?
Garsenda: (zögernd) Wir sahn, Madonna . . .
Da unten einen . . . unbeweglich stand er
Gegen die Mauer . . .
Wie eine Statue . . . allein . . . Sein Gurt
Glänzte ein wenig . . . Nein Madonna, nein,
Erschreckt nicht so!

(Sie tritt ganz an Francesca heran, leise.)

Messer Paolo.

Francesca: (entfärbt)
Was will er?
Adonella: Sagt, Madonna, soll ich euch
Zur Nacht frisieren?
Francesca: Laßt es sein. Der Schlaf
Ist fortgescheucht. Und ich will wachen.
Alda: Soll ich
Euch die Schuhbänder lösen?
Biancofiore: Soll ich euch
Nicht parfümieren?
Francesca: Nein, ich bleibe so.
Der Schlaf ist fort. Ich warte auf Smaragdi.
Altichiara: Wir wollen suchen gehn.
Garsenda: Sie ist so müd
Des Abends oft, die Arme, daß sie einschläft
Wo sie gerade ist. Wir finden sie
Vielleicht auf einer Treppe liegen.
Francesca: Geht!
Ich will indessen lesen. Bring den Leuchter,
Alda!

(Alda nimmt einen der Armleuchter vom Tisch und setzt ihn auf das Lesepult.)

Nun geht, nun geht! Ganz weiß seid ihr!
Der Sommer starb noch nicht.
Saht ihr die Schwalben gegen Abend scheiden?
Ich sah es nicht. Ich schaute nach den Bergen
Bei Sonnenuntergang.
Noch sind nicht alle fort. Nicht wahr? Vielleicht
Brechen die andern Schwärme morgen auf.
Ich will zum Turme steigen und es ansehn.

Digitized by Google

Ihr aber sollt ein Lied zum Tanze singen,
Wie ihr am ersten März getan.
Nun geht!

(Sie öffnet das Buch. Jede der weiß gekleideten Frauen nimmt ihre kleine silberne Lampe, die an einem gebogenen Träger hängt. Adonella geht zuerst zu dem hohen Kandelaber, hebt sich auf die Zehenspitzen und entzündet den Docht an einer der Flammen. Dann verbeugt sie sich und geht. Francesca folgt ihr mit den Augen.)

Adonella, du gehst.

(Garsenda tut desgleichen.)

Du gehst, Garsenda.
Und du gehst, Altichiara. Alda, du.

(Die Frauen alle ab. Als letzte bleibt Biancofiore; sie will ebenfalls ihre Lampe anzünden, aber da sie kleiner ist als die andern, reicht sie nicht bis an die Flamme heran.)

Klein bist du, Biancofiore!
Und reichst nicht bis zum Licht mit deiner Lampe.
Du bist die zartste. Meine kleine Taube.

(Biancofiore kehrt sich um und lächelt.)

Komm her.

(Biancofiore tritt näher. Francesca streicht ihr liebkosend übers Haar.)

Wie bist du blond!
Du gleichst Samaritana, meiner Schwester,
Ein wenig . . . Weißt du noch,
Samaritana?

Biancofiore: Ja Madonna.

Francesca: Süß
War sie, mein Schwesterlein, wie? Biancofiore?
Oh wär sie doch bei mir und machte sie
Heut nacht ihr kleines Bettchen neben meinem.
Und könnt ich sie noch einmal barfuß hören
Zum Fenster laufen, ja mit nackten Füßen
Zum Fenster laufen, meine kleine Taube,
Und sagen: Auf! Der Morgenstern ist da,
Francesca, die Gluckhenne ist hinunter!

Biancofiore: Ihr weint, Madonna.

Francesca: Du zitterst, Biancofiore.

Biancofiore: Madonna,
Ihr macht das Herz mir schwer.
Welch eine Traurigkeit
Hält euch gefangen?

Francesca: Geh, geh, weine nicht!
Zart bist du, zart. Steck deine Lampe an.
Hier!

Digitized by Google

Biancofiore: Wollt ihr, daß ich bei euch bleibe? Schlafen
Will ich am Fuß von eurem Bett.
Francesca: Nein, Biancofiore. Steck die Lampe an
Und geh mit Gott.

(Biancofiore entzündet ihr Lämpchen am Kandelaber und beugt sich, um Francesca die Hände zu küssen.)

Und weine nicht. Die schmerzlichen Gedanken
Gehen vorbei. Und morgen singst du. Geh.

(Biancofiore geht nach der Tür.)

So gehst du, Biancofiore?
Biancofiore: Nein, nein. Ich bleibe da. Madonna, laßt
Mich bei euch bleiben, wenigstens bis Smaragdi
Zurückkommt!

(Francesca zaudert einen Augenblick.)

Francesca: Geh!
Biancofiore: Gott schütze euch, Madonna!

(Ab.)

Dritte Szene.

(Man hört die Tür anschlagen. Francesca macht ein paar Schritte nach der Portiere. Sie bleibt lauschend stehen.)

Francesca: So soll es gehn, wenn es so mein Geschick ist!

(Sie nähert sich entschlossen der Tür.)

Ich rufe ihn.

(Sie zaudert und tritt wieder zurück.)

Er ist noch da. Er stand
Gegen die Mauer starr und unbewegt
Wie eine Statue, allein: Sein Gurt
Glänzte ein wenig in der Dunkelheit . . .
Wer sagte so? Wer war's? Wie fern ist alles . . .
. . . Und unterm Helm ein Angesicht, das brennt . . .

(Durch ihren Geist zucken Erinnerungen und Bilder gleich Blitzen.)

Stumm blickt er durch die Lanzen
Der Knechte . . . in der Faust
Des Feinds Beil und Geheimnis . . .
Doch wird das Eisen nicht die Lippen trennen:
Und trennt die Flamme nicht,

(Sie irrt elend und verzehrt durchs Gemach.)

Wird niemals die verschmolzne Flamme trennen.

(Sie nimmt vom kleinen Tisch den Handspiegel und besieht sich darin.)

Digitized by Google

O Schweigen, tiefes Waſſer du und bleiches
Grabmal, mein todberührt Geſicht! Wer ſagt
Mir jetzt ins Ohr, daß ich noch nie ſo ſchön war? — —

(Es pocht leiſe an der Tür. Sie fährt auf, legt den Spiegel weg, löſcht den Armleuchter, geht zur Tür und ruft mit unterdrückter Stimme.)

Smaragdi! Smaragdi!

Die Stimme Paolos: Francesca!

(Sie öffnet mit einer heftigen Bewegung.)

Vierte Szene.

Francesca: Paolo! Paolo!

(Paolo trägt gleiche Kleidung wie zuvor. Sein Haupt iſt unbedeckt. Francesca liegt an ſeiner Bruſt.)

Paolo: Mein Leben du, noch brannte mein Verlangen
Nach dir nie ſo voll Wahnſinn. Ich empfand
Wie ſeltner ſchon zum Herzen
Die Geiſter drangen, die aus deinen Augen
Sich Leben ziehn. Iſt es nicht Morgen? Morgen?
Schon gingen alle Sterne leuchtend unter
In deinem offnem Haar, in dunkeln Reichen
Wohin die Lippe nicht gelangt!

(Er küßt leidenſchaftlich ihr zurückfallendes Haar.)

Francesca: Verzeih,
Verzeih. Ja ferne biſt du
Auch mir erſchienen. Fern und fremd erſchienen,
Mit ſtieren trocknen Augen. Und mir kam
Der Traum, den ich ſeit langen Nächten ſehe,
Der wilde Traum, der mich zerfleiſcht;
Ich weinte . . .

Paolo: Oh, ihr weintet?

Francesca: Verzeih mir, ja verzeih,
Mein ſüßer Freund! Du haſt mich aufgeweckt,
Befreit von aller Bangnis.
Noch iſt der Morgen fern
Die Sterne ſind noch nicht ins Meer verſunken
Noch ſtarb der Sommer nicht. Und du biſt mein
Und ich bin völlig dein
Und die vollkommene Freudigkeit
Iſt in der Glut von unſern beiden Leben.

Paolo: Du fröſtelſt.

Digitized by Google

Francesca: Offen ist
Die Türe und der Atem
Der Nacht streift über uns. Spürst du es nicht?
Das ist die stille Stunde
Die Tau verstreut
Auf Hals und Mähne
Der Rosse, die des Nachts die Straßen traben.
Verschließ die Tür.

(Paolo schließt die Tür).

Paolo, sahst du es mit eignen Augen,
Wie sie von dannen ritten?

Paolo: Ja, ich sah
Sie lange noch vom Turm,
Bis ihre letzte Lanze
Sich in der Dunkelheit verbarg.
O komm, Francesca komm. Die Stunde drängt
Ängstlich zu leben mich mit tausend Leben,
Im Zittern dieses Luftzugs, der dich küßt
Mit jedem Atemzuge des Meers
Und mit der Glut der Welt,
Daß keines mir der unbegrenzten Dinge,
Die in dir sind, verborgen sei, und ich
Den Tod nicht schaue, eh ich ganz enthüllt
Aus deiner Tiefe und gekostet habe
Die letzte Wurzel meiner Freude. Komm!

(Er zieht sie auf die Kissen beim Fenster.)

Francesca: Küsse mir die Augen
Küß mir die Schläfen,
Küß mir die Wangen und den Hals . . .
So . . . So . . .
Und so die Pulse küß mir und die Finger . . .
Nimm meine Seele hin und kehr sie um,
Auf daß der Hauch der Nacht sie wieder führe
Zu dem, was sie gewesen,
Sie führe zu den tief entlegnen Dingen
Das Wort der Nacht!

Paolo: Ich führe dich zum ewigen Vergessen.
Und keine Macht soll fernerhin die Zeit
Über das brennende Verlangen haben
Und Sklave sein. Es werden Tag und Nacht
Vermengt sein auf der Erde als auf einem
Einzigen Kissen und die zarten Finger
Der Morgenröte werden nie mehr lösen
Die dunkeln Arme aus den weißen Armen
Noch je entwirren können
Die Haare und verschlungnen Adern.

Digitized by Google

Francesca: Sagt nicht
Das Buch, da wo du nicht gelesen hast:
„Ein einzig Leben waren wir, gebührte
Uns nicht ein einziger Tod?“

Paolo: Verschlossen sei
Dies Buch!

(Er steht auf, schlägt das Buch zu und löscht den Doppelleuchter.)

Lest nicht mehr drin. Denn anderswo
Seht das Geschick geschrieben. In den Sternen
Steht es geschrieben, die
Beben so wie dein Hals und deine Pulse
Vielleicht weil sie dereinst dir Schicksal waren,
Und Kranz, als brennend du
Auf Himmelsstraßen gingst. — In welchem Weinberg
Hast diese schönen Trauben du gebrochen?
Sie haben den Geruch
Von Trunkenheit und Honig,
Wie Adern, die geschwellt von Wollust sind.
Früchte der Nacht! Der Liebe heiße Füße
Werden sie keltern. Gib
Mir deinen Mund. Gib ihm doch einmal! Gib!

(Francesca gibt sich ihm auf den Kissen hin. Plötzlich durchbricht ein heftiger Schlag das tiefe Schweigen, als werfe sich jemand mit der Brust gegen die Tür, um sie einzurennen. Die Liebenden fahren auf.)

Die Stimme Gianciottos: Francesca, auf! Francesca!

(Francesca steht starr vor Schreck. Paolo sieht sich suchend um, die Hand am Dolch. Sein Blick fällt auf den Ring der Luke.)

Paolo: (mit gedämpfter Stimme)
Mut, Mut! In der Falltreppe
Verberg ich mich, und du gehst und machst auf.
Doch zittre nicht!

(Er öffnet die Lucke. Die Tür droht unter den fortgesetzten Stößen einzubrechen.)

Die Stimme Gianciottos: Francesca, auf! Bei deinem Haupt, mach auf!

Paolo: Öffne ihm, öffne, geh. Ich bleibe hier
Unter der Luke. Wenn du schreist und er
Dich anrührt, spring ich vor.
Sei ruhig! Geh getrost!

(Er schickt sich an, hinabzusteigen, indes Francesca wankend nach der Tür geht.)

Die Stimme Gianciottos: Francesca, auf! Bei deinem Haupt, mach auf!

Digitized by Google

Letzte Szene.

(Gianciotto stürzt in voller Rüstung und staubbedeckt ins Zimmer, und sieht sich voller Wut nach dem Bruder um. Er bemerkt sofort Paolo, der mit Kopf und Schultern noch über dem Erstrich hervorragt, und vergebens seinen Rock loszumachen versucht, der sich an einem Haken verfangen hat. Francesca bemerkt ihn ebenfalls und stößt einen wilden Schrei aus. Der Lahme stürzt sich auf den Ehebrecher und reißt ihn an den Haaren nach oben.)

Gianciotto: Fingst du dich in der Falle
Verräter du! Jetzt hab ich dich gefaßt
An deinem Haarbusch.

(Francesca wirft sich ihm mit drohendem Gesicht entgegen.)

Francesca: Laß ihn los!
Laß los! Nimm mich! Da bin ich!

(Gianciotto läßt seine Beute fahren. Paolo springt nach der anderen. Seite der Falltüre und zieht den Dolch. Der Lahme setzt ihm nach, entblößt den Degen und wirft sich mit furchtbarem Anlauf auf ihn. Francesca stürzt sich zwischen die beiden und da Gianciotto mit voller Wucht nachstößt und nicht mehr zurückhalten kann, geht der Stoß durch ihre Brust. Sie wankt, dreht sich um sich selber und sinkt in die Arme Paolos. Paolo läßt den Dolch fallen, und fängt sie auf.)

Francesca (sterbend): Ah! Paolo!

(Der Lahme hält einen Augenblick ein. Er sieht seine Frau an der Brust des Geliebten, der mit seinen Lippen die Lippen der Sterbenden versiegelt. Toll vor Schmerz und Wut führt er einen zweiten Stoß nach der Brust des Bruders. Die beiden verschlungenen Leiber taumeln und stürzen ohne einen Laut des Schmerzes und ohne sich loszulassen auf den Estrich. Der Lahme läßt sich schweigend auf das rechte Knie nieder, das er mit sichtlicher Mühe beugt. Auf dem linken zerbricht er den blutigen Degen.)

Digitized by Google

Die Sozialdemokratie von heute.

Von **H. v. Gerlach.**

Die Sozialdemokratie wächst unwiderstehlich. Vierzig Jahre ist es her, daß Ferdinand Lassalle in Deutschland die erste sozialdemokratische Organisation schuf, den Allgemeinen deutschen Arbeiterverein. Kläglich war der Anfang. Lassalle war der genialste Agitator, den Deutschland hervorgebracht hat, dazu ein Mann, bei dem es keine Phrase war, wenn er sich als mit der ganzen Wissenschaft seines Jahrhunderts ausgerüstet vorstellte. Trotzdem gelang es ihm nicht, auch nur etliche Tausend organisierter Arbeiter um seine Fahne zu sammeln. Er starb, als er sein Werk kaum begonnen hatte. Niemand war da, der ihn ganz ersetzen konnte. Innere Kämpfe wildester Art zerrütteten die junge Bewegung. Die in sich selbst gespaltenen Lassalleaner, die im nationalen Boden wurzelten, traten den von Liebknecht geführten, streng international gerichteten, auf Marx schwörenden Eisenachern gegenüber, nicht als Konkurrenten, sondern als Gegner, die ihren Arbeiterbrüdern oft bitterere Feindschaft zu widmen schienen als der Bourgeoisie. Dennoch ging es vorwärts, erst langsam, dann rascher, ununterbrochen. Die Wahlziffern der Sozialdemokratie bei den Reichstagswahlen seit Begründung des Reiches lauten, abgerundet:

1871	102 000	1887	763 000
1874	351 000	1890	1 427 000
1877	493 000	1893	1 786 000
1878	437 000	1898	2 107 000
1881	312 000	1903	3 011 000
1884	550 000		

Wer diese Zahlenreihe sieht, muß ein Illusionspolitiker ersten Ranges sein, wenn er nicht in der Sozialdemokratie das Produkt einer natürlichen Entwicklung erblickt. Nichts vermag ihr Wachstum aufzuhalten. Nur einmal ging sie vorübergehend zurück, 1878, als der Attentatsschrecken wirkte, und 1881, als das Sozialistengesetz sie in Fesseln geschlagen hatte. Das Sozialistengesetz war ein Versuch größten Stiles, ob die Sozialdemokratie mit den Machtmitteln des Staates auszurotten sei. Einen Augenblick beugte sie die ungeheuere Wucht des überraschenden Angriffs. Aber dann hob sie ihr Haupt stolzer als je zuvor. Alles, was wir in diesem Jahre an Anschwellen der Sozialdemokratie erlebt haben, tritt zurück hinter dem, was die Partei unter dem Sozialistengesetz geleistet hat. Mit weniger als einer halben Million Stimmen sah sie 1878 das Gesetz kommen, das sie vernichten sollte, und mit fast $1^1/_2$ Millionen setzte sie 1890, noch unter dem Gesetz, dem alten System den Fuß auf den Kopf. Ob Gleichberechtigung oder Ausnahmegesetz, gewachsen ist sie immer, unter dem Druck fast noch stärker als in der relativen Freiheit.

Nach den Erfahrungen mit dem Sozialistengesetz wird niemand, der Augen hat zu sehen, noch daran glauben, daß man durch äußere Maßregeln der Sozialdemokratie Herr werden könne. Schärfer als es von 1878

Digitized by Google

bis 1890 geschah, wo man sie wie eine Gesellschaft von Aussätzigen ächtete, kann man sie nicht anfassen, wenigstens nicht in einem Lande, wo man Armeniermassakres für keinen möglichen Bestandteil irgend einer Regierungspolitik erachtet. Ein Ausnahmegesetz, das einer halben Million Wähler gegenüber durchführbar schien, ist der sechsfachen Anzahl gegenüber selbst technisch kaum noch möglich. Eher denkbar ist natürlich ein verhülltes Ausnahmegesetz, wie es die Beseitigung oder wenigstens Verschlechterung des Reichstagswahlrechts darstellen würde. Ein solcher Akt der Revolution von oben würde allerdings die parlamentarische Stellung der Sozialdemokratie erheblich schwächen. Aber die Sozialdemokratie als Volksbewegung würde nicht abnehmen, sondern gewaltig anwachsen, weil die Verfolgung auch all die Elemente in ihre Reihen triebe, für die nicht das Klassenbewußtsein, sondern das Gerechtigkeitsgefühl bestimmend ist. Vor allem aber würde der revolutionäre Charakter, der ihr heute nur als eine von den Führern künstlich aufrecht erhaltene Phrase anhaftet, dann einen Inhalt bekommen und zur nationalen Zerrüttung führen. Wir bekämen keinen Bürgerkrieg — dazu sind unsere Arbeiter zu praktisch und zu diszipliniert —, aber einen passiven Widerstand der Massen unter Assistenz eines großen Teils der deutschen Bildungsschicht, der zu einer völligen Lahmlegung Deutschlands führen müßte. Es ist kaum anzunehmen, daß es in Deutschland einen bedeutenden Staatsmann geben könnte, der borniert genug wäre, das nicht einzusehen, oder gewissenlos genug, ein solches Risiko zu übernehmen. Darum scheint eine, wenn auch nur vorübergehende äußerliche Schwächung der Sozialdemokratie durch staatliche Maßregeln ausgeschlossen.

Ebenso unwahrscheinlich ist es, daß es irgend einer Partei in absehbarer Zeit gelingen sollte, der Sozialdemokratie Abbruch zu tun oder ihr auch nur Einhalt zu gebieten. Die letzten Reichstagswahlen reden eine sehr deutliche Sprache. Die Partei, die ihrem Wesen und dem Zweck ihrer Gründung nach eine wirkliche Konkurrenz für die Sozialdemokratie bedeuten sollte, die nationalsoziale, ist dermaßen gescheitert, daß sie fortan auf selbständige Parteiexistenz verzichtet. Wollte man überhaupt den Arbeitern die Möglichkeit bieten, außerhalb der Sozialdemokratie für ihr Klasseninteresse einzutreten, so war das nur im Rahmen der nationalsozialen Gedankengänge möglich. Der nationalsoziale Programmbau, den Naumann mit geradezu zwingender Logik errichtet hatte, war eigentlich lediglich eine zusammenfassende, konsequente und rücksichtslose Aussprache dessen, was man sich als „Revisionismus" innerhalb der Sozialdemokratie zu bezeichnen gewöhnt hat. Alles, was den Arbeitern die Sozialdemokratie an Vertretung von Arbeiterforderungen gewähren konnte, gewährte ihnen auch der nationale Sozialismus. Wenn er trotzdem gerade bei den Arbeitern nur verschwindend geringe Erfolge erzielte, wenn selbst die, die die Richtigkeit seiner Ideen zugaben, zumeist lieber einen sozialdemokratischen als einen nationalsozialen Stimmzettel abgaben, so zeigte sich eben wieder einmal, daß in der Politik die Macht der ausschlaggebende Faktor ist. Die Anziehungskraft der Masse ist fast unüberwindlich. Man nimmt selbst arge Mißstände in Kauf, um sich nur nicht von dem Gros zu trennen. Schließlich kommt es den Arbeitern eben doch mehr darauf an, daß sie siegen, als darauf, mit welchen Mitteln dieser Sieg errungen wird. Und von den größten Bataillonen erwarten sie den raschesten Sieg.

Zwingt das Scheitern der nationalsozialen Bewegung jeden Unbefangenen zu dem Schluß, daß es überhaupt nicht mehr möglich ist, der Sozialdemokratie eine ernsthafte Arbeiterpartei an die Seite zu stellen, so spricht die Niederlage

Digitized by Google

des bürgerlichen Liberalismus bei den letzten Wahlen dafür, daß auch Parteien, die, ohne direkt Arbeiterparteien sein zu wollen, doch in wesentlichen Punkten die Arbeiterinteressen wahrnehmen, nicht in der Lage sind, der Sozialdemokratie Halt zu gebieten. Nicht einmal der freisinnigen Vereinigung ist das gelungen. Ihre Politik war in den letzten Jahren vom Arbeiterstandpunkte kaum ein einziges Mal zu beanstanden. In sozialen Dingen einsichtsvoll, in freiheitlichen rücksichtslos, hatte sie durch den mit der Sozialdemokratie Schulter an Schulter ausgefochtenen Zollkampf sich reelle Verdienste um die deutsche Arbeiterschaft erworben. Das hinderte nicht, daß sie trotz Stimmenzuwachs von 15 auf 9 Mandate zurückging, daß ihr die Sozialdemokratie alte Sitze wie Bremen, Kiel und Stettin glatt abnahm.

Hatten weder die Nationalsozialen noch die Freisinnigen Barthscher Richtung genügend Anziehungskraft für die Arbeiterschaft, um sie vor dem Übergang zur Sozialdemokratie zu bewahren, so war dies bei den anderen Parteien natürlich noch viel weniger der Fall. Ihnen allen rissen die sozialdemokratischen Fluten wertvolle Stücke von ihrem Besitzstande ab. Am widerstandsfähigsten erwies sich noch das Zentrum. Immerhin ging Mainz verloren, Köln, Düsseldorf und manche andere rheinische Feste wurde energisch berannt, und im rheinisch-westfälischen Industriebezirk wurde die Hoffnung des Zentrums, der Nationalliberalen Herr zu werden, endgiltig dadurch erledigt, daß die Sozialdemokratie in die vorderste Reihe rückte. Katholische Bezirke sind weniger prädisponiert für den Sozialismus als protestantische. Daß sie keineswegs dagegen immun sind, hat der 16. Juni sehr deutlich bewiesen. Der Umstand, daß reichlich ein Drittel Deutschlands katholisch ist, verlangsamt ein wenig den Siegesmarsch der Sozialdemokratie. Aber er scheitert daran nicht. Er wird überhaupt, wenn man aus der Vergangenheit auf die Zukunft schließen kann, an keiner bürgerlichen Richtung irgend welcher Art scheitern. Wenn der bürgerliche Liberalismus rechtzeitig seine Pflicht getan hätte und, wenn nicht sozial geworden, so doch wenigstens allezeit wahrhaft liberal geblieben wäre, so hätte er das noch am ersten fertig bringen können. Aber nun ist es damit wohl endgiltig vorbei. Die bürgerliche Linke, zu der natürlich die agrarisch gewordenen Nationalliberalen nicht gezählt werden dürfen, ist durch die letzten Wahlen so geschwächt worden, daß die Führung einer Politik der Linken nur noch in den Händen der Sozialdemokratie ruhen kann. Denn es handelt sich bei dem Ergebnis des 16. Juni nicht etwa um einen Zufallssieg der Sozialdemokratie und um eine Zufallsniederlage des Liberalismus, sondern um Stufen einer Entwicklung, die wir von Wahl zu Wahl mit überraschender Regelmäßigkeit sich vollziehen sehen.

Oder will man es etwa einen Zufall nennen, wenn die Wahlen seit 1890 den parlamentarischen Einfluß des Liberalismus ständig gemindert, den der Sozialdemokratie ebenso regelmäßig vermehrt haben? Faßt man die drei liberalen Gruppen — freisinnige Vereinigung, freisinnige Volkspartei, deutsche Volkspartei — zusammen, so ergibt sich folgendes Bild der Fraktionsstärke:

Wahlen von	Liberale	Sozialdemokraten
1890	76	35
1893	48	44
1898	48	57
1903	35	81

Das heißt: die Sozialdemokratie ist eine politische Großmacht geworden, der Liberalismus zu einem Staaten-

Digitized by Google

gebilde zweiter Ordnung herabgesunken. Das ist eine Tatsache, die man vielleicht beklagen kann, jedenfalls aber anerkennen muß.

Wir sollen es also als gegebene Tatsache hinnehmen, daß die republikanische, revolutionäre, terroristische, kommunistische, alles nivellierende Sozialdemokratie heute die zweitstärkste Partei im Reichstage ist, bei der nächsten Wahl die stärkste sein, in absehbarer Zeit dem ganzen Reichstag ihren Stempel aufprägen wird? So fragt zitternd der deutsche Philister. Und das Grauen, das ihn bei diesem Gedanken überkommt, ist so groß, daß er sich lieber der Reaktion mit Haut und Haaren verschreibt, ehe er mit der Sozialdemokratie einen Pakt zur Überwindung des ja noch immer herrschenden agrarisch-feudalen Regimentes eingeht. Die Sozialdemokratie wird eben von der Masse der Nichtsozialdemokraten noch immer total falsch beurteilt. Man hat sich einen Popanz zurecht gemacht und schwört darauf, diese Vogelscheuche sei keine Vogelscheuche, sondern ein leibhaftiger Sozialdemokrat. Der überwiegende Teil der bürgerlichen Presse tut das Seine, teils aus Dummheit, teils aus Berechnung, um an die Identität von Vogelscheuche und Sozialdemokratie glauben zu machen. Und, das muß man freilich auch zugeben, die Sozialdemokratie selbst leistet dabei nicht unwesentliche Handlangerdienste. Nicht nur, daß sie immer noch nicht eingesehen zu haben scheint, daß man ein ganz anständiger Mensch sein und dabei doch anständige Umgangsformen haben kann. Schimpfkonzerte wie das in Dresden erleichtern doch wirklich nicht den Glauben an den allein selig machenden Charakter des Sozialismus! Vor allem aber versucht sie geflissentlich, den Glauben aufrecht zu erhalten, sie sei immer noch so revolutionär und so dogmatisch, wie sie in ihren Uranfängen war und, darf man hinzufügen, sein mußte. Von dem alten Vokabularium der Sektenzeit wird nicht ein einziges Wörtlein preisgegeben. Mit der Gewissenhaftigkeit eines altphilologischen Textkritikers wacht Kautsky darüber, daß das Evangelium von Marx weder durch Interpolationen noch durch Streichungen denaturiert werde. Nur die allerwenigsten Sozialdemokraten denken sich bei dem Gebrauch der alten Marx'schen Formeln noch dasselbe, was Marx sich dabei gedacht hat. Sie handeln genau so wie der liberale Geistliche, der vor dem Altar liest: „Empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria . . ., niedergefahren zur Hölle, auferstanden von den Toten, aufgefahren gen Himmel" u. s. w. Bei keinem der Sätze denkt er sich dasselbe wie der Gläubige alten Schlages, der das alles wörtlich nimmt. Er hat eben alle Begriffe umgedeutet. Aber mit einem kleinen Gewissensvorbehalt glaubt er, es verantworten zu können, denen, die sich an die alten Formeln gewöhnt haben, diese Formeln zu erhalten, die für ihn selber nichts mehr oder doch wenigstens etwas ganz anderes besagen, als sie zu besagen scheinen. Wie für den modernen Theologen die Bibel nicht mehr Gottes Wort im Sinne der Inspirationslehre, sondern nur noch das großartigste religionsgeschichtliche Dokument, so ist für den modernen Sozialdemokraten Marxens „Kapital" nicht mehr die Wissenschaft, sondern nur noch die hervorragendste nationalökonomische Emanation des 19. Jahrhunderts.

Wie hat sich nicht die Sozialdemokratie seit ihren Anfängen vor 40 Jahren gewandelt! Ihre Geschichte ist eine einzige Kette von Mauserungen. Man protestierte gegen die Gründung des deutschen Reiches als gegen einen Gewaltakt Bismarckscher Brutalität und Kurzsichtigkeit, und freut sich seit lange außerordentlich, daß die Einheit des Reiches die wirtschaftliche Voraussetzung zu einem Aufschwung der Arbeiterklasse und die politische Voraussetzung zur Bildung der mächtigsten sozialdemokratischen

Digitized by Google

Partei der Erde gegeben hat. Man sträubte sich erst gegen die Beteiligung an den Reichstagswahlen, dann gegen die an den Kommunalwahlen, schließlich noch gegen die an den Landtagswahlen. Heute wählt man, wo man überhaupt wählen kann, und sieht in der Nichtbeteiligung eine ebenso große Schädigung der Partei, wie man sie einst in der Beteiligung erblickte. Man wollte erst in den Reichstag nur eintreten, um ihn sofort unter Protest wieder zu verlassen. Dann wollte man zwar darin bleiben, aber nur Demonstrationsreden halten und sich an den sachlichen Beratungen nicht beteiligen. Dann ging man dazu über, zwar in die sachliche Beratung einzugreifen, aber man enthielt sich der Teilnahme an den Kommissionen, wo die eigentliche gesetzgeberische Arbeit geleistet wird. Dann trat man zwar in die Kommissionen ein und half so, gesetzgeberische Bauten aufführen, stimmte aber im Plenum gegen jedes Gesetz, selbst wenn es, wie die Arbeiterschutz- und Arbeiterversicherungsgesetze, offenbar einen Fortschritt für die Arbeiterschaft darstellte. Dann verließ man auch diesen Standpunkt der reinen Negation und stimmte Novellen zu denselben Gesetzen zu, die man abgelehnt hatte. Natürlich ging all das nicht ohne Kämpfe vor sich. Bebel erzählte auf dem Dresdener Parteitag, wie schwer man in der Fraktion darum gerungen habe, ob man der Novelle zu dem Invalidenversicherungsgesetz zustimmen solle, und wie schließlich nur eine verschwindend geringe Mehrheit zugunsten der positiven Arbeit den Ausschlag gegeben habe. „Revisionismus" hat es allezeit in der Sozialdemokratie gegeben. „Revidiert" worden ist die Taktik der Partei fast ununterbrochen. Jedesmal waren Zionswächter da, die bei jedem neuen Schritte vorwärts die Versumpfung der Partei prophezeiten. Alle Prophezeiungen sind zuschanden geworden. Wenn ein paar Jahre verflossen waren, waren die Unglückspropheten von vorher durchaus bereit, das zu verteidigen, was nunmehr anerkannte, und, wie sie zugeben mußten, erfolgreiche Taktik der Gesamtpartei geworden war. Die Geschichte der Sozialdemokratie ist eine Geschichte revisionistischer Siege.

Ebenso freilich eine Geschichte des Kampfes gegen jeden revisionistischen Fortschritt im einzelnen. Dieser Kampf, der früher von Fall zu Fall entschieden wurde, da es sich stets um praktische Einzelfragen handelte, ist seit einigen Jahren systematisch geworden. Das hat das Auftreten Eduard Bernsteins zuwege gebracht.

Bernstein lebte in London im Exil. An der Rückkehr ins Vaterland hinderte ihn die ständige Erneuerung eines gegen ihn erlassenen Steckbriefs. Er hatte ursprünglich auf dem Standpunkt des äußersten Radikalismus gestanden. Aber er verfolgte mit offenen Augen die Entwicklung der englischen Arbeiterbewegung, und was er dabei lernte, das modelte ihn allmählich um. Die eingehende Kenntnis ausländischer Verhältnisse, die den meisten Sozialdemokraten wie zum Hohn auf ihren pronouzierten Internationalismus fast völlig versagt ist, gereichte ihm zur Förderung. Er legte die Summe seiner Erfahrungen, in theoretische Betrachtungen umgesetzt, im Jahre 1899 der Öffentlichkeit in einem Buche vor, das er „Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie" benannte.

Dies Buch bedeutet einen Markstein in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. Nicht so sehr wegen seines wissenschaftlichen Wertes als wegen der Offenheit, mit der endlich einmal ausgesprochen wurde, was viele der besten Sozialdemokraten längst dachten. Unbarmherzig wurden die alten Götzenbilder umgestoßen. Der reine Materialismus wurde entthront und die Ethik wieder in ihre Rechte eingesetzt. Die Verelendungstheorie und die

Digitized by Google

Sage von der wachsenden Konzentration der Betriebe und Kapitalien flog zum alten Eisen. Über die Republik, die Kolonialpolitik, die Bedeutung der äußeren Politik und der Staatsmacht, den Kampf gegen den Liberalismus, die allgemeine Vergesellschaftung der Produktionsmittel, das Endziel und andere Dinge mehr wurden höchst ketzerische Ansichten geäußert. Alles wankte und schwankte. Denn die Basis aller sozialdemokratischen Politik, nämlich daß der Sozialismus die Wissenschaft sei, wurde durch ein großes Fragezeichen ersetzt.

Das Bernsteinsche Buch war eine Tat. Es brachte nichts wesentlich Neues. Nichtsozialdemokraten, in erster Linie der Begründer des nationalen Sozialismus, Friedrich Naumann, hatten ähnliches längst ausgesprochen. Aber daß Bernstein solche Grundsätze proklamierte, der alte Redakteur des parteioffiziellen „Sozialdemokraten", der persönliche Freund und Schüler von Friedrich Engels, die größte lebende wissenschaftliche Autorität der Partei, das war es, was das Erscheinen der „Voraussetzungen" zu einem Ereignis machte. Nun hatte man endlich, zwar noch kein System des Revisionismus, aber doch eine Zusammenfassung alles dessen, was als moderner Sozialismus gelten konnte. Man brauchte sich nicht mehr gegen Einzeläußerungen der v. Vollmar, Heine, Auer, Päus, Schippel, Conrad Schmidt u. s. w. zu richten. Wollte man den Revisionismus in all seinen Erscheinungsformen treffen, so brauchte man nur die Bernsteinschen „Voraussetzungen" auf den Index zu setzen.

Seit der Veröffentlichung der „Voraussetzungen" ist Bernstein der schwarze Mann der orthodoxen Sozialdemokratie geworden. Alles, was sie seitdem unternommen hat, zielte eigentlich im Kerne nur darauf hin, ihm das Verbleiben in der Partei unmöglich zu machen. War er exkludiert, so, meinte man, sei dem Revisionismus der Mitteltrieb abgeschlagen. Nur daß man es nicht wagte, direkt seinen Ausschluß zu fordern. Man wollte sachliche Formulierungen finden, die ihm das Verbleiben in der Partei unmöglich machten. Das war der Zweck der Bebelschen Resolution, die auf dem Parteitag in Hannover im Herbst 1899 die Antwort auf die „Voraussetzungen" gab. Bebel hielt die längste Rede seines Lebens — geschlagene sechs Stunden sprach er! —, um die Resolution so zu motivieren, daß sie Bernsteins moralischen Hinauswurf bedeutete. Aber die Bernsteinianer, die Diplomaten der Partei, interpretierten die Resolution so harmlos, daß sie sich die Zustimmung und Bernstein ein ehrenvolles Verharren im Parteiverband möglich machten. Sämtlich stimmten sie für die Resolution. Einstimmig wäre sie angenommen worden, wenn nicht ein paar Ultraradikale, durch den schlauen Coup der Revisionisten geärgert, nun ihrerseits nein sagen zu müssen geglaubt hätten. Der erste prinzipielle Streich gegen den Revisionismus war pariert.

Als Bernstein bald darauf nach Deutschland zurückkehren durfte, wurde die Bewegung, die seinen Namen trug, und die in Hannover offiziell zu Grabe getragen worden war, wieder recht lebendig. Nicht in dem Sinne freilich, daß sie sich als bewußte Gegenbewegung gegen den verknöcherten Marxismus planmäßig organisiert hätte. Dazu war Bernstein, wie sich rasch herausstellte, nicht der Mann. Bei all seiner Klugheit und Gelehrsamkeit fehlte es ihm doch an der Straffheit des Denkens, die ihm gestattet hätte, dem einheitlichen revolutionären Lehrgebäude Kautskys ein ebenso geschlossenes System des Evolutionismus entgegenzusetzen. Nicht gebricht es ihm an Mut, das zu sagen, was er für richtig hält. Aber es geht ihm die zähe Energie ab, planmäßig einen Kampf für seine Ideen zu organi-

Digitized by Google

sieren. Auch mangelt ihm taktisches Geschick und vor allem das Temperament, um die Massen für seine Gedanken hinzureißen. Doch das hätten ja andere besorgen können. Aber an diesen „andern" fehlte es auch. Es fand sich niemand, der für ihn das war, was Bebel für Kautsky ist. Vollmar hätte es sein können. Aber er wollte nicht. Der bayerische Recke ist kein Mann der Initiative. Er ist viel zu sehr Ästhet und grand seigneur, um sich in einen jahrelangen, verzehrenden Kampf zu stürzen. Dazu gehört die revolutionäre Energie eines geborenen Proletariers wie Bebel.

So ging denn Bernstein ziemlich einsam seinen Weg. Er fand manche Zustimmung, aber auch viel Kritik bei den Revisionisten selbst. Trotzdem sagte er gelegentlich, was er zu sagen sich innerlich gedrungen fühlte. Das genügte, um ihn für ein Scherbengericht reif zu befinden. Der Lübecker Parteitag vollzog es 1901. Bernstein unterwarf sich formell. Das war das Klügste, was er tun konnte. Hätte er es zum Bruch kommen lassen, so hätten manche bürgerliche Kreise ihm sicherlich eine Tapferkeitsmedaille umgehängt. Aber er wäre kalt gestellt gewesen. War er nicht der Mann dazu, um eine revisionistische Partei zu begründen, so mußte er um jeden Preis in der Sozialdemokratie bleiben und in ihrem Rahmen, wenn auch unter vieler Selbstbeschränkung und vielen persönlichen Opfern, den langsamen Vormarsch seiner Ideen befördern.

Daß seine Ideen um sich griffen, das sah er ja. Gerade die führenden Kreise der Partei wurden immer mehr davon erfaßt. Nach dem, was Bebel in Dresden verriet, scheint es sogar in noch größerem Umfang der Fall gewesen zu sein, als bisher das Publikum wußte. Die sozialdemokratische Fraktion, wie sie die 98er Wahlen geschaffen hatten, war in starkem Maß von revisionistischen Ideen durchsetzt. Das zeigte sich darin, daß Bebel häufiger als je zuvor in die Minderheit kam, daß sich Mehrheiten fanden, die im Gegensatz zu der bisherigen Taktik mancherlei Regierungsentwürfen zustimmten, daß selbst Äußerungen wie die, man werde später doch zu einer Bewilligung des Reichsbudgets kommen, möglich wurden. Bebel fühlte sich sichtlich beunruhigt.

Es kamen die Wahlen von 1903. Zahlreicher als je zuvor waren revisionistische Kandidaten aufgestellt worden. Es muß fast unbegreiflich erscheinen, daß Bebel nicht rechtzeitig seinen Einfluß geltend gemacht hat, um die Wahlkreise davor zu behüten, an Stelle rechtgläubiger Sozialdemokraten Ketzer zu Vertretern zu bekommen. Oder sollte er das Seinige getan haben, und sollten die Wahlkreise etwa die Intelligenz noch höher geschätzt haben, als den rechten Glauben? Auch die Radikalen zählen ja eine Anzahl von Akademikern, freilich sehr wenig Intellektuelle, in ihren Reihen. Aber weitaus die Mehrzahl dessen, was der Sozialdemokratie in dem letzten Jahrzehnt an reichstagsfähigen Elementen zugewachsen ist — worunter natürlich nicht bloß Akademiker, sondern auch hochgebildete Arbeiter zu verstehen sind —, das gehört doch dem revisionistischen Flügel an. So war es denn kein Wunder, wenn der 16. und 25. Juni die sozialdemokratische Fraktion nicht bloß numerisch, sondern auch qualitativ verstärkte, indem der revisionistische Bestandteil prozentual stieg. Bebel meinte sogar in Dresden, die Gefahr sei vorhanden, daß er jetzt in der Fraktion die Oberhand habe. Das muß ich nach meiner Kenntnis der Personen leider für Gespensterseherei halten. Immerhin ist richtig, daß der Einfluß der Revisionisten in der Fraktion stark gewachsen war, und daß sogar Zufallsmehrheiten für sie möglich schienen.

In dieser Situation erschien der Artikel Bernsteins in den Sozialistischen Monatsheften, der der Sozialdemokratie empfahl, den ihr auf Grund ihrer

Digitized by Google

Mandatszahl gebührenden Vizepräsidentenposten zu beanspruchen, auch wenn sie dafür die traditionellen höfischen Verpflichtungen in Kauf nehmen müßte. Der Artikel sprach lediglich das aus, was der gesunde Menschenverstand erforderte. Eine sehr große Zahl sozialdemokratischer Abgeordneter pflichtete ihm durchaus bei, wie sich das bald herausstellte. Wäre die Anregung Bernsteins nicht am 1. Juli in den Sozialistischen Monatsheften, sondern am 1. Dezember in der Reichstagsfraktion erfolgt, so wäre sie gar nicht aussichtslos gewesen. Mindestens hätte sie eine sehr starke Minderheit für sich gehabt. Aber in dem Augenblick, wo sie gegeben wurde, war sie der größte Fehler, den sich der Revisionismus überhaupt zuschulden kommen lassen konnte. Sie bot den Radikalen den Anlaß, auf den sie geradezu lauerten, um dem Revisionismus durch den Parteitag einen Schlag versetzen zu lassen, von dem sich die Revisionisten in der Fraktion, die man so fürchtete, so leicht nicht wieder erholen könnten. Hier hatte man alle Ingredienzien für einen demagogischen Erfolg. Auf der einen Seite war der Urheber des Vorschlags der Mann, den man den waschechten Parteigenossen am leichtesten verekeln konnte. Auf der anderen Seite ließ sich der Vorschlag selbst leicht vor minder einsichtigen Leuten ins lächerliche ziehen — Singer in Kniehosen und Wadelstrümpfen! — oder zur Erregung von Empörung — Kotau vor dem Redner von Essen und Breslau! — benutzen.

Bebel war es, der den entscheidenden Streich führte. Ob er von selbst die Initiative ergriffen hat, oder ob ihn erst jemand scharf machen mußte, sei dahin gestellt. Jedenfalls nahm er sich sofort der Sache mit Feuereifer an. Instinktiv fühlte sein agitatorisches Genie heraus, daß, wenn je, hier die Gelegenheit zu einer Generalabrechnung mit den Revisionisten gegeben sei. All der Groll, der sich in ihm seit Jahren aufgespeichert hatte, machte sich mit einem Male Luft. Wie ein Vulkan brach es hervor. Bebel meinte, hier sei die letzte Gelegenheit, um die Partei vor heilloser Verflachung und Versumpfung zu bewahren. Er war in der letzten Session wiederholt in der Fraktion in der Minderheit geblieben. Bei der Vermehrung der revisionistischen Abgeordneten würde das in Zukunft noch häufiger der Fall sein. War das nicht Beweis genug, daß die Prinzipien der Partei in Gefahr waren? Bebel meint es durchaus ehrlich, wenn er die Frage so formuliert. Gewiß handelt er wie ein Diktator. Aber er selbst empfindet das nicht. Wie für Bismarck das Reichsinteresse und seine eigene Person so verschmolzen waren, daß er in gutem Glauben jeden Angriff gegen sich als einen Akt der Reichsfeindschaft auffaßte, so ist in Bebels Vorstellung Bebel und die Sozialdemokratie absolut identisch. Die den Mann einen Lügner schelten, haben noch nicht einmal die Peripherie seines Wesens erfaßt. Er ist von einer fast naiven Ehrlichkeit. Aber gerade weil er sich für den einzigen wahrhaft berufenen Wächter des heiligen Feuers hält, darum ist er allen denen gegenüber, die ihm sein Heiligtum anzutasten scheinen, von einer Brutalität der Unduldsamkeit, die ihm kein von seiner göttlichen Mission durchdrungener Cäsar zu neiden braucht.

Der Dresdner Parteitag sollte dem Revisionismus ein Ende machen. Das war Bebels fester Wille. Zwei Wege konnte man einschlagen, um zu diesem Ziel zu gelangen. Man konnte entweder ein sachliches Verdikt über den Revisionismus oder ein persönliches über die Revisionisten herbeiführen. Beide Wege hat man zu beschreiten versucht, und beide haben nicht zu dem gewünschten Ziel geführt.

Der Weg der sachlichen Verurteilung konnte zu nichts führen, weil niemand genau zu sagen wußte, was man eigentlich verurteilen wollte. So

Digitized by Google

unendlich oft auch das Wort Revisionismus gebraucht wird, so hat doch niemand bis heute eine erschöpfende Definition davon geben können, und niemand wird das auch jemals fertig bringen, weil es sich eben um etwas Undefinierbares handelt. Der Revisionismus ist kein System. Wollte man ihn systematisieren, so käme man auf den Nationalsozialismus. Solange man das nicht will, müssen sich die Revisionisten darauf beschränken, an dem alten sozialdemokratischen System Modifikationen anzubringen. Das wollen aber nicht bloß die sog. Revisionisten, sondern auch die sog. Radikalen, Bebel an der Spitze, der sogar eine Programmrevision fordert. Jeder ist „le revisionniste de quelqu'un," und wie soll Bebel eine Verurteilungsformel für den Revisionismus finden, die ihn nicht selber trifft, da er doch keineswegs den status quo der Sozialdemokratie durchweg erhalten wissen will? Zwischen den sog. Revisionisten und den sog. Nichtrevisionisten gibt es eben nur Quantitäts- und keine Qualitätsunterschiede. Quantitätsunterschiede aber kann man prinzipiell nicht erfassen. Darum ist die Resolution, die in Dresden dem Revisionismus den Garaus machen sollte, genau so ein untaugliches Werkzeug wie es die in Hannover gewesen war. Die Revisionisten taten das Schlauste, was sie tun konnten, indem sie fast sämtlich dafür stimmten. Herr v. Vollmar, der ganz auf der Höhe der Situation stand, hatte von vornherein der Resolution eine Interpretation gegeben, die sie zwar als überflüssig, unpraktisch und unschön erscheinen, aber jedes Bedenken schwinden ließ, ob man es wohl mit seinem Gewissen vereinigen könne, dafür zu stimmen. Die Annahme der Resolution bedeutet allerdings die Vertagung der Übernahme des Vizepräsidentenpostens auf längere Zeit. Das ist aber auch das einzig Schädliche daran. Sonst läßt sie den Revisionisten freie Hand, genau im alten Sinne weiterzuarbeiten. Sie haben sich vor der Majestät des Parteitages beugen und ein paar inhaltslose Redensarten unterschreiben müssen. Das kann sie aber nicht daran hindern, im revisionistischen Geiste an der entscheidenden Stelle, d. h. in der Fraktion, für den gesunden Menschenverstand gegen Doktrinarismus und Dogmatismus einzutreten.

Gescheitert ist auch der andere Versuch, einige bestimmte Revisionisten persönlich so bloszustellen, daß sie selber auf ihre Parteizugehörigkeit verzichteten. Von vornherein konnte man natürlich nicht daran denken, alle Revisionisten herauszudrängen. Das hätte mindestens 20 Reichstagsnachwahlen, den Verlust von Bayern und Baden und von wer weiß wie vielen einzelnen Plätzen, mit anderen Worten eine Schwächung der Partei zur Folge gehabt, wie sie selbst der unentwegteste Revolutionär nicht auf seine Kappe nehmen möchte. Darum hatte man sich für das System der Sündenböcke entschieden. Ein paar hervorragende Revisionisten sollten so kompromittiert werden, daß sie freiwillig gingen oder zum Ausschluß reif wurden. Das, hoffte man, würde auf die anderen Revisionisten so einschüchternd wirken, daß man wenigstens ein paar Jahre vor ihnen Ruhe hätte. Das dies feine Plänchen bestanden habe, kann man natürlich nicht beweisen. Die ganze persönliche Kampagne Bebels, die ungefähr das Widerlichste ist, was je ein sozialdemokratischer Parteitag gezeitigt hat, wäre aber sonst eine sinnlose Brutalität gewesen.

Daß der Plan ins Wasser fiel, in dies Verdienst teilen sich verschiedene Personen: die Dr. Heinrich Braun und Bernhard, die zur Offensive übergingen und den journalistischen Wortführer des Radikalismus, Dr. Franz Mehring, durch geschickte Enthüllungen der Empörung des Parteitages preisgaben, Paul Göhre, der mit einer bis dahin unerhörten Kühnheit den wilden Beleidigungen des greisen Parteiführers endlich die

Digitized by Google

gebührende schroffe Antwort zu teil werden ließ, vor allem v. Vollmar, der das befreiende Wort von der Bebelschen Diktatur aussprach und damit schon der Allmacht des Parteiobersten einen Stoß versetzt hat, der sich in einer wirklich demokratischen Partei um so schwerer vermindern läßt, als er den Gefühlen weiter Parteikreise Ausdruck verlieh. Gewiß ist manchen Revisionisten in Dresden so mitgespielt worden, daß es einen Akt äußerster Selbstverleugnung darstellte, wenn sie in den Reihen einer Partei blieben, deren Chef sie mit Beschimpfungen bedachte, wie sie sonst selbst unter den erbittertsten Feinden vermieden zu werden pflegen. Daß sie überhaupt bleiben konnten, verdankten sie nur dem, daß sie den gegen sie geschleuderten Beschimpfungen Tatsachen entgegenhalten konnten, die ihre Angreifer schwer belasteten, und daß sie auch den Mut fanden, diese Tatsachen in voller Klarheit auszusprechen.

So verlief denn das gräßliche Spektakelstück in Dresden keineswegs ungünstig für die Sache des Revisionismus. Gewiß erlitt er in der Frage des Vizepräsidiums eine Schlappe. Aber daran war allein die ungeschickte Voreiligkeit Bernsteins schuld, und schließlich handelte es sich doch nur um eine Kleinigkeit. Gewiß hatten sich einzelne Revisionisten durch Unbesonnenheit oder allzu große Harmlosigkeit Blößen gegeben. Aber das Schuldkonto hervorragendster Radikalen hatte sich als mindestens ebenso belastet herausgestellt. Die Hauptsache war, daß ihnen das Verbleiben im Parteiverband möglich war.

Nachträglich scheint freilich der eine oder andere doch noch der von Bebel angestachelten Massenwut zum Opfer zu fallen. Paul Göhre hat sein Reichstagsmandat niedergelegt. Das ist menschlich erklärlich. Er hat nicht die Nerven, um all die Schlammwellen ruhig hinunterzuschlucken, die sich über ihn ergossen. Sein unendlicher Idealismus, seine reine Liebe zum Proletariat waren diesen Gemeinheiten nicht gewachsen. Er resignierte. Das ist ein unverzeihlicher politischer Fehler. Jeder Revisionist, der den Kampf aufgibt, schwächt damit die Sache seiner Genossen. Ein umgekehrter Winkelried, lockert er die eigene Phalanx. Schwer mag es ja für manchen der im Mittelpunkt der Scheibe stehenden Revisionisten sein, all die Schmutzgeschosse auszuhalten, fast übermenschlich schwer. Aber die von ihm vertretene Sache heischt solche Opfer. Wer ausharret, siegt.

So, wie die Sache in Deutschland liegt, kann der Revisionismus nur durch eine Taktik der Zähigkeit gewinnen, die im einzelnen zurückweicht, aber das Ziel unverrückt verfolgt. In Frankreich hat sich der Revisionismus, allerdings im Anschluß an einen sehr günstigen praktischen Fall, das Ministerium Millerands, und gestützt auf die größte Persönlichkeit der französischen Sozialdemokratie, Jaurès, zum System entwickelt und dadurch zu einem Bruch der Partei geführt. In Deutschland wäre ein Versuch der Spaltung unheilvoll. Bei der Übermacht, die der Radikalismus noch in den Massen hat, würde er lediglich dazu führen, die Arbeiterbewegung schwächer, geistloser und radikaler zu machen. Darum ist die Taktik, die der Revisionismus bisher stets und zuletzt noch in Dresden eingeschlagen hat, allein sachgemäß. Ein gespanntes Tau zerschneidet ein Schwerthieb. Gegen ein weiches Daunenbett werden noch so viel Streiche vergeblich geführt. Wenn die Revisionisten heute biegen, so brechen sie damit ihren Widersachern am sichersten den Hals. Denn an dem endgiltigen Siege des Revisionismus verzweifeln, das heißt, das Gesetz der Entwicklung verkennen. Nur warten muß man können — etwas länger warten, als dem einsichtsvollen Zuschauer manchmal lieb ist.

Digitized by Google

Der Sturmgeselle Sokrates.

Von **Alfred Kerr.**

„Eine Rache ist süß, die nimm an dem kritischen Tadler: Kränke, wenn du es kannst, ihn durch ein Meisterwerk tot."

I.

Sudermanns im Grunde gütige Natur hält ihn davon zurück. Es lebe, spricht er zu dem kritischen Tadler, dein Leben.

So hat der Kritiker die Pflicht sich dankbar zu erweisen. Durch stillen Ernst. Durch das von Goethe und Sudermann geforderte „anständige Bedauern".

Hat sich der Poet an den Vers erinnert: „Siehe, wir hassen, wir streiten, es trennt uns Neigung und Meinung; — aber es bleichet indeß dir sich die Locke wie mir"? Ein Meisterwerk hätt' er schreiben können — und hielt sich zurück.

(Florett, wirst du an den Nagel!)

II.

In der Mitte steht der Sturmgesellenbund. In der Mitte des Bundes: Hartmeyer, ein Zahnarzt und Achtundvierziger. Er ist der Aufrechteste (neben einem nachgiebigen Rabbi, einem Heringshändler, einem phrasenhaften Oberlehrer und einem Agenten, der immer vom Pultschlüssel erzählt). Diese Achtundvierziger sprechen merkwürdig. Mitten im Leben sagt Hartmeyer: „Die Banner unserer Hoffnung, die Oriflamme unserer Begeisterung". Nach einem kleinen Zank wegen der Geschäftsordnung sagt Hartmeyer: „Stenzel. Freund. Vergib. Vergiß." So waren die Achtundvierziger. Nach der Aufnahme ihrer Söhne sagt Hartmeyer: „Welch ein Augenblick, meine Freunde!" Ganz so sprachen sie. Als der Sohn einen prinzlichen Jagdhund heilen geht, da „bricht" Hartmeyer „in ein gellendes Gelächter aus." Dann verlangt er wiederholt „Gericht über seinen Sohn". Am Sedantag hat alles sein Fest; Hartmeyer sagt: „Nur wir nicht. Wir müssen ausgeschlossen sein. (Er weint.)" Als am Ende der Landrat kommt, hebt ihm Hartmeyer ein Packet von der Erde auf; er drückt sich feig vor der Frage nach dem Bestehen des Bundes, sodaß der Landrat mit Recht sagt: „Alter Sch . . ßkerl!" Als er einen Orden bekommt, legt er ihn versuchsweise an. Dann aber sinkt er „bitterlich weinend" zusammen. Die psychologische Wahrscheinlichkeit, daß er den Orden anlegt, ist ebenso groß wie die psychologische Wahrscheinlichkeit, daß der Landrat ihn aus Spaß verschafft hat. Jedenfalls waren die alten Achtundvierziger so.

Ein Einziger ist unter ihnen, ein Baron, der ein echter Mann ist. Sie alle sind Phraseure, der Baron allein ist ein Mann. Wie forsch, — immer gleich sagt er: „Abgelehnt!" wenn ein Antrag gestellt wird. 's köstlich. Man nennt ihn „Der

Digitized by Google

Alte vom Berge". Der Baron hat ein Monocle; sagt einmal, die zwei Sachen hängen zusammen wie ein Wurstende mit dem andren. Er trinkt zwei Glas Portwein. Die Benennung der Mitglieder mit Namen wie Sokrates, Spinoza erklärt der Baron als „albern"; ein „hammliges dammliges Gesellschaftsspiel." Abgeschafft. Nein, der Baron. Einmal sagt er: „Aber hältst du nicht sofort dein Maul, dann schlag' ich dich zu . . . Soll ich dich mal auf Kandare reiten, bis du quietschst?" So ist der Baron. Der Baron macht reinen Tisch. „Aber da is einer gekommen, der war stärker als wir . . ." Nämlich Bismarck.

Sollen die Sturmgesellen bloß private Narren sein, nicht Vertreter des Achtundvierzigertums: dann hätte das Stück keine nationale Bedeutung. Soll es eine national-politische Bedeutung haben, so sind „die" Achtundvierziger gemeint. Ich bin nicht freisinnig; doch ich glaube, daß das Reich, von Achtundvierzigern gegründet, viel aufrechter geworden wäre. Der Kulturhistoriker Breysig ließ unlängst drucken, auch ohne Bismarck wäre die Einigung gekommen; und er ist amtlicher Universitätsprofessor.

Ich dachte: soll es einer so subalternen Intelligenz wie Herrn Sudermann erlaubt sein, sich an Männern zu vergreifen, ohne deren mit Zuchthaus verfolgte Anstrengungen heute kein Glück bestände? Einmal wird ein Brocken hingeworfen: ihre Arbeit sei nicht verloren. Aber nur Hanswürste? Aber kein Wort dafür, daß sie den Anstoß gaben; daß sie den Drang nicht einschlafen ließen; daß ohne sie Bismarck ein preußischer Reaktionär blieb; daß diese namenlosen Hunderttausende unsrem Herzen namenlos teuer sind; daß von der kompakten Gewalt gewaltsam ein einziger Anderer herangelassen wurde, die Sehnsucht zu vollstrecken. Soll es einem seichten und emporgekommenen Theaterschriftsteller erlaubt sein, über diese . . .

Dann dacht' ich: aber wenn er sie verherrlichte, war es schlimmer. Aber dann wären die Namenlosen für eine gewisse Zeit unmöglich geworden. Aber dann müßte man sie von dem Klebstoff reinigen in der Erinnerung. Aber dann ginge es wie mit Johannes dem Täufer, der durch Sudermann für Jahre . . .

Ich war ihm dankbar, daß er eine — er behauptet: Komödie über sie geschrieben hat.

Und die freundliche Stimmung für ihn, der wohlwollende Ernst kamen wieder.

III.

Bleiben die Söhne der Achtundvierziger. Der edelste ist ein anständiger schattenhafter Zahnarzt. Er nähert sich dem Sozialismus, oder doch nicht recht. Eine freudlose Gestalt ohne Gesicht; junger Mann. Das ist der Vorbildmensch. Daneben ein aufgetragen leerer Student. Drittens der Sohn des Rabbiners Marcuse: Siegfried. Siegfried vielleicht zu Ehren eines berliner Kritikers genannt, dessen Begabung sich vor Sudermann das Lachen nicht verkneifen konnte. Siegfried Marcuse studiert Literatur; ist sehr absprechend. Sudermann sagt (Siegfried hin, Siegfried her): Die heutigen Juden, weil vom Korps und sonst abgelehnt, sind so verbittert, daß sie . . . nicht daß sie Sozialdemokraten werden; das wird der Zahnarzt, oder nein, auch er doch nicht . . . so verbittert, daß sie meine Stücke schlecht finden. Seitdem laufen die Brüder Itzig Hart und Chaim Hart tief verstimmt herum.

Sudermanns Antisemitismus zeigt sich darin, daß er Siegfried Marcuse sehr

Digitized by Google

schwache Witze machen läßt. „Das Helle zur Hölle!“ beim Bier. Wenn man die Sprache des Vaters, des alten Achtundvierzigers, betrachtet, so findet man erstaunlich viel Sudermannsches darin. „Und das sagst du zu einem Rabbi, der Revolution machen will und eine heimliche Schinkensemmel dazu ißt?“ Das hätte ich für Sudermann gehalten. Der Rabbi plaudert weiter Folgendes: „Was man nicht deklinieren kann, das sieht man gern als heilig an. So geht's mit der deutschen Freiheit, so geht's mit den jungen Witwen.“ Aber das ist Sudermann. Der junge Siegfried Marcuse sagt Folgendes: „Ah, da ist ja auch die blonde Ida, der Traum meiner Träume, die Beseelung meines Stumpfsinns, das Unterbett meiner Sehnsucht.“ Ist das Marcuse — oder ein anderer? Es bleibt die Besonderheit einer starken Individualität, daß sie nichts von sich geben kann, ohne den eignen Stempel daraufzudrücken. So geht es mit den jungen Witwen, so . . .

Die blonde Ida, eine spaßig gezeichnete und überstark ausgenutzte (vom Dichter nämlich) Schenkmamsell, die für alle zu haben ist, entzieht sich dem jungen Marcuse. Sudermann kommt bei diesem Siegfried zu völkerpsychologischem Mut. Der junge Marcuse ist „beflissen“. Beflissen, schreibt er. Als der Landrat da ist, wird Siegfried gleich vordränglich. Auch der Rabbi ist schließlich nur ein Vermittler. Der Rabbi sagt, die Juden sollen der nationalen Menschheit ein Kleinod aufbewahren, das sie weggeworfen hat, den Menschen. „Aber,“ sagt er, — dies Aber ist überhört worden; es trägt den Ton — „aber hierfür müssen wir uns auch würdig halten.“ Hierfür hält sich der junge Marcuse nicht würdig.

Eine Gereiztheit im Parkett konnte hieraus entstehen. Pscht — es sind Besänftigungen da. Schon im Beginn erfährt man, daß der Rabbi gern Schinkensemmeln ißt; eine gemütliche Stimmung wird von vornherein hergestellt. Alles die Juden Kritisierende wird vorsichtig dem Rabbiner selbst in den Mund gelegt. Drittens, zur Versöhnung, gegen den Schluß hin, wird gesagt: Wo blieben denn die guten jüdischen Witze? Vorsicht. Vorsicht. Ein Oberlehrer muß, aus Deutlichkeit, noch eine halb antisemitische Äußerung verwerflicherweise tun: Was haben sich unsre — im übrigen sehr ehrenwerten — jüdischen Mitbürger hineinzumengen? (Aha!) Fünftens aber sagt kein Geringerer als . . . als wer? als der Baron zweimal: „Mein alter Rabbi.“ Zweimal. Wie er das Achtundvierzigertum aufhebt und zerstört, im gefährlichsten Augenblick für den Freisinn sagt er: „Dank' schön, mein alter Rabbi.“ Im einzigen Auftritt zweimal. Vorsicht. Vorsicht. Mein alter . . .

Ich dachte: Trotzdem ist dieses Stück ein Übergang. Sudermann verläßt die Seinen. Er ist entschlossen, sich vor die Nation zu stellen. Sudermann ist imstande und redet zur Gesamtheit, das nächste Mal. In vornehmen Zügen; von begünstigter Stellung aus, die gewisse Pflichten gegen die Massen auferlegt. Mir kam er stets als der geborene Aristokrat vor. Wenn Sudermann einen Bundesnamen als Sturmgeselle wählen sollte, er würde sich nicht Catilina, sondern „Baron von Lauckenheuhoff“ nennen. Oder: Graf Perponcher. Oder: Egon von Kusserow. Oder: Fürst Orlowski.

Er tritt vor die Nation.

IV.

Bleibt das Technisch-Künstlerische. Die stets im Ernst anerkannte klare Personencharakteristik hat Sudermann hier bewahrt. (Sie bewirkt ja einen Teil seiner Erfolge.) Er hat die Fähigkeit, die Gebärde von Menschen bühnenrecht zu zeichnen; wenn er auch niemals Menschen gezeichnet hat. Der Landrat ist so ein handlich

Digitized by Google

umrissenes Bild; eine Mischung von Gewalttätigkeit und Gemütlichkeit; zuletzt erst durch den Orden wird er zur Humoreske. Oder man hört einen guten Satz, wie der zu einem Gastwirt gesprochene: „Erlauben sich mal, keinen Charakter zu haben, sofort is die Bude leer, Bier wird sauer und Ihre blonde Ida kann jehn Eier legen". Und gemeinverständliche Gaben, die zu guten Episoden ausreichend, zur Dichterschaft nicht ausreichend sind, hat man bei Herrn Sudermann niemals entbehrt, noch bestritten. Aber diesmal ist alles dünn. Gleichviel: er quält wenigstens nicht durch Knallerbsen.

Seine Art zu arbeiten bleibt dabei die alte; ich zeig' es kurz. Der Sturmgeselle Hartmeyer hat zum zweiten Sohn einen ganz auffallenden Idioten von Korpsstudent; just auf diesen setzt er „all" seine freiheitliche Hoffnung; er sagt: „Der ist Feuer von unsrem Feuer. Der wird die Tat sein von unsren Gedanken"; merkwürdig; es blieb somit ihm allein verborgen, daß der Junge das auffallende Gegenteil grade dessen ist; nochmals sagt er: „Das ist ein Jüngling mit der Feuerseele" und so weiter; und der Idiot ist gleich ein solcher Korpsstudent, wie kein schlimmerer Korpsstudent atmet; sagt einfach: „Was man so Zahnarzt nennt, kann einen nicht beleidigen," als Sohn und Bruder eines Zahnarztes; die Zugehörigkeit zum Korps droht herauszukommen (das ist die „Spannung") jemand verrät es halb, der Sohn sagt schon: „Vater ich —", da kommt zufällig die Kellnerin mit Bier dazwischen, das alte Spiel, fortgekitzelt, Aufschub, noch einmal muß der Alte sagen: „Aber der gehört zu uns! in dem ist nicht eine Fiber, nicht ein Pulsschlag —"

Weiß der Leser Bescheid?

(Das ist Sudermann.)

V.

Ich habe dieses Werk besprochen, als Monograph des Dichters. Der Hauptfehler im . . . im Ideengang scheint mir der zu sein, daß er die Bekehrung zum Reich predigt — und es als Land mit fauler Nachkommenschaft hinstellt; ohne einen Schimmer der Freude zu geben, die es ausstrahlen soll. Der tiefere Irrtum ist der: daß überhaupt Sudermann dergleichen Gegenstände vornimmt. Ich will mich ganz schonend ausdrücken: Es besteht ein Widerspruch zwischen einem solchen volkserziehenden Thema und der Person dieses Theaterschriftstellers.

Ich bin imstande und setze rasch drei Gleichnisse her. Was würde man denken, wenn ein Gerichtssekretär sich mit einem Rechtsphilosophen verwechselte? Nun also. Wenn die Oberkellner als öffentliche Erzieher aufträten? Wenn Bezirksvorsteher napoleonisch blickten?

Ich empfinde hier Ähnliches. Ohne jede Gehässigkeit. Und wenn ich den maßvollen Ton bis ans Ende beibehalten will, so muß ich doch sagen: es ist nicht zu glauben, wie wenig Geist dazu gehört, so ein Stück zu schreiben; aber wieviel Mut.

Nun, mein Alter, das nächste Mal.

Digitized by Google

Rundschau.

Bühnenbilder.

Vor einiger Zeit erschien bei Bruckmann ein beleibtes Buch von Adolphe Appia „Die Musik und die Inszenierung", das wohl nicht nach dem Maße seiner Mühe und Anstrengung beachtet wurde. Es ist schwerfällig geschrieben, etwas in Philosophie verwagnert, und schwimmend-musikalisch, obwohl es scharfe logische Prinzipien aufstellen will. Trotzdem ist es in typischem Sinne nicht zu übersehen. Der Autor hat über die Reformation der Bühne sehr viel und sehr gut nachgedacht, ein richtiges, sogar hohes Gefühl für das Wesentliche und sehr vernünftige Absichten. Er ist im allgemeinen gegen den üblichen Realismus und die willkürliche Selbständigkeit einer Bühne, die nichts als deutlich sein will, und versucht sogar an Beispielen mit Zeichnungen, beim Tristan und dem Nibelungenring, das Bühnenbild zu zeigen, wie es harmonisch aus dem Drama wächst, einschließlich der Kostüme, und wie es mit wechselndem Lichte den inneren Vorgängen folgt. Es ist dabei interessant, daß sein Ausgangspunkt die Musik ist. Die Musik verschleierte ihm den banalen Realismus, er sah die Träume und Impressionismen der Bühne und sah vor allem die unausgenutzte Macht des wechselnden, schattenbildenden, verschwindenden Lichts, das in der Tat eine äußere Dokumentation musikalischer Vorgänge bedeutet. Sein Bühnenbild ist nichts als die Projektion der Musik in einen Raum, der nur so viel an Landschaft und Figuren enthält, als gerade nötig ist uns das Kunstwerk zu übermitteln. Eine Art Ideal musikalischer Bühnenimpression.

Wir gehen heut der Erfüllung dieses Ideals langsam entgegen, wenn auch auf einem gänzlich verschiedenen Wege. Die Musik konnte nur in der Phantasie, theoretisch und philosophisch, uns das alte Bühnenbild verändern, die Malerei hat es praktisch getan. Gerade die Opernleute — Musiker sind an sich undekorative Naturen — haben das wenigste geleistet, zwischen den Stücken und unseren neuen dekorativen Neigungen die Harmonie herzustellen. Sie wurden überflügelt von den Leuten des „Wortdramas", die mehr in der Bildung der Zeit stehn und niemals so träumerische Gefühle gekannt haben. Obwohl die Oper wirklich danach ruft, dekorativ genommen zu werden, ist bis jetzt allein als systematischer Versuch das Engagement des Sezessionisten Roller für die Wiener Hofoper zu melden, der dort schon einen Tristan mit weiten Meeren und präraffaelitisch kolorierten Figuren schuf, den man sich wird ansehn müssen. Bayreuth hatte nur für Einzelheiten Sinn: Wolken, Schiffe, gespenstische Holländer, Rheintöchterflug, also Panoramensachen, während die Thomaschen Nibelungenkostüme ohne Harmonie gedacht sind und der Parsifal immer noch auf den Künstler wartet, der diesen ergiebigsten aller Stoffe mit Geschmack gestaltet. Im Berliner Opernhaus herrscht der Zufall. Es gibt vereinzelte Dekorationen, wie einen Intermezzowald im Freischütz oder Carmen IV, die von verblüffender Frische waren. Daneben eine Zauberflöte von stilloser Pracht und eine Wolfsschlucht als üppiges und äußerliches, unweberisches Schaustück. Das Ballett, wie in Samson und Dalila, übertrifft an Kostümphantasie alle Opern, es wurde europäisch epochemachend. Eine glänzende Leistung, eigentlich ein Unikum, war die Ausstattung der nur dreimal gegebenen Scholzschen Oper Anno 1757, entzückende alte Schloßhöfe, Gartenterrassen und eine staunenswerte Baummalerei. Jetzt wurden die Meistersinger neu inszeniert. Wien holte sich den neuen Roller, Berlin aber den alten Wiener Kautzky. Die Festwiese ist nur besser geworden, nicht gut. Das Gehänge der für den 24. Juni etwas gelblichen Birken ist malerisch geistlos behandelt, das alte Renaissanceschema von Kulissen, deren Ränder mit Stämmen scharf abschließen. Die Kirche ist bunt und ohne Menschen gedacht. Wie schön wäre für die kleinbürgerliche Freiungssitzung ein intimer niedriger Vorraum und links die Ahnung des weiten Schiffes, Abbild des Chorals. Das Sachszimmer ist ohne jede kunstgewerbliche Schulung mit gemalten Büchern und einer miserablen Standuhr — ist die „Zeit" Sachsens Wesen?

Digitized by Google

Wie schön wäre das Zimmer mit dunklen Paneelen und Schränken und Regalen und einer strahlenden Sonne über die geweißten Wände. Wie schnell auch praktikable Dinge zu räumen sind, beweist für alle Zeiten der bayreuther einaktige Holländer. Vortrefflich dagegen geriet die Nürnberger Straße. Sie hat bühnenhohe Häuser und gute Dachperspektiven, die einen ausgezeichneten Fond bilden für eine Prügelei, deren tadellose Inszenierung eine Sehenswürdigkeit ist. Leider steckt in der Ecke ein aufdringlicher Fliederbaum, dem man seinen Duft nicht mehr glaubt, weil er ihn uns unter die Nase hält.

Die methodische Besserung ging sichtlich von der Reinhardtschen Bühne aus. Seit der unvergeßlichen Pelleasdekoration, die den Sieg des modernen Prinzips bedeutete, sind freilich auch hier einige Schwankungen eingetreten. Wildes „Frau ohne Bedeutung" krankte an Milieu-Mißverständnissen und seine „Salome" am mangelnden Rhythmus des Lichts. Und doch war Salome schön. Kostüme im Fluß der Farben, orientalische Kissenlager, weiße Wächter vor dem dunklen Himmel, schwarze Schergen, deren Schwerter blitzen, roter Ambrageruch und eine ferne Totenlandschaft, inmitten biblischer Tiergestalten die Arme eines Henkers mit der silbernen Schüssel, darauf das tote Prophetenhaar, darüber das breite sinnliche Gesicht der Salome. Wäre dies Nachtstück rhythmischer beleuchtet worden! Am Anfang, am Ende Dunkel, in dem hier und da ein blauer Funke sprüht, das Aufgehn und das Untergehn der Salome in Nacht, dazwischen die Tragödie rötlicher Töne, der Blutfarben im Himmel, durch die man Flügel rauschen hört. Das Stück, das leider versucht aus dem Dekorativen ins Dramatische hinauszugehn, wäre so für das Dekorative zurückgerettet worden, gut für Wilde.

Hier also setzt die fruchtbare Bewegung ein. Die Malerei ist Erzieherin, die innere Musik wird zum Geschmack. Die Wellenkreise gehen bis zum „Deutschen Theater", wo man versuchte, das schwache Rodenbachsche Stück von Brügge, dem Brügge fehlt, durch das gemalte Brügge wieder zu vervollständigen. Die Entwürfe waren von Klinopff und verraten im Original den feinen Künstler. Die Bühne vergrößerte und verdeutlichte sie nicht durchaus mit Glück. Immer störte eine Kleinigkeit, eine Draperie, eine Schauspielergeste, ein paar Bäume, die von keinem stilreinen Landschafter so vordergründlich vor die wasser- und luftschwimmende Stadt gesetzt worden wären. Was half es? Die Geburt der Szene aus dem Geiste der Musik verlangt die würdigsten Stoffe. Denn so wie man keine Hohlheiten komponiert, darf man sie auch nicht ausstatten. Das Bühnenbild muß der auslösende Niederschlag vorhandener tiefer Schönheiten sein, etwas wie Metaphysik. Kleider machen keine Leute.

O. B.

Der indische Heilige.

„Allen Künstlern gehört jede Lehre vom ewigen Orient."
Fr. Schlegel.

Wie uralt-heilige Bilder der unbegriffenen, nie begreifbaren Wahrheit stehn die Bücher der östlichen Weisheit an der Grenzscheide unsres Bewußtseins. Das beste in diesen Büchern ist, im gewöhnlichen Sinne, nicht mehr erlebbar. Wohl steht es für irgend ein Erlebtes, das vor Jahrtausenden einmal wirklich war. Aber nicht als sein Abbild, sondern als Sinnbild dieses Lebens, als Rhythmen ohne Worte. Ihre beste Weisheit scheint aus einer Tiefe der Seele zu kommen, in der alle einzelnen Inhalte, alle Spuren des Lebens selber, des unmittelbaren, gelebten Lebens, verlöscht sind; aus einer schwingenden Stille und Einsamkeit, die nur der Musik, dem Klang der Dinge und Seelengeschehnisse, nicht ihrem Wort Gehör gibt. Und darum sind diese Worte nicht eigentlich Weisheit selber, sondern viel mehr, sie sind Wege zur Weisheit, die großen begleitenden Akkorde der Weisheit, Rhythmen, in denen Weisheit sich erfüllt. Sie sind wie Memnonssäulen, die erst im immer neuen Strahl lebendigen Sonnenlichts wieder ertönen. Und darum gehört — über alle Wissenschaft hinaus — ihre Deutung den Künstlern. Den romantischen Künstlern, den Mystikern, die die Rhythmen vor den Worten haben, und denen ein Ding erst verstanden ist, „wenn seine Musik verstanden ist". Worte aus unsrer eigenen Lebensstunde, Seelen- und Sehnsuchtsleben, das unseren Traum von „Ruhe" und „Vollendet-sein" erfüllt, tragen sie in die ewigen Rhythmen und geben so die einzigen Deutungen, die lebendig sind.

Auf vielfache Art ist seit Friedrich Schlegel versucht, die östliche, namentlich die indische Philosophie unserem Seelenleben neu zu verbinden. Nach Jahrzehnten ungeheurer wissenschaftlicher Arbeit und nach manchem abenteuerlichen Neubelebungsversuch kommen jetzt wieder künstlerische Menschen mitten aus der Fülle des modernen Lebens, um hier Deutungen und Synthesen*) zu vollbringen.

Heut sei Rudolf Kaßners gedacht, der unter der neuromantischen Generation gewiß einer der tiefsten und originalsten

*) Unter den künstlerischen Neuausgaben sei vor allen auf A. Ulars ausgezeichnete Übersetzung „die Bahn und der rechte Weg des Lao-tse" (Inselverlag 1903) hingewiesen.

Digitized by Google

Köpfe ist. Wer seine Erstlingsschriften kennt, „die Mystik, die Künstler und das Leben“ und dann das Buch seiner Gleichnisse „Der Tod und die Maske“ (Inselverlag 1903), der wird durch seine jüngste Schrift („Der indische Idealismus“, eine Studie, Bruckmann 1903) zuerst vielleicht einigermaßen überrascht werden. Dort ein heiß begehrendes Eindringen und Ergreifen, im bacchantischen Zug überreich bekränzter Gedanken und Gleichnisse, hier eine kühle, geistreiche, auch geisteseitle, manchmal spielerische Dialektik und eine herrisch auftretende Intellektualität. Beidemal sind dies freilich nur Obertöne, darunter ist ein seltsam abwechslungsreiches Wellenspiel von Stimmungen und Lebensenergien, das vor allem in dem Buch der Gleichnisse sich verwirrend entfaltet. In Lust und Peinigung vielverschlungen scheint das Innenleben dieses Wandlungsreichen, indem sich aus der prunkvoll kühlen Lebenskunst des großen englischen Artisten- und Dandytums, dem gewiß seine unmittelbarsten Instinkte zugehören, aus einem an erlesenster Bildung genährten und einsam gewordenen geistigen Genießertum das uralte mystische Verlangen der Seele erhebt.

Es ist ihr nicht eingeboren, als ihr einziger Klang. Diese Mystik ist nicht primitiv, sie spricht niemals die ganz einfachen Worte der Seele, wie bei den großen Mystikern des Herzens. Sie ist eine Mystik der Nerven, des Intellekts, vielleicht auch der Phantasie; sie scheint nachgeboren in dieser Seele, fast eine Ausflucht, groß geworden im Schatten eines dunklen Schicksals; und darum nicht Frage, sondern Antwort. Und dann ist sie die Mystik des „ganz freien Menschen“, des guten Europäers; sie kommt am Ende; sie ist nicht in den Dingen selber, nicht im Stoff des Lebens, der ihren Worten die Lebensnähe gibt, sondern „hinter und vor den Dingen“, in den Spiegeln, die ihnen vorgehalten werden, in den Gleichnissen, in denen das Leben zur Ruh' sich sehnt wie in schönen Särgen. Sie ist eine Philosophie des Spiegels, der Masken, der Wandlungen, die Mystik eines unendlich differenzierten Bildungslebens. Und sie ist die Mystik eines künstlerischen Denkers, dem die Welt nur als ästhetisches Phänomen gerechtfertigt ist. Diese Rechtfertigung ist seine Mystik. „Die Dichter tun nichts anderes als was die Mystiker wissen, und die Weisheit des Dichters ist das Tuen des mystischen Menschen.“ Und darum ist ihr „Ruhe“, „Vollendet-sein“ nicht der Untergang in den großen Gesetzen und Sicherheiten des Unbewußten, sondern am letzten Ufer unsres Genießens und Wissens werden die Zustände der Selbstliebe gesucht, in denen die Seele „sich selber selig“ ist, in denen Wille und Schicksal sich erkennen und „sich liebend verranken wie die Linien eines Ornaments“, und in denen Swinburnes Frauen von ihren Brüsten und ihrem Blute sprechen „wie von den Halsketten und Armbändern, die sie tragen, und dem Weine, den sie ihren Geliebten in die Becher gießen“. Um dieser Zustände der in sich versunkenen Schönheit willen, in denen die Seele lyrisch wird und sich selber besingt, liebt er vor allem die großen englischen Dichter und Maler, die er in seinem Erstlingsbuch feiert, und diese Zustände der in sich versunkenen Wahrheit erkennt er — wie anders auch alles übrige sei — in den großen Augenblicken des indischen Denkens. Seine Studie hat gewiß auch objektiven Wert. Aber in ihrem Lebenspunkt ist sie dennoch ganz persönlich; das Werk eines künstlerischen Menschen, der sein eigenes Bild vom Leben und vom Vollendet-sein mit unmerklichen Fäden in seine Forschung verflicht. So entsteht ihm seine Deutung des indischen Heiligen.

Er ist der vollendete, der spirituelle Mensch, er ist Mystiker und darum überall auf dem Wege zu sich, zu seiner Seele, sein eigenes Verlangen. Er denkt rhythmisch, er denkt wie er atmet, er denkt bis zum Gefühl. Er kennt keinen Widerspruch zwischen Denken und Fühlen. Sein Denken ist nicht der Umweg, sondern der Weg seiner Natur; er denkt, weil er liebt. Sein Denken ist nackt, wie die Musik nackt ist, und dieses nackte Denken ist Mystik. Mystik ist immer gegen moralischen Dilettantismus, gegen die schlechte oberflächliche Scheidung von Einbildungskraft und Charakter gemeint. Der Inder besitzt nicht Charakter im Sinne des tätigen, dramatischen Abendländers, er besitzt nicht Charakter als Moral. Er empfindet den Charakter als Eitelkeit; Charakter hat der Mensch nur für den anderen. Was wir seit Goethe Persönlichkeit nennen, ist zunächst immer nur historisch, von zeitlichen Gegensätzen bestimmt und gegen irgend ein System, ein Prinzip verstanden; Indien besitzt keine Persönlichkeiten, Indien hat Heilige. Der Heilige ist wesentlich unhistorisch; seine Philosophie ist kein System; die rhythmischen Kausalitäten alles Bildlichen herrschen, nicht die logischen alles Scheinbaren, Materiellen. Und in dieser Mystik des indischen Heiligen ist das Tragische tief versenkt. Der Mystiker ist der leidenschaftlichste Mensch. Alles erfährt er als Gegensatz. Er leidet an seinem Handeln, er erfährt zuletzt sich selbst als seinen Gegensatz. Er fühlt sich zugleich als Subjekt und Objekt, als Lügner und belogen. Er empfindet jede Beschränkung als seinen Gegensatz und jeder Gegensatz ist sein Leiden. Hier liegt der Sinn des Opfers. Das Opfer vermittelt zwischen seinem Handeln und Leiden, und nicht die Vernunft. Die alte erbärmliche Trennung von Leib und Seele durch die Vernunft herrscht hier nicht.

Digitized by Google

Alles ist hier Übergang, Traum und Staunen; der Staunende und Träumende, der Opfernde haben hier Existenz, und im Opfer ist der Mensch Leib und Seele zugleich. Das Schaffen ist da Erkenntnis, die Erkenntnis Seligkeit, die Seligkeit Verehrung und Wissen. Das Opfer ist hier mehr als Kult, es ist Kultur des Ewigen, Mystik. Das wesentlich Tragische der indischen Natur ist in der Philosophie enthalten. Die indische Literatur hat keine Tragödien. Ein leidenschaftliches Volk hat sich immer für die Tragödie oder die Mystik zu entscheiden gehabt. Die Dramen Kalidasas sind Schauspiele, Spiele, im geistigsten Sinne Zauberspiele und ganz bewußt Oberfläche. Aus dem Gesichtspunkte der Upanishads ist Kalidasa ein Ästhet wie Oskar Wilde. Das Tragische und das Dichterische wird des Heiligen Erfahrung. Von ihm ist dann alles wahr und ihm ist alles möglich. Die Sünde befleckt ihn nicht mehr. Er kann sündigen. Er lebt das Leben aller Menschen. Der Heilige Durvasa, der Sakuntala in wildem Zorn flucht, ist so gottgeworden, daß er im eigenen Zorne sich nicht mehr fängt. Er gibt seinen Zorn wie ein fremdes Ding und als Fluch weiter an Sakuntala. Er steht wie ein Schicksal über dem Leben und verwirrt die Menschen; er hat Tugend und Sünde überwunden, die unwesentlich und Erscheinung und nur als Zeichen verschieden sind. Tugend und Sünde sind eine Wirklichkeit dessen, der handelt und leidet. Sie geben die Seele nichts an. Durvasa ist jenseits von allem Handeln und Leiden, er ist seine eigene Seele geworden und weiß nichts mehr von dem, was er handelt und leidet; er ist Schöpfer geworden und Gott; er flucht, und seine Seele ist ganz stumm und ganz rein. Durvasa darf sündigen. Gott darf sündigen. Und in jedem Menschen ist Gott, und der Mensch sündigt nur, indem er das nicht ist was er ist. Vom Gottgewordenen fällt die Sünde ab. Es gibt kein Gut und Böse, es gibt nur Erfahrung. Alles andere ist daneben, oberflächlich, Absicht, Anwendung. So lebt der indische Heilige das Leben aller Menschen und schafft die Religion der Erkenntnis. — Wo dann der Bruch eintritt zwischen Erkenntnis und Tat, da beginnt eine neue moralische Epoche.

Seltsame und unversöhnlich erscheinende Gegensätze lösen sich in diesem Bild des indischen Heiligen, in dem R. Kaßner die offenbar im indischen Schauspiel typische Charakterfigur des groben fluchenden Durvasa idealisiert hat. Der Zwiespalt von Blut und Gedanken, von Ideal und Wirklichkeit, die inneren Kämpfe der modernen Helden — Hamlet, H. v. Kleist, Pierre Bezuchow greift Kaßner heraus — sind vor der Weisheit dieser ganz freien Menschen moralischer Dilettantismus. „Nur die Mystiker und Geister von hellseherischer Psychologie wie Dostojewsky schrecken hier nicht zurück: Sonja, die reine Hure, das ist Gott, der sündigt.“ Im Feindesland der von Nietzsche bestgehaßten indischen Asketik taucht so eine letzte Provinz des Jenseits von Gut und Böse auf, und die tiefe gütige Botschaft Maeterlincks vom reingebliebenen Leben der Seele klingt hier auf. Die moderne Persönlichkeitskultur erreicht hier die äußerste Grenze, indem sie die Lebenseinheit, die wir Persönlichkeit, Charakter nennen, zerschlägt, und dem ewig flüchtigen Verwandlungsspiel der allein realen Stimmungen dennoch die Sicherheit und Notwendigkeit des uralten mystischen Seelengeschehens unterzubreiten sucht. Eine Sehnsucht heutigen Lebens ist so in das fast unkenntbar leblose Antlitz der indischen Weisheit gebannt, und eine brennende Frage unserer Seele erscheint uns im Bild fernen Menschentums. — Narcissus, der sich selber selig ist — dies bleibt hier im Grund des Rätsels Antwort und die Versöhnung der Gegensätze; — es ist gewiß die verwegenste Antwort, die in das Leben der Denker hineingedeutet werden kann, die den ungeheuren Gedanken des alles Einzelne in sich versenkenden unbewußten Weltlebens zum ersten Mal gefaßt haben. E. K.

Bücherhaufen.

Aus der Flut der Erscheinungen greife ich, weihnachtlichen Gemütes, einige Schriften heraus, die ich mir in empfehlende Erinnerung bringe. Zu oberst, mit einem gewissen Vergnügen, liegt der schöne Deckel, den Somoff, der zierliche Francorusse und schwelgende Russotürke, für die Cassirersche Kunstzeitschrift zeichnete: ein üppiges grüngoldenes Weingehänge, in dem der alte Titel „Kunst und Künstler“ in Perlenlettern plötzlich ein neues Leben gewinnt, Koketterie mit Naivetät. Ein schönes Heft, bunt bewegt in Schadow-Reminiszenzen, Tanagrafiguren, englischen Stühlen und dem Bericht über die moderne Sammlung Linde im Empiregehäus zu Lübeck, wobei Heilbut ganz entzückend darüber raisonniert, warum ihm Liebermanns Porträt dieses Mäcens und Käufers eigentlich garnicht gefällt. Mit Kochs und Bruckmanns Kunstorganen bildet dieses in der modernen Bibliothek ein stattliches Triumvirat. Reichhaltig ist Kochs Oktobernummer. Finnische Kunstrevolutionen, die modernen Sanatorien in Badenweiler, die Arbeiten der Steglitzer Werkstätten als Sonderdruck mit unzähligen Farbenelichés eingeheftet, deutsche Medaillen und schöne Photographieen des Frank Eugène, der auf der überraschend vielseitigen Wanderausstellung von Bildnisphotographieen künstlerischen Genres, die augenblicklich aufrührend

Digitized by Google

durch Deutschland zieht, eine der persönlichsten Figuren macht. Bruckmanns Schlager im Oktoberheft sind eine Anzahl Stuckscher Bilder, mit hervorragender Technik reproduziert, wie immer höllische Rasse, aber schwache Kunst, und die Hoffmannsche Häuserkolonie auf der hohen Warte in Wien, in der das Problem des modernen Wohnhauses mit seltenem Behagen gelöst ist. Wenn Oskar Bie in einem Essai „Über den Genuß alter Kunst" die äußerste Subjektivität im Museumsbesuch predigt, wird er sich die Mißbilligung aller derer zuziehn, die die Kunst für eine Erziehungssache, also für objektiv und popularisierbar halten. Oder ist etwa diese persönliche Ehrlichkeit gar die beste Erziehung? Ich weiß nicht, es scheint mir so, als ob Fromentin, den wir den Meister einer Kunstkritik nennen könnten, gehoben durch den Geist seiner Sprache nicht unähnliche Ziele verfolgt hat. Man lese seine „Alten Meister", die Studien über belgische und holländische Malerei, die jetzt bei Bruno Cassirer, von Frhr. v. Bodenhausen verdeutscht, erschienen sind, und man wird dieses Ideal des modernen Kunstgenusses in seinem ersten und vielleicht reinsten Typus finden. Es ist ein Mann, der ohne Methode und Regel die Museen durchwanderte und gänzlich ungestört von der Biographie sich über das, was ihm gefiel, in Begeisterung versetzte und das Mißfallende widerlegte. Die Triebkraft des heutigen künstlerischen Empfindens, die Ehrlichkeit gegen sich selbst, findet immer wieder neue Ausdrucksformen der Mitteilung. Hermann Obrist's „Neue Möglichkeiten in der bildenden Kunst" (Diederichs) waren eine der anregendsten Künstlerschriften dieser Art, glücklicher in der theoretischen Phantasie als jemals in der Wirklichkeit, von einem rührend kindlichen Vertrauen in unsere Kraft, gewerblich und architektonisch uns die Umgebung schaffen zu können, die zu unseren Bedürfnissen und Neigungen stimmt. Dem genaueren Beobachter entzieht sich nicht der Einschlag historischen Gewebes, der trotz aller Schädlichkeit der Historie in diesen neuen Idealen vorhanden ist. Schultze-Naumburgs „Kulturarbeiten" (Kunstwartverlag), von denen jetzt der dritte Teil — die Dörfer und Kolonien — erschienen ist, gibt sich nicht bloß als eine Erfüllung der Wünsche Obristscher Temperamente, sondern fußt sehr bewußt auf jenen nationalen Überlieferungen, die frei von antiquarischer Kuriosität noch heute für den Bürger nutzbar zu machen sind. Und dies retrospektive Verfahren ist so stark, daß bei dem größten Teil der berühmten, wirklich so lehrreichen „Beispiele" und „Gegenbeispiele", mit denen Schultze arbeitet, der Heilige aus der Vergangenheit, der Teufel aus der Gegenwart zitiert wird. Links die Behaglichkeit des Wohnens, der Straße, der Vorplätze, rechts die Schablonisierung der geringsten möglichen Ausgabe, deren einziger Überfluß zur Reklame verbaut wird — so laufen Waldweg und Chaussee parallel durch dies treuherzige Büchlein. Die Historie und das Wissen um die Kunst wetteifern mit der neuschöpferischen Phantasie. Ein dunkles Verwandtschaftsgefühl treibt sie einander zu. Wir steigen tiefer, um höher zu steigen. Da liegt Cranes „Grundlagen der Zeichnung", Luthmers „Deutsche Möbel", Bodes „Italienische Hausmöbel der Renaissance" (Leipzig, Hermann Seemann) und wir blättern darin halb historischen, halb konstruktiven Sinnes, wie in so vielen Büchern seit Semper. Bode ist unersetzlich, es ist ein Museum aller der Mobilien, die durch die Casa Bardini und ähnliche Millionärs-Versorgungsanstalten in die Welt gingen und hier wieder vereinigt die Galerie italienischer Möbel darstellen, die es in Italien selbst nicht zu sehen gibt. Der Blick verwirrt sich vor der Fülle „einschlägiger Literatur". Wer liest das alles und wie viel bringt jeder neue Tag. Da kommt der Helfer Jellinek und macht sich die unendliche Mühe der „Internationalen Bibliographie der Kunstwissenschaft" (B. Behrs Verlag), die aus sämtlichen Zweigen der sämtlichen Kunstschreibereien alles Wissenswerte säuberlich aufzählt und in Register umgießt. Mit Hochgefühl, mit Niedergeschlagenheit, mit Schadenfreude wird man von I A bis VIII I diese 660 Spalten anstaunen, je nachdem man über den Wert des Schreibens denkt. Aber alle werden von Herzen dem Autor wünschen, daß die Götter und Abonnenten seinen Schweiß belohnen. Kauft, kauft! Es war der erste Band 1902, er darf nicht der letzte sein, zu unser aller Gesundheit. Indessen sorgen die Schriftsteller heut gern selbst dafür, daß ihre für den Tag geschriebenen, aber ernster gemeinten Essais (unser Leib wird noch immer zu Brot und unser Blut zu Wein) nicht verloren gehn und sammeln sie. Bahr in der Literatur, Muther in der bildenden Kunst sammeln, Batka sammelte seine Musik bei Lauterbach & Kuhn, einem aufsteigenden hoffnungsvollen Verlag, Marsop die seine bei Schuster & Löffler, deren Journal „Musik" das Feld behauptet. Batka ist erzieherischer gestimmt, Marsop geistreicher. Ich werde sie mit Vergnügen einmal genauer lesen, sobald ich selbst mich entschließen werde, diese entsetzlich schwere und undankbare Kunst, über Musik zu schreiben, aufzugeben. Und so bin ich zuletzt wieder bei einem Somoffschen Deckel, den er zu der neuesten Cassirerschen Zeitschrift zeichnete, dem „Theater". Das sollen kleine, feine, anspruchslose Theaterfeuilletons werden, die sich zu Stümckes Bühne und Welt verhalten wie die Neue Deutsche Rundschau zu allen Hopiasas. Reinhardtscher Geist, von Christian Morgenstern redigiert, wodurch wir über

Digitized by Google

die ritterliche Haltung auf diesem unritterlichen Gebiet vollkommen beruhigt sein dürfen. Auch hier umarmt man sich mit der Klio-Muse. Felix Holländer schreibt über Friedrich Ludwig Schröder, was mich daran erinnert, daß heut früh ein stattliches, archivarisches Buch von Houben über Emil Devrient kam (Frankfurt, Literar. Anstalt), das ich mir zur Lektüre nächsten Sommer empfehle. Ach und da liegt noch ein köstlich Büchlein, das ich oft und gern schon gekostet habe, und euch desgleichen ans Herz lege. Ich könnte es als ein weiteres Beispiel des historischen Kunstgenusses anführen, wenn es mich nicht viel witziger anführte. Meister Opitz ist in Arno Holz gefahren und hat in uralt derber Fraktur auf dem prächtigsten Papier des Insel-Verlages „Lieder auf einer alten Laute" gekritzelt und mit einem gelahrten Index aller heidnischen, jüdischen und frantzösischen Götter und Ungetüme versehen, daß man ein aufgeblusterter Daridatumdaridas sein müßte, um sich nicht nach dieser Poesie der gedrillerten Quodlibets, zertrükkten Gräser, schreyenden Gukguks, brännenden Hundssterne, schweißdropffenden Bukkel und verlöffelten Kammermägde die Finger zu lecken, solange noch ihr Vorrat reicht. Denn

Ob Jüde, Heyde oder Christ,
Er wird zu Mist!
Morgen lengst ist alles auß,
Centsch, du bist nur eine Laus,
Morgen oder gar schon heut
Dröhnt vom Thurm dein Grabgeläut!
Eins nur ist uns dann gewiß:
Schwartz-polihrte Finsterniß.

O. B.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Berlin.
Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

Sprachkritik.

Von **Paul Mongré**.

. . . Und im Anfang war traumlose Tiefe.

Über die graugrün dämmernde Fläche wogen Purpurwolken. Grenzenloses Brausen verdichtet sich da und dort zu dröhnenden Schwellungen, dumpfe Tonschatten fluten darüber. Schwebende Schleier gleiten durch den Nebel, Kommendes kündigt sich an.

Aus dem blassen Trüben blitzt stechend scharf, strahlend, schmerzend ein Punkt. Der erste Reiz wird empfunden.

Andere Punkte flammen auf, schwirren, tauchen wieder unter. Dieser scheint anders gespürt zu werden als jener; manche geben einen kühlen Kitzel, andere berühren zitternd und hauchend. Töne, Farben, Düfte. Und einige klingen oder drücken ähnlich, sind aber doch nicht Eins, werden auseinander gefühlt; Hier und Dort scheiden sich. Und die Punkte flattern zusammen, bilden Perlenschnüre, Ringe, Reihen. Vielheiten, Verknüpfungen, Gestalten sondern sich aus dem dunklen Feld.

Eine Gestalt scheint von einer seltsamen Dunsthülle und Ähnlichkeit umspielt, als schleifte sie etwas Anderes, Doppelgängerisches nach. Ein neues Gefühl spitzt sich: Vertrautheit, Erinnerung, die zarte Lust des Wiedererkennens. Aber fremde Bilder, die zum ersten Male kommen, erregen Unbehagen, Furcht.

Und sonderbar, daß manche dieser Berührungen und Erlebnisse sich immer zusammen aufdrängen. Dieses Glatte und Runde und jenes Rote ist, zu einander gesellt, von Süßigkeit begleitet. Eine eigentümlich lockende und spannende Erregung meldet sich, wenn Glatt, Rund, Rot erscheinen: das Süße wird gewollt, die Frucht ergriffen. Es ist die Frucht vom Baume der Erkenntnis; nun gibt es **Dinge**.

Immer mehr Gegenständliches ballt sich so zusammen, scheidet sich ab aus dem weichen schwimmenden Gallert der Empfindungen: Frucht und Zweig, Baum und Fels. Manches Ding zappelt und wehrt sich, wenn es angepackt wird. Wehrt sich auch die Frucht? nein, aber irgend etwas Versperrendes streckt sich dazwischen. Hände greifen, stoßen einander fort, die glühenden Augen eines Antlitzes tauchen in schreckhafter Nähe auf. Das Lebendige hat Seinesgleichen erkannt: Ich und Du, Mensch und Tier, Freund und Feind.

Aber noch liegt die Welt rings umher in drohenden Schatten. Vieles ist ihr schon abgerungen, der flüchtige Bewußtseinsschimmer um die Gegenwart des Lebenden, und doch wie wenig! Eine Eisscholle im Meere, die

Digitized by Google

immer wieder zerschmilzt, ein Flackerfeuer in der grenzenlosen Nacht. Wer wirft den Brand hinaus, daß er das All erleuchte? Wer baut Schiffe, die erworbenen Besitz zeitabwärts tragen, von Geschlecht zu Geschlecht?

Eines Tages kauern zwei Menschentiere vor dem erjagten Wild. Ein Blitzstrahl kracht nieder und zerschmettert die Fichte drüben, der Donner brüllt wie zehntausend Stiere. Die beiden starren mit schreckblöden Augen. Das Weib deutet mit dem Finger auf das Wunder, des Mannes Zunge stammelt ein bewußtloses Da! . . . Da! lallt ihm die Männin nach, dann stürzen sie fort in atemloser Flucht.

Da sie das nächste Mal ihr Jagdweg wieder in die Nähe der gebrochenen Fichte führt, sehen sich beide an und biegen scheu in weitem Kreise aus. Da! lallt wieder der Mann, Da! ahmt das Weib nach. Und in den blöden Augen dämmert das Licht einer unendlichen Zukunft — die armen Menschentiere haben geahnt, daß dieses Da ihnen ein Erinnerungsmal ist für das gemeinsame Erlebnis, daß man mit Lauten auf etwas hindeuten kann, was nicht Laut ist, daß Laute etwas bedeuten, etwas bezeichnen, etwas festhalten, etwas mitteilen und überliefern können. Sie werden ihre Gefährten an die Schreckensstätte führen und mit Da auf die gestürzte Fichte weisen; die Horde wird das Da aufnehmen und es wird vielleicht Fichte, vielleicht Donner, vielleicht Himmel oder Feuer oder Schrecken oder Gott bedeuten — aber die Entdeckung kann nicht wieder verloren gehen, das erste noch schwankende, noch vieldeutige Wort der künftigen Sprache ist gewonnen.

Und andere Horden bilden andere Lautzeichen. Bei Kampf und Tausch, Wanderung und Eroberung mischen sich auch die Laute, verbreiten sich herüber und hinüber, die Geschichte der Sprachen beginnt.

Wunderbar lichtet und klärt sich nun die Welt. Das Abwesende, Ferne, Aussetzende wird im Lautbilde weitergetragen, Dauer und Beharrung wird den Dingen zugesprochen, ja wirklich *zugesprochen*, eingeredet, angesagt. Von einer empfundenen Gegenwart zur andern spannt sich die Regenbogenbrücke des Wortes. Was sonst, wenn es den Sinnen entschwand, in Vergessen sank, wirkt im Gedankensymbol fort. Der Vater sagt es dem Sohne, daß der Apfel süß und die Tollkirsche giftig ist, Einzelerfahrungen werden erspart, ererbt, und aus tausend Versuchen und Merkmalen baut sich ein erstes Weltverständnis. In den Greisen des Stammes lebt alle Weisheit, und in feierlichen Zaubersprüchen geht sie von Mund zu Munde. Noch einmal, da die tönende Rede allzuflüchtig und wandelbar ist, wird das Wunder verknüpfender Zuordnung vollbracht und ein *Bild des Bildes* geschaffen. Wie das Wort an die Dinge heranwächst, so wächst an das Hörbare ein Sichtbares, an das Lautzeichen ein Schriftzeichen heran. Die Kette der Geschlechter sammelt und ordnet ihr Erlebtes, die Menschheit hat ihr Gedächtnis empfangen.

Da begibt sich ein Seltsames.

Vom Bezeichneten löst sich das Zeichen und lügt sich ein eigenes Leben.

Der Mensch schuf Gott sich zum Ebenbilde, aber Gott stellt sich auf Altäre und heißt den Menschen davor knieen und opfern. In eine Zauberflasche bannte der Mensch seinen Gedanken, aber der Gedanke wächst vom Menschen fort und sprengt das Glas und schweift frei im Raume.

Spiegel und Schatten der Dinge sollten die Worte sein; aber nun will das Spiegelbild die Wirklichkeit entthronen, die Schatten begehren Blut zu trinken. Und der Mensch gibt ihnen Blut zu trinken, nährt die Gespenster mit Lebendigem, füttert seine Götter mit den Erstlingen und weiht ihnen Ungeborenes.

Digitized by Google

Um einen Buchstaben bluten Hunderttausende. Aus Worten sprießt Gift und Feuer, und langsame Qual.

Auf schwindelnden Worttreppen versteigen sich alle Geister, im Luftsprung von Wort zu Wort verrenken sich die Glieder, und der Boden der Dinge wird nicht mehr betreten. Worte ohne Wirklichkeit sollen Kranke heilen, Geister rufen und Quellen springen machen. Worte gebieten der Welt, wie sie sei und notwendig sein müsse, und in den Lehrsälen streitet man über die richtige Weise, Worte mit Worten zu verbinden. Und der frechste aller Wortpriester lehrt, daß die Welt in aller Welt nichts sei als Bewegung der Worte.

Eine lange bange Nacht liegt der Alpdruck der Worte auf den Völkern, und wohl zweitausend Male kreist der Planet, der diese wortwahnsinnige Menschheit trug, um seine Sonne. Aber endlich glüht doch der Morgen hinter den Bergen herauf.

Ein junges heldenhaftes Geschlecht tritt auf den Plan, das wirft allen Götzendienst und Gespensterwahn und Wortaberglauben hinter sich.

Geschrieben stand das Wort: alle Völker werden hören die Posaune des Gerichts. Und dieses Wortes wegen sollte die Erde eine Scheibe sein. Aber Einer, der keine Wortfurcht kennt, wagt zu sehen, daß die Erde keine Scheibe ist.

Geschrieben stand das Wort: aller Bahnen vollkommenste ist der Kreis, darum müssen alle Dinge sich in Kreisen bewegen. Aber Einer, der keine Wortfurcht kennt, wagt zu sehen, daß die Dinge sich nicht in Kreisen bewegen.

Viele wagen nun zu sehen, was ist, und entschlagen sich der Wortfurcht. Aber nur die Besten wagen zu sagen, was sie gesehen haben; denn ein anderes ist Furcht vor Worten, ein anderes Furcht vor den Wortpriestern und ihren Scheiterhaufen.

Den Wortpriestern hat man Fackeln und Zangen aus den Händen genommen, und die frechen blutsaugenden Worte hat man getötet. Aber fromme Menschen schleppen die toten Worte auf dem Rücken weiter. Wir müssen die Wortleichen auf den Turm des Schweigens tragen, daß die Geier des Himmels sie verzehren.

Noch die Erkenntnis der Freiesten ist getrübt durch heimlichen Wortdienst. Noch fliegen Wortgespenster und Wolkenschatten über sonniges Land. Noch verwirrt uns alter Wortwahn, wie den Erwachenden ein schlimmer Traum in der Erinnerung verwirrt und quält.

Die Menschheit schüttelt Traum und Traumes Erinnerung ab. Ihrem letzten Wortgötzen kündigt sie den Glauben. Gekommen ist der Tag der Wirklichkeiten!

* * *

Fritz Mauthners „Beiträge zu einer Kritik der Sprache" sind in Cottas Verlage in den Jahren 1900—1902 erschienen. Die drei einzelnen Bände führen die Titel: Sprache und Psychologie; Zur Sprachwissenschaft; Zur Grammatik und Logik. Ein vierter Band, der die Geschichte des sprachkritischen Gedankens verfolgen soll, ist in unbestimmte Aussicht gestellt.

* * *

Digitized by Google

In nichts ist die Philosophie bisher zur Einstimmigkeit gelangt: nicht in der Definition, nicht im Gegenstande, nicht in den Methoden, nicht in Weg und Ziel. Es gibt so viele Philosophieen, wie es Philosophen gibt, oder noch einige mehr, weil mancher Philosoph ja nicht einmal bis zur Übereinstimmung mit sich selbst gediehen ist. „Die" Philosophie gibt es nicht; „das" System, das die Wahrheit wäre, gibt es nicht; es ist unmöglich, weil es die Wahrheit wäre, sagt Mauthner der Skeptiker. Und er spricht mit immer leiseren Worten das Geheimnis der Philosophie aus, im Epilog des ersten Bandes: wie die Philosophie nicht Erkenntnis sei, auch nicht Selbsterkenntnis des menschlichen Geistes, sondern Stimmung, Richtung nach dem Zenith, Leidenschaft, Ruhebedürfnis, Todessehnsucht des Denkens, das am Strande von Kareol nach einem letzten Warum ausschaut. Hundert philosophische Standpunkte, Objekte, Untersuchungsmethoden, Bekenntnisse hat es gegeben; aber ein Gemeinsames ist da, das man nur mit dem weitfaltigen modernen Worte „Stimmung" einfangen kann, der Stimmklang und Tonfall der echten Philosophen: Ergriffenheit vom Dasein aller Dinge, Verwunderung, wie es Plato nennt, Zweifel bei Cartesius, amor dei bei Spinoza; lauter verschiedene Worte für Ein Namenloses. Daß man ein tiefes Staunen nicht los wird, wie sonderbar alles ist, da es doch anders sein könnte; daß man verknüpfende Fäden glitzern sieht und nichts mehr in seiner scheinbaren Vereinzelung fassen kann; daß man einer letzten Einheit nachtastet und vor einer letzten Fremdheit schaudert; daß man . . . genug der armseligen Umschreibungen. Ich „definierte" eben das philosophische Pathos, sagt Nietzsche einmal; aber es scheint, daß das philosophische Pathos, der philosophische Humor, das philosophische Klima jeder Definition spottet. Mauthner hat es, dies philosophische X, das man nicht damit erwirbt, daß man etwas über die Kausalität bei Lotze oder die Gottesbeweise bei Averrhoes drucken läßt. Von dieser Sprachkritik geht ein Kälteschauer aus wie von der Kritik der reinen Vernunft; aber ein Golfstrom mischt Zärtlichkeit und fernen Blütenduft dazwischen. Wie leise, gütig, resigniert ist die Sprache dieses Richters der Sprache: und keine Verführung ist doch größer, als von oben herab sprechen, wenn man die Dinge von oben herab sieht. Das sokratische Bekenntnis des Nichtwissens, mit einem schmerzlichen Lächeln über die dogmatische Bestimmtheit derer, die ex animi fiducia und more professorio zu wissen wähnen; die skeptische Besonnenheit, der „die tiefsten philosophischen Fragen zu Fragen des Sprachgebrauchs" und die Denkgewohnheiten unserer Kultursprachen zu „Lokalsitten der abendländischen Menschheit" herabsinken; die liebevolle, verständnisvolle Einfühlung in Sprachen fremder verachteter Völker, in Kinder- und Tiersprache; der ungeblendete Blick für Schwächen und Zufälle in den angeblich so hoch entwickelten indogermanischen Sprachen: wie philosophisch gestimmt und stimmend ist das Alles! Wir verlangen von einem Philosophen freie Aussicht, weiten Umblick: er soll über das hinaus sein, was hier und heute gilt, was innerhalb einiger hundert Quadratmeilen Landes und einiger Jahrzehnte Völkerlebens als das Wahre, Gute, Schöne in Umlauf ist. Aber es ist Mauthners Ruf, daß die Schranken geöffnet werden, die Schranken des Raumes und der Zeit! Ein letztes belangloses Endchen der Entwickelung kennen wir und nennen es „Weltgeschichte"; die letzten Abenteuer der Mittelmeer-Völker, die spätesten Ausläufer der ungeheuren Sprachentwickelung. Von der eigentlichen, vorschriftlichen Geschichte, von der vielleicht nach Hunderttausenden oder Millionen Jahren zählenden Paläontologie der Sprache wissen wir

Digitized by Google

nichts: vom Ganzen also wissen wir so viel, „wie ein Regenwurm vom Erdinnern weiß." Aber unsere vergleichenden Linguisten fabelten sehr bestimmt von der Ursprache des Urvolkes, von seinen Wohnsitzen am Hindukusch oder an der Wolga, seinem Kulturzustand „vor der Trennung"; sie entwarfen Wanderkarten der Indoeuropäer oder Indogermanen, und der legendare Begriff des Ariers verdichtete sich bis zur Realität von Ohrfeigen in Berliner Nachtcafés. Mauthner erneuert mit Energie die Forderung, statt der biblischen Jahrtausende geologische und biologische Zeiträume auch in die Sprachgeschichte einzuführen. Er erinnert an eine bekannte Eiszeithypothese, wonach eine periodische Abkühlung und Vergletscherung auf jeder Erdhälfte im Rhythmus von 21000 (26000 ?) Jahren wiederkehren soll, infolge einer entsprechenden Schwankung der Erdachse (Präzession der Tag- und Nachtgleichen). Völkerwanderungen, Vernichtungskämpfe, Sprachverschiebungen ungeheuren Stiles, neben denen alles historisch Bezeugte zu lächerlicher Kleinheit einschrumpft, müssen die wechselnde Vereisung und Wiederaufschließung der Ländermassen begleitet haben. Mag diese Hypothese stimmen oder nicht: jedenfalls haben wir so eine erste Vorstellung von der Größenordnung der Zeiträume, die für Menschheitsgeschichte und Sprachengeschichte in Betracht kommen. Und es steht einem Philosophen wohl an, den „Lärm um die letzten Neuigkeiten", die jüngste Minute im kurzen Menschheitsgedächtnis nicht so feierlich zu nehmen; dieses Gestern und Vorgestern, mit seinen sechs Jahrtausenden, ist für die Entwickelung einer Tierspezies verdammt gleichgültig.

Noch manches an diesem Buche ist philosophisch, wenn schon nicht fachphilosophisch. Mauthner war in einer ähnlichen Lage wie seit Kant alle schärferen Erkenntniskritiker: über das Denken denken zu müssen, die Grenzen der Vernunft mit Hilfe der Vernunft abzustecken, Sprachkritik mit den Mitteln der Sprache zu treiben. Das bedingt ein fortwährendes Hin- und Hergleiten des Standpunktes, eine reizbare Kunst des Sichselbstbelauschens und -ertappens, eine Akrobatik, die sich auf den eigenen Kopf steigt und über die Achsel sieht, eine feinfühlige Abwehr des geistigen Zwanges, den die Sprache auf uns ausübt, eine besondere Technik der Skepsis, das Gesicherte immer wieder in ein Vorläufiges, das Definitivum in ein Interim aufzulösen. Der Zweifel kehrt sich gegen Grund und Ausdruck des Zweifels, der Spiegel wird selbst zum gespiegelten Schein, der archimedische Hebelpunkt, von dem aus die Erde gehoben werden soll, liegt auf dieser selben Erde. Es ist ein Gedankenspiel, das manchmal zur Gedankenqual wird. „Das Kind will den Mutterleib verlassen und kann es nicht, ohne daß die Zange angelegt wird! Doch gräßliche Tragikomödie! Das Kind hält selbst die Zange in der Hand! Kind und Zange, beides ist Sprache!" Für die Lesbarkeit des Buches lag hier eine große Schwierigkeit; denn dieses Springen des Blickpunktes erzeugt eine Art Seekrankheit, und man ermüdet durch den fortwährenden Wechsel der Augenstellung zwischen Fern und Nah, durch das Wandern der Aufmerksamkeit zwischen der Sprache als Objekt und der Sprache als Methode. Ich will nicht behaupten, daß es hierbei immer kurzweilig zugehe; aber es spricht für Mauthners philosophische Kunst, daß es doch selten langweilig zugeht. Wir sehen einen fabelhaften Jongleur seine Kugeln durcheinanderwerfen, und manchmal so schnell, daß das Auge nicht mehr folgt. Da schwankt und vibriert alles; lauter ironische angesäuerte Worte verhöhnen einander. Noch während er die landläufige oder gegnerische Ansicht ausspricht, mischt er Vorbehalt und Anfechtung hinein; er fällt dem Widersacher ins Wort, er läßt sich selbst nicht ausreden. Da kann es vor-

Digitized by Google

kommen, daß der Gegner schließlich ganz verschwindet in den Nebeln der Halluzination und eine Windmühle übrig bleibt . . . Aber mir scheint, daß ich in diesem Augenblicke selbst Herrn Mauthner nicht ausreden lasse, daß die Sprachkritik verschwindet in den Nebeln allgemeiner Charakteristik, und daß ich mit der linken Hand zurücknehme, was ich mit der rechten erst geben wollte. Besinnen wir uns auf die Pflichten eines Referenten. Ein Buch will besprochen sein . . . nein! das will es lieber nicht.

* * *

Wer Mauthners Grundstimmung in sich nachklingen läßt und das Wort „Sprechen" kaum noch ohne ein heimliches Fragezeichen oder ironische Gänsefüßchen denken kann, wird auch nicht mehr mit wissenschaftlicher Feierlichkeit Bücher und Kunstwerke „besprechen", als ob ein Erhebliches davon abhinge. Wenn die weise Frau eine Krankheit „bespricht", so ist das Wort vielleicht eine Macht, aber kein Werkzeug der Erkenntnis, und der Patient genest oder stirbt ohne Diagnose. Das Wort kann nützen oder schaden, und mehr kann auch kein Rezensent. Mir hat Mauthners Buch außerordentliches Vergnügen gemacht, und aus Dankbarkeit oder Menschenliebe möchte ich recht viele Leser verführen, sich dasselbe Vergnügen zu gönnen; so bescheiden fasse ich die kritische Tätigkeit auf, in einem Jahrzehnt, da die geistvolle Kritik sich sozusagen als oberste Naturwissenschaft aufgetan und die schmeichelhafte Proportion verkündet hat: wie der Zoologe zur Qualle, die er seziert, so verhält sich zur Künstlerseele der Kritiker. Wenn ich so stolz und verantwortungsvoll von der Sache dächte, so würde ich Mauthners Buch eher beschweigen als besprechen; ein Werk wie dieses verdient, daß man die Wirkung abwarte und nicht mit raschem Ja oder Nein dem Wandel und Wachstum einer Weltanschauung vorgreife. Das ist keine „brennende Frage" von heute und morgen, und darum kann weder heute noch morgen etwas Abschließendes darüber gesagt werden. Aber wozu immer die höchsten Perspektiven bemühen? Hier ist ein Buch, das Widerhall wecken möchte; drüben sind vielleicht — vielleicht! — zwei oder drei Leser, die sich wie Lichtenberg ein Werk „von etwa zehn Folianten" wünschen, „worin in nicht allzu großen Kapiteln jedes etwas Neues, zumal von der spekulativen Art enthielte; wovon jedes etwas zu denken gäbe, und immer neue Aufschlüsse und Erweiterungen darböte"; Leser, die wie Lichtenberg nach einem solchen Werk auf den Knieen von Göttingen nach Hamburg rutschen würden! Solche Leser mit einem solchen Buch zusammenzubringen, sagt man ein paar vermittelnde Worte, ohne sich übrigens einzubilden, daß sie nicht am Ende auch sonst zusammenkämen. Aber eine leichte Verantwortung erwächst auch dem Vermittler, und so will ich hier, zwischen Für und Für, ein einziges, alle Einwände umfassendes Wider nicht verschweigen. Mauthners Buch hat drei Bände und $657 + 735 + 651 = 2043$ Seiten; damit ist alles gesagt. Beim Barte des Polonius, es ist zu lang, zu lang! Lichtenberg läßt etwa zehn Folianten zu, aber soviel Geduld hat kein moderner Leser mehr. Ja, ich bekenne, daß ich manchmal verzweifelt von den großen vollbedruckten Seiten, dem uferlosen, nur durch seltene Kapitelteilungen gegliederten Zeilengewimmel aufgeblickt und sehnsüchtig nach kleinen Unehrlichkeiten gespäht habe: nach einer Unehrlichkeit des Autors, der einmal etwas unaufgeklärt ließe, oder des Verlegers, der uns für gutes Geld etwelche leeren Blätter einschmuggelte. Aber Mauthner wie Cotta schenken nichts und lassen sich nichts schenken. Bekennen muß ich, daß ich

Digitized by Google

bisweilen schmerzlich zweifelte, ob ich mich in einem planvoll geführten Gedankenhaushalt oder einer Jean Paul'schen Zettelkasten-Wirtschaft befinde, bis doch die heimliche Architektonik des Ganzen wieder durch die Nebel leuchtete; bekennen, daß mir gerade der „Dilettant" Mauthner um dieses Ehrentitels willen kein Recht auf die gelehrtenhafte Unsitte des dicken Buches zu haben schien; bekennen, daß ich mich oft innerlich erdreistete, ihm, dem feinfühligen Stilisten und routinierten Kenner des Schreibhandwerks, die älteste aller Stilregeln zuzurufen: πλεον ἡμισυ παντος, die Hälfte ist mehr als das Ganze! Und dann dünkte es mich wieder geschmacklos, Einwände zu machen, die niemand besser als der Autor selbst sich gemacht hat. Mauthners Buch hat die Fehler seiner Vorzüge; es ist ein Lebenswerk, aus jahrzehntelang fortgeführten Aufzeichnungen erwachsen, von tausend Assoziationen genährt, aus täglichen Erlebensquellen gespeist. Eines Tages ist alles reif und überreif, eine gebieterische Stunde drängt nach Entlastung der Seele; aber um jetzt ein Buch zu komponieren, müßte man Automat sein. Der gewöhnliche Buchschreiber hat seine Disposition, die er nachträglich füllen, mit Material ausstopfen muß; darum wirken ad hoc gemachte Bücher so armselig, weil der Rahmen eher da war, als das Bild, und das Schema mehr fragt, als der Autor eigentlich beantworten wollte. So wenn ein Philosoph, um des Systems willen, neben Ethik und Logik eine Ästhetik schreibt, auf die er freiwillig, aus eigener künstlerischer Erfahrung und Interessiertheit heraus, nie verfallen wäre. Hier aber war der umgekehrte Fall; eine überquellende Stoffmenge, die notdürftig und ungefähr in einer nachträglichen Disposition untergebracht werden mußte. Sollen wir es Mauthner verdenken, daß er nicht energisch genug seine Niederschriften dezimiert hat und sich von manchem Blatt nicht trennen wollte, das wir für entbehrlich halten? Oder daß wir noch zuviel Werden statt des Gewordenen in Kauf nehmen müssen und statt durchgesiebter Schlußresultate allerhand Kreuz- und Querzüge, Selbstbefragungen, Gedankenexperimente, mit denen er sich zur Klarheit durchschreibt? Auch dieser Fehler wird zum Vorzug, weil sich im Danebendenken die Persönlichkeit des Denkers enthüllt. Mag er uns viele Umwege führen: zum Schluß sind wir doch in fesselnder Gesellschaft gewesen. Zweitausend Seiten sind gewiß keine Kleinigkeit, aber überall springen die Quellen des Lebens, der Beobachtung; im Verhältnis zu seiner Gedankenfrequenz ist es immer noch ein dichtes oder kurzes Buch, edles reiches goldfarbiges Erz mit wenig taubem Gestein. Und nachdem wir so die Ungeduld des verwöhnten Lesers, der gar nicht sitzen bleiben und aushalten will, niedergekämpft haben, finden wir an der Sache sogar eine moralische Seite zu bereden, obwohl sich ja das Moralische immer von selbst versteht. Es ist doch etwas, wenn ein gefeierter Kritiker und „Journalist" sein sicheres Publikum preisgibt und abseits vom Markte ein Buch vollendet, das in Berlin W. unter tausend Menschen nicht zwei interessiert; es ist um so mehr, wenn dies Buch tiefe wissenschaftliche Vorarbeiten verlangt und bei alledem das Mißtrauen der präsumtiven Leser gegen sich hat, weil der Verfasser kein graduierter, behördlich gestempelter und geaichter Fachmann ist. Unter solchen Voraussichten neun Jahre einer Sache widmen, setzt ein gewisses Maß entschlossener Selbsthingabe, echten inneren Müssens voraus und verdient schon eine kleine Hochachtung; in der Nichtsalslitteratur, der berufsmäßig anzugehören Mauthner offenbar nicht als letztes Lebensziel betrachtet, sind solche langen Schwangerschaften, mit Versäumnis vieler Saisons, nicht Mode. Ich habe den persönlichen Eindruck, vielleicht das Vorurteil, daß der philosophische Ekel an der Sprache,

Digitized by Google

wie er an vielen Stellen dieses Buches grelle hohnvolle oder schmerzlich resignierte Worte findet, nirgends besser gedeihen konnte als bei einem Literaturkritiker, der den täglichen Mißbrauch der Sprache, die Prostitution der Sprache von Berufs wegen registrieren muß. Zehn- oder zwanzigtausend Bücher gelesen haben; die Verrohung in der Produktion, der keine Verrohung in der Kritik je nachwachsen kann, mit schmerzenden Augen zu Protokoll nehmen müssen: das war, in der revolutionären Grundstimmung, eine gute Vorbereitung auf die von Mauthner übernommene Mission — so weltenweit auch die logische und erkenntnistheoretische Kritik der Sprache hinausgreift über die bloße ästhetische Kritik an den Überflüssigen und Vielzuvielen, die aus der Sprache ein Geschäft machen. Gerade wer von Beruf der Belletristik nahe steht — wenn er nämlich von Geist und Charakter abseits und darüber steht — kann gute Beobachtungen sammeln über den „Pöbel, der sein tägliches lauwarmes Wortbad zu nehmen liebt"; über den Massengebrauch der Sprache als Schwatzvergnügen, wo wie beim Dominospiel „die ganze Geistesarbeit darin besteht, an das Wertzeichen des Gegners sein Steinchen von gleichem Wert anzusetzen, solange man es aushält"; über das Wort als Erreger des Geschlechtstriebes, mit bewußter oder unbewußter Spekulation auf diese Wirkung; über die Sprache als „die große Lehrmeisterin zum Laster"; über die innerliche Zerfressenheit und den „wollüstigen Komfort" unserer Kultursprachen, mit deren gespenstischen Wortfetischen „Kinder und Dichter, Salondamen und Philosophieprofessoren" spielen. So pflegen die Sprachgelehrten nicht von der Sprache zu reden; aber es ist ganz gut, dem humanitären Optimismus und seinen Gottheiten Sprache, Sitte, Religion einmal aus der Erfahrung eines modernen Kulturpsychologen heraus die Sprache als Symptom und Miterreger unserer décadence gegenüberzustellen, dem Latein der Kaiserzeit vergleichbar, die Sprache als Ausdruck und Mittel der allgemeinen Desorientierung, als verseuchtes Röhrennetz, das Krankheiten überträgt, als gegenseitige Hypnose zu Verbrechen und künstlichem Wahnsinn. Und für diese Perspektiven — um wieder ruhiger zu reden — bringt Mauthner, der viel Verrenkung und Jonglerie der modernen Seele von Berufs wegen aus nächster Nähe betrachtet hat, bessere Augen mit, als wenn ihm auf Grund linguistischer Spezialstudien die Sprache zum Problem geworden wäre. Er bringt als Journalist auch besseren Geschmack mit; man bemerkt mit Vergnügen die völlige Abwesenheit jenes akademischen Humors, der in Vorlesungen mit pedalen Gemütsausbrüchen, bei Antrittsreden und Festvorträgen mit frostigem Lächeln quittiert zu werden pflegt. Und er hat das lebendige, sagen wir ruhig aktuelle Spiel der Assoziationen, das den ewig Gestrigen ein Ärgernis sein mag; er ist Mensch der Gegenwart, kein zeitfremder Philosoph im Dachkämmerchen, und weiß die modernsten Erscheinungen in Politik, Kunst, Technik, Industrie im Sinne seines sprachkritischen Gedankens zu entziffern. Als gegenwärtiger Mensch empört er sich gegen unsere Schulbildung, die eine Mißhandlung kindlicher Gehirne durch antiquierte Begriffe und vorstellungslose Worte ist; als Mensch der Wirklichkeit nimmt er die Partei der Anomalie gegen die Analogie, der Beobachtung gegen den Begriff, der lebenden Sprache gegen Schriftsprache und Schulmeisterei. Man sieht: auch wer nur modern ist und nichts als modern, findet hier einige Gelegenheiten begeisterter Zustimmung. Es ist eine Feuersbrunst; wer will, kann seine Suppe daran kochen.

* * *

Digitized by Google

„Könnten meine Augen reden, so würden meine Lippen gute Tage haben", schrieb Hebbel an Bamberg, und eine Tagebuchstelle über das Wunder der Sprache schließt: „dann im Auge die brennende Materie, die der Sprache zu Hilfe kommt und sie oft ersetzt!" Daß die Sprache, für sich allein, als Mittel der Verständigung nicht viel wert sei, ist einer von Mauthners liebsten nnd feinsten Gedanken. Sprache ist zwar etwas zwischen den Menschen, ein soziales Gebilde wie Sitte, Kunst, Erkenntnis, aus Gemeinsamkeit der Zufallssinne, gemeinsamer Not, gemeinem Herdenglück erwachsen; Sprache ist eine Spielregel im Gesellschaftsspiel — und doch ist sie noch für diesen armseligen Zweck zu armselig. Nur durch begleitende Umstände, gemeinsame Situation zwischen Sprecher und Hörer (oder Schreiber und Leser), durch Tonfall, Gebärde, Fingerzeig wird das Wort verständlich. „Die Sprache setzt den Gegenstand der Mitteilung als bekannt voraus", heißt es mit schroffer Pointe; „der Hörer weiß immer, was gemeint ist, weil die Menschen überflüssig beschwatzen, was sie ohnehin wissen oder einander mit dem Finger weisen könnten." Aus Sachverständnis Wortverständnis, nicht umgekehrt. An gemeinsame Erfahrungen erinnern, à peu près und ohne zwingende Eindeutigkeit erinnern: mehr kann die Sprache nicht. Für sich allein ist die Sprache das excellente Mittel des Mißverständnisses. Es gibt im strengen Sinne keine Synonyma; nicht bei zwei Menschen, nicht zweimal bei demselben Menschen hat dasselbe Wort genau denselben Sinn. Unaufhörlicher Lautwandel und Bedeutungswandel verwäscht die schwimmenden Grenzen der Wortbilder und Begriffssphären. Die Worte wachsen, altern, sterben: „im Anfang schuf Gott Himmel und Erde" ist das Beispiel eines total veralteten Satzes. Worte entwickeln sich, differenzieren sich zu entgegengesetzten Bedeutungen; nicht nur bei den Chinesen ist das Wort, ohne Fixierung durch den Tonfall, vieldeutig. Das wirkliche Leben der Sprache, das mikroskopisch studiert werden müßte, kennt nur zeitweilige Individualsprachen; schon Mundarten sind Abstrakta, und Gemeinsprache, Schriftsprache ist allerhöchste Abstraktion. Die Individuen sprechen verschieden; Männer und Weiber sprechen verschieden; die berühmtesten Fragen sind Wortstreitigkeiten. „Descartes, welcher die Tiere für unbeseelte Maschinen erklärte, und Haeckel, welcher zwischen Tier- und Menschenseelen keinen Unterschied sieht, haben trotzdem ungefähr die gleiche Vorstellung vom Menschen einerseits und vom Tiere anderseits." Man redet die gleichen Worte und meint Verschiedenes, man redet gegensätzliche Worte und meint Gleiches; die gemeinsame Situation bringt Verständigung ohne Worte, auch gegen die Worte, aber Worte bringen keine Verständigung ohne gemeinsame Situation. Der Höhepunkt des Mißverstehens durch Sprache ist das Sichselbstmißverstehen, das gerade den schärfsten Denkern nachgesagt wird.

Ähnliche Gedanken, vielleicht weniger zugespitzt und weniger zusammenhängend, sind ja längst ausgesprochen worden, und es könnte scheinen, als wolle sich Mauthner den Obskuranten des Unsagbaren und Priestern des Schweigens zugesellen. Maeterlinck und Meister Eckart werden zitiert; der Schatzgräber, der keine Silbe sprechen darf; und mit dem stolzen Märtyrerwort „qui potest mori non potest cogi" wird der Selbstmord der Sprache verkündet. Hier hat Mauthners Freund Gustav Landauer, dessen seltsames Schriftchen „Skepsis und Mystik" auf die Sprachkritik folgt wie auf die Kritik der reinen Vernunft die der praktischen, die Grundlinien einer neuen Innerlichkeit gezogen und auf den Trümmern der Wissenschaft ein okkultistisches Tempelchen errichtet. Übrigens möchte ich hervorheben, daß die dichterische

Digitized by Google

Aphasie, das romantische und neuromantische Verstummen an den Grenzen des Unaussprechlichen in Mauthner keinen Verteidiger findet. Nicht sagen können, was man fühlt, ist ein persönlicher Defekt, den man nicht auf die Sprache abwälzen darf. Nur als Erkenntniswerkzeug versagt die Sprache, nicht als Wortkunst. Alle ihre logischen Mängel sind, ästhetisch betrachtet, Hauptmittel der Wirkung, Stimmungserreger: daß der Zusammenhang erst den Sinn erklärt, daß der Satz früher ist als das Wort, daß alle Rede Tautologie ist; das Flimmernde und Unbestimmte der Konturen; die Vieldeutigkeit der Assoziationen, das Metaphorische aller Worte; daß Worte keine oder nur undeutliche Anschauung, sondern Bilder von Bildern geben; das Mitklingen der Wortgeschichte, das leise Bewußtwerden früherer Wortbedeutungen, älterer verblaßter Metaphern. Stimmung, nicht Erkenntnis, liegt im Machtbereich der Sprache. Und Landauer hat ganz Recht, wenn er die Sprachkritik mit der modernsten Lyrik in liebenden Zusammenhang bringen will: denn Hofmannsthal und George, Dehmel und Mombert lokalisieren ja auch in der assoziativen Dunsthülle, nicht im deskriptiven Kern des Wortes den Sitz poetischer Wirkung. Diese Musik arbeitet nur noch mit Neben- und Obertönen; die Grundtöne hat Mauthner wegkritisiert.

* * *

In der Erkenntnistheorie ist Mauthner, um es kurz mit den üblichen Schlagworten auszudrücken, Sensualist, ohne Materialist zu sein. Lockes Satz: nichts ist im Intellekt, was nicht vorher in den Sinnen war, lautet bei ihm: nichts ist im Gedächtnis der Sinne, was nicht vorher in den Sinnen war. Also der Intellekt ist Gedächtnis der Sinne, die ihrerseits bloße Zufallssinne sind und nur gelegentliche Ausschnitte aus der Wirklichkeit beherrschen; ein selbständiges Denken als Faktor der Erkenntnis, eine geistige Formung und Prägung der Sinneswahrnehmungen zu geordneter Erfahrung wird abgelehnt. Wie schwer gerade diese Position gegen eine schärfere Kritik der „Sinneswahrnehmung" zu halten ist, darüber sagt die Sprachkritik einmal ausnahmsweise nichts; hier sieht wohl Mauthner sein „Urphänomen". Also auch die unerbittlichste Skepsis wird einmal müde, wirft Anker und erklärt j'y suis j'y reste. Von dieser petitio principii aus wird es verständlich, wie für Mauthner das Gedächtnis zu weltverschlingender Größe anschwillt und so ziemlich jeder geistigen Funktion gleichgesetzt werden kann, auch wirklich gleichgesetzt wird; um so ungerechter ist seine Wortchicane gegen den Physiologen Hering, der das Gedächtnis eine Funktion der organisierten Materie genannt hat. Gedächtnis vergleicht die Sinneseindrücke, bemerkt Ähnlichkeiten, klassifiziert, bildet Begriffe und dehnt sie metaphorisch auf neue Erfahrungen aus, häuft ein Vorstellungslager an, von dem jeden Augenblick nur ein einziges Element das „Nadelöhr des Bewußtseins" passiert; Gedächtnis ist Sprachschatz des Individuums, Geschichte und Wissenschaft der Menschheit. Und zwar verdanken wir das alles eigentlich den Gedächtnisfehlern, der Ungenauigkeit des Gedächtnisses; auf dem Ähnlichsehen des Ungleichen, dem Übersehen der Unterschiede, also dem flüchtigen und unscharfen Sehen beruht Klassifikation, Begriffsbildung, Sprache. Ein exakter Beobachter dürfte kein Baumblatt mit einem anderen verwechseln, käme also nicht in die Lage, beide dem Begriff Blatt zu subsumieren. „Vielleicht sehen die Insekten so scharf und können darum im Denken keine Fortschritte machen." Gedächtnis und Erblichkeit gehören zusammen, Gedächtnisfehler und Variation: bei genauem

Digitized by Google

Gedächtnis gäbe es keine Sprache, bei genauer Erblichkeit keine Entwicklung. Sehr verwandte Ideen hat Nietzsche ausgesprochen, in zahllosen Aphorismen und besonders in dem zusammenhängenden Fragment „über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne", das sich wie ein Programm und glänzendes Résumé der gesamten Sprachkritik liest; nur mühsam widerstehe ich der Verlockung, ganze Seiten aus dieser skeptischen Thronrede hierherzusetzen, und beklage es mit Mauthner, daß der Umwerter aller Werte seinen stärksten Angriff gegen die praktischen Begriffe gerichtet, gegen die theoretischen nur einige aufhellende Lichtblitze geschleudert hat. Neben der menschlichen Erkenntnis ist die menschliche Moral ein armseliges Problem, gut genug für Tatsachensammler und Evoluiionsschwätzer; daß ein Geist wie Nietzsche sich daran verschwendet hat, ist ebenso unbegreiflich wie es begreiflich ist, daß ein im Denken geschwächtes Zeitalter die Ethik wieder in den Vordergrund der philosophischen Betrachtung schiebt.

* * *

Von den festgelegten Stützpunkten aus greift die Sprachkritik um sich und wird zur Kritik der Sprachwissenschaft. Wenn ich als Außenstehender einen Eindruck von dieser Auseinandersetzung mit den Fachmännern wiedergeben darf, so vermute ich, daß Mauthners Angriff in vielen Fällen zu spät kommt und bereits aufgegebene Positionen stürmt. Ich vermute es nach einem flüchtigen Hinhorchen auf das, wovon die Linguisten heute sprechen und was sie dabei als sous-entendu verschweigen. Glaubt man wirklich noch an die Sanskritwurzeln als absoluten Anfang, an eine vom Himmel in die Wiege des Menschengeschlechts herabgefallene Ursprache, an die Sprache als selbständige geistige Potenz mit immanenten, von Historie und Psychologie unabhängigen Entwicklungsgesetzen? Mir scheint, daß auch die Sprachwissenschaft ihre Romantik und Metaphysik hinter sich hat, daß man auch hier wie in anderen Wissenschaften exakt und nüchtern arbeitet, Mundarten erforscht, Entwicklungen vorsichtig zu rekonstruieren sucht und nebelhafte Ursprungshypothesen bescheiden ablehnt. Als gedankenreicher Mitarbeiter am Werke der modernen Wissenschaft mag Mauthner vielleicht den Linguisten willkommener sein, als er selbst denkt und als sie zunächst eingestehen werden: er soll nur die Dynamitkiste beiseite stellen und als friedlicher Reformer mit in Reih' und Glied treten. Das ist ja der Schmerz aller Skeptiker: man fürchtet sich nicht genug vor ihnen! — Da die Sprache keine lebendige Einheit, kein Organismus, keine qualitas occulta hinter und neben den Milliarden einzelner Sprachtätigkeiten ist, so ist ihre Geschichte ein Teil der menschlichen Verkehrs- und Kulturgeschichte und wie diese zwar kausal notwendig, aber nicht gesetzmäßig. Alle Zufälle historischen Geschehens, die Zufälle von Sitte, Brauch, Mode, Aberglauben, manchmal die Laune oder das Mißverständnis Einzelner haben an der Sprache geformt; Krieg, Handel, Wanderung müssen zu Sprachmischungen in einem Grade geführt haben, der alle Schlüsse aus „Sprachverwandtschaft" unsicher macht; Wortentlehnung, falsche Analogie, Volksetymologie müssen in vorschriftlichen Zeiten eine viel entscheidendere Rolle gespielt haben, als wir heute nachweisen können. Die historischen und ethnologischen Konstruktionen aus der Sprachentwickelung schweben in der Luft; wo wir etwas von Völkerwanderungen, Völkerstammbäumen wissen, wissen wir es anderswoher und können auf Grund dieser sonstigen Zeugnisse die Sprachgeschichte richtig deuten, nicht umgekehrt. An den Grenzen der Geschichte hört auch unsere

Digitized by Google

Sprachenkenntnis auf; die Sanskritwurzeln sind nicht die Worte einer legendaren gemeinsamen Ursprache, sie sind überhaupt nie Worte einer lebenden Sprache gewesen, sondern Produkte grammatischer Analyse. Von der ungeheuren prähistorischen Sprachentwickelung, zu deren Länge sich der geschichtliche Zeitraum verhält wie die Wurzellänge eines Baumes zum Erdradius, wissen wir so gut wie nichts, und über den Ursprung der Sprache oder die mutmaßliche Beschaffenheit der ersten sprachbegabten Menschen Hypothesen zu ersinnen ist Vermessenheit. Höchstens dürfen wir den Grundsatz aufstellen, die einstige Entstehung der Sprache denselben wirkenden Kräften unterworfen zu denken, die noch gegenwärtig das Wachstum der Sprache beherrschen: jenen Grundsatz, mit dem die moderne Geologie über die Katastrophentheorie, die Biologie über die Schöpfungslehre hinaus den entscheidenden Schritt tat. Alle von uns beobachtete Sprachveränderung bringt Mauthner unter den Sammelbegriff Metapher; für ihn ist wie für Jean Paul die Sprache ein „Wörterbuch vergilbter Metaphern." In dieser Allgemeinheit scheint das beinahe selbstverständlich; da die Wirklichkeit nicht Sprache, die Sprache nicht Wirklichkeit ist, so kann zwischen beiden keine Identität, sondern höchstens Korrelation, Zuordnung, metaphorische Übertragung bestehen. Aber auch die bloße Schallnachahmung, die Onomatopöie ist metaphorisch; der Kuckuck ruft gar nicht Kuckuck, der Hahn nicht Kikeriki. Das Wachstum der Begriffe ist metaphorisch: wenn wir eine neue Wahrnehmung dem alten Begriff subsumieren, so sprechen wir eine wahrgenommene Ähnlichkeit fälschlicherweise als Gleichheit aus, vollziehen also einen wenn auch minimalen Bedeutungswandel. Je entfernter die Ähnlichkeit, desto stärker, bewußter die Metapher; in Urzeiten müssen alle Wortbedeutungen kräftige und intensiv gefühlte Metaphern gewesen sein, wie die kühnsten Bilder absichtlicher Poesie. In der Metapher liegt die künstlerische Macht und die logische Schwäche der Sprache. Durch täglichen Gebrauch verblassen die Metaphern: wie wir z. B. bei Stahlfeder und Papierblatt gewöhnlich nicht mehr an die ursprüngliche Bedeutung von Feder und Blatt denken. Da vermöge seiner metaphorischen Herkunft jedes Wort seine Assoziationssphäre hat und leise umschwebt ist von früheren Bedeutungen, so ist jede Wortverbindung streng genommen Bildermischung, Katachrese oder wie Mauthner minder preziös sagt: Wippchen; die Sprache bildet immer Wippchen! und um so leichter, je lebendiger, bedeutungsvoller, vorstellungsreicher die Worte empfunden werden. Nur eine fremde, unbildliche, tote Sprache schützt vor Wippchen; übrigens kann auch das beabsichtigte Wippchen Sprachgebrauch werden und damit unter die Schwelle der Lächerlichkeit sinken — gerade weil es „durch ungeheure Komik imstande ist, sich dem Gedächtnis einzuprägen." An einer andern Stelle wird fein darauf hingewiesen, wie auch die Artbegriffe zwischen den Menschen „über Gelächter und Irrtümer hinweg" metaphorisch entstanden sein mögen. Mauthner führt einige Typen von Wippchensprache, kontaminierender Sprache vor, aus Parlamentsreden, aus Shakespeare; sogar Goethe ist nicht frei davon. Als Kritiker der Wissenschaft hätte er sich die Wippchen der Gelehrtensprache nicht entgehen lassen sollen, die ein feinerer Stilist einmal einer Monographie würdigen sollte: es ist spaßhaft zu beobachten, wie unlebendig und ohne Organ für den Bildwert der Worte die deutsche wissenschaftliche Prosa „Wendungen eintreten", „Standpunkte beeinflußt" werden, Nachweise „an der Hand der Quellen" erbringen und „Strömungen den Ausschlag geben" läßt. Mauthners nachsichtige Beurteilung solcher Erscheinungen — die ihm ebenso wie die von Schulmeistern

Digitized by Google

bejammerten Sprachfehler Lebenszeichen der sich fortentwickelnden Sprache sind — kommt also in diesem Falle der Wissenschaft als kleines Äquivalent für sonstige despektierliche Behandlung zugute.

* * *

Erquicklich zu lesen und reich an feinen Anregungen ist das Plaidoyer gegen die Grammatik, deren Unbestimmtheit und mangelnde Beziehung zur realen Welt scharf erkannt wird. Die grammatisch geschiedenen Redeteile fließen in Wirklichkeit zusammen, und Unterschiede der Wirklichkeit werden grammatisch nicht genügend differenziert: ein Gedanke, der übrigens weniger überraschend und wertvoll ist als seine Nachweise im Einzelnen. Substantiv und Adjektiv sind nicht wesentlich verschieden: jenes erinnert an 2—6 Eindrücke, dieses an einen. Adjektiv und Verbum: zufälligerweise wird Luftschwingung als Tätigkeit, Ätherschwingung als Eigenschaft bezeichnet; die Glocke tönt, der Apfel ist rot. Das Verbum beschreibt nicht eine Handlung, sondern erinnert an eine Unsumme einzelner Handlungen durch symbolische Zusammenfassung zu einem gedachten Endzweck; „graben", „gehen" ist nichts Einfaches, sondern ein verwickelter Komplex. So treiben wir mit Worten Mythologie: mit dem Substantiv als Hypothese einheitlicher Ursache, mit dem Verbum als Hypothese einheitlichen Zweckes. Die Casus leiden an völliger Unbestimmtheit, jede Beziehung oder Assoziation kann durch jeden von ihnen ausgedrückt werden; und das Aussterben alter Casus zeigt, daß kein Bedürfnis vorliegt, für unklare Unterscheidungen besondere Kategorieen festzuhalten. Das Geschlecht der Hauptworte ist die lächerlichste aller Metaphern, ein sinnloser Ballast, dessen künftige Abstoßung sich schon im Englischen deutlich ankündigt: die Eskimos, auf die wir Indogermanen mit Verachtung herabsehen, haben die tausendmal wertvollere Unterscheidung zwischen belebten und leblosen Dingen. Zwischen transitiven und intransitiven Verben ist der Trennungsstrich nicht scharf zu ziehen; die Intransitiva haben „mich", das Sensorium des Sprechenden, zum Objekt, und eine Sprache, die nach Locke, Kant, Helmholtz die idealistische Natur unserer Vorstellungen betonen wollte, müßte sagen „der Baum grünt mich." Bei den Zeitformen des Verbums macht Mauthner die originelle Bemerkung, daß sie zur klaren Bezeichnung der wirklichen Verhältnisse nicht ausreichen. Wir brauchten mindestens neun Verbalformen, nämlich um Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft in den drei Fällen auszudrücken, daß der Nullpunkt, das Jetzt des Sprechenden, gegenwärtig, vergangen oder zukünftig ist. Von diesem Schema, das ich lateinisch geben möchte:

facio	feci	facturus sum
faciebam	feceram	facturus eram
faciam	fecero	facturus ero

fehlt uns die subtile Unterscheidung zwischen der „gegenwärtigen Zukunft" und der „zukünftigen Gegenwart"; andere Formen können wir nur durch Umschreibungen ausdrücken: „ich stand im Begriff" u. s. w. Wir sind also in der Lage eines Kellermeisters, der neun verschiedene Weinsorten in sechs Fässern aufbewahren sollte, und die Unsicherheit der Zeitbestimmung wird nicht viel größer, wenn alle Tempora einfach durch das Präsens ersetzt werden: wir wissen ja, daß stets die Situation, nicht die Sprache, Verständnis bedingt, und daß wir mit Worten nichts können als gemeinsame Erinnerungen wecken. Darum besteht alle Sprache notwendig und wesentlich

Digitized by Google

aus „Ellipsen", und grammatisch vollständige Sätze sind nur langweiliger, nicht deutlicher als diese; die Sprache ist deiktisch, hinweisend, erinnernd, nicht nachahmend, beschreibend, erklärend. Der Matrose des Columbus rief Land! „und die neue Zeit brach an, trotzdem die Syntax dabei zu kurz kam." Auch die Syntax ist unbestimmt, überflüssig, lockert sich ohne Schaden des Verständnisses wie im Englischen; die Betonung in der mündlichen Rede ist hundertmal wichtiger als die kleine entbehrliche Hülfe syntaktischer Formen. Die Syntax ist mehr für die Augen da; wobei mir jener Freund Kants einfällt, der schrieb, er brauche mehr als zehn Finger, um sich in den verschlungenen Perioden der Vernunftkritik zurechtzutasten und die Satzanfänge nicht zu verlieren. — Allen diesen Bemerkungen, die das unsichere und schwankende Verhältnis der Sprache zur Wirklichkeit betreffen, kommt noch die sprachvergleichende Betrachtung zu Hülfe und enthüllt das Gesetzlose, Beliebige in den Kategorieen jeder einzelnen Sprachgruppe. Schopenhauers Meinung, daß sich keine Sprache ohne das Minimum substantivischer, adjektivischer und verbaler Gliederung denken lasse, ist durch die Tatsachen längst widerlegt. In den Bantusprachen findet sich eine Kongruenz der Satzglieder, die an komplizierter Feinheit und Folgerichtigkeit von keiner unserer syntaktischen Formen erreicht wird. Der Zufall beherrscht Sprachmaterial und Sprachform, und aus den Zufällen der griechischen Syntax destillierte ein griechischer Grammatiker eine Wissenschaft, die als Lehre von den menschlichen Denkformen zwei Jahrtausende lang Königin aller Wissenschaften und Beherrscherin der Geister war: die sogenannte Logik!

* * *

Bei der Hinrichtung der aristotelischen Logik hat sich's Mauthner in corpore vili etwas bequem gemacht. Statt den köstlichen Spott Molières über Barbara, Celarent, Darii, Ferio, Baralipton in die Länge zu ziehen, hätte er die neueren, besonders von englischen Logikern gelieferten Formalismen und die logische Algebra schärfer aufs Korn nehmen müssen. Es wären auch hierbei lustige Sachen zu sagen gewesen. Ich vermisse ein Wort über die von Stanley Jevons erfundene Denkmaschine, das logische Klavier, das sich folgender Leistungen rühmen darf. Nachdem ich etwa die beiden Prämissen „alle Chinesen sind Menschen, alle Menschen sind Säugetiere" gebildet habe, wünsche ich zu erfahren, welche Kombinationen der drei Begriffe Chinese, Mensch, Säugetier und ihrer Gegenteile in einer Welt existenzfähig sind, in der die Prämissen zugestanden werden. Unsere Maschine hat nun Tasten, nicht zwar für alle Milliarden wirklicher Begriffe wie Chinese, Mensch, Säugetier, sondern für Zeichen allgemeiner Begriffe, sozusagen Begriffe von Begriffen, für Begriffe A B C D und ihre Gegenteile a b c d; sie hat für jeden Begriff zwei Tasten, eine Subjekt-Taste und eine Prädikat-Taste, eine Taste für die Kopula, für die Konjunktion „oder" u. s. w. Ich werde also für die Dauer des Versuches unter A Chinesen, unter a Nichtchinesen, unter B und b Menschen und Nichtmenschen, unter C und c Säugetiere und Nichtsäugetiere verstehen. Die Beschreibung des nun folgenden Tastendrückens erlassen wir dem Leser, der mit uns nach dem Schlußresultat begierig ist. Und siehe, nach beendetem Klavierspiel erscheinen oben, in dem registrierenden Tableau oder „logischen Abcdarium", die möglichen, mit den Prämissen verträglichen Kombinationen ABC, aBC, abC und abc, oder wir erfahren, daß es außer Säugetieren, die Menschen und zugleich Chinesen sind, noch Säugetiere gibt, die zwar Menschen, aber

Digitized by Google

keine Chinesen sind, und Säugetiere, die keine Menschen und auch keine Chinesen sind, endlich auch Nichtsäugetiere, die weder Menschen noch Chinesen sind. Verschwunden aber, von unserer Denkmaschine wirklich automatisch ausgeschaltet sind die Kombinationen, die den Prämissen widersprechen: Säugetiere, die keine Menschen und doch Chinesen wären, Menschen die Chinesen oder Nichtchinesen sein wollen, ohne Säugetiere zu sein, und gar die Chinesen, die nicht Menschen und nicht einmal Säugetiere sein wollen. So ist die logische Spreu vom Weizen gesondert und ein tadelloser Syllogismus, ein Maschinenschluß gezogen worden: alle Menschen sind Säugetiere, die Chinesen sind Menschen, folglich sind die Chinesen Säugetiere. Oder: kein Chinese ist ein Unmensch, einige Säugetiere sind Chinesen, folglich sind einige Säugetiere keine Unmenschen. Mauthner, der witziger als seine Vorgänger die aristotelische Schullogik verspottet hat, wird auch der Maschinenlogik und der logischen Algebra ihr gebührendes Maß satirischer Schärfe nicht schuldig bleiben; aber um der Gerechtigkeit willen muß zugestanden werden, daß erst in diesem sauberen mechanischen Begriffskalkül die deduktive Logik wirklich vollendet und in präziser Gestalt vorliegt, neben der das vielbewunderte Organon stagiritischen Tiefsinns als ein vorläufiger, mit Unreinlichkeiten und Zufälligkeiten behafteter Orientierungsversuch erscheint. Wir beherrschen nun wenigstens das Chaos logischer Prozesse von einem einheitlichen Gesichtspunkte, und das verzwickte System der Urteile, Schlüsse und Schlußketten mit ihren Figuren und Modi enthüllt sich als einfaches Spiel mit logischen *Gleichungen*, in denen wir nach Belieben Gleiches für Gleiches substituieren. Es ist kein Zufall, daß damit die Logik maschinenfähig, automatenreif geworden ist, und daß der geistige Aufwand, den Jahrhunderte an diese ihre einzige „Wissenschaft" verschwendeten, jetzt von Klaviertasten und Buchstabentableaux besorgt werden kann; damit ist erst der Geist völlig herausgetrieben, und für den mephistophelischen Professor im Collegium logicum wird ein Denkmaschinenfräulein eintreten. Hier kann man denn mit Händen greifen, was Mauthner noch mit zuviel Gründlichkeit beweist: daß diese kombinatorische Logik keine neuen Erkenntnisse liefert, sondern nur die Prämissen anders gruppiert, und daß der Automat nichts anderes herausgibt, als was wir zuvor in ihn hineingesteckt haben. Das ist nicht einmal die Schuld des Automaten; mechanische Apparate *können* unsere Weltkenntnis bereichern, wie etwa die selbstregistrierenden Thermometer. Die Maschine an sich ist nicht zu dumm, um mehr als denken zu können; aber die Logik ist zur Unfruchtbarkeit verurteilt, weil sie gegen die Psychologie, gegen die wirkliche Denktätigkeit gleichgültig und von exklusivem Hochmut ist, übrigens nicht anders sein kann. Ob wir Chinesen, Menschen und Säugetiere oder Vierecke, Hunde und Kometen zu Urteilen verbinden, die Denkmaschine sträubt sich nicht und gibt in jedem Falle die verträglichen Kombinationen heraus: jeder Chinese ist ein Säugetier, kein Hund ist ein Komet. Ja, ein Paar von Begriffen, die sich im normalen Denken nie assoziieren, hat für diese Logik sogar schärfere Bestimmtheit und höheren Aussagewert als ein Paar zusammenhängender Begriffe, weil von jenen wenigstens etwas, die gegenseitige Ausschließung, behauptet werden kann. „Kein Hund ist ein Komet", das ist vom Standpunkt der formalen Logik immerhin etwas, eine logische Gleichung; während der Satz „es gibt Wirbeltiere, die im Wasser wohnen" logisch nichtssäglich ist, da er von den vier denkbaren Kombinationen zwischen Wirbeltieren und Wirbellosen, Wasserbewohnern und Land- (oder Luft-)bewohnern nur das Bestehen der einen nicht leugnet. Und doch ist der zweite Satz materiell

Digitized by Google

entschieden wertvoller als der erste, der nur einen verzweifelten Assoziationsversuch ablehnt, auf den kein menschliches Gehirn jemals freiwillig verfallen würde. Die logischen Gleichungen lassen sich immer auf die Form von Nichtexistenzsätzen bringen: „gewisse Kombinationen kommen nicht vor", diejenigen, die in der Denkmaschine ausgeschaltet werden. Aber so genügsam ist das wirkliche Denken nicht, um in der Leugnung von Hundekometen oder chinesischen Nichtmenschen eine Bereicherung zu erblicken. Hingegen ließe sich wohl die Möglichkeit absehen, daß die Sätze über Vorkommen und Nichtvorkommen der Kombinationen einen intellektuellen Wert erhalten, sobald sie zahlenmäßig abgestuft, „quantifiziert" werden. Damit wird aus der alten formalen Logik doch noch etwas Gescheites und Lebensfähiges: die Wahrscheinlichkeitsrechnung, die Maßkunst der Begriffe und Kontrolle unserer Erwartungen, die Lehre von allen Zufallsspielen, auch vom Zufallsspiel mit Worten.

* * *

Skeptiker sind immer die Sturmvögel, die den großen wissenschaftlichen Krisen vorausfliegen. In guten Zeiten blüht Denken und Sprechen wie ein fröhlicher Kredit- und Checkverkehr, belebt vom Optimismus gegenseitigen Vertrauens; das Publikum kauft, die Unternehmer gründen, und jeder Tag sieht neue Emissionen. Der mechanische Materialismus und die Entwickelungslehre waren unsere letzten beiden Haussen. Plötzlich ist das Mißtrauen da, und der Sturm auf die Kassen beginnt; bares Geld wird verlangt, der Glaube an Nominalwerte sinkt. Es gibt noch verzweifeltere Notstände, in denen noch materiellerer Besitz den Ausschlag gibt; auf dem Boot der Schiffbrüchigen gilt auch gemünztes Gold nicht mehr, da geht es um die Brotkruste und um die Schnapsflasche, die Einer sein Eigentum nennt. Mauthners Werk ist von einer Desperation, die sich an Sinnliches, Wirkliches klammert und mit wütendem Anschauungshunger in Erde beißen möchte, ungesättigt von den Schaugerichten der Wissenschaft. Auch er, wie viel kleinere Geister, verkündet den Bankrott der Wissenschaft; und der Hammer, mit dem er philosophiert, ist vielleicht der Hammer des Auktionators, der die entwerteten Pretiosen zu gesunkenen Preisen ausbietet. Götzendämmerung der Wortfetische! Es gab im frühen Mittelalter eine Denkrichtung, die scholastischer Realismus oder kürzer und bezeichnender Wortrealismus heißt; und man findet im Konversationslexikon, daß sie, in unklarer Mischung platonischer Idee mit aristotelischer Entelechie, an die Wirklichkeit der Begriffe neben und über den Einzelerscheinungen glaubte. Da gab es wohl eine Hundheit, deren Abdrücke und Verkörperungen die einzelnen Hunde waren. Die Gegner, die sich Nominalisten nannten, vertraten also eigentlich den realistischen Standpunkt des gesunden Menschenverstandes, wenn sie die Allgemeinbegriffe für flatus vocis, bloße Worte und Lautzeichen erklärten, die den wirklichen Dingen nicht innewohnen oder ursächlich vorangehen, sondern im menschlichen Denken nachfolgen. Es gilt als ausgemacht, daß der Nominalismus gesiegt habe, daß wir uns von Namen und Worten nicht mehr verblüffen lassen, daß nur noch das Bargeld aufzeigbarer Realitäten unter uns kursiert. Aber in diese fable convenue leuchtet der Sprachkritiker hinein, leuchtet in unsere Geldschränke und zieht die ungedeckten Nominalwerte hervor, leuchtet in die entgötterten Altarnischen und findet überall noch alte Götter unter neuem Namen, ehrwürdige, opferheischende, blutsaugende Worte, geglaubte

Digitized by Google

Wortfetische und vor ihnen knieend gläubige Wortrealisten ... Freilich „den eigenen Götzendienst nennt man Gottesdienst, wie man die eigene Macht Recht und die eigene Brunst Liebe nennt."

Priester und Volksredner kennen die faszinierende Macht des Wortes. Mit Worten hypnotisieren sich die Menschen zu Kriegen, Hexenverfolgungen, Massendelirien. Nachdem die Menschen lange genug mit Worten gespielt haben, werden die Worte frech und spielen mit den Menschen, z. B. das Wort „Ehre", oder die Worte Staat, Monarchie, Vaterland, Erbfeind. Wie haben die Namen Jesus, Mohammed, oder die drei Worte der französischen Revolution mit der Menschheit gespielt! Noch die beiden größten Tatsachenmenschen der Neuzeit waren Wortrealisten; mit Napoleon spielte der geographische Begriff „Europa", den er zur realen Einheit verdichten wollte, mit Bismarck der spukhafte geschichtliche Begriff des Kaisertums. Noch im taghellen neunzehnten Jahrhundert kann ein Abrakadabra, ein im Halbdunkel zwischen Gefühl und Unsinn schillerndes Zauberwort Geister beschwören und Herzen entflammen. Das Wort macht Geschichte, ein Nichts wandelt die Welt.

Wie sie heißen, nicht wie sie sind, bestimmt die Wirkung der Dinge; das ist älteste und jüngste Weisheit. Tristram Shandys Vater weiß, wieviel der Name zum Kinde tut. Ich kann mir nicht versagen, Mauthners philosophische Anekdote von den Löwen im Markomannenkriege als Stilprobe hierherzusetzen.

„Der Kaiser Marc Aurel war ein Philosoph und kannte darum den Wert der Namen. Er nannte manche Handlungen der Römer Tugenden, viele andere nannte er Laster; die Römer übten beide weiter, zahlten Steuern für die Handlungen, die deshalb Laster hießen, und befanden sich gut dabei. Nur die Kriege hörten unter dem philosophischen Kaiser nicht auf.

Einmal gab es Krieg gegen die Markomannen, die damals in Böhmen saßen und um ihrer Körperkraft willen berühmt waren. „Ich will euch meine Löwen mitgeben," sagte Marc Aurel, und die Soldaten zogen fröhlich mit ihren Löwen in den Kampf. Denn sie wußten durch den Namen allein, daß Löwen grausame Tiere von unbezwingbarer Kraft sind.

Als es zur Schlacht kam, sahen die Markomannen mit Erstaunen die gelben Tiere auf sich zuspringen.

„Was ist das?" fragten sie.

Der Führer der Markomannen war nicht naturwissenschaftlich gebildet, aber auch er war ein Philosoph und kannte die Bedeutung von Namen und Worten.

„Das da? das sind Hunde, römische Hunde."

Und da die Markomannen es nicht anders wußten, als daß man Hunde totschlägt, wenn sie lästig werden, so schlugen sie die großen römischen gelben Hunde mit ihren Keulen tot.

Hätten die Markomannen aber Bildung besessen und den Begriff vom Löwen gehabt, so hätten sie auch gewußt, wie stark er ist, hätten sich tot beißen lassen und die Schlacht verloren."

Bei einigen wilden Völkern ist es verboten, den Namen eines Toten oder seiner Verwandten auszusprechen; sogar alle ähnlich lautenden Worte müssen zeitweilig oder für immer verschwinden. Ein anderer Gebrauch ächtet die Worte und Silben, die an den Namen des regierenden Königs anklingen. Fromme Juden dürfen den Namen ihres Gottes Jehovah nicht nennen. Auch wir haben unser Hlonipa, Tepi, Tabu; auch uns wird von Sitte und Mode überall ein favete linguis zugerufen — man denke an die närrischen

Digitized by Google

Euphemismen bei Flüchen oder bei geschlechtlichen Bezeichnungen. Als wäre der Schlauch des Äolus durch ein Wort verschlossen, als lauerte eine verderbensinnende Gottheit, den unvorsichtigen Sprecher beim Worte zu nehmen, wie ein Staatsanwalt auf gewisse Wortverbindungen Jagd macht, die man Majestätsbeleidigungen oder Gotteslästerungen nennt. Man fürchtet noch das Wort, wo die Sache längst aufgehört hat Furcht einzuflößen; so fürchtet man den Atheismus, aber Pantheismus ist sogar auf Universitäten erlaubt. Das Wort Sklaverei vermeidet man; die Sache läßt sich nicht vermeiden. Alte tote Götter werden wieder lebendig, wenn man sie mit neuen Namen behängt; Spinoza sagt Natura und schreibt es mit großem Anfangsbuchstaben, Strauß sagt Universum und verrichtet vor ihm seine Andacht. Das Unerforschliche, das sogar Goethe — von Spencer und dem Philosophen des „Unbewußten" nicht zu reden — stiller Verehrung würdigt, ist ein Wort, eine personifizierende Zusammenfassung dessen, was wir nicht wissen. „Menschheitsdienst statt Gottesdienst", das ist ein Wortdienst statt eines andern, und als Eduard von Hartmann empfahl, sich der Vollendung des Weltprozesses zu weihen, hatte er unserer Wortgläubigkeit wieder einen schönen neuen Fetisch aufgestellt. So sind und bleiben wir „Diener am Wort", wie sich die protestantischen Geistlichen nennen, Knechte an den Ruderbänken der Wortgaleeren; nur daß wir statt der alten Worte Gott, Freiheit, Unsterblichkeit die neuen Worte Recht, Sitte, Wohlfahrt, Glück haben. „Und unsere Minister, unsere Abgeordneten, unsere Journalisten sind die neuen Diener an diesen neuen Worten, sind die künftigen Pfaffen." Das klingt fast nach Stirner; aber wieviel freier ist Mauthner als der Sklave des Ichbegriffs, der abstrakteste aller Wortrealisten und Fetischanbeter, der noch an das grammatikalische Subjekt als Wirklichkeit, als einzige Wirklichkeit glaubt! „Daß, wenn gedacht wird, es Etwas geben muß, das denkt, ist einfach eine Formulierung unserer grammatischen Gewöhnung": dieser sprachkritische Blitz Nietzsches zerschmettert das zu trügerischer Realität aufgereckte Stirner'sche Ich und es bleibt eine leere Wortspielerei. Die „Verführung durch die Grammatik" aber ist vielleicht die aufs höchste gesteigerte Verführung durch die Sprache: ein scholastischer Realismus nicht mehr vor einzelnen noch halbwegs lebendigen Worten, sondern gegenüber den blassen schwebenden Kategorien und Beziehungsformen: ein Heiligenkultus nicht mehr vor Körpern, sondern vor Gewändern und Gewandfalten. Es ist lohnend, in die Psychologie sprachbildender Urzeiten hinabzuleuchten und die gegenseitige Verflechtung zwischen Außenwelt, Sprachform und rückwärts durch Sprachform gefälschter Außenwelt bloßzulegen. Am klarsten ist der Zusammenhang zwischen Substantiv und Substanz, zwischen substantivischer Sprache und substantialistischer Weltanschauung. Das „Hauptwort" wird uns zunächst durch unseren Empfindungsfluß und den uns umgebenden Weltverlauf suggeriert, nämlich durch die relativ beständigen Empfindungsgruppen, die als Bilder von Objekten, Gegenständen aufgefaßt werden; man kann sagen, daß sich im Substantivum der feste Aggregatzustand verrät — eine nur gasförmige oder flüssige Natur würde als Korrelat eine substantivlose Sprache psychologisch hervorrufen. (Cum grano salis zu verstehen, wie alle konditionalen Aussagen über andere Welten und andere Intellekte.) Ferner verschmilzt das Substantiv mit dem Subjektbegriff, der uns durch das Ichgefühl, die Einheit des Selbstbewußtseins gegeben und durch anthropomorphe Analogie in die Außenwelt, in die leblosen Objekte hineingetragen wird. Hier beginnt denn die Mythologie nach zwei Richtungen zu spielen: sie beseelt das Objekt als Träger von Eigenschaften und als Täter von Handlungen. Beide

Digitized by Google

Metaphern, die adjektivische wie die verbale, sind vom Menschen genommen, von menschlichen Gemütszuständen und von menschlichen Tätigkeiten. Ein Satz wie „der Bach treibt das Mühlrad" hat für ein kulturgeschichtlich gebildetes Ohr immer noch den animistischen Klang wie etwa „Poseidon regt das Meer auf"; „der Apfel ist rot" wird einst nicht viel anders empfunden worden sein als „ich bin traurig". Die in der Sprache schlummernde Dingheits- und Subjektskategorie erscheint endlich mit vollem Bewußtsein in der Philosophie: es bilden sich die Begriffe von Körpern, die einfachen und zusammengesetzten Substanzen, mit denen die Scholastik ihre Naturerkenntnis betrieb, Monaden, Moleküle, Atome, lauter ontologische Quiddität en und personenähnliche Substrate, die unter dem Wechsel der Accidentien beharren wie das Substantiv unter den verschiedenfach angehefteten Attributen und Prädikaten, und von denen Tätigkeiten, Kraftwirkungen ausstrahlen wie vom Subjekt der Verbalsatz. Wie sehr das Alles unter dem Bann der abendländischen Sprachen steht, ist mit Händen zu greifen. „Wenn die Indianer und Chinesen das Wort „sein" nicht haben, so haben sie eine andere Logik und verstehen unsere Seinsmetaphysiken nicht." Und wenn — nochmals cum grano salis! — es in unserer Welt nicht so nahezu starre Körper gäbe, so hätte sich vielleicht eine Sprache mit mehr verbalistischem Gepräge und als entsprechende Naturphilosophie eine Art Funktionalismus entwickelt, in dem nicht die fließenden Gestaltgrenzen der Naturdinge, sondern Wirkensweise und gegenseitige Bezogenheit betont würden: eine Anschauung, die übrigens sogar bei uns den Vertretern energetischer und dynamischer Theorien vorschwebt und als Befreiung von unserer substantivischen Sprache angestrebt zu werden scheint. Wiederum mehr adjektivische Färbung müßte eine Sprache gewinnen, die der psychologischen Analyse der Vorstellungen gerecht werden und dem Idealismus zum Ausdruck verhelfen wollte: man kann sagen, daß für die Elementarempfindungen das Adjektiv die zweckmäßigste Bezeichnung ist und daß das Substantiv nur eine gleichzeitige, das Verbum eine successive Reihe von Adjektiven in eine hypothetische Einheit zusammenfaßt.

Bis in die moderne Philosophie und Naturforschung hinein verfolgt Mauthner den Wort- und Kategorienrealismus. Die Wissenschaft hängt an überkommenen Worten und sucht ihnen, weil sie einmal da sind, einen Sinn unterzulegen. Wir leiden an der geistigen Schwäche zu glauben, weil ein Wort da sei, müsse dem Worte etwas Wirkliches entsprechen; weil man Gott, Seele, Entwicklung sagt, ließen sich zugehörige Begriffe definieren. Das ist eine Art Rebusraten, und in einer fremden Sprache; wir schleppen uns mit den Wortresten verstorbener Geschlechter. Sprache ist Totenkult, Ahnenkult, Religion, Bild einer veralteten Weltanschauung, den neuen Beobachtungen noch nicht angepaßt. Götter sind Worte, Worte sind Götter oder Gespenster. Auf Wortstreit und Talmudistik kommen die berühmtesten Fragen hinaus, beispielsweise die Seelenfrage. Hat nur der Mensch eine Seele? Ja und nein, je nach der Definition. Das Tier hat keine Menschenseele, das ist wahr, aber nicht sehr aufschlußreich. Gibt es eine Embryoseele, eine Pflanzenseele, eine Weltseele? Alles Fragen der Definition, des Sprachgebrauches; wer den „Sitz der Seele" sucht, lokalisiert ein Wort. Wortfrage ist, ob Seelisches und Physisches auf einander „wirken" können oder nur „parallel" laufen; Wortfrage, ob zwischen zwei Erscheinungen ein „Art- oder Gradunterschied" besteht, und der ganze Darwinismus würde sich demgemäß in eine façon de parler auflösen. Der Artbegriff ist eine Kategorie der Sprache, nicht der Wirklichkeit; der Zufall entscheidet, welche

Digitized by Google

Merkmale wir als artbildend ansehen, welche nicht, und daß wir z. B. aus Säugetieren und Nichtsäugern, nicht aber aus längsgestreiften und quergestreiften Tieren eine Klassifikation machen, oder daß wir die Blüten nach der Zahl der Staubfäden und nicht nach der Farbe einteilen. Den Artbegriffen verwandt sind die Naturgesetze, auch nur Wortzeichen für beobachtete Ähnlichkeiten; Gravitation, Elektrizität, Äther, Lebenskraft sind Worte, vertretende Einzelworte für ganze Worthaufen, fingierte Träger von Sammelnamen, substantivierte und personifizierte Erscheinungskomplexe, nicht unähnlich den Sternbildern der alten Astronomie oder der virtus dormitiva des Opiums in Molières unsterblicher Promotionsszene. Galls Schädellehre gilt als überwunden; aber wenn die neuere Physiologie wieder die geistigen Vorgänge in bestimmten Gehirnzentren lokalisiert, so restauriert sie die alten „Seelenvermögen", die Statthalter in den Denkprovinzen, und treibt Wortfetischismus. Auch die moderne Psychologie — — aber halten wir einen Augenblick inne, um uns zu fragen: ist es wahrscheinlich, ist es möglich, daß die moderne Wissenschaft das, was an dieser Kritik berechtigt und nicht seinerseits Streit um Worte ist, sich nicht längst selber gesagt haben sollte? Ich stehe vielleicht einer Wissenschaft zu nahe, die in der Kritik ihrer Grundlagen besonders vorsichtig ist (darüber später noch ein Wort); aber haftet irgend eine Wissenschaft noch so naiv an scholastischem Wortglauben, daß sie Namen von Kollektiverscheinungen für selbständige Wesen hält oder gemeinsprachliche Ausdrücke kritiklos hinnimmt, ohne sie eindeutig zu definieren oder wenigstens der unvermeidlichen Mehrdeutigkeit bewußt zu bleiben? Es ist die eine Gefahr des Skeptikers, in einer Wissenschaft, die er nicht selbst von Grund aus kennt, nur die streitenden Stimmen zu hören und nicht den Akkord, nur die endlose Reihe zu sehen und nicht ihre Konvergenz, nur die mangelnden Fundamente zu beachten und nicht die rückwirkende Verfestigung vorläufiger Annahmen durch spätere Systemteile. Und es ist seine andere Gefahr, post festum zu kommen, halboffene Türen einzurennen und da zu befreien, wo Niemand mehr sich gefesselt fühlt. Er baut eigenhändig die Pyramide auf, die er stürzen will, und muß dem feindlichen Dogmatismus mehr in den Mund legen als dieser behauptet; er überhört die freiwilligen einzelnen Zugeständnisse und sieht sich gegenüber nur kompakte Beschränktheit. Er macht die Wortfetische immer wieder lebendig, um sie immer wieder töten zu können — so wie Gott und die Moral nicht stirbt, so lange es Atheisten und Immoralisten gibt. Seltsam; es ist die einzige Verführung der Sprache, von der Mauthner nicht redet, die einzige, gegen die er selbst schwach ist: weil Worte da sind, an Gläubige dieser Worte zu glauben, das Wort als Banner zu sehen und eine feindliche Heerschar dahinter. Unermüdlich warnt er vor der Neigung, Abstrakta zu personifizieren und in Aufmerksamkeit, Gedächtnis, Verstand, Vernunft, Sprache etwas wie Kräfte, Einheiten, Gottheiten zu sehen: aber wer tut das eigentlich? oder wenigstens, wer tut es heute noch? Die Seelenvermögen sind längst in die Mythologie verwiesen, nicht von Herbart oder einem Einzelnen, sondern durch die langsame naturwissenschaftliche Schulung unseres Denkens und die Gewöhnung, in den psychologischen terminis nur Namen für Tatsachenkomplexe und nichts anderes zu sehen. Oder täusche ich mich? Nehme ich eine künftige Geistesbeschaffenheit voraus, die groß zu züchten es eben solcher Taten wie der Sprachkritik bedarf, oder ist es Mauthner, der eine überwundene Denkart noch einmal überwindet, der vielleicht im eigenen Innern nicht ganz fest gegen den Wortrealismus ist und im Substantiv eine geheime Macht, ein

Digitized by Google

„Seelenvermögen" sich aufdrängen fühlt? Sowie der hitzige Atheist eben der ist, der innerlich von Gott nicht los kommt? Worte sind ja bloße Götter!

Mauthner wäre nicht der Seelenkenner, der er ist, wenn dieser feine Verdacht gegen sich selbst und gegen die Zeitgemäßheit seiner Skepsis ihm selber nicht zuerst aufgestiegen wäre. Er weiß von den Kautelen der heutigen Wissenschaft, aber schlägt sie offenbar nicht sehr hoch an. „Die neueren Psychologen arbeiten unter Vorbehalt mit den mythologischen Begriffen so lange weiter, bis sie und die Leser den Vorbehalt vergessen haben." Sie ist aber auch in gewissem Sinne notwendig, diese Hygiene des Vergessens, und Mauthners Buch ist darum gerade so lang und unübersichtlich geworden, weil er seine Vorbehalte nie vergessen kann und kein Wort gebraucht, ohne sich immer wieder umständlich zu reservieren, daß man das Wort eigentlich nicht gebrauchen solle!

* * *

Die Sprachkritik ist eine Tat; damit sie auch ein Ereignis werde, dürfen ihre Freunde eines nicht unversucht lassen, nämlich die notwendige Abschwächung, ohne die alle extremen Dinge lebloses Gedankenspiel werden, ohne die keine Weiterwirkung, kein fruchtbarer Austausch, keine Aufnahme in organische Zusammenhänge möglich ist. Es ist eine persönliche Resignation, aus der ich diese abschwächende und vermittelnde, sozusagen parlamentarische Funktion übernehme; auch ich habe mich mit einem Zerstörungswerk an die Grenzen der Menschheit vorgewagt und im Leeren keinen Widerhall gefunden. Es ist möglich, sich zu isolieren und mit einer Skepsis, die sich kein Jota abdingen läßt, alle Voraussetzungen des gewöhnlichen, auf soziale Übereinstimmungen hinzielenden Denkens abzulehnen; aber die allmächtige Entwicklung flutet über solche nicht anpassungswilligen Einzelnen hinweg, — auch im Blutstrom, der den Kulturleib der Menschheit speist, gibt es Schutzstoffe, Phagocyten, die den feindlichen Fremdkörper einkapseln und außer Zirkulation setzen. „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft, so hab' ich dich schon unbedingt!" So triumphiert der Geist, der stets verneint. Auf die Gefahr hin, das Tiefste und Eigenste der Sprachkritik scheinbar preiszugeben, muß ich gestehen, daß ich mit Mauthners letzten weltauflösenden Konsequenzen — Wortausläufern, sagbaren aber nicht vollziehbaren Urteilen der Schlußinstanz — nichts anzufangen weiß. Nichts mit der Herabsetzung der Wissenschaft zu Wortstreit und Talmudistik, nichts mit der Verzweiflung über das Denken als wertlose Tautologie, nichts mit dem Selbstmord der Sprache und ihrer Erlösung in sprachlose Mystik. Bekanntlich gibt es chikanöse Standpunkte, mit denen man unweigerlich Recht behält und ebenso unweigerlich aus dem Kreise zweckmäßiger Diskussion ausgestoßen wird. Wenn ich Solipsist bin und verlange, daß mir der Gegner seine reale Existenz beweise, oder wenn ich keinen Begriff ohne seine vollständige Definition zulasse, so ist jeder Fortgang des Gesprächs abgeschnitten. Nicht immer ist Mauthner von solcher fruchtloser Unwiderlegbarkeit frei zu sprechen. Dazu rechne ich auf dem engeren sprachwissenschaftlichen Gebiet die häufig wiederholte Behauptung, daß Mundarten und Gemeinsprachen nur Abstrakta seien, daß es „in der Wirklichkeitswelt" nur zeitweilige Individualsprachen, streng genommen nur einzelne Tätigkeiten der Sprachwerkzeuge gebe. Unbestreitbar. Es gibt nicht einmal das; es gibt nur Elementarempfindungen — die wir elementar

Digitized by Google

nennen, weil wir sie nicht weiter zerlegen können, die aber selbst schon hoch zusammengesetzte Verbindungen einfacherer und einfachster Elemente sein mögen — und eigentümliche Verknüpfungsgefühle zwischen einer gegenwärtigen Empfindung und den repräsentativen Abbildern früherer Empfindungen. Z. B. es gibt zwei Klang- oder Geräuschempfindungen, denen wir die Buchstaben s und e als sichtbare Gedächtniszeichen zugeordnet haben; und es gibt eine Kombination, dem Wort See entsprechend, die wir etwa so beschreiben müßten: eine letzte Elementarempfindung e, gesättigt oder getönt mit einer Erinnerungs- oder Dauerempfindung e, in zweiter Linie verknüpft mit einer Erinnerungsempfindung s (denn im Ausklingen des e ist ja sowohl das anlautende s wie die Dehnung des e schon Vergangenheit, also Gedächtnisbild), dazu in weiterer Komplikation verbunden mit Muskelgefühlen des gesprochenen Wortes und unbestimmten Erinnerungen an Gesichtsempfindungen des gedruckten oder geschriebenen Wortes See und an Gesichtsempfindungen einer blauen oder grauen glitzernden Fläche . . . Das alles, und noch endlos viel mehr, spielt sich auf und hinter der Bewußtseinsbühne ab in der Viertelsekunde des gesprochenen Wortes See: ein Drama, das die schärfste psychologische Analyse nicht vollständig entwirren kann. Und doch, auf der andern Seite, die bescheidene Tatsache, daß die tausend oder Millionen Dramen, die sich abspielen, wenn im Laufe eines Jahres im deutschen Sprachgebiet das Wort See erklingt, etwas fabelhaft Gemeinsames haben. Dieses Gemeinsame, das deutsche Wort See, von dem die Sprachforschung redet, mag ein Abstraktum sein, übrigens in nicht höherem Maße, als schon das individuell gesprochene Wort See ein Abstraktum, ein Sammelname für den verwickeltsten Komplex von psychologischen Elementen ist: aber dies vorweg und ein für alle Male zugestanden, heißt es doch jede Wissenschaft lähmen, wenn man sie in jedem Augenblick und Einzelfall zur detaillierten Besinnung auf die Zusammensetzung ihrer Objekte verpflichten will. Wenn also Mauthner Recht hat, daß die sogenannten Sprachgesetze diesen Namen nicht verdienen, weil sie von Ausnahmen und diese wieder von Ausnahmen zweiter Potenz gekreuzt werden — so hat er möglicherweise in den Tatsachen Recht, aber nicht in der Berufung auf die komplexe Beschaffenheit der Sprache, die sie mit allen anderen Objekten der Wissenschaft teilt. Es könnte trotz alledem Sprachgesetze geben, oder meinetwegen Sprachtendenzen, erkennbare Gemeinsamkeiten, vorherrschende Normen, statistische Mittelwerte — was liegt an Worten? — sowie die Biologie oder die Physiologie ihre Gesetze hat, trotzdem auch Leben und Organismus Namen für unaufgelöste Erscheinungskomplexe sind. Wir wollen nicht das Opfer des Intellekts bringen und die Prüfung der Grundlagen soll zur rechten Zeit erneuert und immer wieder erneuert werden; aber eine Wissenschaft aus dem blühenden Arbeitsfelde gerade um die Erntezeit herausdrängen an die fragwürdigen und bestreitbaren Grenzen ihres Bereichs, daß sie sich urkundlich als berechtigt gegen Nachbarn und Aufsichtsbehörden ausweise — das ist eine polizeimäßige Belästigung! Die Entwicklung der meisten Wissenschaften nimmt, wie Mauthner selbst weiß und schildert, den irrationellen Gang: eine lange Zeit wird gebaut, ehe an die Fundamente überhaupt gedacht wird, die unkritische Sammlung und Ordnung der Tatsachen geht der strengen Systematisierung voraus. Und das ist nicht nur nützlich, sondern geradezu Existenzbedingung: eine Wissenschaft, die keinen Schritt ohne Legitimierung aller früheren Schritte tun wollte, könnte den Mutterleib nicht verlassen, würde zum Lithopädion erstarren. Hätte die Mathematik mit dem strengen Zahl- und Funktionsbegriff angefangen, so besäßen wir heute noch keine

Digitized by Google

Logarithmentafeln; wollte die Physiologie nicht weiterschreiten, ehe die Grundbegriffe Leben, Zelle, Organ definiert sind, so wüßten wir heute noch nichts vom Blutkreislauf. Herakles in der Wiege muß die Schlangen der Skepsis erwürgen, wenn er Mann werden will. Und auch das darf man als historisch beglaubigt annehmen, daß die später einsetzende Wortkritik den Bestand angesammelter Kenntnisse und Meinungen gar nicht wesentlich erschüttert und entwertet, sondern nur besser ordnet und schärfer formuliert; auch hier sind es die neuen Aperçus und Beobachtungen, mehr als die rückblickende Skepsis, die völlige Umwälzungen der zeitweiligen Erkenntnis einzuleiten vermögen. Nicht der kluge Frager und Kritiker Sokrates hat die antike Wissenschaft getötet, sondern Archimedes der Beobachter und Erfinder; nicht von der eleatischen Zersetzung des Bewegungsbegriffs, sondern von Galileis Fallversuchen datiert die moderne Mechanik. Können Worte die Erkenntnis nicht wesentlich fördern, wie sollten sie sie wesentlich hindern können?

So gestehe ich auch meine Hoffnung, daß trotz Mauthners Todesurteil die Tage des menschlichen Denkens noch nicht gezählt sein werden. Zwischen den Extremen derer, die Allmacht oder Ohnmacht des Denkens verkünden, scheint eine gerechte Abschätzung nach seinen tatsächlichen Leistungen angebracht zu sein. Auf der einen Seite Hegels Logik, die aus sich heraus die Welt gebiert und entwickelt, auf der anderen Mauthners degradierte Logik, die entweder leere Tautologie oder günstigstenfalls eine zufällige Gruppierung menschlicher Gedächtniszeichen, das bloße gleichgültige Alphabet des Weltkatalogs sein soll: in Wirklichkeit keins von beiden, sondern ein planvoll geführter, teilweise gelungener Versuch, zwischen zwei selbständigen Ordnungen drinnen und draußen gegenseitige vollkommene Korrespondenz herzustellen. Die aristotelische Logik als maschinenmäßige Wortkombinatorik haben wir mit Mauthner und seinen zahlreichen Vorgängern preisgegeben: das ist nach Bacon, Locke, Kant kein Heldenstück mehr. Diese sklavisch an die Sprachformen angeschlossene, von keinem Hauch Psychologie berührte Denkwissenschaft mag man als zufälliges Nebenprodukt der griechischen Grammatik geringschätzen und der Mehrzahl der Grammatiken eine Mehrzahl der Logiken entsprechen lassen, deren jede die äußerlichen Denkgewohnheiten einer geographisch oder geschichtlich begrenzten Gruppe zusammenfaßt. Daß es aber eine Logik gibt, die nicht „die tauben Nüsse der Tautologie trägt", daß eine Wissenschaft von selbständigen, aber nicht platt selbstverständlichen Erzeugnissen des menschlichen Denkens existiert, die keine „Lokalangelegenheit der sogenannten indoeuropäischen Menschheit" ist, dafür haben wir doch ein klassisches Zeugnis in jener Wissenschaft, deren Möglichkeit dem alten Kant als erstaunliches Problem aufging: in der Mathematik! Was Kant ungenau fühlte, als er bestreitbarer Weise die Sätze der Mathematik synthetische, nicht analytische Urteile nannte, können wir noch viel ungenauer, aber unwidersprechlich so ausdrücken: die Sätze der Mathematik sind nicht tautologisch, sie bringen Neues, sie stehen nicht auf der kläglichen Stufe des berühmten Cajus, der sterblich ist, weil alle Menschen sterblich sind! Das Problem der Quadratur des Kreises, zweitausend Jahre vor Christi Geburt den Ägyptern bekannt, ist gegen Ende unseres 19. Jahrhunderts erledigt worden: sollte die arme Menschheit vier Jahrtausende gebraucht haben, um eine Selbstverständlichkeit einzusehen? Und doch liegt die Transcendenz der Kreiszahl schon im Begriff des Kreises, den jeder Bauernjunge hat; die Unmöglichkeit, ein dem Kreise gleiches Quadrat mit Zirkel und Lineal zu zeichnen, folgt mit rein logischer Sicherheit aus dem Umstande, daß die Punkte der Kreislinie gleichen Abstand vom Mittelpunkte haben! Also

Digitized by Google

Logik und doch nicht Tautologie, reines Denken und doch nicht leeres Wortgeräusch! Eben so wenig aber war hier eine Berufung auf Erfahrung, auf die „Wirklichkeitswelt" notwendig, die dem Sensualisten Mauthner als einzige Quelle wertvoll erzählender, nicht geschwätzig wortumschreibender Urteile gilt. Der Streit, ob die Geometrie eine empirische Wissenschaft sei, kann hier unentschieden bleiben, denn das Kreisproblem läßt sich rein arithmetisch fassen, und wir haben rein arithmetische Fragen in schwerer Menge, die bis zum heutigen Tage nicht aufgeklärt sind. Die Arithmetik aber ist doch wohl keine Erfahrungswissenschaft? oder teilt Mauthner die parodistische Skepsis seiner „taufrischen Amme Walburga": „zweimal zwei ist vier. Bei uns. Ob auch wo anders?" Ich muß für diesen Scherz um Vergebung bitten, insonderheit Mauthner selbst; aber seine Stellung zur Mathematik ist mir nicht völlig klar geworden, und mir scheint, daß man auf ein klares Verhältnis zu dieser Wissenschaft von vornherein verzichtet, wenn man Denken und Sprechen gleichsetzt. Ist Sprechen und Denken dasselbe, so muß man entweder Zahlen, Symbole, Formeln zur Sprache rechnen oder der geistigen Tätigkeit des Mathematikers den Titel Denken vorenthalten, der bei Mauthner ja nicht einmal ein Ehrentitel ist. Eine zwecklose Wortrevolution. Es kann bei dieser Gelegenheit ausgesprochen werden, daß Mauthner die Unklarheit unserer wissenschaftlichen Begriffe nicht nur kritisiert, sondern in vielen Fällen steigert, daß er einigermaßen festgestellte Wortsphären, weil sie nicht mit idealer Schärfe begrenzt sind, aus Gewissenhaftigkeit vollends verwischt. Was setzt er nicht alles der Sprache gleich! Denken, Gedächtnis, Bewußtsein, Ich, Individualität, Weltanschauung, — die Liste ließe sich weiterführen. Seine Skepsis arbeitet wie eine schleichende, langsam steigende Flut, die meilenweit alles Erkennbare auslöscht: nicht wie ein wohlgezieltes Geschützfeuer oder eine planmäßig gelegte Mine, die ein bestimmtes Angriffsobjekt haben und von einem bestimmten Angreiferstandpunkt aus dirigiert sind. Kant, der „Alleszermalmer", ließ doch einiges stehn; will Mauthner das begrenzte Zerstörungswerk zur uferlosen Überschwemmung aller wissenschaftlichen Kulturen erweitern, will er der Allesverwüster heißen? Wenn wir nur bestimmt wüßten, daß dieser Nilgott dereinst das Füllhorn mit Blumen, Ähren, Trauben ausschütten, daß der Allesverwüster zuletzt ein Allesbefruchter sein wird? — Er löst die starren Schranken, sprengt veraltete Definitionen, überbrückt Gegensätze, enthüllt Zusammenhänge: gut! Unsere wissenschaftliche Sprache ist nichts Vollendetes, schleppt genug toten Ballast, Wortleichen und Wortgespenster verschollener Jahrtausende: soll darum das Lebendige, das in ihr atmet, auch getötet werden? Die Sprache rächt sich an ihrem Kritiker, und er, der die vorläufigen Stützpunkte und Orientierungen verschmäht, wird mitgerissen von der Komplikation der Erscheinungen und weiß die verwickeltsten Beziehungen der Wirklichkeit nur mit einer hülflosen Kopula auszudrücken: Denken ist Sprechen, Sprache ist Gedächtnis, Gedächtnis ist Bewußtsein. Wozu diese Konfusion, diese nächtliche Auftrennung des Gewebes, das die arme Menschheit mühsam an Tagen gesteigerter Besonnenheit spinnt und weiterspinnt? Rationalistische Träumer haben einmal von der vorsprachlichen Vernunft gefabelt, die sich als Werkzeug ihres Denkens die Sprache erfindet: um diese unhistorische, von keinem Sprachforscher heute mehr geteilte Mythologie abzulehnen, setzt Mauthner Denken und Sprechen gleich. Wir haben vorhin in der Mathematik ein Beispiel sprachlosen Denkens, neologischen, nicht tautologischen Denkens genannt, das zu widerlegen der Sprachkritik aufgegeben sei, wenn sie zugleich Vernunftkritik und mehr als diese sein will.

Digitized by Google

Vielleicht wird man mir entgegenhalten, daß die Mathematik eine Sonderstellung einnehme, daß aber in allen anderen Wissenschaften das Denken nur Sprache, also entweder überflüssige Wortmacherei oder bloße Katalogisierung und Inventarisierung der Beobachtungen sei. Oder gibt Mauthner wenigstens zu, daß sich die Wissenschaften in eine Reihe anordnen lassen (etwa Mechanik, Physik, dann Chemie mit den deskriptiven Naturwissenschaften, zuletzt die „Geisteswissenschaften") und daß deren oberste, der Mathematik näherstehende Glieder immer noch einen anständigen Bruchteil wertvollen, nicht blos tautologischen und registrierenden Denkens enthalten? Nur mit Zagen rechne ich auf dies Zugeständnis, wenn ich mir ins Gedächtnis rufe, daß die speziellen Naturgesetze für den Sprachkritiker auch nur Worte, unvollendete Induktionen, Sammelzeichen und Etiketten für wahrgenommene Ähnlichkeiten und gläubig erwartete künftige Regelmäßigkeiten sind, während ihm unsere obersten umfassendsten Gesetze gar zu „einfachsten Negationen des Unsinns" herabsinken. Gravitation, Entwicklung sind Banknoten, die ein Automat herausgibt, „sobald man den Betrag in Gold vorher hineingeworfen hat"; aber der Stolz des 19. Jahrhunderts, die Erhaltung der Energie, ist sogar „etwas Selbstverständliches, noch weniger als eine Tautologie, nämlich nichts als die Weisheit: wir brauchen keinen Unsinn zu denken." Diese Auffassung ist geistreich, womit ich sie in Mauthners Sinne nicht gelobt habe. Dazu verführen konnte allerdings die spekulative Darstellung bei Robert Mayer, der ein scholastisches Spiel mit den Sätzen: „aus Nichts wird Nichts, Nichts wird zu Nichts, die Ursache ist gleich der Wirkung" treibt und das Energiegesetz zur a priori gültigen Denknotwendigkeit stempelt; diese metaphysischen Scheinbeweise werden, wie Helmholtz sagt, jedem an strenge wissenschaftliche Methodik gewöhnten Naturforscher gerade als die schwächste Seite seiner Leistungen erscheinen. Der philosophische Witz ist nämlich, daß die plausibelsten Behauptungen über Ursache und Wirkung nichts besagen, solange man nicht weiß, was in einem bestimmten Falle Ursache, was Wirkung heißen soll. Es ist bemerkt worden, daß man bei einem bewegten Körper genau so gut sagen kann: verschwindet die Ursache, verschwindet die Wirkung, wie auch: verschwindet die Ursache, bleibt die Wirkung — wenn man nämlich unter Ursache die Kraft, unter Wirkung aber das eine Mal die Geschwindigkeitsänderung, das andere Mal die erlangte Geschwindigkeit versteht. Vor Galilei sagte man auch ex nihilo nihil fit, und schloß daraus, daß ein Körper ohne äußere Einwirkung seinen Ort nicht ändern könne; jetzt weiß man, daß er ohne äußere Einwirkung seine Richtung und Geschwindigkeit nicht ändern kann, und müßte also, wenn Ortsveränderung Etwas ist, sagen „aus Nichts wird Etwas." Cartesius behauptete, daß die „Bewegungsgröße des Weltalls" unveränderlich sei, also auch so etwas, was Mauthner bloße Negation des Unsinns nennen müßte: aber der Unsinn ist leider Wirklichkeit, die Bewegungsgröße des Weltalls ändert sich — und sieht doch auf den ersten Anblick genau so beständig, so substanziell aus wie die Energie: in der einen stecken die Geschwindigkeiten, in der anderen die Quadrate der Geschwindigkeiten. Wir dürfen vielleicht etwas Substanz nennen, wenn wir aus Erfahrung wissen, daß es sich nicht ändert; aber ein Ding Substanz nennen, und dann seine Unveränderlichkeit als selbstverständlich proklamieren ist Scholastik. Was würde Mauthner sagen, wenn ich erklären wollte: die Unsterblichkeit der Seele ist bloße Tautologie, Negation des Unsinns, daß aus Etwas Nichts werden könnte? Nein, die höchsten allgemeinsten Synthesen unserer Naturwissenschaft sind doch etwas mehr als leere Hülsen und taube Nüsse. Aber

Digitized by Google

so machen es die Herren Gegner der Wissenschaft, vom großen dummen Tolstoi bis zum kleinen schlauen Brunetière, vom prinzipiellen Widersacher bis zum nörgelnden Zeugflicker: die speziellen Tatsachen sind ihnen zu winzig und die allgemeinen zu selbstverständlich, das Interessante finden sie bestreitbar und das Unbestreitbare uninteressant. „Die Physik fördert Wahrheiten zu Tage, gegen die sich nichts sagen läßt, die uns aber auch nichts sagen", predigt Richard Wagner wie ein kluger Priester; aber die pittoresken Unwahrheiten, die christliche und indische Metaphysik zu Tage fördert, sagten ihm Etwas.

Wir erwarten große und bleibende Wirkungen von der Sprachkritik. Sie wird unser intellektuelles Gewissen, unseren Sinn für das Tatsächliche, unser Mißtrauen gegen Worte nicht umsonst geschärft haben. Sie gibt uns Blitze, den elenden Schlagwortkultus, die Halbbildung, das Parteiengezänk unserer Tage niederzuschmettern. Sie ruft noch einmal Religion und Moral, die eigensinnigsten Formen des Wortfetischismus, zur Rechenschaft. Sie nimmt die Partei der lebenden Sprache gegen die Papiersprache, der Entwicklung gegen die Erstarrung, der Anschauung gegen die Abstraktion. Sie hat mitzureden bei der Revision unserer wissenschaftlichen Begriffe, bei der Ausscheidung letzter Rückstände von Wortrealismus und Scholastik. Sie wird zu befragen sein, wenn der gegenwärtige Streit um Logik und Psychologie, Erkenntnistheorie und Metaphysik einmal zum Austrag kommen soll. Dies alles ist ihres Amtes; aber dem herostratischen Ehrgeiz, den Tempel menschlicher Sprache und Vernunft niederzubrennen, möge sie beizeiten entsagen. Die Feinde der Erkenntnis werden auch diese neueste Skepsis wie jede andere in ihrem Sinne ausbeuten, und kirchliche wie okkultistische Pfaffen, die sich mit vorläufiger Vollstreckung noch nicht rechtskräftiger Todesurteile immer zu beeilen pflegen, werden ein erschröckliches Zeter- und Blutgeschrei über die gerichtete Hexe Wissenschaft erheben. Es wird der Sprachkritik wie einst der Reformation nicht erspart bleiben, die Schwarmgeister und Mordbrenner, die ihre nächste Gefolgschaft sein werden, um ihrer historischen Aufgabe willen kräftig und rücksichtslos abzuschütteln.

Digitized by Google

Peter Camenzind.

Von **Hermann Hesse.**

(Schluß.)

Ich hieß, da mein Name den Leuten unmöglich auszusprechen war, einfach Signor Pietro. An den schönen, goldigen Abenden saßen wir beisammen in der winzigen Loggetta, Nachbarn, Kinder und Katzen dabei, oder im Laden zwischen den Früchten, Gemüsekörben, Samenschachteln und aufgehängten Rauchwürsten, erzählten einander unsre Erlebnisse, besprachen die Ernteaussichten, rauchten eine Cigarre oder sogen jeder an einem Melonenschnitz. Ich berichtete vom heiligen Franz, von der Geschichte der Portiunkula und der Kirche des Santo, von der heiligen Klara und von den ersten Brüdern. Ernsthaft hörte man zu, stellte tausend kleine Fragen, lobte den Heiligen und ging zur Erzählung und Erörterung neuerer und sensationeller Ereignisse über, unter welchen Räubergeschichten und politische Fehden besonders beliebt waren. Zwischen uns spielten und balgten sich die Katzen, Kinder und Hündlein. Aus eigener Lust und um meinen guten Ruf aufrecht zu erhalten, durchstöberte ich die Legende nach erbaulichen und rührenden Geschichten und freute mich, neben wenigen andern Bücher auch Arnolds „Leben der Altväter und anderer gottseliger Personen" mitgebracht zu haben, dessen treuherzige Anekdoten ich mit kleinen Variationen in ein vulgäres Italienisch übertrug. Vorübergehende blieben ein Weilchen stehen, hörten zu, plauderten mit, und oft wechselte so die Gesellschaft an einem Abend drei, vier mal, nur Frau Nardini und ich waren seßhaft und fehlten nie. Ich hatte meinen Rotwein im Fiasko neben mir stehen und imponierte dem armen und mäßig lebenden Völklein durch meinen stattlichen Weinverbrauch. Allmählich wurden auch die scheuen Mädchen der Nachbarschaft zutraulicher und beteiligten sich am Gespräch von der Türschwelle aus, ließen sich Bildchen schenken und begannen an meine Heiligkeit zu glauben, da ich weder zudringliche Scherze machte noch überhaupt mich um ihre Vertraulichkeit zu bemühen schien. Unter ihnen waren einige großäugige, träumerische Schönheiten, welche aus Bildern des Perugino zu stammen schienen. Ich hatte sie alle gern und freute mich ihrer gutmütig schalkhaften Gegenwart, doch war ich nie in eine von ihnen verliebt, denn die hübschen unter ihnen glichen einander so sehr, daß ihre Schönheit mir stets nur als Rasse und nie als persönlicher Vorzug erschien. Öfter stellte sich auch Mattheo Spinelli ein, ein junges Bürschchen, Sohn des Bäckermeisters, ein geriebener und witziger Kerl. Er konnte eine Menge Tiere nachahmen, wußte über jeden Skandal Bescheid und stak zum Bersten voll von frechen und schlauen Unternehmungen. Wenn ich Legenden erzählte, hörte er mit einer Frömmigkeit und Demut ohne gleichen zu, machte sich nachher aber über die heiligen Väter in naiv vorgebrachten boshaften Fragen, Vergleichen und Vermutungen lustig, zum Entsetzen der Obstfrau und unverhohlenen Entzücken der meisten Zuhörer.

Häufig saß ich auch allein bei Frau Nardini, hörte ihre erbaulichen

Digitized by Google

Reden an und hatte meine unheilige Freude an ihren zahlreichen Menschlichkeiten. Ihr entging kein Fehler und Laster an ihren Nächsten, sie wies ihnen im voraus peinlich abschätzend ihre Plätze im Fegefeuer an. Mich aber hatte sie ins Herz geschlossen und vertraute mir die kleinsten Erlebnisse und Beobachtungen offen und umständlich an. Sie fragte mich nach jedem kleinen Einkauf, wieviel ich bezahlt habe, und wachte darüber, daß ich nicht übervorteilt würde. Sie ließ sich die Lebensläufe der Heiligen erzählen und machte mich dafür mit den Geheimnissen des Obstkaufs, des Gemüsehandels und der Küche bekannt. Eines Abends saßen wir in der gebrechlichen Halle. Ich hatte zum rasenden Entzücken der Kinder und Mädchen ein Schweizerlied gesungen und einen Jodler losgelassen. Sie wanden sich vor Lust, imitierten den Klang der fremden Sprache und zeigten mir, wie komisch mein Kehlkopf beim Jodeln auf und nieder gestiegen sei. Da begann jemand von der Liebe zu sprechen. Die Mädchen kicherten, Frau Nardini verdrehte die Augen und seufzte sentimental, und schließlich ward ich bestürmt, meine eigenen Liebesgeschichten zu erzählen. Ich schwieg über Elisabeth, erzählte aber meine Kahnfahrt mit der Aglietti und meine verunglückte Liebeserklärung. Es war mir sonderbar, diese Geschichte, von der ich außer Richard niemandem je ein Wort anvertraut hatte, nun meiner neugierigen umbrischen Gesellschaft zu erzählen, angesichts der südlich schmalen steinernen Gassen und der Hügel, über welchen der rotgoldene Abend duftete. Ich erzählte ohne viel Reflexion, nach Art der alten Novellen, und doch war mein Herz dabei und ich hatte heimlich Furcht, die Zuhörer würden lachen und mich necken.

Aber als ich zu Ende war, hingen aller Augen teilnehmend traurig an mir.

„Ein so schöner Mann!“ rief eines der Mädchen lebhaft aus. „Ein so schöner Mann, und er hat eine unglückliche Liebe!“

Frau Nardini aber fuhr mir mit ihrer weichen, runden Hand vorsichtig übers Haar und sagte: „Poverino!“

Ein anderes Mädchen schenkte mir eine große Birne und da ich sie bat, den ersten Biß darein zu tun, tat sie es und sah mich dabei ernsthaft an. Als ich aber auch die anderen beißen lassen wollte, litt sie es nicht. „Nein, essen Sie selbst! Ich habe sie Ihnen geschenkt, weil Sie uns Ihr Unglück erzählt haben.“

„Aber Sie werden nun gewiß eine andere lieben,“ sagte ein brauner Weinbauer.

„Nein,“ sagte ich.

„O, Sie lieben immer noch diese böse Erminia?“

„Ich liebe jetzt den heiligen Franz und er hat mich gelehrt, alle Menschen liebzuhaben, euch und die Leute von Perugia und auch alle diese Kinder hier, und sogar den Geliebten der Erminia.“

Eine gewisse Verwicklung und Gefahr kam in dies idyllische Dasein, als ich entdeckte, daß die gute Signora Nardini von dem sehnlichen Wunsch beseelt war, ich möchte endgültig dableiben und sie heiraten. Die kleine Affäre bildete mich zum listigen Diplomaten aus, denn es war keineswegs leicht, diese Träume zu zerstören, ohne die Harmonie zu verderben und die behagliche Freundschaft zu verscherzen. Auch mußte ich an die Rückreise denken. Wäre nicht der Traum meiner zukünftigen Dichtung und die drohende Ebbe meiner Kasse gewesen, so wäre ich dortgeblieben. Ich hätte vielleicht auch, gerade der Ebbe wegen, die Nardini geheiratet. Doch nein, was mich abhielt, war mein noch nicht vernarbter Schmerz um Elisabeth und das Verlangen sie wiederzusehen.

Die runde Witwe fügte sich wider Erwarten leidlich ins Unabänderliche

Digitized by Google

und ließ mich ihre Enttäuschung nicht entgelten. Als ich abreiste, fiel mir vielleicht der Abschied viel schwerer als ihr. Ich verließ viel mehr als ich je in der Heimat verlassen hatte, und nie war mir bei einer Abreise die Hand so herzlich und von so vielen lieben Menschen gedrückt worden. Die Leute gaben mir Früchte, Wein, süßen Schnaps, Brot und eine Wurst mit in den Wagen und ich hatte das ungewohnte Gefühl von Freunden zu scheiden, denen es nicht einerlei war, ob ich ging oder blieb. Frau Annunziata Nardini aber gab mir beim Scheiden einen Kuß auf beide Wangen und hatte Tränen in den Augen.

Früher hatte ich geglaubt, es müsse ein besonderer Genuß sein geliebt zu werden, ohne selbst zu lieben. Ich hatte jetzt erfahren, wie peinlich eine solche sich darbietende Liebe ist, die man nicht erwidern kann. Und doch war ich ein wenig stolz darauf, daß eine fremde Frau mich liebte und zum Manne wünschte.

Schon diese kleine Eitelkeit bedeutete ein Stück Genesung für mich. Frau Nardini tat mir leid und doch wünschte ich die Sache nicht ungeschehen. Auch sah ich allmählich immer mehr ein, daß das Glück mit der Erfüllung äußerer Wünsche wenig zu tun habe und daß die Leiden verliebter Jünglinge, so peinlich sie seien, aller Tragik entbehren. Es tat ja weh, daß ich Elisabeth nicht haben konnte. Aber mein Leben, meine Freiheit, Arbeit und Denkweise blieb mir unverkürzt, und aus der Ferne liebhaben konnte ich sie ja nach wie vor, so viel ich wollte. Diese Gedankengänge und noch mehr die naive Heiterkeit meines Daseins in den umbrischen Monaten waren mir überaus heilsam gewesen. Von jeher hatte ich ein Auge für alles Lächerliche und Schnurrige gehabt und mir nur die Freude daran selber durch Ironie verdorben. Nun ging mir allmählich der Blick für den Humor des Lebens auf und es schien mir immer möglicher und leichter, mich mit meinen Sternen zu versöhnen und mir von der Tafel des Lebens noch den einen oder anderen schönen Bissen zu gönnen.

Freilich, wenn man von Italien heimreist, ist es immer so. Man pfeift auf Prinzipien und Vorurteile, lächelt nachsichtig, trägt die Hände in den Hosentaschen und kommt sich als durchtriebener Lebenskünstler vor. Man ist eine Weile im wohlig warmen Volksleben des Südens mitgeschwommen und denkt nun, das müsse zu Hause so weitergehen. Auch mir war es bei jeder Rückkehr aus Italien so gegangen und damals am meisten. Als ich nach Basel kam und dort das alte steife Leben unverjüngt und unveränderlich antraf, stieg ich von der Höhe meiner Heiterkeit eine Stufe um die andere kleinlaut und ärgerlich herab. Aber etwas von dem Erworbenen keimte doch weiter und seither trieb mein Schifflein durch klare und trübe Wasser nie mehr ohne wenigstens einen kleinen farbigen Wimpel frech und zutraulich flattern zu lassen.

Auch sonst hatten sich meine Anschauungen langsam verändert. Ich fühlte mich ohne großes Bedauern den Jugendjahren entwachsen und den Zeiten entgegenreifen, da man das eigene Leben als eine kurze Wegstrecke betrachten lernt und sich selbst als Wanderer, dessen Gänge und schließliches Verschwinden die Welt nicht groß erregen und beschäftigen. Man behält ein Lebensziel, einen Lieblingstraum im Auge, aber man kommt sich nimmer unentbehrlich vor und gönnt sich unterwegs des öfteren Muße, um ohne Gewissensbisse eine Tagesstrecke zu versäumen, sich ins Gras zu legen, einen Vers zu pfeifen und der lieben Gegenwart ohne Hintergedanken froh zu werden. Bisher war ich, ohne daß ich jemals zu Zarathustra gebetet hatte, doch eigentlich ein Herrenmensch gewesen und hatte es weder an Selbst-

Digitized by Google

verehrung noch an der Mißachtung geringerer Leute fehlen lassen. Nun sah ich allmählich immer besser, daß es keine festen Grenzen gibt und daß im Kreise der Kleinen, Bedrückten und Armen das Dasein nicht nur ebenso mannigfalt, sondern zumeist auch wärmer, wahrhaftiger und vorbildlicher ist als das der Begünstigten und Glänzenden.

Übrigens kam ich gerade rechtzeitig nach Basel zurück, um an der ersten Abendgesellschaft im Hause der inzwischen verheirateten Elisabeth teilzunehmen. Ich war vergnügt, noch frisch und braun von der Reise, und brachte eine Menge lustiger kleiner Erinnerungen mit. Die schöne Frau beliebte mich durch eine feine Vertraulichkeit auszuzeichnen und ich freute mich den ganzen Abend meines Glückes, das mir seinerzeit die Blamage einer verspäteten Werbung erspart hatte. Denn trotz meiner italienischen Erfahrung hatte ich immer noch ein leises Mißtrauen gegen die Frauen, als müßten sie an den hoffnungslosen Qualen der in sie verliebten Männer ihre grausame Freude haben. Zur lebhaftesten Veranschaulichung eines solchen entehrenden und peinlichen Zustandes diente mir eine kleine Erzählung aus dem Kinderschulleben, die ich einst aus dem Mund eines fünfjährigen Knaben vernommen hatte. In der Kinderschule, die er besuchte, herrschte folgender merkwürdige und symbolische Brauch. Hatte ein Knabe sich einer allzu starken Unart schuldig gemacht und es sollten ihm dafür die Höslein gespannt werden, so wurden sechs kleine Mädchen beordert, den Widerstrebenden in der zu jener Züchtigung erforderlichen peinlichen Lage auf der Bank festzuhalten. Da dies Festhaltendürfen als Hochgenuß und große Ehre galt, wurden nur jeweils die sechs artigsten Mädchen, die zeitweiligen Tugendausbünde, der grausamen Wonne teilhaftig. Die spaßige Kindergeschichte gab mir zu denken und hat sich sogar ein paar mal in meine Träume geschlichen, so daß ich wenigstens aus Traumerfahrung weiß, wie elend einem in solcher Lage ums Herz ist.

VII.

Vor meiner Schriftstellerei hatte ich nach wie vor selber keinen Respekt. Ich konnte von meiner Arbeit leben, kleine Ersparnisse zurücklegen und gelegentlich auch meinem Vater etwas Geld senden. Er trug es freudig ins Wirtshaus, sang dort mein Lob in allen Tonarten und dachte sogar daran, mir einen Gegendienst zu leisten. Ich hatte ihm nämlich einmal gesagt, daß ich mein Brot zumeist durch Zeitungsartikel verdiene. Er hielt mich für einen Redakteur oder Berichterstatter wie die ländlichen Bezirksblätter sie haben, und nun diktierte er dreimal väterliche Briefe an mich, in welchen er mir Ereignisse mitteilte, die ihm wichtig schienen und von denen er glaubte, sie würden mir Stoff geben und Geld einbringen. Einmal war es ein Scheunenbrand, dann der Absturz zweier Bergtouristen und das dritte mal das Ergebnis einer Schulzenwahl. Diese Mitteilungen waren schon in einen grotesk tönenden Zeitungsstil gebracht und machten mir wirkliche Freude, denn es waren doch Zeichen einer freundlichen Verbindung zwischen ihm und mir und seit Jahren die ersten Briefe, die ich aus der Heimat erhielt. Sie erquickten mich auch als ungewollte Verhöhnung meiner Schreiberei; denn ich besprach Monat für Monat manches Buch, dessen Erscheinen hinter jenen ländlichen Ereignissen an Wichtigkeit und Folgen weit zurückstand.

Zugleich aber zwangen mich diese Betrachtungen, über mich selbst und mein lang geplantes Lebenswerk eindringlicher nachzudenken.

Digitized by Google

Ich hatte, wie man weiß, den Wunsch, in einer größeren Dichtung den heutigen Menschen das großzügige, stumme Leben der Natur nahe zu bringen und lieb zu machen. Ich wollte sie lehren, auf den Herzschlag der Erde zu hören, am Leben des Ganzen teilzunehmen und im Drang ihrer kleinen Geschicke nicht zu vergessen, daß wir nicht Götter und von uns selbst geschaffen, sondern Kinder und Teile der Erde und des kosmischen Ganzen sind. Ich wollte daran erinnern, daß gleich den Liedern der Dichter und gleich den Träumen unsrer Nächte auch Ströme, Meere, ziehende Wolken und Stürme Symbole und Träger der Sehnsucht sind, welche zwischen Himmel und Erde ihre Flügel ausspannt und deren Ziel die zweifellose Gewißheit vom Bürgerrecht und von der Unsterblichkeit alles Lebenden ist. Der innerste Kern jedes Wesens ist dieser Rechte sicher, ist Gottes Kind und ruht ohne Angst im Schoß der Ewigkeit. Alles Schlechte, Kranke, Verdorbene aber, das wir in uns tragen, widerspricht und glaubt an den Tod.

Ich wollte aber auch die Menschen lehren, in der brüderlichen Liebe zur Natur Quellen der Freude und Ströme des Lebens zu finden; ich wollte die Kunst des Schauens, des Wanderns und Genießens, die Lust am Gegenwärtigen predigen. Gebirge, Meere und grüne Inseln wollte ich in einer verlockend mächtigen Sprache zu euch reden lassen und wollte euch zwingen zu sehen, was für ein maßlos vielfältiges, treibendes Leben außerhalb eurer Häuser und Städte täglich blüht und überquillt. Ich wollte erreichen, daß ihr euch schämet von ausländischen Kriegen, von Mode, Klatsch, Literatur und Künsten mehr zu wissen als vom Frühling, der vor euren Städten sein unbändiges Treiben entfaltet und als vom Strom, der unter euren Brücken hinfließt und von den Wäldern und herrlichen Wiesen, durch welche eure Eisenbahn rennt. Ich wollte euch erzählen, welche goldene Kette unvergeßlicher Genüsse ich Einsamer und Schwerlebiger in dieser Welt gefunden hatte und wollte, daß ihr, die ihr vielleicht glücklicher und froher seid als ich, mit noch größeren Freuden diese Welt entdecket.

Und ich wollte vor allem das schöne Geheimnis der Liebe in eure Herzen legen. Ich hoffte euch zu lehren, allem Lebendigen rechte Brüder zu sein und so voll Liebe zu werden, daß ihr auch das Leid und auch den Tod nicht mehr fürchten, sondern als ernste Geschwister ernst und geschwisterlich empfangen würdet, wenn sie zu euch kämen.

Das alles hoffte ich nicht in Hymnen und hohen Liedern, sondern schlicht, wahrhaftig und gegenständlich darzustellen, ernsthaft und scherzhaft, wie ein heimgekehrter Reisender seinen Kameraden von draußen erzählt.

Ich wollte — ich wünschte — ich hoffte —, das klingt nun freilich komisch. Auf den Tag, an welchem dies viele Wollen einen Plan und Umriß bekäme, wartete ich noch immer. Aber ich hatte wenigstens viel gesammelt. Nicht nur im Kopf, sondern auch in einer Menge von schmalen Büchlein, die ich auf Reisen und Märschen in der Tasche trug und von denen alle paar Wochen eines voll wurde. Da hatte ich knapp und kurz Notizen über alles Sichtbare in der Welt aufgeschrieben, ohne Reflexionen und ohne Verbindungen. Es waren Skizzenhefte wie die eines Zeichners und sie enthielten in kurzen Worten lauter reale Dinge: Bilder aus Gassen und Landstraßen, Silhouetten von Gebirgen und Städten, erlauschte Gespräche von Bauern, Handwerksburschen, Marktweibern, ferner Wetterregeln, Notizen über Beleuchtungen, Winde, Regen, Gestein, Pflanzen, Tiere, Vogelflug, Wellenbildungen, Meerfarbenspiel und Wolkenformen. Gelegentlich hatte ich auch kurze Geschichten daraus bearbeitet und veröffentlicht, als Natur-

Digitized by Google

und Wanderstudien, doch alles ohne Beziehungen zum Menschlichen. Mir war die Geschichte eines Baumes, ein Tierleben oder die Reise einer Wolke auch ohne menschliche Staffage interessant genug gewesen.

Daß eine größere Dichtung, in welcher überhaupt keine Menschengestalten auftreten, ein Unding sei, war mir schon öfters durch den Kopf gegangen, doch hing ich jahrelang an diesem Ideal und hegte die dunkle Hoffnung, es möchte vielleicht einmal eine große Inspiration dies Unmögliche überwinden. Nun sah ich endgültig ein, daß ich meine schönen Landschaften mit Menschen bevölkern müsse und daß diese gar nicht natürlich und treu genug dargestellt werden könnten. Da war unendlich viel nachzuholen, und ich hole heute noch daran nach. Bis dahin waren die Menschen insgesamt ein Ganzes und im Grunde Fremdes für mich gewesen. Neuerdings lernte ich, wie lohnend es ist, statt einer abstrakten Menschheit Einzelne zu kennen und zu studieren, und meine Notizbüchlein und mein Gedächtnis füllte sich mit ganz neuen Bildern.

Der Anfang dieser Studien war ganz erfreulich. Ich trat aus meiner naiven Gleichgültigkeit heraus und gewann Interesse an mancherlei Leuten. Ich sah, wie viel Selbstverständliches mir fremd geblieben war, aber ich sah auch, wie das viele Wandern und Schauen mir die Augen geöffnet und geschärft habe. Und da von jeher eine Vorliebe mich zu ihnen gezogen hatte, gab ich mich besonders gerne und häufig mit Kindern ab.

Immerhin war das Beobachten der Wolken und Wellen erfreulicher gewesen als das Menschenstudieren. Mit Erstaunen nahm ich wahr, daß der Mensch von der übrigen Natur sich vor allem durch eine schlüpfrige Gallert von Lüge unterscheidet, die ihn umgibt und schützt. In Kürze beobachtete ich an allen meinen Bekannten dieselbe Erscheinung — das Ergebnis des Umstandes, daß jeder eine Person, eine klare Figur vorzustellen genötigt wird, während doch keiner sein eigenstes Wesen kennt. Mit sonderbaren Gefühlen stellte ich an mir selber dasselbe fest und gab es nun auf, den Personen auf den Kern dringen zu wollen. Bei den meisten war die Gallert viel wichtiger. Ich fand sie überall auch schon an den Kindern, welche stets, bewußt oder unbewußt, lieber eine Rolle mimen als sich ganz unverhüllt und instinktiv kundgeben.

Nach einiger Zeit kam es mir vor, ich mache keine Fortschritte mehr und verliere mich an spielerische Einzelheiten. Zunächst suchte ich den Fehler bei mir selbst, doch konnte ich mir bald nicht mehr verhehlen, daß ich enttäuscht war und daß meine Umgebung mir die Menschen nicht gab, die ich suchte. Ich brauchte nicht Interessantheiten, sondern Typen. Das bot mir weder das Volk der Akademiker noch der Kreis der Gesellschaftsmenschen. Mit Sehnsucht dachte ich an Italien, und mit Sehnsucht an die einzigen Freunde und Begleiter meiner vielen Fußreisen, die Handwerksburschen. Mit solchen war ich viel gewandert und hatte unter ihnen viele prachtvolle Burschen gefunden.

Es war vergeblich, die Herberge zur Heimat und einige wilde Pennen aufzusuchen. Die Menge der unständigen Durchwanderer diente mir nicht. So stand ich denn wieder eine Weile ratlos, hielt mich an die Kinder und studierte viel in Kneipen herum, wo natürlich auch nichts zu holen war. Es kamen ein paar traurige Wochen, da ich mir mißtraute, meine Hoffnungen und Wünsche lächerlich übertrieben fand, mich viel im Freien umhertrieb und wieder halbe Nächte beim Wein verbrütete.

Auf meinen Tischen hatten sich damals wieder ein paar Stöße von Büchern angesammelt, die ich gern behalten hätte, statt sie dem Antiquar zu geben; doch war kein Raum in meinen Schränken mehr. Um endlich

Digitized by Google

abzuhelfen, suchte ich eine kleine Schreinerei auf und bat den Meister, zum Ausmessen eines Bücherschafts in meine Wohnung zu kommen.

Er kam, ein kleiner langsamer Mann mit bedächtigen Manieren, er maß den Raum aus, kniete am Boden, streckte den Meterstab zur Decke, stank ein wenig nach Leim und notierte eine Zahl um die andere behutsam mit zollgroßen Ziffern in sein Notizbuch. Zufällig geschah es, daß er bei seinem Hantieren an einen mit Büchern beladenen Sessel stieß. Ein paar Bände fielen herunter und er bückte sich, sie aufzuheben. Unter den Büchern war ein kleines Handlexikon der Handwerksburschensprache. Man findet den kleinen Kartonband fast in allen deutschen Handwerksburschenherbergen, ein gut gemachtes und ergötzliches Büchlein.

Der Schreiner, als er das ihm wohlbekannte Bändchen sah, blickte kurios zu mir herüber, halb belustigt und halb mißtrauisch.

„Was gibt's?" frage ich.

„Mit Verlaub, ich sehe da ein Buch, das ich auch kenne. Haben Sie das wirklich studiert?"

„Studiert hab' ich die Kundensprache auf der Landstraße," erwiderte ich, „aber man schlägt schon gern einmal einen Ausdruck nach."

„Wahrhaftig!" rief er. „Ja sind Sie denn selber einmal auf der Walze gewesen?"

„Nicht ganz so wie Sie meinen. Aber gewandert bin ich genug und habe in mancher Penne übernachtet."

Er hatte unterdeß die Bücher wieder aufgeschichtet und wollte gehen.

„Wo haben Sie sich denn seinerzeit herumgeschlagen?" fragte ich ihn.

„Von hier bis Koblenz, und später noch auf Genf hinunter. Es war nicht meine schlechteste Zeit."

„Haben Sie auch ein paarmal gebrummt?"

„Bloß einmal, in Durlach."

„Sie müssen mir noch erzählen, wenn Sie wollen. Sehen wir uns einmal bei einem Schoppen?"

„Nicht gern, Herr. Aber wenn Sie einmal nach Feierabend zu mir hereinkommen und fragen: wie gehts? wie stehts? ist mirs schon recht. Wenn Sie nicht bloß Schindluder mit mir treiben wollen."

Einige Tage später, es war bei Elisabeth offener Abend, blieb ich auf der Straße stehen und besann mich, ob ich nicht lieber zu meinem Schreiner gehen sollte. Und ich kehrte um, ließ den Gehrock zu Haus und besuchte den Schreiner. Die Werkstatt war schon geschlossen und dunkel, ich stolperte durch eine finstere Hausflur und einen engen Hof, kletterte im Hinterhaus die Treppe auf und ab und fand schließlich an einer Türe ein geschriebenes Schild mit des Meisters Namen. Eintretend gelangte ich direkt in eine sehr kleine Küche, wo ein mageres Weib das Abendessen rüstete und zugleich über drei Kinder zu wachen hatte, welche den engen Raum mit Leben und erheblichem Getöse erfüllten. Befremdet führte mich die Frau in die nächste Stube, wo der Schreiner mit der Zeitung am dämmerigen Fenster saß. Er knurrte bedenklich, da er mich im Finstern für einen zudringlichen Kunden hielt, dann erkannte er mich und gab mir die Hand.

Da er überrascht und verlegen war, wandte ich mich den Kindern zu; sie flohen vor mir in die Küche zurück und ich folgte nach. Da ich dort die Hausfrau eine Reisspeise bereiten sah, erwachten in mir die Er-

Digitized by Google

innerungen an die Küche meiner umbrischen Padrona und ich beteiligte mich an der Kocherei. Bei uns wird meistens der schöne Reis gewissenlos zu einer Art Kleister verkocht, welcher nach gar nichts schmeckt und widerlich klebrig zu essen ist. Auch hier war das Unglück schon im Gang und ich konnte eben noch die Speise retten, indem ich nach Topf und Schaumlöffel langte und mich eiligst der Zubereitung selber annahm. Die Frau fügte sich und war erstaunt, der Reis gelang leidlich, wir trugen ihn auf, zündeten die Lampe an und auch ich erhielt meinen Teller.

Die Schreinersfrau verwickelte mich an diesem Abend in so eingehende Gespräche über Küchenfragen, daß der Mann fast gar nicht zu Worte kam und wir die Erzählung seiner Wanderabenteuer auf ein andermal verschieben mußten. Übrigens spürten die Leutlein bald, daß ich nur äußerlich ein Herr, eigentlich aber ein Bauernsohn und Kind des armen Volkes war, und so wurden wir schon am ersten Abend befreundet und vertraulich miteinander. Denn wie sie in mir den Gleichbürtigen erkannten, so witterte auch ich in dem ärmlichen Hauswesen die Heimatluft der kleinen Leute. Die Menschen hatten hier keine Zeit zu Feinheiten, zu Posen, zu Komödien, ihnen war das herbe arme Leben auch ohne das Mäntelein der Bildung und höheren Interessen lieb und viel zu gut, um es mit schönen Reden zu tapezieren.

Immer öfter kam ich wieder und vergaß bei dem Schreiner nicht nur den lumpigen Gesellschaftskram, sondern auch meine Traurigkeit und Nöte. Mir war, ich fände hier ein Stück Kindheit für mich aufbewahrt und setze hier das Leben fort, welches seinerzeit die Patres abgebrochen hatten, als sie mich auf Schulen schickten.

Über eine rissige und schweißgelbe Landkarte veralteten Stils gebückt verfolgte der Schreiner mit mir seine und meine Fahrten und wir freuten uns über jedes Stadttor und jede Gasse, die wir beide kannten, wir frischten Handwerksburschenwitze auf und sangen sogar einmal mehrere von den ewigjungen Straubingerliedern. Wir sprachen von den Sorgen des Handwerks, vom Haushalt, von den Kindern, von städtischen Dingen und ganz allmählich geschah es, daß der Meister und ich sachte die Rollen vertauschten und ich der Dankbare, er der Gebende und Lehrende war. Ich fühlte aufatmend, daß mich hier statt der Salontöne Realitäten umgaben.

Unter seinen Kindern fiel ein fünfjähriges Mädchen durch seine zarte Besonderheit auf. Sie hieß Agnes, doch rief man ihr Agi, war blond, blaß und von schmächtigen Gliedern, hatte schüchterne, weite Augen und eine sanfte Scheu im Wesen. Eines Sonntags, als ich die Familie zu einem Spaziergang abholen wollte, war Agi krank. Die Mutter blieb bei ihr, wir andere pilgerten langsam zur Stadt hinaus. Hinter Sankt Margreten setzten wir uns auf eine Bank, die Kinder liefen Steinen, Blumen und Käfern nach und wir Männer überschauten die sommerlichen Wiesen, den Binninger Friedhof und den schönen bläulichen Zug des Jura. Der Schreiner war müde, bedrückt und still und schien Sorgen zu haben.

„Wo fehlt's, Meister?" fragte ich, als die Kinder weit genug weg waren. Er sah mir verloren und traurig ins Gesicht.

„Sehen Sie's denn nicht?" fing er an. „Die Agi will mir sterben. Ich weiß es schon lang und hab mich gewundert, daß sie nur so alt geworden ist, sie hat ja immer den Tod in den Augen gehabt. Aber jetzt müssen wir daran glauben."

Ich fing zu trösten an, doch hörte ich bald von selber auf.

„Sehen Sie," lachte er traurig, „Sie glauben ja auch nicht dran, daß das Kind durchkommt. Ich bin kein Stündler, wissen Sie, und geh auch nur alle

Digitized by Google

Jubeljahr einmal in die Kirche, aber das spür ich wohl, daß jetzt der Herrgott ein Wörtlein mit mir reden will. 's ist ja nur ein Kind, und gesund ist sie nie gewesen, aber weiß Gott, sie war mir lieber als die andern zusammen."

Mit Gejodel und tausend kleinen Fragen kamen die Kinder dahergerannt, umdrängten mich, ließen sich die Namen der Blumen und Gräser von mir sagen und wollten schließlich Geschichten erzählt haben. Da erzählte ich ihnen von den Blumen, Bäumen und Büschen, daß sie gleich den Kindern jedes eine Seele und jedes seinen Engel haben. Auch der Vater hörte zu, lächelte und gab je und je seine leise Bekräftigung. Wir sahen die Berge blauer werden, hörten Abendgeläute und gingen heim. Auf den Wiesen lag ein rötlicher Abendhauch, die fernen Münstertürme ragten klein und dünn in die warme Luft, am Himmel ging das Sommerblau in schöne grünliche und goldige Farben über, die Bäume hatten lange Schatten. Die Kleinen waren müd und still geworden. Sie dachten an die Engel der Mohnblüten, Nelken und Glockenblumen, indes wir Alten an die kleine Agi dachten, deren Seele schon bereit war Flügel zu empfangen und uns kleine bange Schar zu verlassen.

In den zwei nächsten Wochen ging es gut. Das Mädchen schien zu genesen, konnte für Stunden das Bett verlassen und sah in ihren kühlen Kissen hübscher und vergnügter aus als je. Dann kamen ein paar fieberige Nächte und nun sahen wir, ohne mehr davon zu reden, daß das Kind nur noch für Wochen oder Tage unser Gast sein würde. Nur einmal kam ihr Vater darauf zu sprechen. Es war in der Werkstatt. Ich sah ihn im Brettervorrat stöbern und wußte von selber, daß er daran ging die Stücke für einen Kindersarg zusammenzusuchen.

„Es muß doch nächstens geschehen," sagte er, „und da mach ich es lieber nach Feierabend für mich allein."

Ich saß auf einer Hobelbank, während er an der anderen arbeitete. Als die Bretter sauber behobelt waren, zeigte er sie mir mit einer Art von Stolz. Es war ein schönes, gesund gewachsenes, fehlerloses Tannenholz.

„Ich will auch keinen Nagel hineinschlagen, sondern die Teile schön ineinanderpassen, daß es ein gutes und dauerhaftes Stück gibt. Aber für heute ist's genug, wir wollen zur Frau hinauf gehen."

Die Tage vergingen, heiße, wundervolle Hochsommertage, und ich saß jeden Tag eine Stunde oder zwei bei der kleinen Agi, erzählte ihr von den schönen Wiesen und Wäldern, hielt ihr leichtes schmales Kinderhändlein in meiner breiten Hand und sog mit ganzer Seele die liebe, lichte Anmut ein, die bis zum letzten Tage um sie her war.

Alsdann standen wir ängstlich und traurig dabei und sahen, wie der kleine magere Körper noch einmal Kräfte sammelte, um mit dem starken Tode zu kämpfen, der sie schnell und leicht bezwang. Die Mutter war still und stark; der Vater lag über der Bettstatt und nahm hundertmal Abschied, streichelte das Blondhaar und liebkoste seinen toten Liebling.

Es kam die schlichte, kurze Feier der Beerdigung, und die beklommenen Abende, da die Kinder nebenan in ihren Betten weinten. Es kamen die schönen Gänge auf den Friedhof, wo wir das frische Grab bepflanzten und ohne zu sprechen beieinander auf der Bank in den kühlen Anlagen saßen und an die Agi dachten und mit anderen Augen als sonst die Erde betrachteten, in der unser Liebling lag, und die Bäume und den Rasen, die darüber wuchsen, und die Vögel, deren Spiel ungehemmt und fröhlich durch den stillen Friedhof klang.

Digitized by Google

Daneben ging der strenge Werktag seinen Lauf, die Kinder sangen wieder, balgten sich, lachten und wollten Geschichten hören, und wir alle gewöhnten uns unvermerkt daran, unsre Agi nimmer zu sehen und einen schönen, kleinen Engel im Himmel zu haben.

Über alle dem hatte ich die Gesellschaften des Professors gar nicht mehr und das Haus Elisabeths nur wenige mal besucht, und dann war mir im lauen Strom der Gespräche sonderbar ratlos und beklommen zu Mut gewesen. Jetzt suchte ich beide Häuser auf und fand an beiden geschlossene Türen, da alles längst auf dem Lande war. Erst jetzt bemerkte ich mit Erstaunen, daß ich die heiße Jahreszeit und das Ferienmachen über der Freundschaft mit dem Schreinershaus und über der Krankheit des Kindes ganz vergessen hatte. Früher wäre es mir ganz unmöglich gewesen, den Juli und August in der Stadt zu bleiben.

Ich nahm für kurze Zeit Abschied und unternahm eine Fußreise durch den Schwarzwald, die Bergstraße und den Odenwald. Unterwegs war es mir ein ungewohntes Vergnügen, den Basler Schreinerskindern aus schönen Orten Ansichtskarten zu senden und überall mir vorzustellen, wie ich ihnen und ihrem Vater später von der Reise erzählen würde.

In Frankfurt beschloß ich, mir noch ein paar Reisetage zu gönnen. In Aschaffenburg, Nürnberg, München und Ulm genoß ich mit neuer Lust die Werke der alten Kunst und schließlich machte ich noch ganz harmlos einen Halt in Zürich. Bisher, in all den Jahren, hatte ich diese Stadt wie ein Grab gemieden, nun schlenderte ich durch die bekannten Straßen, suchte die alten Kneipen und Gärten wieder auf und konnte ohne Schmerz der vergangenen schönen Jahre denken. Die Malerin Aglietti hatte geheiratet und man sagte mir ihre Adresse. Gegen Abend ging ich hin, las an der Haustür ihres Mannes Namen, sah an den Fenstern hinauf und zögerte einzutreten. Da begannen die alten Zeiten mir lebendig zu werden und meine Jugendliebe erwachte halb aus ihrem Schlaf mit leisem Schmerz. Ich kehrte um und habe mir das schöne Bild der geliebten welschen Frau durch kein unnützes Wiedersehen verdorben. Weiterschlendernd besuchte ich den Seegarten, wo die Künstler damals ihr Sommernachtfest begangen hatten, schaute auch an dem Häuschen hinauf, in dessen Mansarde ich drei kurze, gute Jahre gehaust hatte, und über alle den Erinnerungen trat mir unversehens der Name Elisabeth auf die Lippen. Die neue Liebe war doch stärker als ihre älteren Schwestern. Sie war auch stiller, bescheidener und dankbarer.

Um mir die gute Stimmung zu bewahren, nahm ich ein Boot und ruderte behaglich langsam in den warmen, lichten See. Es wollte Abend werden und am Himmel hing eine einzige schöne, schneeweiße Wolke. Ich hatte sie fortwährend im Auge und nickte ihr zu, an die Wolkenliebe meiner Kinderzeit denkend, und an Elisabeth, und auch an jene gemalte Wolke Segantinis, vor welcher ich Elisabeth einmal so schön und hingegeben hatte stehen sehen. Die durch kein Wort und unreines Begehren getrübte Liebe zu ihr hatte ich nie so beglückend und reinigend empfunden wie jetzt, da ich beim Anblick der Wolke ruhig und dankbar alles Gute meines Lebens übersah und statt der frühern Wirren und Leidenschaften nur die alte Sehnsucht der Knabenzeit in mir fühlte — auch sie reifer und stiller geworden.

Von jeher war ich gewohnt, zum ruhigen Takt der Ruderschläge irgend etwas zu summen oder zu singen. Ich sang auch jetzt leise vor mich hin und merkte erst im Singen, daß es Verse waren. Sie blieben mir im Gedächtnis und ich schrieb sie zuhause auf, als Andenken an den schönen Züricher Seeabend.

Digitized by Google

Wie eine weiße Wolke
Am hohen Himmel steht,
So licht und schön und ferne
Bist du, Elisabeth.

Die Wolke geht und wandert,
Kaum hast du ihrer Acht,
Und doch durch deine Träume
Geht sie bei dunkler Nacht.

Geht und erglänzt so selig,
Daß fortan ohne Rast
Du nach der weißen Wolke
Ein süßes Heimweh hast.

In Basel fand ich einen Brief aus Assisi für mich daliegen. Er war von Frau Annunziata Nardini, und voll erfreulicher Nachrichten. Sie hatte nun doch einen zweiten Mann gefunden! Übrigens tue ich besser, ihn unverändert mitzuteilen.

Hochgeehrter und sehr lieber Herr Peter!

Erlauben Sie Ihrer treuen Freundin die Freiheit, Ihnen einen Brief zu schreiben. Es hat Gott gefallen mir ein großes Glück zu bescheren, und ich möchte Sie auf den zwölften Oktober zu meiner Hochzeit einladen. Er heißt Menotti und hat zwar wenig Geld, doch liebt er mich sehr und hat schon früher mit Früchten gehandelt. Er ist hübsch, aber nicht so groß und schön wie Sie, Herr Peter. Er wird auf der Piazza Obst verkaufen, während ich im Laden bleibe. Auch die schöne Marietta vom Nachbar wird heiraten, jedoch nur einen Maurer aus der Fremde.

Ich habe jeden Tag an Sie gedacht und vielen Leuten von Ihnen erzählt. Ich habe Sie sehr lieb und auch den Heiligen, welchem ich vier Kerzen zu Ihrem Andenken gestiftet habe. Auch Menotti wird sehr froh sein, wenn Sie zur Hochzeit kommen. Wenn er unfreundlich gegen Sie sein sollte, werde ich es ihm verbieten. Leider hat sich gezeigt, daß der kleine Mattheo Spinelli wirklich, wie ich stets gesagt habe, ein Bösewicht ist. Er hat mir oft Citronen gestohlen. Jetzt ist er hinweggebracht worden, weil er seinem Vater, dem Bäcker, zwölf Lire stahl und weil er den Hund des Bettlers Giangiacomo vergiftet hat.

Ich wünsche Ihnen den Segen Gottes und des Heiligen. Ich habe große Sehnsucht nach Ihnen.

Ihre untertänige und treue Freundin
Annunziata Nardini.

Nachschrift.

Unsere Ernte war mäßig. Die Trauben standen sehr schlecht, auch Birnen gab es nicht genug, aber die Limonen waren sehr reichlich, nur mußten wir sie zu billig verkaufen. In Spello geschah ein schreckliches Unglück. Ein junger Mensch hat seinen Bruder mit einer Harke erschlagen, man weiß nicht weshalb, aber gewiß ist er eifersüchtig auf ihn gewesen, obwohl es sein eigener Bruder war.

Leider konnte ich der verlockenden Einladung nicht folgen. Ich schrieb meinen Glückwunsch und stellte meinen Besuch aufs nächste Frühjahr in Aussicht. Dann ging ich mit dem Brief und mit einem mitgebrachten Nürnberger Geschenk für die Kinder zu meinem Schreinermeister.

Dort fand ich eine unerwartet große Veränderung. Abseits vom Tisch, gegen das Fenster hin, hockte eine groteske, schiefe Menschengestalt in

Digitized by Google

einem Stuhl, der wie ein Kinderſeſſel mit einer Bruſtwehr verſehen war. Es war Boppi, der Bruder der Meiſtersfrau, ein armer halb gelähmter Verwachſener, für welchen nach dem kürzlich erfolgten Tod ſeiner alten Mutter nirgends ſich ein Plätzchen gefunden hatte. Widerſtrebend hatte ihn der Schreiner einſtweilen zu ſich genommen und die beſtändige Gegenwart des kranken Krüppels lag wie ein Schrecken auf dem geſtörten Hausweſen. Man hatte ſich noch nicht an ihn gewöhnt; den Kindern graute vor ihm, die Mutter war mitleidig, verlegen und gedrückt, der Vater offenbar verſtimmt.

Boppi hatte auf einem häßlichen Doppelhöcker ohne Hals einen großen, ſtarkzügigen Kopf mit breiter Stirn, ſtarker Naſe und ſchönem leidendem Munde ſitzen, die Augen waren klar, aber ſtill und etwas verängſtigt, und die merkwürdig kleinen und hübſchen Hände lagen fortwährend weiß und ruhig auf der ſchmalen Bruſtwehr. Auch ich war befangen und verſtimmt über den armen Eindringling, und zugleich war es mir peinlich, den Schreiner die kurze Geſchichte des Kranken erzählen zu hören, während dieſer daneben ſaß und auf ſeine Hände ſchaute, ohne von jemand angeredet zu werden. Krüppel war er von Geburt, doch hatte er die Volksſchule durchgemacht und konnte jahrelang durch Strohflechten ſich ein wenig nützlich machen, bis ihn wiederholte Gichtanfälle teilweiſe lähmten. Seit Jahren lag er nun entweder zu Bett oder ſaß in ſeinem ſonderbaren Stuhl zwiſchen Kiſſen geklemmt. Die Frau wollte wiſſen, er habe früher viel und ſchön für ſich geſungen, doch hatte ſie ihn jahrelang nicht mehr gehört und hier im Hauſe hatte er noch nie geſungen. Und während all dies erzählt und beſprochen wurde, ſaß er da und blickte vor ſich hin. Mir ward nicht wohl dabei und ich ging bald wieder weg und blieb die nächſten Tage dem Hauſe fern.

Mein Leben lang war ich ſtark und geſund geweſen, hatte nie eine ernſte Krankheit gehabt und die Leidenden, namentlich Krüppel, mit Mitleid, aber auch ein wenig verächtlich betrachtet; nun paßte es mir durchaus nicht, mein behaglich heiteres Leben in der Handwerkerfamilie durch die unerquickliche Laſt dieſer elenden Exiſtenz geſtört zu finden. Ich verſchob darum einen zweiten Beſuch von Tag zu Tag und ſann vergeblich nach, wie ich uns den lahmen Boppi vom Halſe ſchaffen könnte. Es mußte ſich irgend eine Möglichkeit finden, ihn mit geringen Koſten in einem Spital oder Pfründhaus unterzubringen. Mehrmals wollte ich den Schreiner aufſuchen, um mit ihm darüber zu beraten, doch ſcheute ich mich, ungefragt davon anzufangen, und vor der Begegnung mit dem Kranken hatte ich ein kindiſches Grauen. Es war mir widerlich, ihn immer zu ſehen, ihm die Hand geben zu müſſen.

So ließ ich einen Sonntag verſtreichen. Am zweiten Sonntag war ich ſchon im Begriff, mit einem Frühzug in den Jura auszufliegen, ſchämte mich dann aber doch meiner Feigheit, blieb da und ging nach Tiſch zu dem Schreiner.

Mit Widerſtreben gab ich Boppi die Hand. Der Schreiner war ärgerlich und ſchlug einen Spaziergang vor; er war, wie er mir mitteilte, des ewigen Elends überdrüſſig und ich freute mich, ihn meinen Vorſchlägen zugänglich zu wiſſen. Die Frau wollte dableiben, da bat ſie der Krüppel, ſie möchte mitgehen, da er gut allein bleiben könne. Wenn er nur ein Buch und ein Glas Waſſer neben ſich habe, könne man ihn einſchließen und unbeſorgt zurücklaſſen.

Und wir, die wir uns doch ſämtlich für ganz leidliche und gutherzige Leute hielten, ſchloſſen ihn ein und gingen ſpazieren! Und wir waren vergnügt, hatten unſern Spaß mit den Kindern, freuten uns der ſchönen goldigen Herbſtſonne, und keiner von uns ſchämte ſich und keinem ſchlug das

Digitized by Google

Herz, daß wir den Lahmen allein im Hause hatten liegen lassen! Wir waren vielmehr froh, seiner für eine Weile ledig zu sein, atmeten erleichtert die klare, sonnenwarme Luft und boten den Anblick einer dankbaren und biederen Familie, die Gottes Sonntag mit Verstand und Dank genießt.

Erst als wir am Grenzacher Hörnli zu einem Glas Wein eingekehrt waren und im Wirtsgarten um den Tisch saßen, kam der Vater auf Boppi zu sprechen. Er klagte über den lästigen Gast, seufzte über die Beengung und Verteuerung seines Haushalts und schloß lachend mit der Bemerkung: „Na, hier draußen kann man wenigstens noch eine Stunde vergnügt sein, ohne daß er einen stört!"

Bei diesem unbedachten Wort sah ich plötzlich den armen Lahmen vor mir, flehend und leidend, ihn, den wir nicht liebten, den wir loszuwerden trachteten und der jetzt von uns verlassen und eingeschlossen einsam und traurig in der dämmernden Stube saß. Es fiel mir ein, daß es nun bald zu dunkeln beginnen müsse und daß er nicht im stande sein würde, Licht zu machen oder dem Fenster näher zu rücken. Also würde er das Buch weglegen und im Halbdunkel allein sitzen müssen, ohne Gespräch oder Zeitvertreib, indes wir hier Wein tranken, lachten und uns vergnügten. Und es fiel mir ein, wie ich den Nachbarn in Assisi vom heiligen Franz erzählt hatte und wie ich geflunkert hatte, er hätte mich gelehrt alle Menschen liebzuhaben. Wozu hatte ich das Leben des Heiligen studiert und seinen herrlichen Gesang der Liebe auswendig gelernt und seine Spuren auf den umbrischen Hügeln gesucht, wenn nun ein armer und hülfloser Mensch dalag und leiden mußte, während ich davon wußte und ihn trösten konnte?

Die Hand eines mächtigen Unsichtbaren legte sich auf mein Herz, drückte es nieder und füllte es mit so viel Scham und Schmerz, daß ich zitterte und unterlag. Ich wußte, daß Gott jetzt mit mir ein Wort reden wollte.

„Du Dichter!" sagte er, „du Schüler des Umbriers, du Prophet, der die Menschen Liebe lehren und beglücken will! Du Träumer, der in Winden und Wassern meine Stimme hören möchte!"

„Du liebst ein Haus," sagte er, „wo man freundlich zu dir ist, wo du angenehme Stunden hast! Und am selben Tag, da ich dies Haus meiner Einkehr würdige, läufst du davon und sinnst darauf mich zu vertreiben! Du Heiliger! Du Prophet! Du Dichter!"

Mir war genau so zu Mute, als würde ich vor einen reinen, untrüglichen Spiegel gestellt und ich erblickte mich darin als einen Lügner, als einen Maulhelden, als einen Feigling und Wortbrüchigen. Das tut weh, das ist bitter, peinigend und schrecklich; aber was in diesem Augenblick in mir zerbrach und Qualen litt und sich verwundet bäumte, das war des Zerbrechens und Untergehens wert.

Gewaltsam und eilig nahm ich Abschied, ließ den Wein im Glase stehen und das angebrochene Brot auf dem Tische liegen und ging in die Stadt zurück. In meiner Erregung wurde ich von unausstehlicher Angst gepeinigt, es möchte ein Unglück geschehen sein. Es konnte Feuer ausbrechen, der hilflose Boppi konnte aus dem Stuhl gefallen sein und leidend oder tot am Boden liegen. Ich sah ihn daliegen, ich glaubte dabei zu stehen und den stillen Vorwurf im Blick des Krüppels sehen zu müssen.

Atemlos erreichte ich die Stadt und das Haus, stürmte die Treppe hinan und erst jetzt fiel mir ein, daß ich ja vor verschlossener Türe stehe und keinen Schlüssel besaß. Doch legte sich sogleich meine Angst. Denn ehe ich noch die Tür der Küche erreicht hatte, hörte ich drinnen Gesang. Es war ein sonderbarer Augenblick. Mit Herzklopfen und ganz außer Atem

Digitized by Google

stand ich auf dem dunklen Absatz der Treppe und horchte, indem ich langsam wieder ruhig ward, auf das Singen des eingeschlossenen Krüppels. Er sang leise, weich und ein wenig klagend ein volkstümliches Liebeslied, vom „Blüemli wiß und rot." Ich wußte, daß er lang nicht mehr gesungen hatte, nun rührte es mich ihn zu belauschen, wie er die stille Stunde benützte um in seiner Weise ein wenig froh zu sein.

Es ist nun einmal so: Das Leben liebt es neben ernste Ereignisse und tiefe Gemütsbewegungen das Komische zu stellen. So empfand ich denn auch sogleich das Lächerliche und Beschämende meiner Lage. In meiner plötzlichen Angst war ich eine Stunde weit über Feld herbeigerannt, um nun ohne Schlüssel vor der Küchenpforte zu stehen. Entweder mußte ich wieder abziehen oder dem Lahmen meine guten Absichten durch zwei geschlossene Türen hindurch zuschreien. Auf der Treppe stand ich mit meinem Vorsatz, den Armen zu trösten, ihm Teilnahme zu zeigen und die Stunden zu verkürzen, und er saß ahnungslos drinnen, sang und wäre ohne Zweifel nur erschrocken, wenn ich mich durch Schreien oder Klopfen bemerklich gemacht hätte.

Es blieb mir nichts übrig als wieder fortzugehen. Ich bummelte eine Stunde durch die sonntäglich belebten Gassen, dann fand ich die Familie heimgekehrt. Es kostete mich diesmal keine Überwindung, Boppi die Hand zu drücken. Ich setzte mich neben ihn, knüpfte ein Gespräch an und fragte, was er gelesen habe. Es lag nahe, ihm Lektüre anzubieten, und er war dankbar dafür. Als ich ihm Jeremias Gotthelf empfahl, zeigte es sich, daß er dessen Schriften fast alle kannte. Doch war ihm Gottfried Keller noch fremd und ich versprach ihm dessen Bücher zu leihen.

Am nächsten Tag, als ich die Bücher brachte, fand ich Gelegenheit mit ihm allein zu sein, da die Frau eben ausgehen wollte und der Mann in der Werkstätte war. Da bekannte ich ihm, wie sehr ich mich schäme ihn gestern allein gelassen zu haben und daß ich froh wäre, manchmal bei ihm sitzen und sein Freund sein zu dürfen.

Der kleine Krüppel wendete seinen großen Kopf ein wenig zu mir herüber, sah mich an und sagte „Danke schön." Das war alles. Aber dies Wenden des Kopfes hatte ihm Mühe gemacht und war so viel wert als zehn Umarmungen eines Gesunden, und sein Blick war so hell und kindlich schön, daß mir vor Beschämung das Blut ins Gesicht stieg.

Nun war noch das Schwerere übrig, mit dem Schreiner zu reden. Es schien mir am besten, ihm meine gestrige Angst und Scham geradeheraus zu beichten. Leider verstand er mich nicht, doch ließ er mit sich darüber reden. Er nahm es an, den Kranken als gemeinsamen Gast mit mir zu behalten, so daß wir die geringen Kosten seiner Erhaltung teilten und mir die Erlaubnis blieb, nach Belieben bei Boppi ein und aus zu gehen und ihn wie einen eigenen Bruder anzusehen.

Der Herbst blieb ungewöhnlich lange schön und warm. Darum war das erste, was ich für Boppi tat, ihm einen Fahrstuhl zu besorgen und ihn täglich, meist in Begleitung der Kinder, ins Freie zu führen.

VIII.

Es war immer mein Schicksal, daß ich vom Leben und von meinen Freunden viel mehr empfing als ich geben konnte. Mit Richard, mit Elisabeth, mit Frau Nardini und mit dem Schreiner war es mir so gegangen, und

Digitized by Google

nun erlebte ich es, daß ich in reifen Jahren und bei hinlänglicher Selbstschätzung der erstaunte und dankbare Schüler eines elenden Krummen werden sollte. Wenn es wirklich einmal dahin kommt, daß ich meine längst begonnene Dichtung vollende und weggebe, so wird wenig Gutes darin stehen, das ich nicht von Boppi gelernt hätte. Es begann eine gute, erfreuliche Zeit für mich, an der ich zeitlebens reichlich zu zehren haben werde. Es ward mir gegönnt, klar und tief in eine prachtvolle Menschenseele zu schauen, über welche Krankheit, Einsamkeit, Armut und Mißhandlung nur wie leichte lose Wolken hinweggeflogen waren.

Alle die kleinen Laster, mit denen wir uns das schöne, kurze Leben versalzen und verderben, der Zorn, die Ungeduld, das Mißtrauen, die Lüge — all diese leidigen schmierigen Schwären, die uns entstellen, hatte ein langes und gründliches Leiden in diesem Menschen unter Schmerzen ausgebrannt. Er war kein Weiser und kein Engel, aber er war ein Mensch voll Verständnis und Hingabe, der über großen und schrecklichen Leiden und Entbehrungen gelernt hatte, sich ohne Scham schwach zu fühlen und in Gottes Hand zu geben.

Einmal fragte ich ihn, wie es ihm gelänge sich immer mit seinem schmerzenden und kraftlosen Leibe abzufinden.

„Das ist sehr einfach," lachte er freundlich. „Es ist eben ein ewiger Krieg zwischen mir und der Krankheit. Bald gewinne ich eine Schlacht, bald verliere ich eine, so balgen wir uns weiter, und zuweilen halten wir uns auch beide still, schließen einen Waffenstillstand, passen einander auf und liegen auf der Lauer, bis einer von uns wieder frech wird und der Krieg aufs neue losgeht."

Bis dahin hatte ich stets glaubt, ein sicheres Auge zu haben und ein guter Beobachter zu sein. Boppi wurde aber auch darin mein bewunderter Lehrmeister. Da er an der Natur und namentlich an Tieren eine große Freude hatte, führte ich ihn häufig in den zoologischen Garten. Dort hatten wir ganz köstliche Stunden. Boppi kannte nach kurzer Zeit jedes einzelne Tier und da wir stets Brot und Zucker mitbrachten, kannten manche Tiere auch uns und wir schlossen allerlei Freundschaften. Eine besondere Vorliebe hatten wir für den Tapir, dessen einzige Tugend eine seiner Gattung sonst nicht eigene Reinlichkeit ist. Im übrigen fanden wir ihn eingebildet, wenig intelligent, unfreundlich, undankbar und höchst gefräßig. Andere Tiere, namentlich der Elefant, die Rehe und Gemsen, sogar der ruppige Bison, zeigten für den empfangenen Zucker stets eine gewisse Dankbarkeit, indem sie uns entweder vertraulich anblickten oder es gerne duldeten, sich von mir streicheln zu lassen. Beim Tapir war keine Spur davon. Sobald wir in seine Nähe kamen, erschien er prompt am Gitter, fraß langsam und gründlich was er von uns erhielt und zog sich, wenn er sah daß nichts mehr für ihn abfiel, ohne Sang und Klang wieder zurück. Wir fanden darin ein Zeichen von Stolz und Charakter und da er das ihm Zugedachte weder erbettelte noch dafür dankte, sondern wie einen selbstverständlichen Tribut leutseligst entgegennahm, nannten wir ihn den Zolleinnehmer. Zuweilen erhob sich, da Boppi die Tiere meist nicht selber füttern konnte, ein Streit darüber, ob der Tapir nun genug habe oder ob ihm noch ein weiteres Stückchen zukäme. Wir erwogen das mit einer Sachlichkeit und eingehenden Prüfung, als wäre es eine Staatsaktion. Einst waren wir schon am Tapir vorüber, als Boppi meinte, wir hätten ihm doch noch ein Stück Zucker mehr geben sollen. Also kehrten wir wieder um, der inzwischen aufs Strohlager zurückgekehrte Tapir aber blinzelte hochmütig herüber und kam nicht ans Gitter. „Entschuldigen

Digitized by Google

Sie gütigst, Herr Einnehmer," rief Boppi ihm zu, „aber ich glaubte wir hätten uns um einen Zucker geirrt." Und weiter gings zum Elefanten, der schon voll Erwartung hin und her watschelte und uns seinen warmen, beweglichen Rüssel entgegen streckte. Ihn konnte Boppi selbst füttern, und er sah mit kindlicher Wonne zu, wie der Riese den geschmeidigen Rüssel zu ihm herüber bog, das Brot aus seiner flachen Hand aufnahm und uns aus den fidelen, winzigen Äuglein schlau und wohlwollend anblinzelte.

Es war einer der schönsten Tage jenes Herbstes, als ich Boppi meine beiden Liebesgeschichten erzählte. Wir waren miteinander so vertraut geworden, daß ich ihm auch diese weder erfreulichen noch rühmlichen Erlebnisse nicht mehr verschweigen konnte. Er hörte freundlich und ernsthaft zu, ohne etwas zu sagen. Später aber gestand er mir sein Verlangen, Elisabeth, die weiße Wolke, einmal zu sehen und bat mich gewiß daran zu denken, falls wir ihr einmal auf der Straße begegneten.

Da das sich nie ereignen wollte und die Tage kühl zu werden begannen, ging ich zu Elisabeth und bat sie, dem armen Buckligen diese Freude zu machen. Sie war gütig und tat mir den Willen und am bestimmten Tage ließ sie sich von mir abholen und in den Tiergarten begleiten, wo Boppi im Fahrstuhl wartete. Als die schöne, wohlgekleidete und feine Dame dem Krüppel die Hand gab und sich ein wenig zu ihm hinabbückte, und als der arme Boppi aus dem vor Freude glänzenden Gesicht die großen, guten Augen dankbar und fast zärtlich zu ihr aufschlug, hätte ich nicht entscheiden mögen, wer von den beiden in diesem Augenblick schöner war und meinem Herzen näher stand. Die Dame sprach ein paar freundliche Worte, der Krüppel wandte den glänzenden Blick nicht von ihr, und ich stand daneben und wunderte mich, die beiden Menschen, die ich am liebsten hatte und welche das Leben durch eine weite Kluft von einander trennte, einen Augenblick Hand in Hand vor mir zu sehen. Boppi sprach den ganzen Nachmittag von nichts mehr als von Elisabeth, rühmte ihre Schönheit, ihre Vornehmheit, ihre Güte, ihre Kleider, gelbe Handschuhe und grüne Schuhe, ihren Gang und Blick, ihre Stimme und ihren schönen Hut, während es mir schmerzlich und komisch erschien zugesehen zu haben, wie meine Geliebte meinem Herzensfreund ein Almosen gab.

Lustig war es, wie wir so allmählich in die Duzbrüderschaft hinein gerieten. Ich hatte sie ihm nie angeboten, er hätte sie auch nicht angenommen; so aber kam es ganz von selber, daß wir einander immer häufiger duzten, und als wir es eines Tages merkten, mußten wir lachen und ließen es nun für immer dabei.

Als der anbrechende Vorwinter unsre Ausfahrten unmöglich machte und ich nun wieder Abende lang in der Wohnstube von Boppis Schwager saß, merkte ich nachträglich, daß mir meine neue Freundschaft doch nicht so ganz ohne Opfer in den Schoß gefallen war. Der Schreiner nämlich war fortwährend mürrisch, unfreundlich und wortkarg. Auf die Dauer verdroß ihn nicht nur die lästige Gegenwart des unnützen Mitessers, sondern ebenso sehr mein Verhältnis zu Boppi. Es kam vor, daß ich einen ganzen Abend vergnüglich mit dem Lahmen schwatzte, indes der Hausherr ärgerlich mit der Zeitung daneben saß. Auch mit der sonst ungemein geduldigen Frau kam er auseinander, da sie diesmal fest auf ihrem Willen bestand und durchaus nicht dulden wollte, daß Boppi anderwärts untergebracht werde. Mehrmals versuchte ich ihn versöhnlicher zu stimmen oder ihm neue Vorschläge zu machen, doch war nichts mit ihm anzufangen. Er begann sogar bissig zu werden, meine Freundschaft mit dem Krüppel zu verhöhnen und diesem

Digitized by Google

selbst das Leben sauer zu machen. Freilich war der Kranke samt mir, der ich täglich viel bei ihm saß, dem ohnehin engen Haushalt eine lästige Bürde, aber ich hoffte noch immer, der Schreiner möchte sich uns anschließen und den Kranken lieb gewinnen. Mir war es schließlich unmöglich, irgend etwas zu tun oder zu lassen, womit ich nicht entweder den Schreiner verletzt oder Boppi benachteiligt hätte. Da ich alle raschen und zwingenden Entschlüsse hasse — schon in der Züricher Zeit hatte Richard mich Petrus Cunctator getauft, — wartete ich wochenlang zu und litt beständig an der Furcht, die Freundschaft des einen oder vielleicht beider zu verlieren.

Die wachsende Unbehaglichkeit dieser unklaren Verhältnisse trieb mich wieder häufiger in die Kneipen. Eines Abends, nachdem die leidige Geschichte mich wieder besonders geärgert hatte, verfügte ich mich in eine kleine Waadtländer Weinschenke und rückte dem Übel mit mehreren Litern zu Leibe. Zum erstenmal seit zwei Jahren hatte ich wieder einmal Mühe, aufrecht nach Hause zu gehen. Tags darauf war ich, wie stets nach einer starken Zeche, bei wohlig kühler Laune, faßte Mut und suchte den Schreiner auf, um die Komödie endlich zum Abschluß zu bringen. Ich schlug ihm vor, er möge mir Boppi ganz überlassen, und er zeigte sich nicht abgeneigt, sagte auch nach mehrtägiger Bedenkzeit wirklich zu.

Bald darauf bezog ich mit meinem armen Buckligen eine neugemietete Wohnung. Ich kam mir vor als hätte ich geheiratet, da ich nun statt der gewohnten Junggesellenbude einen ordentlichen kleinen Haushalt zu Zweien beginnen sollte. Aber es ging, wenn ich auch im Anfang manche unglückliche Wirtschaftsexperimente anstellte. Zum Ordnungmachen und Waschen kam ein Laufmädchen, das Essen ließen wir uns ins Haus tragen, und bald war uns beiden ganz warm und wohl bei diesem Zusammenleben. Die Nötigung, auf meine sorglosen kleinen und größern Wanderungen künftig zu verzichten, erschreckte mich einstweilen nicht. Beim Arbeiten empfand ich sogar das stille Nahesein des Freundes beruhigend und förderlich. Die kleinen Krankendienste waren mir neu und im Anfang wenig erquicklich, namentlich das Aus- und Ankleiden; aber mein Freund war so geduldig und dankbar, daß ich mich schämte und mir Mühe gab, ihn sorgfältig zu bedienen.

* * *

Zu meinem Professor war ich wenig mehr gekommen, öfters zu Elisabeth, deren Haus mich trotz allem mit stetigem Zauber anzog. Dort saß ich dann, trank Tee oder ein Glas Wein, sah sie die Wirtin spielen und hatte zuweilen sentimentale Anwandlungen dabei, obwohl ich gegen alle etwaigen Wertherischen Gefühle in mir mit beständigem Spott zu Felde lag. Der weichliche, jugendliche Liebesegoismus war allerdings endgültig von mir gewichen. So war ein zierlicher, vertraulicher Kriegszustand zwischen uns das richtige Verhältnis, und wir kamen wirklich selten zusammen, ohne uns freundschaftlichst zu zanken. Der bewegliche und nach Frauenart etwas verzogene Verstand der klugen Frau traf mit meinem zugleich verliebten und ruppigen Wesen nicht übel zusammen und da wir im Grunde beide einander hochachteten, konnten wir desto energischer über jede lausige Kleinigkeit in Kampf geraten. Mir war es namentlich komisch, das Junggesellentum gegen sie zu verteidigen — gegen die Frau, die ich noch vor kurzem ums Leben gern geheiratet hätte. Ich durfte sie sogar mit ihrem Mann necken, der ein guter Bursche und stolz auf seine geistreiche Frau war.

Digitized by Google

In der Stille brannte die alte Liebe in mir fort, nur war es nicht mehr das frühere anspruchsvolle Feuerwerk, sondern eine gute und dauerhafte Glut, die das Herz jung hält und an der sich ein hoffnungsloser Hagestolz gelegentlich an Winterabenden die Finger wärmen darf. Seit vollends Boppi mir nahe stand und mich mit dem wundervollen Wissen um ein beständiges, ehrliches Geliebtsein umgab, konnte ich meine Liebe ohne Gefahr als ein Stück Jugend und Poesie in mir leben lassen.

Übrigens gab mir Elisabeth je und je durch ihre recht frauenhaften Malicen Gelegenheit, mich abzukühlen und mich meines Junggesellentums herzlich zu freuen.

Seit der arme Boppi meine Wohnung teilte, vernachlässigte ich auch Elisabeths Haus mehr und mehr. Mit Boppi las ich Bücher, blätterte Reisealbums und Tagebücher durch, spielte Domino; wir schafften zu unsrer Erheiterung einen Pudel an, beobachteten den Winterbeginn vom Fenster aus und führten täglich eine Menge kluger und dummer Gespräche. Der Kranke hatte sich eine überlegene Weltanschauung erworben, eine von gütigem Humor erwärmte sachliche Betrachtung des Lebens, von der ich täglich zu lernen hatte. Als starke Schneefälle eintraten und der Winter vor den Fenstern seine reinliche Schönheit entfaltete, spannen wir uns mit knabenhafter Wollust beim Ofen in ein heimeliges Stubenidyll ein. Die Kunst der Menschenkenntnis, nach der ich mir so lang umsonst die Sohlen abgelaufen hatte, lernte ich bei dieser Gelegenheit so nebenher mit. Boppi stak nämlich, als stiller und scharfer Zuschauer, voll von Bildern aus dem Leben seiner früheren Umgebungen und konnte, wenn er einmal angesetzt hatte, wundervoll erzählen. Der Krüppel hatte in seinem Leben kaum mehr als drei Dutzend Menschen kennen gelernt und war nie im großen Strome mitgeschwommen, trotzdem kannte er das Leben viel besser als ich, denn er war gewohnt auch das Kleinste zu sehen und in jedem Menschen eine Quelle von Erlebnissen, Freude und Erkenntnis zu finden.

Unser Lieblingsvergnügen war nach wie vor die Freude an der Tierwelt. Über die Tiere des zoologischen Gartens, die wir nicht mehr besuchen konnten, erfanden wir nun Geschichten und Fabeln aller Art. Die meisten davon erzählten wir nicht, sondern trugen sie aus dem Stegreif als Dialoge vor. Zum Beispiel eine Liebeserklärung zwischen zwei Papageien, Familienzerwürfnisse unter den Bisons, Abendunterhaltungen der Wildschweine.

„Wie gehts Ihnen denn, Herr Marder?"

„Danke schön, Herr Fuchs, so leidlich. Sie wissen ja, als ich gefangen ward, verlor ich meine liebe Gattin. Sie hieß Pinselschwanz, wie ich schon die Ehre hatte Ihnen zu sagen. Eine Perle, versichere ich Ihnen, eine —."

„Ach lassen Sie doch die alten Geschichten, Herr Nachbar, Sie haben mir das von der Perle, wenn ich nicht irre, schon öfters erzählt. Lieber Gott, man lebt schließlich nur einmal und darf sich das bißchen Vergnügen nicht noch verderben."

„Bitte sehr, Herr Fuchs, wenn Sie meine Gemahlin gekannt hätten, würden Sie mich besser verstehen."

„Aber gewiß, gewiß. Also sie hieß Pinselschwanz, nicht wahr? Ein schöner Name, so was zum Streicheln! Aber was ich eigentlich sagen wollte — Sie haben doch bemerkt, wie sehr die leidige Sperlingsplage wieder zunimmt? Ich habe da so einen kleinen Plan?"

„Wegen der Sperlinge?"

„Wegen der Sperlinge. Sehen Sie, ich dachte mir das so: Wir legen etwas Brot vors Gitter, legen uns ruhig hin und warten die Kerls ab.

Digitized by Google

Es müßte des Teufels sein, wenn wir nicht so ein Vieh erwischen könnten. Was meinen Sie?"

„Vortrefflich, Herr Nachbar."

„Also haben Sie die Güte etwas Brot hinzulegen. — So, schön! Aber vielleicht schieben Sie es etwas mehr nach rechts herüber, dann kommt es uns beiden zu gut. Ich bin nämlich im Augenblick leider ohne alle Mittel. So ist's gut. Also aufgepaßt! Wir legen uns jetzt nieder, schließen die Augen — pst, da kommt schon einer geflogen!" (Pause.)

„Nun, Herr Fuchs, noch nichts?"

„Wie ungeduldig Sie sind! Als ob Sie zum erstenmal auf der Jagd wären! Ein Jäger muß warten können, warten und wieder warten. Also noch einmal!"

„Ja wo ist denn das Brot hingekommen?"

„Pardon?"

„Das Brot ist ja gar nimmer da."

„Nicht möglich! Das Brot? Wahrhaftig — verschwunden! Da soll doch das Donnerwetter! Natürlich wieder der verdammte Wind."

„Na, ich habe so meine Gedanken. Mir war doch vorher, ich hörte Sie was essen."

„Was? Ich etwas gegessen? Was denn?"

„Das Brot vermutlich."

„Sie sind beleidigend deutlich in Ihren Vermutungen, Herr Marder. Man muß ja von Nachbarsleuten ein Wort vertragen können, aber das ist zu viel. Das ist zu viel, sage ich. Haben Sie mich verstanden? — Nun soll ich das Brot gegessen haben! Was glauben Sie eigentlich? Erst soll ich die fade Geschichte von Ihrer Perle zum tausendstenmal anhören, dann habe ich eine gute Idee, wir legen das Brot hinaus —"

„Das war ich! Ich habe das Brot hergegeben."

„— wir legen das Brot hinaus, ich lege mich hin und passe auf, alles geht gut, da kommen Sie mit Ihrem Geschwätz dazwischen — die Spatzen natürlich auf und davon, die Jagd verhunzt, und nun soll ich auch noch das Brot gefressen haben! Na Sie können warten, bis ich wieder mit Ihnen verkehre."

Dabei gingen Nachmittage und Abende leicht und schnell vorüber. Ich war bester Laune, arbeitete gern und rasch und wunderte mich, daß ich früher so träg und verdrossen und schwerlebig gewesen war. Die besten Zeiten mit Richard waren nicht schöner gewesen als diese stillen, heiteren Tage, da draußen die Flocken tanzten und am Ofen wir zwei samt dem Pudel es uns wohl sein ließen.

Und da mußte mein lieber Boppi seine erste und letzte Dummheit begehen! Ich in meiner Zufriedenheit war natürlich blind und sah nicht, daß er mehr litt als sonst. Aber er, aus lauter Bescheidenheit und Liebe, tat vergnügter als je, klagte nicht, verbot mir nicht einmal das Rauchen, und dann lag er nachts und litt und hustete und stöhnte leis. Ganz zufällig, als ich einmal in der Stube neben ihm in die Nacht hinein schrieb und er mich längst zu Bett glaubte, hörte ich, wie er stöhnte. Der arme Kerl war ganz erschrocken und verdonnert, als ich plötzlich mit der Lampe in seine Schlafkammer trat. Ich stellte das Licht beiseite, setzte mich zu ihm aufs Bett und stellte ein Verhör an. Lange versuchte er auszukneifen, dann kam es endlich doch heraus.

Digitized by Google

„Es ist ja nicht so schlimm," sagte er schüchtern. „Nur bei manchen Bewegungen das krampfhafte Gefühl im Herzen, und manchmal auch beim Atmen."

Er entschuldigte sich geradezu, als wäre sein Kränkerwerden ein Verbrechen!

Morgens ging ich zu einem Arzt. Es war ein schöner, frostklarer Tag, unterwegs ließ meine Beklemmung und Sorge nach, ich dachte sogar an Weihnachten und besann mich, mit was ich Boppi eine Freude machen könnte. Der Arzt war noch zu Hause und kam auf mein dringendes Bitten mit. Wir fuhren in seinem bequemen Wagen, wir stiegen die Treppe hinauf, wir kamen in die Kammer zu Boppi, es begann ein Betasten und Klopfen und Horchen, und während der Arzt nur ein wenig ernsthafter und seine Stimme ein bißchen gütiger wurde, ging in mir alle Fröhlichkeit unter.

Gicht, Herzschwäche, ernster Fall — ich hörte zu und schrieb mir auch alles auf und war über mich selber erstaunt, daß ich mich gar nicht wehrte, als der Arzt die Überführung ins Spital gebot.

Nachmittags kam der Krankenwagen und als ich vom Spital zurückkam, war mir in der Wohnung schrecklich zu mut, wo der Pudel sich an mich drängte und der große Stuhl des Kranken beiseite gestellt und nebenan die leergewordene Kammer war.

So ist es mit dem Liebhaben. Es bringt Schmerzen, und ich habe deren in der folgenden Zeit viel erlitten. Aber es liegt so wenig daran, ob man Schmerzen leidet oder keine! Wenn nur ein starkes Mitleben da ist und wenn man nur das enge, lebendige Band verspürt, mit dem alles Lebende an uns hängt, und wenn nur die Liebe nicht kühl wird! Ich gäbe alle heiteren Tage, die ich je gehabt, samt allen Verliebtheiten und samt meinen Dichterplänen, wenn ich dafür noch einmal so ins Allerheiligste hineinsehen dürfte, wie in jener Zeit. Es tut den Augen und dem Herzen bitter weh, und auch der schöne Stolz und Eigendünkel bekommt seine bösen Stiche ab, aber nachher ist man so still, so bescheiden, so viel reifer und im Innersten lebendiger!

Schon mit der kleinen, blonden Agi war damals ein Stück von meinem alten Wesen gestorben. Jetzt sah ich meinen Buckligen, dem ich meine ganze Liebe geschenkt und mit dem ich mein ganzes Leben geteilt hatte, leiden und langsam, langsam sterben, und litt an jedem Tage mit und hatte meinen Anteil an allem Schrecklichen und Heiligen des Sterbens. Ich war noch ein Anfänger in der ars amandi und sollte gleich mit einem ernsten Kapitel der ars moriendi beginnen. Von dieser Zeit schweige ich nicht, wie ich von Paris geschwiegen habe. Von ihr will ich laut reden wie eine Frau von ihrer Brautzeit und wie ein alter Mann von seinen Knabenjahren.

Ich sah einen Menschen sterben, dessen Leben nur Leiden und Liebe gewesen war. Ich hörte ihn scherzen wie ein Kind, während er die Arbeit des Todes in sich spürte. Ich sah, wie aus schweren Schmerzen heraus sein Blick mich suchte, nicht um bei mir zu betteln, sondern um mich aufzurichten und um mir zu zeigen, daß diese Krämpfe und Leiden das Beste in ihm unversehrt gelassen hatten. Dann waren seine Augen groß und man sah sein verwelkendes Gesicht nicht mehr, nur den Glanz seiner großen Augen.

„Kann ich dir etwas tun, Boppi?"

„Erzähl mir was. Vielleicht vom Tapir."

Ich erzählte vom Tapir, er schloß die Augen und ich hatte meine Mühe, zu sprechen wie sonst, denn das Weinen stand mir fortwährend nahe. Und wenn ich glaubte, er höre mich nicht mehr oder schlafe, dann verstummte ich sogleich. Da machte er wieder die Augen auf.

Digitized by Google

„— Und dann?"

Und ich erzählte weiter, vom Tapir, vom Pudel, von meinem Vater, vom kleinen bösen Mattheo Spinelli, von Elisabeth.

„Ja, sie hat einen dummen Kerl geheiratet. So geht's, Peter!"

Oft fing er plötzlich an vom Sterben zu sprechen.

„Es ist kein Spaß, Peter. Die allerschwerste Arbeit ist nicht so schwer wie Sterben. Aber man macht's doch durch."

Oder: „Wenn die Quälerei überstanden ist, kann ich schon lachen. Bei mir lohnt sich das Sterben doch, ich werde einen Schnitzbuckel, einen kurzen Fuß und eine lahme Hüfte los. Bei dir wird's einmal schad sein, mit deinen breiten Schultern und schönen gesunden Beinen."

Und einmal, in den letzten Tagen, wachte er aus einem kurzen Schlummer auf und sagte ganz laut:

„Es gibt gar keinen solchen Himmel, wie der Pfarrer meint. Der Himmel ist viel schöner. Viel schöner."

Die Schreinersfrau kam oft und zeigte sich in kluger Weise teilnehmend und hülfsbereit. Der Schreiner blieb zu meinem großen Bedauern ganz aus.

„Was meinst du," fragte ich Boppi gelegentlich, „wird im Himmel auch ein Tapir sein?"

„O ja," sagte er und nickte noch dazu. „Es sind alle Arten Tiere dort, auch Gemsen."

Die Weihnachtszeit kam und wir hatten eine kleine Feier an seinem Bett. Es trat starker Frost ein, es taute wieder, und Neuschnee fiel auf das Glatteis, aber ich merkte nichts von allem. Ich hörte, Elisabeth habe einen Knaben geboren, und ich vergaß es wieder. Es kam ein drolliger Brief von Frau Nardini; ich las ihn flüchtig durch und legte ihn beiseite. Meine Arbeiten erledigte ich im Galopp mit dem steten Bewußtsein, jede Stunde mir und dem Kranken zu stehlen. Dann lief ich gehetzt und ungeduldig ins Krankenhaus, und dort war eine heitere Stille und ich saß halbe Tage an Boppi's Bett, von einem traumhaft tiefen Frieden umgeben.

Er hatte kurz vor dem Ende noch einige bessere Tage. Da war es merkwürdig, wie die kaum verflossene Zeit in seiner Erinnerung erloschen schien und er ganz in den früheren Jahren lebte. Zwei Tage lang sprach er von nichts als von seiner Mutter. Er konnte ja nicht lang reden, aber man sah auch in den stundenlangen Pausen, daß er an sie dachte.

„Ich habe dir viel zu wenig von ihr erzählt," klagte er, „du mußt nichts von dem vergessen, was sie betrifft, sonst gibt es bald niemand mehr, der von ihr weiß und ihr dankbar ist. Es wäre gut, Peter, wenn alle Leute so eine Mutter hätten. Sie hat mich nicht ins Armenhaus getan, als ich nimmer arbeiten konnte."

Er lag und atmete mühselig. Eine Stunde verging, da fing er wieder an:

„Sie hat mich am liebsten gehabt von allen ihren Kindern und hat mich bei sich behalten, bis sie gestorben ist. Die Brüder sind ausgewandert und die Schwester hat den Schreiner geheiratet, aber ich bin zu Haus gesessen und so arm sie war, hat sie mich's nie entgelten lassen. Du darfst meine Mutter nicht vergessen, Peter. Sie war ganz klein, vielleicht noch kleiner als ich. Wenn sie mir die Hand gab, war es gerade so, wie wenn sich ein winzig kleiner Vogel draufgesetzt hätte. Es langt ein Kindersarg für sie, hat der Nachbar Rütimann gesagt, wie sie gestorben ist."

Auch für ihn hätte schier ein Kindersarg hingereicht. Er lag so verschwunden und klein in seinem sauberen Spitalbett, und seine Hände sahen nun wie kranke Frauenhände aus, lang, schmal, weiß und ein wenig gekrümmt.

Digitized by Google

Als er aufhörte, von seiner Mutter zu träumen, kam ich an die Reihe. Er sprach von mir, als säße ich nicht dabei.

„Er ist ein Pechvogel, nun freilich, aber es hat ihm nichts geschadet. Seine Mutter ist zu früh gestorben."

„Kennst du mich noch, Boppi?" fragte ich.

„Jawohl, Herr Camenzind," sagte er scherzhaft und lachte ganz leise.

„Wenn ich nur singen könnte," meinte er gleich darauf.

Am letzten Tage fragte er noch: „Du, kostet es viel hier im Spital? Es könnte zu teuer werden."

Doch erwartete er keine Antwort. Eine feine Röte stieg ihm in das weiße Gesicht, er schloß die Augen und sah eine Weile aus wie ein überaus glücklicher Mensch.

„Es geht zu Ende," sagte die Schwester.

Aber er öffnete die Augen noch einmal, sah mich schelmisch an und bewegte die Brauen so, als wollte er mir zunicken. Ich stand auf, legte die Hand unter seine linke Schulter und hob ihn sachte ein klein wenig, was ihm jedesmal wohltat. So auf meiner Hand liegend verzog er noch einmal in kurzem Schmerz die Lippen, dann drehte er den Kopf ein wenig und schauderte, als fröre ihn plötzlich. Das war die Erlösung.

„Ist's gut, Boppi?" fragte ich noch. Er war aber schon seiner Leiden ledig und erkaltete mir in der Hand. Es war am siebenten Januar, eine Stunde nach Mittag. Gegen Abend machten wir alles fertig und der kleine, verwachsene Körper lag friedlich und sauber ohne weitere Entstellungen da bis es Zeit war ihn wegzubringen und zu begraben. Während dieser zwei Tage war ich beständig darüber verwundert, daß ich weder besonders traurig noch ratlos war und nicht einmal weinen mußte. Ich hatte die Trennung und den Abschied so gründlich während der Krankheit durchempfunden, daß nun wenig mehr davon überblieb und die schwankende Schale meines Schmerzes langsam und erleichtert wieder in die Höhe stieg.

Trotzdem schien es mir jetzt an der Zeit, die Stadt in aller Stille zu verlassen und mich irgendwo, womöglich im Süden, auszuruhen und das nur erst grob angelegte Gefäde meiner Dichtung einmal ernstlich auf den Webstuhl zu spannen. Ein wenig Geld hatte ich übrig, also hing ich meine literarischen Verpflichtungen an den Nagel und richtete mich ein, beim ersten Frühlingsbeginn zu packen und abzureisen. Zunächst nach Assisi, wo die Gemüsehändlerin meinen Besuch erwartete, dann zu tüchtiger Arbeit in ein möglichst stilles Bergnest. Mir schien ich habe nun ein hinreichendes Stück Leben und Tod gesehen, um etwa andern Leuten zumuten zu dürfen, mich darüber ein wenig räsonnieren zu hören. In wohliger Ungeduld wartete ich auf den März und hatte vorempfindend schon das Ohr voll italienischer Kraftworte und in der Nase einen kitzelnd würzigen Duft von Risotto, Orangen und Chiantiwein.

Der Plan war tadellos und befriedigte mich, je länger ich ihn überlegte, desto mehr. Indessen tat ich wohl daran, mich des Chianti im voraus zu freuen, denn es kam alles ganz anders.

Ein beweglicher, phantastisch stilisierter Brief des Gastwirts Rydegger verkündigte mir im Februar, es liege sehr viel Schnee und im Dorfe sei bei Vieh und Menschen nicht alles in Ordnung, namentlich stehe es mit meinem Herrn Vater bedenklich und alles in allem wäre es gut, wenn ich Geld schicken oder selber kommen würde. Da das Geldschicken mir nicht paßte und der Alte mir wirklich Sorge machte, mußte ich eben reisen. An einem unwirschen Tage kam ich an, vor Schneefall und Wind waren weder Berge

Digitized by Google

noch Häuser sichtbar und es kam mir zu gut, daß ich den Weg auch blindlings kannte. Der alte Camenzind lag wider meine Vermutung nicht zu Bett, sondern saß dürftig und kleinlaut in der Ofenecke und war von einer Nachbarin belagert, die ihm Milch gebracht hatte und ihm soeben über seinen schlimmen Lebenswandel gründlich und ausdauernd den Text las, worin auch mein Eintritt sie nicht störte.

„Lueg', der Peter isch cho," sagte der graue Sünder und zwinkerte mir mit dem linken Auge zu.

Aber sie fuhr unbeirrt in ihrer Predigt fort. Ich setzte mich auf einen Stuhl, wartete das Versiegen ihrer Nächstenliebe ab und fand in ihrer Rede einige Kapitel, die auch mir nicht schadeten. Nebenher schaute ich zu, wie mir der Schnee von Mantel und Stiefeln schmolz und rings um meinen Stuhl zuerst einen feuchten Flecken und dann einen stillen Weiher bildete. Erst als die Frau ein Ende gefunden hatte, konnte das offizielle Wiedersehen stattfinden, an welchem sie ganz freundlich teilnahm.

Der Vater hatte sehr an Kräften abgenommen. Mir fiel mein früherer kurzer Versuch, ihn zu pflegen, wieder ein. Das Abreisen damals hatte also nichts geholfen und ich konnte nun, da es freilich nötiger war, doch noch die Suppe ausfressen.

Schließlich kann man von einem knorrigen alten Bauern, der auch in seinen besseren Zeiten kein Tugendspiegel war, nicht verlangen, daß er in den Tagen der Greisenkrankheiten milde werde und dem Schauspiel der Sohnesliebe mit Rührung beiwohne. Das tat mein Vater denn auch durchaus nicht, sondern war je kränker desto widerwärtiger und zahlte mir alles, womit ich ihn früher je gequält hatte, wenn nicht mit Zinsen so doch glatt und wohlgemessen heim. Mit Worten allerdings war er sparsam und vorsichtig gegen mich, aber er verfügte über eine Menge von drastischen Mitteln, ohne Worte unzufrieden, bitter und ruppig zu sein. Mich wunderte zuweilen, ob wohl auch aus mir einmal im Alter ein so fataler und heikler Kauz werden möchte. Mit dem Trinken war es für ihn so gut wie vorbei und das Glas guten Südweins, das ich ihm täglich zweimal einschenkte, genoß er nur mit böser Miene, weil ich die Flasche stets sogleich wieder in den leeren Keller zurückbrachte, dessen Schlüssel ich ihm nie überließ.

Erst gegen Ende Februars kamen jene hellen Wochen, die den Hochgebirgswinter so herrlich machen. Die hohen, beschneiten Bergschroffen standen klar gegen den kornblumenblauen Himmel und sahen in der durchsichtigen Luft unwahrscheinlich nahe aus. Matten und Halden lagen schneebedeckt — mit dem Schnee des Bergwinters, den man so weiß und kristallen und herbduftend in den Talländern niemals findet. Auf kleinen Erdschwellungen feiert in der Mittagszeit das Sonnenlicht glänzende Feste, in Mulden und an Abhängen liegen satte blaue Schatten und die Luft ist nach wochenlangem Schneefall so ganz gereinigt, daß in der Sonne jeder Atemzug ein Genuß ist. An den kleineren Halden fröhnt die Jugend der Gimmelfahrt und in der Stunde nach Mittag sieht man alte Leutchen auf den Gassen stehen und sich an der Sonne gütlich tun, während nachts die Dachsparren im Froste krachen. Inmitten der weißen Schneefelder liegt still und blau der niemals gefrierende See, schöner als er je im Sommer sein kann. Jeden Tag vor dem Mittagessen half ich dem Vater vor die Tür und schaute zu, wie er seine braunen und knotig verbogenen Finger in die schöne Sonnenwärme streckte. Nach einer Weile begann er alsdann zu husten und über die Kühle zu klagen. Das war einer seiner harmlosen Kniffe, um einen Schnaps von mir zu erlangen; denn weder der Husten noch die Kühle waren

Digitized by Google

ernst zu nehmen. Also bekam er ein Gläschen Enzian oder einen kleinen Absinth, hörte in kunstreicher Abstufung zu husten auf und freute sich hinterrücks, mich überlistet zu haben. Nach Tisch ließ ich ihn allein, band die Gamaschen um und lief ein paar Stunden bergan, soweit es gehen wollte, und legte den Heimweg, auf einem mitgenommenen Fruchtsack sitzend, als Rutschpartie über die schrägen Schneefelder zurück.

Als die Zeit herankam, in der ich etwa nach Assisi hatte reisen wollen, lag noch metertiefer Schnee. Erst im April begann das Frühjahr sich zu regen und es kam eine bösartig rasche Schneeschmelze über unser Dorf wie seit Jahren keine mehr gewesen war. Tag und Nacht hörte man den Föhn heulen, das Krachen entfernter Lauen und das erbitterte Brausen der Sturzbäche, welche große Felsstücke und zersplitterte Bäume mitbrachten und auf unsre armen, schmalen Grundstücke und Obstwiesen warfen. Das Föhnfieber ließ mich nicht schlafen, Nacht für Nacht hörte ich ergriffen und angstvoll den Sturm klagen, die Lauen donnern und den wütenden See an die Ufer branden. In dieser fiebernden Zeit der schrecklichen Frühlingskämpfe überfiel mich noch einmal die überwundene Liebeskrankheit so ungestüm, daß ich mich nachts erhob, mich ins Türfenster legte und unter bitteren Schmerzen Liebesworte an Elisabeth in das Getöse hinaus rief. Seit der lauen Züricher Nacht, in der ich auf dem Hügel über dem Hause der welschen Malerin vor Liebe gerast hatte, war die Leidenschaft nie mehr so schrecklich und unwiderstehlich über mich Herr geworden. Es war mir oft so, als stünde die schöne Frau ganz nahe vor mir und lächle mich an und wiche doch bei jedem Schritt, den ich ihr näher träte, zurück. Meine Gedanken, mochten sie herkommen von wo sie wollten, kehrten unabänderlich zu diesem Bilde zurück und ich konnte gleich einem Verwundeten es nicht lassen, immer wieder an der jückenden Schwäre zu kratzen. Ich schämte mich vor mir selber, was ebenso quälend wie nutzlos war, verwünschte den Föhn und hatte heimlich neben allen Qualen doch ein verschwiegenes, warmes Lustgefühl, ganz wie in Knabenzeiten, wenn ich an die hübsche Rösi dachte und die laue, dunkle Woge mich überlief.

Ich begriff, daß gegen diese Krankheit kein Kraut gewachsen war, und versuchte wenigstens ein bißchen zu arbeiten. Ich begann den Aufbau meines Werkes in Angriff zu nehmen, entwarf einige Studien und sah bald ein, daß dafür jetzt nicht die Zeit sei. Indessen liefen von überall her die bösen Föhnberichte ein und im Dorfe selbst nahm die Not überhand. Die Bachdämme waren halb zerstört, manche Häuser, Scheunen und Ställe hatten starken Schaden gelitten, von der Außengemeinde trafen mehrere Obdachlose ein, überall war Klage und Not und nirgends Geld. In diesen Tagen war's, daß zu meinem Glück der Schulze mich auf sein Ratsstübchen holen ließ und mich fragte, ob ich willens sei, einem Ausschuß zur Abhülfe der allgemeinen Not beizutreten. Man traue mir zu, die Sache der Gemeinde beim Kanton zu vertreten und namentlich durch die Zeitungen das Land zur Teilnahme und Beisteuer zu bewegen. Mir kam es gelegen, gerade jetzt meine nutzlosen eigenen Leiden über einer ernsteren und würdigeren Sache vergessen zu können, und ich ging verzweifelt ins Zeug. In Basel gewann ich durch Briefe rasch einige Sammler. Der Kanton hatte, wie wir voraus wußten, kein Geld und konnte nur ein paar Hülfsarbeiter senden. Nun wandte ich mich an die Zeitungen mit Aufrufen und Berichten; Briefe, Beiträge und Anfragen liefen ein und ich hatte neben der Schreiberei noch die Gemeinderatshändel mit den harten Bauernschädeln durchzufechten.

Digitized by Google

Die paar Wochen strenger, unentrinnbarer Arbeit taten mir gut. Als die Sache allmählich in eine geregelte Bahn gebracht und ich dabei minder notwendig geworden war, grünten ringsum die Matten und blaute der See harmlos und sonnig zu den vom Schnee befreiten Halden hinauf. Mein Vater hatte erträgliche Tage und meine Liebesnöte waren gleich den schmutzigen Lawinenresten verschwunden und zerlaufen. In diesen Zeiten hatte früher mein Vater seinen Nachen gefirnißt, die Mutter hatte vom Garten her zugesehen und ich hatte mein Auge auf des Alten Hantierung, auf die Wolken seiner Pfeife und auf die gelben Schmetterlinge gehabt. Diesmal war kein Nachen zum Anstreichen mehr da, die Mutter war lange tot und der Vater hockte verdrossen in dem verwahrlosten Hause herum. An die alten Zeiten erinnerte mich auch Onkel Konrad. Häufig nahm ich ihn, vom Vater ungesehen, zu einem Gläschen Wein mit und hörte zu, wie er erzählte und seiner vielen Projekte mit gutmütigem Lachen und doch nicht ohne Stolz, gedachte. Neue machte er zur Zeit nicht mehr und das Alter hatte ihn auch sonst stark gezeichnet, trotzdem war in seinen Mienen und zumal in seinem Lachen etwas Knaben- oder Jünglinghaftes, das mir wohltat. Er war oft mein Trost und Zeitvertreib, wenn ich es zuhaus beim Alten nimmer aushielt. Nahm ich ihn zum Wein mit, so trottete er hastig neben mir her und bestrebte sich ängstlich, seine krummgewordenen, mageren Beine im gleichen Schritt mit meinen zu halten.

„Mußt Segel nehmen, Onkel Konrad," munterte ich ihn auf, und über dem Segel kamen wir dann jedesmal auf unsern alten Nachen zu sprechen, welcher nimmer da war und den er wie einen lieben Toten beklagte. Da auch mir das alte Stück lieb gewesen war und nun fehlte, gedachten wir seiner und aller mit ihm passierten Geschichten bis ins kleinste.

Der See war so blau wie ehemals, die Sonne nicht minder feiertäglich und warm, und ich alter Bursche schaute oft den gelben Faltern zu und hatte ein Gefühl, als wäre seit damals im Grunde wenig anders geworden und als könnte ich ebensowohl mich wieder in die Matten legen und Bubenträume aushecken. Daß dem nicht so war und daß ich ein gutes Teil meiner Jahre auf Nimmerwiedersehen schon verbraucht hatte, konnte ich jeden Tag beim Waschen sehen, wenn aus der rostigen Blechschüssel mein Kopf mit der starken Nase und dem säuerlichen Mund mich anglänzte. Noch besser sorgte Camenzind senior dafür, daß ich nicht am Wandel der Zeiten irre ward, und wenn ich ganz in die Gegenwart gerückt sein wollte, brauchte ich nur die klamme Tischlade in meiner Stube zu öffnen, worin mein künftiges Werk lag und schlief, aus einem Paket verjährter Skizzen und aus sechs oder sieben Entwürfen auf Quartbogen bestehend. Ich öffnete die Lade aber selten.

Neben der Pflege des Alten gab mir das Instandhalten unsres verlotterten Hauswesens reichlich zu tun. In den Dielen klafften Abgründe, Ofen und Herd waren defekt, rauchten und stänkerten, die Türen schlossen nicht und die Leitertreppe auf den Boden, den ehemaligen Schauplatz der väterlichen Züchtigungen, war lebensgefährlich. Ehe hieran etwas getan werden konnte, mußte das Beil geschliffen, die Säge geflickt, ein Hammer entlehnt und Nägel zusammengesucht werden, dann galt es, aus dem faulenden Rest des ehemaligen Holzvorrates brauchbare Stücke herzurichten. Beim Reparieren der Werkzeuge und des alten Schleifsteins ging mir Onkel Konrad ein wenig an die Hand, doch war er zu alt und krumm geworden um viel zu nützen. Also zerschliß ich mir meine weichen Schreiberhände am widerspenstigen Holz, trat den wackligen Schleifstein, kletterte auf dem allenthalben

Digitized by Google

undicht gewordenen Dach umher, nagelte, hämmerte, schindelte und schnitzte, wobei mein etwas ins Feiste gediehener Adam manchen Tropfen Schweiß vergoß. Zuweilen hielt ich denn auch, namentlich bei der leidigen Dachflickerei, mitten im Hammerschlag inne, setzte mich zurecht, sog die halberloschene Cigarre wieder an, schaute in die tiefe Himmelsbläue und genoß meine Trägheit im frohen Bewußtsein, daß jetzt der Vater mich nimmer antreiben und schelten konnte. Kamen dann Nachbarsleute vorübergewandelt, Weiber, alte Männer und Schulkinder, so knüpfte ich zur Beschönigung meines Nichtstuns freundnachbarliche Gespräche mit ihnen an und kam allmählich in den Geruch eines Mannes, mit dem sich ein vernünftiges Wort reden lasse.

„Macht's warm heut, Lisbeth?"

„Allweg, Peter. Was schaffst?"

„'s Dach flicken."

„Kann nit schaden, 's hat's allweg schon länger nötig gehabt."

„Wohl, wohl."

„Was macht denn der Alte? Er wird leicht seine siebenzig alt sein."

„Achtzig, Lisbeth, achtzig. Was meinst, wenn wir einmal so alt sind? 's ist kein Spaß."

„Wohl Peter, aber jetzt muß ich weiter, der Mann will's Essen haben. Mach's gut unterdes!"

„Adie, Lisbeth."

Und während sie mit dem Napf im Tüchlein weiter pilgerte, blies ich Wolken in die Luft, sah ihr nach und besann mich, wie es nur käme, daß alle Leute so fleißig ihren Geschäften nachgingen, indes ich schon zwei volle Tage an der gleichen Latte herumnagelte. Schließlich aber war das Dach doch geflickt. Der Vater interessierte sich ausnahmsweise dafür und da ich ihn unmöglich aufs Dach schleppen konnte, mußte ich ihm ausführlich beschreiben und über jede halbe Latte Rechenschaft ablegen, wobei es mir auf einige Prahlereien nicht ankam.

's ist gut," gab er zu, „'s ist gut, aber ich hätt' nicht geglaubt, daß du dies Jahr noch fertig wirst."

* * *

Wenn ich nun meine Fahrten und Lebensversuche beschaue und überdenke, freut und ärgert es mich, die alte Erfahrung auch an mir erlebt zu haben, daß die Fische ins Wasser und die Bauern aufs Land gehören und daß aus einem Nimikoner Camenzind trotz aller Künste kein Stadt- und Weltmensch zu machen ist. Ich gewöhne mich daran, das in der Ordnung zu finden und bin froh, daß meine ungeschickte Jagd um das Glück der Welt mich wider Willen in den alten Winkel zwischen See und Bergen zurückgeführt hat, wo ich hingehöre und wo meine Tugenden und Laster, namentlich aber die Laster, etwas Ordinäres und Hergebrachtes sind. Da draußen hatte ich die Heimat vergessen und war nahe daran gewesen, mir selbst als eine seltene und merkwürdige Pflanze vorzukommen; nun sehe ich wieder, daß es nur der Nimikoner Geist war, der in mir spukte und sich dem Brauch der übrigen Welt nicht fügen konnte. Hier fällt es niemand ein, einen Sonderling in mir zu sehen, und wenn ich meinen alten Papa oder den Onkel Konrad betrachte, komme ich mir wie ein ordentlich geratener Sohn und Neffe vor. Meine paar Zickzackflüge im Reich des Geistes und

Digitized by Google

der sogenannten Bildung lassen sich füglich der berühmten Segelfahrt des Oheims vergleichen, nur daß sie an Geld und Mühe und schönen Jahren mich teurer zu stehen kamen. Auch äußerlich bin ich, seit mein Vetter Kuoni mir den Bart stutzt und seit ich wieder Gürtelhosen trage und in Hemdärmeln herumlaufe, wieder ganz ein Hiesiger geworden und werde, wenn ich einmal grau und alt bin, unvermerkt meines Vaters Platz und seine kleine Rolle im Dorfleben übernehmen. Die Leute wissen bloß, ich sei Jahre lang in der Fremde gewesen und ich hüte mich wohl, ihnen zu sagen, was für ein lausiges Metier ich dort betrieben und in wieviel Pfützen ich gesteckt habe; sonst hätte ich bald meinen Spott und Übernamen weg. So oft ich von Deutschland, Italien oder Paris erzähle, blase ich mich ein bißchen auf und komme selbst bei den ehrlichsten Stellen zuweilen in einige Zweifel an meiner eigenen Wahrhaftigkeit.

Und was ist denn nun bei so viel Irrfahrten und verbrauchten Jahren herausgekommen? Die Frau, die ich liebte und immer noch liebe, erzieht in Basel ihre zwei hübschen Kinder. Die andere, die mich lieb hatte, hat sich getröstet und handelt weiterhin mit Obst, Gemüse und Sämereien. Der Vater, wegen dessen ich ins Nest heimgekehrt bin, ist weder gestorben noch genesen, sondern sitzt mir gegenüber auf seinem Faulbettlein, sieht mich an und beneidet mich um den Besitz des Kellerschlüssels.

Aber das ist ja nicht alles. Ich habe, außer der Mutter und dem ertrunkenen Jugendfreund, die blonde Agi und meinen kleinen, krummen Boppi als Engel im Himmel wohnen. Und ich habe erlebt, daß im Dorf die Häuser wieder geflickt und beide Steindämme wieder aufgerichtet sind. Wenn ich wollte, säße ich auch im Gemeinderat. Es sind aber dort der Camenzinde schon genug.

Nun hat sich mir neuestens eine andere Aussicht eröffnet. Der Gastwirt Nydegger, in dessen Stube mein Vater und ich so manchen Liter Veltliner, Walliser oder Waadtländer getrunken haben, fängt an steil bergab zu gehen und hat keine Freude mehr an seinem Geschäft. Er klagte mir dieser Tage sein Elend. Das schlimmste dabei ist, daß wenn kein Einheimischer sich dazu findet, eine auswärtige Brauerei das Anwesen kauft und dann ist es verdorben und wir haben in Nimikon keinen behaglichen Wirtstisch mehr. Es wird irgend ein fremder Pächter hineingesetzt werden, der natürlich lieber Bier als Wein verzapft und unter welchem der gute Nydegger'sche Keller verpfuscht und vergiftet wird. Seit ich das weiß, läßt es mir keine Ruhe; in Basel liegt mir noch ein wenig Geld auf der Bank und der alte Nydegger fände an mir nicht den schlechtesten Nachfolger. Der Haken dran ist nur, daß ich zu Vaters Lebzeiten nicht mehr Gastwirt werden möchte. Denn einmal könnte ich den alten Mann dann nimmer vom Spunden fernhalten und außerdem würde er seinen Triumph darüber haben, daß ich mit allem Latein und Studieren es zum Nimikoner Weinwirt und nicht weiter gebracht habe. Das geht nicht an, und so beginne ich auf das Ableben des Alten allmählich ein wenig zu warten, nicht mit Ungeduld, sondern nur der guten Sache zulieb.

Onkel Konrad ist seit kurzem wieder in einen aufgeregten Tatendurst hineingeraten, nach langen still verdöselten Jahren, und das gefällt mir nicht. Er hat beständig den Zeigefinger im Mund und eine Denkrunzel auf der Stirn, tut hastige kleine Schritte in seiner Stube herum und schaut bei hellem Wetter viel über's Wasser. „Ich mein' alleweil, er will wieder Schiffli bauen," sagt seine alte Cenzine, und er sieht wirklich so lebendig und kühn aus wie seit Jahren nicht und hat so einen schlauen, überlegenen

Digitized by Google

Zug im Gesicht, als wisse er jetzt genau wie er es diesmal anfangen müsse. Ich glaube aber, es ist nichts damit und es ist nur seine müdgewordene Seele, welche jetzt nach Flügeln verlangt, um bald daheim zu sein. Mußt Segel nehmen, alter Onkel! Wenn es aber so weit mit ihm sein wird, dann sollen die Herren Nimikoner etwas Unerhörtes erleben. Denn ich habe bei mir beschlossen, an seinem Grabe hinter dem Pater her einige Worte zu reden, was hierorts noch nie passiert ist. Ich werde des Oheims als eines Seligen und Lieblings Gottes gedenken, und diesem erbaulichen Teil wird eine mäßige Handvoll Salz und Pfeffer für die geliebten Leidtragenden folgen, die sie mir nicht so bald vergessen und verzeihen sollen. Hoffentlich erlebt es auch mein Vater noch.

Und in der Lade liegen die Anfänge meiner großen Dichtung. „Mein Lebenswerk", könnte ich sagen. Es klingt aber zu pathetisch und ich sage es lieber nicht, denn ich muß bekennen, daß Fortgang und Vollendung desselben auf schwachen Beinen stehen. Vielleicht kommt noch einmal die Zeit, daß ich von neuem beginne, fortfahre und vollende; dann hat meine Jugendsehnsucht Recht gehabt und ich bin doch ein Dichter gewesen.

Das wäre mir soviel oder mehr als der Gemeinderat und als die Steindämme wert. Das Vergangene und doch Unverlorene meines Lebens aber, samt allen den lieben Menschenbildern, von der schlanken Rösi Girtanner bis auf den armen Boppi, möge es mir nicht auf.

Digitized by Google

Heutige Weltgeschichtsschreibung.

Von **Albrecht Wirth.**

Mitte der neunziger Jahre kamen Auswanderer nach Amerika, die einen weiteren Weg zurückgelegt hatten, als irgendwelche ihrer Vorgänger. Es waren Leute vom äußersten Südosten des russischen Reiches, aus Taschkent. Drei Jahre zuvor traf ich in Lourenzo-Marques einen Händler, dessen Heimat ebenfalls nicht sehr weit von Taschkent gelegen war. Es war ein Afghane, der in Südafrika sein Glück gemacht hatte. Einige Tagereisen gen Südosten von Taschkent beginnt das Reich des Bogdochan. Chinesen, die als Krämer oder Siedler bis an die Hänge des Pamir vordringen, waren vielleicht früher in Australien und mögen, wenn es ihnen im Tarimbecken nicht behagt, ihr Heil in Kalifornien versuchen.

Der weltweiten Auswanderung folgt die Weltpolitik. West-ward goes the star of Empire. So war die Losung der Yankees, bis sie das stille Meer erreichten. Nun gewannen die Amerikaner noch Inseln der Südsee und die Philippinen und halfen Peking entsetzen. Damit war die Weltwanderung der Kultur zu Ende. Sie war in ihrem Lauf um die Erde an den Stätten ältester Kultur wieder angelangt. Der äußerste Westen vereinigte sich mit dem äußersten Osten. Neben den westöstlichen Wechselwirkungen zugleich südnördliche. England erobert Südafrika und veranlaßt die Föderation der australischen Staaten. Der nordische Bär sucht in der heißesten Gegend der Erde, am persischen Golf, Fuß zu fassen. Deutsche und Yankees befehden sich in Brasilien und Argentinien.

Im Zeitalter der Humanität war das Weltbürgertum eine Theorie, jetzt aber ist der Kosmopolitismus in vielen Kulturerscheinungen zur Tatsache geworden. Wir haben eine Weltpost, ein einheitliches Seerecht für alle Meere, eine (allerdings kaum als Kulturfortschritt zu bezeichnende) Welttracht der gebildeten Klassen, haben internationale Kriegs- und Handelsgesetze und ein rotes Kreuz, das über mehr als die halbe Erde verbreitet ist. Wir erlebten einen Religionskongreß in Chicago und eine stattliche Reihe von Weltausstellungen in allen Erdteilen außer Afrika.

Der Zug der Zeit drückt sich aus in dem weltumspannenden Zuge der Wissenschaft. Kohler vergleicht indisches und japanisches Recht mit dem deutschen. Bastian schält aus den verworrenen Zeremonien von Loango-Negern und nordaustralischen Wilden seinen Völkergedanken heraus. Ärzte werden auf chinesische und tibetische Heilmittel verwiesen, Religionsphilosophen stellen Mythen Neu-Seelands und der Azteken mit Dogmen christlicher oder buddhistischer Sekten zusammen. Deutsche Märchen werden durch Erzählungen der Hottentotten oder Japaner erläutert. Dem allgemeinen Zuge nach ausgedehnter, vergleichender Erkenntnis ist dann spät die Geschichtsschreibung gefolgt. Zuerst die Literaturgeschichte, die seit Johannes Scherr und Hart auch nicht-europäische Schrifttümer berücksichtigt und die in dem Jesuiten Baumgartner den Schöpfer eines glanzvollen

Digitized by Google

Gesamtgemäldes aller Literaturen gefunden hat. Sodann eine Weltgeschichte der Kunst, die gegenwärtig Woermann versucht, ein hervorragendes epochemachendes Werk, das nach dem ersten Band, der bis jetzt allein vorliegt, das größte hoffen läßt. In dieselbe Reihe gehören die Weltgeschichten der Technik, der Musik, der Medizin, des Krieges, der Spiele und Feste, kurz, der Kultur und ihrer einzelnen Zweige, Geschichten, mit denen wir gerade erst in den letzten Jahren reichlich beschenkt wurden.

Am spätesten ist die politische Weltgeschichte auf den Plan getreten. Versucht hatte sie es allerdings schon längst, mitzureden. Fast anderthalb Jahrhunderte ist es her. Voltaire schon wagte den Weitflug über alle Gefilde der Erde; bestieg die Stupas der Inder und versenkte sich in die Katakomben der chinesischen Annalen. Freilich, er machte es sich nicht allzu schwer. Er hatte seine gefälligen Geister, die für ihn sammelten, für ihn schrieben. Aber er hatte doch den Meistersinn, der die geteilte Arbeit der Handlanger zu einheitlichem Ziele verband, der aus den vielen zerstreuten Bausteinen ein weiträumiges Schloß aufführte. Bezeichnend genug, daß ein Franzose die erste Weltgeschichte verfaßte. War doch damals der Brennpunkt kolonialer Tätigkeit und kluger Weltpolitik in Versailles. Handelte es sich doch um das Schicksal Ostindiens und Kanadas, das nach der Mitte des 18. Jahrhunderts an die Engländer überging. Bei den Engländern aber dachte niemand daran, sich über den Zusammenhang geschichtlicher Taten aufzuregen; ihnen war es damals wie heute nur darum zu tun, fremden Landen ihr Geld, aber nicht ihre Kultur zu entnehmen. Entsprechend dem geistreichen Plaudertalent jener Zeit und ihrem Tändeln mit Philosophie gibt Voltaire keineswegs eine ernsthafte fortlaufende Darstellung der Tatsachen, sondern bietet ein Ragout von Beobachtungen, Einfällen, Anekdoten und leichtgeschürzten Urteilen. Er richtet sein ganzes Werk, was heute doch kaum einer wagen würde, an eine Frau, an seine Freundin, Madame du Châtelet. Der „Essay sur les moeurs et l'esprit des nations" wurde 1740 verfaßt. Die Herausgeber des Versuches bemerken ausdrücklich, daß von den vielen Compilations universelles die ihnen bekannt waren, in genanntem Jahre noch keine vorhanden gewesen. Der Versuch beschränkt sich zwar „sur les principaux faits de l'histoire depuis Charlemagne jusqu'à Louis XIII." und zwar „seit Karl dem Großen," weil Bossuet in seiner Rede über Universalgeschichte gerade bis zu Karl dem Großen gelangt war, aber tatsächlich beschäftigt sich Voltaire auch mit dem ganzen Altertum. Die große Kluft, die Voltaire von seinen geschichtsschreibenden Vorgängern trennt, wie namentlich von Montesquieu, dessen berühmtes Werk über die Größe und den Verfall der Römer sechs Jahre früher erschienen war, bestand darin, daß die Vorgänger immer nur von Assyrern, Juden, Griechen und Römern handelten, während der viel weitere Blick Voltaires auch Süd- und Ost-Asien umspannte. Ausdrücklich wendet sich der Philosoph von Fernay gegen diejenigen, „die einzig und allein deshalb geschrieben haben, um darzutun, daß alles in der Welt nur für die Juden geschehen ist — gab Gott den Babyloniern die Herrschaft über Asien, so wollte er die Juden bestrafen, ließ Gott Cyrus regieren, so wollte er die Juden an Babylon rächen; sandte Gott die Römer, so wollte er wiederum die Juden züchtigen." Voltaire berücksichtigt mit dem Bewußtsein, daß er nicht nur etwas Neues, sondern auch etwas Notwendiges tue, auch die Inder und Chinesen, „die mächtig waren, bevor die anderen Nationen sich gebildet hatten." Er betont, daß die Juden im Grunde doch nur eine geringe Rolle in der Welt spielten. Er will den andern Völkern, fast im Sinne heutiger

Digitized by Google

Rassenforschung, ihr Recht am Leben und eine selbständige Entwicklung wahren. Er tadelt die, welche in den Arabern nur Barbaren sehen, und die in der Gründung des blühenden Kalifenreiches nur eine zerstörende Sintflut erblicken. Er zögert nicht, andere Völker den ewigen Babyloniern und Juden weit vorzuziehen, insonderheit scheint die große Hochschätzung des Chinesenstaates und die Überschätzung seines Alters, die bis in die Gegenwart hinein fortspukt, auf Voltaire zurückzugehn. Die verworrenen Erzählungen einer mythischen Zeit, die kindischen Anekdoten über Yao und die Gemahlin des Yon-Tschin hielt unser Philosoph, der von der Kritik der Neusten noch keine Ahnung haben konnte, für bare Münze. Eine Schwäche, die man billiger Weise nicht ihm, sondern seiner Zeit zurechnen wird. Auch Amerika zieht der große Franzose bereits in den Kreis seiner Beobachtungen ein. Er vergleicht die Entdeckungen der Phönizier mit solchen der Spanier, vergleicht die Ausbeutung von Silberminen durch die Karthager mit dem Gewinn, den die Minen abwerfen in Mexiko und Peru. Das Merkwürdigste aber ist, daß der „Essay sur les moeurs" schon volkswirtschaftliche Gedanken in reichem Maße verwendet. Dem Problem der Bevölkerung schenkt er seine größte Aufmerksamkeit. Er spricht, woran selbst jetzt nur ganz wenige Historiker denken, von dem Wechsel der Kopfzahl; er berechnet die Gesamtbevölkerung Europas; er führt als triftigen Beweis für das hohe Alter Chinas die Erwägung an, daß eine Volksmenge von sechzig Millionen, die schon vor Christus bezeugt, einen außerordentlich langen Zeitraum des Volkswachstums voraussetzt. Auch kümmert sich Voltaire um das Klima und die wirtschaftlichen Bedingungen, ja, er verzeichnet neben den Wanderungen der Menschen die Wanderungen von Pflanzen und Tieren. Bei dem Spötter, der die Pucelle geschrieben, versteht es sich endlich von selber, daß er die Wandlungen des Christentumes und der anderen Religionen mit fast naturwissenschaftlicher Kühlheit verfolgt oder mit der ätzenden Essenz seines Geistes zersetzt.

Auf Voltaire ist eine lange Reihe von Welthistorikern gefolgt. Seinen unmittelbaren Einfluß merkt man in Montesquieus Esprit des lois. Unabhängig von den Franzosen kamen deutsche Männer darauf, die Bahnen bisheriger Geschichtsschreibung zu erweitern. Der romanische Geist der Franzosen ging von rechtsphilosophischen Erwägungen aus. Die germanische Liebe zur Poesie, das innige Verständnis für die Volksseele bewirkte, daß die deutschen Forscher, wie Herder und Schiller, die „Stimmen der Völker" und den Nationalcharakter zum Ausgangspunkt nahmen. Auch Goethe, der mit gespannter Aufmerksamkeit die Anfänge der Vereinigten Staaten und die Fortschritte der Engländer in Indien verfolgte, kann man als Anreger einer neuen Welthistorie in Anspruch nehmen. Seine „Geschichte der Farbenlehre" ist das glänzendste Beispiel einer universalen, die Anstrengungen der verschiedensten Nationen gleichmäßig würdigenden Darstellung. Der Heros aber der neuen Weltgeschichtsschreibung war Gatterer. Ein unsäglicher Reisedrang trieb ihn früh in die Ferne. Bis ans Ende der Erde wäre er am liebsten gewandert. Er sah bloß Schweden und Rußland. Doch bedeutete das für einen damaligen Doktor der Philosophie, der im besten Falle Italien besuchen mochte, eine ungewöhnliche Erweiterung des Gesichtskreises. Gatterer überschaute alle Ereignisse mit Augen, die an die tausende von Werst und die grandiosen Verwaltungsverhältnisse des Zarenreiches gewöhnt war — der Statthalter einer Provinz, mächtiger als ein absoluter König von Preußen, und sein Verwaltungsbezirk oft ausgedehnter als das ganze deutsche Reich. Für Gatterer waren die Hellenen kümmerliche Kleinstädter, deren Revolutionen

Digitized by Google

Stürmen im Wasserglase glichen, deren armselige Katzbalgereien, wie der peloponnesische Krieg gegen die Taten eines persischen Großkönigs, der in Erdteilen träumte, gar nicht in Betracht kamen. Der deutsche Kleinstaater war berauscht von der Unendlichkeit des Orients. Und welch ein rastloser Drang bei Gatterer, die Ergebnisse seiner neuen Forschungsart aller Welt mitzuteilen! Als ob er beständig befürchtete, einen frühzeitigen Tod zu sterben, und so die Welt um die Früchte seiner herrlichen Erkenntnis zu bringen, nahm er sich nur ungern die Zeit dazu, seine Skizzen und Studien gründlich auszuführen, und veröffentlichte fortwährend nur einen Abriß der Weltgeschichte nach dem andern. Nur vor allem die Zeichnungen, die Pläne! Die Bausteine, die können von selber sehen, wie sie zusammen kommen. Das werden die Kärrner besorgen. Nicht als ob Gatterer unwissenschaftlich oder ungründlich gewesen wäre. Seine Arbeit über die Anfänge Rußlands und benachbarter Staaten gehört zu dem besten, was über diese schwierigen Dinge geschrieben und ist noch jetzt vielfach die Grundlage der Forschung.

Die gigantischen Pläne Gatterers und zeitgenössischer Welthistoriker, die bereits nicht nur China und Japan, sondern auch alle Naturvölker Afrikas und der Südsee mit einbeziehen wollten, blieben unausgeführt. Ein ganzes Jahrhundert mußte verstreichen, ehe die Pläne zur Ausführung kamen. Die Not der napoleonischen Zeit zog die Augen von China und der Südsee ab; wie die Verhältnisse der Heimat geordnet werden, wie sich das nächste Schicksal Europas gestalten sollte, war jedermann wichtiger, als die Taten ferner Mongolen und Malaien. Erst in der Gegenwart, als zwar an allen Enden der Erde, in der Mandschurei, auf Kuba und Luzon, in Südafrika und am Hindukusch die Kriegsfackel loderte, Europa aber beständigen Friedens genoß, als genug Anregung zu weltpolitischen Betrachtungen von außen gegeben und bei uns genug Sammlung und Ruhe vorhanden war, um die Anregungen zu verwerten: erst da war die Morgenröte der neuen Weltgeschichtsschreibung angebrochen. Wenn eigene Taten zu tun sind, da hat kein Mensch Lust, die Taten anderer zu beschreiben; nur wenn Mangel an eignen großen Aufgaben herrscht und zugleich Vorbild und Anstachelung von fremden Entwürfen und Kämpfen geboten wird, ist der Nährboden für fruchtbare weltgeschichtliche Arbeit gegeben.

Die Reihe heutiger Weltgeschichtsschreiber ist so stattlich, und ist gleich Jasonsdrachensaat so plötzlich emporgeschossen, daß es sich hierbei um kein zufälliges Phänomen handeln kann. Die Zeit erforderte es gebieterisch. Neben den in Schule und Haus beliebten Chronisten, die im gewohnten Gleise forttappen, wie Schlosser, Becker, Weber und etlichen illustrierten Werken, die sämtlich jüngst in neuer Auflage oder frischer Bearbeitung erschienen sind, neben Cantu, Weiß, Graf Yorck von Wartenburg, Schiller, den protestantischen und den katholischen Monographieen der Weltgeschichte, die auch alle nicht viel anderes tun, als kalte Suppen aufzuwärmen, höchstens daß sie ein oder zwei frische Kräutlein hineintun, endlich neben Ranke, der gleichfalls sich auf das Abendland und Vorderasien beschränkt hat, neben all diesen Fortsetzern traditioneller Übung, neben diesen Meistersängern der Welthistorie haben sich seit einem Jahrzehnte Männer aufgetan, die Inhalt, Umkreis und Bedeutung der Weltgeschichtsschreibung von grundaus zu verändern trachteten. Die neuen Männer zerfallen in drei verschiedene Gruppen. Zunächst solche, die lediglich die Fläche der bisherigen Chronistik erweitern, ohne im übrigen die gewohnte Auffassung der Ereignisse zu verlassen. Dazu gehört in erster Linie die Story of Nations, die in populärer Weise die Schicksale der einzelnen Länder von Marokko bis Japan und von Kanada

Digitized by Google

bis Chile erzählt. Die einzelnen Bände der Sammlung, die sich im ganzen durch handliche geschmackvolle Anrichtung einer leicht verdaulichen Speise auszeichnet, sind äußerst ungleich geschrieben. Häufig ganz unkritisch, wie die Geschichte Japans, gelegentlich aber auch mit hervorragender Kraft und gründlicher Wissenschaft, wie Mac Theal's Südafrika oder mit dem anziehenden Reiz eigener Erfahrung und der scharfen Würze der Parteipolitik, wie das England im 19. Jahrhundert Justin Mac Carthy's. Ich höre daß in den letzten Jahren zwei bis drei amerikanische Professoren je eine Geschichte des 19. Jahrhunderts veröffentlicht haben, die ebenfalls weit über den üblichen Rahmen hinausgreift, die Siam und Korea und Südamerika, berücksichtigt; doch ist es mir leider nicht gelungen, eines jener Bücher zu besitzen. Die wichtigste Erscheinung innerhalb unserer ersten Gruppe von Universalwerken ist die Histoire générale du IV e siècle à nos jours von Ernest Lavisse und Alfred Rambaud. Es steckt eine ungeheure Menge von Wissenschaft in ihr. Sie ist nicht nur eine Sichtung und Sammlung bekannten Stoffes, sondern stellt meist einen Fortschritt gegen den bisherigen Stand der Forschung dar. Die einzelnen Abteilungen sind von den ersten Kennern, deren Zahl sich im ganzen auf kaum weniger als vierzig belaufen mag, bearbeitet. Der Stil ist fast überall vorzüglich, von gallischer Wärme und Klarheit. Zwei Mängel haften jedoch dem Unternehmen an, das mit dem monde contemporain oder der Geschichte von 1870—1900 unlängst zum Abschluß gekommen ist. Der Mitarbeiter, die nicht einmal alle derselben Nation angehören, sind so viele, daß eine grelle Buntheit der Ansichten unvermeidlich geworden ist. Der Hauptfehler aber, der sich durch das ganze Werk hinzieht, ist die einseitige Orientierung. Daß alles in der Welt mit französischen Augen gesehen wird, ist bei einem französischen Werke erlaubt und natürlich; daß aber Frankreich derart in den Vordergrund geschoben wird, daß es reichlich halb so viel Raum einnimmt, als alle anderen Länder zusammen genommen, daß bei der Darstellung der Gegenwart ausschließlich die französische Literatur besprochen wird und sonst keine: das geht doch wohl über das Maß des Erlaubten hinaus. Zu rühmen ist dagegen, daß neben den politischen Geschehnissen, denen die Hauptrolle zugewiesen wird, auch Kulturerscheinungen ziemliche Beachtung finden. Sozialismus, Handel, Verkehrswesen und Industrie, ja selbst Richard Wagner und Richard Strauß werden berücksichtigt. Noch eins: Aus praktischen Erwägungen heraus kann man es verstehen, daß das schon in tausend Büchern abgehetzte Altertum von den Herren Lavisse und Rambaud einfach über Bord geworfen wurde, allein die geschichtsphilosophische Durchdringung, auf die es die Herren ja allerdings nicht abgesehen haben, leidet darunter. Ohne die Kenntnis des Altertums, sagt mit Recht v. Wilamowitz-Möllendorf, wird das Verständnis der Geschichte entwurzelt.

Eine zweite Gruppe möchte ich aus den Forschern herstellen, die zwar nicht den Gesichtskreis, aber dafür den Gesichtswinkel verändern, die nicht den Schauplatz, wohl aber Inhalt und Methode weltgeschichtlicher Forschung erweitern. Lamprecht, Breysig, Chamberlain, Oppenheimer bezeichnen neue Anschauungsarten. Ihre Anstrengungen beziehen sich zwar überwiegend auf mitteleuropäische Vorgänge, da sie aber, nach Erklärungen für diese Vorgänge suchend, von umfassenden Vergleichungen sich Rats zu erholen gezwungen sahen, sind sie, fast wider Willen, in den Strudel weltgeschichtlicher Aufgaben hineingezogen wurden. Ihr Schauplatz ist allerdings noch der Rankes, Europa und der nahe Orient; nur die materialistischen Historiker, Gumplowics, Oppenheimer, Brentano, dehnen gelegentlich ihre Vergleichungen bis nach Ostasien aus.

Digitized by Google

Die zäheste Arbeitskraft und die vielseitigste philosophische Durchbildung ist Lamprecht zu eigen. Ihm ist auch der weitreichendste Erfolg zugefallen. Er hat die ausgedehnteste Schule gemacht. Das beweisen die vielen Auflagen seiner deutschen Geschichte und beweist der tosende Schlachtenlärm, der seit einem Jahrzehnt um die Auffassung der Geschichtsprobleme entbrannt ist, und der vorzüglich seiner Person gilt. Was ist nun das Große, was das Epochemachende von Lamprechts Leistung? Man weiß, daß der alternde Goethe sich viel mehr auf seine Farbenlehre zugute tat, als auf seine Dichtung. Gute Poeten hätte es viele gegeben, dagegen sei er der Einzige, der in jener wichtigen naturwissenschaftlichen Frage der Entstehung der Farben das Richtige gesehen. Ähnlich scheint die Bedeutung von Lamprecht in anderer Richtung zu suchen zu sein, als er selbst sie gefunden hat. Früher war Jahrhunderte hindurch die politische Geschichte obenauf; seit der Mitte des 19. Jahrhunderts traten kulturelle Betrachtungen daneben, allein wie Wasser und Öl, so liefen die beiden Betrachtungsweisen neben einander her, und zwar nicht selten in demselben Buche. Nachdem die Haupt- und Staatsaktionen erledigt, folgte als besonderes Kapitel, ein Bericht über die Literatur und Kunst des betreffenden Zeitalters. So war es bei Schlosser, und so ist es noch bei heutigen Werken, wie bei der Geschichte Europas von Alfred Stern oder bei Rambaud und Lavisse. Lamprecht vermählte und verschmolz die politische und Kulturgeschichte. Er faßte das Leben eines Volkes als Einheit. Aus den politischen Taten, den Äußerungen des Volksgeistes in Schrifttum und Kunst, den religiösen und kirchlichen Zuständen, endlich aus der wirtschaftlichen Lage, die von den früheren Kulturschriftstellern, da es nicht jedermann gegönnt ist, über Landwirtschaft und Geldwesen und Industrie und Handel Sonderstudien zu treiben und sich eigene Gedanken zu bilden, so gut wie gänzlich vernachlässigt worden war, aus all diesen verschiedenen, sich kreuzenden und oft widerstreitenden Elementen schuf Lamprecht ein einheitliches, aus den Farben geistiger wie materieller Kultur zu gleichen Maßen gemischtes Gemälde. Es war dies eine Entdeckung ersten Ranges, den Zeitgeist einer Epoche nicht bloß in Feudalfehden und kirchlichen Kämpfen, sondern auch in Agrarwirren und Buchornamenten, in der Musik und der Baukunst der Zeit spiegeln zu lassen. Erfinder und Entdecker aber haben die Eigenheit, das sie sich allzu sehr in ihrer Erfindung verlieren und dieselbe einseitig zuspitzen. Stanley glaubte nicht anders, als daß sein Kongostaat der Mittelpunkt der Weltpolitik würde. Nobel wähnte, daß sein Dynamit dem männermordenden Kriege ein Ende setzen würde. Die Jünger der Bodenreform hegen die Überzeugung, daß alles Übel in der Welt durch die Reform beseitigt würde. Ebenso glaubte Lamprecht ein Allheilmittel gegen die Gebrechen, an denen bislang die nach Gründen forschende Historik krankte, in seiner Volksseelenlehre entdeckt zu haben. Eine Reihe von Ismen, die Stufen völkerpsychologischer Entwicklung darstellen, sind für ihn zum Inhalt der Weltgeschichte geworden. Er nimmt ein phantastisches und symbolisches Zeitalter an, das sich bis etwa zum Jahre 900 erstreckt. Es folgt der Typismus und Konventionalismus, bis zu der Epoche 1300/1500 dauernd; dann der Idealismus bis 1750, und der Subjektivismus bis zu den heutigen Tagen. Diese wie Beschwörungszauber anmutenden Formeln, in denen jedoch ein gewaltiges Teil wissenschaftlicher Errungenschaften steckt, hat Lamprecht zuerst nur auf den Werdegang des deutschen Volkes angewandt. Der Zauber aber wirkte wie schäumender Muskateller, und der kühne Entdecker verstieg sich in unwegsames Gelände. Er meinte, die als kräftig bewährten

Digitized by Google

Formeln auch auf andere, nein! auf alle Völker anwenden zu dürfen. Hier aber, fürchte ich, wird niemand dem Führer, den auch ich als anregenden Lehrer verehre, nachzugehen sich entschließen können. Zudem hat Lamprecht bisher jene allgemeine Anwendungsmöglichkeit lediglich als Theorie verkündet: die Ausführung des neuen Grundsatzes, den Beweis ist er einstweilen schuldig geblieben. Genau aber, wie Staatsmänner und Feldherrn gelegentlich die größte Wirkung erzielen, wenn sie ihren eigenen Theorien zuwider handeln, so hat auch Lamprecht, gerade wo und gerade weil er sorglos über den Rahmen seines peinlich einschränkenden Systems hinausgriff, Dauerndes vollbracht. Nur so ist es zu verstehen, daß seine, wie alle zugkräftige Geschichtsschreibung, enge Fühlung mit der Gegenwart und unmittelbaren Einfluß auf ihr Denken gewann. Lamprecht bespricht die deutsche Kolonisation im Osten zu einer Zeit, da die Polenfrage auf der Tagesordnung steht, deutschen Handel, da der wachsende Weltaustausch der Epoche des Verkehrs ihren Stempel gibt; er prophezeit, daß jeder Fortschritt der Geschichtswissenschaft alldeutsch gefärbt sein würde, in einem Lande, dessen Kaiser den Zusammenschluß des größeren Deutschlands erhofft. In dieser regen Beziehung auf heutige Tagesfragen mögen viele einen Nachteil für die Wissenschaft befürchten. Ich sehe darin einen unvergleichlichen Vorzug. Denn was soll uns die Wissenschaft vom Menschen, wenn sie nicht auch dem heutigen Menschen nützen kann?

Breysig ist von Ideengängen des Leipziger Professors stark berührt, weicht jedoch in Einzelheiten des Systems und namentlich in der Ausführung der Gedanken schon beträchtlich ab und überragt ihn in der örtlichen und zeitlichen Ausdehnung des Gesichtskreises. Es ist nicht leicht, die überaus schmiegsame und feine Erklärungsmethode, mit der Breysig die geschichtlichen Tatsachen angreift, mit wenigen Worten zu kennzeichnen. Wenn er sagt, daß Lamprecht seine methodischen Maßstäbe, „seine Komponenten — in den langsamen Wandlungsvorgängen der Anschauungs- und Begriffsbildung und in dem stillen Wachsen elementarer sittlicher Energieen, kurz, in den primitivsten Tatsachen des Seelenlebens" findet, so geht Breysig selber ebenfalls von psychologischen Beobachtungen aus, hofft jedoch, sein Vorgehen folgerichtiger zu gestalten. Beide Forscher streben „eine rein gedankliche Betrachtung des Geschichtsverlaufes in seiner Gesamtheit und in seiner Verursachtheit als letztes Ziel" an. Während indessen der Leipziger durch die Destillierretorte der Formeln sauber gesonderte Essenzen seelischer Phasen zutage fördert, verzweifelt Breysig mit Recht daran, daß man den ungeheuren gähnenden Most des Weltgeschehens jemals auf so wenige Flaschen ziehen könne. Er bemerkt, wobei man ihm lediglich zustimmen kann, daß man sich doch unmöglich eine symbolische Staatseinrichtung oder eine phantastische Gesellschaftsordnung denken könne. Auch sei alles Geschehen unwiederholbar, daher auch nicht die Entwicklung eines Volkes der eines anderen gleichen könne. Den Kern aber trifft der Berliner Professor, wenn er dem Systeme Lamprechts einwirft, daß es bloß ein verkleinertes Abbild, nicht aber ein Maß eines jeden Vorganges biete, eines Vorganges, den dasselbe „messen und ergründen, nicht nur widerspiegeln" solle. Dagegen gestatte die verschiedene Mischung sozial-psychologischer Triebkräfte, die er, Breysig, in den Vordergrund stelle, einen einheitlichen Maßstab, der für alle Völker und Zeiten ausreiche. Das von ihm bekämpfte System baue „nachträglich errichtete Begriffsgebäude, die nicht in die Tiefe zu den Wurzeln der Dinge dringen, sondern ihnen durch gemeinsame Gedankenüberdachung eine nur von außen her zugetragene Einheitlichkeit verleihen." Für Breysig ist der

Digitized by Google

Urgrund und die Hauptblüte alles geschichtlichen Werdens in dem „sozialen Verhalten." Es ist dies nun allerdings ein Erklärungsfundament, das breit genug ist, um so ziemlich allen Erscheinungen historischen Lebens als Unterlage zu dienen. Es ist sogar zu breit. Es ist wie ein Hafen, der alle Flotten der Erde aufzunehmen geeignet ist. Wäre der Hafen enger, so würde das vielleicht seinen strategischen Wert steigern. Trotz der Weite des Entwurfes kommt Breysig aber dennoch hin und wieder zu engeren Konstruktionen. Auch er entgeht nicht ganz der Gefahr, in die Unendlichkeit verlaufende Hyperbeln zu spitzen Winkeln und Parabeln und endlich Parallelen umzuformen. Mit schwachem und starkem Persönlichkeitsdrang allein Erscheinungen des Rechtes oder der Baukunst erklären zu wollen, das kann zuweilen mißlich werden. Und bei aller Weitheit des Entwurfs kann ich nicht umhin, die Ausführung desselben doch vielfach zu eng zu finden. Alles nur aus Seelentrieben der Völker erklären zu wollen, das ist ja schließlich nichts anderes als jene Rassenlehre, der da gerade sowohl die Leipziger als auch die Berliner Historik geflissentlich aus dem Wege geht. Denn was ist die Mischung, die Gesamtheit der Seelenkräfte anderes, als Rasseninstinkt und Rassenfähigkeit. Dies ungewollte Niederreißen der selbstgesteckten Grenzpfähle ist wohl dadurch zu erklären, daß die beregte Historik sich gar keiner Pfähle, gar keiner Abgrenzung bewußt war. Sie spricht eben immer nur, oder doch ganz überwiegend von romano-germanischen Völkergruppen, die als solche einheitlich der islamischen, der ostasiatischen und auch der slavischen, die von jener Historik ebenfalls gemieden wird, entgegensteht. Man kann hieraus keinen Vorwurf ableiten, da die mehrfach genannte Betrachtungsweise auf ihrem Platze wertvollstes hervorgebracht hat und die Fülle und Wirkung ihrer Anregungen noch gar nicht abzusehn ist. Nichtsdestoweniger ist zu bedauern, daß jene Betrachtung nicht auch die anderen, fremderen Rassen in ihren Gesichtskreis gezogen hat. Auf der einen Seite hätte sie daraus neue Nahrung, wenn auch nicht gerade die Bestätigung allzu zugespitzter Theorien, ziehen können, auf der anderen Seite wäre sie sicherlich von mancher einseitigen Folgerung bewahrt geblieben.

Die materialistische Geschichtsschreibung wurzelt in dem Aufschwung, den das Verkehrs- und Erwerbsleben und infolgedessen die Wissenschaft der Nationalökonomie sowie die Erdkunde genommen haben. Die Materialisten, mit Marx beginnend, wollten zuerst alle und jede Geschichte aus ökonomischen Vorgängen erklären. Die Wirtschaft aber führten sie ausschließlich auf Zustände des Bodens und des Klimas zurück; dann mischte sich das soziale Element hinein: Sklaven und Herren, Arbeiter und Kapitalisten kämpften miteinander um die Herrschaft. Der Niedergang der antiken Staaten sollte, weder aus plutokratischer Verweichlichung, noch aus despotischer Vergewaltigung noch aus markdurchseuchender Rassenverschlechterung erfolgt sein, sondern einzig aus der Tatsache, daß die freien Mittelstände durch Sklavenwirtschaft vernichtet und so eine soziale Lagerung herbeigeführt war, die sich für die politische und militärische Kraft der alten Mächte verhängnisvoll erwies. Gelegentlich bringt die materialistische Auffassung überraschende Aufschlüsse. So in dem Nachweis der gleichen Folgen, die der Übergang von Natural- zur Geldwirtschaft sowohl in Japan wie im Abendland gezeitigt hat.

Den Materialisten stehen die Geographen sehr nahe. Auch sie erklären den Geist als ein Erzeugnis der Materie, fassen geistige Kultur als ein Produkt des Bodens. Der größte unter ihnen ist Ratzel. Seine „Politische Geographie" ist das Universalste das die Gegenwart hervorgebracht hat.

Digitized by Google

Universal allerdings nur dem Schauplatz nach. Ratzel zieht die kleinsten Gemeinwesen von Südsee-Insulanern und Eskimostämmen, er zieht Staaten des dunkelsten Afrikas und der alten Azteken als Zeugen seiner Staatstheorieen zu. Aber er spricht eben immer nur vom Staate, kaum von etwas anderem. Kultur und ihre Verbreitung von einem Land ins andere wird nicht berücksichtigt. Aber selbst seine Staatentheorie ist doch sicher einseitig, oder sagen wir zu absolut. Der Nachweis dafür, daß aus der bestimmten Lage und Art einer Gegend bestimmte historische Zustände hervorgehen, krankt daran, daß jene Zustände nur in einer ganz bestimmten Epoche sich einstellten. Konstantinopel hatte vor der byzantinischen Zeit kaum eine Bedeutung, und auch jetzt tritt es wieder in den Hintergrund. Mittelamerika war nur in der Frühzeit der spanischen Konquistadoren für den Welthandel von Wichtigkeit, und beginnt es jetzt wieder zu werden, aber nur, weil zuerst die Franzosen, dann die Yankees einen mittelamerikanischen Kanal mit bewußter Absicht in den Vordergrund ihrer Politik stellten. Der Übergang vom Tarimbecken nach dem Issik-kul war bloß in der Zeit Christi für den Verkehr von China mit dem Westen von Belang, während später die Karawanenstraßen andere Bahnen einschlugen, und in der Neuzeit von der sibirischen Linie und der Schifffahrt fast gänzlich verdrängt wurden. Immerhin hat Ratzel das Verdienst, zum ersten Male in umfassender Weise die latente Kraft der Erde und ihre Bedeutung für geschichtliche Bildung ans Licht gestellt zu haben. Die neu von ihm gegründete Wissenschaft, der er zumeist auch eine neue Namengebung schaffen mußte, hat er gleich auf eine solche Höhe gebracht, daß seinen Nachfolgern wenig zu tun übrig bleibt.

Gegen einen Vorwurf sind die geschilderten zwei Gruppen, die Psychologen und die Materialisten, zu verteidigen, den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit. Noch immer sind in Europa wie in Amerika diejenigen Gelehrten in der Mehrheit, die bloß spezialistische Forschung gelten lassen. Ein Einzelner darf nur ein einziges Land behandeln, und das womöglich nur während eines einzelnen Jahrhunderts. Mehr ist von Übel. Mehr ist oberflächlich, ist unwissenschaftlich. Der Vorwurf ist häufig berechtigt. Wie jeder Schulbub, auf seinen Volksatlas gestützt, über Österreich und China und Südafrika reden kann, so ist es auch heutzutage kein Kunststück, eine Literatur-, eine Kunstgeschichte, ein Leben Friedrichs des Großen oder Luthers, eine Geschichte Frankreichs oder auch des Kongostaates zu verfassen. Der Quellen gibt es ja so viele. Lesen kann jeder. Die Sprache, die für uns dichtet und denkt, bietet sich gefällig an, um die Lesefrüchte einem größeren Kreise mitzuteilen. Was für Quellen, und wie sie benutzt sind, das sieht nur der Kundige. Auf der anderen Seite sollte der Spezialist sich vergegenwärtigen, daß neben seiner besonderen auch noch andere wissenschaftliche Aufgaben zu lösen sind. In seiner äußersten Zuspitzung ist ein Spezialist schließlich doch nur ein Chemiker, der mittelst alter, anerkannter Methode die verblichenen Züge eines Palimpfest wieder zum Vorschein bringt, ein Photograph, der wahrnehmbare Zustände und Ereignisse mit möglichster Schärfe aufnimmt. Allein angewandte Chemie ist die Sache eines Fabrikanten, Photographie ist ein Handwerk, das zwar auf der Grenze von Kunst und Wissenschaft steht, aber die Schwelle zu den Heiligtümern noch nicht überschritten hat. Photographie spiegelt wieder, registriert. Kunst aber soll darstellen, Wissenschaft soll erklären. Und die Gesamtübersichten eines Lamprecht, eines Ratzel können Erklärungen liefern, zu denen der Spezialist kraft selbst gesetzter Schranken niemals imstande ist. Die eigentlichste Wissenschaft ist doch erst die welche das Geschehene, das Erkundete, das

Digitized by Google

aus der Überlieferungshülle Herausgeschälte in das richtige Licht und miteinander in Beziehung zu setzen weiß. Ein Nachteil ist ja notwendig mit dem höheren Gesichtspunkte der Universalisten verknüpft. Ein Sperber kann nicht sogut erschauen, was in dem dichten Hollundergebüsche vorgeht, als der Zaunkönig. Der Sperber wird über Dinge in Unwissenheit bleiben, die der Zaunkönig für höchst wichtig hält. Und noch ein zweiter Nachteil! Noch allen Universalisten, von Richard Muther bis zu Lamprecht ist der Vorwurf des Plagiats nicht erspart geblieben. Ganz natürlich. Es kam jenen weit ausgreifenden Forschern lediglich auf den großen Zusammenhang an; so scheuten sie sich nicht, ganze Stücke von ihren Vorgängern wörtlich zu übernehmen. Nur wenige können, wie Cäsar, viele Sachen auf einmal tun, können zugleich auf dem Mars und der Venus weilen: so muß man den Leuten glauben, die ein von uns unerforschtes Land selbst gesehen haben. Wenn ich meine Zeit dazu anwende, arabisch zu lernen, so kann ich nicht zu den Bantu- und Haussasprachen kommen; infolgedessen wird meine Kenntnis afrikanischer Entwicklung immer unvollkommen bleiben. Wenn ich mich solange in isländisches Recht, byzantinisches Kirchenwesen und provencalische Troubadourdichtungen vertiefen soll, bis es gründlichster Wissenschaft genügt, so werde ich niemals zu einem Gesamtüberblick europäischer Kultur gelangen. Die gewöhnliche Folge davon, wenn Gelehrte sich zu sehr ins Einzelne versenken, ist die, daß sie in den Anfängen einer groß geplanten Aufgabe stecken bleiben. So hat Röth eine Geschichte der Philosophie der Neuzeit schreiben wollen; er hielt es für unumgänglich, dafür ein breite Grundlage zu legen, und als Einleitung erst den Werdegang der alten Weltweisheit zu untersuchen; in drei dicken Bänden kam er bis Pythagoras, und weiter ist das Gesamtwerk nicht gediehen, da der Tod den Heidelberger Professor erreichte.

Zweierlei aber ist Psychologen wie Materialisten entgegen zu halten. Beider Richtungen beschäftigen sich ausschließlich mit den inneren Eigenschaften der Dinge, nicht mit den äußeren Einflüssen, nur mit den natürlich gegebenen, von selbst ihm anhaftenden Bedingungen des Bodens, nur mit der eigenen, von selbst erfolgenden Entwicklung der Völker. Wenn Rauke die Weltgeschichte in eine Reihe von Übertragungen und äußeren Beziehungen auflöste, so erklärt sich Lamprecht bewußt gegen jegliche Anerkennung fremder Einflüsse, und Breysig vermutet, „daß das Ziel der Biologie doch wohl dann erst erreicht sein werde, wenn sie den physikalischen und chemischen Vorgang zu erkennen vermag, aus denen (!) die biologische Erscheinung sich am letzten Ende zusammensetzt.“ Es kann doch wohl nicht gut geleugnet werden, daß unser Alphabet, daß das Christentum von außen gekommen, daß die Ziffern und die Papierbereitung nicht bei uns erfunden, daß der Tee, den wir trinken, nicht bei uns gewachsen ist, daß viele Schauspiele, die auf unseren Bühnen aufgeführt werden, nicht von uns gedichtet sind. Aus jener übertriebenen Bedeutung der inneren Entwicklung folgt: Man will zu viel, man will alles erklären. Beständig ist dabei von naturwissenschaftlicher Methode die Rede. Nun, man kann das englische Pferd anatomisch zerlegen und seine physiologischen Vorzüge über andere Pferderassen überzeugend dartun; aber das hilft uns noch nicht im mindesten dazu, die Entstehung des englischen Vollblutes zu begreifen oder das von ihm auf den Rennplätzen und sonst Geleistete zu kennen. Erst wenn wir etwas von der Kreuzung des einheimischen englischen Pferdes mit andalusischem und arabischem Blute wissen, und über die Geschwindigkeit und die Weitsprünge einzelner Tiere uns unterrichtet haben, erst dann beginnt für uns eine Ge-

Digitized by Google

schichte englischen Vollbluts. Ähnlich ist kein inneres Merkmal von der Geschichte unserer Hausratte von solchem Belang wie die nackte äußerliche Tatsache, daß sie von der Wanderratte (die wahrscheinlich den Mongolen nach Europa folgte) ausgetilgt worden ist. Darin finde ich den Hauptmangel sowohl der Psychologen als auch der Wissenschafts- und Bodenmaterialisten, daß sie akzidentelle, daß sie Begleiterscheinungen für das Wesentliche halten; und solche an Stelle von Taten, von Handlungen zum Gegenstand der Menscheitsgeschichte machen. Die Einen sagen doch nur: bei Naturalwirtschaft entsteht Feudalismus. Gut! aber wie hat sich jener Feudalismus betätigt, wie hat er gelebt, was hat er getan? Was nützt es mir wenn ich erfahre, bei niedriger Temperatur beginne der Mensch zu frieren? Und die andern, sie sagen doch bloß: ein Volk ist erst phantastisch wie ein Kind, dann lernbegierig wie ein Jüngling, von ausgereifter Eigenart wie ein Mann, endlich maniriert und grillig wie ein Greis.

Ich gebe zu, daß das phylogenetische Gesetz, wenn es allgemein anerkannt wäre, und daß die Lehre von der durchgängigen Gleichheit völkerpsychologischer Entwicklung einen Fortschritt in der Naturwissenschaft bedeuten würde. Aber nochmals, was hilft mir solche Erkenntnis zur Geschichte? habe ich einen Menschen ausreichend gekennzeichnet, wenn ich erkläre, er sei dreißig oder sechzig Jahre alt? Und kann nicht ein Jüngling infolge schwacher Anlage oder zweckwidriger Lebensweise kraftloser und zerfallener sein als ein Mann in der Mitte der Fünfzig? Wogegen aber, und mit Recht, der lebhafteste Einspruch von seiten der üblichen Historik eingelegt wurde, das ist die völlige Gleichsetzung menschlicher mit natürlicher Entwicklung. Zudem beginnen ja selbst die Naturwissenschafter zu argwöhnen, daß die biologische Erscheinung sich keineswegs „nur aus physikalischen und chemischen Vorgängen" zusammensetzt. Die Neovitalianer nehmen auch für die Naturerscheinung gewisse, nicht näher zu bestimmende Urlebenskräfte an; im Grunde die Monaden unsres alten Leibnitz. Noch viel weniger aber ist eine allgemeine Entwicklung von Menschen und Völkern festzustellen, die den Staat, die Kunst, die Kultur über das Niveau gewöhnlicher Naturerscheinungen hinaus hebt. Kein Volk ist dem andern gleich, und kein Ort der Erde gleicht dem andern. Weit verbreitet ist nur die Sucht, Gleichheiten und Ähnlichkeiten zu finden. Heißt es doch sogar: der amerikanische Rhein und die sächsische Schweiz, und doch sind Hudson und Elblandschaft von seinen Urbildern der Schönheit toto coelo getrennt. Die Erde ist rund. Tag und Nacht wechselt auf ihr. Die Jahreszeiten folgen auf einander. So wechseln die Geschlechter der Menschen; so folgen die Völker auf einander, und kein Geschlecht und kein Volk ist wie das voraufgehende. Nietzsche zwar lehrte „die ewige Wiederkunft", — alles geht, alles kehrt wieder, ewig rollt das Rad des Seins. Alles bricht, alles baut sich wieder auf, ewig fügt sich neu das Haus des Seins. Alles scheidet, alles grüßt sich wieder — ewig bleibt sich treu der Ring des Seins — aber das ist die Weisheit der Pythagoräer, die Weisheit des versinkenden, verdämmernden Orients, wo man das Leben der Tat in farblose Träume auflöst.

Die Verbindung von der geographischen, der wirtschaftlichen und der kulturellen Lage erzeugt die Umwelt, das Milieu. Schon Taine hat aus dem Milieu heraus alles zu erklären versucht. Lamprecht und die Materialisten haben im Grunde die Lehre von dem Milieu nur mehr ausgebaut und verallgemeinert. Jedenfalls hat auch bei ihnen der einzelne keinen Platz mehr. Er wird aufgesogen, hinuntergeschlungen von dem Strudel der Umwelt. Nicht mehr der einzelne hat Gefühle, hat Gedanken, sondern die

Digitized by Google

Gemeinsamkeit fühlt und denkt für ihn. Die Stufenfolge aus jenen allgemeinen Gefühls- und Gedankenschichten zu ergründen, das ist ihnen die Aufgabe des Forschers. Nur Breysig vindizirt der starken Einzelpersönlichkeit eine etwas größere Rolle, aber auch in der Art, daß er das Auftauchen ragender Talente und Charaktere durch eine Gesamtströmung bedingt sein läßt. Die Massenbetrachtung hat mit der sozial-psychologischen und der materialistischen Historik die Rassenforschung gemeinsam. Ich habe schon angedeutet, daß die Bestrebungen der Massenichler oder Sozialpsychologen im Grunde auf eine Anerkennung des Rassenprinzipes hinauslaufen. Die trennende Kluft ist nur scheinbar, denn die Annahme, daß der Werdegang aller Völker gleichmäßig verlaufen sei, die bei den führenden Kulturhistorikern zum Durchbruch gekommen ist, war nur dadurch möglich, daß lediglich ein Völkerkreis von ihnen berücksichtigt wurde, lediglich arische Nationen, die vermöge angeborener Rassenanlage von vorn herein zu ähnlicher Ausgestaltung bestimmt waren. Sei dem nun, wie ihm sei, den Rassegedanken mit all seinen fruchtbaren Folgerungen haben sich jene Historiker entgehen lassen. Der Vater des Gedankens war Gobineau.

Ich hätte ihn bei dem Überblick der früheren Historik anführen sollen, allein er ließ sich schlechterdings nicht einreihen, Gobineau ist ein erratischer Block, der mit dem umliegenden Gelände keinen Zusammenhang hat. Ein normännischer Entdecker Amerikas, der zunächst keine anderen Entdecker nach sich zieht. Dabei hat der französische Graf nicht nur mit vollendeter Meisterschaft, wenn auch mit starrer Einseitigkeit zum ersten Mal ein Prinzip aufgestellt, das heute eine stets steigende Zahl von Anhängern wirbt, sondern er hat auch schon die Fernwirkungen seines Leitgedankens, die Betätigungen und Ausstrahlungen der Rassen auf den verschiedenen Naturgebieten mit philosophischem Tiefsinn erspürt und verfolgt, und zwar mit einer Universalität des Wissens und einem souveränen Urteil über die Einzeltatsachen, wie sie kein Historiker der Vergangenheit oder Gegenwart je besessen hat. Auf den Pfaden Gobineau's sind dann Chamberlain, Driesmans, Schemann, Much, Lapouge, Ammon und Wilser gewandelt. Zum Teil unabhängig von dem Grafen, meist aber von ihm beeinflußt. Wie alle neue Methoden, so ist auch die rassenhafte Erklärung der Weltgeschichte stark überspannt worden. Aber sie lieferte ein neues Element, das vielfach die allzu graden Wege der Materialisten durchbrach, und den abgezogenen Doktrinen der Psychologen erst Leben und Farbe zu verleihen versprach. Zugleich bietet das Rassenprinzip eine Möglichkeit, um Materialisten und Psychologen zu versöhnen. Nach ihm ist auch die Wirtschaft als ein Ausfluß bestimmter psychologischer Anlage, mithin bestimmter Rasseneigenschaft aufzufassen. Daß sich eine Großindustrie entfaltet, ist in erster Linie weder von Gebirgskabeln oder großen Flüssen, die elektrische Kraft liefern, abhängig, noch eine Folge der Subjektivität oder Reizsamkeit, die es erforderten, daß ein alterndes Volk zur Großindustrie gelangt, sondern ist die Errungenschaft bloß ganz bestimmter Völker, die das von ihnen Ersonnene dann anderen Ländern überbrachten. Die Chinesen haben keine Dampfmaschine erfunden, weil es ihnen an Phantasie, und die Kaschmirer verwerteten ihre reißenden Gebirgswässer nicht, weil es ihnen an Unternehmungsgeist mangelt. Ebenso wenig haben Tungusen und Giljaken den unschätzbaren Wasserlauf des Amurs ausgenutzt; erst die Russen erkannten und verwerteten ihn für den Weltverkehr. Auffälliger als bei der Wirtschaft ist die Unentbehrlichkeit des Rassebegriffes bei seelischen Fragen. Wenn Breysig so schlechthin immer von dem Wechsel schwachen und starken Persönlichkeitsdranges spricht, so

Digitized by Google

ist es unumgänglich, da zu bemerken, daß Griechen, Kelten, Germanen und Japaner als Rasse zu starkem Individualismus neigen, während andere, Chinesen, Slaven, Bantu, Indianer — ebenfalls als Rasse — konventionell gebunden und individuellem Hervortreten abhold sind. Wenn Türken sich gegen den Buddhismus und Germanen gegen die katholische Orthodoxie sträubten, oder noch sträuben, so ist dies nicht eine Ausgeburt philosophischer Erwägungen, sondern ein Ausfluß von Rassenabneigung.

Gegen das Rasseprinzip ist vorzubringen, daß es erstlich die Einzelpersönlichkeit zu sehr in den Schatten stellt, zweitens, daß es den Boden und die aus ihm erfließenden natürlichen Bedingungen über Gebühr vernachlässigt, drittens, daß es ebenso wie die Sozialpsychologen von den äußeren Einflüssen nichts wissen will. Etwas für sich ist es, wenn außerdem noch das Prinzip auf eine schiefe Art verfochten wird. Ich will nur Eines herausheben. Ganz gewöhnlich wird eine Rasse nach den großen Männern charakterisiert, die ihr angehören. Die Helden des Schwertes, der Feder, der Palette sind ja grade dadurch groß, daß sie sich von der Menge abheben, ja geradezu dadurch oft, daß sie von dem Gemeintypus ihrer Nation völlig abweichen. So behauptet Nietzsche, daß Goethe das Widerspiel eines Deutschen gewesen sei. In der Tat war Goethe der Antiphilister, der Antiburokrat, und auch der Antimilitarier und Antiparlamentarier. Wie er denn auch häufig und ausdrücklich genug erklärte, er sei Feind der Menge, und seine Schriften könnten nie populär werden. Und Friedrich der Große, er schrieb ja französisch und erachtete die Nibelungen keines Schußes Pulver wert. Nicht selten sind ja auch gerade die großen Männer aus Rassenmischung hervorgegangen, und infolgedessen nichts weniger als präsentativ für das Volk, dessen Sprache sie zufällig redeten. Alexander Dumas hatte Negerblut in den Adern, Leibnitz, Schiller und Nietzsche slavisches; Zola und Gambetta waren halbe Italiener, Napoleon war ein Korse; die Generäle Wolseley, Roberts und Sheridan sowie der berühmte Agitator Parnell waren gemischt irisch-angelsächsischer Abstammung. Kaiser Justinian, der Schöpfer des Byzantinismus, war slavischer Herkunft, aber wer nennt all die hervorragenden Herrscher, die naturgemäß, bei der Sitte internationaler Fürstenheiraten, den Geschlechtern der verschiedensten Rassen entsprossen sind? Daß der Held, der große Mann, für sein Volk nicht typisch ist, geht aber am deutlichsten daraus hervor, daß nicht selten verschiedene Nationen sich um denselben Großen streiten. Die Engländer nehmen Händel und Rosetti, die Spanier Kolumbus, die Russen Ostermann als einen der ihrigen in Anspruch; Österreich ist stolz auf Prinz Eugen den Savoyarden, die Slaven erkennen sogar in Bismarck einen ihrer Rassegenossen. Am gefährlichsten wird aber der Glaube, daß Einer für ein ganzes Volk vorbildlich, wenn, wie es von heutigen Forschern gar nicht selten geschieht, der Spieß umgedreht und behauptet wird: weil der und der deutsche oder französische Gesinnung zeigte, muß er deutschen oder französischen Blutes gewesen sein. So hat unlängst der namhafte Literaturhistoriker Bartels aus dem Stil Nürnbergers semitisches Blut erschlossen, das gerade dem armen, wie ein Kind geschäftsunkundigen Nürnberger so fern wie nur möglich war. Weil Loyola sich bei Germanen wie Romanen so unbeliebt gemacht hat, so kann er, folgerte Chamberlain, kein Indo-Germane sondern muß ein Baske gewesen sein. Jüngste Forschungen haben dargetan, daß im Jesuitismus allerdings ein nicht arisches Element vorliege, nämlich eine Nachahmung muhamedanischer, geistlicher Orden. Das bekannteste Beispiel für unsere These ist die Vermutung, daß Christus ein Arier gewesen. Die Vermutung

Digitized by Google

ist ganz und gar nicht unwahrscheinlich. Hommel hat dargetan, daß schon um 1500 arische Namen in Syrien auftauchen. Die Pyramiden und Homer wissen von Ariern, die über Syrien ins Niltal zogen. Man weiß von Herodot, daß die arischen Kimmerier bis Palästina kamen und man will aus mehreren archäologischen Spuren es wahrscheinlich machen, daß die Ammoriter Überreste der Kimmerier darstellen. Allein trotzdem: beweisen läßt sich jene Vermutung nicht, ebenso wenig wie die, daß in den Adern Luthers slavisches Blut rollte.

Kehren wir indessen zu prinzipiellen Einwänden zurück. Rasse ist zwar nicht schlechthin der Persönlichkeit entgegengesetzt, aber umflutet und verschluckt sie. Ja, Gobineau erklärte ausdrücklich, daß ihm die Einwirkungen einzelner sogenannter großer Männer nichts gölten; daß nur die großen Massen, nur die Völker und ihre Eigenart und Degeneration den Gang der Geschichte bestimmten. In seiner Geschichtsphilosophie hat Lindner darauf hingewiesen, daß die letzten Zeiten in unserem Vaterlande einen schlagenden Gegenbeweis liefern. Gerade in einer Generation, die vornehmlich von Nationalitätskämpfen bewegt sei, hätten sich die Deutschen Österreichs und der nördlicheren Länder nicht enger einander genähert, sondern vielmehr weiter von einander entfernt. Das war die Tat eines einzelnen, Bismarcks, die sich demnach stärker erwies, als der alldeutsche Hochgedanke der Masse, als die große Volksbewegung von 1848. Auch sonst ist oft die starke Einzelpersönlichkeit mächtiger gewesen als Rasse. Otto I. zwang viele Slavenstämme zum Deutschtum hinüber, dem sie dauernd einverleibt blieben. Niemand anders als Cäsar hat die Gallier romanisiert; ohne Muhammed und eine Reihe großer Kalifen wäre nie Nord-Afrika arabisch geworden. Noch ein anderer Einwurf! Am letzten Ende ist Rasse doch nur die Trägerin des geschichtlichen Verlaufes, nicht der Verlauf selber. Sie bedingt, beeinflußt, färbt das Ereignis und die Zustände, aber ruft dieselben nicht unmittelbar hervor.

Mit einem Prinzipe alles erklären zu wollen, ist immer mißlich. Nicht einmal die Gravitation der Gestirne kann man bloß durch Schwerkraft erklären; man muß die Schwingungen des Äthers und andere Kräfte mit zu Hülfe rufen. Am wenigsten kann man das Verhalten eines Menschen aus einem einzigen Prinzipe herleiten. Ein Mensch ist vielfach bestimmt. Er hat von seinen Eltern und ferneren Ahnen verschiedene Eigenschaften, von denen einmal die eine sich mehr betätigt und darnach eine andere mehr in den Vordergrund tritt. Er ist abhängig von seiner Vermögenslage, bei der oft der Zufall mitwirkt, und abhängig von seinem Berufe und der Gesellschaft, in die sein Beruf ihn führt. Es sind ferner Elemente in und an ihm wahrzunehmen, die bloß durch seine Zeit und durch sein Land ihre Erklärung finden. Vollends aber ist es unmöglich, Wesenheiten und Handlungen eines ganzen Volkes auf ein einziges Prinzip zurückzuführen. Sobald jemand das unternimmt, wird er einseitig und, will er das Unternehmen in Leben umsetzen, ein Fanatiker. Auf der anderen Seite aber, sobald jemand alles versöhnen, vereinen will, da entsteht sofort die Gefahr eines matten, leblosen Eklektizismus. Auf die Mischung der Prinzipien kommt es an, wie bei dem Gemälde auf die Mischung der Farben, bei der Tafel auf die Mischung der Gerichte. Die Tat des einzelnen oder des Staats, dazu das geistige Milieu oder die Kultur, weiter die Rasse und der von ihr bewohnte Boden — einmal überwiegt das eine, einmal das andere Ingredienz bei den so sehr verschiedenen Ragouts der Geschichte. Es gibt jedoch ein Hauptgericht, das überall bei den Festmahlen der Geschichte den eisernen Bestand bildet, einen Maßstab, der für die ganze Weite bisherigen Welt-

Digitized by Google

geschehens ausreicht. Das ist die Ausbreitung der Kultur. Sie ist seit Afrikanus und Eusebius bis zu Ranke das Leitmotiv der Weltchronik gewesen. Und wird es auch noch ferner sein. Nur daß die Ausbreitung nicht mehr auf Mittelmeerländer und West- und Mitteleuropa beschränkt wird, sondern daß die ganze Erde einbezogen wird. Eine Urkultur in Mesopotamien. Ausstrahlung derselben nach Egypten und Griechenland im Westen, nach Indien und den Kaukasusländern im Osten und Norden. Die Kulturzone erstreckt sich im Zeitalter Homers vom adriatischen Meere bis ins Pendschab. Und von ungefähr 28 Grad bis 40 Grad nördlicher Breite. Die Strahlen der Urkultur werden von den Strahlen gekreuzt, die von den Eigenkulturen der neu in die Hallen der Geschichte eintretenden Rassen ausgehen. Es entstehen nunmehr fünf Bildungswelten: Eine griechische, eine jüdische, nebst der noch fortdauernden babylonischen, eine iranische und eine chinesische. Der Zusammenhang der ostasiatischen Welt mit der mesopotamischen liegt allerdings noch im Dunkeln, wird aber durch neue Forschungen von Jahr zu Jahr glaublicher. Die so entstandene klassische Kulturzone erstreckt sich von dem tyrrhenischen bis zum gelben Meer, ohne vorläufig in ihrer Südnordausdehnung bedeutend zu gewinnen. Durch Darius und Alexander wird Indien zu dem Abendland in engste Berührung gebracht. Durch den Buddhismus, dessen erste Spuren im Tarimbecken und in China schon im 3. Jahrhundert vor Christi auftreten, durch den sibirisch-osteuropäischen Handel, endlich durch die 100 Jahre vor Christi erfolgte Eröffnung des Karawanenweges von China nach Persien ist der ferne Osten in rege Wechselwirkung mit dem Westen getreten, dergestalt, daß nunmehr die fünf Bildungswelten, zu denen als sechste die römische tritt, in ununterbrochenen Verkehr miteinander geraten, einen Verkehr, der jetzt zwei Jahrtausende alt ist, und der für alle Beteiligte von dem größten Einfluß gewesen ist. Gegen 100 vor Christi beginnt eine weitere Ausdehnung der klassischen Zone. Die Römer gewinnen Mitteleuropa und Britanien, sowie Nordafrika. Die Inder kolonisieren bis jenseits des Gleichers bis nach Java, sie wandern bis Siam und Malakka; die Chinesen setzen sich am roten Flusse in Kanton fest und gliedern Tungusen und Turkstämme bis zum Amurflusse an. So erweitert sich der Kulturkreis bis zum 50., stellenweise 55. Grad im Norden und bis über den Äquator im Süden. Durch die erneute Expansion werden wiederum frische Rassen in den Weltkulturgürtel hinein gezogen: Kelten, Germanen, Slaven, Türken, Tungusen und Japaner im Norden, Berber, Araber und Malaien im Süden. Die Expansionsbewegung erreicht seit 1000 Skandinavien, Rußland und Nordasien, auf der südlichen Halbkugel den Sambesi, Madagaskar und, von Java aus, die anderen Sundainseln. Jetzt bricht die ozeanische Zeit an. Die Germanen besiedeln Island, wohin auch das Christentum drängt, und Grönland; die Malaien kolonisieren die weit zerstreuten Inseln der Südsee bis zur Osterinsel und, seit 1300, bis nach dem 40. Grad südlich vom Gleicher belegenen Neuseeland; gemeinsame Schifffahrt verbindet alle Häfen des Indischen Ozeans und der Chinesen von Delagoa bis Nagasaki. In die ozeanische Bewegung treten zuletzt die Europäer ein, die Amerika, Südafrika und Australien der Weltbildung gewinnen. Man sieht: keine Wiederholung, sondern ein stetig fortschreitender stetig anschwellender Fluß geschichtlichen Lebens. Zum Maßstabe dient kein abstraktes, kein bestreitbares psychologisches Merkmal, auch keine Erscheinung, die bloß für einen beschränkten Kreis Gültigkeit hätte, sondern eine greifbare, durch Zahlen leicht meßbare Gesamtentwicklung, deren Rahmen weit genug ist, um die ganze

Digitized by Google

Geschichte der Menschheit in sich zu fassen. Allerdings, ich wiederhole es, nur die bisherige Geschichte, nur bis zu der völligen Entdeckung und Erschließung aller Länder der Erde, die nunmehr im wesentlichen abgeschlossen ist. Für die Zukunft wird man sich allerdings wiederum nach einer neuen Norm, einem neuen Einteilungsprinzip umsehen müssen, allein die Zukunft selbst mag für die Zukunft sorgen.

Ich betone aber: auch hier handelt es sich bloß um ein Maß, um einen Rahmen. Nichts weiter. Das Maß ist nicht der fruchtbringende Acker, nicht das ragende Gebäude, der Rahmen ist nicht das Bild. Man mag die Geschichte in Rahmen pressen, aber man kann nie für das Geschehen, für das Leben selbst eine Formel finden.

Der heutigen Weltgeschichtsschreibung ist es zwar mitunter gelungen, wahrhaft universal zu werden, alle Völker der Erde zu behandeln, aber die Normen, die bisher angewandt wurden, waren doch nur allzusehr geeignet, ein Zerfallen der verschiedenen Völkergeschichten herbei zu führen, im günstigsten Falle eine Mosaik zu schaffen, aber kein einheitliches Gemälde. Die Rassen Gobineaus sind von einander wie Wasser und Öl getrennt; jede lebt ihr eigenes Leben. Die Völker Ratzels und Helmolts sind mit dem Boden verwachsen, auf dem sie wohnen; sie haben ebenfalls ein Sonderdasein, ein örtlich bestimmtes und von der Umwelt getrenntes Leben. Wenn versucht wird, die Kluft der Trennung durch künstliche Brücken, durch „Eingriffe von außen" zu beseitigen, so tritt die ursprüngliche Scheidung nur um so deutlicher zutage.

Die Wurzeln heutiger Weltgeschichtsforschung führen in die verschiedensten Schichten und Lagerungen. Eine der stärksten ist die Ethnologie und ihr Nebenast die Anthropologie. Es ist kein Zufall, daß dem ersten Aufblühen der Völkerkunde zur Zeit Forsters und Chamisso's, — die wie die meisten jungen Wissenschaften von dichterischem Anhauch berührt war, — die erste ebenfalls poetisch gefärbte Blüte der Universalhistorie parallel lief. Einen höchst bedeutsamen Anstoß gab ferner die Tochter der Ethnologie, die vergleichende Sprachforschung, die aber erst in jüngster Zeit sich auch den nichtarischen Gebieten zuwendet. Weiter ist der ungeahnte Erfolg, den die Entdeckungsreisen des neunzehnten Jahrhunderts gehabt haben, von Bedeutung gewesen. Jetzt endlich, zum ersten Mal, in der Jahrtausende alten Geschichte der Menschheit, sind auch die entlegensten und unzugänglichsten Länder der Erde dem Weltverkehr erschlossen und dadurch der Anteil an ihrer vergangenen und gegenwärtigen Entwicklung erweckt worden. Damit hängt das steigende Interesse an Kolonial- und Weltpolitik zusammen. Sehr fruchtbare und dauernde Anregungen gab sodann die Kunst. Seitdem das Reisen so leicht geworden, fanden auch Laien Vergnügen daran, japanisches und samoanisches Kunstgewerbe, siamesische und südafrikanische Bauten mit dem was wir in Europa gewohnt sind zu vergleichen. Ein deutscher Kapellmeister, Eckert, schreibt über chinesische und koreanische Musik; ein französischer Rentier, Bing, über japanische Vasen und Trachten. Im Mittelpunkt dieser neuen Interessen aber steht die Weltliteraturgeschichte. Johannes Scherr, Karpeles, Julius Hart, der Jesuit Baumgartner, sie alle werden eifrig gelesen; durch sie erfährt die Welt von Dingen, um die sich früher nicht ein Europäer unter zehn Millionen kümmerte, von japanischen Dramen, von tibetischer Liebeslyrik, von den Erzählungen der Bugi und der Suaheli. So war der Boden für heutige, wahrhaft erdumspannende Geschichtsschreibung bereit. Einige Werke, die sich auf diesen Boden stellen, habe ich schon genannt. Das umfangreichste davon ist „the Story of nations". Von deutschen

Digitized by Google

Werken sind Lindner und Helmolt die bekanntesten. Lindner zwar gehört nur theoretisch zu den Anbahnern neuer Welthistorie: tatsächlich bleibt er doch in dem alten Rahmen, den wir aus Schlosser kennen und den Schlosser in manchem, so namentlich in der Geschichte der Seldschukken, Gasnawiden und Mongolen, besser ausgefüllt hat. Dagegen hat Lindners Geschichtsphilosophie wahrhaft universellen Charakter. Die Philosophie bietet zwar kein neues System, sie sucht ihr Verdienst mehr in der Bestreitung und Berichtigung fremder Systeme, unter Verteidigung der alten Anschauung, die im wesentlichen den Standpunkt Rankes vertritt. Mit scharfem Auge erspähet Lindner die Schwächen seiner wissenschaftlichen Gegner und weiß mit viel Geschick und gesundem Menschenverstand, das Unwahrscheinliche so mancher übertriebenen Behauptung bloßzustellen. Das ehrgeizigste Unternehmen ist das von Helmolt, von dem bis jetzt fünf stattliche Bände vorliegen. Zwei Hauptunterschiede von Lindner fallen sofort in die Augen. Während Lindner, wie Lavisse, mit der Völkerwanderung beginnt, fängt Helmolt, wie es sich gebührt, mit dem Anfang an. Während dagegen Lindners Werk den Vorzug bietet, von einer Persönlichkeit in demselben einheitlichen Sinne geschrieben zu sein, zerfällt Helmolts Sammlung in lauter einzelne Bruchstücke, bei dem nichts weniger als ein einheitlicher Geist wahrzunehmen ist. Es schreiben da Philologen, Juristen, politische und Kulturhistoriker, Anthropologen, Geographen und Staatsmänner. Das wesentliche Verdienst der Sammlung besteht in der Anhäufung massenhaften neuen Stoffes; und dessen handlicher Verarbeitung. Mitunter ist auch geradezu die Wissenschaft gefördert worden, durch die Vermutungen und Kombinationen von Fachgelehrten wie Winkler, Pauli, Häbler und Weule. Jedenfalls ist eine große Summe von Fleiß und Scharfsinn in der Sammlung verborgen. Auch ist es schließlich kein Nachteil, wenn eine Wissenschaft von unbefangenen, durch Detailkram nicht beirrten und verwirrten Outsiders unterstützt wird, wie von Brandt, Kohler, Schurtz es im Verhältnis zur Fachgelehrsamkeit sind. Und Ungleichartigkeit des Stils, der Meinungen, sie hat ebenfalls ihren Reiz. Sie behütet vor störrischer Einseitigkeit. Sie gibt Farbe und reicheres Leben. Eher könnte man sich gegen die Ungleichartigkeit der Stoffesverteilung auflehnen. Häbler braucht weit mehr Raum für die verhältnismäßig gleichgiltigen Maya- und Tolteken- und Inka-Reiche, als für die ganze Neuzeit seit Kolumbus. Schurtz tut die letzten Jahrhunderte westasiatischer Geschichte, die doch wahrlich nicht arm an Taten sind, mit wenigen Seiten ab, während die Anfänge Chinas und Mesopotamiens von anderen Autoren mit größter Ausführlichkeit erzählt werden. Umgekehrt pfercht Emil Schmidt die ganzen dreizehn Jahrhunderte indischer Geschicke von Alexander bis zu den Gasnaviden in bloß vier Seiten ein, braucht aber sechzig für die englische Herrschaft daselbst. Derartige Unebenheiten sind bei einer Weltgeschichte, wo der Mangel an eindringendem Quellenstudium durch den Blick für das Wesentliche, durch das richtige Augenmaß ersetzt werden muß, doppelt störend. Nicht die Spärlichkeit oder Reichhaltigkeit der Quellen darf entscheiden, sondern lediglich die Wichtigkeit der Ereignisse. Immerhin ist anzuerkennen, daß Fehler früherer Fachhistoriker, die z. B. der erfolglosen Gesandtschaftsreise Mac Cartey's nach Peking sechsmal mehr Platz einräumten, als dem halben Jahrhundert chinesischer Entwicklung von 1790—1840, im ganzen von dem Helmoltschen Kreise vermieden wurden.

Nun aber ein prinzipieller Einwurf! Bei der Geschichte der Technik, der Medizin, der Philologie, des Staatsrechts, des Mythos und der Volksmärchen, der Philosophie, des modernen Dramas ist man es nicht anders

Digitized by Google

gewohnt, als daß die Gesamterrungenschaften auf ihre einzelnen Teile, auf die Einwirkungen der einzelnen Völker zurückgeführt und deren Wechselwirkungen gründlich erörtert werden. Nicht so in unseren Welt- und Weltliteratur-Geschichten. Julius Hart und Baumgartner ziehen erst eine griechische, dann eine chinesische, dann eine tschechische und skandinavische Schublade hervor und breiten deren Inhalt vor den Augen des Publikums aus. Aber kein Türchen führt von der einen Lade, von dem einen Gelaß ins andere. Als ob wir nicht wüßten, daß die Einleitung zum Faust aus der Sakuntala stammt, daß Molières Avare auf Menander zurückgeht und daß das Leonorenmotiv Bürgers auch bei den Mongolen sich findet. Gewiß, unabhängig von einander kann an den entgegengesetzten Punkten der Erde dasselbe Motiv auftauchen. Der Goldgräber, der Marc Twain die berühmte Mär von dem Wettrennen der Frösche von Kalaveras erzählte, hatte gewiß keine Ahnung von der gleichlautenden Froschanekdote, die uns ein wohlmeinender alter Grieche überliefert hat. Die Aufschneiderei der Hawaïer über Regengüsse, die so plötzlich kämen, daß ein Reiter vor der ihn einholenden Regenflut gerade noch traben könne, während der auf dem Fuße folgende Hund schon schwimmen müsse, ist gewiß nicht durch eine ähnliche Renommisterei der Zigeuner beeinflußt. Ebenso haben betriebsame Literaturvergleicher Stellen Goethes in japanischen Nationaldichtern nachweisen wollen. Jedoch, das sind Einzelfälle, die dem Auge entschwinden. Fast immer darf von einer Gleichheit der Fabel und meistens auch nur von einer Gleichheit der einkleidenden Form auf historische Entlehnung geschlossen werden. In vielen Fällen steht eine solche sicher. Wir wissen bestimmt, daß indische Märchen ebenso wie das indische Schachspiel bis Westeuropa, Ostasien und den Sundainseln gelangt sind. Wir wissen, daß die heutige deutsche Bühne unter dem Banne der skandinavischen und französischen steht. Wir wissen, daß Schopenhauer von buddhistischem Pessimismus beeinflußt wurde. Daß griechische Mythen sich in 1001 Nacht verirrten, und daß arabische Erzählungen nach der Provence und dem übrigen Europa kamen. Daß die auf Island gedichtete Völuspa christliche Elemente enthält, daß die heutigen Japaner aus den Romanen von Viktor Hugo und Spielhagen, aus den Gedichten Lord Byrons und Heines lernen. Eine wissenschaftliche Literaturerforschung müßte jenen äußeren Einflüssen voll Rechnung tragen. Sie müßte außerdem auf die gemeinsame Abwandlung aufmerksam machen, die in allen großen Literaturen von primitiver Lyrik zu raffiniert subjektiver, vom Epos zum Drama, von der Poesie zur Prosa zu führen pflegt. Beruht doch alle Erfahrungs-Wissenschaft auf Vergleichung. Auch von der politischen Geschichte ist Vergleichung und Eingehen auf die Wechselbeziehungen zu verlangen. Letzteres war bisher sogar fast das Hauptthema der politischen Historie und ist mit Unrecht von Helmolt halb über Bord geworfen worden. Helmolt fühlte zwar die Lücke; das geht aus seinen Versuchen hervor, durch eine Geschichte des Stillen, des Indischen und des Atlantischen Ozeans, durch die östliche Entfaltung des Christentums und durch einen Überblick der europäischen Wirtschaft die Brüche zwischen seinen Abteilungen zu verkleistern. Aber zu einer Darstellung fortlaufender west-östlicher oder süd-nördlicher Wechselwirkungen haben weder Schiller, noch Helmolt und Lindner einen ernstlichen Anlauf gemacht. Geschichten von China, von Indien, von den Vereinigten Staaten besaßen wir schon früher. Methodologisch ist im Grunde das nur neu, daß bei Lavisse und Helmolt die zerstreuten Einzelgeschichten an einer Stelle vereinigt sind. Und doch, wie fruchtbar wäre ein Verfolgen der internationalen

Digitized by Google

Berührungen! Wenn man perlenartig die Ereignisse nebeneinander reiht, so merkt man wenig davon, daß durch die Macht Chinas, das die Hunnen vertrieb, der Anstoß zum endlichen Zerfall des Römerreiches gelegt, und die Germanen in die Kulturzone getrieben wurden. Man erfährt nicht einmal, daß einst Chinesen und Araber um die Herrschaft Asiens kämpften. Noch viel weniger wird man über erdumspannende Bewegungen, wie den Panislamismus, über weltweite Wanderungen, wie die der Araber, die sich bis Kanton und Sumatra im Osten, bis zur Guineaküste und dem Zambesi im Westen erstreckten, in befriedigender Weise unterrichtet. Nichts von chinesischer Eroberung auf Zeylon, nichts von dem Zusammentreffen der Amerikaner, Europäer und Muhammedaner in Liberia, von der Kreuzung indischer, persischer, griechischer, arabischer und chinesischer Kultur in Kaschmir und Kaschgar, nichts von dem religiösen Widerhall, den das Christentum bei neuzeitlichen Heilanden der Perser (Bab), der Arizona-Indianer (Snake Dance), der Chinesen (die Taiping) gefunden hat.

Nicht minder fruchtbar wäre politische Vergleichung im größten Maßstabe. Schon hat der Marquis de la Mazelière in seiner glänzenden Histoire du Japon die erstaunlichen Ähnlichkeiten zwischen der japanischen und der westeuropäischen Entwicklung aufgedeckt. Schon hat Ratzel Verwaltungs- und Verkehrssystem der Inka mit denen des Römerreiches verglichen. Man könnte denken, derlei far fetched allusions seien nur Spielerei; ich will ein Beispiel geben zum Beweis dafür, welch praktischer Wert solchen Anspielungen inne wohne. Eines der beliebtesten Probleme neuzeitlicher Historik ist die Frage, ob der römische Einfluß auf die Germanen günstig gewirkt habe. Noch heutzutage bejammert dieser Gelehrte die Nutzlosigkeit der unseligen Römerzüge, und jener vergießt Tränen darüber, daß römische Sprache und Kunst sich bei uns dauernd eingenistet, ein selbsteigenes, bodenständiges Wachstum verhindernd, während wieder andere in der Aufnahme der überlegenen südlichen Kultur die größte Segnung für deutsches Wesen erblicken. Der Kampf über diese Lebensfrage, der bis in unsere Tage ungeschwächt fortdauert, erscheint in einem besonderen Lichte, wenn man ostasiatische Verhältnisse zum Vergleich heranzieht. Auch in Ostasien sind Barbaren mit zerstörender Gewalt in die Kulturlande eingefallen und haben auf deren Boden Barbarenreiche errichtet. Das geschah zur selben Zeit, als das Imperium der Cäsaren von Germanen überrannt wurde. Und wie Theoderich und Karl der Große die Idee des Imperiums sich aneigneten, alten Inhalt mit neuer Form erfüllend, so haben Türken und Tunguſen sich zu Himmelssöhnen aufgeworfen und haben die Verwaltung Ostasiens im Sinne der chinesischen Kaiser weiter geführt. Den Einfällen der Markomanen und Gothen gleichen die Raubfahrten der Hiungnu und der Toba; den Römerzügen der Ottonen und Salier entsprechen genau die Züge der Kathai und der Niutsche nach Loyang und Singanfu. Wie ferner im ganzen europäischen Mittelalter römische Schrift, römische Sprache und römischer Glaube die Alleinherrschaft oder doch das entscheidende Übergewicht besaß, so nahmen auch die Reitervölker des asiatischen Nordostens Kultur und Weltanschauung der Chinesen an. Den gleichen Vorgang kann man bei den in Indien eingebrochenen Türken und Tataren verfolgen. Der Schluß aber, den ich hieraus zu ziehen wünsche, ist der, daß in dem Vordringen römischen Geistes nach Deutschland und in den Romfahrten der deutschen Kaiser weder ein lobens- noch beklagenswertes Ereignis vorliegt: Es war einfach eine elementare Gewalt, überall in der Welt wirksam, welche Kultur und Barbarei in unvermeidlichen für beide Mächte verhängnisvollen Zusammenhang brachte.

Digitized by Google

Jubal ohne Ich.

Ein Märchen von **August Strindberg.**

Es war einmal ein König, der hieß Johann ohne Land, und den Grund davon kann man sich denken. Aber ein andermal war es ein großer Sänger, der Jubal ohne Ich genannt wurde, und den Grund davon sollt ihr jetzt hören.

Klang war sein Name, den er von seinem Vater, dem Soldaten, bekommen hatte, und es war Musik in dem Namen. Aber er hatte auch von der Natur einen starken Willen bekommen, welcher wie eine Eisenstange im Rücken saß, und das ist eine große Gabe, die man in den Kämpfen des Lebens gebrauchen kann. Als Kind bereits, als er zu sprechen anfing, sagte er nicht wie andere kleine Jungen „er", wenn er von sich selber sprach, sondern er nannte sich sofort „ich". Und als er älter wurde, drückte er einen Wunsch mit „ich will" aus. Aber da bekam er zu hören: „Du hast keinen Willen", und „dein Wille wächst im Walde."

Das war nun unverständig vom Soldaten, aber er verstand es nicht besser, denn er war Soldat und hatte gelernt nur zu wollen was der Befehl wollte.

Jung Klang fand es sonderbar, „daß er keinen Willen hatte", obgleich er einen so starken hatte, aber das mochte hingehen.

Als er erwachsen war, fragte der Vater eines Tages: „Was willst du werden?"

Das wußte der Junge nicht, und er hatte zu wollen aufgehört, weil es verboten war. Er hatte allerdings eine Sehnsucht nach der Musik, das aber wagte er nicht zu sagen, denn dann, glaubte er, würde man es zu verhindern wissen. Darum antwortete er als gehorsamer Sohn: „Ich will nichts."

— Dann sollst du Weinzapfer werden! sagte der Vater.

Ob es nun darum war, daß der Vater einen Weinzapfer kannte, oder darum, weil der Wein eine besondere Anziehungskraft auf ihn ausübte, das kann man nicht sagen. Genug, jung Klang wurde in einen Weinkeller gesteckt und da fuhr er nicht schlecht.

Es roch so gut nach rotem Lack und französischem Wein da unten, und es waren große gewölbte Räume wie Kirchen. Und wenn er am Fasse saß und der rote Wein rann, wurde er froh im Herzen und begann zu singen, leise erst, allerhand Weisen die er gehört hatte.

Der Patron, der in Wein lebte, liebte Gesang und Freude, und ließ den Jüngling fortfahren; es klang so gut unter dem Gewölbe. Und als er „Im tiefen Kellergewölbe" anfing, da kamen Kunden herunter und das liebte der Patron.

Da kam eines schönen Tages ein Handlungsreisender, der früher Theatersänger gewesen war; und als der Klang hörte, war er so entzückt, daß er den Klang zu einem Schmaus für den Abend einlud.

Digitized by Google

Und sie spielten Kegel, sie aßen Krebse mit Dill, sie tranken Punsch und sie sangen vor allem.

Zwischen Glas und Wand und als sie Brüderschaft getrunken hatten, sagte der Handlungsreisende:

— Warum gehst du nicht zum Theater?

— Ich? antwortete Klang; wie kann ich das?

— Du mußt sagen: ‚ich will!' so kannst du.

Das war eine neue Lehre, denn, seit er drei Jahre war, hatte der junge Klang nicht die Worte „ich" und „will" gebraucht. Jetzt durfte er weder wollen noch wünschen, und er bat, man möge ihn nicht mehr versuchen.

Aber der Handlungsreisende kam wieder, viele Male, und hatte einen großen Sänger bei sich. Die Versuchung wurde zu stark; und der Klang nahm eines Abends seine eigene Partei, als ihm von einem wirklichen Professor applaudiert wurde.

So nahm er Abschied von dem Patron, und bei einem Glase dankte er seinem Freunde, dem Handlungsreisenden, der ihm Selbstvertrauen und Willen wiedergegeben hatte; „den Willen, diese Eisenstange im Rücken, die den Menschen aufrecht erhält, daß er nicht auf alle Viere niedersinkt". Und niemals würde er seinen Freund vergessen, der ihn an sich selbst glauben gelehrt.

Dann ging er, von Vater und Mutter Abschied zu nehmen.

— Ich will Sänger werden! sagte er, daß es in der Stube klang.

Der Vater guckte nach der Karbatsche, und die Mutter weinte; aber es half nichts.

— Verliere dich selbst nicht mein Sohn, war das letzte Wort der Mutter.

* * *

Jung Klang bekam Geld, um in ein fremdes Land zu gehen. Dort lernte er richtig nach den Regeln singen, und wurde in einigen Jahren ein großer Sänger. Verdiente Geld und erhielt einen eigenen Direktor, der ihn in Szene setzte.

Jetzt blühte der Freund Klang, und er konnte sowohl ich will wie ich befehle sagen. Sein Ich wuchs ganz unnatürlich und er duldete keine anderen Ichs in seiner Nähe. Er versagte sich nichts und verleugnete sich auch nicht. Aber jetzt, als er wieder nach seinem Land zurück sollte, belehrte ihn der Direktor, man könne unmöglich Klang heißen, wenn man ein großer Sänger sei; er müsse einen stilvollen Namen annehmen, am besten einen ausländischen, denn das sei jetzt der Brauch.

„Der Große" hatte einen Kampf mit sich selbst; denn seinen Namen ändern, war ja nicht sehr hübsch; das erinnerte an Verleugnen von Vater und Mutter, und konnte schlecht aussehen.

Aber, da es der Brauch war, so mochte es hingehen.

Er suchte in der Bibel, um den rechten Namen zu finden, denn dort standen sie.

Und als er auf Jubal stieß, „den Sohn Lamechs, der allerhand Spiele erfand", da nahm er den. Das war ein guter Name und bedeutete Posaune auf hebräisch. Da der Direktor ein Engländer war, so wünschte er, Klang solle sich Mister nennen, und das tat er. Mister Jubal, also.

Das alles war ja recht unschuldig, da es so der Brauch war, aber wunderlich war es jedenfalls: mit dem neuen Namen wurde Klang ein

Digitized by Google

anderer Mensch. Die alte Vergangenheit war gleichsam ausgetilgt, und Mister Jubal fühlte sich als geborenen Engländer, sprach mit Accent, ließ sich einen Backenbart stehen und trug hohe Kragen; ja die karierten Kleider wuchsen gleich der Rinde am Baume von selbst; er wurde stramm und grüßte mit einem Auge; drehte sich niemals um, wenn ein Bekannter ihn auf der Straße anrief, und er stand immer mitten im Straßenbahnwagen.

Er kannte sich selbst kaum wieder!

Indessen, er war wieder daheim in seinem Land und war ein großer Sänger an der Oper. Er spielte Könige und Propheten, Freiheitshelden und Dämonen, und wenn er eine Rolle zu üben hatte, war er ein so guter Spieler, daß er glaubte, er sei der den er vorstellte.

Eines Tages ging er über die Straße und war ein Dämon irgendwo, aber er war auch Mister Jubal. Da hörte er wen hinter sich: Klang! rufen. Er drehte sich natürlich nicht um, denn das tut ein Engländer nicht, und übrigens hieß er ja nicht mehr Klang.

Aber es wurde noch einmal Klang gerufen. Und dann stand sein Freund, der Handlungsreisende, vor ihm, mit prüfenden Blicken, und scheu und freundlich fragend:

— Ist das nicht Klang?

Mister Jubal wurde von Dämonie befallen; alle Zähne zeigend und mit offenem Rachen, als nehme er einen Brustton aus einer der Höhlungen des Craniums, brüllte er ein kurzes: nein!

Da erkannte der Freund ihn wieder, und ging seiner Wege. Er war ein aufgeklärter Mann, konnte das Leben und die Menschen und sich selbst auswendig, und er war darum weder traurig noch erstaunt.

Aber Mister Jubal glaubte das; und als er diese Worte in sich hörte: „Ehe der Hahn drei Mal kräht, wirst du mich verleugnen", tat er wie Petrus, er ging in einen Torweg und weinte bitterlich. Das tat er selbst, in seinen Gedanken, aber der Dämon in seinem Herzen lachte.

Seit dem Tage lachte er meist; über Böses und Gutes, über Kummer und Schande, über alles und alle.

Sein Vater und seine Mutter wußten wohl aus den Blättern, wer Mister Jubal war, aber sie gingen niemals in die Oper, denn sie glaubten, es sei etwas mit Reifen und Pferden, und dabei wollten sie ihren Sohn nicht sehen.

Mister Jubal war jetzt der größte große Sänger, und er hatte allerdings einen großen Teil von seinem Ich abgelegt, aber den Willen hatte er noch.

Da kam sein Tag! Es war ein kleines Mädchen beim Ballett, das Männer verzaubern konnte, und Jubal wurde auch verzaubert. So sehr verzaubert, daß er fragte, ob er der Ihre werden dürfe . . . (Er meinte natürlich, ob sie die Seine werden wolle, aber so darf man natürlich nicht sprechen.)

— Du sollst mein werden, sagte die Zauberin, wenn ich darf.

— Du darfst alles! antwortete Jubal. (Er meinte, du darfst nichts, aber ich darf alles, wenn ich dich bekomme.)

Das Mädchen nahm ihn beim Wort, und sie verheirateten sich. Zuerst lehrte er sie singen und spielen; und dann bekam sie alles was sie wollte. Aber da sie eine Zauberin war, wollte sie alles was er nicht wollte, und so allmählich hatte sie seinen Willen in ihrer Tasche.

Eines schönen Tages war Mistreß Jubal eine große Sängerin; und so groß, daß, wenn das Publikum Jubal hervorrief, so meinte es die Frau und nicht den Mann.

Digitized by Google

Jubal wollte sich wieder in die Höhe bringen, aber es auf Kosten seiner Frau tun, das wollte er nicht, und darum konnte er nicht.

Er fing an ausgelöscht und vergessen zu werden.

Der glänzende Kreis von Freunden, den Mister Jubal in seinem Junggesellenheim versammelt hatte, versammelte sich jetzt in seinem Heim um Frau Jubal, die nur Jubal genannt wurde.

Niemand sah nach dem Mister, niemand trank mit ihm, und versuchte er zu sprechen, hörte niemand auf ihn; es war, als sei er nicht vorhanden, und seine Frau wurde behandelt, als wäre sie nicht verheiratet.

Da wurde Mister Jubal einsam, und einsam ging er ins Café.

Eines Abends kam er hinein, um Gesellschaft zu suchen. War auch bereit fürlieb zu nehmen, wenn es nur ein Mensch war.

Da sah er seinen alten Freund, den Handlungsreisenden, einsam dasitzen und sich langweilen; und er dachte: „Da habe ich einen Menschen im alten Lundberg"; und er trat an den Tisch heran und grüßte. Aber da verwandelte sich das Gesicht des Freundes so unheimlich, daß Jubal fragen mußte: „Ist das nicht Lundberg?"

— Doch!

— Kennst du mich nicht? Jubal!

— Nein!

— Kennst du nicht Klang, deinen alten Freund?

— Nein! Er ist längst tot.

Da verstand Jubal, daß er in gewisser Weise tot sei, und er ging hinaus.

Den Tag darauf nahm er Abschied von der Oper und wurde Gesanglehrer mit dem Titel eines Professors.

Dann reiste er nach fremden Ländern, und blieb viele Jahre fort.

Die Trauer, er betrauerte sich selbst wie einen Toten, und der Gram ließen ihn früh altern.

Das war ihm aber lieb, denn dann dauerte es nicht mehr lange. Doch alterte er nicht so schnell, wie er wollte, und darum schaffte er sich eine weiße Perrücke mit langen Locken an. Und in der gedieh er, denn die machte ihn unkenntlich, auch vor sich selber.

Mit langsamen Schritten und die Hände auf dem Rücken, ging er die Trottoirs hinunter und sann; man glaubte, er suche wen oder er erwarte wen. Begegnete jemand seinen Blicken, so bemerkte er keinen Blick darin; versuchte jemand seine Bekanntschaft zu machen, so sprach er nur von Sachen und Dingen. Und er sagte niemals „ich", niemals „ich finde", sondern „es scheint". Er hatte sein Ich verloren, und das entdeckte er erst eines Tages, als er sich rasieren wollte. Er hatte sich eingeseift und wollte vorm Spiegel mit dem Messer beginnen. Er sah und sah das Zimmer hinter sich, aber sein Gesicht sah er nicht. Da verstand er, wie es bestellt war. Und er wurde von einem heftigen Verlangen ergriffen, sein Ich wiederzufinden. Den besten Teil hatte er seiner Frau gegeben, die seinen Willen bekommen hatte, und er beschloß sie aufzusuchen.

Als er wieder in sein Land kam und in seiner weißen Perrücke durch die Straßen der Stadt ging, erkannte ihn niemand. Aber ein Musiker, der in Italien gewesen war, sagte auf der Straße laut: Das ist ein Maëstro.

Und sofort hatte Jubal das Gefühl, er sei ein großer Komponist. Er kaufte sich Notenpapier und fing an eine Partitur zu schreiben, das heißt, er schrieb eine Menge lange und kurze Noten auf die Linien, einige für die Geigen versteht sich, andere für die Holzbläser und den Rest fürs

Digitized by Google

Messing. Darauf schickte er sie dem Konservatorium ein. Aber niemand konnte es spielen, denn es war nichts, nur Noten.

Da ging er eines Tages durch die Straßen und begegnete einem Maler, der in Paris gewesen war. „Da geht ein Modell," sagte der Maler. Das hörte Jubal, und er glaubte sofort, er sei ein Modell, denn er glaubte alles, was man von ihm sagte, weil er nicht wußte, wer oder was er war.

Als ihm dann seine Frau in den Sinn kam, beschloß er, sie aufzusuchen. Das tat er auch, aber sie hatte sich wieder verheiratet, mit einem Baron, und war weit fortgereist.

Da wurde er des Suchens müde, und wie alle müden Männer bekam er eine Sehnsucht nach dem Ursprung seiner Tage, nach seiner Mutter. Er wußte, daß sie als Witwe in einem Häuschen oben in den Bergen saß, und dahin ging er.

— Kennst du mich wieder? fragte er.

— Wie heißt du? fragte die Mutter.

— Wie dein Sohn heißt, weißt du das nicht?

— Mein Sohn hieß Klang, aber du heißt Jubal, und den kenne ich nicht.

— Sie verleugnet mich!

— Wie du dich selbst und deine Mutter verleugnet hast.

— Warum nahmt ihr mir den Willen, als ich ein Kind war?

— Deinen Willen gabst du einem Weibe.

— Ich mußte, sonst hätte ich sie nicht bekommen. Aber warum sagtet ihr, ich hätte keinen Willen?

— Ja, das war Vater, liebes Kind, und er verstand es nicht besser. Verzeih ihm jetzt, denn er ist tot. Übrigens sollen Kinder keinen Willen haben, aber erwachsene Männer sollen einen haben.

— Daß du das so gut entwirren konntest, Mutter! Kinder sollen keinen haben, aber Erwachsene.

— Höre, Gustav, sagte die Mutter; Gustav Klang . . .

Das waren seine beiden Namen, und als er sie hörte, wurde er wieder er selbst. Alle Rollen, Könige und Dämonen, der Maëstro und das Modell rannten ihrer Wege, und er war nur der Sohn seiner Mutter.

Da legte er seinen Kopf auf ihre Kniee und sagte:

— Jetzt will ich sterben! Ich will sterben!

Digitized by Google

Rose Bernd und Elektra.

Von **Alfred Kerr.**

Rose Bernd.

I.

Ein Lied ist der Anfang; der Schluß ist ein Schrei. „Im Wald und auf der Heide" . . . bis zu dem qualvollen Ruf des Bekenntnisses im letzten Akt. Dazwischen liegt das Werden einer „Verbrecherin".

Am Schluß ist Rose Bernd Verbrecherin. Wir gewahren, wie sich das ansieht: Kindesmörderin; meineidig; ehrlos; aus einem guten Menschen ein schlechter Mensch geworden; . . . sie ist am Schluß dasselbe wie zum Beginn.

Niemand weiß zum Schluß einen Zusammenhang. Sie selber kaum. Alle wissen einen falschen. Auch die Verstehendste, die Frau Flamm, rückt schon vorher ab. Sie ist die Gescheiteste des Dramas, sie verkündet gütige Vorurteilslosigkeit, wenn sie den Wahn der Menschen bloßlegt, in einer bevorstehenden Geburt etwas Schreckliches zu sehen, davon Aufhebens zu machen, als ob zwischen ihnen ein verabredeter Irrsinn bestände. Sie ergreift durch die Menschengüte, die aus ihr spricht und sie sagen läßt (ich muß diese Grundworte hersetzen; sie sind die Wahrheit des Stückes; nur sind sie nicht seine letzte Wahrheit): „A jedes is uff de Welt gekomm', uff de nämliche Art und Weise dahier, aber da davon darf ni de Rede sein. — Wodurch se doch alle leben dahier, vom Kaiser und Erzbischof angefangen bis runter zum Pferdejungen dahier, das kenn se garnich genug gemein machen. Und wo ock a Storch iber a Schornstein fliegt, da is de Verwirrung riesengroß." Das predigt sie fortreißend mit der gütigen Vernunft eines erfahrenen Menschen, sie weiß: es liegt so wenig daran, wie ein Kind zustande kam; sondern daran, wie es ihm ergeht, und wie es der Andren ergeht, die es in Qualen gebären muß.

. . . Als aber ihr eigner Bezirk ins Spiel kommt; als ihr eigner Mann das Kind gemacht hat, werden ihre Züge kälter. Sie wird schon halten, was sie versprach, für Mutter und Kind sorgen, doch — um den Kern zu erfassen — auch sie wendet sich ab von dem Mädel wie der Verführer selbst. Nun überläßt man sie der Pein. Beide Flamms sind gütige Menschen; die Frau turmhoch über dem Durchschnitt.

Niemand hat in menschliche Zusammenhänge einen Einblick. Niemand kennt am letzten Ende das Schicksal des Nachbarn.

Auch der das Mädel zu stürzen scheint, kennt den Zusammenhang nicht, Streckmann, der Erpressungen an ihrem Körper verübt; der . . . nicht die Ursache, nur der Anlaß des Hinabgleitens wird; der ja nicht eingreifen konnte, wenn nicht ein Andrer vorher eingriff; der von eignen Martern bewegt wird. Dieser „Schuldige" weiß den Zusammenhang nicht.

. . . Der Herrenhuter, der Veitstänzer, der Buchbinder, der Allergütigste, forscht nicht nach dem Zusammenhang; er denkt nur an das: was sie gelitten haben muß. Sein Inhalt ist stärker als der Inhalt der Frau Flamm. Hier liegt die letzte Wahrheit des Stücks. Die letzte? Die vorletzte. Es bleibt nicht zu vergessen, daß bei diesem die Geschlechtsliebe mitspricht. Jeder steht zum Schluß allein da. Und die Heldin, die einen Zusammenhang nicht sieht; die, ohne recht zu wissen, wie, von der Lichtseite auf die Schattenseite kommt, hat am Schluß ein auf-

Digitized by Google

dämmerndes Gefühl von dem großen allgemeinen Verlassensein der Menschen. In dieser Trauer liegt die letzte Wahrheit.

Im Wald und auf der Heide, . . . schließlich ein Qualenhaus, eine menschliche Knebelungsanstalt; was dazwischen liegt, ist „Schuld"; was Schuld ist, weiß niemand; wer die Schuld verursacht, weiß niemand; wer Sühne verdient, weiß niemand; wer „schlecht" ist, weiß niemand; wer leiden macht, leidet selbst; wer gütig ist, weiß warum, ist vielleicht ein Geschlagener; wer klug ist, begreift nichts; und keiner kennt das Schicksal des Nachbarn. Jeder steht allein. In diesem Leben leben wir. Dieses Leben sieht der Dichter mit ernsten Augen an.

In seiner Feststellung des Nichtaufzuklärenden liegt eine Aufklärung. In dieser Gestaltung des Niederdrückenden liegt Emporhebendes. Menschlich-Ergreifendes, denn es ist unser Los, das er aufhellt. In seinem Schmerz fühlen wir unsren Schmerz.

II.

Darin liegt Hauptmanns Größe. Nicht daß er von allen Lebenden in Deutschland die Menschen am besten zeichnen kann; sondern daß er von einem Menschen das Beste hat und es ausdrücken kann. Nicht, daß er so zu gestalten versteht; sondern daß er so eine Gestalt ist, indem er es versteht.

Manche seiner neueren Stücke haben Unzulänglichkeiten. Ich glaube von diesem Schauspiel auch, daß er etwan die zweite Niederschrift gab, statt der letzten Revision. Im Ausdruck ist für mein Gefühl Einiges zu empfindsam. Das Wort der Rose „Ma sellde vielleicht doch ane Mutter han" ist mir peinlich, es verstört einem den Augenblick, ebenso wie: „'s hat een ke Mensch nee genug lieb gehat" und Ähnliches. Es handelt sich um Ausdrücke. Technisch ist manches gewiß anfechtbar. Es betrifft Hauptmanns geringe Neigung, auszumerzen und hervorzuheben; seine Abkehr von dem in den Webern oder im Henschel geübten blitzartigeren Verfahren. Zu viele Längen; zu vieles im Theater Ungeduld Erweckende, tonlos Vorüberziehende; was sich in den Satz zusammenfassen läßt: man sieht die Leute reden — und hört nichts. Dies ungefähr hab ich nach der Aufführung festgestellt; und wahrscheinlich stimmt es.

. . . Ich schreibe heut anderthalb Wochen nach der Vorstellung, am elften November, und kann mich fast nur planmäßig dieser Störungen erinnern, wie um einer Verpflichtung sachlich nachzukommen. Es erscheint mir, wie bei einigen früheren Stücken auch, nach kurzer Zeit nebensächlich. Alle Hauptmannschen Dramen wachsen mit der zeitlichen Entfernung (die Versunkene Glocke auszunehmen); wenn die Erregung des öffentlichen Darstellens und die Unzulänglichkeiten des Augenblicks vergessen sind. Allen Hauptmannschen Werken ist ein Menschenmal aufgedrückt, sie scheinen von irgend etwas umflossen, so daß man . . . ich weiß nicht: fast mit Schmerzen an sie zurückdenkt. Es hat mit einem Stil und mit einer Technik nichts mehr zu schaffen.

Ich weiß nicht, wieso man sich nachher mit so eigentümlichen Gefühlen an gewisse Szenen erinnert, wie hier das halbkomische, mißglückte Aufgebot; oder wie die Frau Flamm und die mit ihrem Mann die Ehe gebrochen, eine Tasse Kaffee miteinander trinken; oder an einen Punkt in der Haltung dieses Mädels, als sie vom Gericht kommt; als man sich von ihr abwendet. Ja, woran liegt es bei Hauptmann, daß scheinbare Nebenszenen, an die sonst kein Mensch mehr denkt, vor Augen haften, wenn Jahre vergangen sind, wie etwa das Lügen des Arnold Kramer seinem Vater gegenüber, das ich nicht vergesse; wie die beiden einander ansehn, wie der Alte die Wahrheit, Mensch zu Mensch, in einer Bagatelle von ihm hören will, nur diese Bagatelle, wie der Augenblick vorbeigeht, wie man für eine Sekunde die Ewigkeit rauschen hört, und wie man auch dort fühlt: es gibt keine Gemeinschaft zwischen zwei Seelen; jeder steht am letzten Ende allein. Ich weiß nicht, wieso jedes noch so wenig fertiggemachte seiner Dramen irgend einen Herzpunkt hat, vor dem man in der Erinnerung steht wie vor etwas Unanrührbarem. So ist es mit Rose Bernd.

Digitized by Google

III.

Hauptmann soll Naturalist sein. Ich bin eher, nach menschlichem Ermessen ein sogenannter Stilist und frage mich, wie ich zu der starken Hingezogenheit komme. Jedem schwebt beim Arbeiten oder Ringen doch ein geträumtes Strahlengestirn vor, das er zu verwirklichen wünscht; oder wozu seine Natur ihn am stärksten drängt. Was man im Traum hört, in der Wirklichkeit nie so erreicht, ist etwan ein Gesang des lachenden, geschmeidig-unfaßbaren Stils; Gesang der seligen Schärfe: — er verklingt, eh' man eine Note nachgeschrieben. Oder man sieht im Traum eine Harfe, die eine Schleuder ist, oder eine Schleuder, die eine Harfe ist: — sie versinkt, eh' man einen Umriß festgehalten. Was alles das bei einem naturalistischen Künstler zu lieben hat, ist die Frage. Hauptmann ist kein Naturalist. Oder: Naturalismus ist nicht ein besonderes Dichtungsgebiet, vielmehr etwas aller dramatischen Dichtung Gemeinsames. Die von uns als „schön" empfundenen Wirkungen sind fast immer lyrisch. Die Lyrik ergibt sich erst an einem Punkte der Handlung, — die Gestalten dieser Handlung müssen naturalistisch geschaffen sein, auch wenn sie Flügel hätten; auch wenn die Handlung phantastisch wäre. Und das Ergreifende hat um so stärkere Macht, je naturalistischer, je menschennäher, je erdenvoller sie sind — auch mit Flügeln. Hieraus erkennt man, daß unter Naturalismus die Grundlage aller dichterischen Gestaltung zu erkennen ist; daß also Hauptmanns „Stil" weit weniger im Naturalismus liegt als etwan in der Führung von Ereignislinien; in dem Unerwarteten im Michael Kramer; in der Ballung in den Webern; in der besonderen Melodie der Einsamen Menschen; im Rhythmus des Geyerstücks; in dem Lied und dem Schrei, zwischen denen Rose Bernd liegt. Das ist sein Stil. Nicht der beiläufige Naturalismus. Wie jeder Schöpfer von Wert ist er natürlich ein Stilist.

Dann aber muß ein Punkt in seiner Weltanschauung etwas in uns heut Lebenden treffen, das ihm entgegenzittert; das schläft und — wenn selbst platonisch — den siegreicheren Teil in uns bildet. Es ist Hauptmanns Altruismus, aus dem sich Rose Bernd ganz auferbaut. Darin steckt jene nicht zu definierende Menschlichkeit, die ihn umleuchtet und sakrosankt macht.

Und Etliche werden ihn hier lieben um der Eigenschaften willen, die sie nicht haben.

In jedem Falle kommt es nicht darauf an, den Inhalt dieses Schauspiels weiter als geschehen ist, zu beklopfen.

Elektra.

I.

An einem Tag im Juni sah ich von der Akropolis . . . Buchten . . . Inseln; braune Gesteininseln aus einer blauen Meerflut steigend. Selige Höhen.

Man vermag das nicht ohne die tiefste Bewegung und nicht ohne die herrlichste Heiterkeit seines Lebens zu erblicken. Man reckt die Hand . . . Freundlich holdester Ernst . . .

Im nächsten Frühling stand ich zum zweitenmal oben. Ich kam von Davids Stadt Jerusalem; vom Nil. Ich war noch schweigender beglückt.

Das Land Attika hat nichts Großartiges: nur die innigste Anmut. Die innigste Anmut.

Nur eine geniehafte Anmut.

II.

In dieser Landschaft ist Elektra gedichtet worden, von einem Attiker. Noch in seinem Rächerdrama wohnt Holdheit und Jubel und Licht, ob es schon ein Rächerdrama ist.

Wie Hofmannsthal dazu steht . . . läßt sich in einer geraden Linie nicht ausdrücken. Er verdüstert — aber nicht regelmäßig. Ein paar entscheidende Punkte.

Digitized by Google

Sophokles, als der menschlichere, gibt einen mildernden Umstand für die Klytämnestra: sie haßte den Mann, weil er das gemeinsame Kind, die Iphigenia, hingeopfert. Hofmannsthal streicht diesen entschuldigenden Zug. Auf der andren Seite gibt er dem (bei Sophokles aufrechten) Orest ein mildes Zagen vor dem Muttermord. Wenn dann Sophokles die Tötung des Ägisth hinter den Schluß des Dramas verlegt: so führt Hofmannsthal handgreiflich seine Schlachtung vor. Dann aber läßt der härtere Hofmannsthal die Heldin gelegentlich empfindsamer sprechen als irgendwo beim Sophokles: sie wird der Schwester ein geliebtes Kind emporheben „damit sein Lächeln hoch von oben in die tiefsten geheimsten Klüfte deiner Seele fällt". Elektren hinwiederum im Großen macht Hofmannsthal aus der „Nachtigall" des Sophokles zu einem Katzentier.

Das Tierhafte wird sehr unterstrichen. Gleich im Beginn springt sie zurück „wie ein Tier in seinen Schlupfwinkel". Sie ist „giftig wie eine wilde Katze". Scharrt lautlos nach dem Beil „wie ein Tier". Sie läuft auf einem Strich umher „wie das gefangene Tier im Käfig".

. . . Ist das Verhältnis zum Sophokles in keiner graden Linie auszudrücken? Beim Sophokles wird mit dem Morde der Schuldigen die Sittlichkeit eines ganzen Volks befriedigt; bei Hofmannsthal mehr der private Rachdurst einer Epileptikerin. Dazu fließt ein dem Sophokles fremder Tropfen hinein: Maeterlinck. Dienerinnen, darunter „Aufseherinnen" flüstern am Brunnen über das Skelett im Hause. Eine ganz junge: „Ich will die Füße ihr salben und mit meinem Haar sie trocknen". Man hört „von drinnen" eine rufen: „Sie schlagen mich!" Es gibt „Röcheln von Erwürgten" in „diesen Kammern". Jemand sagt: „Meinst du, ich kenne den Laut nicht, wie sie Leichen herab die Treppe schleifen, wie sie flüstern . . ." Eine Schleppträgerin flüstert „zischend". Gelegentlich hamletische Züge. Der Vater „kommt" zu bestimmter Stunde. Sophokles erwähnt nur, daß Ägisth die alten Mäntel des Erschlagenen trägt; bei Hofmannsthal spricht Elektra wie der Neffe des Claudius:

— — — Mich kränkt
zu sehen, daß Ägisth, dein Mann, die alten Mäntel
von meinem, wie du weißt, verstorbenen Vater,
dem frühern König, trägt. Es kränkt mich wahrhaft:
ich finde, daß sie ihm nicht stehn. Ich finde,
sie sind ihm um die Brust zu weit.

Kurz und gut: Hofmannsthal, scheint mir, hat die attische Elektra nordisch gemacht. Vlamischer, dänischer, spukromantischer.

Er könnte hiergegen sprechen: aber der Stoff ist in Attika nur gedichtet worden — gewachsen in der wilden Peloponneslandschaft Mykenä! Ich wollte das Schauspiel des Attikers nicht erneuen, sondern die Sage von Mykenä" — wenn auf seinem Buche nicht „frei nach Sophokles" stände; wenn er nicht im Großen die Folge seiner Szenen bewahrte; wenn er nicht Stellen wörtlich herübernähme; wenn er nicht menschlichere Feinheiten böte, die wiederum einer Kyklopenwelt fremd sind.

. . . Somit bleibt die ganze Stilfrage nicht aufgeklärt.

III.

Mag sie. Es ist ein Werk von großen Schönheiten. Man sehe genauer zu: Sophokles war ein Vorwand. Hofmannsthal will den Attiker gar nicht erwecken und nicht Mykenä! Er scheint nur über einen einzigen Takt der alten Melodie zu phantasieren. Oder: der Künstler in Hofmannsthal spielt sozusagen einen starken Satz allein auf der Beil-Saite. Sein Kennertemperament umschmiegt immer litterarisch Gegebenes; er nahm einen alten Stoff zum Vorwand.

Zu erneuen, meine Lieben, ist der alte Stoff überhaupt nicht. Daß eine Frau ihren Mann getötet hat, und daß sie nun durchaus selber getötet werden soll: damit fangen wir nichts an. Die Sittlichkeit des Sophokles ist nicht unsre Sittlichkeit.

Digitized by Google

Für Hofmannsthal kommt an dem alten Stoff das Herausbringen einer Farbe, einer bestimmten Linienführung weit mehr in Betracht als sein Inhalt. Oder: dem Künstler Hofmannsthal ist am Herausbringen eines Rhythmus gelegen, — der etwan hierzu gesungene Text steht in zweiter Linie. Und was er nun gibt, ist ein Wurf von draufgängerischer Kraft. Ein steiler Totenrasetanz. Etwas Orgiastisches, das am Ausgang Lustgefühle, befreite Stimmungen, Aufatmen hervorruft; eine triebmäßige, vielleicht tierhafte Katharsis — ohne Rücksicht auf jede Weltanschauung; der Eindruck ist so mächtig, wie das Theater ihn allzuoft nicht geben kann. Wer zuschaut, wird in den Sieg dieser Künstlerentschlossenheit mitgerissen.

. . . Ein steiler Totenrasetanz.

IV.

Hofmannsthal ist ein Schwelger; oft ein zarter Schwelger; hier ein Blutschwelger. Das gekühlte Feuer seiner Rhetorik ist durch Brände ersetzt; seine getönten Farben durch Tönungen von Rot. Eine Blutorgie spricht Elektra schon zum Beginn, stark an Herrlichkeit der Sprache. Mehr ein ornamentaler Haß, als ein gedrungener Haß. Wie der Casanova (im Abenteurer) von Leibern nackter Mädchen, so gibt sie eine Arie von Blutbächen, stürzend dunklen Flüssen. Statt hellenisch zu sein, fällt sie in den Stil des Alten Testaments.

Und über Leichen hin werd' ich das Knie
hochheben Schritt für Schritt, und die mich werden
so tanzen sehen, ja, die meinen Schatten
von weitem nur so werden tanzen sehen,
die werden sagen: einem großen König
wird hier ein großes Prunkfest angestellt
von seinem Fleisch und Blut, und glücklich ist,
wer Kinder hat, die um sein hohes Grab
so königliche Siegestänze tanzen.

Es steckt aber hierin etwas, das über jeden bloßen Stil hinausgeht. In einem Punkte stark ist dann die Traumphantasie von der Ermordung „des Weibes": wie das durch die Gewölbe springt, der Rächer hinterher, bis an einer Mauer (das ist der starke Punkt) der Tote sitzt. „Er achtet's nicht, und doch muß es geschehn; vor seinen Füßen drücken wir sie hin, da fällt das Beil!" Sie malt noch einmal, zu ihrer angenehmen Mutter sprechend, indem sie beginnt: „Was bluten muß? Dein eigenes Genick", — sie malt etwas vom Jäger, Rächer, von Todesnetzen. Schwarzrote Blutströme; Nacken, Krämpfe, Sterbensangst, Beil, das Weiße der Augen, Röcheln, — sie malt die Wonne aus, sie sterben zu sehn. Kurz: die Elektra beim Hofmannsthal ist ein Rachetier: wie etwa Jochanan beim Oscar Wilde ein Verzückungstier ist. Wie er nichts als ein stierer Prophet ist, von oben bis unten, von vorn bis hinten, wie er eine einzige Seite dauernd zeigt: so ist Elektra nichts als eine Blutträumerin, von oben bis unten, von hinten bis vorne. Auch Hofmannsthal drückt den Inhalt eines Menschen aus, indem er alles Sekundäre fortläßt, und durch Häufungen immer desselben Zuges. Und seine Elektra ist schwärmerisch groß, wenn sie die kaum zu vergessenden Worte der Wollust dieses einen Gefühls ruft:

„. . . . . nur der ist selig,
der seine Tat zu tun kommt! und selig,
wer ihn anrühren darf, und wer das Beil
ihm aus der Erde gräbt, und wer die Fackel
ihm hält, und wer die Tür ihm auftut, selig,
wer an der Türe horchen darf."

Sie malt vor Orest noch etwas Übergeworfenes, ein weißes Hemde, etwas ohne Augen, worauf man losschlägt und das die Arme nicht frei bekommen kann. Und nun kommen die Schlächtereien selbst.

Schlächtereien, — Hofmannsthal übernimmt den Zug, daß „kein Mann im Haus" ist. Zuerst Klytämnestras Todesschrei, — man kennt von der Adelheid im Götz, wie stark so ein Todesschrei vom Nebenzimmer wirkt. Zuvor jedoch ein

Digitized by Google

besondrer Nervenreiz: ein „furchtbares Warten." Hiernach Klytämnestras zweiter Schrei. „Von drinnen ein zweiter Schrei." Dann wird Ägisth geschlachtet. Er tritt „schreiend" an ein Fenster und „wird weggezerrt". Doch er erscheint bei Hofmannsthal noch ein zweites Mal an einem Fenster — und „wird fortgerissen". Nun erst . .

Nun erst machen auch die Knechte ein Blutbad unter sich. Alle —

„. . . . . alle,
die leben, sind mit Blut bespritzt und haben
selbst Wunden, und doch strahlen alle, alle
umarmen sich —."

Ein Blutplätschern; wie etwa beim d'Annunzio noch über Rosen Blut strömt. Und jetzt, am Schluß, „wirft" Elektra „die Knie" und tanzt (nachdem sie schon zuvor den Ägisth umtanzt hatte mit einer Fackel) — sie tanzt einen „namenlosen Tanz". Und tanzend bricht sie im Tode zusammen.

. . . Dieses Stück von vorn bis hinten ist: die Erfüllung eines Gefühls. Wir haben keinen Schlächterdurst; wir sehn daher einen Menschen, dessen Gefühle wir nicht teilen; der aber in einem riesenhaften Gefühl ganz aufgeht und untergeht. Und das ist das Fortreißende.

Wenn es gleich mehr wäre falls er in unsren Gefühlen auf- und unterginge.

Hofmannsthal bietet eher . . . l'art pour l'art als Menschlichkeiten; er ist zeichnerischer als er empfinderisch ist; er hat mehr Könnerschaft als Beseelung. Aber den Nurkünstlerstandpunkt einmal zugrunde gelegt, so gibt er etwas Einheitlich-Großartiges:

Die Phantasie auf der Beil-Saite.
Den steilen Totenrasetanz.

V.

Ecce artifex! möchte man sprechen. Das Ganze bildet schließlich eine exakte Blutraserei mit Stil. Alle hofmannsthalsche Kunst ist verinnerlichte Stilkunst; zum ersten Male jetzt mit durchbrechender Gewalt.

Immerhin: das Stück umfaßt auch Menschliches. War dieser Tanz nur eine Dekadentengrausamkeit? Und wenn er es war, so wär' er menschlich . . . Er war etwas mehr. Ich hatte so ein Lustgefühl vor diesem Ausströmen des Hasses; vor diesem Nichtmehrverhüllen. Es steckt wohl Antichristentum darin. Selig, wer seine Tat zu tun kommt, und selig, wer ihn anrühren darf, und wer das Beil ihm aus der Erde gräbt, — selig, selig, selig!

Symbolistische Kunst war oft (wagnerisch gesprochen) ein Feuerzauber, doch ohne den Abschied. Hier sind aber etliche Züge, ganz außerhalb des Blutbilds, die meine Seele angehn. Wenn das Bildhafte zerfloß, erinnert man sich an die stillere Scham des Elektra-Tiers, als der Bruder gekommen ist; als an etwas Menschlich-Ergreifendes. Oder: Die Totschlägerin Klytämnestra weiß von dem Vorher, von dem Nachher der Tat, vom Augenblicke selber weiß sie nicht, — man spürt einen Menschen-Schauer, im kalten Gefühl des Unbewußten, das uns reitet. Man sieht jenes Taumeln der Begriffe, das ein hofmannsthalscher „Brief" an den Lord Baco von Verulam schwermütig dargelegt hat. Aber das Menschenvollste sind ein paar Worte der Chrysothemis:

Und kann's nicht fassen, daß ich nicht mehr jung bin.
Wo ist denn alles hingekommen, wo denn?
Es ist ja nicht ein Wasser, das vorbeirinnt,
es ist ja nicht ein Garn, das von der Spule
herunter fliegt und fliegt, ich bin's ja, ich!

Ruhepunkte in der Phantasie des Hasses, — in dem Totentanz, der mit Raserei und malerischer Tierheit das Hauptstück bleibt.

Digitized by Google

VI.

Ist nun das Ganze etwas zu Bejubelndes, ein Vorteil, ein Gewinn, eine Errungenschaft?

Es ist — genau ausgedrückt — eine artistische Tat. Sicherlich gibt die Arbeit mehr einen starken Eindruck als eine tiefe Nachwirkung. Nach achtundvierzig Stunden schweigt sie nämlich. Aber warum das Theater solche gewissermaßen seelische Farbeneinzelreize verschwören müßte, leuchtet nicht ein, zumal wenn sie Herrlichkeiten wie dieses Blutgedicht umschließen (und etliche Menschlichkeiten auch). Ich finde hier das anscheinend siegreiche Trachten nach einer neuen Ausdrucksform. Ein Glied in der Kette, deren andere Glieder D'Annunzio, Oscar Wilde, auch Maeterlinck heißen.

Ich sage nicht, daß man auf diese Art allein selig werden kann.

Mein Endgefühl vor dieser Strahlenkunst ist kein stürmisches „Jawohl!" aber ein klares „Warum nicht?"

Digitized by Google

Totentanz.

Von **Stijn Streuvels.**

Es war einmal ein kleiner Junge und eine alte, alte Muhme.

Der Junge hieß Pierke und die alte Muhme hieß nur Muhme. Sie hatte früher freilich einen andern Namen gehabt, aber bei dem nannte sie schon solange Keiner mehr, daß sie ihn selbst vergessen hatte.

Und Muhme wohnte mit ihrem Pierke in einem kleinen Häuschen weit draußen auf dem Lande.

In seinen ersten Jahren spielte Pierke von morgens bis abends und er wußte es nicht besser, als daß alle Dinge zum Spielen da sein. Bei Sonnenaufgang lief er schon über das weite Land, sang und flötete den Vögeln nach und rupfte alle Blumen ab, die ihm in die Hände kamen. Alles was er sah, gehörte ihm.

Muhme hatte ihre Freude an dem Jungen: „Pierke," sagte sie, „Pierke nicht zu weit weglaufen; wenn du bei mir zu Hause bleibst, darfst du spielen solang ich lebe und brauchst dein Lebtag nicht zu arbeiten, ich werde schon für dich sorgen."

Und Pierke schwenkte die Arme und jubelte vor Lust.

Mit jedem neuen Tage wurde neues Leben wach und zwitscherte und sang rund um ihn her.

Nur die alte Muhme ging bedächtig ihren Weg weiter; des Morgens rief sie den Jungen zum Essen und des Abends legte sie ihn in sein Bett und deckte ihn warm zu, dabei erzählte sie ihm immer neue Geschichten, von denen er die ganze Nacht hindurch träumte.

Am andern Morgen war die Welt wieder voller Sonnenschein und Pierke glaubte die Märchengeister im Schatten der Bäume zu finden. Er ging voller Spannung umher, immer erwartend, etwas Wunderbares zu sehen und er redete die Vögel mit ernsten Worten an und klopfte leise gegen die schweren Eichenstämme um ein Prinzeßchen, das darin gefangen saß, zu erlösen.

Es liefen noch andere Jungen auf den Feldern umher, es war zwar nichts Besonderes an ihnen, aber Pierke fand es doch auch lustig, so mit einer ganzen Schar zu spielen.

Von den Knaben bekam er auch viele neue Dinge zu wissen; sie schwatzten unaufhörlich und wer am lautesten schreien konnte, stand am höchsten in der Achtung bei den anderen.

Eines Tages kamen sie darauf, Pierke zu fragen, wer sein Vater und seine Mutter seien und wo er wohnte. Und als er nichts zu antworten wußte, lachten sie ihn aus und jagten ihn weg.

Da kam er weinend nach Haus und beklagte sich bei der alten Muhme, daß alle Jungens einen Vater und eine Mutter hätten und in einem großen Haus wohnten.

Digitized by Google

„Und warum hab ich denn keinen Vater und keine Mutter?“ weinte er.

Zum ersten Mal fühlte er die Erbärmlichkeit von Muhmens Lehmhütte und seine elternlose Armut. Und all die reiche Pracht, die er sich auszudenken wußte, wurde plötzlich zu wertlosem Plunder, den man nicht mit Händen fassen konnte. Er wohnte allein ohne Bruder und Schwester mit einer häßlichen alten Muhme in einem Ziegenstall; und die Muhme war eine abscheuliche Hexe, hatten die Jungens behauptet.

Muhme tröstete ihn: „Laß die bösen Jungen laufen und spiel hier allein nach Herzenslust.“ Und dann legte sie ihn ins Bett und erzählte ihm dabei von Däumeling, dem es so schlecht erging, weil er in die Welt hinausgelaufen war.

Am andern Tage war aller Kummer vergessen und der Junge blieb bei der Hütte und spielte in aller Friedlichkeit. Er pflückte wieder Blumen, die er wegwarf, um den Schmetterlingen nachzulaufen.

Vor allen fremden Dingen behielt er eine Scheu und wenn Menschen vorüber kamen, versteckte er sich hinter einem Baum, um ihnen von dort aus nachzuspähen.

Es geschah aber eines Tages, daß der Schäfer seine Herde dort vorüber trieb. Der Alte stapfte schwerfällig in seinem großen Mantel und die Schafe nahmen die ganze Breite des Wegs ein. Zwei Hunde liefen schnubbernd nebenher.

Pierke betrachtete das alles und gewahrte darauf ein Mädchen mit einem Körbchen, das sich fortwährend bückte und etwas vom Boden aufraffte, das sie in das Körbchen tat.

Der ganze Zug war so wunderlich langsam zum Vorschein gekommen und verschwand ebenso langsam, wie eine Wolke am Himmel vorüberzieht ohne eine Spur zu hinterlassen; und Pierke ließ sein Spiel im Stich um dem allen nachzuschauen.

Das Mädchen hatte so sanfte Augen im Kopf und langes wehendes Haar — er glaubte sie wiederzuerkennen aus einem der schönen Märchen — darum kam er näher und hielt sie an.

„Aber Mädchen, wie heißt du doch noch?“

„Ich heiße Pieternelle,“ sagte sie sanft.

„Pieternelle,“ meinte Pierke, „das ist merkwürdig.“

„Und hast du auch einen Vater und eine Mutter?“

Das Mädchen schüttelte den Kopf und öffnete die Augen noch weiter als zuvor.

„Und mit wem spielst du?“

„Mit niemand.“

„Und dann hast du nie ein Vergnügen?“

„Vergnügen, muß ich denn Vergnügen haben?“

Der Junge verstand sie nicht und frug weiter.

„Hast du denn auch keine alte Muhme, die dir Brei kocht und dich warm zudeckt?“

„Nein.“

Der Junge staunte immer mehr über das Wundermädchen, das nirgend zu Hause gehörte und so ernsthaft dreinblickte und niemals lachte. Jetzt ging es langsam weiter mit den Schafen und von Zeit zu Zeit bückte es sich und sammelte den Schafmist auf.

Die Herde trabte weiter und das Mädchen auch und als es ein Stück entfernt war, drehte es sich noch einmal nach dem Jungen um. Pierke saß solange und starrte bis der Traum weit hinten zwischen Bäumen ver-

Digitized by Google

schwunden war, dann blieb er noch sitzen und hatte ein Gefühl, als ob er etwas verloren hätte, das er nie gekannt hatte.

„Sie ist noch ärmer als ich," dachte er, „und sie weinte doch nicht." Es erfüllte ihn Kummer und Mitleid, daß sie ohne weiteres hingegangen war. Darin versunken ging er heim und erzählte der alten Muhme kein Wort von alledem. Er konnte anfangs nicht schlafen und träumte später von Pieternelle.

In den Tagen darauf vergaß er sein Spiel, er ließ die Blumen stehen, roch kaum daran und ließ die Vögel allein singen. Er behielt unausgesetzt den Weg im Auge, auf dem der Schäfer vorübergezogen war und er wandelte umher und suchte etwas, ohne recht zu wissen was.

Lange Zeit danach kam dieselbe Herde wieder des Wegs daher und Pierke lief ihr entgegen, voll Verlangen, Pieternelle wiederzusehen. Sie sprachen nun lange mit einander und Pierke wanderte langsam mit. Er achtete nicht auf den Weg und hatte die Hütte und die alte Muhme vergessen. All seine Spiellust war dahin über dem Vergnügen, neben dem Mädchen herzugehen und schließlich bat er sie, mit ihr gehen zu dürfen, um ihr zu helfen. Ja; — Pieternelle lehrte ihn zwei Stöcke zusammenbinden und einen Weidenkorb zu flechten und dann gingen sie neben einander und sammelten den Schafmist für den Schafbauer auf.

In den ersten Tagen war für den Jungen alles sonnenglänzende Neuheit, wohin er kam. Er hörte wunderbare Vögel singen, und unterwegs pflückte er nie gekannte Blumen und schenkte sie Pieternelle und er erzählte ihr all die schönen Geschichten, die er von der Muhme wußte. Zuweilen ruhten sie im Schatten aus und dann streichelte er mit den Fingern ihr kornblondes Haar.

Bei dem Schafbauer lief er mit auf dem Hofe umher und schlief in einer Scheune.

Pieternelle lauschte mit Wohlgefallen den neuen Geschichten, die ihr der Junge vorschwatzte, aber sie ermahnte ihn von Zeit zu Zeit, auf den Boden zu sehen und keine Kügelchen liegen zu lassen.

„Wenn du heut abend den Korb nicht voll hast, gibt dir der Schafbauer kein Essen!"

Dieses Leben währte solange bis die Beiden groß geworden waren, ohne es selbst recht zu merken. Pierke war es noch lange nicht müde und verlangte nach keiner Veränderung, aber Pieternelle hatte den großen Menschen ihr Benehmen abgeguckt und fing an, Verstand zu bekommen. Deshalb sah sie Pierke oft mit listigen Augen an und sie merkte, daß der Junge einfältig blieb wie ein Kind, das noch immer an Märchen glaubt.

„Hör, Pierke," sagte sie, „sieh, wir sind nun groß geworden und wir müssen nun auch so tun wie große Menschen: wenn wir nun in ein Häuschen zögen und darin zusammen wohnten?!"

Und sie tat soviel schöne Dinge hinzu von Glück und Zufriedenheit und stillem Leben, daß Pierke ihren Vorschlag gut fand und einwilligte. Aber sie mußten erst ein Häuschen gefunden haben und alle, die sie fanden, waren bewohnt und Geld, sich eins zu bauen, hatten sie nicht.

Da kamen sie auf einen guten Einfall: sie dachten an die alte Muhme, die allein in ihrem Häuschen wohnte.

„Vielleicht ist deine Muhme lange tot, und wir finden das Häuschen leer," meinte Pieternelle, „das wäre noch das Beste."

So ließen sie die Herde zurück und zogen ihre eigenen Wege.

Digitized by Google

„Dann beackern wir zusammen unser Feld und haben Kinder und ein Schaf und eine Ziege! das soll ein Leben werden."

Und Pierke meinte, daß das Spiel und die Lust jetzt erst so recht beginnen sollten.

So kamen sie vor ihre Muhme zu stehen. Die lebte noch immer und saß schmunzelnd am Herd. Sie freute sich, ihren Pierke so groß und gesund wiederzusehen. Er erzählte von seinem Leben bei dem Schafbauer und dann: „Sieh, Muhme, das ist Pieternelle, die mit mir gekommen ist, dürfen wir bei dir in deinem Häuschen wohnen? wir werden deinen Acker bestellen."

Muhme lachte, als ob der Junge eine Narrheit vorgebracht hätte, an die man nicht glauben konnte.

„Junge, du bist noch viel zu jung, deine Milchzähne wachsen ja noch, lauf hin und spiel deine Zeit aus!"

Aber Pieternelle hatte es ihn emsig gelehrt, was er sagen sollte, er gab sich deshalb nicht so schnell zufrieden, sondern versprach noch allerhand schöne Dinge, die sie für Muhme tun wollten. Da hielt Muhme ein mit dem Lachen und sagte ganz ernsthaft:

„Kommt, laßt sehen, womit ihr anfangen wollt; habt ihr Geld? wenn ihr heiraten und zusammen wohnen wollt, müßt ihr Geld haben, sonst müßt ihr im Winter hungern. Und ihr müßt auch arbeiten können, sonst erntet ihr keine Früchte; habt ihr arbeiten gelernt?" Pierke und Pieternelle standen da und sagten kein Wort, und Muhme hub wieder an: „Geht, arbeitet nun erst und verdient euch Geld und euern Verdienst bringt mir, daß ich ihn aufhebe, dann dürft ihr auch später bei mir wohnen."

Sie zogen ganz verblüfft von dannen, aber Pieternelle fand, Muhme könnte Recht haben.

Pierke wollte nun wieder zu der Herde zurück, aber Pieternelle entschied: „Nein, dabei sparen wir uns nichts zusammen, wir müssen aufs Land."

Und Pierke ging hin und verdingte sich bei einem Schafbauer und Pieternelle fand Arbeit in einem großen Kuhstall. Sie plagten sich neben anderen Menschen ab, aber in ihren Gedanken waren sie bei einander und bei dem Vorsatz, zusammen in einem Häuschen zu wohnen. Pierke sparte sich alles Vergnügen für später auf und plagte sich ab und steckte das verdiente Geld sorgfältig in die Spartasche.

Während der langen Zeit besuchte er Muhme zuweilen und betrachtete das Häuschen und das Stückchen Land, wo er einst zu wirtschaften hoffte.

Nach langer, langer Zeit standen sie wieder vor Muhme und zeigten ihr Geld, aber es war noch viel zu wenig und Muhme wollte von keinem Einziehen wissen.

Pierke setzte sich entmutigt am Wegrand nieder und wollte nicht wieder von vorn anfangen und sein Mädchen mußte ihm viel herrliche Dinge von ihrem bevorstehenden lustigen Leben vorschwatzen, damit er nur wieder Lust bekam, weiterzuarbeiten. Aber die Arbeit war so schwer und die Menschen so böse.

„Die Kinder, die Vater und Mutter haben, kriegen ihr Häuschen bereitet und brauchen nichts dafür zu tun," dachte er bei sich.

Und die Zeit schlich so träge und die Miete sammelte sich so langsam auf und doch sparten sie jeden Pfennig, den sie entbehren konnten.

„Jetzt muß es doch genug sein, Pieternelle, komm wir gehen noch einmal und fragen."

Er schwenkte seinen Schatz am Arm und ließ sein Geld im Beutel klimpern.

Digitized by Google

„Muhme, jetzt dürfen wir bei dir wohnen? Guck, was wir erspart haben!“

Muhme nahm den Beutel und versteckte ihn an einem dunkeln Ort, dabei schüttelte sie bedenklich den Kopf.

„Es ist hier so wenig Platz, mein Häuschen ist so klein und ich hab nur ein Bett und nur einen Winkel am Herd.“

„Dein Bett und deinen Herdwinkel sollst du behalten,“ versprachen Pierke und Pieternelle, „und alles, was du willst, sollst du behalten; wir brauchen nur ein ganz winziges Plätzchen für uns und bei schönem Wetter sind wir stets draußen und wir kochen das Essen für dich.“

So heirateten sie also und hielten ihren frohen Einzug und richteten das Häuschen nun allmählich neu her, stopften die Löcher zu und kalkten die Mauern.

Und als sie damit fertig waren, arbeiteten sie draußen auf dem Felde.

Pierke wartete und sah Pieternelle an, ob all die versprochene Lust nun beginnen sollte; aber es gab jetzt bald dies, bald das zu tun und sie waren so abgehetzt, daß sie keine Zeit fanden, sich zu vergnügen.

„Und trotzdem haben wir ein Häuschen, das uns gehört und Land und Früchte und alles was wir wünschen können,“ dachte der Bursche.

„Ja, geht das so weiter?“ fragte das Weibchen. „Die alte Muhme schläft in unserm Bett und nimmt allen Platz im Hause ein und gibt acht auf alles, was wir tun. Warum sollen wir das dulden? Muhme wird doch nicht lange mehr leben, laß uns sie auf den Boden schaffen. Dann sind wir frei und können lachen und unsere Lust haben ohne daß uns jemand zusieht! und ich werd meines Lebens nicht froh, solange ich die alte Hexe immer vor Augen haben muß,“

Sie berieten noch lange hin und her über ihr Vorhaben, aber als es sich hinzögerte und kein Ende zu nehmen schien, kamen sie überein, Muhme wegzustecken; sie nahmen ihr ihr Geld, brachten sie oben auf den Boden und schlossen die Tür ab.

Jetzt hatten sie ihr Reich für sich allein und schliefen in Muhmes warmem Bett. Sie hörten die Alte nicht um Hilfe schreien und sie trugen ihr morgens und abends ein elendes Schüsselchen Brei hinauf und wenn sie es einmal vergaßen, mußte die Alte sich halt so behelfen und hungern und klagen in ihrer Einsamkeit.

Als der neue Sommer kam wurde ihnen ein Kindchen geboren, das brachte große Freude ins Haus und sie feierten ein prächtiges Fest. Aber als einige Zeit vergangen war, merkten sie, daß ihr Kindchen nie mit den Augen blinkte.

Daran erkannten sie, daß das Kind mit toten Augen, blind geboren war.

Dann brauchte es auch kein Tageslicht und sie steckten es zu Muhme auf den Boden und setzten zweimal am Tage zwei Schüsselchen mit Brei hinauf.

So waren sie wieder von einer großen Last befreit und sie konnten ungehindert ihre Arbeit verrichten und ernteten reichliche Frucht. Jetzt war die beste Gelegenheit, das geträumte Spiel zu beginnen, aber der Reiz war geschwunden und jetzt sahen sie, daß ihre beste Zeit vorüber war; daß sie zu alt zu süßer Torheit geworden waren, und sie wagten nicht, mit einander zu reden.

Durch das ewige Sehnen und Verlangen war die Begierde verschlissen und sie fanden jetzt nur Freude an der Arbeit selbst, die ihnen einst nur das lästige Mittel zur Erreichung alles Glücks gewesen war. Das gewöhnliche Leben ohne irgend etwas dabei war jetzt ihr einziges Verlangen.

Digitized by Google

Sie plagten sich bei der täglich wiederkehrenden Arbeit ab und der Wunsch, den sie im stillen hegten, war, ein neues Kindchen mit sehenden Augen und der Tod der alten Muhme. Sie hatten zwar wenig Last von ihr, aber sie fühlten einen nagenden Verdruß darüber, daß sie solange am Leben blieb.

Aber sie bekamen kein neues Kindchen und Muhme wollte nicht sterben.

Sie saß warm auf ihrem Boden über dem Herd, besser denn je; sie hatte sich an die Dunkelheit gewöhnt und sie hätschelte und spielte mit dem Kindchen, das nie das Tageslicht gesehen hatte. Ihre verschlissenen Gedanken fingen an sich zu verwirren und sie bildete sich ein, noch einmal jung zu sein und wieder mit ihrem ersten Pierke zu spielen. Sie lehrte ihn durch Tasten alles alte Gerümpel auf dem Boden zu unterscheiden. Und in dem Denken des Jungen wuchs eine Zuneigung für alles was es in ihrer Einsamkeit zu betasten gab.

Dann bekam Muhme einen neuen Einfall. Sie dachte über das Unrecht nach, das die Menschen ihr angetan hatten und fand, daß es noch Zeit war, ihr Häuschen zurückzugewinnen. Sie lachte heimlich voller Bosheit über das unwissende Glück des Jungen und plötzlich kam ihr die Lust, es zu stören; sie stöberte in ihrem Gedächtnis nach und erzählte dem kleinen Pflegekind von all den Wundern draußen, die sich unter dem Zauberschein der Sonne ausbreiteten.

Der Junge fing darauf an, heimlich herumzutasten, er suchte den Ausweg nach draußen. Aber Muhme hielt den Jungen zurück.

„Warte, Junge, warte, später, viel später."

Und das Kind wartete geduldig bis später kommen würde, aber inzwischen mußte Muhme mehr schöne Dinge von der großen Welt draußen erzählen.

„Und wann bekomm ich das zu sehen?" fragte er.

Dann flüsterte sie ihm ins Ohr:

„Dein Vater und deine Mutter müssen erst tot sein, sie halten uns hier oben gefangen, einmal, wenn sie nicht mehr da sind, dürfen wir hinunter." Und sie ließ ihn tastend die Tür von der Bodentreppe fühlen.

„Dann werden deine Augen hell auf all die herrlichen Dinge sehen!" und sie nahm die Händchen des Kindes und ließ es in ihre tief eingesunkenen Aughöhlen greifen.

„Deine Augen sind noch zu jung, sie sehen noch nicht, aber wenn ich tot bin, bekommst du meine, die sehen scharf."

Sie wußte selbst nicht, was sie erzählte und brachte immer tolleres Zeug hervor.

Der Junge lauschte; und heimlich wünschte er den Tod von seinem Vater und seiner Mutter und auch von Muhme, damit er ihre Augen bekäme, aber er sagte nichts.

Aber Muhme konnte die ganze Nacht nicht schlafen.

„Die Eindringlinge liegen in meinem Bett und sie haben meinen Platz am Herd gestohlen und mein ganzes Haus und ich sitz hier oben und sie lauern auf meinen Tod," murmelte sie. Ihre Gedanken waren in den langen Jahren in Unordnung geraten und es wuchs darinnen eine gewaltige Rache, die sie noch erleben und genießen wollte. In ihrem schwachsinnigen alten Kopf erwachte der Wunsch, wieder wie früher allein im Hause zu herrschen und nach unten zu gehen und draußen im Sonnenschein zu wandeln und ihren neuen Pierke groß zu ziehen, nun wo der alte ihr all das Leid zugefügt hatte.

Digitized by Google

Und sie brütete lange über einem Plan, damit der Ausgang nicht mißlingen konnte. Sie wartete die Mittagsstille ab, wo Pieter und sein Weib draußen arbeiteten, dann gebot sie ihrem Jungen, sich ganz still zu verhalten und kletterte lautlos die Stiege hinab und begab sich hinter das Haus, wo die großen Steine lagen. Sie wälzte zwei davon mit zäher Kraft vom Flecke und als sie müde wurde ging sie nach oben.

Sie machte sich jeden Tag mit gejagtem Eifer wieder ans Werk und endlich bekam sie die Steine ins Haus, band sie an ein Tau und zog sie durch die Decke empor, daß sie über dem Bett zu hängen kamen, zwischen den schwarzen Deckenbalken verborgen. Die beiden Tauenden band sie an den Balken unter dem Dach fest. Danach seufzte sie tief auf vor Ermüdung und Befriedigung über ihre Arbeit und wartete.

„Warum hängen die Steine da über unserm Kopf?" fragte Pieternelle eines Abends.

„Es sind Steine, die den Herd gegen den Wind schützen," antwortete Pieter, „sie haben schon immer da gehangen."

Er war zu müde, um in die Höhe zu blicken und sie schliefen unbesorgt ein.

Inzwischen belehrte Muhme ihr kleines Pieterken:

„Junge, hörst du das Geräusch draußen? das sind die Bäume, die sich schaukeln, du wirst sie später im Leben schon zu sehen bekommen."

„Wann?" fragte das Kind, „wann?"

„Wenn dein Vater und deine Mutter tot sind und wahrlich, sie haben nicht mehr lange zu leben."

„Woher weißt du das, Muhme?"

„Guck, hier habe ich ihre Lebensfäden befestigt, wenn sie verschlissen sind oder durchgeschnitten werden über Nacht, kommt der Tod. Ein winziger Schnitt mit meinem Messer und es ist geschehen."

Die alte Hexe kicherte und ließ das Kind das Messer befühlen.

Pierke betastete das Messer und darauf auch das Tau. Er sagte nichts, aber er wartete.

In seinem Innern tanzte das Verlangen nach Muhmes Augen, um die Welt zu sehen.

„Wessen Faden ist dies hier, Muhme?"

„Der von deinem Vater und deiner Mutter."

„Und dieser hier?"

„Das ist der meinige." Und dabei lachte sie über ihre Lügen.

Der Junge schwieg wieder und wartete. Aber in der Nacht gab er sich große Mühe, um nicht einzuschlafen und als Muhme schnarchte, holte er das Messer aus ihrer Tasche und suchte nach dem Tau. Er begann mit dem Messer darauf zu reiben und nach einem heftigen Ruck war es durchschnitten. Es gab einen schweren Fall unten im Haus und man hörte einen Schrei.

„Gut," dachte Pieter.

Noch entschlossener durchschnitt er den andern Strick. Wieder ein Fall und ein Schrei.

„Gut," dachte Pieter.

Nun wagte er aber nicht, gleich Muhmens Augen herauszuholen und er fühlte zunächst nur eine große Freude, aus seiner Gefangenschaft erlöst zu sein; in dem Übermaß von freudiger Hast suchte er die Bodenluke und kam tastend nach unten.

Er irrte einen halben Tag lang im Hause umher und fand dann den Weg nach draußen. Draußen wehte ihm eine nie empfundene Frische

Digitized by Google

entgegen, aber es blieb alles dunkel und er sah nirgend die Bäume, von denen Muhme gesprochen hatte.

Nun wollte er hingehen und ihre Augen holen, aber er konnte den Weg nach dem Boden nicht mehr finden, er stieß sich an Steinen und Baumstämmen und tat sich am ganzen Körper weh. Er fühlte, daß er jemand haben mußte, der ihn an der Hand zwischen all den harten Gegenständen hindurchführte, aber soviel er auch rief, es kam niemand ihm zu helfen — sie waren alle tot!

Er irrte weiter, dann verlor er plötzlich den festen Boden unter den Füßen und er fiel in eine Tiefe, in der es naß und kalt war.

Noch ein Schrei und er hörte seine eigene Sprache nicht mehr.

Als Muhme die beiden Stricke durchschnitten fand, hörte sie nicht auf zu lachen, anfangs leise dann lauter, bis es über den Boden und das ganze Häuschen schallte.

„Ich hab es im Traum getan," meinte sie.

Und nun wollte sie hurtig hinabsteigen und ihr altes Bett und ihren Winkel am Herd wieder in Besitz nehmen — und ihr altes Leben wieder beginnen.

Da fand sie unten, mitten auf der Diele, den Tod stehen, der winkte ihr mit seinem Knochenfinger und gebot ihr barsch:

„Es ist Zeit für dich, komm jetzt nur mit."

Digitized by Google

Neue Romane.

Von **Arthur Eloesser.**

Wenn ich mehr Witz und mehr Zeit und an diesen trüben Herbsttagen mehr Heiterkeit des Gemüts hätte, würde ich einen Dialog schreiben, wie er zwischen zwei deutschen Schriftstellern, einem Dramatiker und einem Romancier vor kurzem stattgefunden haben könnte. Die Szene müßte im Hause des Dramatikers spielen, weil dieser die prächtigere Wohnung, die besseren Zigarren und die edleren Weine hat. Sie würden beide klagen, über die Teilnahmlosigkeit des Publikums, über den Unverstand der Kritik, über die Kargheit der Verleger, die Unzuverlässigkeit der Direktoren, aber der Romanschreiber würde sich bald gedrückt vorkommen und fast beschämt, daß seine kleine Misere überhaupt noch eine Stimme findet neben dem grollenden Donner des Zornes und der Verachtung, den der verwöhntere, der besser genährte und behauste Kollege dahinrasseln läßt. Und der große Mann würde wahrscheinlich dem kleinen mit mitleidigem Wohlwollen auf die Schulter klopfen und einige tröstende Worte sagen von dem bescheideneren aber auch glücklicheren Lose des kleinen Mannes, der die großen Sensationen, die aufregenden Spekulationen des Saisongeschäftes nicht kennt, der nicht die Hälfte seines Geistes aufzuwenden braucht, um den Apparat der Reklame in zuverlässiger Funktion zu halten. Er muß sich um alle Welt kümmern, weil alle Welt sich um ihn kümmert, und welche Nerven halten die Qualen einer Premiere aus, wenn man von der Laune des Publikums und der Kritik zu erwarten hat, ob man als Gekrönter bejubelt oder mit schimpflichen Prügeln nach Hause gejagt wird. — Sie dagegen, Sie sind ein glücklicher Mensch, Sie haben keine großen Hoffnungen und daher keine Enttäuschungen, Sie brauchen sich nicht den Beleidigungen des rohen Haufens auszusetzen, der sich für den Preis eines Parketplatzes alles erlaubt. Der freundliche Leser, der am Abend im Frieden seines Hauses die Lampe anzündet, greift ruhigen und gesammelten Gemütes, strickend oder rauchend, zu Ihrem Buche; er bewundert es, wenn es ihn wach hält, liebt es, wenn er darüber einschläft, vergißt es auf jeden Fall, wenn er sich den nächsten Band aus der Leihbibliothek holt. Und was haben Sie von der Kritik zu leiden? Die Zeitschriften, die sich mit Ihnen beschäftigen, haben keine Leser, die Zeitungen mit Lesern haben keinen Platz für Rezensionen, und kein Redakteur würde je verantwortlich gemacht, weil Ihr bestes und reifstes Werk mit keinem Worte erwähnt worden ist. — Während der dramatische Dichter sich nun umkleiden muß, um einer Einladung zum Diner in einem

Digitized by Google

befreundeten Hause zu folgen, geht der epische in ein Café, wo er ein Paar Dutzend Zeitungen durchblättert, um wenigstens eine Notiz über seinen zuletzt erschienenen Roman zu finden, dankbar auf jeden Fall, wenn er überhaupt erwähnt wird. Die Dankbarkeit ist der Hauptzug im Wesen des deutschen Erzählers, die ihn gegenüber dem Dramatiker so sympathisch macht. Dieser weiß, daß eine Viertelstunde nach Schluß der Premiere die amtlich verpflichteten Kritiker der Stadt seine letzte Posse und Tragödie ästhetisch zu bewerten haben, darum will er außerdem noch gelobt werden werden. Jener, der ohne Garantie arbeitet, muß die Besprechung an sich schon für einen Erfolg halten, und da der Kritiker diese Anstrengung aus eigener Initiative leistet, so fühlt er sich noch obendrein persönlich verpflichtet. Ein angesehener Romanschriftsteller, den ich nicht immer gelobt hatte, drückte mir einmal seine Genugtuung und Erkenntlichkeit für den ganzen Stand aus, weil ich mich in diesen Blättern dauernd mit den Erzeugnissen der epischen Literatur beschäftigte. Worauf ich bescheiden erwiderte: ich tue nur meine Pflicht.

Am Schlusse des Jahres, da ein hochgetürmter, durch die verschiedensten Auslassungen der modernen Buchschmuckbewegung sehr dekorativ wirkender Bücherhaufen mich an ihre Wiedererfüllung erinnert, ist es eine Freude zu konstatieren, daß die meisten Bücher ihre jungfräuliche Unberührtheit schon verloren haben. Sie sind in den Zeitungen besprochen und sogar zu Sensationen des Tages gemacht worden. Seit dem literarischen und buchhändlerischen Erfolg des „Jörn Uhl" wittern die deutschen Verleger Morgenluft, und einige Professoren, Schriftsteller und Buchhändler liegen bereits im Streit, ob die Legende vom Deutschen, der keine Bücher kauft, überhaupt noch berechtigt ist. Unsere geduldigen und in ihrer Bescheidenheit bisher so sympathischen Erzähler werden nun die Köpfe höher tragen können, wenn auch jeder der Meinung sein wird, daß das plötzlich wieder erwachte Interesse immer dem Anderen, dem Falschen zugute gekommen ist. Unsere Verleger scheinen jedenfalls sicher zu sein, daß sich eine Wendung vollzogen hat, so sicher, daß sie ein Buch, das durch seinen Stoff oder die Persönlichkeit des Autors reizen könnte, mit kleinen und großen Inszenierungskünsten gleich wie einen bewiesenen Erfolg lancieren. Die Fata, die Bücher haben sollen, suchen sie im voraus zu bestimmen, wobei sich ihre Prädestination nicht immer als falsch erweist, wie im Fall Beyerlein, dessen „Jena oder Sedan?"*) viel mehr durch den schwarz-weiß-roten Einband und durch den aufregenden Titel mit dem Fragezeichen sein Glück fand, als durch eigene schriftstellerische Qualität, die wohl über dem Durchschnitt, aber auch nicht weit darüber steht. Man muß die flotte Erfindung und leichte Disposition des Verfassers anerkennen, der von Zola's Technik sehr glücklich beeinflußt es fertig gebracht hat, von der intimen Schilderung einer Artilleriekaserne sich in immer weiteren Ringen ausbreitend ein farbiges und lebensvolles Bild des deutschen Heeres zu geben. Man kann ihm auch einräumen, daß ihm die Darstellung der recht glücklich ausgewählten militärischen Typen regelmäßig gelungen ist, aber es ist doch unmöglich, seine polemische Broschüre, die sich gegen alle Mißstände in unserer Armee richtet, so aus dem Roman herauszulösen, daß ein Kunstwerk für eine rein literarische Betrachtung übrig bleibt. Ein anderes Buch, um das sich ebenso schnell die Suggestion verbreitet hatte, daß man es gelesen haben muß, ist der Roman mit dem umständlichen geheimnis-

*) Berlin. Verlag Vita 1903.

Digitized by Google

voll lockenden Titel „Briefe, die ihn nicht erreichten“,*) dem statt des Autornamens eine noch geheimnisvollere leere Stelle folgt. Er stammt von einer Dame, und was nicht schwer zu erraten war und wohl auch nicht sein sollte, von der Frau eines deutschen Diplomaten, der unsere Interessen im fernsten Osten mit Auszeichnung vertreten hat. Sie schreibt Liebesbriefe an einen Freund, der im inneren China als Forscher umherreist und in Peking zeitig genug anlangt, um bei der Belagerung der Gesandtschaften mit umzukommen. Kurz nachdem die Frau von einem Gatten, der in einer Irrenanstalt schmachtet, durch den Tod befreit worden ist, erhält sie die Trauerbotschaft aus China, die auch ihr den Tod bringt, wie die Nachschrift besagt, aber es wird in diesen Briefen von dieser häuslichen Tragödie so wenig wie möglich gesprochen, und auch von Liebe ist nicht allzu viel die Rede, sie steckt in der Zärtlichkeit, mit der alle Gedanken sich auf den Entfernten beziehen, sie spricht nur ganz leise in einer bewußt gepflegten Resignation, die Bitterkeit und Empörung in Wehmut und Mitleid verwandelt und von der Hoffnung nur die Sehnsucht behalten hat. Diese mit Takt und Diskretion geführte Geschichte einer Leidenschaft, zu deren Verhaltenheit der grelle Ton des romanhaften Abschlusses nicht recht passen will, ist aber nicht die Hauptsache an dem eigenartigen Buche, sondern vielmehr die zuerst dichte, dann immer dünner werdende Reihe von feinen Beobachtungen, die eine Dame von großer Erfahrung und Bildung über die ihr vertraute Welt der internationalen Diplomatie, der weltumfassenden Handels- und Finanzunternehmungen sammelt, eine Dame, die gut zugesehen und zugehört hat, wenn kluge Männer sprachen, ohne daß sie je aufhörte, Frau zu sein und ihr weibliches Empfinden an die Blasiertheit einer Umgebung zu verlieren, die ihrer Natur nach den holden Täuschungen der Illusion nicht übermäßig ausgesetzt sein kann. Näher als irgend einer deutschen Gattung steht ihr Buch den Schilderungen englischer, französischer, holländischer Schriftsteller, die aus den Kolonien der Tropen oder des Orients neue Eindrücke gezogen haben und das Heimweh nach den exotischen Ländern nie verlieren. Wenn sie an einen Spaziergang auf der Pekinger Stadtmauer mit ihrem Freunde denkt, so schildert sie in glücklichen Bildern die rätselhafte Gleichheit und Einförmigkeit des chinesischen Lebens, die Undurchdringlichkeit von unnahbar fremden Gesinnungen und Gesittungen, die der Europäer sich zu lenken vermißt, ohne ihre Hintergründe zu sehen und ihre Gründe zu verstehen. Nicht weniger einleuchtend und erwägenswert scheinen ihre Bemerkungen über amerikanisches Leben als die dem Orient entgegengesetzte Kultur des Individualismus mit ihrer merkwürdigen Mischung eines trocken prosaischen Handelsgeistes und einer beinahe religiösen Begeisterung für den Beruf, anderen Völkern Licht und Freiheit zu bringen, nicht zuletzt den armen noch vielfach vom Mittelalter umnachteten Europäern. Auch über das innere Leben der amerikanischen Gesellschaft erhalten wir gut bedachte Aufschlüsse, über die beginnende Abstufung und Gliederung ihres jungen Organismus, über die Neubildung von Aristokratieen, die in dem republikanischen Lande der Gleichheit sich um so exklusiver und intoleranter geberden müssen, als ihre Gesetze und Gewohnheiten noch nicht durch das Alter bestätigt und geheiligt scheinen. So ergehen sich die in diesen Briefen gesammelten Beobachtungen ganz ohne Snobismus und ohne anspruchsvolle Allüren über eine kosmopolitische den Orient und Occident umfassende Welt, und wenn wir den Reiz abrechnen, den der Stoff an

*) Berlin. Gebr. Pätel 1903.

Digitized by Google

sich neben den meist kleinbürgerlichen Interessen und Gesichtspunkten unserer landesüblichen literarischen Produkte ausübt, so bleibt zu Gunsten der Verfasserin immer noch eine feine Beobachtungsgabe, wenigstens für die am sichtbarsten hervorragenden Spitzen der modernen Kultur, und die Fähigkeit, diese Beobachtungen auf Grund einer frauenhaft gebliebenen Auffassung mit einer Prägnanz wiederzugeben, die ohne eigentlich künstlerisches Ergreifen eines Objektes zu werden, doch über bloß feuilletonistische Schilderung oder Plauderei weit hinausgeht. Das Buch als Kunstwerk hat die Alarmsignale nicht verdient, die ihm von der Kritik zuteil wurden, aber es hat mit Recht Aufsehen gemacht, weil es in stofflicher Beziehung eine Lücke ausfüllte, und weil hier unter den vielen schreibenden Frauen mit radikalen Forderungen und Gewohnheiten eine Dame auftritt, die die guten Manieren der großen Welt als etwas Selbstverständliches mitbringt.

Während die Verfasserin dieser Briefe, in denen die Silhouetten von Diplomaten, Forschern, Missionaren, Finanzleuten auftauchen, recht wertvolle Beiträge zur Psychologie der kosmopolitischen Kultur gibt, schildert E. von Keyserling in seinem kleinen Roman, „Beate und Mareile“*) das Leben der alten Geschlechter, die nur noch unter der Pflicht der Selbsterhaltung in einem abgeschlossenen und eng eingeschlossenen Dasein dahinvegetieren. Das Buch nennt sich eine Schloßgeschichte und es gelingt ihm auch, dem weißen stillen Grafenschloß das Ansehen eines Symbols zu geben, das mit der Autorität von Jahrhunderten mahnend und wehrend über die Sinnesart seiner Bewohner gebietet. Keyserling ist bisher fast nur mit Dramen hervorgetreten, in denen er ohne besonderes Glück die Lust des Frühlings, das Rauschen des Waldes, den Kindersinn unserer Märchen theatergerecht zu verwerten suchte. Während dieser Lyrismus zwischen den Kulissen zu einer süßlichen Sentimalität wurde, gibt er sich als Erzähler anders, trockener, skeptischer, und wenn er sich auch gern den Stimmungen überläßt, die auf efeubedeckten weißen Mauern, auf alten Parks und stillen Teichen ruhen, so behandelt er doch seine Leute nicht ohne Ironie als Geschöpfe, die sich selbst sehr wichtig, für die Gesamtheit aber nur schöne Überflüssigkeiten sind, und er wechselt demgemäß zwischen zarten Farben für die Landschaft und kurzen suggestiven, immer leicht karrikierenden Strichen für die menschliche Staffage. Beate und Mareile stellen gegensätzliche Weibtypen vor. Die Beaten sind die stillen Frauen auf den Schlössern, die geduldigen Mütter und Gattinnen, die nur unter dem Gebot der Pflicht leben, die von ihren Männern verehrt werden, weil sie nach jeder Umarmung keusch zu bleiben scheinen, die von ihren Männern betrogen werden, weil die Unruhe, die Neugierde, der Durst nach starken Leidenschaften sie aus dieser reinen und dünnen Atmosphäre treibt. Die Mareilen sind die freien, blutvolleren Töchter des Volkes, die noch den Mut ihrer Instinkte haben und sich erjagen, was ihr Begehren reizt. In diesem Falle ist es die Inspektorstochter, die eine große Sängerin geworden ist und als große Dame wieder in das Schloß einzieht, in dem sie die Spielgefährtin der Komtesse war. Die Schwäche der Erzählung liegt in dieser Figur, die viel weniger Umrisse als die der Gräfin und überhaupt etwas Substanzloses, zugunsten des Gegensatzes Konstruiertes hat. Der Graf, der zwischen den beiden Frauen steht, ist eine recht gelungene Mischfigur, zu heiterer Skepsis gegen die Traditionen aufgelegt und doch innerlich durch sie gebunden, wenn es auf die Selbsterhaltung ankommt; er hat etwas Fontaneschen Esprit und unterhält den

*) Berlin. S. Fischer. 1903.

Digitized by Google

Leser als ein guter Gesellschafter, was man von der etwas ziellosen Rhetorik seiner geliebten Mareile nicht behaupten kann. Nachdem er in ihren Armen gelegen und seinen Lebensdurst gestillt hat, wird er der Beate als ein ziemlich gebrochener Mann zurückgegeben. Die Grafen Tarniff kehren immer so zurück nach der Tradition ihres Geschlechtes, und ihre Frauen haben immer so gewartet. Sie werden vielleicht von ihrem Blute nicht weniger gepeinigt als die Mareilen, aber sie fürchten sich vor der Sündenlust und der Geist des Schlosses gebietet Stille auch den Wünschen und Trieben. Mit dieser schematischen Gegensätzlichkeit ist die Erzählung etwas künstlich komponiert, so daß man für die deutlich gezogenen Linien fürchtet, als ob das Leben sie plötzlich verwischen könnte, aber es ist in dem Ganzen eine gewollte und meistens auch erreichte Delikatesse des Stils, und indem der Verfasser die Ironie zu Hilfe ruft, gelingt es ihm, der Banalität eines ziemlich verbrauchten Themas noch zu entgehen.

Zwei Bücher haben durch den Stand ihrer Verfasser Aufsehen erregt, die ziemlich gleichzeitig entdeckt und unter dem Patronat ihrer Entdecker dem Publikum vorgestellt werden. Es sind die durch Göhre herausgegebenen „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters" von Karl Fischer, die ich hier bereits an anderer Stelle erwähnt habe, und der Roman „Die Geschwister"*) des deutsch-amerikanischen Arbeiters Hugo Bertsch, der sich von Brooklyn aus an die Hülfe von Adolf Wilbrandt gewandt hat. Beide gehören dem Proletariat an, beide haben ihr erstes Buch geschrieben, Fischer wahrscheinlich sein einziges, aber sie haben haben nichts als diese Situation gemeinsam. Der eine, ein alter Mann, der sich als Invalide von lebenslanger Handarbeit ausruht, hat als getreuer und anspruchsloser Chronist nur seine eigensten Erfahrungen und Beobachtungen niederlegen wollen und er hat dabei als eine beschauliche fast temperamentlose Natur ein von feinem Humor durchzogenes, in sich vollendetes Werk von reinster Gegenständlichkeit geschaffen, das, ohne es zu wollen, sich für Millionen proletarischer Lebensläufe typische Geltung erwirkt. An dem Werke des Anderen ist die Persönlichkeit das Interessanteste, und wenn wir auch Wilbrandt's liebevolle Bemühungen um seine Einführung anerkennen, so müssen wir uns zugleich die Zweifel, die er selbst in der Vorrede gegen den Kunstwert des Buches hegt, in verstärktem Maße zu eigen machen. Während Fischer abseits aller bürgerlichen Kultur steht, ist Bertsch einfach als ein gebildeter Mensch zu bezeichnen, den die Angehörigkeit zu seiner Klasse niemals aus den geistigen Interessen der Gegenwart ausschließen konnte. Er ist auch der vielseitigere, begabtere, energischere, der aus einem Arbeiter zum Schriftsteller werden will, aber ohne die dumpfe Genialität Fischers, die sich an keinen Grenzen stößt, weil sie sich auf das Nahe, Erreichbare einschränkt und dafür mit blinder Sicherheit immer die plastischste Form wählt. Es lag Bertsch nicht in erster Linie daran, zu schildern und zu erzählen, sondern zu bekennen und sein Inneres herauszubringen. Nachdem er sein Buch unter den größten äußeren Schwierigkeiten geschrieben hat, meistens am Küchentisch, um den die Frau hantiert und die Kinder spielen, ist er von seinen eigenen Inspirationen überrascht, und er preist es wie ein Wunder, daß er so tief denken und empfinden kann, daß seine Phantasie noch nach der abstumpfenden Arbeit des Tages ein solches „Himmelreich von Geistern" beherbergt hat. Seine Briefe an Wilbrandt sind nicht ohne Pathos, aber auch ohne eitle Übertreibungen, aus ihnen spricht der Stolz

*) Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta. 1903.

Digitized by Google

des Idealisten, der sein Herz mit müden Armen hoch über die Misere gehalten hat. Das Romanhafte an dem Buche ist nur ein Vorwand. Ein Arbeiter wird durch einen Unglücksfall an der Maschine verkrüppelt und in der Sorge um seine Familie entdeckt er als Rettung das Talent zum Schriftsteller. Es scheint, daß der Roman früher anders, in einer Phantastik wilder Verzweiflung geendet hat und daß er zu seinem hoffnungsvollen Schluß erst auf Zureden von Wilbrandt gekommen ist. Der Verfasser hat eine Handlung als ein notwendiges Übel erfunden, aber er ist von sich noch so voll, daß er sie durch fortwährende Explosionen seines Ich unterbrechen muß, und wie einer, der jahrelang gefangen war und sich nicht mitteilen konnte, stürmt er durch die Welt, um alles, was er ergrübelt und erbrütet hat, möglichst auf einmal hinauszuschreien. Ihm fehlt die Ruhe, um seine Erlebnisse zu objektivieren, um so lieber wird uns der Mensch selbst, namentlich wenn sich unter dem Amerikanertum der eigensinnige hochfliegende Geist des philosophischen Schwaben offenbart, der sich mit Begeisterung belehren läßt und doch keiner anderen als der eigenen Erkenntnis traut. Das Buch beginnt mit pathetisch vorgetragenen Kirchhofsgedanken, die an diese Spezialität des 18. Jahrhunderts, besonders an die Landsleute Schubart und den jungen Schiller erinnern, es ergeht sich in einer temperamentvollen höchst selbständigen Kritik des Glaubens, die an David Friedrich Strauß denken läßt, und zwischen diesen Gedankensplittern, manchmal auch Gedankenkloben tummelt sich ein Spieltrieb der Phantasie, der an den neckenden Humor und die Märchenheimlichkeit des schwäbischen Pfarrers Möricke streift. Ein so gescheiter Mensch wie Bertsch ist sich der großen geistigen Erbschaft durchaus bewußt, die seine Vorfahren aus der Heimat mit über das große Wasser genommen haben, wenn er vielleicht auch nicht ahnen mag, wie tief gerade seine mystischen Spekulationen in der religiösen Vergangenheit Deutschlands wurzeln. Gleich einem Angelus Silesius sucht er das unmittelbarste Verhältnis seiner Seele zu Gott, das zur Identität führen muß, und in sehr origineller Weise mischt er in diese Mystik die darwinistische Theorie vom Kampf des Daseins hinein, den auch Gott führen muß. Den Hauptteil des Buches bildet ein Briefwechsel zwischen dem Arbeiter und seiner Schwester, und diese Mitteilungen und Bekenntnisse, von höchst drastischer Darstellung der kleinen Nöte des Familienlebens gewürzt, strotzen von feinen und auch tiefen Bemerkungen über Liebe, über Religion und Weiber, für deren Seelenleben er eine geniale Intuition besitzt. Unter bequemeren Lebensverhältnissen wäre Bertsch wahrscheinlich kein großer Künstler geworden, sondern das, was er trotz aller fragmentarischer, unregelmäßiger Ausbildung schon ist, nicht nur ein geistvoller Sinnierer von eigensinniger Selbständigkeit sondern auch ein ästhetisch gestimmter Genießer, der Kulturformen und künstlerische Delikatessen zärtlich zu hegen weiß.

Den deutschen Romanen, die hier folgen, kann Thomas Mann's neuer Novellenband „Tristan"*) als ein aus tiefstem Ernste scherzendes und sehr wohlklingendes Präludium vorangeschickt werden. Der Dichter, der in seinen prachtvollen „Buddenbrocks" mit der Unpersönlichkeit eines alten Chronisten hinter den Menschen und ihren Geschicken verschwand, hat hier unumwunden über sich selbst gesprochen, seine künstlerische Entwicklung mit großer Unbefangenheit bloßgelegt, weshalb dem Buche das Ibsensche Motto vorgesetzt ist: Dichten, das ist Gerichtstag über sich selbst halten. Dieser Gerichtstag gilt ihm selbst und der gesamten deutschen Dekadence, der er ein ein-

*) Berlin. S. Fischer. 1903.

Digitized by Google

faches Mittel, das ihm selbst geholfen hat, vorschreibt. Man muß das Leben lieben und, um es zu können, muß man Humor haben. Das ebenso ernste wie übermütige Buch eines Gesundeten und Befreiten beginnt mit einem grausig lustigen Kaprizzio „Der Weg zum Friedhof". Ein in Alkohol verschwommener und verkommener Kerl wird auf der Landstraße von einem Radfahrer angerannt und er schimpft so lange, bis ihn der Schlag rührt. Der Radler mit seinem kecken Mützchen ist jung und feisch, er wartet nicht, bis er arretiert wird, sondern er stürmt lustig weiter dem Wind entgegen, es ist das lachende, übermütige, rücksichtslose Leben, und was nicht Schritt halten kann, mag schimpfend verderben. In der Titelnovelle wird das Thema noch einmal mit derselben Lust an närrischen Karrikaturen und verwegen hingewischten Strichen aufgenommen. Der dekadente Schriftsteller, der der leidenden Frau Klöterjahn die Materie austreiben wollte und dadurch wenigstens ihr Ende beschleunigt hat, sieht nach diesem Erfolge etwas höchst Merkwürdiges, Unbegreifliches, nämlich ihren gesunden, rosigen Bengel, der die Rasse des verachteten Vaters Klöterjahn bis in die Unendlichkeit fortzusetzen verspricht, und vor dem nicht umzubringenden Leben, das gegen ihn im höchsten animalischen Wohlbehagen die blecherne Klapper schwingt, ergreift seine groteske schwarze Gestalt mit dem wehenden Glockenrock die Flucht. Dieses durch fast alle Novellen im wilden Scherzo geführte Leitmotiv endet in der letzten „Tonio Kröger" mit einem ernsten Finale, das dem Buche seinen künstlerischen Rang und seinen menschlichen Wert als Selbstbekenntnis gibt. Der Mann mit dem exotischen Vornamen und dem prosaischen Familiennamen leidet an einer doppelten Erbschaft: von der aus Italien stammenden Mutter, die so schön die Mandoline spielte, aber so unbürgerlich, fast unmoralisch dachte, und von dem sehr gesetzten norddeutschen Vater, der unbequemer aber doch weit würdiger und respektabler war. Der Junge krankt an seinem zwiespältigen Wesen, ihm fehlt die glückliche Dummheit und Naivetät, und wenn andere tanzen, steht er draußen und neidet ihre einfältige Gesundheit. Freundschaft und Liebe gehen an ihm vorbei, aber ganz unglücklich ist er nicht, weil er noch ein Herz hat voll Trauer und Sehnsucht. Dieses Herz beschließt er zu verlieren. Er wird Schriftsteller von der reinsten Dekadence, die jedes Gefühl nur als das gleichgültig plumpe Material betrachtet, dem erst die gelassene Überlegenheit des Künstlers eine Existenz in der kühl konservierenden Form gibt. Das System des reinen Artistentums wird hier mit feinem Humor verspottet, indem seine Hauptsätze mit gründlichem Ernst in die absurde Konsequenz geführt werden. Man ist Künstler, sobald man aufgehört hat, Mensch zu sein. Die Begabung für Stil und Form setzt ein kühles wählerisches Verhältnis, sogar eine menschliche Verarmung und Verödung voraus; kurz, der wahre Künstler ist Übermensch, Unmensch, eigentlich ein Verbrecher, der nur zu fein ist, um sich verhaften zu lassen. Tonio Kröger bekennt sich zu diesem Programm, aber nicht mit ganz ruhigem Gewissen. Seine Verachtung des Lebens, die den Lesern imponiert, ist nicht ganz echt; denn in Wahrheit liebt er es, und nicht auf den Höhen, wo die großen Leidenschaften, Taten und Untaten zu finden sind, sondern gerade das Normale, Wohlanständige, Liebenswürdige, das tägliche Leben in seiner verführerischen Banalität ist das heimliche Ziel seiner Sehnsucht. So geht er in seine Heimat, er sieht die Gespielen seiner Jugend, die nun erwachsen sind, aber sie tanzen noch gesund und froh, wie einst als Kinder mit Eifer und Wichtigkeit, und er steht wieder draußen. In keiner Welt ist er zu Hause, der Tonio, ein Künstler den Bürgern verdächtig, der Kröger ein Bürger mit moralischer

Digitized by Google

Mißbilligung alles Außerordentlichen, tief Anrüchigen, Zweifelhaften, was immer zum Genie gehört. Aber er liebt diese blonden Menschen mit den blauen Augen, die ganz undämonisch Frohen und Gesunden, und wenn etwas imstande ist, aus einem Literaten einen Dichter zu machen, so ist es diese Bürgerliebe zum Menschlichen, Lebendigen, Gewöhnlichen. Auch darin ist Sehnsucht und schwermütiger Neid und ein klein wenig Verachtung und eine ganz keusche Seligkeit. Wer Thomas Mann's „Buddenbrocks" gelesen hat mit ihrer so genauen liebevollen Reproduktion des täglichen Lebens, mit der vom Humor durchleuchteten Andacht für seine kleinen unauffälligen Begebenheiten, der sollte sich diese Bekenntnisse zu Herzen nehmen, in denen der Schriftsteller sein Werk und die ihm vorangegangene Entwicklung erklärt. Mit einer Art Verteidigung scheint er sich auch gegen die Kritiker zu wenden, die an seiner Darstellung, bei aller Hochschätzung des Talentes etwas Phlegma oder zu großen Respekt vor der Wirklichkeit bemerkt haben, und unter denen ich mich auch angesprochen fühle. In letzter Linie handelt es sich wohl nicht um eine Frage des Temperaments sondern der Technik. Wenn der Romancier Thomas Mann sich von dem Novellisten zu einer souveräneren Verfügung über den Stoff, zu einer geraderen die Massen einschränkenden Linienführung ermutigen läßt, wird er seine „Buddenbrocks" wenigstens in Hinsicht auf die Komposition noch übertreffen können.

Den kleinen Leuten des Wiener Mittelstandes widmet J. J. David einen Roman „Der Übergang"*), aber er hat nicht die Sympathie für seine Landsleute wie Mann für die blonden Hanseaten, weil er nie mit ihnen gespielt hat, und weil ihre Schlamperei sie nicht verdient. Den Niedergang des Altwienertums demonstriert er an der Geschichte der Familie Adam Mayer, die so reich und angesehen war, daß eine Gasse nach ihr benannt wurde. Von dieser Gasse gehört ihnen nur noch ein Haus und auch das wird bald in andere Hände übergehen. David sieht diesem Übergang ohne Bedauern zu, wenn nur die neuen Hände tätiger und geschickter sind, und mit der Ruhe naturwissentschaftlicher Beobachtung deduziert er die Notwendigkeit von der Ersetzung einer nur von ihren Ansprüchen lebenden Gesellschaft durch eine neue, die sich den veränderten Produktionsverhältnissen und Lebensbedingungen anzupassen bereit ist. Es war nicht sein Ehrgeiz, nach Zolaschem Muster einen sozialen Roman zu schreiben, in dem die rein materiellen Verhältnisse an Stelle des Schicksals treten, sondern er hat sich der Einzelnen angenommen, hat jeden seinen Kampf nach Temperament und Charakter ausfechten lassen, und so ist sein Roman ein zwar enges aber durchaus unschematisches Stück Leben geworden, in dem auch die kapriziösen Mächte des Glücks und Zufalls die ihnen gebührende Rolle spielen. Nur die Untauglichen gehen unter, die Anderen retten sich in die Arbeit, um aufs neue an einer bescheidenen Stufe der sozialen Leiter anzufangen. In der Mitte des Romans steht als Typus des untergehenden Bürgertums von Altwien das Haupt der Familie Mayer, eine Figur, die sich mit ihrer passenden lokalen und sozialen Einrahmung, mit ihrer sicheren Psychologie und charakteristischen Ausdrucksweise den feinsten Figuren dieser Art wie dem Delobelle des Realisten Daudet würdig zur Seite stellt. Wer kennt nicht diesen Schlag des tyrannischen von sich höchst eingenommenen Familienvaters, der an spruchfertiger Weisheit alle übertrifft, und dessen faule Existenz nur von der verachteten Tätigkeit der Seinen zehrt! Er ersinnt Spekulationen, die Hunderttausende bringen werden und vorläufig Hunderte kosten, er ist so

*) Berlin. Schuster u. Löffler 1903.

Digitized by Google

geschäftig, daß er nie zur Arbeit kommt, heiter, selbstzufrieden, mit Behagen in sich beruhend und nur verwundert und gequält, wenn man ihn bei irgend etwas festhalten will und von seiner Zerfahrenheit und Zerstreutheit irgend einen Zusammenhang fordert. Die Adam Mayer sind nie ganz unglücklich, weil sie nie von der Eitelkeit verlassen werden, und wenn auch alles fehlschlägt, haben sie immer noch die Genugtuung, sich als den Mittelpunkt der Welt zu fühlen, um den sich alles dreht, was überhaupt geschehen kann. So ist Adam Mayer auch jüngst in die Politik gegangen und sein leichtgläubiger Fanatismus ist zu einem bequemen Ausbeutungsobjekt für die gerissenen und rücksichtslosen Parteiführer geworden, die ihm lange versprechen dürfen, bis er merkt, daß sie nichts halten. Das Bild dieses verschlampten Urwieners ist ein meisterhaftes Porträt geworden und auch die anderen Angehörigen haben im allgemeinen eine scharf geprägte Physiognomie erhalten. Man möchte nur zuweilen wünschen, daß der Roman sich etwas breiter ausdehnte, daß die feinen Federzeichnungen sich zu mächtigeren Fresken auswüchsen, damit wir eine weitere Aussicht über die Stadt in ihrer Totalität erhalten. J. J. David hat diese Notwendigkeit, für die ihm ein Zolatemperament und die breite Brust des Eiferes und Propheten mangelt, wohl selbst anerkannt, wenn er an einer Stelle versucht, das Bild der alten Kaiserstadt zusammenzufassen und sie als Persönlichkeit anzusprechen. Bei einem Ausflug, den die Familie Mayer zum „Heurigen" macht, und der aus der Verzagtheit und Gedrücktheit noch einen Schein der anmutigen, liebenswürdigen Lebenskunst Altwiens herauslockt, schildert er die Stadt, wie sie sich die blaue Donau entlang in ihren Grund schmiegt, weich, wollüstig hingegeben, von einem leisen Dunst umwoben wie von einem Schleier, den ein Weib um sich und ihre Schönheit geschlagen hat. Der von David gegebene Ausschnitt des Lebens ist zu eng und zu einseitig nach der Seite des Niedergangs gerichtet, als daß wir dauernd des Verführerische, Wollüstige dieser altbewährten Stadtschönheit empfinden könnten, die noch mit so überwältigender Weichheit zu umarmen weiß. David würde diese Stadt auch lieben, wenn keine Menschen in ihr wären, und von dem, was ihr an posthumer Heiterkeit und Grazie geblieben ist, wird seine melancholische Natur mehr erschreckt als angezogen, weil seine schwer verführbare, tüchtige Art das heilsame Gegengewicht der starken nützlichen Tätigkeit umsonst fordert.

Was David an seinen Wienern vermißt, findet Rudolf Herzog bereitwilligst bei seinen Stammesgenossen „Die vom Niederrhein",*) Zähigkeit und Elastizität, bürgerliche Tüchtigkeit und künstlerischen Schönheitssinn, ein Menschenschlag, so harmonisch und vielseitig, daß selbst der liebe Gott ihn besonders hegt und keinen von ihnen, besonders keinen Düsseldorfer je verläßt. Nirgends ist der Frühling so frisch und der Sommer so weich wie am gelobten Niederrhein. Der Poet, der sich ans Herz der Heimat wirft, hat das Recht zu solchen Übertreibungen, aber mein Gemüt würde noch stärker ergriffen, wenn Herzog weniger in der Anbetung seiner Heimat und ihrer Kinder schwelgte, wenn er wie jeder gute Sohn von seiner Mutter weniger sprechen und sich mehr im stillen an ihrer Schönheit und ihrem Reichtum freuen wollte. Die fröhlich blühende Sinnlichkeit des Düsseldorfer Völkchens, das einst die Kunst bei sich in warme Pflege nahm und sich heute durch eine große Zahl von Weinkennern auszeichnet, hat in den ersten Kapiteln des Romans einen frischen Widerhall gefunden, aber die Gemütlichkeit und der leichte Enthusiasmus genügen im weiteren Fortgang nicht,

*) Stuttgart J. G. Cotta 1903.

Digitized by Google

um den Charakteren und Schicksalen der Hauptpersonen eine solide Grundlage zu geben. In dieser Heimatskunst ist viel Konvention und sehr viel Literatur. Der junge reiche Hans Steinherr findet in der Vaterstadt ein reines kleines Mädchen, so schlicht und vornehm, so rassig und tugendreich, so tief und bescheiden wie die feinste Blume eines erdigen, spritzigen ebenso zarten wie vollen Moselweins. Er entwickelt sich von ihr fort, da er Corpsstudent und Reserveleutnant wird, er fällt beinahe in die Fallstricke einer Berliner Kokotte, die einen unmöglichen Hof der Kunst und Literatur hält, aber da Gott keinen guten Düsseldorfer verläßt, so wird er im letzten Augenblick nach einer ganz unmöglichen Unterredung durch die verlassene Jugendgeliebte losgeeist. Während er niedergegangen ist, hat sie sich zu einer großen Sängerin ausgewachsen, die ihr Honorar in Tausendmarkscheinen bezieht, aber stolz ist die Jungfrau trotzdem nicht geworden, geschweige denn rachsüchtig, und sie hat kein anderes Verlangen als ihrem Hänschen das Leben und den Lebensmut wiederzugeben. Er ist doch Dichter, er hat so schöne Artikel über Kunst geschrieben, und sein Talent sichert ihm eine ehrenvolle Stellung in der geistig und künstlerisch wieder aufstrebenden Stadt. Also noch ein Skribent und dazu einer, der eine große Fabrik geerbt hat. Wahrscheinlich haben ihn seine Lebemannsfahrten gehindert, die große rheinische Industrieausstellung zu sehen, sonst hätte sein Ehrgeiz sich vielleicht ein verständigeres Ziel gesucht als die Vermehrung bedruckten Papiers. Der Roman hat das Gebrechen von vielen deutschen Büchern, die mehr gedichtet als geschrieben sind. Der Erzähler von heute kann nicht ohne eine Art wissenschaftlicher Methode existieren, er muß seinen Weg Schritt für Schritt mit langsamer Überwindung aller Schwierigkeiten zurücklegen, anstatt auf dem Gaule Phantasie leicht und sorglos durch die Luft zu reiten. Der Feind des deutschen Schriftstellers ist die Gemütlichkeit, die kritiklose Zärtlichkeit für seine Geschöpfe, und der neidische Nachbar Kritiker könnte ihm leicht auseinandersetzen, daß er nur aus blinder Schwärmerei ein glücklicher Vater ist, der seine Kinder am Gängelbande führt, anstatt sie allein laufen zu lassen, und der keine probable Psychologie auf sie anwenden kann, weil sie kein eigenes, vertieftes Innenleben bekommen haben. Darum weiß er wie viele gutmütige Väter auch nicht recht, ob es seinen Kindern gut oder schlecht geht, und wenn er die beiden, die sich verloren und wiederfanden, am Schluß mit einem Ende gut, alles gut vereinigt, so dürfte vielleicht die schwere, gefährliche Auseinandersetzung der Charaktere und Situationen erst anfangen, *wenn* hier nämlich wirkliche Menschen ständen. Darum, Landgrafen, werdet hart, werdet mißtrauisch gegen euer warmes Gefühl, gegen euer volles Herz und waschet euch die Träne der Rührung aus dem Auge mit der Lauge hinterhältiger Bosheit, ohne die man hinter die Lebensdinge nicht kommen kann.

Von dieser Kälte hat *Wilhelm Hegeler* in seinem „*Pastor Klinghammer*“ *) fast zu viel. Er schreibt keinen Ehrenpreis der Heimat, er verzichtet ganz auf Liebenswürdigkeit und gemütliche Ansprachen, ein ganz sachlicher Erzähler, der seine Figuren äußerlich und innerlich bis in den letzten kleinen Zug ausstattet und sie nun sich selbst überläßt, ohne beim Leser um Sympathie für sie zu werben. Um ein altes einfaches Sujet von ewiger Geltung hat er einen Roman herumgeschrieben, der mit seiner breiten Anlage und Ausführung zu dieser elementaren Einfachheit des inneren Kernes nicht recht stimmen will. Es ist die Geschichte von Kain und Abel.

*) Egon Fleischel & Co., Berlin 1903.

Digitized by Google

Zwei Brüder sind verfeindet, sie haben alle möglichen Gründe, sich nicht mehr zu lieben, aber der Hauptgrund, der sich sachlich nicht mehr erklären läßt, ist doch der, daß sie Kain und Abel sind. Und hier hat der sonst überreich motivierende Hegeler einen glücklichen Takt bewiesen. Es wiederholt sich eben die Geschichte, daß die Opfer des einen Gott wohlgefällig sind und die des andern nicht, und was ebenso wahr und noch schwerwiegender ist, daß die Menschen ohne irgend einen Grund denselben Unterschied machen. Beide streiten um ein Mädchen, das sich nicht recht entscheiden kann, oder vielmehr, was sehr fein und sorgfältig auseinandergefädelt wird, sie kennt sich eben als Mädchen nicht genau genug, um zu wissen, wen sie am stärksten und am längsten wird lieben können. Sie sind beide so entgegengesetzt, darum zupfen sie beide an den extremsten Seiten ihres sinnlichen und seelischen Lebens. Sie heiratet Kain, aber der weiß ganz genau, daß die von seinem schweren Wesen unbefriedigte Hälfte ihrer Natur, die der sinnlichen Leidenschaft und des starken Lebensmutes immer den kecken Angriffen des anderen, liebenswürdigeren offen bleiben wird, und da sie im Begriff ist, dem Verführer zu unterliegen, erschlägt er den Bruder. Das ist der Kern der Handlung, wie er Hegeler zuerst aufgegangen sein mag, der sich nun bemühen mußte, den biblischen Gegensatz mit seiner ehrwürdigen Weisheit irgendwo in der von Staat, Polizei und Kirche behüteten Gegenwart unterzubringen. Abel ist ein früherer Leutnant, Kain ein Pfarrer in irgend einem kleinen Nest, das in Westfalen liegen kann. Dadurch wird die Sache sehr kompliziert und allein die bürgerliche Stellung des Brudermörders bringt Konflikte hervor, von denen jeder einzelne genügte, um die Ehe zum Bruch zu treiben und einen Roman aus sich hervorzubringen. Ein einfacher Pfarrer von puritanischen Gewohnheiten neben einer lebenslustigen eleganten Frau, ein Zweifler und Grübler, der seine Gefährtin nicht in seine seelischen Kämpfe ziehen kann, ein Mann, der sich überhaupt nicht für die Ehe eignet, weil er ein tiefes Bedürfnis nach Einsamkeit hat, die er gegen das Weib als den gefährlichsten Feind und Störer verteidigen muß: das ist so viel an Voraussetzungen, ein so verzweigter und kunstreicher Unterbau mit gefährlichsten Schachten nnd Minen, daß man die Tragödie der Eifersucht kaum noch darauf zu türmen braucht, um ihn zum Zusammensturz zu bringen. Jedes einzelne Motiv ist mit größter Gegenständlichkeit und Sachlichkeit behandelt, wird stets an der rechten Stelle von einer sicheren psychologischen Minierkunst angebohrt, aber in ihrer Gesamtheit heben sie sich mehr auf als daß sie sich gegenseitig fördern, und man möchte dem ungemein tüchtigen Roman einen geraderen Weg zur Katastrophe wünschen. Es scheint auch, daß der Verfasser immer wieder ausholt und zögert, weil er sich nicht recht entschließen kann, die sorgfältig auseinandergelegten Komplikationen moderner Menschen und Verhältnisse plötzlich auf den von der Bibel vorgeschriebenen einfachen Ausgang zu bringen. Und nach dem Brudermorde muß noch ein ganz neuer Konflikt anfangen, da der Pfarrer noch einen langen Weg der Qual zurückzulegen, Ankläger, Verteidiger und Richter in sich selbst zu einigen hat, bevor er das Bekenntnis ablegt und sich dem weltlichen Gericht ausliefert. Jedenfalls gehört Hegeler zu den heute seltenen Naturen männlich spröder Art, die sich nicht auf jedes Schifflein setzen, das die Zeitströmung gerade treibt. Er fährt allein und macht auch kaum eine einladende Bewegung, daß man ihm folgen soll. Liebenswürdig ist er nicht, ungefähr wie ein alter Schiffer, der einen Passagier mit der Absicht mitnimmt, ihm die Unbequemlichkeiten der Fahrt durch keinen Komfort zu erleichtern. Wenn ihm die Bank zu hart wird,

Digitized by Google

kann er ja wieder aussteigen. Es fehlt seinem Talent der Glanz der Liebenswürdigkeit und auch der bescheidenere Schimmer von Traulichkeit. Wir erwarten von ihm nicht den biederen Händedruck, wie ihn Hertzog dem Leser gibt, dagegen vermissen wir das Fluidum, das von seinen Geschöpfen auf den Leser überspringen muß. Gern schildert er leidenschaftliche Menschen, aber sie machen uns nicht heiß, wie seine tiefen uns nicht tief und seine frohen uns nicht froh machen. Gleich Kain könnte er sich rechtfertigen, daß er für seine Opfer nur die besten Teile frischen Wildprets nimmt aber das hindert nicht, daß der Opferrauch von den Altären mehrerer Abels uns lieblicher in die Nase steigt.

Wir schließen mit der Erzählung „Das letzte Kind",*) die Hermann Stehr in der Widmung an seine Frau ein Lied nennt, das ihn in bösen Zeiten von der Erde tiefster Qual befreit hat. Die Dichtung ist von Gerhart Hauptmann in einer österreichischen Zeitung einer begeistert anerkennenden Besprechung gewürdigt worden, und von diesem Freunde Stehrs erfahren wir auch, daß dem tragischen Dorfschullehrer, der sich als ein religiöses Genie offenbart, die Berechtigung zum Religionsunterricht auf Veranlassung der katholischen Geistlichkeit entzogen wurde. Das Lied vom Erdenleid und von der Erlösung beginnt mit einem schauernden Harfenklang, der süß geworden ist von allen überwundenen Bitternissen menschlicher Not. „Der Himmel ist die Seele der Erde. Darin läuten unaufhörlich die Glocken des Lebens und des Todes. Und auf jeden Schlag der ewigen Uhr löst sich ein Engel aus den weiten Räumen und schwebt hernieder auf die Welt der Erden. Die Glocke des Todes läutet verschieden, hart und stürmend, oder wie der leise Gesang eines Vogels klingt, je nachdem das Röcheln eines alten Herzens oder das letzte Wanken einer jungen Brust das Seil des Todes zieht." In drei Sphären spielt diese knappe Dichtung, auf der trüben Erde im Häuschen eines armen schlesischen Schneiders, im Zwischenreich der Luft, durch das der Frühling wandert, und im höchsten des Himmels, dessen Tore weit offen stehn für die in langen Zügen schwebenden Engel des Lebens und des Todes. Zwei Engel des Todes senken sich in brüderlicher Umarmung zur Erde hinab, der eine lauter und vollendet in himmlischer Schönheit, der andere versehrt durch die Umrisse eines menschlichen Leibes, der seine Glorie beschattet, und noch mit einem Rest von Erdenschwere, der die Lüfte unter seinem Flügelschlage aufregt. Dieser Mittler soll das kranke Brüderchen aus den Armen seiner irdischen Mutter reißen, die immer nur für den Tod geboren hat, aber je näher er der Heimat kommt, um so tiefer sinkt er in das Leid der Menschen und in das Mitleid, das sie füreinander in ihren endlichen Schmerzen haben, um so schwerer trägt er den Befehl der erlösenden unendlichen Güte. Mit der Mutter führt er einen schweren Kampf um die Seele des Brüderchens, und ihre Not und ihre Liebe zieht ihn mit solcher Last herab, daß er in einem Augenblick die Himmelsglorie verliert und als ihr verlorenes Söhnchen im Sterbkleid vor ihrer zitternden dem Überweltlichen fast erschlossenen Seele steht. Aber die unendliche Güte erbarmt sich und nimmt alle drei zu sich, daß sie durch das große Tor des Todes zum ewigen Leben eingehen können. Diese Phantasie ist ohne alle Schwärmerei und Überschwang, nicht die schwankende Vision eines Sehnsüchtigen, sondern ein Kunstwerk, ausgerüstet mit der Sicherheit eines Erlebnisses, das geschlossene in sich harmonische Werk eines seltenen Menschen, der tief zu leben und zu denken versteht, der mit mühseligen Schritten über die steilen Stufen

*) Berlin S. Fischer 1903.

Digitized by Google

schmerzvoller Erkenntnisse zum Gipfel des Trostes und der Befreiung emporgeklommen ist. Stehr hat so krankhaft feine Sinne, daß die schwächsten Eindrücke der Wirklichkeit, die die Augen und Ohren anderer kaum erreichen, ihm bereits wie schmerzhafte Erschütterungen weh tun, und was wir Wirklichkeit nennen, muß für ihn viel weitere Grenzen haben als für die gröberen Instinkte der Mehrzahl der Menschen. Da die Scheidewand zwischen dem Sinnlichen und Übersinnlichen bei ihm so dünn ist, daß er noch die Echos des Unendlichen zu hören scheint, so gibt es in seinem Buche auch kein plötzliches Überschwingen von einem Reiche ins andere, sondern das Himmlische folgert sich aus dem Irdischen mit einer Logik des Zusammenhangs, wie sie der Verstand allein nicht aufbringen kann. Von dem mit schärfster Intuition erfaßten Bilde der elenden schlesischen Hütte scheint wirklich ein Weg zu gehen über die Brücke des Traumes ins Reich der Vollendung. Hermann Stehr hat sich hier eine persönliche Mythologie geschaffen wie irgend ein mittelalterlicher Mystiker, der nicht gegen die Kirche aber doch neben der Kirche nach seinem Gotte suchte. Gerhart Hauptmann findet in ihm die Kraft der Ekstase, die unsere Zeit nicht mehr besitzt, und die Fähigkeit zu den tiefen, furchtbaren Schmerzen. Aber er geht wohl zu weit, wenn er die Dichtung ein Volksbuch nennt. Eine populäre Phantasie, die sich mit einfach kindlichen Überlieferungen deckt, kann ich in ihr nicht finden, viel weniger als im „Hannele", weil eben der Kreis seiner religiösen Vorstellungen menschlich ganz eigen und künstlerisch selbstgeschaffen ist. Wenn Stehr die Natur der Engel unterscheidet, wenn er eine Skala der Vollendung aufstellt, so erinnert er an Swedenborgs kompliziertes Geisterreich oder an Goethes abgestufte Engelchöre, und wir reihen ihn unter die Dichter, die sich des Bildhaften der Religion bedienten, ohne den alten Glauben erhalten oder neuen erwecken zu wollen.

Digitized by Google

Rundschau.

Sentenzen von George Meredith.

1. Auf einen Gedanken gehen drei Ideen.
2. Wenn ein Weiser einen falschen Schritt tut, wird er nicht weiter gehn als ein Narr?
3. Aus diesem Grunde fallen so viele von Gott ab, die zu ihm gedrungen waren, daß sie sich mit ihrer Schwäche an ihn hängen, und nicht mit ihrer Kraft.
4. Frauen haben keinen Humor. Ihnen ist Falstaff weiter nichts als ein unverbesserlicher Fettwanst. Aber sie lieben den Witz. Ihnen ist der Rappierstoß lieber als die volle Umarmung des Geistes.
5. Die Fähigkeit, sich ausschließlich um seine eigene Angelegenheit zu kümmern ist beim Menschen der Kraft gleichzustellen, die, beim Wasser einen Strom schafft.
6. Sentimental ist, wer zu genießen sucht, ohne die Schulden einer Tat tragen zu zu wollen.
7. Sentimentalität ist für die Furchtsamen, die Müßigen und die Herzlosen ein glücklicher Zeitvertreib und eine wichtige Kunst: aber eine verderbliche für die, die noch etwas zu verwirken haben.
8. Ob ein wenig Wissen von den Dingen gefährlich sei, darüber läßt sich streiten: aber hütet euch vor ein wenig Wissen von euch selbst!
9. Der Grund, warum uns Männer und Frauen geheimnisvoll sind und uns enttäuschen, liegt darin, daß wir sie aus unseren eigenen Büchern lesen wollen: genau wie wir erstaunt wären, wenn wir uns aus ihnen läsen.
10. Der Mann wächst, die Frau nicht.
11. Gebet eines Liebenden: „Gib mir Reinheit, des Guten in ihr würdig zu werden, und gib ihr Geduld, daß sie das Gute in mir erreiche."
12. Wer Sprichworte macht, was ist er als ein enger Geist und ein Sprachrohr für engere.
13. Ich denke, die Frau wird das letzte sein, was der Mann zivilisiert.
14. Unrecht zu leiden, ist immer ein Luxus, nur bisweilen eine Not.
15. Den geborenen Prediger empfinden wir instinktiv als unseren Feind. Er mag dem Elenden einiges Gute tun, der niedergeworfen ist und keuchend auf dem Schlachtfelde liegt: im Starken weckt er tödliche Gegnerschaft.
16. Zwischen der Kindheit und dem Jünglingsalter — in der Blütezeit — an der Schwelle der Geschlechtsreife — liegt eine selbstlose Stunde: die geistige Saatzeit.
17. Große Hoffnungen haben magere Brut.

Jean Paul-Raritätenkasten.

In Jean Pauls Lebensbilderbuch wechseln durcheinander Chodowieckische Philisterinterieurs mit Kanapees, Mullgardinen, Bierkrug und Kaffeekanne, und klingende Visionen, Traumgärten, Jenseitslandschaften im lila Frühlicht einer andern Welt.

Zwei Wesen scheinen in ihm verbunden, ein erdwurzelndes Menschenkind, das des Alltags Geschäfte, seinen lächerlichen Kleinkram und die grotesken Ornamente des leiblichen Lebens mit nachdenklichen Augen zu merken weiß und ein mythischer Pantasievogel mit weittragenden transparenten Schwingen, der allen Weltalls-Flugbahnen, Sternenwegen und Kometenstraßen gewachsen ist und aus Götterfernen in das Tal des Lebens hernieder blickt. Menschlich-künstlerisch lockt uns heut kaum etwas tiefer in uns selbst, als solche Mischung: Erdbeharren, von aller falscher Scham befreites Bejahen und Zugestehen irdischer Gebundenheit, das Zugeben der primitiven Wahrheiten unseres Leibes, eine Verkündigung der Enge, die, nachdem sie Niedrigkeit und Elend bekannt, zu allen unbegrenzten Möglichkeiten eines höheren Seins aus Vorstellungen und Träumen geboren aufwächst, und dann nach dem kosmischen Flug wieder demütig in das schmale Bretterhaus zurückkehrt.

In das für unseren Geschmack zu dicht verstrickte Gestrüpp der Werke hat ein feines Buch der Neigung eine Lichtung gebahnt, das „Stundenbuch", das Stefan George gesammelt und Melchior Lechter als ein Stimmungsbrevier eingekleidet (Verlag der Blätter für die Kunst). Aus diesen Seiten geht die Erfüllung jener Lobrede auf, die vordem in diesen Blättern Jean Pauls Wesen besang: „Wenn du höchster Goethe mit deiner marmornen Hand und deinem sicheren Schritt unserer Sprache die edelste Bauart hinterlassen hast, so hat Jean Paul der Suchende, der Sehnende ihm gewiß die glühendsten Farben gegeben und die heißesten Klänge."

Die glühendsten Farben und die heißesten Klänge . . . Unendlichkeitsweiten öffnen sich in den Landschaftsgedichten. Es

Digitized by Google

ist Jean Pauls Kunst, daß er den Horizont in ein unabsehbares Schimmermeer auflöst. Er rahmt nicht einen Garten- oder einen Waldausschnitt, er hebt ihn heraus und läßt ihn gleichsam im Weltall schwimmen von Farbenströmen und Luftmelodien umspielt. Eine Wollust des Grenzenlosen weht uns daraus an und ein Gefühl überwältigt uns, jenem Traumbann gleich, daß wir aufgelöst durch unendliche Räume gleiten, daß wir uns selbst entschwinden und in betäubende Weiten verfließen.

Saugende Herzen, schöpfende Herzen sind die Organe dieser Kunst, und gleich dem Lechterschen Orpheus wankt in göttlicher Trunkenheit der Dichter durch die Weltgefilde, darinnen „alle Röhren des Lebensstromes sich öffnen, alle Springbrunnen aufsteigen und brennend in einander spielen, von der Sonne übermalt." Auen und Wälder lösen sich in dunkle Unvergeßlichkeit auf, flüssiges Sonnenlicht rinnt von goldgrünen Hügeln; übereinander steigen hinauf „bunte Wolken, in denen ein Kern von Gold, von Silber, von Edelsteinen brennt; von Schmetterlingsflügeln sind Staubwolken abgestreift, die wie fliegende Farben den Boden überhüllen, und aus dem Gewölke blitzen reißende Lichtflüsse, die sich alle in einander verschlingen."

Und nach dem brausenden Orkan der Farben, weht ein Sturm der Düfte: hellblaue und goldgrüne Wolken aus Blumenodem geballt; die Herzen der Menschen versinken in die dunklen Düfte des Blütennebels wie in ein Gefühl aus tiefster Kindheit. Und zum Ende steigen in der Ewigkeit aus der Mitternacht, von den Ecken der Welt Klänge auf und überströmen sich, steigen höher und höher und verlieren sich wirbelnd in schneidende unendliche Höhe und lassen alle Wunden der Menschen aufbrechen.

In tropischer Fülle ein All- und Einklang der Farben, Töne und Düfte und man denkt an jenes Echo aus der Welt Baudelaires „Les sons, les parfums, les couleurs se répondent."

Die Antike sieht Jean Paul nicht Goethisch-Winkelmannisch, als Form und Klarheit, sondern in wogenden Farben und schwebenden Vorstellungen aus wallendem Gefühl empfangen mit fast grausam-stimuliertem Bilderreiz — hysterisch würden die klugen Elektra-Kritiker von heute sagen. Auf dem Forum steht er, unter dem aufgewühlten Schutt aus dem ausgegossenen Aschenkrug der Zeit und den umhergeworfenen Scherben einer großen Welt. Das Colosseum sieht er aufsteigen, mit dem Gebirgsrücken hoch im Mondlicht und den tiefen Klüften, die die Sense der Zeit hineingeschlagen und scharf daneben zerrissene Bogen wie mörderische Hauer; den palatinischen Berg voll Gärten und zerbrochener Tempeldächer, an denen der blühende Totenkranz aus Efeu nagt, und über das alles, über das Colosseum, die Tempel und die nackten Säulen, gießt der Mond sein „ätzendes Silberwasser" und löst alles in seine eigene Schatten auf.

Eine Sirenetta beschwört Jean Paul, sie taucht aus dem See, seltsam in Meergrün und Meerblüten gekleidet, kleine Floßfedern zucken an ihrem Rücken, ihr Gesicht ist meergrau und doch jung, aber voll kämpfender Farben. Und sie erzählt ein Ewigkeitsmärchen von der Welt.

Doch am tiefsten trifft voll Ahnung und Gegenwart die geheimnisvolle Sympathie, die auf Erinnerungssaiten zwischen Jean Pauls Welt und der des Schlesiers Hermann Stehr schwingt. In Hermann Stehr — das mitternächtige Lied vom letzten Kind sprach das am schmerzenstiefstem aus — treibt drängende Sehnsucht, alle Einbildungskraft in den Exaltationen künstlerischen Schaffens zu steigern, um eine Existenz für Momente in Zwischenwelten zu gewinnen, von denen aus unser Alltag aussieht, wie ein trauriges Spielzeug verkümmerter Kinder. Mit einer ungeheuren Spannung, einer ekstatischen Gebärde übermenschlicher Sehnsucht, einer brennenden Jenseitslust hat er in Worte und Formen etwas geballt, was unaussprechlich schien. Die Seelen der Menschen zeigte er noch halb im Bann der Körper, und doch sich aufschwingend zu fernleuchtenden Gefilden, kreißendes Losringen aus einer Erscheinungsform in die andere; und einen Bogen der Ewigkeit wölbte er zwischen der verfallenen Hütte des Dorfschneiders voll Kleinwesen verelendeter Menschlichkeit und kosmischen Sphären.

Über solchem Bogen wandelt auch, trunken von einem Allheitrausch, die Phantasie Jean Pauls. In beider Tiefen sieht man ein vulkanisches Brodeln, ein zischendes Wallen, krampfige Geburtswehen; wie von einer göttlichen Epilepsie der Gedanken werden ihre Geister geschüttelt; und eruptiv wie ein Lava-Ozean ergießt sich die Erkenntnis. Jean Paul findet selbst das tiefste Wort dafür: „wie ein Chaos wollte die unsichtbare Welt auf einmal alles gebären", und Ewigkeit und Endlichkeit stellt sich in einer großen Vorstellung dar: „das Meer höhlte sich aus und türmte sich in ungeheuren bleiernen Schlangenwülsten am Horizonte auf sich selber auf, den Himmel zuwölbend — und unten aus dem Meeresgrunde stiegen aus unzähligen Bergwerken traurige Menschen wie Tote auf und wurden geboren. Eine dicke Grubennacht quoll ihnen nach."

Und Jean Paul läßt wie Stehr die Wesen an „alle ihre Grenzen kommen."

Er fesselt mit Worten „überirdische, durch tausend Himmel auf die Erde fallende Augenblicke." Den „Zwischenraum bis zur neuen Verkörperung" bringt er in die Erscheinung, den „süßen Totentraum, der die

Digitized by Google

verstorbenen Menschen umwölkt" bannt er: die „unter den Stößen der Erde blutenden Menschen sollen zubeilen unter den Blumen."

Jean Paul malt die elysäischen Gefilde als eine Gefühlslandschaft, in der die Seelen wie die Blumen blühen, und die Blumen fühlen wie die Seelen; ein gaukelnder Wind mischt sie unter einem Schneegestöber von Funken und bunten Feuerflocken zusammen, und in betäubter Wonne sinken die fliegenden Seelen nieder in die Blumenfelder.

Eins reizt aber Jean Paul vor allem und darin liegt der tiefste Zug der Verwandtschaft zu Stehr, jenes Zwischenstadium zu verdichten, jenes Herübergleiten, halb sehnsuchterlöst, halb leiblich noch gebunden.

In der „unsichtbaren Loge" taucht auf eine solche Vision der Zwischenwelt: der Garten der Ewigkeit . . . „ein gedämpftes Jauchzen steht verhallend wie eine Abendglocke über dem himmlischen Arkadien." . . an seiner Schwelle verlassen ein Mensch im Schatten seiner Hülle, in der Luft duften zwei Leiber in eine dünne Abendwolke auseinander und das fallende Gewölk entblößt zwei Geister.

Sie wollen zu dem Menschen, er drängt zu ihnen. Aber sie können nicht in seinen Schatten hinein, er nicht aus seinem Schatten heraus und die Seele des Menschen spricht zum Leibe: „Ach, du bist nur noch nicht gestorben, aber wenn die letzte Sonne hinunter ist, so wird dein Silberschatten über alles fließen und deine Erde von dir flattern und du wirst an deine Freundin sinken" . . .

In Jean Pauls Werk sind aber solche Gesichte nur auftauchende Phänomene, er wagt sie nur als ein Traum zu geben, sie sind nur wie seltene Himmelserscheinungen, die in besonderen Nächten über die bürgerliche Wirklichkeit unserer Gassen und Plätze unerreichbar dahin ziehen. Hermann Stehr hat in seinem letzten Werk ohne die bequemen Apparate des Traumes, mit einer tollkühnen Wagehalsigkeit des Unterfangens, eine wahrhafte Lebensrealität des Vorgangs geschaffen und seelische Zwischenwelten mit helllichtiger Selbstverständlichkeit in die Anschauung gezwungen.

* * *

Wiederkehr des Gleichen lockt die Blicke zurück. Wer war Jean Paul, dessen Begriff dem Gedächtnis der heutigen entschwunden ist, und einige nur an Bayreuth und Wunsiedel und einen verschnörkelten barock-schweifigen Bücherpark denken läßt.

In seinen Briefen (Weidmanns Verlag) muß man ihn suchen. Sie geben ohne das Dickicht und die Schlingpflanzen der verschachtelten Romane ein Menschenabbild von bunt gemischten Komplikationen. Philistertum und Seelenschwelgerei einen sich in ihm, ein jedes gleich echt; ein Hausruhbedürfnis, eine Stubengemütlichkeit und ein periodisch auftretender Trieb zu Ekstasen, zur Emotion forte. In allen Wunden zerfleischter Gefühle wühlt er und er läßt sich vom Schicksal immer dahintreiben, wo der Boden am gefährlichsten wankt und unter dem Ansturm des Erlebens die Grundfesten der Menschlichkeit erschüttert werden. Er kann solche Vesuv-Expeditionen wagen, denn jedes Mal, wenn rings um ihn die anderen, vor allem die Frauen, die sich unter seine Flügel bargen, versengt, zu Asche verbrannt, zu Boden sinken, trägt ihn ein schneller Schritt in sein geborgnes Klein-Stübchen, in die Philisterbehaglichkeit, und die Schauer und Dämonien bleiben weit draußen.

Der zwischen den Sternen auf Kometenbahnen Taumelnde, ist, seinem irdischen Teile nach, ein realistischer Beobachter von einer Präzision der Kleinwahrnehmung, von einer Treffsicherheit des Gegenständlichen, von einer Merksamkeit für alle Requisiten und Kulissen des äußeren Lebens, daß seine Reisenotizen in den Briefen wirklich wie Chodowieckische Genres die anschaulichste Kulturbeute für Leben, Sitten, Dekorationen der Zeit sind. Und nicht nur als Beobachter interessiert er uns und scheint unserer Art, aus allen Dingen ein Wesenhaftes herauszusehen verwandt; auch in der Impression, in dem angespannten Drang sinnfälliger, malender, vorstellungweckender Fixierung, oft in äußerst persönlicher assoziationsreicher Prägung erkennt man über hundert Jahre hinweg eine künstlerische Nähe.

* * *

Wie Goethes Stella sind diese Briefe in ihrem ersten Teil ein Buch für Liebende, oder noch besser könnte man über dies durcheinander flutende, sich ablösende, aus einer Gefühlsphase in die andere gleitende Wesen Maupassants Worte „Notre coeur" setzen.

Wieder kann man hier die Liebe des Künstlers studieren — wie oft ist sie uns schon begegnet — die keinen Menschen lieben kann, sondern nur immer das eigene Gefühl, das Hingerissensein, das Trunkene der neuen Illusion. Nie liebt er die Frau, sie ist ihm nur die Mittlerin, sich zu entzünden, und ist sie verbraucht, so sucht er die neue Erregerin.

Es hat den Anschein, als ob das gesteigerte Phantasieleben des Schaffens alle Gefühlskräfte für die Wirklichkeit aussaugt, aufbraucht; drum jagt der Künstler nach allem, was ihm Schwingung gibt, was die helle Flamme wieder schürt, was ihm sein Fühlen fühlbar macht. Der menschlicherkenntnisvolle Herder sagte von ihm zum Trost für eine Verlassene: „er ist nicht fähig zu lieben. Lassen Sie ihn sein Dichterleben

Digitized by Google

fortsetzen. Tätige Liebe, reelles Für-Mit-Ineinanderleben ist etwas anderes als das Spiel der Imagination am Pult oder süßer Witz in Gesellschaften. Sei er aller Frauen Mann. Das Feenland der Imagination ist eine Transcendentalwelt." Und Jean Paul zeichnete selbst dies ihm Wohl-Bekannte, als er in „Titan" von Roquairol sagte: „Liebe schwelgerisch auffassend, aber bloß um mit ihr zu spielen — mit einem unwahren Herzen, dessen Gefühl mehr lyrisches Gedicht, als wahres Dichterwesen ist — unfähig wahr, ja kaum falsch zu sein, weil jede Wahrheit zur poetischen Darstellung artete und diese wieder zu jener. — Gleichgültig, verschmähend und keck gegen das ausgeschöpfte stofflose Leben, worin alles Feste und Unentbehrliche, Herzen und Freuden und Wahrheiten zerschmolzen herumschwammen . . ."

Ein Liebesreigen voll Seelenexaltationen und sinnlich-übersinnlichen Sensationen zieht vorüber. Eine aufgereizte Passion für die blutenden Wunden des Gefühls treibt die Weiber zu dem großen Zauberer, der sie umspinnt, daß sie zuckend und bebend, wonnedurchschauert, seinem räuberischen Griff ihre entblößten Herzen hingeben, und alles Fühlen zu seinen Füßen mit brechendem Blick waidwund hinströmen.

Alle Seelennerven liegen auch bei ihm bloß, weil er sich die „Haut davon weggeschrieben", er weidet sich im gesteigerten Selbstgenuß an diesem Erleben zwischen den Korybantinnen des Herzens und noch stärker genießt er es in den Reflexen, wenn er davon in den Briefen schreibt: von diesen délires du genie, von diesem Taumeln zwischen den Frauen, die sich von ihm das Gefühl zerfleischen lassen und ihm mänadisch mit Klag- und Wonnelauten zujauchzen.

Und mit Genugtuung erkennt er, „wie das Schicksal ihm alles über und ums Herz lenkt."

Alle Register der Stimulierung erprobt er. Mit den adligen Damen der Gesellschaft, mit Caroline von Feuchtersleben, mit Charlotte von Kalb, mit Emilie von Berlepsch und Henriette von Schlabrendorf verzückt er sich seelenschwelgerisch. Jene ekstatische sinnlich-übersinnliche Inbrunst schwelt mit schwülem Feuer zwischen ihnen, erregt die Phantasie mit den stärksten Reizen und die Unbefriedigung überspannt alle Saiten der Einbildungskraft.

Es gibt aber auch Bekenntnisse bis zu den Intimitäten der Bijoux indiscrets und der doigts libertins; den Hintergrund der galanten Bühne füllt eine ganze Suite von Frauen, die sich als Opfer bieten — er bekommt sie nach „Apostel-Zahl" in jeder Stadt — und die Heinesche Rubrik „Verschiedene" ist in diesem lyrisch-erotischen Harem doppelt und dreifach besetzt. Und alles wird bewahrt und nachgenossen: das Fingerspiel im dunklen Postwagen mit der jungen spröden Belgierin, die „litt und schwieg", Zärtlichkeiten mit allen Reizen der Gefahr in den Nebenstuben bei Gesellschaften mit Frauen, die die fürstlichen Brillanten an Hals und Busen tragen und sie vor Angst und Erregung zitternd lösen, um seinen verwegenen Händen Raum zu schaffen. Auch die „niedere Minne" wird nicht verschmäht — non sit ancillae tibi amor pudori — er lobt die schöne Bettmagd mit sinnlich malenden, doppeldeutigen Adjektiven: „ein großäugiges, weichlippiges, hartbackiges Ding."

Schleiermacher schreibt von seinen Berliner Tagen: er will nur Weiber sehen, selbst eine gemeine ist, wenn nicht eine neue Welt, so doch ein neuer Weltteil, und durch Gräfinnen, Baronessen, Jüdinnen, Naive und Empfindsame küßt er sich durch. Eine karessante Gavotte ist das gesellschaftliche Leben, „die Mädchen küssen in Berlin zuerst," berichtet Jean Paul stolz, und wenn man sich das Herz auch nicht schenkt, so pflückt man sich Erinnerungslocken, die den Beraubten schmerzlos nachwachsen.

Allmählich ward in diesem „geflügelten, ausschwärmenden Garconleben" Jean Paul müde. Nach dem „Lustgetümmel" will er Herbstruhe, die andere Person in ihm erwacht stärker, er wünscht Beschaulichkeit, einen breitbequemen Ehehafen, darin er sein behagliches Hauswesen treiben kann; das „auflösende Leben mit den genialen Frauen" hat er satt, „ein sanftes Mädchen soll im Ehebett liegen."

Den Ehestand, wie er ihn sich dachte, versuchte er mit einer Berliner Geheimratstochter aufzubauen. Es ward eine Tragikomödie. Sie irrten sich in einander. Sie war keine Sanfte, Stille, sie war selbst vom Stamm der Amoureusen, vor denen Jean Paul aus seinem früheren Leben flüchten wollte; mit unbezähmbarem Herzen durstete sie nach den heißen Essenzen, an denen sie sich in des Dichters Büchern berauscht und die sich nun wie ein überirdischer Seligkeitsstrom über sie ergießen sollten; das Wunderbare erwartete sie und die Erfüllung aller Rätsel. Der Mann aber wollte die vier Wände mit Büchern, Blumentöpfen, Haustieren, Fröschen und Eichhörnchen, dem Kanavee, dem Bierkrug und dem Duft von etwas Gutgebratenen in der Küche. Der kundige Genießer mit seiner mannigfachen Zusammensetzung wußte, daß jenes Erregungsfluidum, jenes gegenseitige Illusionsopiat nur außerhalb, im Nebenleben seine Wirkung tut, in einer gewissen, gutgezüchteten, artifiziellen Isolierung; zum ehelichen Schlafgemach, zu all der komisch-derben Gemütlichkeit kleinbürgerlicher eng auf einander gewiesener Nachbarschaft paßt es nicht.

Jean Paul hatte zudem in seiner gegensätzlichen Anlage gerade für eine solche Haus-

Digitized by Google

backenheit mit dick quellenden Bettfedern, mit Zipfelmützen- und Nachtjacken-Vertraulichkeit sehr viel übrig, er ruhte sich in ihr von den Krisen seiner nervösen Erotik aus. Aber in der Wahl der Partnerin hatte er sich dabei geirrt. Sie zog sich zwar demütig nach ihm, bereitete alles Wirtschaftliche nach seinem Sinn, dämpfte ihre Gefühle, weil sie seine Scheu vor heftigen Erklärungen, die er „in der Liebe nicht mehr begehrt," allmählich erkannte. Aber Kampf bis aufs Blut, ein sterbensmüdes Ringen zweier Naturen, die gern wollen, aber nicht ineinander stimmen, ist unausbleiblich; der ganze „Prozeß, der zwischen den Geschlechtern anhängig gemacht ist," spielt sich ab. Das kommt immer dann, wenn in dem Beschaulichen, Hausväterlichen der alte Zugvogel erwacht, wenn ihn die alte Erregungslust stachelt, wenn er seinen Koffer packt zum Reisen, um sich mit ausgebreiteten Armen in die Atmosphäre des Ruhmes, der Frauenhuldigungen, der Feste, des großen Lebens zu stürzen, nicht mehr Friedrich Richter der Ehemann, der bequeme Schlafrock-Philister, sondern der Dichter, der die Menschen magisch umspinnt, die Weiber verzückt und an ihrem Feuer, das er selbst entfacht, sich neu erglüht. Er fühlt dann wieder seine schweren Schritte schwebend werden, seine Phantasie tanzt und von seinen Lippen strömt Überschwang — sein Glück.

Er genießt sich so stark in solchen Momenten, daß er so schwach wird, seiner Frau nach Haus getreulich alles zu schreiben, wen er geküßt, und wie er getragen worden von Bewunderung und festlichem Jubel in Heidelberger Frühlingsnächten, auf blumenbekränzten Rheinfahrten, auf den Fürstenschlössern. Die Frau daheim fühlt sich als die Verarmte, Betrogene, alle andern haben das von diesem Mann, was sie nie haben wird, allen andern erscheint er in Gloria und Sphärenklang, und nur sie soll mit der Alltagskost seiner irdischen Menschlichkeit vorlieb nehmen.

Eifersucht und Verbitterung zerquält sie, die Desillusion zerfurcht ihr das Herz. In leidenschaftlich hingewühlten Briefen schüttet sie ihm alles vor die Füße, ihr übervolles, zärtlichkeitverlangendes Gemüt, maßloses Wüten, verzweifeltes Demütigen, Anklagen, Liebesworte, Todesschreie.

Matter, müder wird die quälerische Leidenschaft erst mit den Jahren; das Alter übt die Ausgleichung, der Mann zieht sich aus den Strudeln mehr zurück, die Frau bringt ihr unersättliches Verlangen und ihre starken Wünsche in Maß und Stille und ist glücklich, den Lieben nun wenigstens in der Altersruh betreuen zu können. Ein Alt-Leuteglück ists, Vesperstimmung und Sonnenuntergang, und Jean Paul besiegelt sich und der Frau dies Gefühl gemeinsamen Ganges in den Abend hinein, „das uns beide nun nicht mehr verlassen kann auf dem Wege nach der Fantaisie . . ."

* * *

In diesen Briefen interessiert noch das beobachtende und das malende Element. Jean Paul strebte mit einer krampfhaft angespannten Intensität nach Energie des sichtbarmachenden Ausdrucks. Das Abstrakte will er in sinnlicher Betätigung formulieren. Er wägt und überlegt, wie die Amateure der écriture artiste die Adjektiva nach ihrer Lebenskraft. Doch sucht er nicht nur die Luxuswerte, er greift in alle Reiche, er fürchtet das Barocke dabei nicht. Die Romantik, die in den Vergleichen gern das Kostbare und Seltene wählte, wirft ihm das Bürgerliche, — das Biedermeierliche würden wir heut sagen, — vor; Friedrich Schlegel spricht von seinen „bleiernen Arabesken" in Nürnberger Manier, von den „grotesken Porzellanfiguren seines wie Reichstruppen zusammengetrommelten Bilderwitzes." Uns ist aber diese „pikante Geschmacklosigkeit" von einem gewissen Stilreiz, und neben der koloristisch überreichen Instrumentation jener Stimmungen, die zum Eingang wieder klangen, genießen wir die lyrische Spießigkeit der Kleinmeisterei, das Quintus Firleinmäßige, das Leibgeber- und Katzenberger-Genre: Birnbaumholz, grüner Rips, Berliner Porzellan, bürgerlicher Klassizismus, Wedgewoodvasen, Stutzuhren mit griechischen Emblemen aus Spreeathen hinter dem Gießhaus, Trinkgläser mit Parzen, die von Chodowiecki angezogen scheinen, und über denen in zierlicher Kursiv-Stammbuchschrift steht: „Spinnet noch lange" eine Kleinwelt, wie sie ähnlich jetzt in der Ludwig Richterausstellung bei Keller und Reiner in artigen Puppenstuben aufgebaut ist. Sie bildet das Erdfeste in Jean Pauls Dichtung und darüber wölbt er dann erst sein Wolkenland des Jenseitigen. Auch in den Briefen spiegelt sich das alles, diese Mischung aus Gehobenem und Unmittelbar-Alltäglichem. Die Parze spinnt hinter dem Vorhang des neuen Jahres ihm „den Faden aus Hanf oder Seide, zu Stricken oder Bandagen." Einem Freund schreibt er, er möchte um ihn „frohe Minuten, wie Blumenstöcke stellen," und aus melancholischer Stunde schreibt er, sein Inneres ist „dunkeltrauernd ausgeschlagen, wie ein Sterbezimmer," wobei ich, ich weiß nicht durch welche Verbindung, den letzten Akt Michael Kramer fühle.

Ein scharfer, alle Nuancen erfassender Beobachter ist Jean Paul. Aus seinen Briefen erhalten wir mehr Eindrücke, als aus denen der Zeitgenossen, von der vie privée der Epoche, von dem täglichen Leben, seinen Maßstäben, Bedürfnissen, dem Umgangston, den Sitten.

Bürgerlichen und höfischen Stil kennt er. Im Hofkonzert zu Weimar muß man

Digitized by Google

einen Degen aphaben, um nicht aufzufallen; die Frauen vom Stand reden ihre Männer mit dem Titel an.

Der Ton des Adels in Berlin ist aber ungezwungener, „sogar in Paris soll nicht so viel Freiheit von gêne sein als hier," „der des Bürgers dagegen soll wie meine Halsbinde oft gesteift und gestärkt sein." Freigeisterei der Leidenschaft ist „revolutionär kühn anerkannt," „Gattinnen gelten nichts."

Die „Juden und Jüdinnen in Berlin sind so fein geglättet und zugeschnitten wie ihr Gold." Englisches Bier und Rosogliotabak ist die Parole der Lebenskünstler.

Dekorative Kunst und Komfort in Berlin von 1800 findet seine Anerkennung: Seidene Fauteuils, Wachslichter und der Nachtstuhl am Bett, und das neueste sind fertige Briefkouverts, 100 zu 10 Groschen.

Auch Mode-Kupfer gibts: Jacobis Porträt ist in „schönen neumodisch herabgeschlagenen weißglatten Stiefeln, Nankinghosen und dem jetzigen grauen Russenhut" gemalt. „Gestiefelt aufzutreten" gilt eigentlich als Kühnheit, Jean Paul leistet es sich aber und konstatiert mit Befriedigung: „sogar bei der Taxis sah ich einige Stiefel." In Leipzig (1798) kann man „sein Haar entweder à la Brutus, oder Titus oder Caracalla oder Alcibiades verschneiden; die Weiber aber windeln leider jetzt den Kopf ganz in einen Seidenturban ein." Ein Gesellschaftssport ist Küssen und Lockenrauben, Jean Paul erbeutet einmal eine ganze Uhrkette von dreier Schwestern Haaren.

Viel Geld verschlingt der Bader, „weil ich den verdammten Kinnigel öfter scheren lassen muß" und die leidigen Abgaben für die Dienerschaft. In einer Gesellschaft in Leipzig leuchtet sogar die Magd bei hellem Tage hinab, damit „man in den Opferstock — der Leuchter ists gewöhnlich — einlegte."

* * *

. . . „ein schön Raritätenkasten" von Visionen, Stimmungen, Gefühlen und Genrebildern sind diese Jean Paulbriefe und in ihrer Mischung ein bunt farbiges Abbild seiner dichterischen Welt, zu der man wieder den Eingang suchen sollte: durch ein zopfiges Portal in die Ewigkeit . . .

F. P.

Die Neue Rundschau.

Die „Freie Bühne" hatte zuerst ein Kampforgan zu sein. Nachdem sich die Zeiten geklärt und die Anschauungen verbreitert hatten, durfte sie sich zu einer allgemeineren modernen Monatsschrift entwickeln, die den Titel „Neue Deutsche Rundschau" annahm. An zehn Jahre hat sie sich zu einem Sammelpunkt moderner Bestrebungen in allen öffentlichen Dingen herausgebildet. Dem steigenden Interesse ihrer Leser verdankt sie es jetzt, daß sie wiederum in eine neue und reichere Phase treten darf. Wie der Prospekt auf das Jahr 1904 zeigt, ist sie in der günstigen Lage, nicht bloß eine selten glückliche Auswahl geeigneter Beiträge darzubieten, sondern diesen endlich auch einmal die Form und das Äußere entsprechend zu gestalten. Wandlungen haben vielleicht im Augenblick etwas Peinliches, aber wenn sie sich bewähren, sind sie nur das gute Zeichen eines Wachstums und einer Assimilisationsfähigkeit, die zu einer Zeitschrift lebendigen Charakters besser passen will, als das Festhalten an gewohnten und unzeitgemäßen Überlieferungen. Die Schönheit, die sie offen oder versteckt in allen ihren Teilen gepredigt hat, wird die Rundschau jetzt in dem ruhigen Maße ihres Wesens auf sich selbst anwenden können. Sie wird ein gutes Buch werden, nicht bloß als Papier der Mitteilung, sondern als Kunstwerk der äußeren Darbietung. Und bei dieser Gelegenheit erlaubt sie sich auch den letzten Schönheitsfehler zu tilgen, den Titel, den sie niemals so liebte wie den Inhalt. Der neue, nur ein wenig variierte Titel läßt das Wort „Deutsch" selbstverständlich aus keinen anderen Gründen fort, als aus denen besserer Rhythmik und geringerer Verwechslungs-Möglichkeit. Diese drei ersten neuen Worte sind nichts als die letzte Folge der formalen Reinigung: Die Neue Rundschau.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Berlin.
Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02757 8544

Digitized by Google

Digitized by Google